

*image
not
available*

B. Prov.

XXII

223

VITT. EM III

NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadie XXXVIIII



Num.° d'ordine /

Falcetto

13-65

~~129-13-29~~

P. Prov.

XXIII

223

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

647611

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Neunundvierzigster Theil.

FREIDHOFF — FRIEDRICH (Bischöfe).

Leipzig:

J. A. Brodhaus.

1849.



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.

A — G.

Neunundvierzigster Theil.
FREIDHOFF — FRIEDRICH (Bischöfe).

FREIDHOFF.

FREIDHOFF (Johann Joseph), geb. zu Heggen in Westfalen 1768. Erst im J. 1791 wurde ihm möglich, seine frühere Liebhaberei für bildende Kunst auszubilden; er ging nach Düsseldorf zum Kupferstecher J. G. Hud, arbeitete unter demselben und reiste mit seinem Lehrer nach Hildesheim, wo er für den Grafen von Brabeck einige Gemälde schuf. Es war die Absicht des Grafen, die vorzüglichsten Gemälde seiner Galerie durch geschickte Kupferstecher bearbeiten zu lassen und sodann einen Kunsthandel zu errichten, doch verlegte er diese Anstalt nach Dessau, wo sie unter dem Namen der chalcographischen Gesellschaft viele schöne Kupferstiche hervorbrachte. Freidhoff war eins der thätigsten Mitglieder dieser Anstalt, verließ aber dieselbe im J. 1798 und begab sich nach Berlin, führte daseibst einige schöne Platten in Schwarzdruck aus, reiste darauf nach Holland und Paris, lehrte mit vielen Kenntnissen bereichert zurück, wurde dann 1805 Professor und Mitglied des Ernats der königlichen Akademie der Künste und starb im J. 1818. Einen Theil seiner vorzüglichsten Werke findet man in Nagler's Lexikon beschrieben. 4. Th. S. 478. 479. Vergl. Küssli's Künstlerlexikon. 1. Th. S. 252—254. (*A. Weise.*)

Freie. f. Staatsbürgerthum.

FREIHAGEN, Stadt im Fürstenthum Waldeck, District der Werbe, an der Watter, mit einer Pfarrkirche und einem ritterschaftlichen Gut, 130 Häuser und 940 Einwohner. — Einst gründete hier Karl der Große einen Freisuhl, und noch die Kaiser Wenzel und Siegmund belebten Personen aus Gorbach mit dem Freigrafenamke. In Freihagen wurde 1572 der Theolog Matthias Martinus geboren. (*Daniel.*)

FREHMUTH (Johann Konrad), geb. am 22. Nov. 1775 zu Wigoltingen im Canton Thurgau der Sohn wohlhabender Kandleute, stellte sich, nach dem Wunsche seiner Ältern, dem ärztlichen Berufe widmen. In dem Gymnasium zu Frauenfeld erhielt er den ersten Elementarunterricht. Später bildete er sich in den höhern Lehranstalten zu Zürich. Mitten unter den Stürmen der französischen Revolution, kurze Zeit nach dem Sturze Robespierre's, bezog er die Universität zu Paris. Die Lecture von Voltaire's Schriften befehlte ihn in dem Enthusiasmus für republikanische Ideen, als er in sein Vaterland zurückgekehrt war. Er nahm lebhaften Antheil an der Emancipation des Juraans. Er erhielt dort die Stelle

eines Obergerichters, als der genannte Canton der helvetischen Republik einverleibt worden war. Seinen Fähigkeiten nach würde er zu einem höhern Amte berufen worden sein, wenn er das constitutionsmäßig dazu erforderliche Alter besessen hätte. Sein Amt gönnte ihm Ruhe, eine ärztliche Praxis damit zu verbinden, worin er sich schnell ein allgemeines Vertrauen erwarb. Als die Mediationsverfassung für die Schweiz 1803 ins Leben trat, übernahm Frehmuth die Stelle eines Obergerichters beim Obergerichtungsgericht. Er ward zugleich Mitglied des großen Rathes und 1805 auch in den kleinen oder den sogenannten Regierungsrath aufgenommen. Im J. 1807 ward er zum Präsidenten des Sanitätsraths erhoben. Er bekleidete die genannten Stellen eine Reihe von Jahren mit rastloser Thätigkeit. Die Pflichten seines Berufs erfüllte er so gewissenhaft, daß ihn der unangenehme Verdacht einer zu großen Vorliebe für das fröhliche Verwaltungssystem in der öffentlichen Meinung nicht verabschieden konnte. Dessenungeachtet ward ihm süßbar, daß er nach der neuen Organisation des Regierungsraths im J. 1811 für seine bisher behauptete Stellung nicht mehr geeignet sei. Er beschränkte sich daher auf die von ihm nebenher besorgte Verwaltung der Cantonskasse, blieb jedoch bis zu seinem Tode Mitglied des großen Rathes. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn oft die Idee, sich gänzlich vom Staatsdienste zurückzuziehen. Ein schmerzhaftes Ubel ergriß ihn, das nach langwieriger Krankheit am 15. April 1843 seinen Tod herbeiführte.

Frehmuth hinterließ den Ruhm eines Geschäftsmannes, der mit gründlichen Kenntnissen rastlose Thätigkeit und eine nicht gewöhnliche Umsicht vereinigte. Unter schwierigen Zeitverhältnissen wußte er durch weise Verwaltung der Finanzen oft mit sehr geringen Mitteln für die nöthigsten Bedürfnisse des Staatshaushalts zu sorgen. Einen Theil derselben besetzte er durch Bildung besonderer Fonds aus kleinen Ersparnissen und zufälligen Einnahmen. Um den Straßen- und Wasserbau, dessen Leitung zu seinen Functionen gehörte, erwarb er sich um so größere Verdienste, da er dazu weniger die Kräfte des Staats als einzelner Gemeinden in Anspruch nahm, deren getheiltes Privat- und Privatinteresse er zu vereinen suchte. Die ärztliche Praxis gab er zwar nicht gänzlich auf, beschränkte sie jedoch auf die ärmern Classen. Als Chirurg und Accoucheur gewann er viel Vertrauen. Mit großer

Vorsiehe und nicht ohne günstigen Erfolg widmete er sich der Oekonomie auf einem von ihm erkauften Gut. Den Landeuten war er ein Muster durch seine Belehrung und sein Beispiel. In der naturforschenden und gemeinnützigen Cantongesellschaft, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, verwaltete er längere Zeit die von derselben gestiftete Ersparungscasse. Seiner Betriebsamkeit verdankte auch das Cantonshospital seine Entstehung. Auch manches andere gemeinnützige Unternehmen im öffentlichen und selbst im Privatleben verdankte der Thurgauer seiner kräftigen Mitwirkung. Immer behielt er bei seiner vielfach verzweigten Thätigkeit noch Müsse, sich mit einzelnen Fächern der Literatur, für die er sich besonders interessirte, zu beschäftigen. In seinem regelmäßig geführten Tagebuche zeichnete er seine Beobachtungen auf und legte darin manche werthvolle Abhandlung nieder, vorzüglich über landwirthschaftliche Gegenstände. Über das Creditwesen und die Schulverschuldungsanstalten im Thurgau schrieb er 1830 einen lehrreichen Aufsatz. Auch über Gesetzgebung flossen geübte Arbeiten aus seiner Feder. Sein Urtheil wurde immer durch die Zweckmäßigkeit der Sache bestimmt, weniger durch die bestehenden Rechtsverhältnisse. In Geschäften wie im Umgange widerstrebte alles leere Formenwesen seiner rein praktischen Sinnart, die ihn zu einem rasch durchgreifenden Handeln trieb. Was er als zweckmäßig und gemeinnützig erkannte, setzte er durch, ungeachtet durch alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Ebenso unerschütterlich fest hielt er, allem Autoritätsglauben abhold, an der durch eigenen Nachdenken gewonnenen Überzeugung. Seiner politischen Meinung nach war er ein Freund des besonnenen Fortschritts. Er begriff die Unaushaltbarkeit der mit dem Jahre 1830 in seinem Vaterlande eingetretenen stürmischen Bewegung. Laut aber äußerte er darüber seine Mißbilligung, weil er mit dem Sturz veralteter Formen auch manches Gute und Zweckmäßige untergehen sah, das er zum Theil selbst mühsam hervorgerufen hatte. Am meisten schmerzte ihn, zu sehen, wie seine finanziellen Principien andern Grundfägen weichen mußten, die er nicht billigen und mit seiner echt republikanischen Gesinnung nicht vereinigen konnte. Eigentlich Rehnertalter mangelte ihm. Dagegen besaß er eine ungemeine Gewandtheit, durch seine Fragen von ungebildeten Personen eine bestrebende Auskunft über Gegenstände zu erhalten, von denen er näher unterrichtet sein wollte. Eine ausgebreitete Local- und Personenkenntniß und ein sehr treues Gedächtniß unterstützten ihn. Sein Urtheil über Personen und Sachen war treffend, aber mitunter scharf und nicht ohne einen Anstrich von Sarkasmus, den er selbst in öffentlichen Versammlungen nicht ganz unterdrückte. Über die engen Grenzen des Privatlebens, so günstig es sich auch für ihn gestaltet hatte, streifte sein rastloses thätiges Geist hinaus. Nur in einer gemeinnützigen Thätigkeit fand er volle Befriedigung. In seiner Glanzperiode übte er durch Popularität einen entscheidenden Einfluß auf die Menge. Auch als er bei vorgerücktem Alter sich von dem öffentlichen Schauplatz zurückgezogen hatte, blieb der Name des Oberrechnermeisters, mit welchem ihn die Landeute zu begrüßen pflegten, noch

lange unter den Bewohnern des Thurgaus in legendärem Andenken *). (Heinrich Döring.)

FREIENSEEN, Marktflecken in der Herrschaft des Grafen von Solms-Laubach in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, Kreis Hungen. Der Ort liegt am Seebach, hat 180 Häuser, 1360 evangelische Einwohner, eine Pfarrkirche. Besondere Erwerbszweige machen hier die Weberei und zwar Siamosen und die Färberei für Baumwollen- und Keinengarn aus. Zur Bürgermeisterei von Freienseen gehören der Hof Oberse, die ehemalige Glashütte, die Hofmanns-, Streblors- und die Hörsenmühle. Der Ort liegt an der Straße von Fulda nach Gießen, eine Meile östlich von Laubach. — Derselbe war ehemals ein Reichsflecken, welchem Karl V. 1555 einen Schutz- und Freiheitsbrief erteilte, den Leopold I. und Karl VI. 1659 und 1713 bestätigt haben. Seit dem marburger Vergleich von 1639 erkannte der Ort, gegen Verdrängung aller seiner Freiheiten, die Grafen von Solms-Laubach als Herren, und leistete ihnen die Erbhuldigung. Hessen-Darmstadt galt als Schutzherr. (Daniel.)

FREIENWALDE (Mineralquellen) †). Die Stadt Freienwalde, 7 1/2 Meilen von Berlin an der Oder gelegen, wird von Höben umflossen, in denen Iron und Sand, Braunkohlen, bituminöses Holz, Mergel, Kalkstein und Thonsteinflint lagern. Aus diesem Boden kommen erdig-salzinische Eisenquellen, die aber arm sind an freier Kohlensäure. Die Quellen entspringen theils in einem Thale in der Nähe des Stadt, theils in der Vorfluth. Der Grund zu den Brunnenanlagen außerhalb der Stadt wurde schon im J. 1684 gelegt. Man benutz das Wasser bei Schnädegußkanden des Nervensystems, der Schleimhäute, der Haut, des Gefäßsystems, und zwar hauptsächlich zu Bädern, denen nach Umständen noch Eisen, Schwefel, aromatische Kräuter zugefügt werden, seltener zum Trinken. — Man unterscheidet aber zweierlei Anstalten in Freienwalde:

1) Der königliche Gesundbrunnen, einige tausend Schritte von der Stadt in einem von Höben umflossenen Thale gelegen, ist ein der Stadt gehöriges Etablissement, dessen Gebäude zur Aufnahme von Curgästen und zur Badenutzung der Heilquellen dienen. Sechs Quellen liefern das Wasser: a) der Königsbrunnen; b) die Mineralquelle am Wege; c) die Kuchenguelle; d) die Jeschke'sche Quelle; e) der Georgenbrunnen; f) die Mineralquelle des herrschaftlichen Bades. Das Wasser hat eine Temperatur von etwas über 7° R., besitzt einen zusammengesetzten Geschmack und bekommt an der Luft ein schillerndes Häutchen auf der Oberfläche und einen ocker-

*) Bergr. Schweizerzeitung, 1843, Nr. 115. Den Raum freilegt der Zeitschrift. Jahrg. XXI. 1. St. S. 293 fg.

†) R. D. Allione, De fonte sacro Freienwaldensi. (Florenz, ad Viadr. 1885.) — M. Albert, Schaarschmidt, De fonte medicato Freienwaldensi. (Halle 1729.) — J. B. Geydeler, Beschreibung des Gesundbrunnens und Bades zu Freienwalde. (Berlin 1795.) — J. J. Zäpf, Freienwaldes Alexandrinobad. (Berlin 1823.) — A. Treumann, Die Heilquellen und Badeanstalten des königl. Gesundbrunnens zu Freienwalde a. d. O., topographisch historisch und ärztlich dargestellt. (Berlin 1827.)

gen Niederschlag. Es enthält nur wenig kohlensaures Gas. Nach Rose geben 16 Unzen Wasser an festen Bestandtheilen in Granen:

	Königsbrunnen.	Küchenquelle.
Chlormatrium	0,760	— 0,240
Schwefelsaure Kalkerde	0,160	— 0,160
Kalkerde	2,080	— 0,480
Kohlensaure Kalkerde	0,060	— 0,100
Kalkerde	2,080	— 0,100
Kohlensaures Eisenoxydul	0,175	— 0,260
Kieselde	0,040	— 0,050
Extractivstoff und Harz	0,080	— 0,160
	5,435	1,550

2) Das Achillesbad oder Alexandrinbad in einer Vorstadt von Freienwalde kam erst in diesem Jahrhundert durch John und Fürst in Aufnahme. Das gehörig eingerichtete Badehaus wird durch drei Quellen versorgt, den Oberbrunnen und Hauptbrunnen, deren Mischungsvorhältnisse im Ganzen mit jenen des königlichen Gesundbrunnens übereinstimmen, und die sogenannte Schwefelquelle. Die Temperatur der letztern beträgt nur + 6,5° R.; ihr Wasser ist trübe, verbreitet einen depavitischen Geruch, und besitzt einen zusammenziehend-depavitischen Geschmack. Nach John enthalten 16 Unzen Wasser an festen Bestandtheilen in Granen:

	Oberbrunnen.	Hauptbrunnen.
Kohlensaures Eisenoxydul	0,13	— 0,20
Kohlensaure Kalkerde	0,88	— 1,09
Kalkerde	0,05	— 0,10
Schwefelsaure Kalkerde	0,20	— 0,31
Kalkerde		
Pflanzenertract	0,27	
Harzige Materie		
Chlormatrium	0,31	
Extractivstoff		0,66
Ehlorcalium		
Freies Alkali	0,27	
Gummigen Extractivstoff		
Pflanzenlaures Kali		
	2,11	2,36

	Schwefelquelle.
Kohlensaures Eisenoxydul	0,26
Kohlensaure Kalkerde	1,23
Schwefelsaure Kalkerde	0,61
Kalkerde	
Pflanzenertractivstoff	0,31
Harzige Materie	
Ehlorcalium	
Chlormatrium	
Pflanzenlaures Alkali	0,72
Gummiges Extract	
Kohlensaures Kali	

3,13

Der Kohlensäuregehalt in 16 Unzen Wasser beträgt 1,64 G. 3. beim Oberbrunnen, 2,45 G. 3. beim Hauptbrunnen und bei der Schwefelquelle. (F. W. Theile.)

FREIERSBACH (Mineralquelle). Im obern Theile des Renthales im Schwarzwalde, im Großterjogadum Baden, ganz nahe bei dem durch seinen Euerling bekannten Petersthal, kommt die freiersbacher Mineralquelle zu Tage, welche in einem geräumigen eingetieften Badehaus zu Bade- und Brunnencuren benutzt wird. Freiersbach ist ein eisenhaltiger Schwefeläuerling. Das Wasser hat + 10° R., ist kohlensäure, perlt stark und anhaltend, riecht schwach nach sauren Eiern oder abgebranntem Schlepulver, und hat einen flüchtigen, prickelnden, nur wenig salzigen Geschmack. Seine Benutzung findet vorzüglich bei gichtischen, rheumatischen, pituitösen, catarrhalischen Beschwerden statt, bei crantheimatischen Metastasen und Dyskrasien, bei Hämorrhoidalreiden und Menstruationsfehlern, bei Mercurialsyphilitis. Nach Köreuter enthalten 16 Unzen Wasser gegen 20 G. Zoll kohlensaures Gas und Schwefelwasserstoffgas, und an festen Bestandtheilen:

Kohlensaure Kalkerde	3,10
Schwefelsaures Natron	2,20
Kohlensaures Natron	0,46
Eisenoxydul	0,44
Schwefelhaltiges Bitumen	0,36
Kieselde	0,30
Kohlensaures Manganoxydul	0,20
Kohlensaure Bittererde	0,15
Schwefelsaure Kalkerde	0,15
Chlormatrium	0,13

(F. W. Theile.)

FREIESLEBEN, 1) Johann Friedrich (Edler von), geb. am 21. Oct. 1690 zu Glauchau im Schönburgschen von bürgerlichen Eltern. Sein Vater, Johann Friedrich Freiesleben, war dort altenburgischer Regierungsadvocat. Zu Leipzig widmete er sich der Jurisprudenz. Im J. 1712 erwarb er sich dort die Magisterrürde durch Verttheidigung seiner Disp. de jurisprudentia scholastica, seu praeparando juris studioso in scholis. (Lipsiae 1712. 4.) Im J. 1718 erlangte er zu Erfurt den Grad eines Doctors beider Rechte. Er verttheidigte bei dieser Gelegenheit seine zu Erfurt 1718 gedruckte Diss. de genuina legum civilium indole, earundemque a jure naturae etc. differentia et dependentia. In Leipzig, wo er sich als Privatdocent habilitirt hatte, las er seitdem Collegien und beschäftigte sich mit der juristischen Praxis. In diese Zeit seines Lebens fallen zwei Inauguraldissertationen, die er für Peter Lufens in Hamburg und dessen Bruder schrieb. Die erste dieser Abhandlungen, zu Leyden 1718 in Quart gedruckt, ist betitelt: De relinquendis haereditatibus, secundum principia juris naturae et determinationes juris Hamburgici. Die zweite Abhandlung erschien 1721 zu Leyden unter dem Titel: De aequitate juris statuarii Hamburgici, circa processum judicium, deque differentiis ejusdem ac juris communis et Sax. Um diese Zeit (1721) begab sich Freiesleben als gräflicher reuss-plaußiger Hof-Justiz- und Consistorialrath nach Gera. In dem dortigen Gymnasium erhielt er eine ordentliche Professur der Juris-

prubenz'). Im J. 1734 ward er zum Vicekanzler und Vicepräsidenten des Consistoriums ernannt. Seine gründlichen Kenntnisse und seine unermüdete Thätigkeit erwarben ihm allgemeine Achtung. Einen ungewöhnlichen Beweis hiervon erhielt er, als der Kaiser Karl VI. 1738 den alten Adel seiner Familie für ihn und seine Nachkommen unter dem Titel: Edle von Freiesleben, des heiligen römischen Reichs Ritter, erneuerte. Auf mehrfachen Ansuchen ward er 1741 von seiner Professur dispensirt. In den Jahren 1742 und 1743 besand er sich als Gesandter in Wien. Im J. 1750 erhielt er die Würde eines Kanzlers und Präsidenten. Er starb am 1. Sept. 1770. Zu seinen Schriften, größtentheils Dissertationen, gehört noch die Abhandlung: *De indole, mediis et usu cognitionis jurisprudentiae civilis, vulgaris atque eruditae*. (Lipsiae 1721. 4.) und ein ebenfalls selbst 1722 erscheinendes Programm: *De viis methodi institutionum et pandectarum corporis juris Romani*).

2) Heinrich Ludwig, geb. 1698 zu Altenburg, studierte zu Leipzig und Wittenberg Theologie. Auf der zuletzt genannten Universität erlangte er 1722 die philosophische Magisterwürde. Im J. 1725 ward er Unter-Sollaborator des Ministeriums zu Altenburg. Er starb am 19. Juni 1752 als Pastor zu Zettlitz unter Borna. Von rühmlichem Fleiß und gewissenhafter Quellenbenutzung zeugt das von ihm zu Altenburg 1717 in Folio herausgegebene Werk: *Flores hinc inde parsi et ex historia ecclesiastica excerpti de meritis illustris gentis Kindehianae circa reformationem Lutheri*).

3) Gottfried Christian, geb. 1716 zu Altenburg, gest. am 24. Juni 1774 als bergzöglicher sachsen-gothaischer Hofrath und Bibliothekar zu Gotha, schrieb Mehreres, größtentheils anonym, unter anderem ein Werk unter dem Titel: *Falschheit der neuen Propheten*. (Altenburg 1751 — 1758. 5 Stücke.) Aus dem Französischen übersehte er den *Micromegas* von Voltaire. (Dresden 1751.) Auch gab er *Maximes de Morale, tirées des Poésies d'Horace etc.*, heraus. (Gotha 1759.) Für die Literaturgeschichte wichtig war die von ihm zu Leipzig 1760 besorgte Nachlese zu Gottsched's Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst).

4) Johann Karl, geb. am 14. Juni 1774 zu Freiberg, verbandte seinen Eltern eine sorgfältige Erziehung.

1) Bei dem Eintritte seines Lehramts erschien die Schrift: *Erklärung zweier Collegien über das Recht der Natur und der Vernunft*, davon ersteres Dr. Johann Friedrich Freiesleben, als Prof. Jur., das andere Dr. Christian Friedrich Hänel, als Prof. Phys., hielten wiew. (Geta 1733. 4.) 2) Bergl. Weidlich's Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 253 fg. *Abhandlung's Fortsetzung und Ergänzungen zu Zöcher's Oesterreichers. Leberechtslehre's gemeinnütziger Intelligenzblatt*. 1789. St. 1 — 3. Meusel's Verzeichn der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 471 fg. 3) Bergl. *Abhandlung's Fortsetzung und Ergänzungen zu Zöcher's Oesterreichers. Leberechtslehre's Verzeichn der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*. 3. Bd. S. 471. 4) Bergl. *Abhandlung's Fortsetzung und Ergänzungen zu Zöcher's Oesterreichers. Leberechtslehre's Verzeichn der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*. 3. Bd. S. 471.

Das Bergwesen, dem sich sein Vater und seine beiden Großväter gewidmet hatten, erhielt auch für ihn einen unwiderstehlichen Reiz. Durch das ihm übertragene Copiren von Dienstschriften und Rechnungssachen erlangte der achtjährige Knabe schon früh allgemeine bergmännische Kenntnisse, die sich noch erweiterten, als sein Vater ihn auf die Revier- und Grubenbesührungen mitnahm. Als Zögling des freiberger Gymnasiums in den Jahren 1785 — 1790 fand er mehrfache Gelegenheit, sich zu seinem künftigen Berufsfache auszubilden, unter anderem bei der Wiederherstellung eines im Januar 1786, unmittelbar am dem älterlichen Hause eingestürzten Schachtes. Einen tüchtigen Grund zu seiner weitern Ausbildung legte er durch eigene Bergarbeiten, die er in den Schulferien unternahm. Seine Geistesfähigkeiten hatten sich früh entwickelt. Durch Schärfe und Klarheit des Verstandes, sowie durch unermüdeten Fleiß erregte er als Zögling der Bergakademie zu Freiberg die Aufmerksamkeit Werners, der sich in mehrfacher Weise um ihn verdient machte. Er übertrug ihm Übersetzungen und Zusätze aus historischen Schriften, und gestattete ihm die freie Benutzung seiner Bibliothek. Die fast ungetheilte Achtung seiner Lehrer und Vorgesetzten erwarb sich Freiesleben durch den Fleiß und Ernst, womit er in den Jahren 1790 — 1792 unter Werners besonderer Leitung seine bergmännischen Studien betrieb. In diese Zeit fällt manches innige Freundschaftsverhältniß, das er mit mehreren talentvollen jungen Männern schloß, die damals in Freiberg studirten. Vorzüglich bezeichnend waren für ihn einige wissenschaftliche Excursionen, die er mit Leopold von Buch und von Schlotheim im J. 1791 durch Sachsen und Thüringen unternahm, und von denen er auch Einiges durch den Druck bekannt machte). Noch im J. 1791 begleitete er Alexander von Humboldt, der um diese Zeit Zögling der Bergakademie zu Freiberg geworden war, auf seinen ersten geognostischen Wanderungen. Mit Humboldt besuchte Freiesleben im Sommer 1791 das böhmische Mittelgebirge, worüber er geognostische Beobachtungen in dem dritten und vierten Stück des bergmännischen Journals vom J. 1792 mittheilte. Einige andere Aufsätze aus dieser Lebensperiode befinden sich in Grell's chemischen Annalen.

Mit dem Plan, die Rechte zu studiren, bezog Freiesleben zu Oftern 1792 die Universität Leipzig. In den Ferien machte er einige Aufzüge, theils mit dem Grafen Segner und Dr. Reuß, theils mit seinem Onkel, dem

5) Mineralogisch-bergmännische Beobachtungen auf einer Reise durch einen Theil des meißner und erzgebirgischen Kreises zu Anfang des Jahres 1791 (in dem bergmännischen Journal. 1792. St. 8 — 10.) Geognostisch-bergmännische Beobachtungen auf einer Reise durch Saalfeld, Gumboldt und einen Theil Thüringens, von J. K. Fr. in L'empere's Magazin für die Bergmannschaft. 1793. 10. Th. S. 3 — 114.) Beschreibung der Aufbereitung auf Kupfer bei Friedrich August Größelien zu Weischmar, als Nachtrag zu den über denselben Gegenstand im Magazine der Bergbaukunde Jahrg. S. 106 fg. befindlichen Aufsätzen, von J. K. Fr. a. a. O. 10. Th. S. 115 fg.). Nachtrag einiger mineralogischen und geognostischen Bemerkungen zu den Beobachtungen auf einer Reise durch Thüringen von Johann Karl Freiesleben (a. a. O. 11. Th. S. 32 — 37).

verholtes Ansehen nach 46jähriger Dienstzeit eine ehrenvolle Entlassung zu Theil. Das Comthurkreuz des königlich sächsischen Civilordensordens belohnte seine vieljährige Thätigkeit. Auf dem Messingwerke Niederauerbach, wohin ihn eine Geschäftsreise geführt hatte, starb er nach kurzem Krankenlager am 20. März 1846.

In seinen Lieblingsstudien gebörte die Mineralogie, für die er sich schon im jugendlichen Alter durch seine enge Verbindung mit Berner lebhaft interessirt hatte. Während seines ganzen Lebens widmete er jener Wissenschaft seine Aufmerksamkeiten. Er besaß eine reiche Mineraliensammlung, die er auf seinen Reisen und durch seine literarischen Verbindungen im In- und Auslande jährlich vermehrt hatte. Diese Sammlung, mit großer Sorgfalt systematisch geordnet, diente er zu einem trefflichen Lehrmittel für die freiberger Studierenden, stets bereit, jeden Schag unter lehrreichen mündlichen Erläuterungen vorzuzeigen. Auch als Schriftsteller war er für die Verbreitung mineralogischer Kenntnisse fortwährend thätig. In den Jahren 1817 und 1818 erschienen zu Freiberg seine „Beiträge zur mineralogischen Geographie von Sachsen“⁹⁾. Im J. 1822 gab er ebenfalls anonym seine „Systematische Übersicht der Literatur für Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde“ heraus. Ungefähr um diese Zeit (1821) hatte er einen ausserordentlichen Katalog seiner Mineraliensammlung ausgearbeitet, die er 1823 der Universität zu Wörlitz käuflich überließ. Durch den Staatsrath Fischer von Waldheim ward jener Katalog ins Französisch überetzt und 1827 zum Druck befördert. Eine neue Mineraliensammlung von ebenfalls bedeutendem Umfange begründete er seit 1824 durch den Ankauf mehrerer Privatansammlungen und durch eigene Collectanten. Unter allen seinen schriftstellerischen Arbeiten war jedenfalls die bedeutendste sein im J. 1820 begonnenes „Magazin für die Derytographie.“ Was er seit früher Jugend an historischen und kritischen Notizen über den Mineralreichthum Sachsens gesammelt hatte, legte er in diesem umfangreichen Werke nieder, das er in zwanglosen Heften erscheinen ließ. Diese Beschäftigung füllte mit unermüdblicher Ausdauer fast alle seine Mußstunden. Außer zwölf ordentlichen Hefen erschienen von diesem Werke noch drei Extrablätter. In jenen war Freiesleben der Ordnung des Werner'schen Systems gefolgt und hatte darin die erdigen, salzigen und brennbaren Stoffe behandelt. Die Extrablätter enthielten eine Monographie der sächsischen Erzgänge und ihrer Formationen. Zu seinen schriftstellerischen Arbeiten gehören auch mehrere Beiträge zu der vorliegenden Encyclopädie. In seinem literarischen Nachlasse fanden sich noch reichhaltige Materialien zu einer Schrift über das Vorkommen der Erze in Sachsen. Neben der Herausgabe seines Magazins und der pünktlichen Beforgung seiner früher erwandten Geschäfte beim mannfelder Bergbau waren es hauptsächlich die freiberger Wohlthätigkeitsanstalten, welche in den letzten Lebensjahren seine Zeit und Thätigkeit vielfach in Anspruch

nahmen. Der Rückblick auf sein öffentliches Leben gewährt, mit dem Borten eines seiner Freunde, „das wohlthuende Bild einer strengen und gewissenhaften Pflichttreue, einer rastlosen, wohlgeordneten und fruchtbaren Thätigkeit und eines für das Wohl des Vaterlandes und das Gedeihen der Wissenschaft stets lebhaft erwandten Sinnes.“ Als Gatte und Vater, als reicher Freund, als Unterthür vieler Verlassenen und Hülfbedürftigen zeigte sich sein Charakter von einer sehr liebenswürdigen Seite.¹⁰⁾

5) Karl Friedrich Gottlob, geb. am 12. Aug. 1801 zu Giesleben, wo sein Vater Oberbergrath war, folgte demselben 1808 nach Freiberg. In dem dortigen Gumnasium setzte er den Unterricht fort, den er bisher in einem Institut des Predigers Elze zu Wiederstedt erhalten hatte. Unter seinen Lehrern gewann Gernhard den entschiedensten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung. Mit Vortheil benutzte er auch die Vorträge, welche Berner und Licht auf der Bergakademie zu Freiberg hielten. Im J. 1818 bezog Freiesleben die Universität Leipzig, wo er sich der Jurisprudenz widmete. Als Baccalaureus der Rechte hielt er juristische Examinationen. Seit 1821 arbeitete er als Expedient bei dem Dr. Wieland, und als Auditor bei dem leipziger Handelsgericht und Kreisamt. Im J. 1823 erhielt er eine Anstellung zu Gernitz als Diffactuar in dem dortigen Justizamt, und im Dec. 1825 als Actuar in dem Consistorium zu Leipzig. Im J. 1828 ward er als Actuar immatriculirt. In diesen Verhältnissen regte sich oft in ihm der Wunsch, sich dem Bergbau widmen zu können, für den er schon in früher Jugend entschiedene Neigung in sich verspürte hatte. Ein Armbruch hatte seine Ältern abgehalten, zu jenem Lebensberuf ihre Zustimmung zu geben. Er erreichte indessen dennoch das Ziel seiner Wünsche, als er 1829 als Bergschreiber und Assessor in Freiberg angestellt ward. Eine ähnliche Stelle mit einem erweiterten Wirkungskreise erwartete ihn 1836 in Schneeberg. Der Ruf dahin fand ihn jedoch auf dem Krankenlager. Ein mehrjähriges Brustleiden hatte seine physischen Kräfte erschöpft. Er starb am 2. Juni 1836, allgemein geschätzt wegen seiner gründlichen Kenntnisse und unermüdeten Thätigkeit. Sein Charakter als Mensch empfahl sich durch unbeschränkte Redlichkeit, Gemeinnut und ein biederes, anspruchloses Wesen. Von einem umfassenden Werke, das ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte und zu welchem er reiche Materialien gesammelt hatte, konnte er nur den ersten Band vollenden. Einer seiner vertrauten Freunde unterzog sich der Herausgabe dieses Werkes. Es erschien zu Leipzig 1837 unter dem Titel: „Darstellung der Grundlagen der sächsischen Bergwerksverfassung; aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Staatswirtschaft, verfaßt von K. F. G. K.“ Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Friedrich Bülow.“ In dem Vorworte, das auch einige biographische Notizen enthält, sagt der Herausgeber unter andern von seinem

9) Auch unter dem Pseudonym: Geognostische Arbeiten. 3. und 6. Bd. Die ersten vier Bände erschienen zu Freiberg 1807—1816, der fünfte 1818.

10) Bergl. Berg- und hüttenmännische Zeitung. 1846. Nr. 31. Brunsfel's Gel. Anzeiger. 2. Bd. S. 417 fg. 9. Bd. S. 374. 11. Bd. S. 239. 13. Bd. S. 410. 17. Bd. S. 615. 22. Bd. S. 213. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XXIV. 1. Th. S. 191 fg.

Freunde: „Ein klarer, scharfer Verstand, ein vorwaltendes Streben nach Gründlichkeit, ein lebhaftes Interesse an jeder Quelle nützlicher Belehrung waren ihm eigen, während das Haschen nach Schein und Blendwerk seinem Geiste ebenso fremd war, wie seinem offenen, geraden, vertrauenswürdigen Charakter.“ (Heinrich Döring.)

Freigeborne. Freiglassene, f. Staatsbürgerthum.

FREIGERICHT, macht im Allgemeinen den Gegensatz zu den Gerichten über Eigenthum, hat aber zugleich mehr besondere Beziehungen und Bedeutungen¹⁾. (Jac. Grimm²⁾) bemerkt: „Freigerichte waren ursprünglich beinahe alle, und jedes Gau oder Markgericht hätte so heißen können. Späterhin aber, als sich die Landeshoheit der Fürsten entwickelte, entsprang eine besondere Bedeutung. Einzelne Bezirke, die sich unabhängig erhielten und dem Reiche unmittelbar unterworfen blieben, führten den Namen Freigerichte, wie die unmittelbaren Reichshofstädte freie Städte genannt wurden. Solche Freigerichte finden sich namentlich in der Wetterau, z. B. das altentworfene Freigericht, das Freigericht der Grafschaft Rieneck; ihre Richter, Urtheiler und Boten nannten sich Freigrafen, Freischöffen, Freiboten, im Gegensatz zu den Gaugrafen, Centgrafen, Centschöffen fürstlicher Gebiete. Ihr Sitz hieß Freisitz, Freigrafenschaft; die Freisingerichte in den Dörfern Heimbach, Wilsch und Glöblich. Günther 3. Nr. 290 (a. 1343): Wir Bentgrafe, Schreyen und Rantolf des Gerichte zu Wendhausen gemeinlich bekennen, daß wir ein recht frihe gericht Kunig Karl's geseßen haben. Wendhausen B. haben sie getheilt und gewiße, daß ein igit Freibote aller freien Leuten ein Freigericht verfüründigen soll. Rieneck B. vergl. Halt aus 502, 505. Wiewol ich nicht leugne, daß dergleichen Namen und Formeln hin und wieder in landesherrlichen Gerichten, weil sie vor Alters eben wol placita liberorum heißen, begegnen können.“ So Jac. Grimm. Zur Erläuterung des Verhältnisses der Freigerichte zu den Gaugerichten bemerken wir, daß die letzteren ursprünglich auch Hofsgerichte³⁾ waren, oder den Blutbann hatten; denn Gauggerichte und Frei-

gerichte waren Anfangs eins, zur Zeit nämlich, als die Gauggerichte noch Reichsgerichte und noch nicht landesherrlich geworden waren. Ein Theil der Gauggerichte behielt auch noch später den Blutbann, nur daß das Freigericht vorzugsweise als Criminalgericht galt. So heißt es in der Criminalordnung vom J. 1522⁴⁾: „Aber so die Uebeltaten, welche doch an das Freigericht laut der Ordnung gehören, mit gebühlichem Rechte ausfindig gemacht und an und durch unsere Hoch- und Gegerichte zu gebühlicher Strafe verurtheilt der Kaiser, und des H. Reichs peinlicher Halsgerichtsordnung nicht gestraft wurden, soll den freyen Gerichten ihr gebühlicher Lauf und Proceß unbenommen sein.“ In dem Recesse zwischen dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und der Stadt Soest vom J. 1686 heißt es VI⁵⁾: „Vor dem im zehnten Punct genannten Freigerichte (als welches ursprünglich und fürnehmlich ein Criminalgericht gewesen, und folgendes in H. R. Reich aus solchen Absichten wiederum abgeschafft worden) die Grenz-Sachen mit den Benachbarten, und sonderlich denen Chur-Eöllnischen, so denn vias publicas und verglichen gehören, dahin aber sonst keine causae civiles vel privatorum, es sey auch finium regundorum, de pastu pecorum, ex L. aquilina und dergleichen, zur rechtlichen Entscheidung gegeben, sondern wenn dergleichen Sachen zwischen Partheien in der Güte (so vor gedachten Frey-Gerichte, oder auch vor dem Stadt-Rescriptat nach Einkündigung dieses Puncts in alle Wege versucht und mit Fleiß verhandelt werden mag und soll) nicht gehoben werden, sondern zum Proceß kommen würden, an offtgemeindeten Bericht der vier Räte obnervierlich verwiesen werden sollen.“ Jac. Grimm sagt: „Kein teuffisches Land war der Bewahrung und Fortpflanzung des alten Gerichtsverfahrens fähiger, als Westfalen; hier dauerten, durch örtliche und geschichtliche Verhältnisse geschützt, eine bedeutende Anzahl von Freigerichten fort, die sich unmittelbar von dem Oberhaupt des Reichs herleiteten, und unter dem Namen Femgerichte oder westfälische Gerichte bekannt sind. Wiggands Untersuchungen haben ausgemacht, daß, obgleich diese Gerichte während des Mittelalters, und vorzüglich vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in einen besonderen Freischöffenbund übergingen, ihnen ursprünglich nichts Anderes, als das einfache und gewöhnliche Verfahren der alten placita liberorum zu Grunde liegt,“ und weiter unten, nachdem Grimm davon gehandelt, daß auch die Friesen ihr Recht und ihre Freiheit desselben von Karl dem Großen ableiten, fährt er fort: „Endlich zeigt sich die Ähnlichkeit der westfälischen Freigerichte mit denen in andern teutschen Gegenden, daß sie nicht bloß über peinliche, sondern über die gewöhnlichsten Civilsachen in Gegenwart aller Freien urtheilten, und alsdann auch ungerufen versammelt wurden: alle diejenige, die ein eigenes Haus haben in einer freien Grafschaft und darinnen wohnen, si sin dan wetten of unvetten (wissende oder unwissende), fri of eigen to behorig,

10) Vergl. Fr. Kütan a. a. D. Den Reuen Restrog der Teutschen. Jahrgang XIV. 1. Th. S. 874 ff.

1) Palaeus (Glossarium col. 504, 505) behauptet Freigericht unter vier Arten oder Rubricen. 2) Deutsche Rechtsalterthümer S. 828. 3) So sagt Wilhelm Dietrich von Paderborn in der Urkunde vom J. 1317 (bei Schalen, Anaal. Paderborn. P. II. p. 109): Altum iudicium quod vocatur Gogerichte, quarent aut Alud ab antiquo quarente conuenerunt, und Bischof Bernhard von Paderborn in der Urkunde vom J. 1324 (bei demselben S. 183): Oppidum dictum to dem Forde, cum omnibus suis iuribus et iurisdictionibus, et specialiter cum alto iudicio, quod Gogerichte vulgariter dicitur. Das alte rathenliche Stadtrecht (bei Cosmann, Materialien zur Geschichte Nr. 1) sagt Art. 1: so welch man eyn borgerliche to ruden yu, den en mach neman nyt laden mit eme sworde to seine gogerichte. (In der Stadt selbst war ein Gogericht des Erzbischofs von Köln.) Art. 9: dat neman neyenen borgerhe yu der wörden mach inden to den vryendinghe, umme sake, de men richten mag vor gogerichte unsers hern van Colne, et enry also vele dat welich man de van erlyken vrien Oude to doghedingen hadde, de mochte eyn Fryshene hebben.

4) Bei Goldast, Reichsstatuten S. 352. 5) Bei Konningham I. 1. P. VI. p. 434.

heren of junkeren lude, of sie sin dan wie sie wel-
len und sin, die sin in dem rechten izliches jais
jo tom minnesten drie (drei Mal) schuldig zo folgen
vor dat *elike diat* und *frigerichte*, Rindl. 3, 626 (a.
1490). Nun bestand, seit jener Schöpfung und geblieben
war, neben dem offenen Freigericht ein heimliches,
welches Strafe (Feme, s. oben S. 681) blos unter Wissen
den erkannte und den Ausspruch geheim hielt.“ So Jac.
Grimm. Aber das heimliche Ding ist es, was die west-
fälischen Freigerichte so berühmt oder rüchlich so be-
rühmt gemacht hat. Auch waren die vielen Freigerichte
in Westfalen nicht alle auch alte gegründete Gerichte, son-
dern es wurden auch neue errichtet. Da Freigericht die
besondere Bedeutung eines Gerichtes, welches die heim-
liche Acht aussprach, erhielt, so ward Freigericht in die-
ser speziellen Bedeutung gleichbedeutend mit Heimgericht.

Zwischen Erschaffenheit. Das Protokoll des
Jehmter-Gemeints vom J. 1490⁶⁾ sagt: „Da sick oft
und dick gewissens, dat de Fryenstoile Saken vor
de heimlike und opene Achte bringen, de dar nyt
hen behöden, unde den Greven, und andern Rich-
teren thoquemen, wurde gefragt, welke Saken vor
de heimlike und opene Achte gehören? — Vor
de hemlike Achte gehören *erstlich* u. f. w. Vor de
opene Achte oder openen Ding behört *erstlich*“
u. f. w. In demselben Protokoll heist es S. 265: „Werd
eme wat vor dat heimlike und opene ding gehö-
ret uppenbar, als et hiervör tho der ersten Fra-
gen geschrieven ist u. f. w. In den Art. Def. von
15..“ wird bemerkt: „und werden an ernensten sul
zu Dedingkhausen, wie auch an andern freyen
stulen zwey Gerichte gehalten, das eins die *heim-
liche acht*, das andere das *offene Gedinge* genandt.“
Kaiser Friedrich III. gab dem Erzbischof von Trier im
J. 1438 ein Privileg⁷⁾, daß Niemandem erlaubt sei,
trierische Untertanen „vor kein *heimlich* oder *offent-
lich* freyes Gericht in Westfalen“ zu laden. Da-
selbst heist es: „ob von einichen Freygrafen, Scheffen
oder Richtern in *heimlichen* oder *offentlichen*
Gerichten in Westfalen icht darwider geurtheilet
oder vollfahren werde“ u. f. w. In einer Ur-
kunde des Kaisers Karl IV. vom J. 1360⁸⁾ wird gesagt:
„auch also daz die offenbar Benecke, die in der
egenannten Stat den freyen ban haben, uff den vor-
genannten Freyenberg in den vier benken vor Borken,
heimliche benke sein sollen; unschedlich an-
dern Leuten an yren rechten.“ Ein ansbürger Weis-
tum sagt: „und sol zuvor“ an gespanner Bank
Feimbruch im offenbaren gericht erkannt sein, und
sol in das offenbar Freigericht gefordert werden
und nit in das *haimlich still gericht* der *haim-
lichen* beslossen (verschlossenen) Acht.“ Die ansbür-

ger Reformation des heimlichen Gerichtes vom J. 1437
sagt: „Item hette ein unwissende man eynige mis-
setat begangen ofte gefan, *de vromoghe* were unde
beclaget worde, den unwissende man solde *eyn*
freygrebe aber myt synen vorsigelten brieffen vor
bodunge thun, unde dem eynen tag legen oder den
firtzen nachten vor daz uffinbare frye gerichte. Nach
siech dy den der missetat ontslen unde entledigen,
als recht is, des mach he genyszen; und mach
he sich des nicht entledigen oder ontslen, als recht
is, szo mag man die missetat oder en zugen und
richten in der heymlichen achte also recht is.“
In einer Ladung⁹⁾ heist es: „vor das uffenbare Ding
des heiligen heymlichen gericht.“ Der Freigraf Jo-
hann Kasse zu Lichtenfels sagt in dem Ladungsbriefe¹⁰⁾
an Gengen: „Wisse Heintze Contze Schatze, woha-
haft zu Frankfort, das du ser schwerlichen vor
mich an dem freyen Stuhl zu Lichtenfels vor das
heymlich Gericht gebracht bist, vor ordentlichen
Clage wegen Contzin van Molhusen siene vollmech-
tliche Procurat: antreffende dinen Lip und hoeste
Ehre, und mir derselbe Procurator mit Orteil und
mit Rechte abgewonnen sind dir eynen gerechten
Gerichtsdag zu legen, und des lege ich dir eynen
gerechten Gerichtsdag zu Lichtenfels unter der
linden vor das uffinbare Ding des heiligen heym-
lichen Gerichts, das du dar komest mit din selbs
lybe“ u. f. w. Nach einer Urkundenfelle vom 1470¹¹⁾
wird vor dem Freisshule zu Brasel gesagt um Schuld
gegen die Stadt Frankfurt, weil sie Recht verweigert.
Sie wird als ungedorham verurtheilt und die Exécution
verfügt. Jedoch heist es am Schlusse, wenn der Kläger
demnach nicht binnen gebührlicher Zeit befristigt werde
und fúrter Gerichtes begehet, so solle die Klage gehen
„usser dem *offenbaren friengedinge*, und wirchen
(wirken) in dey *heimliche achte*, und richten aldar
inne vort über der obgenannten verolagten lyff und
ere nach der *heimlichen achte* und frienstolsge-
richte.“ Nach einer Urkunde vom J. 1440¹²⁾ hält der
Freigraf zu Blaumen ein gebotes heimliches Gericht, „to
rechten over lyff und ere to hogesten rechte na
der hilgen *heymlichen achte* rechte.“ Die Kläger fragen,
„ob die Beclagten nicht vortide vor dessen
vrienstols stund verolaget, gheeyschet und verbadet
(d. h. durch Absendung von Boten, Freischöpfen) vor dat
apene vrye gerichte, oir lyff und ere to oren ho-
gesten rechte to verantworn.“ Die Ladung und die
Ungehorfam wird constatirt, die Klage in aller Form wie-
derholt und die Acht oder Vernehmung ausgesprochen. In
einer Urkunde vom J. 1506¹³⁾ heist es: „ordel . . na
dem male dat wyneken vorg. were int eyrste lo-
veloess und erloess meyndlich geworden und ge-
daget na Fryenstoels Rechte, und nu dat Gerichte

6) Bei Wigand S. 364. 7) Bei Kopp S. 466. 8) Bei
Hofstein T. II. p. 423. 9) Bei Nanning, Monum. Monast.
Dec. I. p. 179. 10) In dieser Ladung hat Bruno (Beizog)
zu den beständigen Richtern des Mittelalters, T. Xbden, zum April
Recht, wenn er meint, die heimliche Acht sei von dem offenbaren
Ding wie die zweite Ladung von der ersten unterschieden gewesen.

11) Bei Frober, De secr. jud. p. 145. 12) Bei Zenden-
berg, und daraus bei Fütter S. 4 und im getheilten Katen-
der vom J. 1784. 13) Bei Zendenberg, B. d. Kall. Ger.
Rt. 40, Bergl. Wigand S. 418. 14) Bei Grote, Jahr-
buch S. 330. 15) Bei Kindlinger, R. S. III, 2, R. 217.

sigen, und heben dann wiederum an, als diernach geschrieben steht. Ich frage dich, Freifrone: ob dessen wohl Tag und Zeit sei, daß ich in Statt und Stube unfres allergnädigsten Herren des Römischen Kaisers oder Königs ein heilig Ding, und heimliche Achte und Gerichte spanne und hege zu Rechte unter Königbanne, nach dem Rale, daß ich den Bann von dem Kaiser und die Gewalt des Gerichtes von dem Stuhlherren habe. Der Freifrone soll weisen für Recht, nach dem Rale, daß Ihr den Bann der Freien: Grafschaft und den Freien: Stuhl von dem Römischen Kaiser oder Könige seiner Hand selbstem leiblich oder seiner Majestät Statthalter empfangen habet, und die Gewalt von dem Stuhlherren, so ist der Tag wohl so recht und recht, daß Ihr das zu Rechte thun möget und hegen und spannen ein heilig Ding und heimliche Achte unter Königbanne. Auf eine weitere Frage des Freigrafen weist der Freifrone für Recht: Ihr sollt zu dem mindesten sieben Freischöffen oder Freie der Freien: Grafschaft oder sonst andere sieben Freischöffen unverleget ihres Rechtes bei Euch stehn, die dar (dasselst) Urtheile weisen und Getüch (Zeugen) sein desselben Gerichtes zu Rechte, und fort (ferner) mit einem Schwerte und Stride oder Bül daran, und legen das Schwert mit dem Stride auf die Bank, und hegen und spannen ein heilig Ding und heimlich Gericht unter Königbanne ein werf (ein Mal), ander werf (zum zweiten Male), derdei werf (zum dritten Male) unter dem Königbanne, so soll die Bank dann gedeket sein mit einer linnenen Quele. Der Freigraf sagt nun, daß er jenes thue, und fährt fort: — und schließe (nämlich ich schließe) diese Königs: bank, Statt (Städte) und Stuhl mit diesen acht“) Freischöffen des Königs mit Namen, diesen sieben a. b. c. d. e. f. g. und mit dem Freifronen, und fort mit allen diesen andern Freischöffen, als sich das mit Rechte gebühret unter Königbanne, und verbiete hier einem jeglichen unwillenden Ranne des Königs Lose (Lofung, oder besser lose“), d. h. von den Ausweisen der Unwillenden derselben erledigte) Statt (Städte) und Stuhl bei dem Banne und bei dem höchsten Wedde, und“) bei der Wede (Wiede) und Reipe (Stride).“ Da die weltstättischen Freigerichte durch die Vereinigung des Schöffenbundes und der heimlichen Achte“), welche sie ausübten, und wegen

welcher sie Heimggerichte genannt wurden, so wichtig und suchbar waren, so haben nicht bloß die Geschichtschreiber“), deren Glaubwürdigkeit man vielleicht verdächtigen könnte, sondern auch die Rechtsbücher und Urkunden“) selbst sich vornehmlich mit dem heimlichen Theile der weltstättischen Freigerichte beschäftigt. Da diese wegen dieses Theiles Heimggerichte heißen und diese der Gegenstand dieses Artikels sind, so müssen wir in dieser Beziehung noch Einiges bemerken. Die arnsberger Reformation vom J. 1437 beginnt: „Reformation des heymlichen gerichtes“ u. s. w. Das Rechtsbuch der Heimggerichte bei Wigand Nr. 27. S. 359 sagt: „So wann man eynen frischeffen vor dem heimeliche gerichte anlangen ind andedingen wyl“ u. s. f. w., und etwas weiter unten: „So mach hey dan in dat heimeliche gerichte komeu“ u. s. f. w. Kaiser Friedrich III. bedient sich in dem Schreiben vom J. 1440“) des Ausdrucks: „daz heymeliche Gerichte zu Westfalen.“ Kaiser Karl IV. sagt in dem Privileg vom J. 1359“): „in ducatu Angarie et Westphalie — — comitue libertae seu jurisdictiones freygrafschaft seu stillgericht“) vulgärer nuncupatae.“ In dem Verort der Stadt Nordbrg über die ihr vom Erbsteyr zur Hälfte verliehene Freygrafschaft zu Nordbrg vom J. 1358“) heißt es: „us liebet begewen dy vryen Gruncap half zu horkus dar man pleget zu richtende heymeliche vreyeding, dy sy und ore sichte hebbet gehad von alder tzu von keyser Otten. von konigie Rudolve und von anderen keyseren und konighen des Rumessen richen, und sunderlichen von dem unvorwunnen heren, Keyser Karle, dy nu eyen gewalidich Keyser is,“ u. s. w. Natürlich ist die Beziehung auf Kaiser Otto nur von der freien Grafschaft zu verstehen; denn damals wurden noch keine heimlichen Freiebinge, sondern nur offene oder öffentliche gehalten. Wenn Erzbischof Hermann von Göln in seiner Reformation vom J. 1522 den Vorwurf macht: „es würden die heimlichen Gerichte über liggende Habt und Güter, die da frey: stadtgüter genannt würden, und unter solche heimliche Gerichte wider derselben ursprüngliche Art und Herkom-

richtigen Verhandlungen und Verfügungen des Heimggerichts 1334 bei Wigand S. 226, 228, 230, 241.

27) So sagt Henricus de Herfordia: „Legem Secreti iudicii, quod patria lingua Vespa dicitur.“ Heyme und heimliche Achte sind nämlich in den Rechtsbüchern als gütlichbreutend gebraucht. Aeneas Silvius sagt von den Schuppen: „Secretos habent ritus et arcana quaedam, quibus malefactorum indicant. Ea nondum quicquam repetitur eis, qui vel metu vel pretio revelavit. Ipsorum quoque Scabimorum magna pars occulta est etc.“

28) So a. B. heißt es in der ein von einem dortmunder Bürger verkauften Urbe betreffenden Urkunde (bei Rindling, Nr. B. III. 1. Nr. 105): „Coram Jo. dicto Vach libero comite demicelli. Conrad comite Tremonensi et coram scabinis secreti iudicii.“ Die Stadt Dreunster deslöst: „nullis deinceps clandestinis illius iudicii . . . sociis (veem schepenen appellabant) in causis locum fore.“ f. Rapp S. 46. 29) Bei Wigand S. 250. 30) Westfälisches J. III. So a. B. heißt es auch in der Urkunde von 1416 (in Sandenbrück S. 8. Kall. Ger. Nr. 4): „ad liberas aere Westphaliae Freygerichte aere Sall. gerichte vulgärer nuncupatas.“ 31) Bei Wigand S. 540.

22) So auch das Rechtsbuch bei Wigand Nr. 25. S. 352, es geht daraus hervor, daß auch der Freifrone ein Freischöffe war. 23) Nämlich dem königlichen lose stat und etoil, nach dem Rechtsbuche bei Troß S. 34, und etoil bei Wigand S. 352, nämlich dem königliche lose stat und etoil des königliche. 24) So nach dem Rechtsbuche bei Troß S. 352, nach dem bei Wigand S. 352: by denne banne und hogeten wedde, as (als) by der weede und reipe. Der Freigraf fragt nun weiter den Freifronen, nach dem Rechtsbuche bei Troß S. 34: ob es ihnen unwillen man sich tolge (verleutliche, verleihe) in disse heimliche achten und gerichte und die belastende, und nach dem bei Wigand S. 352: ob sich eyn unwillende man toge in disse heymlichen achten des königliche, was (sine Bruch) der Wedde“) darum wäre. 25) Nämlich, was H. genannt: des höchsten (heiligen) richen heimliche achten, und bei stichter bründe bei seinem Reichen bei Trandien, as (nach) der heimelichen achten rechte und, als die höchsten rymen heimelichen achten recht la, und nach bligende dicit: als der heimelichen achten recht is; f. p. B. des Freigrafen zu ge-

men gebraucht und gezogen," so hat er nur den heimlichen Theil der Freigerichte im Auge; denn der öffentliche Theil der Freigerichte war ebenso alt, als die Gauderichte, da sie ursprünglich nur eins waren. Freilich suchten die Freigerichte auch noch längst nachher, nachdem sie von den Gauderichten geschieden und sehr geschmälert waren, ihre Macht wieder zu vergrößern; daher rügt Erzbischof Hermann, "daß erbliche und liegende Habe und Güter, so unmittelbar an die kurfürstl. Gericthte gehörten, zu Freisbüßgütern gemacht, auch unter solchem Schein durch etliche Stuchherren die kurfürstl. Hoch- und Obrigkeit sammt den Leuten entzogen wurde."

Die Heimlichkeit der Freigerichte machte, daß man das Urtheil zwar ausrichtigte, es aber als Geheimniß dem Kläger zu seiner Legitimation gab, der es keinem andern zeigen durfte, als nur echten Freischöffen. Die dortmunder Weisthümer³³⁾ schreiben vor: "Der Freigraf soll auch Niemand etwas davon zu wissen thun, sondern dem Ur- sacher und Ankläger eine gerichtlich glaubhafte Urkunde geben, mit sieben Freischöpfen anklangenden Siegeln. Den Brief soll der Ursacher bei sich tragen und Niemand wissen, weder lesen, noch hören lassen, außer die Freischöffen." In dem Formulare vom J. 1334³⁴⁾ sagt der Freigraf: "Erkenne und betuge in dieser scrifft inhold des dusses breves vor all den genen, de des scrifft mogen syen ocl horen gelesen werden, de vryscheppen sin in der hemelken achte." Die Ruppertsbüsch Weisthümer weisen für Recht, daß ein Verheimlichter dem König bei Schöffeneid müsse genannt werden. Auch sei man verbunden, ihm zu sagen, aus was Ursach, an welchem Stuhl; man solle aber über die Heime keinen Brief geben, sondern mit dem Freigrafen und Freisronen es beweisen. Auf den Einwand, daß die fern seien, und man sie nicht alle Zeit haben könne, wird geantwortet: Man solle sie überkommen und erwerben. Dagegen wird eingewandt, daß man in diesem Lande viel Briefe gelesen, welche Freigrafen über die Verheimlichten geben. Die Antwort ist: "Fryegreven. die solich brieff gegeben hetten. die weren recht toren"³⁵⁾ gewesen." Die arnsberger Reformation vom J. 1437³⁶⁾ schreibt vor: "Item sal keyn frygrebe keynen briff geben zeu bekennen, daz enig man vormeyd sy. dan he mag den elegere cyne kuntsclaff"³⁷⁾ geben myt syme segele urkunde sehen fryer scheppen, das he den man von synen rechten gewant habe myt rechter vorbodunge unde orteil als recht ist, den selben briff sal der elegere hemelich by sich behalden und des nymant uffsinnbaren dan rechten echten frygen schepphen de duzzen frygen ban entphangen hand." Auf die Bedungen³⁸⁾, Urtheile und Schriften der Freigerichte

pflegte man, wie die arnsberger Reformation bei Sendenberg³⁹⁾ vorschreibt, zu schreiben: "Dies soll Niemand lesen oder hören lesen, der nicht ein Freischöffe ist des heiligen heimlichen Gerichts." So J. B. der Brief vom Jahre 1460⁴⁰⁾, durch welchen Heinrich de Vedder den Andres von Langen vor den Freisstuhl zu Haselhausen lazet, trägt die Aufschrift: "An Drese van Langhen mynen guden Vront. Dussen Bress en sall Nymand lesen, upbreken, noch horen lesen, he en sy echt recht vryschepman des hemelichen Gerichts." Die obnabrymer Freimgerichtordnung⁴¹⁾ sagt: "Dyt Bock en sal neymant haven noch lesen, he en sy des hilligen Romeschen Richs eyn echt recht fryg Scheppen, wer averst dat boven düsse upgescreven Warnunge unde verboth, dyt sulste Bock haben, edder dat to inne lesen wolde, alsse ick my des doch tho neymen manne, de nicht also frigscheppen is, vermode, de soll alsdan des schwarlichen gerlehts gewair stain. unde des hyrain also eynen klerman gewarnet wil haen." Die Freimgerichtordnung bei S. 598 beginnt: "Ilie hebt sich an Konig Karls Gericht, das man rent das heimlich Gerichet zu Westphalen, oder die *Fain*, das nymant by lybe, ere und lebem lessene sol, er sei dann auch ein fryschoschli." Der König von Varna⁴²⁾ sagt: "Heimlich Gerichet von großem Karolo in Westfalen geleget, von wegen ihrer Eidsbrüchigkeit und Wanden beim christlichen Glauben, damit sie von ihrer Unfehlbarkeit geschämte werden, "hat lyn und her femhen"⁴³⁾ und gewissen"⁴⁴⁾ verordnet." schließlich aller Uebeltäter zu urtheilen, war allzu strenge und heftig, galt stracks den Hals, ohne ordentliche Verantwortung und gebührende Zeugniß. "Ire heimliche statut" sind in viel Stücken verdächtig, sollen auch nicht dem Weisthater entdeckt werden⁴⁵⁾, wollten das zu andern Landart ziehen, aber die "Oberkeit der Landen" wollten das nicht erdulden.

(Ferd. Wacker.)

FREIGRAF und FREIGRAFSCHAFT, im Verhältniß zu den andern Grafen und Graffschaften. Freigraf wird zwar vorzugsweise von den Richtern der Freimgerichte Westfalens gebraucht, aber die Benennung ist ihnen nicht ausschließlich eigenthümlich. Der Freigraf mußte unmittelbar von dem Könige oder Kaiser

heim zu halten, sondern auch sich den Gegenstand der Klage nicht in der Bedung auspredigen. Doch dieser Uebstand war zu groß, als daß er nicht hätte als solcher reformt werden sollen, wie folgende Bemerkung zeigt: "Zeder muß wissen, warum sy anhaben wird. Nun sind Etliche davorthe wegen der Heimlichkeit, und die verschlossene Bedung möchte ungeachtet der darauf geschriebenen Warnung eröffnet werden."

33) Bei Sendenberg, C. J. G. I. p. 410. 34) Bei Bils-
gand Nr. 10. 35) Wöhrer die dortmunder Weisthümer (bei
Sendenberg, C. J. G. I. p. 69) die Ausdrucke draumt, "Gaech
(Gauche) und Narren." 36) Bei Trosch C. 25, und noch die
fer Reformation des heimlichen Gerichts durch den Erzbischof Diet-
rich von Alten die des Kaisers Sigismund vom J. 1438. 37) dan
he mach den elegere bekantalsen geven. sagt die Sigismund-
sche Reformation. 38) Nicht nur den Kläger pflegte man ge-

39) C. J. G. I. p. 99. 40) Bei Rindtlinger, III. 80.
I. Bd. Nr. 148. C. 408. 41) Bei Masov p. 47. 42) Bei
Masov, Rer. Germ. Script. T. II. p. 1030. 43) Freim-
gerichten. 44) Wissenhe. Eine Urkunde bei Rindtlinger III. 2.
Nr. 198 hat: "rechte Frygreven Scheynen und wissen des
vryengerechts" für dieselben Wissen hat der König von Varna
die Form angewiesen. 45) Daß der Freischöffe auch in der Bedung
das strenge Geheimniß über die Heime bedachten mußte, wird
auch von dem Ungenannten in der Disputation bei Hahn I. c.
p. 661 angeführt und zum Vorwurfe gemacht.

belehnt sein, aber auch die andern Reichsgrafen oder die vorzugsweise genannten Grafen, nämlich die Grafen mit Territorialhoheit, wurden von dem Könige oder Kaiser belehnt. Zu diesen Reichsgrafen mit Territorialhoheit können also die Freigrafen den Gegensatz nicht machen. Sie machen ihn zu den Gaugrafen. Aus den ursprünglichen Gaugrafschaften oder den schlechthin genannten Grafschaften wurden nämlich theils vorzugsweise Grafschaften, das heißt Grafschaften mit Territorialhoheit, theils blieben die übrigen Gerichte übrig, nämlich so, daß die Lebensgrundstücke, welche die ursprünglichen Gaugrafen als Besoldung befaßen hatten, nicht dabei geblieben und nicht zu erblichen Lehnghütern mit Territorialhoheit geworden waren. Die Grafschaften, welche als bloße Gerichte übriggeblieben waren, waren theils unmittelbar unter dem Kaiser geblieben, theils waren sie unter die Landesfürsten gekommen. Die unter die Landesfürsten gekommen waren, behielten theils den alten Namen Gaugrafschaft bei, theils erhielten sie andere Benennungen. Die Grafschaften, die als Gerichte unmittelbar unter dem Kaiser geblieben waren, legten sich im 13. Jahrh. den Namen Freigrafschaft bei, um den Gegensatz zu den Gaugrafen zu bilden, welche zwar früher unmittelbar von dem Könige befaßen worden waren, aber jetzt das Schwert von den Landesfürsten empfangen, welche Gaugrafschaften an sich gebracht hatten. Den Gegensatz der Gaugrafen zu den Freigrafen, wie er im 13. Jahrh. bestand, erläutert am besten die Urkunde des Erzbischofs Engelbert II. von Köln vom J. 1272, in welcher er sagt, daß die Freigrafen Erbscheinen die Richter Gewalt unmittelbar von dem Könige erhalten, und daß die Gaugrafen in Befehlen nicht richten dürfen, wenn sie dieselbe nicht von dem Herzoge mittelst des Schwertes erhalten. Der Umstand, daß liberorum Comes und Comes liberorum vorkommt, daß einen Theil der Forscher zu dem Verfuße veranlaßt, die Anhalt der Zeinigerichte daraus zu erklären, daß sie Gerichte über Freie gewesen, worauf wir im Artikel Freigerichte zurückkommen. Kaiser Friedrich III., der auf Verbesserung der Zeinigerichte sehr bedacht war, wollte auch die Benennung ihrer Richter in der nürnbergischen Reformation Comites Palatini¹⁾ und Comites Palatini vel oculi Judices, und für das Freigrafenamts officium Palatinus²⁾. Kaiser Friedrich III. wollte, indem er die Freigrafen Pfalzgrafen und ihr Amt Pfalzamt nannte³⁾, und den Namen

Comes lieber vermied, ihre Abhängigkeit von dem Könige oder Kaiser deutlich ausdrücken, nämlich, daß sie im Namen des Kaisers die heimliche Acht ausprechen. Aber Freigrafschaft hatte zu sehr schon die abgeleitete Bedeutung von heimlichem Gerichte⁴⁾ oder Zeinigericht, und Freigraf⁵⁾ die von heimlichem oder Zeinigericht erhalten, daß die Benennung auch ferner beibehalten ward. Ja, das Wort frei ward selbst auf die Herzogthümer⁶⁾ übertragen, welche heimliche oder Zeinigerichte bereits hatten, oder die Freiheit erhielten, solche zu errichten. Kaiser Ludwig that in der Urkunde vom J. 1332⁷⁾ fund: daß wir med rade unser getruwen geven haben, und geven an diesem breve, unserem Erbaren Versten, und lieben Ohnen, Bischoff Ludewich von Minden und seinen nachkommen Bischopen zu Münden, ein fry

4) So sagt Kaiser Karl IV. in der Urkunde vom J. 1333 (bei Ewigand S. 245): „per iudicium Comitum, scabinorum, comitatum liberorum, qui vulgariter Freigrafschaft vel Stillgericht nuncupantur,“ und weiter unten: „per iudicium Comitum et scabinorum Comitatum liberorum praedictorum.“ In der Urkunde vom J. 1350 (bei Ewigand S. 245): „comitatus liberare seu jurisdictiones Freigrafschaft seu Stillgericht vulgariter nuncupantur.“ und in der Urkunde vom J. 1373: „omnes et singulas jurisdictiones sedes seu comitatus liberae, quos vulgo Freigrafschaft vel Stillgericht vocantur inter fines Wismar et Renum in praedictis ducatus (nämlich Mecklenburg und Engern) situate.“ 5) Kaiser Karl IV. sagt in dem Privileg, das er im J. 1449 dem Abte Dietrich von Corbey ertheilt (bei Falke, Codex Traditionum Corbeiensium p. 323): „Dantes et concedentes tibi et successoribus tuis in perpetuum abbatibus et principibus monasterii praedicti — — — plenam licentiam et omnimodam potestatem, comites liberae, qui vulgari nomine frigraffen nominantur, ad exterminandas malorum pravitates nominatum et expresse coram monasterio Corbey et in villa Horhausen prope oppidum montis martis Tuziae Thorpe et Westhem prope castrum Blankenece prope castrum Dornesberch ac in omnibus terris, castris, oppidis, villis, districtis et pertinentiis ad praedictum monasterium Corbeyense vel ipsius jurisdictionem spectantibus etc., ad vestrum mandatum et beneplacitum oreden suas liberas, quae frigraffen dicuntur, locare iudicibus, quos vulgo frigraffen et fending (so heißt für fendingen) nominari aut solus praesidere ac eadem exercere valeant juxta vestras discretionis arbitrium constituendi, ac institutos, quocumque vobis opportunum visum fuerit, et pro bono et incoluni statim ipsius monasterii expensis fore videbitur, revocandi alioquo substituendi praevae beneplacito voluntatis; decernentes et edicto perpetuo statuantes, quod tu et successores tui abbatibus monasterii Corbey praedicti sacri imperii principes et devoti ad instar venerabilium monasteriorum et paderbornensis ecclesiarum antistitem principum nostrorum scabinii iudiciorum westphaliae provinciae amplius fare debeatis et ad hujusmodi scabinatus officia exercenda fideliter corporalia iuramenta praestare nec non universas et singula secretis et occultis quicquid iudicii recte possitis et omnino iuribus et consuetudinibus gratis et libertatibus potiri et gaudere, quibus praedicti episcopi et praecedentes ipsorum ac ceteri scabini Westphaliae provinciae hactenus frui solent et hodie potinunt. Mandamus igitur literis comitibus, qui vulgo frigraffen dicuntur, et scabinis Westphaliae provinciae praesentibus et futuris, quatenus te et universae successorum tuos abbatibus Corbey circa statuandos comites liberae, ipsae quoque comites in locutione sua et persecutione iudiciorum hujusmodi ubique in proprietatibus monasterii non impediunt etc.“ 6) Kaiser Karl IV. insinuiert im J. 1355: „omnes ius totius per liberae Ducatus Westphaliae et Angariae etc.“ 7) Bri Dant, De Pace Imperii Publica und daraus bei Fritze S. 155—158.

1) Kaiser Friedrich III. sagt in der nürnbergischen Reformation: „Arnspergae in praesentis multorum Comitum, Baronum, Equitum, Justiciariorum, Comitum Palatinorum et Liberorum Scabinorum.“ und weiter unten: „Comitibus Palatinis vel oculis Judicibus.“ und noch weiter unten: „Comitibus Palatinis aut Judicibus.“ ferner: „Comitia aut oculi iudicis.“ 2) Comites autem Palatinus officio Palatinus privetur. 3) In dem Schreiben an den Erzbischof Balduin von Köln vom J. 1440 (bei Ewigand S. 245) braucht Kaiser Friedrich III. den Ausdruck Freigrafschaft nicht, sondern sagt dies: „das heimliche Gerichte zu Westfalen.“ Doch in den Urkunden von 1471 und 1475 (bei Ewigand S. 260—262) bedient er sich der Ausdruck: freie Grafschaften und Freigrafen. So wenig konnte er mit seiner verführten Reformation durchdringen.

Hertzogdom in dem stift zu Minden und Frygerichte, darinne zu sitende under konigsbanne nach Femerichte, also in dem Lande Westfalen recht is an werlichen Richte (weltlichem Gerichte) van unser und unser nakomen wegen, Romischer Keyser oder Koninge; und Frystele in dem Hertzogdom to have, einen to Berndessen by der Linden, den andern to Berckercken, den dritten by Ulaine; und dry ander Frystele to leggende, wer se eme oder sinen nachkommen bequemlich syn in dem Stift to Minden. Aber wen unser vorfuren Romische Keyser und Koninge den Bischopen van Colne, van Münster und van Palborn, de gnade han thou, das se fry Gerichte ut fry Gestele han, in erem Stifte, nach Femerichte also in dem Lande to Westfalen recht is, so geven wir unsern Ohme und sinen nakomen vorbrent, deselven gnade in dem Stifte to Minden mit gelichen Rechte, also de dry Bischope Frygerichte und Stelo von dem Romische haven. (Ferd. Wächter.)

FREIGRAFEN (Ersiedemisse verstehen). Ein ausländischer Mann, der nicht auf westfälischer Erde geboren ist, soll, wie das Rechtebuch der Fehme bei Troß E. 28 bemerkt, nicht Freigraf werden, dann die ausländischen Männer den Landassen nicht bequemlich sind und vielleicht die Rechte anders sollten verkehren und gehen lassen nach ihren Landgenossenschaften, und nicht nach schäffischer Art, als (wie) nach Nothdurft der Freingerichte und Rechte. Der, welcher Freigraf werden sollte, mußte eheisch und frei von Vater und Mutter auf westfälischer Erde geboren sein¹⁾. War er es nicht, so mußte er in den Stand der Freien gesetzt werden, oder mit kürzerem Ausdruck „gefriget“ (gesetzt) werden. Kaiser Ludwig sagt in dem Privileg vom J. 1332²⁾, welcher er dem Bischof Ludwig von Minden erteilt: Wir „vrygen“ (freien) auch Burcherde Groffen, der ein Dienstmann war des Stiftes von Minden, und „fryget“ (gesetzt) ist von dem Bischöfe von Minden zu einem freien Groffen das „Richte“ (Gericht) zu beßhen von des Bischöfes wegen, und „belegen“ (besetzen) ihn damit. Von dem, welcher Freigraf werden sollte, durfte man keine Beleumung oder offensbare Mißthat wissen, wie die Reformation des brimlichen Gerichtes vom J. 1437 vorschreibt, oder das Rechtebuch der Fehme bei Troß sich ausdrückt, er durfte nicht berichtigt sein. Er mußte von gutem Herkommen sein, aber auch kein reicher Mann sollte Freigraf werden dürfen, weil man voraussetzt, daß er der Armen nicht viel achten würde, und ihre Noth nicht hören wollte, und die Reichen ihre Verwandten wegen Habe und Gunst in den Rechten bevorzugten würden. Arme Leute sollten aber auch nicht Freigrafen werden, weil die ohne Zweifel wegen der Weib und Habe nehmen und das Recht vertehren möchten. Daß kein Zoller und Unsinnt-

ger Freigraf werden sollte, verstand sich zwar von selbst, wird aber doch in dem Rechtebuche bei Troß E. 28 vorgeschrieben und die Gründe dafür werden angegeben. Die Stuhlherren, d. h. diejenigen, welche Stühle und Freigrafenschaft vom dem Könige oder Kaiser zu Lehen hatten, präsentirten denselben diejenigen, die Freigrafen werden sollten, und der König oder Kaiser gab den Präsentirten das Lehn der Freigrafenschaft³⁾ und bestätigte sie. Dieses, daß jeder Freigraf von dem Könige oder Kaiser belehnt sein sollte⁴⁾ und belehnt ward⁵⁾, veranlaßte die Freigrafen zu folgender Präsentation: Der Freigraf, welcher Unterthanen des teutschen Ordens in Preußen vor seinen Freisitz geladen hatte, und dem der Hochmeister schrieb: „Hüte dich! es sind im Orden auch viel Bischöfe, Priester und Wissende, dennoch unausgeschloffen von deiner Ladung; die wollen bittere Klage über dich führen,“ entgegnete: „Ich hab Eure Rechte vom Reiche, und ich habe Macht zu richten über Alle, die vom Reiche belehnt sind“⁶⁾. Wie wir im Art. Fehngerichte im Abschnitte: Geschichtlicher Überblick, anführen, suchten die Freigrafen ihre Macht über das ganze Reich auszuüben, und widerstehen sich nicht selten dem Kaiser, wenn er ihrer ausgedehnten Wirksamkeit Schranken setzen wollte. Die Freigrafen machten die Freischöffen; aber auch hierbei ging es nicht ohne Mißbrauch ab. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490⁷⁾ sagt: „Thom anderen Hedde sick thogenlagen, dat vele Frygeren Scheppen makeuden ünne des Geldes willeg, undt se in erer Stouen (Stube) sonder allige van Carolus Magnus eingesetzt Gepreuche unnehmen und de Heimlichkeit offenbarten;“ im sonderlichen wäre dies an die sechzig Jahre der geschöffen, um Ursache witten, da die alten Gebräuche in Abfall gerathen; wurde gefragt, wie man Freischöffen alten Gebrauche nach aufnehmen sollte. Zum Ersten: Müßten die besten, treu-

1) Reformation vom J. 1437. E. 22. 2) Des Königs Auftrag Frage: Welches Recht ein römischer König an die Freisitzte habe? nicht anders Beantwortung bei Troß E. 17. 3) Umhunden darüber, wie die Könige oder Kaiser den zu Freigrafen Präsentirten den Mann der freien Grafschaft erteilen, s. J. B. bei Troß E. 7. 10. 13. 14. 18. 20; bei König III. E. 107. Kaiser Karl IV. sagt in dem Sicherkeitsbriefe für die Landbesitzer und Weisenden in Westfalen, nicht Vorwissen, das Schöffengericht mit aufrichtigen Freuten zu besetzen, vom J. 1371 bei Wigand E. 248; und allen freyen Grafen die freygrafschaften haben von uns als dem Reiche in dem vorgehen. lande zu Westfalen u. f. w. Nach einer Urkunde vom J. 1376 lautet der Erbshof von Eln Gaderl in den Diocesen mit dem Freigrafamt des Hermann von Merfeld, durch Vererbung des Schwertes und Ertrides, nachdem er von sich selbst, dem Kaiser und dem Reiche zu geschwehen, keine Freischoffen zu machen, als bi von guter Geburt und beuorn sind, auch dem Reiche, dem Kaiser und ihm die Treue geschworen hätten, und sein Amt recht und gleichmäßig zu verrichten (Wigand E. 203). 4) Als Dux Westphalie an Augurien erant der Erbshof Friedrich im J. 1385: comitem Iherum ac virgratum sedium nostrorum in Medebake et Tuschene, auctoritate serenissimi Principis et domini nostri D. Wenzuald G. R. R. nabis per nos patentes litteras indulta, desuper constitutus et praesentibus ordinamus; s. Kindlinger, W. B. III. 2. Nr. 179. 5) C. Schütz, Histor. rer. Pruss. Cap. IV. p. 172. Ferd. E. 302. Wigand E. 303. 6) Bei Wigand E. 264.

1) Reformation des brimlichen Gerichtes vom J. 1437 und die Sitzumundthe Reformation bei Müller, Reichstagsblätter E. 121; Präsentationschreiben bei Kindlinger, W. B. III. 2. Nr. 207. 2) Bei Pistorius, Rer. Germ. Script. ex edit. Struui. T. III. p. 840 und bei Putter E. 136.

lichten Leute aufgesucht und von sechs Freischöppen „beborget“ („bebürget“) werden. Zum Andern: Muß der Freigraf sie prüfen, daß sie Recht und Unrecht scheiden können. Zum Dritten: Müßten sie in der heimlichen, verschlossenen Aht und nicht in der Stube aufgenommen werden u. s. w. Kein Freigraf durfte auf freien Stühlen oder in einigem freien Banne, mit welchem er nicht belebt und von dem römischen Kaiser oder Könige nicht confirmirt und bestätigt war, richten, weil er den freien Bann dazu nicht erhalten hatte. Übertrat ein Freigraf die Artikel und Gesetze, welche man dem großen und heiligen Kaiser Karl zuschrieb, und die Rechte der heimlichen Aht, so war er meinedig, und er ward seines Amtes entsetzt. Aber er mußte gefodert und „verboden“ (d. h. geladen) werden, wie es sich bei einem Freischöpfen gebührte, nämlich zum ersten Male mit sieben Freischöpfen und zwei Freigrafen und mit des Freigrafen besiegeltem Briefe, zum andern Male mit vierzehn Freischöpfen und mit vier Freigrafen und des Freigrafen Briefe, zu dem dritten Male mit einundzwanzig Freischöpfen und sieben Freigrafen und des Freigrafen besiegeltem Briefe, als zu jeglicher Zeit (jedes Mal) zu sechs Wochen und drei Tagen an seiner Anfuhr und Ausfuhr, und die Zeit sollte man zu jeglicher Zeit verlängern und nicht verkürzen“). Es mußte also, wenn man den unter den Freigrafen und Freischöpfen herrschenden Corporationsgeist erwägt, viele Schwierigkeiten machen, soviel Freigrafen und Freischöpfen zu finden, welche sich dazu verstanden, die Ladung einem Freigrafen zu bringen. Gleichwohl war es oft nöthig gewesen, die Freigrafen als pflüchvergesene Richter zu verlegen. Der bei dem Hahn befindliche Gohler enthielt den Tadel, daß der Freigraf mit der Macht, die er hatte, eine Ausfertigung des Urtheils zu geben, wenn er wolle, großen Frevel und Untreue verübe. Er nehme wol Geld und gebe das Urtheil Einem, der desselben Brod esse, womit alle Rechte verloren seien. Denn dieser nehme auch Geld, und spreche, was seines Herren Brod wolle, was doch Kaiser Carolo nie lieb gewesen. Da der Freigraf in kaiserlicher königlicher Statt und Stuhl saß, und so lange er die Freisengerichte und heimlichen Achten zu Rechte handhabte und vor seinem Obersten unversogt war, konnte er weder von dem Papste, noch sonst Jemand in den Bann gethan werden, außer um dreier Stüde, wenn er an dem Christenglauben zweifelte, und sein Ehemweib verleitete, und Gottesbüßer zerstörte half. Die Besetzung der Freigrafen bestand vornehmlich in Weib, Betreide- und anderm Zins“). In Arnberg war der Oberfreigraf.

(Ferd. Wachter.)

8) d. h. sechs Freischöpfen mußten Böcke sein. 9) Durch Weten geladen werden. 10) Ktes Rechtswort der Reime bei Troß S. 40, 51 und 52. 11) Das gerichtliche Verzeichniß der freien Stüde der Freigrafenschaft von Zeßl und der Renten eines freier Freigrafen vom J. 1505 bei Troß S. 63, 64 sagt: Item duae an descriptioe Rente und guld (Gulde) heret syn vrygreve der von Sonst jährlich um d. Cumbert für vor sonnen undergang valden dar he es syn amos dan nicht thetliche wasend may puden mit synen vronen. Item them ersten de vrygwe van Welver geet die jahren es veder hven. Item des selbige zwu hupede (gehüfte) schepel geront, zwu bicker ger-

FREIHAN, 1) Winderherrschaft im mittlischen Kreise des Regierungsbereichs Oesterreich, welche dem Baron von Reichmann gebore, eine OReile, ein Marktsiedeln und neun Dörfer. 2) Hauptstadt darin mit 70 Häusern, 550 Einwohnern, einer katholischen und einer lutherischen Kirche. Dazu kommt noch die freihanische Schloßgemeinde mit einem herrschaftlichen Schloße und Park, mehreren andern Gebäuden und Bauernwohnungen und 450 Einwohnern. Unweit der polnischen Grenze. — Freihan gehörte früher zur Herrschaft Müllisch. Als Wilhelm von Walgaln diesen Antheil bekam, vererbte er ihn 1667 auf seinen Sohn gleiches Namens. Als dieser 1691 ohne Erben starb, erhielt sie dessen Witwe und brachte sie ihrem zweiten Gemahle, Erasmus Ulrich, Grafen von Gröb und Dagen, zu. Dieser hinterließ sie wieder seiner zweiten Frau, Hedwig Christina, diese wieder ihrem zweiten Manne, Gerhard Wilhelm, Reichsgrafen von Strattmann. Zu Bisming's Zeiten gehörte sie wieder den Walgaln. Im J. 1759 wurde die Herrschaft von den russischen leichten Truppen verwüstet. (Daniel.)

FREIHEIT (Philosophie und Politik), insbesondere Freiheit des Willens; bürgerliche und politische. Da das Wort „Freiheit“ nicht nur an und für sich vielsamfassend und vieldeutig, sondern auch der damit bezeichneten, in theoretischer Hinsicht ebenso schwierigen, wie in praktischer wichtiger Begriff in Folge der Verschiedenheit der philosophischen Systeme, sowie der religiösen und politischen Parteilichkeiten, sehr verschiedenartig aufgefaßt und bestimmt wird, so erscheint es vor Allem nöthig, einen festen objectiven Standpunkt zu gewinnen und ein sicheres Kriterium der Wahrheit in dieser Hinsicht soviel als möglich auszumitteln. Als ein solches ist in Bezug auf die Begriffsbildung zunächst der allgemeine Sprachgebrauch anzusehen, welcher, wie auch Spinoza und andere ausgezeichnete Philosophen bestimmt anerkennen, auch für philosophische Beweise die beste Erkenntnisquelle ist, während aus den subjectiv willkürlichen Terminologien einzelner Systeme oder Schulen für objective Wahrheit Nichts gewonnen werden kann“). Sodann ist für die vollständige Erörterung vorzugsweise auf die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Freiheitsbegriffe Rücksicht zu nehmen, da hier, wie überall, die Geschichte der Spiegel des Lebens ist, das nach des Dichters Worten „besser lehrt, als Redner und Buch“, wie denn auch schon Aristoteles“), „die Zeit und die

sten, two hoemer, 3 penninge und ryff Kyet. Es werden nun S. 63—65 die Ainspflichtigen weiter aufgeführt, und es wird angegeben, worin der Zins bestand.

1) „Quia vulgo vocabula primum invenit, quae postea a philosophis usurpantur, ideo e re esse videtur illius, qui primam significationem allicuius vocabuli quaerit, quid primum apud vulgum denotaret, inquirere.“ Spinoza, Cogit. metaph. I. c. 6 (T. I. p. 105, ed. Paul.); cf. Kibbe, II. 40. Schol. (T. II. p. 111 sq.); vgl. Baco, De augment. scient. I. V. c. 4. Herder, Fragm. zur teutschen Literatur. Samml. II. (Werke zur Literatur und Kunst II. 200) in f. 12. Samml. III. f. 11. Hamann, Kries, Elog. S. 579. Bachmann, Elog. S. 390. 2) Aristoteles, Polit. II. c. 3, p. 36, ed. Gierke. Das 2tem Campanella sagt: „Cujusmodi rei re-

verflochtenen Jahrhunderte für die besten Lehrmeister auch für die Philosophen" erklärt hat. Dazu kommt, daß die „Freiheit" selbst als ein dem Menschenleben angehöriger Begriff in ihren praktischen Hauptbeziehungen, namentlich als politische Freiheit, zu den (mathematisch zu reden) „veränderlichen oder unbeständigen Größen" gehört, und mit dem Bildungszustande der Nationen als einer „Funktion" der Zeit wächst oder abnimmt; daher denn auch ihr Begriff für alle (schlechthin derselbe sein kann). Auch kann in diesem praktischen Gebiet ein wahrer Fortschritt und eine nachhaltige Ergründung nicht ohne Anknüpfung an das geschichtliche Gegebenen gewonnen werden, was wiederum am meisten in Bezug auf die politische Freiheit gilt, und gerade in unserer Zeit, in welcher diese Wahrheit nur zu sehr verkannt zu werden pflegt, um so mehr wieder eingeschränkt werden muß, je größer die Gefahr ist, die an sich so erfreulichen wahren Riesenschritte der Gegenwart durch Maßlosigkeit im Reformen für die Zukunft wieder zu verlieren.

1. Freiheit überhaupt. — Das Wort „Freiheit" wird in sehr vielen, zum Theil ganz verschiedenen, bisweilen selbst entgegengesetzten Beziehungen (wie z. B. in den sinneverwandten Ausdrücken „Einfurfreiheit und Pressfreiheit")¹⁾ gebraucht, und bezeichnet in seinem weitesten Sinne überhaupt den Zustand oder die Beschaffenheit einer Person oder Sache, worin dieselbe in ihrer natürlichen Wirksamkeit oder Kraftäußerung nicht gehindert wird, oder den Zustand einer Abwesenheit aller solchen Dinge, welche als eine Einschränkung, ein Zwang oder Hinderniß durch irgendwelche fremde Einwirkung anzusehen sind. „Freiheit" ist demnach schon an sich als ein negativer Begriff, als eine Abwesenheit von Schranken irgendwelcher Art anzusehen; worauf auch die Etymologie unsern teutschen Wortes hindeutet²⁾. In diesem weitesten Sinne wird die „Freiheit" als ein Prädikat selbst lebloser, oder doch bloß belebter Wesen gebraucht, in dem sie nur den Gegensatz gegen ein Gebundensein irgend einer Art ausdrückt (ein Wasser fließt „frei", wenn es nicht eingedämmt ist; ein Baum steht „frei", wenn er nicht an der Ausbreitung seiner Äste gehindert wird; ein

Gebäude hat „freie" Aussicht; von den „eintenden Völkern" sagt der Dichter: „frei in den Lüften ist euer Bahn;" der Vogel schwingt sich „frei" in die Luft; das Raubthier durchstößt „frei" den Bald und dergleichen mehr). Im engeren Sinne, der zugleich der gewöhnlichste ist, wird Freiheit nur als ein nur dem Gebiete des Menschenlebens angehöriger Begriff angesehen, und bezeichnet den Zustand eines Menschen, in sofern derselbe von fremder willkürlicher Einwirkung, besonders von Gewalt, unabhängig in seinen geistigen oder physischen Kraftäußerungen nicht gehindert ist, so daß also auch hier das Merkmal des Negativen, die Abwesenheit von Zwang, vorherrscht. (Dieser Punkt ist in sofern wichtig, als schon hieraus folgt, daß mit der bloßen „Freiheit" nur eine Möglichkeit von Kraftäußerungen, nicht schon die Wirklichkeit derselben gegeben ist; doch wäre es unpassend, der Freiheit deshalb positive und directe Wirksamkeit abzusprechen, die sie vielmehr in hohem Grade äußern kann, wofür es ja auch in der physischen Welt nicht an Analogien fehlt. So ist z. B. auch die Kälte nichts Positives, da es keinen „Kältestoff" gibt, sondern nur Abwesenheit der Wärme, und besteht eigentlich nur in Verminderung der Bewegung; aber dennoch ist in ihre Kraft und Wirksamkeit, da fließendes Wasser das stärkste einschließende Gefäß zerpressen kann³⁾. Und welche ungeheure Wirkung die Unterdrückung der politischen Freiheit haben kann, ist zur Genüge, namentlich aus der allernuesten Geschichte, bekannt.) Auf das menschliche Leben bezogen, weiß der Begriff der Freiheit keineswegs auf eine völlige Abwesenheit von aller Art von Abhängigkeit hin, ist nicht mit einer absoluten Unabhängigkeit gleichbedeutend, da vielmehr mit dem Begriff des Menschen selber als eines in der Welt in Zeit und Raum an einen physischen Organismus gebundenen Vernunftwesens eine Abhängigkeit oder Gebundenheit derselben in mehrfacher Beziehung von selbst schon gegeben oder gesetzt ist. Daher kann der Begriff „Freiheit" nie in absolutem Sinne von einem endlichen, sinnlich beschränkten Wesen, wie der Mensch ist, gebraucht werden, mag man nun von der bloß äußeren oder physischen, oder von der innern, geistigen, moralischen, politischen u. Freiheit reden. Hierauf deuten auch die Begriffe der synonymen oder sinneverwandten Ausdrücke hin. Am nächsten verwandt ist in den meisten Fällen mit Freiheit ganz gleichbedeutend ist „Unabhängigkeit", wiewol eine Sache oder Person darum nicht frei zu sein gehört, weil sie in gewissen Beziehungen von andern abhängig ist, sofern solche Beschränkungen nur nicht der eignen Natur entgegen sind⁴⁾. Während Unabhängigkeit vorzugsweise das negative Merkmal der Freiheit enthält, drückt „Ungebundenheit" mehr ein positives Bezeichnen, ein Gebenbilden der Freiheit aus, welches sich durch keine Verbindlichkeiten oder Gesetze bannen lassen will, wie namentlich in dem Ausdruck angedeutet ist, ein „ungebundenes Leben" führen, d. h. sich weder durch positive Rechts-, noch durch sittliche und Anstands-

ritatum volueris percurrat, ejusdem Historiam manifestam tibi esse oportet" (De lib. prop. et recta rat. stud. c. 2. art. 2, heißt Goethe mit den Worten aus: „Das Wehr kann bloß durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Jähliche bloß durch seine Geschichte erniedrigt und zerstückt werden." Goethe und Zelter, Wehrschrei II, 153.

3) Burke, Betrachtungen über die steuerliche Revolution, überlegt von G. H. S. 123. 4) So sagt Bodin im Ertrakt II, 14: „Per liberatem intelligo id, quod ex se proprio eignitate, exteriorum impedimentorum absintem." 5) Das Wort „frei" (kommen bei dem Wipfels frija, bei dem Kero fri und frig, im Angelsächsischen fræah, frig, im Englischen free, im Helandischen vry, im Dänischen fri, im Schwedischen fri und fræala) ist offenbar sehr alt, wie aus dem Befundung erhellt, der den Namen der Phrygier *φρυγία* durch *φρυγία*, *φρυγία*, *φρυγία* erklärt, das griechische *φρυγία*, anlassen, herausstufen, schreit kommt verwendet zu sein. Nach Ableitung kommt „frei" von der ebenen allen und noch in den nothwendigen Sprachen beibehaltenen Partikel *fri*, *fram*, ab, d. h. aus, wozu weil *frei* bloß eigentlich eine Absonderung, Abwesenheit bedeutet.

6) Leibniz, Tentam. Theod. p. 242; vergl. Schelling, Philosophische Schriften I. S. 445. 7) Erich, Oberhard, Naaf, Gruber's Synonymik. 1820, II. S. 483.

gesetzte für gebunden oder verpflichtet halten. Diese „Ungebundenheit“, die jede Fessel verschmähert, wird auch oft „Freiheit“ genannt, in dem Worte Schiller's: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Eite;“ sie ist auch nur zu oft unter der Firma der politischen Freiheit gemeint. Ebenso in der bekannten Lebensart: sich „Freiheiten“ herausnehmen“), d. h. die Fesseln des Anstandes oder der Eite verletzen. Die Freiheit wird zur Freiheit (welches Wort, als Verstärkung von frei, das Uebermaß der Freiheit bezeichnet), wenn in dem Verhalten gegen Andere sich ein positiver Verhältniß der Gesetz des Anstandes oder der Eitelkeit“), oder auch der Gesetz oder Vorschriften der Eitelkeit“ zu erkennen gibt. (So auch das lateinische *licentia*, s. B. Cic. Fam. IV, 9. Off. II, 8. Tacit. Hist. II, 10. Phaedr. I. lib. 2.) Als höherer Grad der Ungebundenheit ist die Zügellosigkeit anzusehen, die in sofern das directe Gegenheil der Freiheit ist, als bei ihr ein Beherrschwerden der Person durch niedrige Begierden oder thierische Leidenschaften stattfindet (worauf auch die Metapher dieses Ausdrucks hindeutet, der von einem gezähmten Thiere hergenommen ist, das eines Zügels bedarf, um nicht durch seine natürliche Wildheit zu schaden“). Dieser Zügellosigkeit entspricht das lateinische *libido*, s. B. Cic. Nat. Deor. II, 51. Verr. IV, 52. Tacit. Hist. IV, 76. Das Wort Willkür, welches der Etymologie nach Wahl des Willens bezeichnet (von *Wille*), wird öfters auch, und namentlich im philosophischen Sprachgebrauche als gleichbedeutend mit Freiheit gebraucht, indem die selbstbewusste oder verständige, menschliche Willkür dem blindwirkenden thierischen Instinct entgegengesetzt“). Im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens dagegen bezeichnet Willkür das Geklenkwerden des eigenen Willens nach bloßem Belieben oder Gefallen, nach bloßer Laune oder Caprice

(libido im Lateinischen, s. B. Tacit. Ann. IV, 46; „ad libidinem suam vexare aliquem“ kommt beim Cicero öfters vor, s. B. pro Rosc. Amer. c. 49 und de invent. I, 45), s. B. wenn man von der Willkür der Regenten oder Gesetzgeber, der Polizei u. dgl. m. redet“). Dahin gehört auch die Definition der „Freiheit“, wie sie Cicero aufstellt: „Quid est enim libertas? potestas vivendi ut velis“ (Parad. 5). — „Freiheit“ bezeichnet auch oft sowohl als das Recht, an gewisse Einschränkungen nicht gebunden zu sein, oder das Privilegium, das Recht (s. B. eine Stadt, Corporation u. dgl. m. mit gewissen Freiheiten begnadigen), weshalb auch früher Orte, die solche Vorrechte genossen, selbst „Freiheiten“ genannt wurden (s. B. in Westfalen mehr Städte und Flecken, anderwärts einzelne Häuser oder Straßen, wie auch noch jetzt in Raumburg die „Herrenfreiheit“, d. h. die Gegend, die unter dem Domstifte stand). Ueberhaupt ist diese Unabhängigkeit von Bedingungen oder Gesetzen, welchen Andere unterworfen sind, in sehr vielen Ausdrücken das vorherrschende Merkmal in dem Begriffe Freiheit; s. B. Freischaaren, Freihäfen, Freisassen, Freischützen, Freischützen, Freikreuzer, Freimeister, „unangenehme“ Freigerichte, Freisäulen, Freiwasser (worin Jedem der Fischfang freisteht) u. dgl. m.

In Bezug auf den Begriff der Freiheit unterscheidet man die innere und die äußere Freiheit. Die erstere ist die Freiheit des Willens, als des Vermögens, sich zum Handeln selbst zu bestimmen, und wird die moralische oder sittliche Freiheit genannt, in sofern darunter das Vermögen verstanden wird, unabhängig von den Trieben der Sinnlichkeit, oder im Kampfe mit denselben, durch das Moral- oder Sittengesetz (durch die Idee der Pflicht, oder in sofern alle sittliche Gesetzgebung auf einen höchsten Gesetzgeber, auf Gott, zurückweist, durch die Idee des Willens Gottes) sich zum Handeln zu bestimmen. Die äußere Freiheit ist die Freiheit des Willens als das Vermögen des Menschen, auf das Sein der Dinge selber einzuwirken, Wirkungen herbeizuführen, welche mit dem gefaßten Entschlusse übereinstimmen; sie ist das Vermögen des Menschen, durch Vorstellungen die besondern entsprechenden Wirkungen hervorzubringen, weil und in wiefern dieses Vermögen zu Folge der physischen Beschaffenheit des Menschen eine Kraft, d. h. eine wirkende Kraft, ist“). Unser Wille ist in dieser Hinsicht zunächst als eine physische Kraft anzusehen, als das Vermögen der Muskelbewegung des Körpers, indem die willkürlichen Bewegungen unserer Organe durch die bloße Vorstellung derselben erfolgen; sodann aber auch als eine geistige Macht, in sofern sie von ihm unser willkürliches Denken und Denken, oder die Bewegung unser Gedankenlaufs aus geht“). Diese Macht des Geistes (oder des Menschen)

8) Goethe's Werke. 1828. Bd. XV. S. 138.

9) Faust: „und du verzeihst die Freiheit, die ich nahm? Was sich die Freiheit untertan, Als du jüngst aus dem Dom gegangen?“ (nämlich ihr seine Begränzung anzuweisen.)

Margarethe: Ich war bestürzt, mir war das nie gefahren; Es konnte Niemand von mir Wesen fragen. Ach, daß ich, daß er in deinem Betragen Was Freies, Unanständiges gefahren?“

Goethe.

10) „und diese Pflicht, mein Leben, verlegt Der Meister, daß du frech verlegt.“

Schiller. (Im „Kampf mit dem Drachen.“)

Roms Fodet laut, wie die vom Ost desallte Wäldes; Um frei zu sein, zu frech, zu niedrig, zu verrückt. Die Freiheit sticht den Markt, und reißt im Gemüthe Des Meinen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht.“

Uebd.

11) Ueberbach, Raas, Gubert's Genom. II, 487. 12) Die dritte Genom. III, 65; vergl. I, 402, wo die Bewandlichkeit der Willkür, „begreifen“ (ursprünglich erraten, lernen) und „fären“ nachgewiesen wird. — Willkür und Willen (gleichsam Willen) sind offenbar synonyme Ausdrücke; vergl. Krug, Handbuch der Philosophie. 2. Ausg. I. S. 65. 13) Fries, Neue Kritik der Vernunft. S. 49. 2. Ausg. Plainer, Philosophische Aphorismen I. S. 502. 2. Ausg.

14) Im Allgemeinen bezeichnet „Willkür“ das von dem Willen des Volkes festgesetzte Gebotverbotrecht, im Gegensatz gegen die christlichen Gesetze. Sgl. Wörter, Dankschreiben der Geschichte. Xlq. I. S. 12. Xlq. III. S. 17. 15) Sgl. Zacharia, Bierig Wörter vom Staat. 1839. I. Bd. S. 7. 16) Fries, Neue Kritik der Vernunft. S. 49. S. 54 sq.; sgl. dessen philosophische Anthropologie. 1830. I. S. 36. 226. Dessen Geist S. 45.

über sein eigenes Innere, die Macht des freien Denkens ist zugleich die Grundbedingung der innern Freiheit, oder der Freiheit des Willens schlechweg, zu deren näherer Betrachtung wir nun übergehen, da sie nicht nur an sich für den Menschen die wichtigste Freiheit, sondern auch die Grundlage aller übrigen, namentlich der politischen, ist.

II. Freiheit des Willens. — Was überhaupt Wille ist, muß natürlich hier als Jedem aus dem eigenen Bewußtsein, sowie als aus der Psychologie schon bekannt vorausgesetzt werden¹⁷⁾. Im weitern Sinne des Wortes, wonach Wille sowohl wie Begehrungsvermögen überhaupt heißt, wird auch den Thieren ein Wille beigelegt (wie sich dies u. A. auch durch verschiedene, von diesem thierischen Willen hergenommene Bezeichnungen für gewisse Modificationen des menschlichen Willens ergibt, z. B. Halsstarrigkeit, Hartnäckigkeit, Widerspenstigkeit). Im engeren Sinne wird jedoch der Wille als das höhere Begehrungs- oder Thätigkeitsvermögen, als der selbstbewußte, rein innerlich durch Vorstellungen vermittelte und selbständige und Thätigkeit des Geistes in seiner praktischen Richtung bloß aus den Menschen bezogen¹⁸⁾. Die Lehre von der Freiheit des Willens ist demgemäß ein Thema oder Capitel der psychischen Anthropologie oder der Psychologie, als der Wissenschaft von den Erscheinungen des geistigen Menschenlebens und den ihnen zu Grunde liegenden Gesetzen. In sofern übrigens, wie schon bemerkt, der menschliche Wille selber auch auf das Sein der Dinge vielfach einwirken kann und als Hebel der menschlichen Thätigkeit alle Erscheinungen der Geschichte der Menschheit hervorgerufen hat, addirt jene Lehre theils auch in das Gebiet der theoretischen oder speculativen Philosophie, der sogenannten Metaphysik (in dem es sich fragt, ob in der Welt Alles lediglich nach den Gesetzen der Natur oder Sinnenwelt geschieht, oder ob noch eine Causalität durch Freiheit zur Erklärung der Erscheinung der Welt anzunehmen ist), theils in das Gebiet der sogenannten praktischen Philosophie, sowie zugleich aller derjenigen positiven Wissenschaften, welche es mit den menschlichen Handlungen zu thun haben, also der Rechts- und Staatswissenschaft, der Theologie und Pädagogik.

17) Über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Wille vergl. Hillebrand, Anthropologie II, 293. Feber, Über den Willen I. S. 28. Becker, Über den menschl. Verstand II. Cap. 21. Kant, Kritik der praktischen Vernunft S. 29 fg. Garsus, Psychologie I, 280. Hartmann, Geist des Menschen S. 220 fg. Fries, Kritik der Vernunft III, 44 fg.; Psych. Anthropologie I, 220 fg. Bünke, Psychologie II, 430. Schellier, Psychologie S. 459 fg. 18) Vergl. Feber a. a. O. I. S. 28. über den Unterschied zwischen Begehrungsvermögen und Wille vergl. Hillebrand, Anthropologie II, 170. Reinhold, Theorie des menschlichen Erkenntnisformens S. 194. — Über den Unterschied zwischen dem menschlichen und thierischen Begreifen vergl. Gruber, Bestimmung des Menschen II, 258. (Es ist wohl klar, daß von einem Willen gar keine Rede sein könnte, wenn der Mensch wie das Thier nur einen Grundtrieb und nicht seiner Doppelnatur als sinnlich und vernünftiges Wesen vertheilt, mit einander oft in Widerspruch stehende Grundtriebe hätte, die ebenfalls eine höhere oder lowerere und positiven ihnen entsprechenden Macht possidiren. Vergl. Jacarid, Bering Bücher vom Staat I, 37 und Gerhard, Deutung von Barnabas von Gasse S. 365.)

Wir haben es hier natürlich zunächst nur mit der Erörterung dieses Themas vom Standpunkte der Psychologie zu thun, von welchem aus folgende Hauptmomente festzuhalten sind.

Der Mensch hat mit den Thieren das Vermögen gemein, daß er sich durch innere Bestimmungsgründe (Empfindungen und Vorstellungen) zu Kraftausübungen bestimmen kann. Aber er allein hat das Vermögen zu handeln, d. h. nach selbstbewußten und von ihm selbst gewählten Zwecken thätig zu sein, wie denn auch das Wort Handeln nur von dem Menschen, nicht von den Thieren des thierischen Instincts oder der bloßen Naturkräfte gebraucht wird¹⁹⁾. Handeln ist ein Thätigsein nach Zwecken, d. h. Vorstellungen, welche Causalität in Hinsicht ihres Gegenstandes haben (beim Handeln, z. B. dies oder jenes Geschäft betreiben oder Werk ausführen, geschieht dies nicht durch einen blindwirkenden, sondern bewußten, unwillkürlichen Drang, sondern nach Vorstellungen von dem Werth oder Interesse, welches das Resultat unsers Thätigseins für uns hat, und ohne welches der Mensch schlechterdings zu seiner Thätigkeitsäußerung gelangen würde. Selbstbewußtsein und Freiheit sind daher die wesentlichen Merkmale des menschlichen Thätigseins, und nur dann ist ein wahrhaftes Handeln vorhanden, wenn der Mensch sich mit Bewußtsein zum Thätigsein bestimmt²⁰⁾. — Der Mensch ist der „einzige und erste Freigelassene der Schöpfung (nach Herder's Ausdruck); er ist losgelassen von der Kette des Instincts und seinem inneren Willen nach nicht dem Causalnexus, der die übrige Natur mit eiserter Nothwendigkeit beherrscht, unterworfen, sondern er bestimmt sich durch seine Vorstellungen rein innerlich durch sich selbst, während jedem andern Naturwesen der Anstoß und die Richtung seiner Thätigkeit oder Wirkfamkeit von etwas außer ihm Befindlichen, ihm Fremden wird. Zwar hat er ihm eingepflanzte, stets wirkfame und oft sich widerstrebende Triebe, aber diese bringen nicht für sich allein schon die That hervor, wie etwa Druck oder Stoß das Rad in der Maschine bestimmt, oder wie der Instinct die Thiere unwillkürlich determinirt; sondern er kann sich frei durch seinen Willen für den einen oder andern dieser Triebe entscheiden, oder den einen dem andern unterwerfen. Er kann jederzeit zu sich selbst Rein sagen; er kann selbst den heftigsten aller thierischen Triebe, den der Selbsthaltung, zum Schweigen bringen und überwinden, sowie er auch durch den Gedanken an physischen Untergang oder Tod, den kein Thier im Voraus sich zu denken vermag, sich nicht im müthigen Fortschreiten zu seinem Biele hemmen läßt. Zwar gibt es Gesetze für den Willen selbst, allein diese Gesetze wirken nicht wie die der eigentlichen sogenannten äußern Natur, in welcher, wenn einmal ein

19) Vergl. Gherhard, Raaf, Gruber, Synonymik, 1826. III, S. 297. Kleppsch's Werke XII, S. 310. Fries, Neue Kritik der Vernunft III, S. 9. Auch Aetnag, f. d. d. d.

20) „Das ist's ja, was den Menschen liebt, und dann ward ihm der Verstand, daß er im innern Herzen spüret, Was er erschafft mit seiner Hand u.“

Gesetz für eine Kraft bestimmt ist, dann auch unausbleiblich die Wirkung, das Phänomen, so und nicht anders erfolgen muß, wie z. B. das Eisen sich nothwendig zum Magnet, die Magneteisenblech sich nothwendig nach Norden bewegt; vielmehr ist es eben erst der Wille selbst, welcher sich für das eine oder andere jener Gesetze entscheidet, oder vielmehr auch nicht entscheidet.

In dieser Hinsicht ist nun der Selbstmord, wie auch Goethe schon bemerkt hat, ein vom psychologischen Standpunkte aus vorzugsweise merkwürdiges Phänomen²¹⁾, indem gerade in ihm die Freiheit des Menschen als Selbstmacht des Geistes über die Anforderungen der thierischen Natur am bestimmtesten und unzweideutigsten hervortritt. Was ist das ursprüngliche Gesetz jedes lebendigen und denkenden Wesens? „Sich zu erhalten!“ — antwortet die gesammte Natur bis auf den armenlichen Wurm herab, der sich unter unserm Fußtritt krümmt. Nur der Mensch zeigt sich frei von der Abhängigkeit von diesem allmächtigen Naturtriebe. In ihm liegt die Kraft des Widerstandes gegen denselben, und er allein kann seinen Lebenskreis beengen²²⁾. Mit Recht hat schon das Alterthum dies wahrhaft göttliche Privilegium der Menschheit, namentlich in der stoischen Philosophie²³⁾, als solches anerkannt, wie dies sich auch in den bekannten Worten des Dichters Lucan über den jüngern Cato ausdrückt²⁴⁾. Ebenso Shakespeare an mehreren Stellen²⁵⁾ und Goethe in

dem einen berühmten Monolog des Faust, welcher die Phiole mit dem Gift ergreift und ansetzt²⁶⁾. Sowie ist jedenfalls ausgemacht, daß ohne dieses Vermögen des Menschen sein eigenes empirisches Dasein durch seinen freien Willen zu regieren, auch alle höhern Erscheinungen der Begeisterung und des Entschlusses in der Ausopferung des Lebens für die sittlichen, religiösen u. Ideen und Ideale gar nicht stattfinden würden, sowie umgekehrt diese letztern als Thatfachen der Erfahrung oder Geschichte zugleich ein thatsächlicher Beweis der Willensfreiheit selber sind.

Nur wegen dieser dem Menschen eigenthümlichen Freiheit des Willens kann man sagen, daß (wie die psychische Anthropologie oder die Psychologie lehrt) der Mensch allein sein Leben selbst lebt, indem sein Wille sich selbst Zwecke für dasselbe ansetzt, während in den Thieren nur eine fremde Macht, die Natur, lebt; sowie, daß der Mensch allein sich selber eine Richtung zu ertheilen vermag, während alle Körper nur eine erhalten²⁷⁾; daß er, wie Schiller es ausdrückt²⁸⁾, „allein unter allen und bekannten Wesen das Vorrath hat, in den Ring der Nothwendigkeit, der für diese Naturwesen unzerbrechbar ist, durch seinen Willen zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen! Darum ist er allein auch nur ein wahrhaft lebendiges Wesen und alles Ubrige ist dem Gesetze der Trägheit unterworfen (unter welchem Ausdrücke die Naturforscher eben jenes Unvermögen der Natur, sich durch sich selbst zu verändern, verstehen)“; denn wahrhaft lebendig ist nur, was sich selbst zur Thätigkeit bestimmt; in der materiellen Welt ist aber alles Geschehen und Werden nur ein Nebewegungsspiel oder Bewegungserreger; das Erstere ist ein bloßes Leiden ohne Thun, mithin etwas Tödtes, das Letztere aber durch Anlegung und Abstoßung der Materie ist auch nur todtte Kraftäußerung, indem eine Masse immer nur an der andern ihre Kraft zeigt. Genau gesprochen, kommt daher selbst den Pflanzen und Thieren, obgleich wir sie lebendig nennen, kein Leben im eigentlichen höhern Sinne zu²⁹⁾; wenigstens ist soviel ganz aus-

21) „Der Selbstmord ist ein Ereigniß der menschlichen Natur, welches, mag auch dasselbe geschehen und gedankt sein, soviel als da wußt, daß einen jeden Menschen zur Zeitnahme steht, und in jeder Zeitperiode seinen Willen verachtet werden muß.“ Goethe, Was meinem Leben, 3. Abt. S. 333. 22) „Sage, ist es dir nie aufgefallen — selbst du dachtest, taugt Leben gebildet werden nicht — dabei: daß der Mensch sich entschließen kann, zu sterben? Du wüßtest zwischen Tod und Leben vermag kein Thier; es hat nur sinnliche Triebe, die es zwingen, nur sein Dasein auf der Erde fortzusetzen. Der Mensch vermag es.“ Du wüßtest Leben und ich wüßte Tod,“ sagt Antigone zu ihrer Schwester Ismene. Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die ihn Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust.“ Soeben im Xanthus. (Werke I, 175.) 23) Diog. Laert. VII, 106. Cic. De off. I, 31; Tuec. quaest. I, 40; V, 40, 41; Plin. I, 13; III, 18. Seneca, Ep. 12. 17. 23. 26. 54. 58. 70. 89. 90. 91; de provid. 2. 6; de ira III, 13. Plin. H. N. II, 63; XXVIII, 1. Plin. Ec. Epist. I, 22. Plutarch. Stoic. repugn. p. 1043. Anton. De se sen III, 1; V, 29; VIII, 47; X, 2; XI, 7. Epict. Enchirid. 22.

24) „Et cuncta terrarum subacta
Fractur atrocem animam Catonem!“

25) Im Julius Cäsar, Act I. Scene 3:

„Therein, ye gods, you make the weak most strong,
Therein, ye gods, you tyrants do defeat:
Nor stony tower, nor walls of beaten brass,
Nor strong dungeon, nor strong links of iron,
Can be resistive to the strength of spirit;
But life, being weary of these worldly bars,
Never lacks power to dismiss itself.“

26) Ferner in Enion, und Kleopatra, Act V. Scene 2:

„— — — It is great,
To do that thing that needs all other deeds;
Which shackles accidents and bolts up change;
Which sleeps, and never palates more the drug,
The beggar's nurse and Caesar's.“

26) „Ja lehret nur der heil'gen Erdensanne
Entschlossen denken Mäden zu!“

Schmerz dich, die Hyänen aufzureißen,
Vor denen Jäger gern verweilen.
Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterbühne weichen,
Der jener dunkeln Phiole nicht zu weichen,
In der sich Phantasie zu eigener Qual verdammt,
Noch jenem Durcheinand blauspreizen,
Um dessen engen Mund die ganze Phiole flammet,
Du diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und wahr es mit Gescheh, in's Weide dich zu stützen.“

(Werke. XII. E. 43.)

27) Demnach scharf genommen ist (wie Jean Paul richtig bemerkt, Museum S. 151) jede Körperbewegung die Summe und das Gescheh aller basirenden Körperbewegungen auf einmal; aber dieser Geist kann frei den Willen anfangen. 28) In dem Aufsatz: „Über Anmuth und Mäde.“ 29) Newton. Princ. phil. nat. L. I. Axiom. 1. I. Kaler, Theor. mot. corp. rigid. §. 285. Reiche, Metaph. S. 363. E. Schmidt, Philosophie II, 52. Fries, Phosphor des Geistes I, 1. 30) Sendern nur der

gemacht, daß den Thieren, die ja nur sinnliche Vorstellungen haben, diese, sowie ihre Bewegungen, durch die Gegenwart der äußeren sie umgebenden Objekte und durch die Organisation ihres Körpers mit Nothwendigkeit vorgezeichnet sind³¹⁾. Darum hat der Mensch allein eine Geschichte in eigentlichen Sinne; denn seine Handlungen sind nicht in einen bestimmten Kreislauf eingeschlossen, wie die des Thieres, über welchen das letztere nie hinaus kann, und in welchem ihm seine Bahn ein für alle Mal durch Gesehe eines unveränderlichen Mechanismus vorgezeichnet ist, während dem Menschen, grade weil er sich selbst Zweck für sein Leben anseht, seine Geschichte keineswegs vorgezeichnet ist, sondern er sie sich selbst machen kann. Auch hat das Thier bloß einen Gattungseharakter, der Mensch aber zugleich einen Individualcharakter, dergestalt, daß wenn man bei erstem aus diesem Gattungseharakter im Allgemeinen faßt mit mathematischer Sicherheit berechnen kann, was das Thier unter gegebenen Fällen thun wird, eine solche Berechnung dagegen keineswegs in Beziehung auf den letztern sich anstellen läßt. Darum endlich bringt der Mensch überhaupt als seinem Leben eigenthümlichen Erscheinungen der Wissenschaften, der schönen Künste, der Kirche, des Staats u. s. w. nicht vermöge eines blindwährenden Instincts (wie jene bekannten Thiere, welche sogenannte Kunsttriebe besitzen und Werke hervorbringen, von denen sie vorher gar keine Vorstellung haben), sondern jederzeit nach mehr oder minder deutlich gedachten Vorstellungen, die den ihnen correspondirenden Gegenständen vorstehen und selbige erst bewirken, d. h. nach Zwecken, hervor; sowie er auch die in den übrigen jeder genannten Erscheinungen der Tugend, des Rechts und der Religion liegenden Gesehungen für sein praktisches Leben erst durch Selbstbestimmung in seine Vorstellungen aufnimmt und sich mit Freiheit ihnen unterwirft; und nur in sofern seine sittlichen, rechtlichen und religiösen Handlungen aus eigener innerer Überzeugung (nicht bloß durch fremdes Gebot oder

gleichgesessene. Ihr oberbacht nümlich für das Ganze des organischen Körpers im Wachsthum und in allen Lebensbewegungen desselben zwar eine Einwirkung von Innen heraus, gleichsam eine Selbstbestimmung des Keimes; allein die ganze des organischen Körpers besteht nur in der Zusammenfassung anker einander befindlicher Theile, in der Verbindung von Organ mit Organ, im äußeren Zusammenwirken der verschiedenen organischen Bewegungen. Für die genauere Beobachtung zerfällt also hier Alles in Gegenwirkungen nach äußeren Verhältnissen, welche durch Luft und Stoff Träger Wasser vermittelt werden. Rices, *Phys. Anthropologie* I. S. 20. Kritik der Vernunft I. S. 11. E. 220. Mathematische Naturphilosophie S. 500. Carus, *Physiologie* I. 172, 209. Bergl. Schütz, *Phys. Anthropologie* S. 220.

31) Hälften, *Allgem. Naturgeschichte* I. 2. Bd. S. 20, 45. Carus, *Anmerkungen zu Cre. de off. I. Th. S. 64* (Zweite Ausg.) *Elder, Entwicklung des menschlichen Geschlechts* I. 57. *Schopenhauer, über die vierfache Wurzel* u. S. 86, 114, 121. „Ein physischer oder chemischer Verfall ist ein Compliment, was man der Natur macht, eine bloße Ceremonie, wir wissen ihrer Natur nichts vorher, und fragen die Natur um ihren Consens, wie die Fürsten die Landstände.“ *Eichenberg, Schriften* I. 315. *Sal. Wollaston in Richter's und Meißner's Philosophie. Journal* VIII. S. 135. Carus, *Geschichte des Menschen* S. 61. *Weidner, Rechts-, Staats- und Gesehungslehre* u. I. 297.

Beispiel) hervorgehen, haben sie überhaupt Werth. Kurz, dieses Vermögen der Freiheit des Willens, sich durch sich selbst unabhängig von äußeren Einwirkungen zu bestimmen, ist der eigentliche Charakter wahrhaft menschlichen Handelns; durch dieses Vermögen baut und sich der Mensch (nach Herder's Ausdruck) als König der Erde, und selbst der größte Mißbrauch dieses Vorzugs ist noch immer ein Beweis seines Daseins, oder, wie Jacobi sagt, „Freiheit, eigenes Urtheil, Selbstbestimmung ist der Charakter des Menschen; und es ist ihm besser, sogar dem Tiger und Löwen in der Wildniß, als dem Raub- und Laubvieh im Stalle zu gleichen.“³²⁾

Es ergibt sich aus der Natur der Sache von selbst, daß diese Freiheit des Willens sich als die Kraft der Selbstbestimmung zeigen muß, welche daher auch von jeder³³⁾ als die Grundbedingung aller sittlichen Charakterbildung angesehen worden ist³⁴⁾. Auch ist es für

32) „Passive Angelegenheiten ereignen dem Menschen das zum höchsten Nothwehr. Activ, wenn er sich freiwillig entschließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, sind die eigentlichen Mittel der Entwicklung seiner höhern Natur. Der Mensch kann sich also nie so sehr gegen alle die Freiheit seines Geistes beschränkende Nothwendigkeit des Denkens, Empfindens und Handelns streuben; im Gegentheil kann er nie zu eifrig sich bemühen, auf dem Pfade freier Wahl und eigenen Einschusses das Ziel zu erreichen, wovon alle überflüssigen automatischen Richtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den begrenzten Bereich entfernen. Hier ist der Fall, mit Homer's *Odyssee* auszuweisen: „Nieder ein Bettler unter dem Lebnadigen, als ein König unter den Schatten!“ R. G. Jacobi *Werke* I. 101, 135. *Vol. Letzten* 1800. *Verhandlungen über die menschliche Natur*. 2. Th. S. 653 ff.

33) So bezeichnend schon von Platon (De leg. lib. I. Hip. p. 8), besonders aber von den Stoikern (z. B. Epiktet, Antonin, etc.), deren praktische Philosophie grade deshalb auch nach allgemeiner Meinung als die Bestehtung der sittlichen Tugenden von der absoluten Unmöglichkeit des menschlichen Willens in Folge der sogenannten Erbsünde von jeder Bekehrung und sehr zu empfehlen sind. Nur zu wahr ist, was Goethe sagt: „Das Schwache ist ein Charakterzug unseres Jahrhunderts.“ Es lebt ein schwaches Geschlecht, von dem es sich nicht lösen läßt, es so ist sich durch die Zeugung, oder durch schwächere Erziehung und Nahrung. — Mangel an Charakter der einzelnen Personen und schreibenden Individuen ist die Ursache alles Übels unserer armen Literatur.“ *Gespräche mit Schumann* I. 224, 226 II. 64. — „Dem Geschickte dieser Tage fehlt die Fähigkeit zu handeln; die Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen, die Freiheit, eine Überzeugung rücksichtslos zu bekennen, ist noch gar zu selten und neu. Alles Größere scheitert bei uns an der Unmöglichkeit des Geschicktes, an der Unfähigkeit unserer Beamteten, an der Unmöglichkeit unseres Volkes, an dem Mangel an verbundener Intelligenz und Kraft. Denn dies ist bisher immer unser Fehler gewesen, daß es unserer Einsicht überall an Energie und unserer Energie an Einsicht gefehlt hat.“ *Grönius, Die Welt der Zeitgeschichte* S. 78, 34. „Die Angst ruft allein auf der Grundlage eines eifernden Willens. Wo der Willkür noch schwächer, da tritt sie höchstens einen Versuch ab, oder sie banst da nicht und ist da nicht heimlich.“ *Harisch, Koster* I. 421. — „Am Angewandtesten ruht ein mächtiger Wille, der zur Diensthaft der Tugend spricht: er wehrt! Dieser ist innerlich einmüthig, energisch, Geist, der die gefunden Bilden unsern Willens dingt und bündelt, und der königlicher zu sich, als der spanische Regent zu Kavern sagt: Ich, der König!“ *Jean Paul. — Hieru Bettina's Wort*: „Wie alle sollten Könige sein, und es widerpenflicher, je herrlicher der Knecht in uns, je herrlicher wird sich die Herrschersucht einstellen, je höher und gewaltiger der Geist, der überwindet!“ (Zugzug 1835. S. 305.)

sich selbst klar, daß nur dasjenige, was der Mensch durch diese Selbstbestimmung seiner Freiheit des Willens mittels der Selbstbeherrschung in seinem innern Leben gestaltet als das ihm schlechthin Eigenthümliche, als eine eigene That angesehen werden kann, wie dieser Kant²⁵⁾ und Goethe²⁶⁾ in so treffenden Worten ausgesprochen haben.

Hiernach läßt sich nun zugleich verstehen, in welchem Sinne in der Ethik die Freiheit des Willens verstanden wird. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch der Moralphilosophie braucht das Wort Freiheit in einem dreifachen Sinne²⁷⁾: 1) heißt Freiheit im weitesten Sinne die Möglichkeit, sich bei Veränderungen seines Zustandes überhaupt der Bestimmungsgründe bewußt zu werden, d. h. sich bewußt zu werden, daß man sich nach Gründen bestimme. In diesem Sinne hält der Mensch das Thier nicht für frei, denn die Sprachfähigkeit und die eigentliche Denkkraft überhaupt mangelt, das sich also seine Gründe denken kann. In diesem Sinne des Wortes Freiheit ist Freiheit und Wille des Thies gleichbedeutend. In diesem Sinne erscheint zuweilen der böse Mensch mehr frei, als der, welcher nicht gesetzwirrig lebt, aber sich wie das Thier doch nur von Einbrüden des Augenblicks oder der Gewohnheit, der gedankenlosen Nachahmung des Beispiels Anderer, bestimmen läßt; 2) heißt

Freiheit im engeren Sinne die Fähigkeit, sich bei Veränderungen unferes Zustandes, des unbedingt sittlich notwendigen Grundes bewußt zu werden, als eines solchen, der uns eigentlich Alle bestimmen sollte. In diesem Sinne ist Freiheit Unbestimmtheit des Willens und mögliche Wahl zwischen unbedingt notwendigen und bedingten beschränkten Bestimmungsgründen. In diesem Sinne ist Freiheit und sich entwickelnde moralische Vernunft und Gewissen gleichbedeutend. In diesem Sinne ist der Mensch frei, sobald sich das Gewissen in ihm entwickelt. In diesem Sinne ist der sogenannte gute und böse Mensch gleich frei, d. h. Jeder vernimmt in sich den Imperativ der Pflicht, vernimmt innerlich die Anforderung, sich durch den unbedingt notwendigen Grund zu einem gesetzmäßigen Wandel bestimmen zu lassen. Diese Anforderung ergibt als Ermahnung, sich zu bekehren, auch an den Bösewicht und Irregeleiteten jeder Art, und dieser beweist nur, daß man sich Gottes auch nicht bewußt werden kann, so oft auch dazu die Aufforderung geschieht. Dabei ist man auch, vermöge dieser Freiheit, bei allen wahren Handlungen der Imputation fähig und richtet notwendig sich selbst. 3) Freiheit im engsten Sinne heißt die Richtung des empirischen Zags, welche dasselbe durch den unbedingt notwendigen Grund im Ursein erhält, dessen es sich unmittelbar bewußt wird. In diesem Sinne handelt nur der wahrhaft gute Mensch frei, der in seinem eigenen religiösen Bewußtsein seinen Willen mit dem Willen Gottes identificirt; wogegen der böse Mensch, der sich von seinen niederen Trieben oder Leidenschaften beherrschen läßt, in diesem Sinne nicht frei ist.

Dabei versteht sich von selbst, daß diese Freiheit des Willens dem Menschen nicht als etwas schon Fertiges und ihrer Vollenendung oder Vollkommenheit, sondern, wie auch alles übrige Geistige im Leben, z. B. Sprache, Denkkraft, Gedächtnis u. dgl. m., nur als Anlage, mithin der weiteren Ausbildung fähig und bedürftig gegeben ist, wie denn ebenfalls die physische Anthropologie lehrt, daß der Wille an eine bestimmte Stufenfolge seiner Entwicklung gebunden ist, die man durch die Perioden der Sinnlichkeit, der Gewohnheit, der Vernünftigkeit und Vernünftigkeit zu bezeichnen pflegt²⁸⁾, und bei welcher, wie die Erfahrung lehrt, auch ein Zurückfallen des Willens von der höhern Stufe auf eine niedrige in jedem Moment des irdischen Lebens möglich ist, was ebenfalls als Folge und zugleich als Beweis der menschlichen Freiheit angesehen werden kann. Auf der Möglichkeit, diese Fähigkeit der freien Selbstbestimmung durch Cultur des Geistes und Herzens zu steigern, den Menschen von der Gewalt der

35) „Es ist überall Nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einsicht nicht für gut können gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Kraft, Urtheilskraft, oder Muth, Entschlossenheit, Scheurichtigkeit im Berathe sind ohne Ansehn in mancher Hinsicht gut und nöthigswürth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Der gute Wille ist nicht durch das, was er bezieht oder anstrebt, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgelegten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich, gut. Wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch künftige Ausrottung einer Riesenmutter Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehle, seine Absicht durchzusetzen: wenn der seiner größten Bestrebung dennoch Nichts von ihm ausgerichtet wäre und nur der gute Wille (sittlich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Ausübung aller Macht, soweit sie in unsrer Gewalt ist) übrig bliebe: so würde er wie ein Jenseit der sich selbst glücken als etwas, das seinem vollen Werthe in sich selbst hat.“ Grundlegung zur Metaphysik der Ethik. 4. Aufl. 1797. S. 1. f.

36) „Wenn einen Menschen die Natur erheben,
So ist's kein Wunder, wenn ihm die Zeit genügt;
Nun muß in ihm der Schöpfer's Knecht loben,
Der schwachen Tugend zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die fauchste bezieht, sich selbst die Zwangt:
Dann kann man ihn mit Freuden anzuzeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein Eigen!“

„Denn aus Kraft beimg vermehrt in die Welt,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen wagt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt und mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Nimmst der Geist ein schwer verstandenes Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Weist der Mensch sich der sich überwindet.“

Die Geheimnisse. Werke Xlii, 185; vgl. XV, 172.)

37) Eilobus, Grundriss der allgem. Religionslehre S. 163 fg.

38) über die Entwicklung des Willens von der frühesten Zeit an vergl. Burdach, Physiologie III, 678, 683; ferner in der eigentlichen Kindheit S. 203, 206; über die Geschlechtsentwickelung in Hinsicht des Willens I, 247. Diese Stufenfolge haben besonders berücksichtigt Witz, Untersuchung über die Seele S. 341 f. Fries, Psych. Anthropol. I, 229; Eitel S. 27 fg.; vergl. auch de Meier, Geistliche Sinnlichkeit. I. 2d. Garus, Vorlesungen über Psychologie S. 163 fg. Schiebeler, Psychologie S. 477.

sinnlichen Begierden und Leidenschaften immer unabhängiger zu machen, überhaupt Ordnung und Einheit in die Willensbestrebungen zu bringen und so dem ganzen Leben ein eigenthümliches Gepräge, mit Einem Worte einen Charakter als die unabänderlich nach einmal gefassten Maximen handelnde Willenskraft zu bilden — beruht die Möglichkeit und der Werth aller Ethik oder Tugendlehre.

Auch streitet mit der Überzeugung, daß die zureichende Ursache unserer Entschlüsseungen nur in unserm Willen oder unserer Selbstbestimmung liegt, keineswegs die Annahme, daß auf die Entschlüsseungen, die Jemand fasst, die gegebenen äußern Umstände, die früheren Ereignisse seines Lebens, die gesammte Bildung seiner Kräfte, und namentlich das Bewußtsein seiner durch Erfahrung schon erprobten Macht oder Schwäche, seiner Willenskraft Einfluß haben. Allein dieser Einfluß wird nicht wie derjenige gedacht, den wir in Ansehung des Verhältnisses einer Naturursache zu der ihr zugeschriebenen Wirkung annehmen; er beschränkt sich immer nur auf eine Veranlassung oder einen Anreiz, für unsern Willen sich so oder anders zu bestimmen, diesen oder jenen Entschluß zu fassen, ohne daß jedoch die Veranlassung die Freiheit des Entschlusses selbst aufhebt.

Hiermit ist zugleich angedeutet, daß und in wiefern die Freiheit des Willens die Grundvoraussetzung den eigentlichen Anlaß gegeben hat, sowie der Anlaß und Mittelpunkt der gesammten praktischen Philosophie als der Wissenschaft von der richtigen Lebensansicht, dem wahren Zwecke oder der eigentlichen Bestimmung des Menschenlebens ist, sowie zugleich aber auch die Voraussetzung für alle positiven praktischen, oder auf das wirkliche Menschenleben sich beziehenden Disciplinen der Rechts- und Staatswissenschaft, der Religions- und Erziehungslehre, mit Einem Worte des gesammten höhern Menschenlebens oder aller Civilisation und Cultur. — Fragt man nach dem ersten oder eigentlichen Anlaß der Entdeckung aller praktischen Philosophie, so ist derselbe in der Wahrnehmung zu suchen, daß das meiste Übel und Elend im Menschenleben das Product des Willens der Menschen selber, Folge seines verkehrten Willens und Handelns ist³⁹⁾. An diese Wahrnehmung schließt sich sofort der Wunsch, dieses vom Menschen ausgehende Übel durch eine mittelst der Belehrung über die wahren Zwecke des Menschenlebens bewirkte Besserung des Willens zu vermindern, wie denn auch die ältteste sogenannte Weisheit oder Philosophie in solchen Bestrebungen bestand⁴⁰⁾, welche natürlich ganz verkehrt würden erschienen sein, wenn ihnen nicht die Voraussetzung der menschlichen Freiheit zu Grunde gelegen hätte. Ebenodarauf beruht die allgemeine in der ganzen Mensch-

heit sich findende und wie die Psychologie lehrt⁴¹⁾, keineswegs erst durch eine Speculation über das menschliche Wesen entstandene Annahme, daß einem jeden Menschen seine Handlungen auch zugerechnet werden müssen, eine Annahme, welche schon bei den rohesten Menschen angetroffen wird, wenn sie auch in ihrer Sprache noch keine Wörter besitzen, um den Unterschied zwischen dem freien und erzwungenen Thun eines Menschen zu bezeichnen, wie aus der Aufnahme des Handelns Anderer erhellt, sobald es auf ihre Person Einfluß hat. Man kann und braucht in der That in diesem Gebiete, um die Wirklichkeit und Wirkksamkeit der moralischen Freiheit zu beweisen, nur auf die Thatfache des Bewußtseins zurückzugehen, welche als Gewissen einem Jeden zukommt und eine innere und unmittelbare Anschauung von dieser unserm Geiste einwohnenden höchsten souverainen Macht unserm Willens ist. Mit dem Gefühl oder Bewußtsein der Pflicht ist die sittliche Freiheit von selbst gegeben oder gefühlt. Der Ausdruck des Bewußtseins: du sollst! mit welchem sich alle Gebote der Pflicht anfängeln, setzt den Glauben an die Wahrheit des Ausspruchs, du kannst! voraus⁴²⁾. Ebenodarauf beruht es, daß alle möglichen Sophistereien des Verstandes, selbst die theoretisch von der Richtigkeit des sogenannten Determinismus überzeugten Philosophen durchaus nicht hinreichen, das Gefühl der Zurechnung und Schuld zum Schweigen zu bringen, wie dies auch schon Kant sehr treffend nachgewiesen hat⁴³⁾. Daß dieser Glaube an die moralische Freiheit ebenso zu den Grundeinstellungen unsern geistigen Lebens gehört, wie das Selbstbewußtsein, die Demuthskraft u., ergibt sich ganz einfach daraus, daß die Gestaltung und Ausbildung dieses ganzen Lebens ohne jene Überzeugung eine ganz andere sein würde, indem dann das klare Bewußtsein des Unterschieds zwischen dem Grundbösen, Recht und Unrecht und mit der Zurechnung auch eine bürgerliche, peinliche, sittliche und religiöse Gesetzgebung, somit das eigentliche Band des civilisirten oder Staatslebens wegsallen müßte. Bei dieser auf den Thatfachen des Bewußtseins und

41) G. E. Schulze, Psychische Anthropologie. 3. Ausgabe. S. 397. 42) Vergl. Ancillon, über Glauben und Wissen S. 114. Freze, Julius und Coogorak. 2. Bd. S. 211. 43) „Ein Mensch mag künstein, soviel als er will, um ein geschwätziges Verzeihen, dessen er sich erinnert, sich als unvorstellbares Verzeihen, als bloße Unthatsache, die man niemals gänzlich vermeiden kann, so bald als etwas, worin er vom Strome der Naturnotwendigkeit fortgerissen wäre, vorzumalen und sich darüber für schuldig zu erklären, so findet er doch, daß der Adorant, der zu seinem Werthe spricht, den Anküßler in ihm keineswegs zum Verfluchten bringen könnte, wenn er sich bewusst ist, daß er zu der Zeit, als er das Unrecht verübte, nur bei Sinnen, d. h. im Besitze seiner Freiheit, war, und gleichwohl erklärt er sich sein Verzeihen, auf Gr-

wisser über, durch allmähliche Verwahrlichung der Achtsamkeit auf sich selbst zugelegener Gewohnheit, bis auf den Grad, daß er es als eine natürliche Folge derselben ansehen kann, ohne daß dieses ihn gleichwohl wider den Selbsttadel und den Beweis schuldig Verzeihen, den er sich selbst macht. Darauf gründet sich denn auch die Reue über eine längst begangene That bei jeder Erinnerung derselben eine Schmerzhaft, durch moralische Befinnung gewirkte Empfindung, die sofern praktisch leer ist, als sie nicht dazu dienen kann, das Geschick anzuwenden zu machen, und sogar ungerecht sein würde.“ Kritik der praktischen Vernunft. 5. Aufl. S. 170 ff.

39) „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Schiller.

40) „Fuit haec sapientia quondam, Publica privata oecore, sacra profano, Conscubitu prohibere vago, dare jura maritis, Oppida moliri, leges incidere ligno.“ Horaz.

der Erfahrung oder Geschichte hervorgehenden Unbestimmtheit der menschlichen Willensfreiheit können natürlich die Einwürdungen nicht in Betracht kommen, welche die theoretische oder speculative Philosophie von jeher bis auf die neueste Zeit durch die Aufstellung der philosophischen oder theologischen Systeme des Fatalismus, Pantheismus, der Prädestinationstheorie und des Determinismus gemacht hat, oder noch macht. In Hinsicht des ersten, welcher annimmt, daß der Grund alles dessen, was überhaupt in der Welt geschieht, nur ein blindes Fatum ist, versteht sich von selbst, daß dabei keine menschliche Freiheit des Willens gedacht werden kann. Welche verderbliche Folgen dieses System, zumal wo es zugleich als positive Religion anerkannt ist, auf das ganze menschliche Leben, namentlich auch auf die Verhinderung aller politischen Freiheit hat, ergibt sich von selbst und wird durch die Geschichte und den Zustand der orientalischen Völker zur Genüge bewiesen⁴³⁾. Ähnliches gilt auch von dem Systeme des Pantheismus, nach welchem, wie es namentlich Spinoza unumwunden ausgesprochen hat⁴⁴⁾, von einer wahren Freiheit des menschlichen Willens keine Rede sein kann; indessen ist neuerdings von einem unserer berühmtesten Philosophen behauptet worden, daß der Pantheismus nicht wesentlich mit der fatalistischen Weltanschauung verknüpft sei, und daß sich wenigstens die formelle Freiheit mit ihm vertrage⁴⁵⁾. Dasselbe gilt ferner von dem positiven theologischen Lehren der Prädestination oder sogenannten Gabenwahl, die besonders von dem Kirchenvater Augustinus in die christliche Dogmatik eingeführt und auch von Luther (in seiner bekannten Streitschrift: *De servo arbitrio*, gegen des Erasmus Buch: *De libero arbitrio*), ingleichen von Calvin verfochten worden ist (wobei die christliche Dogmengeschichte zu vergleichen ist).

Was den Determinismus betrifft, so muß derselbe hier noch etwas näher betrachtet werden, da auch „Determinismus“ auf den Artikel Willensfreiheit verwiesen ist. Derselbe besteht in der Annahme, daß der Mensch bei allen seinen Willensbestimmungen nach einer äußeren Naturordnung bestimmt werde, daß mithin alle Handlungen der Menschen von nothwendig bestimmten Gründen (wie z. B. die äußere Lage, Erziehung u.) bestimmt sind. Der Determinismus geht von dem metaphysischen Gesetz der Causalität aus, wonach jede Wirkung ihre notwendige Ursache, die in der vorhergegangenen Zeit liegt, hat, und findet den letzten schließlich bestimmenden Grund jeder Handlung oder Bestimmung des Willens nicht in diesem letztern selbst (nicht in der Freiheit als einer durch sich selbst bestimmten, durch sich selbst anfangenden, von Verhältnissen unabhängigen Wirksamkeit), sondern theils in der ursprünglich gegebenen Einrichtung oder Beschaffenheit, größeren oder geringeren Vollkommenheit des individuellen menschlichen Geistes

selbst, theils in der gesammten Verknüpfung, in welcher jedes geistige Wesen durch sein ganzes Dasein mit allen übrigen gefanden hat und steht. Dieses System kommt in sehr verschiedenen Formen vor⁴⁶⁾. Zunächst als sogenannter mechanischer Determinismus, welcher die determinirenden Ursachen in den Bewegungsgesetzen der Materie findet, und schon von einigen der ältesten griechischen Philosophen, den Anhängern des atomistischen Materialismus oder der sogenannten Corpuscularphilosophie, dem Leucippus und Demokrit, aufgestellt ward, indem dieselben den Lehrsatz ihrer Physik von der Gleichheit der Ein- und Rückwirkung auf das menschliche Leben anwendeten⁴⁷⁾. Diese materialistische Ansicht findet sich natürlich auch bei allen übrigen Anhängern der Corpuscularphilosophie, z. B. namentlich bei denjenigen Ärzten, die eine Atommechanik aufgestellt haben, übrigens überhaupt bei den meisten Naturforschern, die nun zu gemein sind, die „Seele“ für die bloße „Lebenskraft“, das Gehirn (mit Jean Paul zu reden) für „ein Spielwiese mit Stiften für jede Idee, die der Geist abdrückt, um an sich jene Ideen ab- und vorzuwerfen“, das Herz für „eine Blutspitze“, die Seele nur für „einen neuen Polstrib des Körpers“ und den Menschen selbst für „eine hydraulische Filtrirmaschine“ ohne eigentliche Seele zu halten, weil ihre anatomischen Weser oder chemischen Retorten sie nicht finden, weil sie sie nicht als „Präparat“ oder „Küchenschab“ vorweisen können. Diesen Determinismus hat unter den neuern Philosophen besonders Hobbes⁴⁸⁾, sowie der Verfasser des Systems *de la nature* aufgestellt⁴⁹⁾. Unmittelbar verwandt hiermit ist der thierische Determinismus, welchem zufolge alle menschlichen Handlungen bloße Producte des thierischen Instincts sind⁵⁰⁾. Sollen die bestimmenden Gründe in der Vorherbestimmung eines von der Natur verschiedenen höhern Wesens (oder Gottes) liegen, so ist dies der transcendente Prädestinationismus, welchem bereits die Stoiker aufstellten⁵¹⁾, und auf welchen auch Leibnizens System der prästablierten Harmonie hinausläuft⁵²⁾. Sollen sie in der Vorbestimmung der Seele liegen, welche durch das, was ihr unter allen Umständen

47) Bepgl. Weinhard, *Schrift. Moral* I. S. 315 ff. (ed. 5.) Ulrich, *Genealogie* S. 30 ff. Ciamart, *Handbuch der rheoretischen Philosophie* S. 352 ff. 48) Cicero, *De fato* c. V. Lucret, *De rer. nat.* II. V. 251. Bepgl. Platner, *Philos. Abstr.* I. 494 ff. — Die geistreiche Widrigung des mechanischen Determinismus findet sich in Demokrits *Philos. Schriften* (Hrsg. überf. Leipzig 1782. I. Bd. S. 192 ff.) vergl. 2. Bd. S. 72).

49) *The question concerning Liberty and Necessity*. (Lond. 1656.) 50) Part. I. ch. XI. p. 187 sq. 51) *Melvinus*, *De l'homme*, Sect. X. ch. 7. p. 213 sq. der zweiter Ausgabe. *De la Mettrie*, *Traité de l'ame* ch. XIII. § 2 in *ses Oeuvres philosophiques*; dessen *L'homme machine*. (Leyden 1747.) 52) Cic. *De fato* 5. Seneca, *De provid.* c. 5. Natural. Quæst. I. II. c. 35. 36. *Gellius*, *Noct. Att.* I. VI. c. 2. *Antonius ad se ips.* I. IV. 28. X. 5. Ziehmant, *System der höchsten Philosophie* 2. Ab. S. 129 ff. und dessen *Heil der speculation Philosophie* 2. Bd. S. 431 ff. Platner, *Philosophie Aphorismen* I. 494 ff. 53) *Leibniz*, *Principia philosophiæ Oper. T. II. p. 402 (ed. Düran)*. *Cramer*, *Leibniz de mundo optimo doctrina sub examen vocatur denovo*. (Lips. 1766.)

44) Schelling, *Philosophie der Anthropologie* S. 405. 3. Ausgabe. 45) Spinoza, *Ethica* P. I. propos. XXXVI. p. 33 sq. und P. II. propos. XLVIII. p. 85 sq. 46) Schelling, in der *Zeitschrift über die Freiheit* (Philos. Schriften I. S. 403, vergl. 417). Bepgl. Eobius, *Allgem. Religionslehre* S. 168.

das Beste scheint, nothwendig bestimmt wird, so ist dies der rationale Determinismus, eine Ansicht, zu der sich bereits Platon⁵⁴⁾ und unter den neuern Philosophen Bayle, auch Locke, Hume, Leibniz, Wolf, Mendelssohn, Herbart, Ulrich, Platter und viele Andere betonen⁵⁵⁾. Es gehört hierher auch einer der scharfsinnigsten Philosophen unserer Zeit, Herbart, der auf eine sehr originelle Weise die alte Atomistik mit dem neuern Idealismus vereinigt wieder den Versuch gemacht hat, die Psychologie auf Mathematik zu gründen, die einzelnen psychischen Erscheinungen dem Calcul zu unterwerfen und eine „Statik und Mechanik des Geistes“ aufzustellen⁵⁶⁾. Diese Art, auf das Seelenleben die Mathematik anzuwenden, wodurch der Determinismus allerdings die festeste Basis erhalten würde, hat übrigens schon Lambert gehabt⁵⁷⁾, und in der neuern Zeit hat auch der berühmte Astronom Laplace in seinem klassischen Werke über die Wahrscheinlichkeiten die Berechnung

derselben auch auf die Ereignisse in dem geistigen Leben der Menschen angewendet. Allein es ist bereits mehrfach nachgewiesen⁵⁸⁾, daß die Anwendung der Mathematik auf die Psychologie für letztere keine ertragsreichen Resultate hoffen läßt, zumal hierbei mit lauter unbekannten Größen gerechnet werden muß. Ebenso ist es durch Thatfachen der Erfahrung selber hinlänglich bewiesen, daß alle Wahrscheinlichkeitsberechnungen, sobald sie auf das geistige Leben eines Menschen angewendet werden, ihre Sicherheit verlieren, nicht nur weil außerordentlich viele Dinge auf die Entscheidung Einfluß haben, sondern vornehmlich, weil es Tiefsen in unserm menschlichen Gemüthe gibt, in welche das Auge unsers Geistes nicht einzudringen vermag, und weil in dieses Gebiet des Unersforschlichen eben die Freiheit des Willens gehört, die schon ihrem Begriffe nach alle Berechnung zu Schanden macht. Ueberhaupt aber widerlegt das Leben selber nur zu oft alle Vermuthungen oder Urtheile, welche der Determinismus auf seine Kenntnis des Naturels (namentlich des sogenannten Temperaments, d. h. der aus der eigenenthümlichen Körperconstitution, der Beschaffenheit des Blutes, der Fibern, Nerven u. hervorgeringenen Prädisposition zu Geschehen oder Willensbestrebungen⁵⁹⁾, ferner der Erziehung oder anderer äußerer gegebener Verhältnisse aufzustellen sucht. Nur zu oft kommt es vor, daß der für gut Gehaltene sich einer Schändlichkeit schuldig macht, die ihm Niemand zugezählt haben würde, sowie umgekehrt mancher schlechte Mensch über die niederen Leidenschaften sich erhebt, von denen er sich bisher befreit haben ließ⁶⁰⁾. So viel ist jedenfalls gewiß, daß nach diesem Systeme eine wahre Erziehung, ohne daß die äußere Lage eines Menschen sich ändert, gar nicht denkbar, oder doch nur durch ein wahres Wunder möglich sein würde, und es bedarf wol überhaupt keines weitläufigen Erweisels, daß mit dem Determinismus eine wahre Sittlichkeit unvereinbar

54) Epinam, p. 254, 255. De leg. l. IX. p. 24, 48. Bip. 55) Hume, *Reponse aux Quest. d'un Provincial*, tom. II. ch. 80. p. 202 sq. und tom. III. ch. 138. p. 732 sq. Locke, über den menschlichen Verstand. 2. Abh. Cap. 21. Hume, über den menschlichen Verstand, über den Tennemann, S. 179 fa. Leibnitz, *Nouveaux Essais* lib. II. ch. XXI. p. 127 sq. Wolf, *Psychol. Empir.* Part. II. Sect. II. c. 2. §. 941 sq. Mendelssohn, über die Freiheit, in der Berl. Monatsschrift S. 1 fa. Herbart, in den neuern vernünftigen Schriften S. 81 fa. Ulrich, in der *Geistesphilologie*. Vergl. die am Schluß mitgetheilte Literatur.

56) Psychologie, gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik I. S. 108 fa. Vergl. dessen *Schrift*: Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens, 1835. (In dem Vorworte zur Einleitung in die Psychologie. S. 85, 107, 109. S. 93, 141 fa. 2. Ausg. wird die Freiheit des menschlichen Willens auf das Bestimmteste abgesagt, namentlich auch gesagt, fast alle neuern Philosophen hätten sich durch Kant's Verbum täuschen lassen, nach welchem Freiheit des Willens Grundbedingung der Sittlichkeit sein soll, S. 144.) Ingedenken, daß die Freiheitstheorie nicht bloß falsch, sondern auch dem praktischen Interesse schädlich und in jeder Hinsicht widerlich ist, S. 152. Dagegen heißt es: „Will man die einzelnen Entscheidungsfälle des Menschen als frei betrachten? so hat der Mensch keinen Charakter. Jeder Aktus des Willens, jeder Entschluß ist nun etwas für sich, ohne Zusammenhang mit früheren und folgenden Entschlüssen. Die einzelnen Willensbestimmungen fallen zwar unter das sittliche Urtheil: aber das ganze Leben des Menschen ist ein loses Aggregat von Selbstbestimmungen, deren jede von vorn anfangt, die Einheit ist verloren und der Werth des ganzen Menschen ist dahin.“ Grade im Gegentheil ist an gar keinen Charakter im wahren Sinne zu denken und hat ein Menschenleben seinen wahren sittlichen Werth, wenn nicht die Freiheit als Selbstbestimmung in jeder einzelnen Handlung sich dadurch geltend macht, daß sie bei der Möglichkeit, anders zu handeln, den sittlichen Geboten der Pflicht sich unterwirft. Denn auch von dieser sittlichen Freiheit gilt Baethers (Haft II.) Wort:

„Wer der verdient sich Freiheit und das Leben,

Dar täglich sie erobert sich.“

Freiheit verweist Herbart überdies die Pflichtethik, indem er die praktische Philosophie nur als Axiomatik, als Lehre vom Sittlichen, *et sic mod* aufstellt (s. dessen *Kügen, praktische Philosophie*), und für diesen Beschränkt ist das Urtheil über eine Handlung gleich, mag sie aus freiem Willen entspringen sein oder nicht. 57) Lambert wollte bereits (Kügen Organon I. §. 108. S. 512) die Ethik und Politik auf die Mathematik (nämlich auf die Ausmessung der Größe eines jeden Gutes) gründen und die Ethik durch Ausmessung der Reichthümer oder Mächtig des Willens in eine Axiomatik verewandeln (*Axiomatik* I. S. 81).

58) U. X. von Guébriellen, Vom Begriff der Psychologie. Berol. 1839. Schellier, *Psychol.* S. 279 fa. 59) Auch die sogenannte Phrenologie muß consequent zum Determinismus führen.

60) „Nach den Nachrichten, welche wir über den Einfluß des Ausdrucks der Pest in einer Stadt und Wogend auf das Gemüth des Menschen erhalten haben (man s. die Nachrichten über die altäth. Pest beim Thucydides im 2. Buche der Geschichte des peloponnesischen Krieges Cap. 48—52 und die Nachrichten über die Pest in Marseille und in der Provence während der Jahre 1720 und 1731 von Remont, *trouvé in Dufrenoy's Journal* der praktischen Doktrinen im 6. Stück des Jahres 1824. S. 17), bewirkt der Einfluß eine Aufhebung aller Bande der Natur, der dergewöhnlichen Ordnung und Sittlichkeit, selbst selbst diejenigen, welche vor dem Ausbruch des Uebels strengsam gehalten hatten, den nahen Tod vor Augen habend, den Gemüth der geistlichen höchsten Kräfte auszuweichen. Bei Menschen hingegen, die ohne allen Eifer für etwas und nur ihren Reigungen hienach gehorchen, wird der Anreiz des allgemeinen Elends eine Veranlassung zur Verheerung der bedauernswürdigen Cyper. In der Stadt Sizilien sogar zur Einführung, wie von einer göttlichen Eingebung und einer göttlichen Kräfte getrieben, in die Krankenhäuser, um sich in der Pflege der Kranken einen gewissen Lobe zu verschaffen (s. Remont S. 69). Dies übersteigt gewiß alle Erwartung und würde für streitend mit der Erfahrung gehalten werden, wenn nicht zuverlässige Nachrichten darüber vorhanden wären.“ Schuller, *Psychische Anthropologie* (2. Ausg. Göttingen 1826). S. 208.

ist, indem nach demselben der Mensch unter den einmal gegebenen Umständen nicht anders handeln konnte, als er wirklich gehandelt hat, und somit mehr oder weniger zu einer Maschine wird, in welcher, ist sie nur einmal in Bewegung gesetzt, die Bewegungen erfolgen, sowie sie nach der Einrichtung der Maschine und dem Einfluß äußerer Ursachen erfolgen können und müssen. Damit ist nun allerdings der Gegensatz von Gut und Böse, die Verschiedenheit der angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die mit dem Handeln verbunden sind, nicht ausgeschlossen; sie werden aber nur als eingepflanzte Momente betrachtet, welche den menschlichen Willen bewegen und richten sollen. Auch ist damit nicht ausgeschlossen, daß die eine Maschine gut, die andere schlecht, oder dieselbe bald gut, bald schlecht geht, nach der ihr einmal gegebenen Einrichtung und den äußern Umständen. Aber gar keinen Sinn hätte es, wenn die Maschine sich vornehmen wollte, sich nur so oder so zu bewegen und diese oder jene Wirkung hervorzubringen und in dieser Absicht mit sich selbst zu Rathe gehen wollte; denn dies Alles ist ja durch das Vorhanden, Gegebene notwendig bestimmt — oder wenn die Maschine es bezuehen und sich Vorwürfe machen wollte, daß sie hier oder da eine ungeschickte Bewegung gemacht, oder eine fehlerhafte Wirkung hervorgebracht hat. Denn wenn sie gleich anerkennen muß, daß jene Bewegung ungeschickt, jene Wirkung fehlerhaft ist, so muß sie doch zugleich anerkennen, daß sie unter den gegebenen Umständen nicht anders sich bewegen und wirken konnte⁶¹⁾. Schon die Stoiker, namentlich Geryppus, haben diesen Vorwurf gegen den Determinismus zu widerlegen gesucht⁶²⁾. Allein diese Behauptungen oder Ausflüchte sind bereits zur Genüge widerlegt⁶³⁾. Der Hauptgrund wider den Determinismus ist aber, daß, wenn die Handlungen des Menschen nicht Producte seines freien Willens sind, zuletzt immer Gott als der Urheber des unleugbar in der Menschengeschichte sich findenden Bösen angesehen werden muß, da der Mensch doch offenbar sich nicht selbst geschaffen und in die Umstände oder Verhältnisse, in denen er sich befindet, sich gesetzt hat⁶⁴⁾.

Dem Determinismus wird der Indeterminismus entgegen gesetzt, nach welchem die freien Handlungen des Menschen von notwendig bestimmenden Gründen unabhängig sind. Auch er ist entweder grober Casuismus, wo man sie dem blinden Zufall zuschreibt⁶⁵⁾, oder

feiner Casuismus, wo man sie zwar vom Zufall, aber unter göttlicher Regierung, beruht⁶⁶⁾, oder als sogenannter Indifferentismus, wo die Seele durch ein eigenes Vermögen, nach welchem sie zu einer Zeit und bei einerlei Umständen etwas thun oder lassen, oder auch etwas anders thun kann (ohne daß sie durch etwas, es sei in oder außer ihr, dazu bestimmt werde) sich selbst bestimmt⁶⁷⁾; oder endlich als rationaler Indeterminismus, der von dem Wesen der menschlichen Vernunft als eines sinnlich beschränkten, aber zugleich einer höhern übersinnlichen Ordnung der Dinge angehörigen Wesen ausgehend, die Abhängigkeit von der Causalität des Naturmechanismus verwirft, ohne es darum in Abrede zu stellen, daß es auch für den freien Willen eine objective Gesetzgebung gibt, sowie eine Stufenfolge seiner Ausbildung, wie dies bereits früher ausführlicher nachgewiesen worden ist. Dieser von den meisten übrigen, nicht schon als Deterministen oder Fatalisten angeführten Philosophen angenommenen, und auch in dem wirklichen Leben der gebildeten Bürger in Bezug auf die sittliche, rechtliche und religiöse Beurtheilung der Handlungen anerkannten rationale Indeterminismus schreibt dem menschlichen Willen das Vermögen zu, sich aus sich selbst zu bestimmen, und zwar bei jeder einzelnen Handlung. Damit leugnet er nicht, daß unserm Handeln ein Überlegen und Abwägen der Gründe und Folgen vorhergehen könne und vorhergehe; behauptet nicht, eine blinde Willkür (arbitrium brutum), sondern vielmehr, daß auf unser Handeln Gründe einwirken, Vorstellungen von dem, was recht und gut ist, und hinwiederum Vorstellungen von dem, was nützlich und angenehm ist, höhere und niedrigere, vernünftige und sinnliche Triebe. Derselbe gibt zu⁶⁸⁾, daß die eine Vorstellung, der eine Trieb uns mehr als die andern officiren, behauptet also keine indifferencia voluntatis, kein aequilibrium arbitrii, und schließt nicht aus, daß der Mensch sagen kann, er habe um dieser oder jener Gründe willen so oder

von der „Freiheit“ hinaus; s. Cicero, De fato c. 10 und Lucr. De rer. nat. l. II, v. 251 sq.

61) s. Sigwart, Handbuch der theol. Philosophie S. 386 fg. 62) De fato c. 17 sq. Gellius, Noct. Att. VI, 2. Zitiert man, System der höchsten Philos. II, 131 fg. 63) Regal. Platonica. De stoic. Regum p. 340 sq. der Eriactischen Ausgabe. Kuestow, Praepar. Evangel. l. VI, c. 7, p. 242. Wesen der Religionen in den Locis, de humanis viribus seu libero arbitrio p. 75 sq. Clarke, Recueil de diverses Pieces. t. I, p. 155 sq. Prémonval, Du Hazard sous l'Empire de la Providence, Part. II, p. 53 sq. Orsini, De usu et limitibus principii rationis sufficientis, vulgo determinantis in the Opus. p. 153 sq. Schmid, Versuch einer Moralphilosophie. §. 382. S. 523 fg. Reinhard, Christl. Moral. I, S. 318. 64) Sigwart, Handbuch S. 389; Regal. Platonica, De recte von der Sünde I, 427 fg. 65) Darauf beruht Epikurs Meinung

66) Regal. Prémonval, Penées sur la liberté, et Du hazard sous l'Empire de la Providence. (Berl. 1755.) 67) Aristoteles, Ethicor. ad Nicom. l. III, c. 1—7. Magn. Moral. l. I, c. 18. Simplicius in Epictet. Kirchler, pag. 29—53 der Schmeigshäuser'schen Ausgabe. Clarke, Abhandl. von den Tugenden und Eigenschaften Gottes S. 114 fg. Orsini, De usu et limitibus principii rationis sufficientis, vulgo determinantis in the Opus. p. 219. T. II, p. 696. Grassius in der Schrift: De usu et limitibus principii rat. suff. und in der Anweisung, vorwärts zu gehen, in der Thelematologie Cap. 3, S. 40 fg. Delfic, Enc. §. 83 fg. 40 fg. Davies in den Elementa Metaph. psychol. sect. II, c. 2, §. 109. Zitiert in den Philosoph. Beweisen über die menschliche Natur, 2. Bd. Berl. XII, c. 1, §. 1, und noch viele andere. (S. oben mehr Scholastiker setzen das Wesen der Freiheit in die vollkommenste Grundlosigkeit des Fatens; s. Albertus, M. sentent. lib. II, dist. 24, a. 7. Duns Scotus, Sentent. lib. II, dist. 35, q. 2. Später wurde dieser Freiheitsbegriff besonders von Mellana und dessen Anhang im Streite mit den Jesuiten vertheiligt; s. Jul. Müller, Die christl. Lehre von der Sünde. 1839. I. Bd. S. 439. Note.) — Die Selbstbestimmtheit Anstalt ist nachgewiesen von Jeller in J. Theol. Zeitschrift. 1846. S. 425 und 1847. S. 49 fg. 68) Sigwart a. a. O. S. 385; vgl. Heidegger, Freiheit, Staat und Gesetzgebung I. S. 271 fg.

so gehandelt. Aber er leugnet, daß diese Gründe an und für sich einen entscheidenden Einfluß auf unser Handeln haben, und behauptet vielmehr, daß über den Gründen ein Vermögen sei, welches aus sich selbst auf die eine oder andere Seite den Ausschlag gebe, ein Vermögen, unter denselben äußern und innern Umständen wollen oder nicht wollen, das Eine oder Andere wollen zu können; eine unabhängige Macht der Freiheit, die entscheidet.

Noch sind hier die Ansichten zweier unserer berühmtesten Philosophen, Kant's und Schelling's, über die Freiheit des Willens zu erwähnen, sowie ihre Versuche, dieselbe mit dem Gesetze der Naturnothwendigkeit, also den Indeterminismus und den Determinismus, zu vereinigen (welche Versuche als der transcendente Prädeterminismus bezeichnet werden).

Die Kant'sche Lehre von der Freiheit ist diese: Freiheit im praktischen Verstande ist die Unabhängigkeit der Willkür von der Nothigung durch Antriebe der Sinnlichkeit; diese setzt voraus eine Causalität, unabhängig von Naturursachen und selbst wider ihre Gewalt und wider ihren Einfluß etwas hervorzuwirken, d. h. das Vermögen, eine Reihe von Begebenheiten ganz von selbst anzufangen, ein Vermögen, dessen Causalität nicht nach dem Naturgesetze wiederum unter einer andern Ursache steht, welche sie der Zeit nach bestimme, mit Einem Worte, eine absolute Spontaneität. Dieses ist die transcendente Freiheit. Diese Freiheit ist demnach außer und über aller Zeit, außer allem Causalzusammenhange, gehört demnach nicht der Sinnenwelt, der Welt der Erscheinungen an; denn in dieser ist Alles nach dem Gesetze der Causalität verbunden. Sie kann also auch dem Menschen nicht zugeschrieben werden, sofern er ein Sinnenwesen ist, der Erscheinungswelt angehört (Phänomenon), sondern sie ist eine Eigenschaft des Menschen, so fern er ein Ding an sich, ein intelligibles Wesen, ein Noumenon ist; sie macht den intelligiblen Charakter aus, Causalität der Vernunft. Dieses intelligible Vermögen aber und sein Charakter müssen sich nun doch in der Erscheinung ausdrücken, in dem Menschen als dem empirischen Wesen, in seinem empirischen Charakter. In diesem empirischen Charakter stehen, weil er empirisch ist, alle Handlungen als Erscheinungen im Causalzusammenhange mit einander; hier ist also keine Freiheit, sondern Nothwendigkeit. Aber sofern dieser empirische Charakter, diese empirische Sinnenart der Ausdruck, die Erscheinung ist von dem intelligiblen Charakter, von der Causalität der Vernunft, von der Freiheit, sofern ist der Mensch in allen seinen Handlungen frei, und so ist also wenigstens die Möglichkeit gegeben, wie Freiheit und Nothwendigkeit der einzelnen Handlungen vereinbar sind. — Also die Bestimmungsgründe einer jeden Handlung, die der Mensch in der Zeit verrichtet, liegen in demjenigen, was zur vergangenen Zeit gehört, und nicht mehr in seiner Gewalt ist, in den schon begangenen Thaten und seinem empirischen Charakter. Daher man denn auch einräumen kann, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denksatz, sowie sie sich durch in:

nerer sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsichten zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu und bekannt würde, inwiefern alle auf diese wirkenden äußern Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, sowie eine Mond- oder Sonnenfinsterniß, ausdrücken könnte. (Kritik der praktischen Vernunft I. 1. B. 3. Hauptst.) Aber diese ganze Kette von Erscheinungen und diesen ganzen Charakter hat sich der Mensch selbst verschafft, sofern er ein intelligibles Wesen ist, das nicht unter Zeitbedingungen steht. Daher wir, wenn wir noch eines andern Bildes, nämlich einer intellektuellen Anschauung desselben Subject's, fähig wären, doch inne werden würden, daß diese ganze Kette von Erscheinungen in Ansehung dessen, was nur immer das moralische Gesetz angehen kann, von der Spontaneität des Subject's, als Dinges an sich selbst, abhängt, von deren Bestimmung sich gar keine physische Erklärung geben läßt. In Ermangelung dieser Anschauung versichert uns das moralische Gesetz diesen Unterschied der Beziehung unserer Handlungen als Erscheinungen auf das Sinnenwesen unsers Subject's von demjenigen, dadurch dieses Sinnenwesen selbst auf das intelligible Substrat in uns bezogen wird (ebend.). — Daraus lassen sich auch Beurtheilungen rechtfertigen, die mit aller Gewissenhaftigkeit gesfällt, dennoch dem ersten Anscheine nach aller Willkür ganz zu widerstreiten scheinen. Es gibt Fälle, wo Menschen von Kindheit auf, selbst unter einer Erziehung, die mit der ibrigen zugleich Andern ersprießlich war, dennoch so frühe Bosheit zeigen und so bis in ihre Mannesjahre zu steigen fortsetzen, daß man sie für geborene Bösewichter und gänzlich, was die Sinnenart betrifft, für unverbesserlich hält. Gleichwohl oder richtet man sie wegen ihres Thuns und Lassens ebenso, verweist ihnen ihre Verbrechen ebenso als Schuld, so sie (die Kinder) finden diese Verwürfe selbst so ganz gegründet, als ob sie, ungeachtet der ihnen beigemessenen hoffnungslosen Naturbeschaffenheit ihres Gemüthes, ebenso verantwortlich bleiben, als jeder andere Mensch. Dies würde nicht geschehen können, wenn wir nicht voraussetzten, daß Alles, was aus seiner Willkür entspringt (wie ohne Zweifel jede vorzüglich verübte Handlung), eine freie Causalität zum Grunde habe, welche von der frühen Jugend an ihren Charakter in ihren Erscheinungen (den Handlungen) ausdrückt, die wegen der Gleichförmigkeit des Verhaltens einen Naturzusammenhang kenntlich machen, der aber nicht die arge Beschaffenheit des Willens nothwendig macht, sondern vielmehr die Folge der freiwillig angenommenen bösen und unverbesserlichen Grundzüge ist, welche ihm nur noch und desto verworflicher und strafwürdiger machen. (Kritik der praktischen Vernunft a. a. D.; vergl. die dritte Antinomie in der Kritik der reinen Vernunft.)

Diese Kant'sche Ansicht steht und fällt natürlich mit dem ganzen Kant'schen Systeme, besonders der Lehre von den Dingen an sich, deren Kritik natürlich nicht hier:

88) Außer den bekannten Commentaren der Kant'schen Philosophie von Schulz, Jacob u. d. vergl. Enell, Witten C. 245. Hegel'sche, Philosophie der natürlichen Religion, Vortrag XIII. Reinhold, Metaphysik S. 428. Sigwart a. a. D. S. 353.

der gehört. Im Allgemeinen muß nur bemerkt werden, daß diese Ansicht oder Hypothese in Bezug auf das Realistische mit dem Determinismus ganz zusammenfällt, und daher alle Gründe gegen denselben auch wider sich hat⁷⁰⁾.

Auf gleiche Weise sucht Schelling die Schwierigkeiten zu lösen, welche in der Annahme eines freien Willens einerseits und der der Naturnothwendigkeit andererseits liegen⁷¹⁾. Die freie Handlung folgt unmittelbar aus dem intelligiblen Wesen des Menschen. Dieses ist außer allem Causalzusammenhange, wie außer und über aller Zeit. Es kann daher nie durch irgend etwas Vorgeordnetes bestimmt sein, indem es selbst vielmehr allem Andern, das in ihm ist oder wird, nicht sowohl der Zeit, als dem Begriffe nach als absolute Einheit vorangeht, die immer schon ganz und vollendet da sein muß, damit die einzelne Handlung oder Bestimmung in ihr möglich sei. Jede einzelne Handlung ist aber nothwendig eine bestimmte Handlung, z. B. um das Nächste anzuführen, eine gute oder böse. Kommt absolut Unbestimmten zum Bestimmten gibt es aber keinen Übergang. Daß etwas das intelligible Wesen aus purer lauterer Unbestimmtheit heraus ohne allen Grund sich selbst bestimmen sollte, führt auf das System der Gleichgültigkeit der Willkür zurück. Um sich selbst bestimmen zu können, müßte es in sich schon bestimmt sein, nicht von Außen freilich, welches seiner Natur widerspricht, auch nicht von Innen durch irgend eine bloß zufällige oder empirische Nothwendigkeit, indem dieses Alles (das Psychologische so gut wie das Physische) unter ihm liegt, sondern es selber als sein Wesen, d. h. seine eigene Natur, müßte es ihm Bestimmung sein. Aus dem Innern des intelligiblen Wesens kann die Handlung nur nach dem Gesetze der Identität und mit absoluter Nothwendigkeit folgen. So folgt also die einzelne Handlung aus innerer Nothwendigkeit des Wesens. Aber was ist denn jene innere Nothwendigkeit des Wesens selber? Hier liegt der Punkt, bei welchem Nothwendigkeit und Freiheit vereinigt werden müssen, wenn sie überhaupt vereinbar sind. Wäre jenes Wesen ein todtet Sein und in Ansehung des Menschen ein ihm bloß Gegebenes, so wäre, da die Handlung aus ihm nur mit Nothwendigkeit folgen kann, die Zurechnungsfähigkeit und alle Freiheit aufgehoben. Aber eben jene innere Nothwendigkeit ist selber die Freiheit; das Wesen des Menschen ist wesentlich seine eigene That. Durch diese That, durch diesen Act hat der Mensch sein intelligibles Wesen gesetzt (sein Urs und Grundwesen), das sich selbst zu etwas macht), durch denselben ist sogar die Art und Beschaffenheit seiner Corporification bestimmt; er ist aber außer aller Zeit und jenseit alles Bewußtseins.

Auch Schelling sucht seine Ansicht auf ähnliche

Weise durch Berufung auf Thatfachen der Erfahrung zu bekräftigen, wie Kant: „In jedem Menschen ist ein Gefühl, als sei er, was er ist, von aller Ewigkeit schon gewesen und keineswegs in der Zeit erst geworden. Daher unerschrocken der unleugbaren Nothwendigkeit aller Handlungen, und obgleich Jeder, wenn er auf sich ausmerkt, sich geteilt muß, daß er keineswegs zufällig oder willkürlich böse oder gut ist, der Böse z. B. sich doch nichts weniger als gezwungen vorfindet (weil Zwang nur im Werden, nicht im Sein empfunden werden kann), sondern seine Handlungen mit Willen, nicht gegen seinen Willen thut. Obwohl jene freie That im Bewußtsein nicht vorkommen kann, da sie ihm, wie dem Wesen, vorangeht, es erst macht, so ist sie darum doch keine That, von der der Mensch liberal sein Bewußtsein geliehen, indem derjenige, welcher etwa, um eine ungerechte Handlung zu entschuldigen, sagt: So bin ich nun einmal; doch sich wohl bewusst ist, daß er durch seine Schuld so ist, so sehr er auch Recht hat, daß es ihm unmöglich gewesen, anders zu handeln. — Wie oft geschieht es, daß ein Mensch von Kindheit an, zu einer Zeit, da wir ihm, empirisch betrachtet, kaum Freiheit und Ueberlegung antrauen können, einen Gang zum Bösen zeigt, von dem voraussehen ist, daß er seiner Tugend und Lehre weichen werde, und der in der Folge wirklich die argen Früchte zur Reife bringt, die wir im Keime vorausgesehen hatten, und das gleichwohl Niemand die Zurechnungsfähigkeit derselben bezweifelt und von der Schuld dieses Menschen so überzeugt ist, als er es nur immer sein könnte, wenn jede einzelne Handlung in seiner Gewalt gestanden blühe. Diese allgemeine Beurtheilung eines seinem Ursprunge nach ganz bewußtlosen und sogar unwiderstehlichen Hanges zum Bösen als eines Actes der Freiheit weiß auf eine That und also auf ein Leben vor diesem Leben hin, nur daß es eben nicht der Zeit nach vorangehend gedacht werde, indem das Intelligible überhaupt außer der Zeit ist.“

Es ist klar, daß diese Schelling'sche Ansicht schon in sofern nicht als eine das Mißfall der Freiheit wissenschaftlich lösende angesehen werden kann, als sie zuletzt auf die mythische Hypothese einer Präexistenz, welche dem gegenwärtigen Leben zeitlich vorangeht, sich beruft, eine Hypothese, die bekanntlich schon von Pythagoras und Platon angenommen und in Beziehung auf das Dasein der Freiheit des Willens bereits von dem Kirchenvater Origenes (in seinem Werke *napl deayw*) angewendet wurde, indem nach ihm alle endliche Seelen einander ursprünglich schlechterdings gleich sind, und alle Verschiedene und Eigentümliche nur in der Richtung, die ihr freier Wille sich selbst gibt, seinen Grund hat. Seine nähere Prüfung und Widerlegung der Schelling'schen Ansicht haben bereits Andere gegeben, wie z. B. Sigwart⁷²⁾, Julius Müller⁷³⁾ und Zeller⁷⁴⁾. Müller macht namentlich auf einige Thatfachen der Erfahrung aufmerksam, in denen die von Schelling versuchte Lösung del

70) Eine Widerlegung der Kant'schen Ansicht findet sich in Platt, Beiträge, IV. Programm. Ulrich, Deuteronologie S. 10 ff. Gerhardt, Neue vermischte Schriften S. 51. Glotius, Allgem. Religionslehre S. 169. Sigwart, Handbuch S. 373. Schulte, Psych. Anthropologie S. 406; vergl. dessen Philof. Principien der bürgerlichen und peinlichen Rechts S. 57 ff.; vergl. auch Kreuzer, Ethische Betrachtungen über die Freiheit des Willens. (Dienen 1793.) S. 122. 71) Philof. Schriften I. S. 465 ff.

72) Handbuch der theoretischen Philosophie S. 373. 73) Zeitschrift der Kunde 1, 423 ff. 74) In f. Apologetischen Jahrbüchern 5. Bd. 1846. S. 433 ff. 6. Bd. 1847. S. 66 ff.

Problems unverträglich ist. „Wenn die gesammte Gestalt und Beschaffenheit des einzelnen menschlichen Lebens auf einer ebenso grundlosen, wie unbegründeten freien That des Subjectes ruht, wie ist es zu begreifen, daß wie in der Menschheit und in ihrem Verhältnisse zur Natur einen gewissen Zusammenhang, eine bestimmte Ordnung antreffen, daß die einzelnen Individualitäten in ihrer besondern Organisation und Begabung genau berechnet scheinen auf diese oder jene ganz an dem Erdenleben bestehende Thätigkeit, Berufsart, Lebensweise, daß es eine Geschichte gibt von dieser bestimmten Fortschritt derselben, daß nicht Alles von chaotischer Verwirrung verschlungen wird? Wenn jene Abhandlung den gewöhnlichen Vorstellungen von der Freiheit als einem Vermögen, in jedem Augenblick ohne bestimmende Gründe dies oder das Entgegengesetzte zu wollen, mit Recht verwirrt, daß dadurch die Vernunft widerstreitende gänzliche Zufälligkeit der einzelnen Handlungen eingeführt werde: so ist in der That nicht einzusehen, wie dieser Vorwurf sich dadurch erheben soll, daß zu der Macht des Willens, sich durchaus grundlos aus sich selbst zu bestimmen, indem sie in die Sphäre des Intelligiblen erhoben und zu Einem außerzeitlichen Act concentrirt wird, nun noch die Macht durch diese grundlose Selbststimmung, die Entwicklung des menschlichen Lebens in allen Sphären schlechthin zu begründen, hinzutritt. Ebenso unerklärlich wird von hier aus die allbekannte Thatfache, daß im Gebiete dieser natürlichen Individualität bestimmte Familientypen sich fixiren, daß die Eigenähnlichkeit der Ätern, durch neue Bestimmungen mobilisirt, in den Kindern oder Enkeln wieder hervortritt, daß auch Krankheiten und seelische Dispositionen des physischen Lebens sich forterben. Ferner ist und nicht etwa bloß in der Reflexion, sondern als allgemeine Thatfache unsern unmittelbaren Bewußtseins eine scharfe Sonderung dessen, was in unserm Leben unsrer Freiheit zur Wurzel hat, und was jenseit derselben liegt, gegeben, und Niemandem fällt es ein, die natürlichen Einseitigkeiten und Schranken seiner Individualität, den angeborenen Mangel gewisser Fähigkeiten, Talente im Ernste sich selbst zuzuschreiben. Hätten sie ebenso gut wie die sittliche Bestimmtheit unser Lebens in der Freiheit, hier als intelligibler, ihre Ursache, so wäre nur denkbar, daß unser empirisches Bewußtsein entweder Alles als frei, oder Alles als notwendig aufsaugt; eine solche Scheidung zweier Sphären im unmittelbaren Bewußtsein ist von hier aus nicht zu erklären. Es leuchtet ein, daß dieser Theorie in ihrer weiteren Consequenz das irdisch zeitliche Leben und Bewußtsein nicht mehr die wirkliche Erscheinung des Wesens bleiben kann, sondern zum unwahren Scheine herabsinken muß.“

Daß auch in der Regel'schen Philosophie von einer eigentlichen Freiheit des Willens nicht die Rede sein kann, ergibt sich theils schon daraus, daß auch dieses System nicht über den Pantheismus hinauskommt⁷⁵⁾, theils weil nach ihm nur das Denken und die Begriffe das eigentlich Wesentliche sind⁷⁶⁾. Da nach Regel

die Gedankenbestimmungen das allein Seiende sind, so hat nach ihm die Persönlichkeit, die doch die eigentliche Wurzel des menschlichen Freiheitsbegriffs ist, nur einen untergeordneten Werth, indem sie nur Mittel ist, um die Denkverhältnisse zu verwickeln. Nicht wo das Individuum wählen kann, ist Freiheit, sondern wo es nicht wählen kann, wo eine Regel ohne seinen Willen verurtheilt ist; das Denzgesetz soll frei, d. h. nicht vom Menschen abhängig sein, und nicht der Mensch; nicht die Menschen handeln in der Geschichte, sondern das logische Gesetz der drei Momente, des Dialektischen, Abstracten und Speculativen, indem ja überhaupt das ganze Universum nur in einem dialektischen Proceß der Ideen besteht, die sich aus sich selbst entlassen, ihren Gegensatz setzen, diesen dann aufheben, um sich endlich wieder in der höhern Identität in sich zurückzufassen. Die Freiheit des Willens besteht demnach bloß darin, daß im Entschlusse gleich sein Gegenbild, die Möglichkeit alles Anders als Gedachtes gesetzt ist, wobei die erste Kraft der Entscheidung, daß man im concreten Fall zwischen A und B wählen kann, gar nicht in Betracht kommt⁷⁷⁾.

dürfte nicht als eine freie, sondern nur als eine der Nothwendigkeit, dem Zwange unterliegenden Ursache betrachtet werden, weil er, als ein bestimmter Modus des unendlichen Denkens, immer eine Ursache voraussetzt, durch welche er zur Existenz und zur Thätigkeit bestimmt werde. Im weitest gleichem Sinne, aber mit ungleich größerer Gewandtheit in der Ausgestaltung der Begriffe und in der Bereinigung der entgegengesetzten, bestimmt Regel die Freiheit als die Mächtigkeith der Nothwendigkeit. Nach seiner Erörterung ist jedes Eingehen notwendig, indem es durch die Bedingungen, die in dem Fahren enthalten sind, gesagt wird. Hierin selbst aber die Eigenähnlichkeit der allgemeinen Substanz, daß sie in der Mächtigkeith der einander wechselseitig bedingenden, einander gegenseitig als nothwendig stehenden Dinge hervortritt, während sie selbst Mächtigkeith auch hat und durch nichts Anderes gesagt und bestimmt wird. In dieser Eigenähnlichkeit beruht sich die allgemeine Substanz als das schlechthin Selbständige, als das lediglich durch sich selbst bestehende, welches in der Nothwendigkeit, die aus ihm selbst hervorgeht, seine absolute Macht und seine absolute Freiheit offenbart. Da aber die allgemeine Substanz doch nur ist, was sie ist, durch ihre Selbstbestimmung, indem sie in ihrem Gegenbild, in der Mächtigkeith der einander stehenden und voraussetzenden Dinge, sich ewig verhält, so ergibt sich, daß die Mächtigkeith der Substanz der absolute Begriff ist. Denn der Begriff überhaupt ist das Selbstgleichheit, dessen Sein nur darin besteht, sich Gegenbild, das Anders und Verschiedene, zu setzen und in dem Anders und Verschiedenen bei sich selbst zu sein, oder, wie Regel dies ausdrückt: Der Begriff ist die Selbstähnlichkeit, welche das sich vom sich Abheben in unterschiedene Selbstähnlichkeit, als dieses Abheben Identität mit sich und diese bei sich selbst bestehende Selbstähnlichkeit aus mit sich ist. Hiernach ist der Begriff für sich die Macht der Nothwendigkeit und die wirkliche Freiheit.“ G. Reinhold, Darstellung der Metaphysik. 1834. S. 421. Note.

75) Vgl. die jüngere Richte'sche Schrift über Gegenstand u. s. w. S. 51. 76) Von dem Willen, behauptet Spinoza, ist (und die vielen andern Kräfte der Regel'schen Philosophie), da der sich der Macht die nützliche Bestimmung eines unpersonlichen substantiellen Willens findet, eines Willens, welcher nicht will, sondern nur Wille ist. (Wenn nämlich in irgend einer Einrichtung ein bestimmter Sinn gleichsam als gemollter ausgerichtet ist und nach der Natur der Einrichtung die Möglichkeit, das ihr Dasein oder jene Sinn von dem Menschen abhängig werden, so ist dies ein substantieller Willen, da sich hierbei die Resultate derselben finden, welche, ohne den Willen macht, nämlich ein bestimmter vernünftiger Inhalt eines

75) Vgl. die jüngere Richte'sche Schrift über Gegenstand u. s. w. S. 51. 76) Von dem Willen, behauptet Spinoza, ist

Was die Literatur dieses wichtigen Capitels der Metaphysik und Religionsphilosophie betrifft, so findet sie sich, wie auch in Bezug auf die bedeutendsten Philosophen schon angegeben, theils in den Systemen der Philosophie selbst, theils in einzelnen Monographien und besonders Aufsatzen in philosophischen und theologischen Zeit- und andern Schriften. Aus der neuesten Zeit sind besonders zu nennen: Roddehammer, Die Freiheit des menschlichen Willens. 1821. Sartorius, Vom Unvermögen des menschlichen Willens. 1821. Voigt, Ueber Freiheit des Willens. 1828. Daub, Die Hypothese in Betreff des Willensfreiheit. 1834. (Vergl. dessen Judas Ischariath.) Matthias, Die Idee der Freiheit. 1835. Beise, Die Idee der Gottheit (dens. in Heideb. Jahrbüchern. 1836. Nr. 162 und in Fichte's Zeitschrift für speculative Theologie. I. 2). R. Ph. Fischer, Die Freiheit des Willens. 1833. Romang, Von der Freiheit des Willens. 1835. Jul. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. 1839. I. S. 375 fg. Birth, Speculative Ethik. 1841. I. S. 57 fg. Zeller, Theologische Jahrbücher. 5. Bd. 1846. Heft 3. 6. Bd. 1847. Heft 1. Levinson, Physiologie des menschlichen Willens. 1848. — Ueber die ältere Literatur vergl. Bern. Oekini Labyrinth h. e. de libero et servo arbitrio etc. (Basil. 1563.) Hugo Grotius, Philos. sentent. de fato et de eo, quod est in nostra potestate. 1648. E. Greuger's Sceptische Betrachtungen über die Freiheit des Willens. 1783 und Werdemann, Geschichte der Meinungen über Schicksal und Freiheit. 1795 (besonders den literarischen Anhang).

III. Politische (bürgerliche, Staatsbürgerliche) Freiheit. — Sowie für den Einzelnen die Ausbildung der allen Menschen als Anlage verliehenen innern oder sittlichen Freiheit (oder der Freiheit des Willens) die Grundbedingung der gesammten übrigen geistigen Entwicklung und der Beginn derselben oder (wie Kant es ausdrückt) „der Ausgang aus der geistigen Unmündigkeit die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist“⁷⁹⁾, sowie ferner für den Einzelnen ohne äußere persönliche Freiheit oder Selbständigkeit keine wahrhafte Ausbildung der innern, keine echte Charakterbildung zu denken ist (was schon Homer treffend angedeutet hat)⁸⁰⁾, welche doch als das höchste Ziel oder die wahre Bestimmung des Menschen angesehen werden muß, und nach welcher sich der persönliche Werth des Individuums abmisst — so verhält es sich auch mit der politischen Freiheit in Bezug

auf das öffentliche Leben und den Charakter der Völker oder Staaten und der Menschheit im Großen. Auch diese ist als die Basis alles vernünftigen, geselligen Lebens, als die Voraussetzung aller höheren, wissenschaftlichen, ästhetischen, sittlich-religiösen, zugleich auch der ökonomischen oder industriellen Bildung, kurz aller eigentlichen Civilisation und Cultur anzusehen. Dabei findet sich diese letztere nur bei denjenigen Völkern, bei welchen sich politische Freiheit entwickeln konnte und nur nach dem Grade dieser Entwicklung. Dabei zählen in der Weltgeschichte eigentlich nur die politisch freien Nationen; daher hängen ferner alle Hauptperioden derselben, sowie die der Specialgeschichten der einzelnen Völker entweder unmittelbar mit der Erlangung, Behauptung oder dem Verluste der politischen Freiheit zusammen, oder stehen doch in nächster Beziehung und Wechselwirkung zu derselben; welches Alles durch Beispiele zu beweisen einer ausführlichen Geschichte der politischen Freiheit vorbehalten bleiben muß, in sofern übrigens überflüssig erscheint, als jene Belege im Allgemeinen aus der Geschichte des Alterthums, des Mittelalters, der neuern und neuesten Zeit, besonders der doch in der Regel aus dem Interesse für die politische Freiheit entstandenen Revolutionen, Jedem zur Genüge schon bekannt sind. Kurz, fast alle Höhe und Herrliche im Menschenleben knüpft sich mehr oder weniger an die politische Freiheit der Völker an, welche, wie ebenfalls schon Kant bemerkt hat⁸¹⁾, „das höchste Problem und der letzte Zweck der Menschengeschichte,“ und wie Dahlmann es ausdrückt: „die größte aller Staatsfragen“ ist“).

Andrerseits lehrt allerdings auch die Geschichte und die Erfahrung, daß das Interesse der politischen Freiheit zu den schlimmsten Verirrungen geführt hat, daß im Namen derselben nur zu oft die empfindlichsten Verbrechen begangen wurden, und daß es einen politischen Fanatismus der Freiheit gibt, durch welchen, wie durch den religiösen, in der Geschichte der Menschheit die dunkelsten Wälder angefüllt worden sind. Allein so wenig man wegen der Gräuelt, welche der Widerstand der Religion von jeher (wie schon der bekannte Spruch des Lucretius andeutet⁸²⁾) veranlaßt hat, die Religion selber in ihrem Wesen und in ihrer Würde als die höchste und wichtigste Angelegenheit des Menschen verachten darf, ebenso wenig können die in Bezug auf politische Freiheit begangenen Excesse dem Werthe derselben derogiren, woran schon unser vaterländischer größter Dichter in den

Gebanten und die der Vorstellung sich darbietende Möglichkeit eines andern.) Richt der Mensch weiß sich z. B. in der Familie, dem Staate in der Philosophie, in Gott, ferner das Eothen der Bestimmung des Begriff der Familie, des Staates etc. wissen sich die Menschen, wie man etwa sagen könnte, der Spiegel des menschlichen Geistes.

⁷⁹⁾ Anthropologie (Werke, Ausgabe von Hartenstein. 10. Bd. S. 247).

⁸⁰⁾ „Eden ja die Hälfte der Tugend entfällt Brod“ wallende
Einem Mann, sobald nur der Ackerthoch Tag ihn crellt.“
Cf. XVII, 392.

⁸⁰⁾ Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (Werke. 4. Bd. S. 293 fg.). Aufwüchser ist dieser Gedanke allerdings entwickelt von Ad. Schmitz in f. Ideen über den Fortschritt in der Geschichte in Read's Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben. 1848. Heft 1. ⁸¹⁾ Geschichte der englischen Revolution, am Schluß (4. Ausg. S. 393); „Dem König Wilhelm verdrast England seine Freiheit, soweit Freiheit verlieren werden kann, um es bei die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so wichtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Idee hinüberreicht, daß wie in ihrer Nähe bloß die Augen schaudern zuzuhören und allemfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich krüht; oder später daran den Kopf einrammen muß.“ ⁸²⁾ „Tantum religio potuit suadere malorum“

„bekannten „Worten des Glaubens“ gemahnt hat“). Was einer der berühmtesten unserer Staatsgelehrten und Staatsmänner, Geng, in dieser Hinsicht zur Zeit der französischen Revolution aussprach, gilt für alle Zeit: „Der jäggelloste Mißbrauch der Worte muß und, wenn wir gerecht und einsichtsvoll urtheilen wollen, gegen ihren echten, guten und edeln Sinn nicht mißtrauen machen. Man hat im Namen der politischen Freiheit unter unsern Augen unermessliche Büdensünde begangen. Schlimm genug! nichtsdestoweniger liegt Alles, was für den Staat wünschenswürdig sein kann, in diesem Worte eingeschlossen, und es ist in seiner wahren Bedeutung der beste Maßstab, um die Vollkommenheit seiner Organisation zu bestimmen. Die höchste mögliche bürgerliche Freiheit, gesichert durch diejenige Verfassung, mit welcher sie am besten besteht, ist der letzte Zweck und das höchste Ideal jeder politischen Verbindung; je mehr der Staat sich diesem Ideal nähert, desto vollkommener sind alle Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft in ihm erreicht“). Derselbe Publicist hat anderwärts mit Recht als den Hauptgrund jener Verirrungen die Unklarheit bezeichnet, welche in Bezug auf den Begriff der politischen Freiheit gewöhnlich sich findet“). Die Aufstellung desselben hat demgemäß außer

83) „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,

Und wär' er in Ketten geboren!

Kast euch nicht ihren des Pöbels Gefährde,

Nicht den Mißbrauch eurerer Thoren“ u. s. w.

84) In der neuen deutschen Monatschrift. 1795. II. S. 256. Ähnlich der Forderung von Wagners: „Freiheit, auch du hast ihre Gefährt, dem Bösewicht zum Verstand gebührt, wie die Religion, wie die Tugend. Nie ist mehr als zu meine Zeit Geseßlosigkeit mit ihr verwechselt worden. Sie wurden mehr Gehört unter ihrer Maske ausgeübt, die mit der menschlichen Gattung entworfen könnten. Ford' sie deswegen auf, die Bärde, die Größe des menschlichen Geschlechts, die Freude der Seele, der Reich des Lebens, der Preis der Tugend, die Beschäferin der Staaten, die Mutter der Vaterlandsliebe, die Edugamme aller edelsten Gefinnungen und Gefühle zu sein? Wo sie nicht ist, da sinkt der Mensch und neigt sich Haupt. Die Kraft des Lebens, die Stärke des Geistes ist gebrochen, Mutz erkalte, Tugend stirbt. Nationen trauern um sie und weinen: bald trauern sie das Geschlecht der Nichtschwächsten.“ Monatschrift der Literaturgelehrten. 2. Bd. S. 36. „Malo virulentum liberatum, quam quietum servitum.“ dies war von jeher die Maxime des freien Mannes und das was sie ewig bleiben.“ Feuerbach, Antilobbes I. 190.

85) „Es ist eine alte Bemerkung, daß der große Haufen des Menschengeschlechts durch Zeichen und Bilder und Namen und dunkle Vorstellungen regiert wird. Freiheit, jene Freiheit, die die Mutter solcher umgehenden Bewegungen, so mancher schwärmerischen Selbstheit, so mancher rhapsodischen Verdrusses ist, gehört unter diese dunkeln Vorstellungen. Es ist von äußerster Wichtigkeit, daß man sie beleuchte und erwidere, daß man das Wahre, was in ihr ist, von der Aufklärung, das Heilsame, was sie enthalten kann, von dem Verwerflichen sondern. Es ist die höchste und bringendste Notwendigkeit, es ist die unumschlingliche Pflicht für jeden denkenden Menschen, zu einer Zeit, wo die schriftlichen Urkunden die politische Welt erschüttern, zu einer Zeit, wo die ungeschriebenen Meinungen über das Wesen und den Werth der Freiheit sich durch ganz Zeuthland hindurch, hier ruhiger und dort tobender, hier im Keim und dort im gräßlichen Aufwuchs die eine Pflanz der Menschheit zum Kampfe mit der andern geführt haben — sich von seinen eigenen Ideen die strengste Rechenschaft abzulegen, und ehe er es wagt, in dieser großen Debatte, die so viele Köpfe beschäftigt, auf die ein so riesiges Interesse geknüpft ist, und auf deren Ausgang eine ganz brennende

dem theoretischen noch ein praktisches, sehr bedeutendes Interesse, und muß als eine der wichtigsten Aufgaben der Staatswissenschaft anerkannt werden, deren Lösung übrigens mannichfachen Schwierigkeiten unterworfen ist; das der sie denn auch bisher noch keineswegs als gelungen anzusehen ist.

Um auch hier zunächst von der sprachlichen Beziehung dieses Begriffs auszugehen, so ergibt sich, daß, so wie „Freiheit“ ein vielumsfassender und vieldeutiger Ausdruck ist, über dessen Sinn und über die damit bezeichnete Sache selber eine große Verschiedenheit der Ansichten stattfindet, es sich auch mit dem Worte „Politik“ auf gleiche Weise verhält. Dasselbe bezeichnet bekanntlich das soviel wie Staats- und öffentliches Leben überhaupt (z. B. in dem Ausdruck: sich für „Politik“ interessieren, der „politische“ Inhalt der Zeitungen, „politische“ Gesellschaften, Parteien, Gespräche u. dgl. m.), bald die Summe oder den Inbegriff der auf das öffentliche oder Staatsleben sich beziehenden Ansichten (z. B. Wirtschafts-, Börsenpolitik), bald den in ein System gebrachten Inbegriff von praktischen Grundsätzen oder Maximen für die Regierung oder Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, mit Einem Worte, die sogenannte Staatskunst (z. B. die „Politik“ der Großmächte, die Machtpolitische oder jesuitische Politik), bald die Wissenschaft von den höchsten Zwecken des Staats (in welchem Sinne die Alten vorzugsweise dieses Wort nahmen), oder mit Einem Worte: die Staatsweisheitslehre, bald die Wissenschaft der zweckmäßigsten Mittel für die Erreichung des Staatszwecks (welches vorzugsweise der moderne Begriff ist), mit Einem Worte: die Staatsflugslehre (daher auch im gemeinen Sprachgebrauch „Politik“ und politisch oft soviel wie Klugheit und klug überhaupt heißt, und man z. B. von der „Politik der Freundschaft“ spricht, sowie „ein Politicus sein“, „politisch handeln“, sowie wie klug oder pfiffig sein, ausdrückt); endlich auch die Staatswissenschaft überhaupt und die Lehre von der Staatsverfassung und Verwaltung als besondere (z. B. wenn von den verschiedenen Literaturgebieten die Rede ist, „Politik studiren“, die Geschichte oder Literatur der „Politik“). Schon hieraus ist leicht erklärlich, daß die aus der Verbindung zweier solcher so verschieden aufgefaßter Hauptbegriffe hervorgehende „politische Freiheit“ nicht schon an und für sich klare Vorstellungen erwecken kann, sondern das gerade Gegentheil stattfinden muß. Es kommt dann zunächst noch dazu, daß die Verwechselung des Begriffs „Freiheit“ mit den nächstverwandten Vorstellungen der Ungebundenheit, Freiheit, Zügel- oder Selblosigkeit und dergl., wie die Geschichte und Erfahrung lehren, in dem Gebiete der Politik weit häufiger als irgend anderswo sich zeigt. Auch der Umstand, daß sowohl im gemeinen als im wissenschaftlichen Sprachgebrauch (wie noch näher gezeigt werden wird) die Ausdrücke „po-

Welt darzt, seine schwache Stimme zu erheben, die Fundamentalsbegriffe aller politischen Wissenschaften mit hohem Grade zu prüfen und aller Anstrengung, deren er fähig ist, aufs Neue zu bringen.“ Burke's Betrachtungen über die französische Revolution, überf. und erläutert von Beng. 2. Bd. S. 115. 1793.

litische" und „bürgerliche" Freiheit bald als gleichbedeutend, bald als wesentlich Verschiedenes bezeichnend genommen zu werden pflegen, kann natürlich nur zur Verwirrung der Unklarheit beitragen.

Das Wort politische Freiheit bezeichnet überdies schon an und für sich nichts Handgreifliches, sinnlich Wahrnehmbares, überhaupt nichts Einmaliges und in fester Form Gegebenes, sondern einen mannigfachen Veränderungen fähigen und sehr zusammengesetzten Zustand, dessen Wesen sich durchaus nicht in einer bloß logischen Definition erschöpfen läßt. Die politische Freiheit selber ist ferner, obgleich der Idee nach für alle Menschen bestimmt, weil mit der menschlichen Vernunft unmittelbar zusammenhängend, wie die Geschichte und Erfahrung lehren, noch keineswegs eine überall vorkommende Thatsache, deren Merkmale aus der Wahrnehmung abstrahirt und in eine Gesamtvorstellung, den Begriff, ein für alle Mal zu fixiren wären. Vielmehr ist es undenkbar, daß die unarmeheliche Majorität der Menschen dieses Gut bisher ertheilt hat und noch entbehrt; und selbst bei der kleinen Anzahl derjenigen Völker, bei welchen sie bis jetzt sich hat entwickeln können, ja bei demselben Volke in seinen verschiedenen Bildungstufen erscheint sie in sehr verschiedener Gestalt und zugleich mit sehr verschiedenen Wirkungen, je nach der Art und Weise ihrer Auffassung und der Anwendung, welche von ihr gemacht werden. Dabei haben schon früher mehr der berüchtlichsten politischen Schriftsteller grade diesen Begriff als einen der dunkelsten, vieldeutigsten und schwierigsten bezeichnet; so J. B. Montesquieu und Ferguson⁹⁰⁾. Und erst noch neuerdings hat sich in gleichem Sinne der schon angeführte Veteran unserer publicistischen Literatur, der Freiherr von Gagern, ausgesprochen⁹¹⁾. Ganz besonders findet sich aber diese Unklarheit über das, was politische Freiheit eigentlich ist, mit dem traurigen Gefolge der daraus hervorgehenden Mißgriffe und Mißbräuche in unserer Zeit, welche, wie bekannt, mit der französischen Revolution beginnt⁹²⁾, die als ihr Hauptziel die politische Freiheit (unter der Firma Freiheit und Gleich-

heit) erstrebte, dabei aber der bedauernswürdigsten Verirrungen sich schuldig machte, die unsern vaterländischen Dichter zu dem auf den Mißbrauch jener Idee sich beziehenden Spruch veranlaßten: „Doch der schrecklichste der Schreden ist der Mensch in seinem Wahn!" Zwei Menschenalter sind seitdem verfloßen und in Bezug auf politische Freiheit ist seitdem allerdings Vieles errungen worden; allein nichtdeßoweniger ist der Begriff derselben noch immer im Allgemeinen nicht weniger als klar und richtig aufgefaßt vorauszusetzen, was hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß die seitdem auch auf dem europäischen Continent eingeführte constitutionelle oder Repräsentative Verfassung, die allerdings am meisten der politischen Freiheit entspricht, in Folge der eingewurzelten Herrschaft der Bureaucratie, insbesondere in Teutschland, nur sehr unvollkommen (nur bis zu einer sogenannten „Quasi-constitutionellität")⁹³⁾ sich zu entwickeln vermochte, und daß nur zu häufig die höhern geistigen und sittlichen Grundlagen der politischen Freiheit so gut wie ganz unberücksichtigt blieben. Dabei denn nur erst vor einigen Jahren von einem hochgeachteten Staatsmann⁹⁴⁾ über die Begriffsverwirrung in Hinsicht auf politische Freiheit, obgleich dieselbe mehr als je das allgemein angestrebte Ziel genannt werden kann, laute Klagen erhoben worden.

Auch im Gebiete der Literatur hat es nicht an Klagen und Warnungen in Bezug auf die Verkenntnis des wahren Begriffs der politischen Freiheit und die unvor-

90) Von Arélin, Staatsrecht der constitutionellen Mächte I. Einleitung. Pfliger, Ideen über Recht, Staat und Moral II. S. 258.

91) Der Fürst Ludwig von Bollerstein in seiner Kritik verschiedener Entwürfe des Fürsten Karl von Mecklenburg in den Debatten in München am 13. Febr. 1848 (vergl. Deutsche Allgemeine Zeitung vom 20. Febr. 1848): „Keine Periode der modernen Geschichte war furchtbarer als die unfreie in der Verbesserung politischer und bürgerlicher Freiheit. Jeder verlangt die solche Gabe nicht nur für sich, sondern auch für alle, um am vertheilten oder getheilten Interesse. Obwohl aber letztere sich in Konflikte mit andern Interessen irgendwelchen Gesetzen, so enthält nur zu oft der Ruf nach bürgerlicher Besserung. Ja, erst kürzlich die Staatsgewalt alle Schritte dieser Art, so worden sie sich jetzt summiren zur Idee um Nichtsfreiheit in Allem und für Alles überhaupt mobilisirt sich der Begriff von Freiheit nach Fugate der ihn formulirenden in mannigfaltiger Weise. Ein großer Theil der Staatenwelt und von ihm beeinflusst sehr dieß die Regierungen selbst, denken sich unter bürgerlicher Freiheit die Befugnis der Staatsbürger, grade so weit, so rasch und so gewalt einzuführen, als es der bürgerlichen Auffassung irgend einem erscheint. Freiheit nennt der Gewerksmann sein Monopol und das Handelsbureau unbedingte Censurierung der Presse hat die Justiz auf Kosten der Rationen; die Weisheitslosigkeit bei der Beobachtung von, Diensten und Befehlen. Sogar viele der Kämpen gegen Preßens, viele der Vorkämpfer auf dem geistlichen Gebiete heißen Angelegenheiten für ihre Doctrinen. Druck lediglich überwiegen Meinung. Und doch ist keine Freiheit wie für Individuen so für ganze Länder und darüber auf der breiten Grundlage der Intelligenz, welche sie begründet, der Augen, welche ihre würdige Benutzung fördert, der Gerechtigkeit, welche das erstrebte Ideal auch erbt, wo es Anders zu Gute kommt. In der That hat die echte Freiheit noch immer eine verhältnismäßig geringe Zahl empfanglicher Herzen und spärliche Aste gefunden, während sie grade unsern Tagen blickt auf jetzt."

92) De l'esprit des lois, liv. XI. ch. 3. „Il n'y a point de mot qui ait reçu plus de différentes significations et qui ait frappé les esprits de tant de manières que celui de liberté."

93) Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. 3. Abt. Abschn. 6. 88) „Der kennt ferner die Freiheit nur ihre Elemente nicht, der sie in irgend einer gerundeten Phrase sucht. Sie ist bunt und mannigfaltig auf der Erde, wie die Blumen unserer Wiesen. Sie hat ebenso verschiedene Formen, Farben, und neben ihrem Schwund herrscht immer das milde Grün der Hoffnung vor. Und dann kommt endlich das Verdümmen — und der Welken. Sie hat ihre Kinderhüter, Jüngern und Ältern. Freiheit ist nicht ein einfacher Begriff, wie Fleiß und Arbeit, sondern ein Inbegriff, eine Sammlung und Zusammenfassung, wie der Adreß und die Arbeit. Aber was ist in der Kapazität? Sind die Freie (scharf und spitzig und ohne Maß)? Sind die Ältern rund und schwer, wenig des Brans des mit des Dorfs? Freiheit ist ein freier Kinder und Wunden jenen damit die Dämonen. Die Familie wärmt sich, die Frauen leidet, der Vater stößt, die Kinder schreien, lauten, formen." v. Gagern, Resultate der Sitzungsgeschichte IV. S. 311. (2. Ausgabe.) Beyer, Volksgeschichte, Polit. 1. Bd. S. 43 fg. 89) Schmidt, Europäische Sitzungsgeschichte V. 2. Abt. S. 754 fg.

meiblichen Folgen davon geseht. Genau um dieselbe Zeit, in welcher der gedachte bairische Staatsminister diese Klagen über jenen Mißstand kundgab, hatte ein von der bairischen Regierung seit langen Jahren verfolgter Märtyrer dieser Freiheit, der bekannte (in diesem Sommer als Abgeordneter in die deutsche Reichsversammlung zu Frankfurt versordnete) Dr. Wirth in der Fortsetzung seiner deutschen Geschichte⁹²⁾ daran gemahnt, daß wir uns in Teutschland jetzt ganz in der Lage befinden, wie Frankreich vor dem Ausbruch seiner Revolution, und unumwunden vorhergesagt, daß durch die falschen Maßregeln der an ihrer, von Monarchie ihnen gesenkten, französischen Souveränität festhaltenden Regierung⁹³⁾ und durch Unterdrückung der wahren politischen Freiheitsbestrebungen eine Revolution vorbereitet werde, die ganz dieselben, ja noch schlimmere Erscheinungen zeigen würde; eine Prophezeiung, die in dem gegenwärtigen Jahre leider! schon nur zu sehr in Erfüllung gegangen, und die mit Recht der weltberühmten Burke'schen von dem Ausgange der französischen Revolution an die Seite gesetzt werden kann. Wir können nicht umhin, diese Stelle hier mitzutheilen, da sie zugleich die reigenden Fortschritte bespricht, welche die damals schon überhand genommene Begriffsverwirrung in Bezug auf politische Freiheit gemacht hatte und damit auch manche der neuesten Erscheinungen erklärt⁹⁴⁾. Diese Mahnungen

sind unbeachtet geblieben. Man hat namentlich in Teutschland Nichts gethan, das Volk über den wahren Sinn der politischen Freiheit aufzuklären, was ohne Zweifel am besten durch wirkliche, im Wege Rechtsens durch zeitgemäße Reformen bewirkte Gewährung derselben geschehen sein würde. Man hat im Gegentheil die Entwicklung derselben fortwährend zu hemmen gesucht, die Censur gescharft, die staatswissenschaftliche Bildung aus den Universitäten, besonders seit den tarckbader Beschüssen, gehemmt, welche schon Wilhelm von Humboldt, schon andlich, unannat, ein denkbare Volk aufregend⁹⁵⁾ genannt⁹⁶⁾, und gegen welche auch die berliner Universität tapfer, obwohl vergeblich, protestirt hatte⁹⁷⁾. Man hat die billigsten Anforderungen des Volks und seiner Vertreter, die beschiedenen Bitten um endliche Gewährung der ihm von Rechtsens gebührenden und selbst von den Regierungen vor länger als einem Menschenalter officiell verordneten politischen Freiheit schände zurückgewiesen⁹⁸⁾ und so ist denn endlich in diesem Jahre nach den Februarrisignissen in Frankreich (welches übrigens zur Klage über verweigerte Volkssfreiheit, geschweige denn zu einer Revolution tausend Mal weniger Ursache hatte, als Teutschland) unser Vaterland in jene, auch von Andern⁹⁹⁾ vorher verkündigte, Katastrophe gerathen, die mit Recht als eine Revolution bezeichnet wird, da durch sie das früher zu Recht bestandene Staatsprincip wirklich zerstört worden, obwohl die Dynastie bis jetzt unangestastet geblieben ist. Was hat uns dieselbe bereits politische Freiheiten in Hülle und Fülle gebracht, soweit selbige durch Volks- und Parlamentsversammlungen und Concessionen der Regierungen decretirt werden kann; aber noch immer¹⁰⁰⁾ ist der

92) Geschichte der teutschen Staaten seit der Auflösung des teutschen Reichs. (Karlsruhe 1847.) I. Hefte. S. 31. 93) Darüber hatte auch Arndts Schriften für s. lichen Teutschen. 2. Bd. 1845. S. 78, vergl. 317) sich sehr ausgesprochen; vergl. auch die Allgem. Zeitung vom 31. Aug. 1846. Weil, und vom 4. Sept. ebend. S. 2211. 94) „Man war in Teutschland bisher eifriglich der Meinung ergeben, daß eine gewaltsame Umwälzung in unserem Lande nicht von den Göttern begünstigt sein könne, welche in andern Staaten so schauderhaft hervortreten. Die Vermuthlichkeit des teutschen Nationalcharakters und die höhere Bildung der neuern Zeit unterstützten die Meinung auch mit anfänglichen Gründen; gleichwohl machen viele Erscheinungen der Gegenwart jenen guten Glauben unwirksam jetzt schwächen. Es ist natürlich und selbst notwendig, daß in allen Schattungen der Völker auch extreme Parteien auftreten; allein so reichend schnell soll von uns die Bewegung der Heilen, daß diejenigen, welche in den Jahren 1831 bis 1833 übergriffen, so selbst Schwärmer genannt wurden, jetzt der gemäßigten Meinung angehören. Wie wollen nicht einmal von den Anhängern der Hüttereineinigkeit sprechen, obgleich es bezeichnend genug ist, daß sogar ein solcher Irrthum so viele Köpfe bestritten konnte; aber auch unter dem gesunden Herdthum der entschiedenen Richtung ist es schon Noth geworden, einen Leben, der nur im Keiseln von ihrer Meinung abweicht, der Paththeit zu beschuldigen. Männer, welche die Staatswissenschaft und die Gründung der Mittel zur Empörung des Volkes zum Studium ihres Lebens gemacht haben, werden von unwillkürlichen Schreibern wie Schuldnern gemindert, so was das Verdienst ist, Männer, welche die gewisse Bewegung zuerst anregten, welche sprachen, als Alles schweigen, welche ihrer Überzeugung unter schweren Klärungen und Drangsalen treu blieben, sie sie dachten und taten, werden für Etwas, Treue, Abtrünnigkeit und Unbarmherzigkeit erklärt. Etwas Ähren über solche Widersprüche gelten für Staatsrechtlichkeit, das Recht des Ausdrucks für Kraft, Gehört und gemeint Sitten für Patriotismus. Die vorantzte Jugend selbst hat ersahne Mütter, der ungeschickliche Handwerksbursche den gerechten Staatsmann, und somit ist schon die Umänderung der Vernunft gekommen, daß man den Radicalismus für einen Zailman

erklärt, welcher Bildung, Wissenschaft und Kenntniss entbehrtlich macht. Das war aber genau der Gang der französischen Revolution, und Erscheinungen der Art auch in Teutschland sind eine ernste Mahnung für alle Männer von Einsicht, Besonnenheit und Sparsam, noch bei Zeiten dem Ausbruch desartiger und gefährlicher Leidenchaften sich entgegenzusetzen. Wenn solche Leidenchaften schon in der gegenwärtigen Phase der Entwicklung hervortreten, so sind die Bürgschaften für einen geordneten Gang künftiger Umwälzungen für jetzt verringert oder gar aufgehoben, und es wird daher im höchsten auf die Geschichte Frankreichs schon von dem Interesse des Volkes, was nur immer möglich, vermieden werden. — Alle dürfen und nicht können. Verhängnisreiche Wahrsagen seien aus den geheimnißvollen Tiefen der teutschen Leiden auf, Wahrsagen, welche unter Umständen die Völkerverthe eine erschütternde Katastrophe des 18. Jahrh., nur in furchtbarer Weise und in größerer Ausdehnung, besorgen lassen. Dann greift nicht nur das Eigentum in Gefahr, sondern der Fanatismus der Meinung wird sich bis zu einem neuen Schredenssysteme hinaufspannen und Wüthen, so Wüthen erregen, welche den Aufschreien der französischen Revolution gleichkommen, oder für wol gar noch überbietend.“

95) Geschichte, Wilhelm von Humboldt's Leben II. 388. 96) Böck, Gedächtnisrede am 2. Aug. 1847. S. 16 fa. 97) Namentlich von Dreyen in der Allg. Allg. W. Z. 1845. Januar. S. 24 fa. Xant, Ged. an s. lichen Teutschen. 1845. 2. Bd. S. 421 fa. 611 fa. Malon, Sammeres, Die europäischen Staaten. 1845. 1. Hefte. Allg. W. Z. 1845. Nr. 338 vom 22. Nov. Bd. 1.) driften Politische und finanzielle Abhandl. 1844. Heft 1. S. 192. Teutsche Mitteljahrschrift. 1846. Nr. 38. S. 194 fa. Götter, Allg. polit. Blätter. 1817. Heft 10. S. 607. 98) Wie schreiben die Ende Octobers (1848).

Ausgang dieser Katastrophe zweifelhaft; noch immer ist es ungewiß, ob von ihr an wirklich eine neue Ära der wahren politischen Freiheit beginnen wird. Gewiß ist nur soviel, daß die bereits vorher herrschende Begriffsverwirrung in Bezug auf politische Freiheit sich noch außerordentlich vergrößert hat, seitdem Politik die Parole und Freiheit das allgemeine Feldgeschrei geworden, und Jedermann ohne Ausnahme sich für verpflichtet und befugt hält, über die wichtigsten Staatsfragen abzuurteilen, obwohl schon Goethe dies Unwesen treffend charakterisiert hat¹⁾. Den besten Beleg dafür gibt die Menge missverständlicher politischer Begriffe, wie Volk, Volkswille, Volkssouveränität, Revolution, Reaktion, Demokratie, Republik, Organisation der Arbeit u. s. w. u. s. w., die seitdem allgemein in Umlauf gekommen sind und die Köpfe ganz verwirrt haben.

Nach ist es, wie gesagt, ungewiß, welchen Ausgang die gegenwärtige Krise, ohne Zweifel die bedeutendste für unser Vaterland seit den Zeiten der Reformation und des 30jährigen Krieges, nehmen und ob namentlich eine erst vor einigen Jahren von einem unserer ausgezeichnetsten Geschichtsforscher und Politiker, Geroinus, ausgesprochene Warnung oder Prophezeiung in Erfüllung gehen wird²⁾, oder ob unser Vaterland und Volk durch Gottes Gnade aus dem unheilvollen Zustande errettet zu werden bestimmt ist, in welchem es sich gegenwärtig befindet. Auf der einen Seite droht offenbar allgemeine Anarchie, theils als unausbleibliche Folge jeder Art von Revolution, da eine solche unermesslich die Achtung vor den Gesetzen zerstört³⁾, theils ganz besonders als Folge der in Deutschland noch auf so ganz tiefer Stufe stehenden politischen Volksbildung⁴⁾; wie denn auch bekanntlich schon die traurigsten Beweise einer hereinbrechenden Anarchie in einer bedeutenden Zahl unserer Städte,

namentlich der Hauptstadt Berlin, München, Wien, Frankfurt u. s. w., sich finden (gegeben haben⁵⁾). Zwar ist namentlich in den kleinen Staaten bis jetzt der Ausbruch der völligen Anarchie durch Wassengewalt gehindert oder unterdrückt worden, daß aber dies (obwohl eine für den Augenblick allerdings unermessliche Nothwehr) kein nachhaltiges Mittel ist, sieht jeder Vernünftige leicht ein. Auf der anderen Seite steht eine Reaktion in trauriger Aussicht, die sich theils auf den Particularismus oder Sondergeist der deutschen Völker, theils ebenfalls nur auf die Wassermacht stützt, und ohne Zweifel, wenn es ihr gelingen sollte, das neue Staatsprincip wieder zu verdrängen, durch Restauration des alten unser Volk wiederum aus der Reihe der freien Nationen ausstreichen würde, in welche es kaum einzutreten begonnen hat. Gewiß ist nur, daß durch jeden dieser beiden Wege dem Deutschen das größte denkbare Uebel zubereitet werden würde, und ebenso gewiß, daß sowohl die anarchischen als die reactionären Gelüste ihren Hauptgrund in dem Widerstand des Wesens und der Verleumdung der Idee der politischen Freiheit haben.

Hiermit ist zugleich das alleinige radicale Heilmittel gegen jenes Uebel indicirt, nämlich Beförderung der politischen Volksbildung überhaupt, insbesondere aber zunächst mögliche Aufklärung des wahren Begriffs der politischen Freiheit. Was Niebuhr in dieser Beziehung vor 30 Jahren sprach, gilt noch heute: „Es ist eine traurige Nothwendigkeit, neue Schöpfungen vornehmen zu müssen. Unser Zeitalter hat sich im Kriege rüßig gezeigt, aber zum Bilden ist es unsfruchtbar und träge, und je demgender das Bedürfnis, um so schwerer ist die Abhilfe. Der Name der Freiheit ist Vielen lieb geworden, aber Wenige denken es sich, daß die Freiheit kein Stand des Genusses, sondern einer Mühseligkeit und Gefahr ist, wovon sie bisher Nichts gewußt. Erst dann, wenn Viele dies erkennen, und dennoch getrost sagen: auch so und ebendeshalb wollen wir dem Könige danken, der sie uns verleiht, will, erst dann, wenn nur nicht Wenige einsehen, daß alles Antikristliche einer Befassung Nebenache und der unsichtbare Grund das Böse ist — erst dann können wir unsern Nachkommen einen Genuß verheissen. Inzwischen geht es auch hier nicht, die Zeit zurückzuschieben, und über ihre Schwermühen weilsagen, heißt sie veredeln. Was zerstört ist, ist zerstört, und das hat eine höhere Gewalt und die unübersehbare Gesamtmacht einer menschlichen Zeit gethan. Treue, Vaterlandsliebe, Sitten müssen und können das Neue, wenn es sich auch nicht gleich aus dem Bedürfnis und ihm entsprechend gestaltet, durchdringen und begreifen. Und hier ist es Pflicht, nicht über Gefahren zu seufzen — sondern zu lehren, was wesentlich ist und was Schein — die Wohlgeleiteten zu unterrichten, den Thoren zeitig entgegenzuarbeiten“⁶⁾.

1) Vergl. Augsb. Allgem. Zeitung vom 9. Oct. 1848. in polit. (Artikel aus Berlin). 2) Geroinus, Die Wägen der Teufelskutschen S. 82.

3) Vergl. Geroinus, Die Geschichte des Vaterlandes u. s. w. 4) Sehr treffend nachgewiesen von Schwieger in f. Jahrbüchern der Gegenwart, April 1848.

5) Vergl. Augsb. Allgem. Zeitung vom 9. Oct. 1848. in polit. (Artikel aus Berlin). 6) Über geheime Verbindungen im preussischen Staate und deren Denunciation. (Berlin 1815). S. 27. Obgleich können wir hier unser Bedauern nicht verschweigen, daß diese kleine treffliche Schrift — sowie auch die im J. 1814 erschienenen

99) „Was ich mir gefallen lassen
Zuschlagen mag die Masse!
Dann ist sie respectabel.
Untheilen gettingt ihr mirerabel!“

1) „Man darf und nur französische Revolutionen nach Deutschland beschreiben und man wird, soweit menschliche Berechnung sehen kann, den sichern Ruin des Vaterlandes eingeleitet haben. Ich sage das nicht aus kleinlicher Bergeiztheit, oder politischer Laune und geschichtliche Lehren scheinen mir gleichmäßig zu sagen, daß so furchtbare Umwälzungen, wie die englische oder französische Revolution, wol von einer einwüthigen Nation, wie Engländer und Franzosen sind, überwunden werden können, weil sich der hundert Mal zu Boden geworfene Körper immer wieder erhebt und seine Unzerstörtheit wieder erlangt, daß aber ein so gerechtfertigt geglaubtes Staatsvertrug, wie das deutsche, ohne alle Basis eines politischen Systems, oder einer politischen Macht, oder nicht nur eines politischen Heiles im Volk, unter einer so großen Zerrüttung wahrscheinlich rettungslos zu Grunde gehen würde. Für unsere Zukunft gibt es vielmehr kein größeres Lösungswort, um das sich doch Alle, die es mit Deutschland gut meinen, einträchtig versammeln möchten, als das wir einer großen nationalen Reformation bedürfen, nicht einer Revolution, einer Reformation in dem Sinne jener Aufhebungen, in der wir unsere religiöse Freiheit erlangen haben.“ Geroinus, Die Wägen der Teufelskutschen S. 82.

2) Vergl. Geroinus, Die Geschichte des Vaterlandes u. s. w. 3) Sehr treffend nachgewiesen von Schwieger in f. Jahrbüchern der Gegenwart, April 1848.

Dieses ist nun offenbar Sache der Staatswissenschaftlichen Literatur, und es ist demgemäß zunächst auf die desfallsigen Ergebnisse derselben zurückzugehen. Leider! gibt es in ihr noch keine vollständige Dogmengeschichte, auf welche man in Bezug auf die fragliche Doctrin verweisen könnte, und so wird man es wol nicht für unpassend halten, wenn wir hier die responsa prudentum zusammenstellen, eingeleitet der Worte Goethe's: „Alles Geschichte ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken; — Autorität, das nämlich etwas schon einmal geschrieben, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Werth, wieweilich nur ein Pedant überall nur Autorität fordert“⁴⁾. Natürlich beschränken wir uns auf eine kleine Zahl der ausgezeichneten französischen, englischen und deutschen Publicisten, deren Ansichten vorgugsweise Stoff zu näherer Ermüdigung der Hauptfrage geben und die zugleich wegen ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung und das wirkliche Staatsleben mehr oder weniger praktische Bedeutung erlannt haben.

In dieser Hinsicht ist billig Montesquieu voranzustellen, dessen grade vor einem Jahrhundert (1748) erschienenen Hauptwerk: vom Geist der Geseze, ebendamit von so außerordentlichem Einfluß gewesen ist, weil er zuerst mit Erfolg auf das englische System der politischen Freiheit die öffentliche Aufmerksamkeit des europäischen Festlandes hinlenkte und aus derselben seine eigenthümliche Doctrin derselben abzuleite, die er in folgenden Hauptstellen ausgesprochen hat. „Wieweil gibt es nicht ein Wort, das so vielerlei Bedeutung angenommen und so verschiedene Vorstellungen erregt hätte, als das Wort politische Freiheit. Einige haben darunter die Leichtigkeit verstanden, denjenigen abzuhelfen, dem sie eine tyrannische Gewalt anvertraut hatten, Andere das Recht, sich ihren Regenten zu wählen, wieder Andere die Bequemlichkeit, gewohnt zu geben, noch Andere endlich das Vorrecht, Niemanden als einen aus der Nation gewählten Regenten, oder selbst decretirten Gesezen zu gehorchen“. Ja, es hat sogar ein Wort gegeben (die Russen!), welchem lange Zeit das Gollum eines langen Wortes für Freiheit gegolten hat. Nachdem man unter dieser oder einer andern Verfassung lebte, nachdem hat man die Freiheit auch dlos der republikanischen oder monarchischen Regierung beigelegt“) und die andern davon ausgeschlossen. Kurz, jeder hat die Freiheit auf die Regierung eingeschränkt, die mit seinen Lieblingsideen oder Neigungen am meisten übereinkam; und da man freilich in Republiken die vermeintlichen Werkzeuge seiner Verdrückung nicht so sichtbar vor Augen hat und mehr von der Gewalt der Geseze, als von denen, welche sie voll-

geben, abzubilden scheint, so hat man sie gemeinlich den Republiken zu- und den Monarchen abgeprochen. Da endlich in Demokratien das Volk gemeinsamer sich selbst abzubilden scheint, so hat man die Demokratie sehr das eigentliche Sacrament der Freiheit angesehen und selbstgefaßt die Macht des Volkes mit seiner Freiheit vermenget. — In Demokratien scheint zwar allerdings das Volk Alles thun zu können, was es will; aber darin besteht die politische Freiheit nicht, daß man Alles thut, wozu man Lust hat. In einem Staate, d. h. in einer durch Gesetze geordneten Gesellschaft, kann sie nur darin bestehen, daß man Alles thun dürfe, was Recht ist, und zu Nichts gezwungen werden könne, was nicht Recht ist. — Freiheit und Independenz sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jene besteht in dem Rechte, Alles zu thun, was die Gesetze gestatten. Denn wenn ein Bürger auch thun dürfte, was sie verbieten, so wäre er nicht frei, weil sonst jeder Andere das Nämliche thun dürfte. — Demokratien und Aristokratien sind keine ihrer Natur nach freie Staaten. Die politische Freiheit kann nirgends als in gemäßigten Regierungen stattfinden; doch ist dieses darum nicht immer der Fall. Nur dann findet sie wirklich statt, wenn man die Gewalt nicht mißbraucht. Aber das ist nun einmal ein trauriger Erfahrungssatz, daß wer Gewalt in Händen hat, ihrer gern mißbraucht, und damit soweit geht, bis er Schranken findet. Auch ist dieses weiter kein Wunder, da selbst die Tugend der Schranken nöthig hat. — Damit die Gewalt nicht gemißbraucht werde, ist es nöthig, daß die eine Gewaltart der andern die Waage halte. Eine Verfassung kann allerdings so eingerichtet sein, daß Niemand gezwungen werden könne, auf der einen Seite etwas zu thun, was das Gesetz nicht von ihm fordert, auf der andern Seite etwas zu unterlassen, was ihm das Gesetz zu thun freiläßt.“ — Näher bestimmt gibt Montesquieu den Begriff der politischen Freiheit durch folgende Deduction: „In jedem Staate gibt es drei Gewaltarten: die gesetzgebende Gewalt, die vollziehende Gewalt in auswärtigen und die vollziehende Gewalt in inneren, mündlichen oder innerlichen Angelegenheiten. — Mittels der ersten gibt der Fürst oder der regierende Magistrat Verordnungen und Gesetze, und verbessert oder abrogirt die bereits vorhandenen. Mittels der zweiten beschließt er Krieg oder Frieden, nimmt Gefandte an oder abschickt sie und trifft Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten. Mittels der dritten straft er die Verbrechen oder schlichtet bürgerliche Streitthändel. Diese dritte Gewaltart heißt die richterliche, wie jene schlechtere die executive. — Die politische Freiheit besteht bei dem Bürger in der Zuversicht, welche aus dem Vertrauen auf seine persönliche Sicherheit entspringt. Soll diese stattfinden, so muß die Verfassung so beschaffen sein, daß kein Bürger nöthig habe, sich vor dem andern zu fürchten. — Die Freiheit hört auf, wenn die nämliche Person oder das nämliche Collegium die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in sich vereinigt, weil man sodann fürchten muß, daß der Fürst oder der Senat nur durch tyrannische Ge-

„Preussens Recht an den sächs. Hof“ — nicht in die Sammlung der vermischten Schriften Nr. 6 aufgenommen ist.)

6) Wanderjahre. 7) „Ich habe,“ spricht Cicero, „das Glück des Scipio erlebt, welches den Brüdern erlaubt, ihre unter sich habenden Streitigkeiten nach ihrem Gelingen zu schlichten, welches machte, daß sie sich für stete Brüder ansehen.“ 8) „Die Kappadocier schlugen die republikanische Verfassung aus, welche die Römer ihnen anboten.“

sehe geben möchte, um sie gleich tyrannisch vollziehen zu lassen. Auch da findet keine Freiheit statt, wo die richterliche Gewalt von der gesetzgebenden und vollziehenden nicht abgejonktert ist. Ist sie mit jener verbunden, so geräth Leben und Eigentum des Bürgers unter willkürliche Macht; denn der Richter ist dann auch Gesetzgeber. Ist sie es mit dieser, so muß man immer fürchten, in seinem Richter seinen Denker zu finden. Um die Freiheit ist es geschehen, sobald eine einzige Person, es mag nun eine physische oder moralische sein, in dem alleinigen Besitze dieser drei Gewaltarten ist. In den meisten europäischen Königreichen ist die Regierung darum gemäßig, weil der Fürst, welcher in dem Besitze der beiden ersten Gewaltarten ist, die richterliche durch Unterobrigkeiten ausüben läßt. In der Türkei herrscht darum ein so unerträgliches Despotismus, weil der Sultan alle drei Gewaltarten in sich vereinigt. In den italienischen Republiken, wo diese drei Gewaltarten gleichfalls beisammen sind, findet man weniger Freiheit, als in unsern Monarchien. Auch hat dort die Regierung so gewaltsame Mittel als nur immer in der Türkei nötig, wie solches jene Staatsinquisitoren (zu Venedig) und jener, um allerhand heimliche Anzeigen aufzunehmen, zu aller Zeit offene Kohnenrachen beweist. Um die Freiheit des Bürgers sieht es dann übel aus. Da die nämliche Obrigkeit, vermöge der executiven Gewalt, auch alles dasjenige vollstrecken läßt, was sie mittels ihrer gesetzgebenden angeordnet hat, so kann sie das ganze Land durch Mandate und Präcepte brüden; und da sie zugleich die richterliche Gewalt in den Händen hat, so kann sie auch das Privatglück des Bürgers durch willkürliche Urtheile zerstören. — Die richterliche Gewalt muß nicht einem permanenten Senat, sondern gewissen Personen übertragen werden, welche zu bestimmten Zeiten, aus eine von dem Gesetze vorgeschriebene Art, aus dem ganzen Volke gewählt werden und ein Tribunal formiren, welches jedes Mal nur so lange dauert, als es nothwendig ist. Wenn auf diese Art die vermöge ihres Mißbrauchs unter den Menschen so fürchterlich gewordene richterliche Gewalt weder an eine gewisse Classe von Bürgern, noch an einen gewissen Stand gebunden ist, so wird sie gleichsam unsichtbar und unmerklich. Man hat dann nicht immer seine Richter vor Augen und man fürchtet sich vor der Magistratur, ohne sich vor den Magistratspersonen zu fürchten. Bei Criminalklagen muß es sogar dem Angeklagten frei stehen, sich seine Richter mit dem Gesetze gemeinschaftlich auszusuchen, wenigstens muß er deren so viele verwerfen können, daß die Uebrigbleibenden seine Wahl zu sich schinen. Die zwei andern Gewaltarten könnten aber permanenten Obrigkeiten anvertraut werden, weil sie es nicht mit dem einzelnen Bürger zu thun haben, indem die eine nur den allgemeinen Willen der Nation ausdrückt und die andere ihn vollzieht."

Nächst Montesquieu ist besonders Rousseau und sein politischer Hauptwerk, der conträt social, zu nennen. Derselbe geht (wie vor ihm schon Hobbes und Locke) von einem sogenannten Naturstande aus, der ihm ungesellig erscheint und aus welchem nach ihm die Men-

schen durch einen freien Vertrag in die bürgerliche Gesellschaft übergehen, die übrigens Rousseau keineswegs für einen Zustand der Vervollkommenung ansieht. Dieser unglücklicherweise nun einmal nötige Vertrag hat (ebenso wie bei Locke) nur den Schutz des Eigentums zum Zweck. Demgemäß sagt er: „Das der Mensch durch den gesellschaftlichen Vertrag verliert, ist seine natürliche Freiheit und ein unbegrenztes Recht auf Alles, was ihn reizt und was er erreichen kann; was er gewinnt, ist die bürgerliche Freiheit und das Eigentum alles dessen, was er besitzt. Um sich bei diesen Abmägungen nicht zu betrüben, muß man die natürliche Freiheit, die keine andern Grenzen hat, als die Kräfte des Individuums, von der bürgerlichen Freiheit unterscheiden, welche durch die allgemeine Freiheit begrenzt wird.“ — Dieser Vertrag wird aber keineswegs geschlossen zwischen einer Regierung, die man in Voraussehung der definitiven Uebersicht vorläufig schon anerkennt, und einem Volke, welches sich bedingungsweise ergeugen zu lassen bereit ist, sondern lediglich unter den Mitgliedern des Volks selber, die demnach eine Regierung zur Ausführung des Vertrags anstellen und inskribiren werden. Er ist das Resultat einer freiwilligen Uebersicht aller von Natur gleichen Mitglieder des Volks, die ihren Einzelwillen (volonté de tous) für die Zukunft dem allgemeinen Willen (volonté générale) unterwerfen. Das Volk ist und bleibt im Besitze nicht bloß der höchsten, sondern aller unabhängigen Staatsgewalt (souverain). Hiermit entwickelte nun Rousseau die Doctrin von der Volkssouveränität, die allerdings schon weit früher aufgestellt worden war, aber durch Rousseau's conträt social ganz populär wurde, ohne Zweifel dem Gange der französischen Revolution (deren Entstehen idemittelst von Einigen jenem Bude zugeschrieben ward) ihre Richtung bestimmte“) und durch die in der Praxis fast unvermeidliche Verwechslung jener Rousseau'schen Distinction zwischen dem Einzelwillen Aller und dem Allgemeinen Willen in jener welthistorischen Begebenheit zu den größten Verwirrungen führte. Leider ist dieses Dogma der Volkssouveränität, welches allerdings auch einen sehr wahren Sinn hat, noch bis auf diese Stunde als die Hauptursache der herrschenden Begriffsverwirrung in Bezug auf politische Freiheit anzusehen, wie dies u. A. auch Dahlmann in seiner „Politik“ nachgewiesen hat.

Der ausgezeichnete und wirksamste Bekämpfer dieser Theorien, Burke, der in seiner langen parlamentarischen Laufbahn bis zum Ausbruche der französischen Revolution als einer der beredtesten und einflussreichsten Freunde und Vertheidiger der politischen Freiheit sich bewährt hat, erklärt sich in seinen berühmten Betrachtungen über das gedachte Ereigniß nur gegen die Excesse der Freiheit und gegen die falschen Principien der Rousseau'schen Volkssouveränität, zugleich aber als entschiedenem Freund der wahren politischen Freiheit“), wobei er je-

9) Conträt social I. 1. cap. 3. Vergl. Dahlmann, Politik S. 314. 10) Ferner, die klassische Schriften. 2. Bd. 11) Betrachtungen über die französische Revolution. (Libert. von Geng.) I. Bd. S. 9: „Ich darf behaupten, daß ich eine mehr

gleich mit Recht darauf aufmerksam macht, daß jederzeit die gegebenen Verhältnisse oder Umstände jedem politischen Princip seine eigenthümliche Färbung geben, und daß deshalb auch die Freiheit ebenso wie die Regierung, welche beide im Allgemeinen etwas Gutes sind, wohlthätig oder auch verderblich für die Gesellschaft wirken können¹¹⁾.

Auch er spricht sich dafür aus, daß es angeborene wahre Rechte des Menschen gibt, und will sich nur den falschen Irenen von diesen Rechten widersetzen, weil sie grade auf Zerstörung der wahren abzielen. Aber er bemerkt zugleich vollkommen richtig, daß von dem Augenblicke an, wo der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft eintritt, das volle natürliche Recht des Einzelnen, sich selbst zu regieren, beschränkt werden muß, da es zu den dringendsten Bedürfnissen des Menschen gehört, daß es für die menschlichen Leidenschaften, sowohl der Einzelnen, als eines vereinigten Hauses, einen Zügel gibt, in dem eine äußere zwingende Gewalt, eine Regierung oder Herrschaft festgestellt wird, woraus Burke dann mit Recht schließt, daß auch die Beschränkung der natürlichen Freiheit ebenso zu seinen Rechten gehört, wie die Freiheit selber. „Einer der ersten Bewegungsgründe, eine bürgerliche Gesellschaft zu errichten, und eine der ersten Fundamentaltugenden einer solchen Gesellschaft ist, daß Niemand Mächtig in seiner eigenen Sache sein soll. Vermöge dieses Grundgesetzes entfällt jeder Einzelne einmal für immer dem ersten Fundamentaltrechte des unverbundenen Menschen, für sich selbst zu entscheiden und seine Sache nach eigener Willkür zu verwalten. Er entsagt allen Ansprüchen auf die natürliche, unbeschränkte Souveränität über seine Handlungen. Er gibt sogar, wenn auch nicht gänzlich, doch in großem Maße, das Recht der Selbstverteidigung, die älteste Forderung seiner Natur auf. Der Mensch kann nicht die Rechte eines ungeselligen und eines geselligen Zustandes zu gleicher Zeit genießen. Damit nur Recht überhaupt gelte, thut er Verzicht auf seine Befugniß, zu bestimmen, was grade in den Punkten, die für ihn die allerwichtigsten sind, Recht ist. Damit er nur über einen Theil seiner Freiheit wahrhaft disponiren könne, legt er die ganze Masse derselben in den gemeinschaftlichen Schatz der Gesellschaft nieder. — Von dieser Seite betrachtet gehören die Einschränkungen

des Menschen so gut als seine Freiheiten unter seine Rechte¹²⁾.

Ein anderer berühmter englischer Publicist, einer der einflussreichsten dortigen Rechtsgelehrten, dessen Stimme gleichsam gesetzliche Autorität hat, William Blackstone, sagt¹³⁾: „Bürgerliche Freiheit, welche die eines Gliedes der Gesellschaft ist, ist keine andere, als die natürliche Freiheit, soweit durch menschliche Geseze eingeschränkt (und auch nicht weiter), als für den allgemeinen Vortheil des Öffentlichen notwendig und ersprießlich ist. Daraus können wir folgern, daß das Gesez, welches einen Menschen abhält, seinen Willkürigen Ansehn zuzufügen, die bürgerliche Freiheit des Menschen vermindert, obgleich es die natürliche vermindert; aber daß eine jede muthwillige und grundlose Beschränkung des Willens des Untertans, es mag dieselbe durch einen Monarchen, eine Absicht oder eine Volksversammlung ausgeübt werden, ein Grad der Arpneheit ist; ja daß sogar Geseze, sie mögen mit oder ohne unser Einwilligung gemacht sein, wenn sie unter Betragen in Gegenständen der bloßen Willkür, ohne irgend einen guten Endzweck im Auge, anordnen und beschränken, zu Anordnungen werden, die die Freiheit zerstören. Indem die Forderungen der bürgerlichen Regierung so auf vernünftige Grenzen beschränkt sind, gibt der Mensch nur einen kleinen Theil seiner natürlichen Freiheit auf, um sich den vollen Genuß der übrigen zu sichern.“

Unter den neueren französischen Politikern verdient besonders Maffia blau in seinem Werke: *De l'esprit des institutions politiques* (Paris 1821.), eine besondere Erwähnung, da er viel tiefer als Andre in das Wesen der politischen Freiheit eingedrungen ist. Er stimmt ganz mit der echten Lehre des Aristoteles, Burke, Chateaubriand, Dahlmann u. s. w. überein, daß man in der Politik nicht nach dem absolut Besten oder Idealen, sondern nach dem mit Rücksicht auf die Unvollkommenheit der Menschheit, besonders ihrer Leidenschaften, wirklich Erreichbaren streben müsse (was Chateaubriand sehr treffend in dem Worte ausdrückt: *en politique la première loi est de vouloir le possible*); und obgleich er sehr wohl anerkennt, daß in Europa gegenwärtig viele der bestehenden Einrichtungen gar nicht mehr passen, so bemerkt er doch zugleich sehr richtig, daß es ein ganz unpraktischer Weg ist, Alles mit bloßen Gesezgebungen auf schnurgeradem Wege beseitigen zu wollen, während (was er treffend in Bezug auf die Freilassung der Neger in den Colonien erläutert) Umwege zu dem Ziele viel sicherer geführt haben würden. In Bezug auf unsern Gegenstand sagt er: „Die Freiheit ist weder die Frucht eines einfachen Gedankens, noch läßt sie sich durch einen bloßen Beschluß in die Wirklichkeit versetzen; sie steht vielmehr in einem steten Wechselverhältniß zu der Höhe und dem Umfange edler menschlicher Bildung. Ohne Macht (*puissance*) kann keine Freiheit dauern; deshalb sollen beide sich wechselseitig ehren und lieben. Über-

liche, sittliche und geordnete Freiheit nicht weniger als irgend ein Anhang der bürgerlichen Freiheit, sei er, wer er wolle, lieb, und vielmehr habe ich von meinem Väter für die Sache dieser Freiheit in meinem öffentlichen Leben so gute Beweise, als irgend einer unter ihnen, abgelegt.“

12) „Soll ich darum, weil Freiheit an und für sich eins von den Gütern der Menschheit ist, einem Menschen, der sich den heilsamen Banden und der wohlthätigen Dunkelheit seiner Sinne entzieht, meine Fremde bezeugen, daß er Licht und Freiheit wieder gewinnt? Soll ich einem Straßenräuber, einem Mörder, der seinen Werther durchbohren hat, zur Wiedererlangung seiner natürlichen Rechte Glück wünschen? Ich würde ja das lächerliche Schauspiel von jenen Gefangenen, die zu den Galerien verdammt waren, und ihrem höhnemüthigen Befreier, dem metzaphysischen Mitter von der traurigen Gestalt, erneuern.“ Burke a. a. O.

13) Burke, Betrachtungen u. s. S. 88. 89.

14) Gommentaire. I. Buch. Cap. 2.

triebene Schwächung der Macht zerstört die Freiheit, und sobald jene die moralische Kraft verliert, wird es ihr auch bald an der physischen mangeln. Damit Jeder frei sei, muß Jeder auch abhängig sein; es gibt keine Form der Verfassung ohne Unterwürfigkeit. Man soll aber jene Formen, welche durch Gesetze festgesetzt werden, nicht mit dem Zustande (constitution) der Gesamtverhältnisse eines Volkes und Staates verwechseln, oder bloße Unruhen mit inhaltreichen Umpflanzungen zusammenwerfen. — Die Rechte des Menschen lassen sich a priori durch strenge und unangreifbare Schlüsse erweisen; in der Anwendung treten jedoch soviel günstig oder ungünstig einwirkende Verhältnisse hervor, daß das letzte Ergebniss nicht mehr hiervon, als von jenen Beweisen abhängt. Niemand kann die Völker allein mit schönen Sprüchen und weisen Gesetzen beherrschen, sie werden weit häufiger durch ihre Leidenschaften gelenkt. Es gibt einen Despotismus der Menschen, der Gesetze, der Einrichtungen und ihrer täglichen Anwendung. Der Ausdruck Volkssouveränität hat nur Sinn, sofern er das wahre Interesse des Volks bezeichnet, welches in jeder Verfassung vorherrschen kann und soll: wollte man aber darunter eine thätige Herrschaft verstehen, so würde dieses angeblich allgemeine und in allen Verfassungen gleichartige Heilmittel die Kranken durch Uebermaß des Uebels oder des Mittels selbst zu Grunde richten. — Die Bildung (civilisation) ist die wahre Quelle der Freiheit: sie erzeugt heilsame Gesetze, gewöhnt die Menschen, sich ihnen zu unterwerfen, und verleiht der öffentlichen Meinung das größte Gewicht. Mit ihr mehrern sich Bedürfnisse und Ungleichheiten, sie zerstört die Republiken. Das Gute, was man der französischen Revolution zuschreibt, erwuchs lediglich aus dem Bildungsstande; jene übertrieb und verdrängte nur den Gang der naturgemäßen Entwicklung. Die gebildete Monarchie (civilisée) ist an sich die beste Verfassung, bedarf aber als Bürgschaften eines Volkstathes (conseil national), der Pressfreiheit und des Petitionsrechts. Die Mitglieder jenes Rathes sollen gewählt werden, jedoch nicht mit ausschließender Rücksicht auf das Vermögen; denn die Unwissenheit ist jetzt nicht minder gefährlich, als die Armuth. Sind jene genannten Bürgschaften vorhanden, so genügt die Vergeltung, daß man dem Volksthaten keinen Antheil an der Gesetzgebung, sondern bloß eine beratende Stimme zuzugestehen braucht. Denn jenes Verfallenen der gesetzlichen Bürgschaften schwächt in der Regel die moralischen, ohne gewaltsame Charaktere in Zaum zu halten. Die wahre Freiheit beruht wesentlich nur auf moralischen Bürgschaften¹³⁾.

Unter den deutschen Schriftstellern hat besonders Geng in seiner Uebersetzung von Burke's Betrachtungen den Begriff der politischen Freiheit (die er lieber als „bürgerliche“ bezeichnet wissen will) ausführlicher erörtert. In der „Hauptstelle“ spricht er sich folgendermaßen aus: „Absolute Freiheit ist nur im Stande der Natur an-

zutreffen. Hier, wo der Mensch keinen Richter erkennt, als sich selbst, wo kein Vertrag ihn bindet, keine äußere Macht mit einem Rechte ihm zu gebieten befähigt ist, wo er allein genießt, allein leidet, allein handelt, seine Zwecke allein verfolgt, seine Gefahren allein besteht, hier gibt es keine anderen Schranken seiner Freiheit, als die, welche ihm innerlich das moralische Gesetz, äußerlich die Grenzen seiner physischen Kräfte setzen. Keines Andern Wille kann ihm rechtmäßige Fesseln anlegen. Er ist unumschränkter Herr und König über das, was er sich zu eigen will, über das, was er zu schaffen und hervorbringen vermochte. Wenn er sich vor der blinden Macht gerettet hat, wenn er über den Angriff hinweg ist, gibt es Nichts auf Erden mehr, was seine Unabhängigkeit antasten könnte. — Wäre schrankenlose Freiheit das einzige, oder auch nur das schlechthin erste Gut des Menschen, so müßte es sein vornehmster Wunsch, sein höchstes Bestreben sein, diesen Zustand zu verwirklichen. War das sein Ziel, war das seine Bestimmung? — Jedem Gemüth empört sich bei einer solchen Frage. Ewige Kindheit wäre erträglich, als ewige Blindheit. Der freie Naturmensch ist der gebührende aller Sklaven. Dafür, daß er unter seines Gleichen keinen Herrn erkennt, tyrannisiert ihm die thierische und die leibliche Schöpfung. Dafür, daß keiner das Recht hat, ihm zu gebieten, muß er in jedem Augenblicke vor der Gewalt des Stärkeren zittern, der sich ihm naht. Dabel hat er keinen wahren Genuß seiner nahesten Freiheit. Er kann allein Nichts erwerben, allein Nichts erfinden, allein Nichts ausführen. Eben darum, weil seine Freiheit Alles in sich schließt, genährt sie ihm Nichts. Seine Instincte, seine Bedürfnisse, seine Reigungen und seine Vernunft treiben ihn mit vereinter Urmacht — diesen Zustand zu verlassen. — Sobald der Mensch in eine gesellschaftliche Verbindung tritt, hat es mit der absoluten Freiheit ein Ende. Die zahllosen Vortheile einer solchen Verbindung können ihm keineswegs umsonst zufließen: er muß sie erkaufen. Er muß einen Theil seiner natürlichen Freiheit hingeben, um mit dem Ueberreste für seine Glückseligkeit, für seine Bildung, für seine äußere und innere Vollkommenheit zu wuchern. Er muß sich zu diesem Opfer entschließen, damit er selbst die Erbsenz seiner Freiheit vor der Gefahr, ein leerer Titel, ein Schall und ein Nichts zu werden, sichere. Von diesem Augenblicke an ist er nur so frei, als er es sein darf, wenn die Verbindung fortauern soll, nur so frei, als der Vertrag, der freie Vertrag, den er mit seinen Brüdern schloß, ihm frei zu sein erlaubt. — Bürgerliche Freiheit in der weitesten Bedeutung des Wortes ist nichts Anderes als natürliche Freiheit nach Abzug desjenigen Theils derselben, ohne dessen Aufopferung eine gesellschaftliche Verbindung nicht bestehen kann. Gesellschaftliche Verbindung aber existirt nirgends als ein Abstractum. Wo sie sich findet, da sind auch die Umstände, die Bedingungen, die Einschränkungen gegeben, unter welchen sie auf dieser oder jener Stelle, in diesem oder jenem Abschnitt der Zeitfolge existiren kann. Mit Rücksicht auf den Inbegriff aller dieser Bestimmungen nennt man bürgerliche Gesellschaft einen Staat. Die

13) Bzegl. H. v. Naumer, über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. 2. Aufl. (Leipzig 1832.) S. 156. 16) Betrachtungen II, 116 fg.

Freiheit des Einzelnen im Staate ist politische Freiheit, nach Abzug desjenigen Theils derselben, ohne dessen Hingebung ein Staat nicht besteht. — Der erste Anblick dieser einfachen Definition verräth die wesentliche Uebereinstimmung und den wesentlichen Unterschied zwischen natürlicher und politischer Freiheit. Politische Freiheit ist keine besondere Gattung, keine eigene Classe der Freiheit. Sie ist natürliche Freiheit selbst, sowie sie unter gewissen Bedingungen existiren muß. Eben das aber, was diese Bedingungen ausbrückt, führt in das Charakteristische der politischen Freiheit. Bei ihr ist immer von Maß, von Größe, von Proportion die Rede. Es gilt ein Mehr oder Weniger. Man kann sie nie richtig und rein bestimmen, aber auch nur gebenden, ohne aus etwas Anderes Rücksicht zu nehmen. Mit einem Worte: politische Freiheit ist kein absoluter, sondern ein Verhältnißbegriff."

Unter den übrigen deutschen Publicisten erwähnen wir nur noch Aeneas's, des Herrern von Gagern und A. von Rottet's, welche drei bekanntlich zugleich als Hauptrepräsentanten resp. der conservativen, versammelnden und entscheidenden liberalen Partei gelten. Der Erstere sagt in einer seiner vorzüglichsten politischen Schriften (Über den Geist der Staatsverfassungen S. 29 fg.): „Die politische Freiheit besteht in einer solchen Gestaltung und Organisation der Gewalten des Staates, daß dadurch die freie Entfaltung aller Kräfte vermittelst vernunftmäßiger Gesetze gesichert sei. Eine solche Gestaltung findet nur dann statt, wenn die Gewalten getheilt sind, ohne scharfe Absonderung, und verbunden, ohne Verschmelzung und Zusammenfallen. Keine Verfassung, in welcher es nicht für die Gesetzgebung mehrere Instanzen gibt, besitzt die politische Freiheit, also die reine Demokratie oder die reine Aristokratie ebenso wenig, als die absolute Monarchie. Die Hauptsache, um die Freiheit zu begründen, ist eine solche Theilung der gesetzgebenden Gewalt, daß die Entwurf der Gesetze durch mehrere Instanzen gehen, sie in förmliche Gesetze verwandelt, Gesetzkraft erhalten. Diese bringt gar nicht mit sich, daß die Souveränität getheilt werde, noch weniger, daß alle Staatsgewalten von einander abgeordnet und getrennt gedacht werden. Die totale Trennung der Gewalten wäre der Freiheit ebenso nachtheilig, als die totale Verschmelzung derselben. Nur durch eine gut berechnete Abhängigkeit und Unabhängigkeit aller Gewalten, durch ihre Verbindung mit einem Centralpunkte, von welchem Alles ausgeht, läßt sich das Leben des Staats denken."

Der Freiher von Gagern, dessen allgemeine Ansicht über das Wesen der politischen Freiheit schon früher erwähnt wurde, hat diese Idee in allen Theilen seiner Resultate der Sittengeschichte sehr ausführlich zu entwickeln gesucht. Besonders lehrreich sind seine Untersuchungen über das Wesen der demokratischen Freiheit und der demokratischen Staatsform im dritten Bande jenes Werkes. Wir heben nur noch folgende, unmittelbar auf die Begriffsbestimmungen der Freiheit sich beziehende, Stelle aus, da sie einige Hauptmomente sehr treffend darstellt:

„Freiheit, die Idee der Freiheit, wie hoch auch der Werth sein mag, entzieht sich aller Definition. Nirgends wird sie körperlich faßbar als anerkannte Form — oder höchstens unter willkürlichen Symbolen angetroffen; denn diese Freiheit ist wesentlich nur ein negativer Begriff. Immer bedeutet es: keinen Druck, keine ausgedrungene Herrschaft, kein willkürliches, unvollständiges Gebot, kein Unrecht, kein erzwungen, unbilliger Vorrang, keine Unordnung, keine Unsicherheit. Also ein Wegdenken, ein Wegbleiben, ein Wegräumen der Hindernisse. In jenem Hause oder jener Wohnung des Mannes zu Athen, oder in Louisiana in Stadt und Land, im Staate also, ist wol dort die Freiheit, wenn man Sklaven hält? Sie müssen erst Liberia an fernem Ufern bauen. Und weil Ordnung und Sicherheit, die Entfernung des Rechts des Stärkeren, Freiheit oder Bedingung der Freiheit selbst ist, so führt eben dies gefühlte Bedürfnis zum bürgerlichen Vertrage, der soviel möglich dem Eingriffe der Mächte, die Fälligkeit dieser Dinge Bestimmungen und Formen gibt. Immer mit dem Zwecke: „Damit Alle der gemeinschaftlichen und der persönlichen Vorteile theilhaftig würden“¹⁷⁾. Und es fragt dort Aebeno, wie man möge: „gründen und bewahren, mit welcher Disziplin, mit welchen Sitten und Gesetzen?“¹⁸⁾. Bald aber entflehen die Zweifel und Einwürfe: „einen Staat könne man ohne Unbill nicht führen“¹⁹⁾. Und wenn jener etwas zugibt: „Und Freiheit vorzüglich, die darin nicht besteht, daß wir einen gerechten Herrn, sondern daß wir keinen haben“²⁰⁾, so drückt sich auch Aebeno herab genug aus: „Nach setze ich ein, daß der Herrschaft der Menge der Name des Freistaates gebühre. — Es ist nirgends ein Volk, als wo es innerhalb der Schranken eingewilligten Rechtes sich hält; aber jene Versammlung ist so gut Tyrann, als wenn es nur Einer wäre, und um so häßlicher, weil es keine widerstehende Bestie gibt, als die sich nur Schein und Namen des Volkes anmaßt“²¹⁾.

Rottet²²⁾, ausgehend von der allgemeinen Begriffbestimmung der äußeren Freiheit als dem Vermögen, den eigenen Willen auch zu vollziehen, sowie davon, daß die größtmögliche Freiheit, d. h. die ohne Widerspruch möglicherweise Allen zu gewährende, als das eine Hauptrecht anzusehen ist, stellt zunächst die einzelnen Anforderungen, welche jeder Angehörige des Staats an denselben in Hinsicht seiner Freiheitsrechte macht, ohne grade den Ausdruck der bürgerlichen Freiheit hierbei zu gebrauchen, als ein Ganzes zusammen — nämlich die Gedanken- und Gewissens-, Rede- und Pressfreiheit, die Studiren-, Lehr- oder Kenntniss-, die Gewerbe-, Handels-,

17) Ut omnes et communibus commodis et suis uterentur. Cicero, De rep. V, 5. 18) Constituta vel conservare, qua disciplina, quibus moribus aut legibus, Ibid. V, 12. 19) Republicam geri sine injuria non posse. Ibid. II, 43. 20) Imprimis libertas — quae non in eo est, ut justo utamur domino, sed ut nullo. Ibid. II, 23. 21) Nec video, qui aegis in multitudinis dominatu republicae nomen appareat — populus non est, nisi consensu juris continetur; ad est tam tyrannus iure conventus, quam si esset unus; hoc etiam tacitorum, quia nihil iusta, quae populi species et nomen imitatur, immans belua est. Ibid. III, 33. 22) Staatskirchen unter Freiheit.

Auswanderungsfreiheit, insbesondere die persönliche Freiheit als Schuß gegen die Mißbräute der Justiz- und Polizeigewalt u. s. w. — und bemerkt sodann: „Noch bleibt die politische Freiheit zu gemindern übrig, worauf jedoch der Bürger weder ein zu allgemeiner, noch zu unbedingter Anspruch zusteht, als auf die rein menschliche und bürgerliche. Die Summe der Grundsätze für die dem Rechte und der Zuteilung der politischen Freiheit an die Volksgemeinschaft und an die verschiedenen Bürgerklassen (welche Principien in den einzelnen Artikeln des Staatslebens: Constitutionen, Genuß, Ehre etc., näher erörtert sind) besteht im Allgemeinen darin, daß, da das Gesellschaftswesen die möglichste Entfesselung des wahren Gemeinwillens, d. h. die einem möglichst lauern Organe desselben zu übertragende Herrschaft fordert, es die Hauptaufgabe der vernünftigen Verfassungspolitik ist, allen Gesellschaftsmitgliedern (im Staate also allen Bürgern), welche oder in sofern sie dem vernünftigen Urtheile als sähig und geeignet zur vollständigen und pflichtgetreuen Willensäußerung in allgemeinen Angelegenheiten erscheinen können, solche Willensäußerung, d. h. solche unmittelbare oder mittelbare Theilnahme an der Entscheidung über jene Angelegenheiten zu gewähren und überhaupt keine andern Ungleichheiten in politischen Rechten zu statuiren, als welche, theils nach der allgemeinen Natur der Dinge, theils nach den hier und dort vorhandenen besondern Verhältnissen und Umständen, durch evidente Nothwendigkeit oder Nützlichkeit gerechtfertigt und daher der allgemeinen Zustimmung der Verfassenden sich empfehlend sind. In dem Maße also, als Geistesbildung, zumal politische Aufklärung und, was noch wichtiger ist, politische Tugend, d. h. lebendige Theilnahme am gemeinen Wohle, Hintansetzung des eignen Privatvortheils, wo er mit jenem im Streite läge, überhaupt Redlichkeit und Treue der Gesinnung und männliche Charakterkraft, in der Gesammtheit einer Nation oder in ihren einzelnen Classen vorherrschend oder mangelnd sind, wird bei ihr die politische Freiheit ausgedehnt oder beschränkt sein müssen oder dürfen; und es wird insbesondere, wenn z. B. bei einem wenig zahlreichen Volke eine unmittelbare Theilnahme an den Gemeinbeschlüssen durch Stimmgabe in der Landbesammlung zulässig oder räthlich ist, dagegen bei einer großen Nation solches politische Recht beschränkt werden müssen auf eine mittelbare Theilnahme, d. h. auf freie und wohlgeordnete Wahl der mit jener Stimmsführung zu bekleidenden Repräsentanten, vorbehaltlich jedoch des jedem Einzelnen zu gewährenden Rechtes der freien Meinungsäußerung über alle öffentlichen Angelegenheiten, demnach auch vorbehaltlich der Pflicht der Staatsgewalt, alle ihre Tendenzen und Acte, in sofern nicht besondere und triftige Gründe zeitlich entgegenstehen, der Öffentlichkeit mit Wahrheitstreue zu übergeben und ihre freimüthige Beleuchtung in feiner Weise zu verbieten oder zu hindern.“

Nur kurz erwähnen wir der Ansicht der Rechtsphilosophen oder Naturrechtstheoretiker, in deren Doctrin von den angeborenen oder allgemeinen Vernunft- und

Menschenrechten natürlich das auf Freiheit eine Hauptrolle spielt, ja gewöhnlich als das Unrecht schlechthin, aus welchem alle übrigen abzuleiten wären, ausgeführt wird. Man geht dabei in der Regel von der Abstraction oder Hypothese eines sogenannten Naturlandes aus (der übrigens sehr verschieden geschildert wird, bald als ein paradisiischer Zustand des allgemeinen Friedens, bald als ein Krieg Aller gegen Alle u. dgl. m.)²³⁾. Reist dann die Freiheit als die allen Menschen zustehende Befugniß dar, Alles zu thun, was man will, wofür man nur da bei Andern nicht Unrecht thut und seine Freiheit demgemäß soweit beschränkt, daß die der übrigen damit bestreiten kann, Jedem also eine bestimmte Sphäre seiner willkürlichen Thätigkeit zuweist, welche seine Rechtssphäre genannt wird, sobald Freiheit und Recht in diesem Sinne für Wechselbegriffe gelten. Allein da Freiheit, wie schon gezeigt, ein ursprünglich nur negativer Begriff ist, so paßt derselbe keineswegs, um als allgemeines Unrecht an die Spitze gestellt zu werden. Denn dann wäre die absoluteste Forderung nur, daß die Menschen sich einander soviel als möglich ganz gehen oder ungestört ließen, Jedem dem Andern möglichst fremd oder entfernt bliebe; die Freiheit als oberstes Rechtsprincip würde mithin ein Princip der Ungeselligkeit sein, da wir doch gerade in dem Unrecht einen höchsten Grundsatß der vernünftigen Geselligkeit suchen, der (wie hier nicht weiter nachzuweisen nöthig sein kann) in dem Unrecht der Gleichheit liegt, d. h. in der Anerkennung der jedem Menschen als Vernunftwesen oder Person, mithin als Selbstzweck (im Gegensatz gegen alle übrigen Naturwesen, die bloße Sachen sind, als Mittel für fremden Zweck gebraucht werden dürfen) zukommenden Würde der Persönlichkeit²⁴⁾. Unter den zahllosen Rechtsphilosophen begnügen wir uns hier, nur die Ansichten über bürgerliche und politische Freiheit von Kant anzuführen, da dieser „Herkeus unter den Denkern“ unbestritten grade in diesem Gebiete als der Repräsentant der allgemein herrschenden Doctrin angesehen werden kann, indem seine Rechtsphilosophie in ihren Grundgedanken aus den meisten der neuern Rechtsphilosophen (namentlich von Hegel)²⁵⁾, sowie auch von den meisten Publicisten (namentlich von Ansellon, v. Gagern, v. Rottted, P. Pfizer etc.) adoptirt ist. Kant verweist zunächst die gewöhnliche Erklärung der

23) Hobbes (De cive l. §. 2) meinte, sie würden sich biegen; — Rousseau (Emile), sie würden kalt und ohne Noth zu nehmen an einander vorbeigehen; — Hugo Grotius (De belli et pac. Proleg. 6. A.) und Vandenboef (Jus nat. et gent. II.), sie würden sich freundlich zu einander gesellen; — Fichte (Naturrecht §. 88), sie würden auf Mithelung rechnen. Vergleiche Schmittbenner, Jodis Wöhr vom Staat. I. Bd. und Dahlmann, Politik §. 3: „Dem Staat geht kein Naturzustand voran, der von blinden Trieben und vernünftigen Menschen handelt. Der Naturzustand des Menschen ist, Vernunft zu besitzen, ein über und ein unter sich zu unterscheiden.“ 24) Vergl. Fichte, Philosophische Rechtslehre §. 3, 24. 25) Dessen Neue Kritik der Vernunft §. 222 fg. (2. Ausg.). 26) Nachgewiesen hat dies unter Andern ebenfalls schon Fries in der Dissertationschrift für Ideologie und Philosophie, 1829, desgleichen in I. Geschichte der Philosophie. (Gießen 1840.) 2. Bd. S. 693 fg.

äußern Freiheit als der Befugniß, Alles zu thun, was man will, wenn man nur dabei Niemandem Unrecht thut, welche Definition ganz nichtsagend sei²⁹⁾, und bestimmt jenen Begriff dahin, daß die rechtliche, oder bürgerliche, politische Freiheit die Befugniß sei, seinen äußern Gesetzen zu gehorchen, als zu denen man seine Bestimmung habe geben können; sowie er denn auch die bürgerliche Gleichheit als dasjenige Verhältnis der Staatsbürger erklärt, nach welchem Keiner den Andern irgendwas rechtlich verbinden kann, ohne daß er zugleich dem Gesetz unterworfen, von diesem wechselseitig auf dieselbe Weise auch verbunden werden zu können. Daß diese Ansicht der Freiheit nicht die richtige ist, hat Fries gezeigt³⁰⁾. — Mit jener Begriffsbestimmung der Freiheit, sowie zugleich mit der auch von ihm adoptirten Lehre vom Staatsvertrage, hängt Kant's Ansicht oder Doctrin von den verschiedenen Staatsformen und seine Grundtheilung aller Verfassungen in die republikanischen und despotischen zusammen, welche erstere er für die allein wahrhaft zu Recht bestehende erklärt³¹⁾,

übrigens aber sehr bestimmt von der demokratischen unterscheidet. Seine Ansichten hierüber, namentlich seine Nachweisung, daß es bei der Wirbung der verschiedenen Staatsformen auf den Geist und nicht den Buchstaben, auf die Regierungs- und nicht auf die Herrschaftsform ankomme, daß die politische Freiheit nur in dem Repräsentativsystem, und zwar nur in dem der constitutionellen Monarchie, am besten gewahrt sei, während die Demokratie schon ihrem Begriffe nach unermittellich einen Despotismus in sich enthält oder zu demselben führt — alles dies ist auch noch für unsere gegenwärtige Zeit höchst beherzigenswerth, da insbesondere bei den Deutschen, die in Hinsicht auf politische Bildung auf einem noch sehr tiefen Standpunkte stehen, in Folge der neuesten Ereignisse der Wahn sich sehr weit verbreitet hat, als wenn die Demokratie die vorzüglichste Staatsform wäre, da sie doch, wie Schmittknecht sich ausdrückt, diejenige Form des Regiments ist, die von der Idee des Staats am weitesten sich entfernt³²⁾.

„Die Formen eines Staats“ (civitas), sagt Kant³³⁾, können entweder nach dem Unterschiede der Personen, welche die oberste Staatsgewalt inne haben, oder nach der Regierungsart des Volks durch sein Oberhaupt, er mag sein, welcher er wolle, eingetheilt werden; die erste heißt eigentlich die Form der Herrschaft (forma imperii), und es sind nur drei derselben möglich, nämlich entweder nur Einer, oder Einige, unter sich verbunden, oder Alle zusammen, welche die bürgerliche Gesellschaft ausmachen, die Herrscher Gewalt besitzen (Aristokratie, Aristokratie und Demokratie, Häufigkeit, Adels, gewalt und Volksgewalt). Die zweite ist die Form der Regierung (forma regiminis) und betrifft die auf die Constitution (den Act des allgemeinen Willens, wodurch die Menge ein Volk wird) gegründete Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht, und ist in dieser Beziehung entweder republikanisch oder despotisch. Der Republikanismus ist das Staatsprincip der Absonderung der ausführenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden; der Despotismus ist das der eigenmächtigen Vollziehung des Staats vom Gegeben, die er selbst gegeben hat, mithin der öffentliche Wille, sofern er von dem Regenten als sein Privatwille gehandhabt wird. Unter den drei Staatsformen ist die der Demokratie, im eigentlichen Verstande des Worts, nothwendig ein Despotismus, weil sie eine executiv Gewalt gründet, da Alle über und allenfalls auch wider Einen (der also nicht einstimmt), mithin Alle, die doch nicht Alle sind, beschließen; welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist. — Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Uniform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person zugleich Vollstrecker seines Willens (so wenig wie das Allgemeine des Obersten in einem Vernunftschlusse zugleich die Subsumtion des Besondern unter jenen im Untersage) sein kann, und

29) „Denn was heißt Befugniß? Die Möglichkeit einer Handlung, sofern man dadurch Keinem Unrecht thut. Also würde die Erklärung so lauten: Freiheit ist die Möglichkeit der Handlungen, dadurch man Keinem Unrecht thut. Was thut Keinem Unrecht (man mag auch thun, was man will), wenn man nur Keinem Unrecht thut? selbst ist es leere Tautologie.“ Kant, Zum vierten Critiken S. 20. Note. (Werke von F. v. Hartenstein. 5. Bd. S. 422.)

30) „Doch das letzte hat Recht in der Freiheit, seine natürlichen Kräfte zu seiner Erhaltung zu gebrauchen, und die Schule der Freiheit blieb bei dem Spruch: Recht ist Freiheit, wenn sie darauf gleich noch so verschiedene Abtheilungen macht. Bei diesem Spruch finden wir nun auch noch Kant, der mit besondern Vortheil für diese Idee sagt: Freiheit, d. h. Unabhangigkeit von einem Andern nöthigen Willkür, sofern sie mit jedes Andern Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann, ist das einzige, ursprüngliche, jedem Menschen kraft seiner Menschheit zustehende Recht. Gleichheit, bürgerliche Selbstständigkeit und den Anspruch an Unscholtenheit erklärt er nur als Folge dieser Freiheit. Dies ist aber die Freiheit nicht scharf gesprochen. Mein Recht ist nicht eigentlich meine Freiheit, sondern mein Recht ist mein Anspruch an die Beschränkung der Freiheit jedes Andern zur Aufrechterhaltung mit meiner Freiheit. Auf jeden Fall muß für Kant zugegeben werden: das Rechtsgesetz sei das Gesetz der Beschränkung der Freiheit eines Jeden zur Aufrechterhaltung mit der Freiheit Andern nach einem allgemeinen Gesetze. Aber dann bleibt für das Rechtsprincip die erste Frage, welches ist die rechte Regel der gerechten Beschränkung der Freiheit eines Jeden zur Aufrechterhaltung mit der Freiheit Andern, und hierauf ist die Antwort: persönliche Gleichheit. Unter allen Bedingungen der natürlich notwendigen physischen Ungleichheit der Willkür der Gesellschaft ist das Princip der Gleichheit für einen Jeden, daß die gerechten Beschränkungen unter dem Gesetze der persönlichen Gleichheit Aller gemacht werden.“ Bergl. Reinhold Schmalz, Theorie und Wesen des bürgerlichen Rechts. 1848. S. 113 fg.

31) „Die ersten nach Principien der Freiheit der Glieder einer Gesellschaft (als Menschen), zweitens nach Umständen der Abhängigkeit Aller von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung (als Unterthanen), und drittens die nach dem Gesetz der Gleichheit beschriebenen (als Staatsbürger) gestiftete Verfassung — die einzige, welche aus der Idee des ursprünglichen Vertrages hervorgeht, auf der alle rechtliche Gesetzgebung eines Volks gegründet sein muß — ist die republikanische.“ Kant, Zum vierten Critiken S. 20. (Werke von F. v. Hartenstein. 5. Bd. S. 422.)

32) Zwölf Bücher vom Staat II. S. 432. 30) a. a. O. I. vergl. Die metapophys. Anfangsgründe der Rechtslehre. §. 30 fg. 32.

wenigleich die zwei andern Staatsverfassungen sofern immer fehlerhaft sind, daß sie einer solchen Regierungsart Raum geben, so ist es bei ihnen doch wenigstens möglich, daß sie eine dem Geiste eines repräsentativen Systems gemäße Regierungsart annehmen, wie etwa Friedrich II. wenigstens sagte: er sei blos der oberste Diener des Staats, da hingegen die demokratische dies unmöglich macht, weil Alles da Herr sein will. — Man kann daher sagen: je kleiner das Personal der Staatsgewalt (die Zahl der Herrscher), je größer dagegen die Repräsentation derselben, desto mehr stimmt die Staatsverfassung zur Möglichkeit des Republikanismus, und sie kann hoffen, durch allmähliche Reformen sich dazu endlich zu erheben. Aus diesem Grunde ist es in der Aristokratie schon schwerer, als in der Monarchie, in der Demokratie aber unmöglich anders, als durch gewaltsame Revolution zu dieser einzigen vollkommen rechtlichen Verfassung zu gelangen. Es ist aber an der Regierungsart dem Volke ohne alle Vergleichung mehr gelegen, als an der Staatsform (wiewol auch auf dieser ihre mehr oder mindere Angemessenheit zu jenem Zwecke sehr viel ankommt).³¹⁾ Zu jener aber, wenn sie dem Rechtsbegriffe gemäß sein soll, gehört das repräsentative System, in welchem allein eine republikanische Regierungsart möglich, ohne welche sie (die Verfassung) mag sein, welche sie wolle) despotisch und gewaltthätig ist. — Keine der alten sogenannten Republiken hat dieses gekannt, und sie mußten sich darüber auch schlechterdings in dem Despotismus auflösen, der unter der Dbergewalt eines Einzigen noch der erträglichste unter allen ist.“

Nach ist hier das gleich Anfangs angedeuteten, sich widersprechenden Sprachgebrauch zu geben, nach welchem in der publicistischen Terminologie die Ausdrücke: bürgerliche und politische Freiheit, bald als Synonyme genommen, bald als wesentlich verschiedene Begriffe bezeichnend, erklärt werden, in welchem letztern Falle in unserer Sprache auch das Wort politisch als Gegensatz von bürgerlich durch den Ausdruck staatsbürgerlich ersetzt zu werden pflegt. In diesem Falle versteht man im Allgemeinen unter der bürgerlichen Freiheit den Schutz der bestehenden positiven Gesetzgebung durch eine strenge und unabhängige Rechtspflege; eine Garantie, welche in allen Staatsformen stattfinden sollte und könnte, und auf welche alle Mitglieder des

Staats ohne Ausnahme Anspruch haben; unter der politischen dagegen, wenn die Regierten (oder das Volk im staatsrechtlichen Sinn) entweder unmittelbar oder mittelbar an der Ausübung der Rechte der Staatsgewalt, namentlich der Gesetzgebung, Theil nehmen, was natürlich nur in gewissen Staatsformen, in der sogenannten Republik und der konstitutionellen oder beschränkten Monarchie und Aristokratie möglich ist, und wobei in allen Fällen nie die ganze Gesamtheit, sondern immer nur ein Theil derselben als zu dieser politischen Freiheit berechtigt erscheint. Die nähere Erörterung dieses Punktes kann hier um so weniger übergegangen werden, als es einerseits zur Aufstellung des in Frage stehenden Hauptbegriffe einen wesentlichen Beitrag liefert, und als es andererseits feststellt, daß die Nichtanerkennung des in dem Wesen der Sache selbst doch begründeten Unterschiedes zwischen der bürgerlichen und politischen oder staatsbürgerlichen Freiheit zu praktisch wichtigen Folgerungen führt, was insbesondere von der neuern und neuesten Zeit, namentlich in Deutschland, gilt, wie schließlich noch näher gezeigt werden wird.

Auch hier ist zunächst Montesquieu's zu gedenken, der seinen früher schon mitgetheilten Erörterungen über die Freiheit (gleich im Anfang des XI. Buchs) die Bemerkung voraussetzt, daß ein Unterschied zwischen den Gesetzen, welche die politische Freiheit in Rücksicht auf die Constitution und unter solchen, die sie in Rücksicht auf die einzelnen Bürger ausmachen, stattfinden. Nachdem er nun in dem gedachten Buche die erstere, die politische Freiheit in Beziehung auf die Staatsverfassung, erörtert hat, betrachtet er sie in dem folgenden (XII.) in Beziehung auf die bürgerlichen Einrichtungen, und erklärt sich im Allgemeinen über diese dahin: „Dort beruhte sie auf der Theilnehmung der drei Gewaltarten; hier, wo wir von einem andern Punkte ausgehen, besteht sie in der Sicherheit des Bürgers oder in der Meinung, die er von seiner Sicherheit hat. Die Verfassung kann frei sein, ohne daß es der Bürger sei, und wiederum kann der Bürger frei sein, ohne daß es die Verfassung sei. In diesen Fällen würde die Constitution im theoretischen, aber nicht im praktischen Verstande, und hingegen der Bürger im praktischen, aber nicht im theoretischen Verstande frei sein. In Beziehung auf die Staatsverfassung kann die Freiheit ihren Grund blos aus den Gesetzen, und zwar aus den fundamentalen, nehmen. In Beziehung auf den Bürger hingegen kann sie durch Sitten, Gebräuche und angenommene Beispiele gegründet, wie durch gewisse Civilgesetze noch erhöht werden, wie in diesem Buche des Weiteren ausgeführt werden soll.“ Diese nähere Ausführung beschränkt sich übrigens vorzugsweise auf die Nachweisung, in wiefern besonders die Criminalgesetze einen entscheidenden Einfluß auf die bürgerliche Freiheit haben, ohne daß Montesquieu es bestimmt ausdrückt, daß die letztere vor Allem in dem Schutze der persönlichen Freiheit, sowie des Eigenthums beruht. Überhaupt möchte grade dieses 12. Buch trotz einzelner geläufiger Bemerkungen und Notizen einer der schwächsten Theile des berühmten Werkes sein.

31) „Mallet du Pan ridmet in seine gemischten, aber hohen und schlichten Sprache: nach vielfältiger Erfahrung endlich zur Uebersetzung von der Wahrheit des bekannten Spruchs des Pape gelangt zu sein: „Es über die beste Regierung Warum freiten; die befugte ist die beste.“ Wenn das soviel sagen soll: die am besten geführte Regierung ist am besten geführt, so hat er, nach Swift's Ausdruck, eine Ruß aufgeben, die ihn mit einer Wahe belohnt; soll es aber bedeuten, sie sei auch die beste Regierungsart, d. i. Staatsverfassung, so ist es grundfalsch; denn Urmel von guten Regierungen derselben Richter für die Regierung. — Wer hat wol besser regiert als ein Axius und Marcus Aurelius, und doch hinterließ sie Eine einen Domitian, der Andere einen Commodus zu Nachfolgern, welches bei einer guten Staatsverfassung nicht hätte geschehen können, da ihre Untauglichkeit zu diesem Posten früh genug bekannt war und die Macht des Bekehrers auch hinreichend war, um sie auszuwechseln.“

stellungen auf eine seinen Vorstellungen entsprechende Weise zu wirken, mit andern Worten, sie ist das Vermögen, über die Natur zu gebieten. — Die äußere Freiheit ist entweder natürliche oder rechtliche Freiheit. Die natürliche Freiheit ist die äußere Freiheit, die der Mensch von der Natur erhalten hat. Der Mensch ist in dieser Beziehung frei, weil und in wiefern er über seine Denkkraft und über seinen Körper gebietet, die Außenwelt (Sachen oder Menschen) seinem Willen unterwerfen, die Hindernisse, welche ihm entgegenstehen, durch eigene oder fremde Macht bekämpfen kann. Die natürliche Freiheit, als solche, hat keine andern Grenzen, als diejenigen, welche ihr die Natur selbst gesetzt hat. — Die rechtliche Freiheit ist die äußere Freiheit, welche dem Menschen dem Rechte nach gebührt. Der Mensch ist rechtlich frei, wenn und in wiefern seine natürliche Freiheit theils mit der äußeren Freiheit aller andern Menschen zusammenstimmt, theils unter dem Schutze des Gesetzes steht, theils nach seinem Verdienste, oder nach seiner Schuld abgemessen ist. — Beide können jedoch nur an sich, nicht aber in Beziehung auf die sittliche Freiheit von einander getrennt werden. Die natürliche Freiheit für sich ist ein sittlich gefestigtes Vermögen, die rechtliche Freiheit für sich ein fester Anspruch. Weber der Wille, nach der Mensch im Staate ist schließlich äußerlich frei; schon deswegen, weil jener mehr fordert und dieser weniger hat, als ihm gebührt³⁹⁾. — Die rechtliche Freiheit ist nach den verschiedenen Beziehungen, in welchen sie betrachtet werden kann, entweder staatsbürgerliche (politische) oder bürgerliche Freiheit. Die staatsbürgerliche Freiheit ist das Recht, an der Regierung (z. B. durch die Wahl der Staatsbeamten, oder in der Eigenschaft eines Staatsbeamten) Antheil zu nehmen. Die bürgerliche Freiheit ist die — größere oder geringere — Unabhängigkeit der einzelnen Staatsglieder von der Staatsgewalt. Die letztere hat wieder theils nach der Verschiedenheit der Hoheitsrechte, theils nach der Verschiedenheit der Sonderrechte, auf welche sie sich beziehen kann, mehrere Namen. So wird sie, z. B. nach der Verschiedenheit der Fälle, Abgabefreiheit, persönliche Freiheit, Pressfreiheit, Handelsfreiheit genannt⁴⁰⁾. An einer andern Stelle (bei Besprechung der für die politische Freiheit so unermesslich wichtigen Gestaltung der Familienverhältnisse und

der Stellung des weiblichen Geschlechts zum männlichen⁴¹⁾) gibt Zacharia zugleich eine sehr treffende Bemerkung über die Geschichte der wahren politischen Freiheit. Er weist nämlich nach, daß der Versuch, eine den Grundfäden des Rechts entsprechende Staatsverfassung in der Erschaffung darzustellen, nur da gelingen kann, wo beide Geschlechter in einem naturgemäßen Verhältnisse zu einander stehen, und fest nach hinzu: „Nicht in den Staaten sind die Einzelnen in der That und Wahrheit frei, in welchen einem Leben verfallt ist, daß das Recht in die eigene Hand zu nehmen, d. i. Selbstthätigkeit zu üben. (Das ist der Begriff, den in der Regel alle ungebildeten Völker mit dem Worte Freiheit verbinden. Der Irrthum kann leicht zu einem andern führen — als ob die Nachvollkommenheit in dem Rechte zu willkürlicher Herrschaft bestehe. Ebenso wenig in den Staaten, in welchen der Volkswille Gesetz ist, das Gesetz aber die Freiheit der Einzelnen dem Interesse des Ganzen unbedingt aufopfert (so deuteten einst die Griechen das Wort Freiheit), sondern nur in den Staaten herrscht die wahre Freiheit, wo die Theilnahme der Staatsbürger an der Gesetzgebung das Mittel ist, die individuelle Freiheit, in sofern diese nur immer mit den gleichen Rechten Aller vereinbar ist, unter dem Schutze der Gesetze zu stellen. Wie könnte sich aber ein Volk zu dem Gedanken erheben, seine Gesetze auf diesen Zweck zu beziehen, also die Würde des Menschen in einem jeden einzelnen Individuum zu achten, wenn bei ihm die eine Hälfte der Staatsgenossen, das weibliche Geschlecht, der Anerkennung seiner Würde entbehrt? Auch hier muß ich auf die Wölfer deutschen Ursprungs zurückkommen. Ihnen ist das heimliche (oder häusliche) Leben der Zweck, das öffentliche das Mittel. Und wem verdankt jenes diesen Vorrang?“).

Schmittknecker hat in seinem klassischen Werke: „Zwölfs Bücher vom Staat.“ sehr treffende Erörterungen über das Wesen der Freiheit⁴²⁾, und erkennt ebenfalls den fraglichen Unterschied bestimmt an, sowie er auch denselben am ausführlichsten präcisirt⁴³⁾: „Die Rechte, welche für das Volk und seine Glieder dadurch entstehen, daß ein Grundgesetz die Subjectionverhältnisse bestimmt, sind

39) Ferguson, History of civil society p. 365. Walter Ausgabe. 40) Zacharia fest hinzu: „Jedoch nur in der Hinsicht, nicht in der Mithatigkeit, sollten diese verschiedenen Arten der äußeren Freiheit von einander getrennt sein. Denn sowie die Vernunft fordert, daß der Mensch in einem jeden Verhältnisse thätig sein soll, ebenso fordert sie auch, daß ihm in einem jeden Verhältnisse äußere Freiheit zu Theil werde. Aber sowie derselbe Mensch, in einem wunderbaren Widerspruche mit sich selbst, in der einen Beziehung gut und in einer andern schlecht sein kann, so kann er auch in dem furchtbaren Gewichte des bürgerlichen Lebens beziehungsweise mehr oder weniger thätig sein. Jedoch läßt sich allerdings annehmen, daß der Mensch in einer jeden Beziehung äußerlich frei sein müsse, wenn er es vollkommen auch in einer einzigen Beziehung sein soll — daß er dieses Gut in einer jeden Beziehung gleichmäßig vorrücken oder zurücksetzen werde, wenn es ihm auch nur in einer einzigen zu Theil geworden ist.“

41) „Die Grundlage aller Vereinigung der Menschen ist das Verhältniß zwischen Mann und Frau. Die Art, wie dieses Verhältniß bei einem Volke beschaffen ist, entscheidet zugleich über das gesammte Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern, sowie über die mittheilbaren Folgen der Verhältnisse unter ihnen. — Davon abhängt das Heil der menschlichen Gesellschaft, davon das Heil der Völker und Nationen vorzugsweise ab, daß das Verhältniß zwischen Mann und Frau den wahren Forderungen der Natur entspricht. Wenn die Ethiker in irgend einem Falle von dem Grundsatze ausgehen daß: aequore naturam — der Mensch folge den Willen der Natur — so ist es in diesem. Aber kaum in einem andern Falle ist der Willen der Natur so wenig fern geblieben, als grade in diesem. Die Weltweiberei ist das gemeine Recht der Völker. Selbst die Gesetze, welche dem Grundsatze der Gerechtigkeit nach, bekräftigen ihn doch selten seinem ganzen Umfange nach, oder gestatten doch, Ausnahmen von demselben zu machen.“ Zwölfs Bücher vom Staate II. S. 133. Bergl. Dr. Baillie's (Wien 1845. Sept. S. 451). 42) a. a. L. S. 141. 43) I. Bd. S. 52. 3. Bd. S. 145 fg. 356 fg. 44) 3. Bd. S. 560.

wesentlich von zweierlei Art. Entweder setzt die Regel der Regierungsgewalt bloß eine Schranke, wodurch für den Unterthan eine Sphäre, in welcher er unabhängig ist, also eine Freiheit (franchise) im negativen Sinne“), und zwar in sofern, als sie einer öffentlichen Gewalt gegenüber besteht, eine öffentliche, und in sofern sie der Regierung des Staats gegenüber gilt, eine politische“) im weiteren Sinne begründet wird. Nach dem Inhalt dieser gesetzlich geschützten Sphäre bloß Privatrechte aus, also Befugnisse, nach eigener Wahl über seine Kräfte (innerhalb seiner Rechtssphäre) zu verfügen, z. B. seine Wirtschaft zu führen, seine Studien zu betreiben u. s. f., so heißt die Freiheit bürgerliche Freiheit (politische Privatreiheit“). Entzieht aber die Schranke der Regierung ein Recht zu Befehl und Zwang im Kreise des öffentlichen Lebens, so entsteht eine politische Freiheit im engeren Sinne, wie z. B. die Steuerfreiheit. Oder die Rechtsregel weist den Unterthanen der Regierung gegenüber Befugnisse oder positive Rechte zu, die, wozu sie keine öffentlichen Functionen zum Inhalte haben, bürgerliche (droits civils“), wozu ihren Inhalt aber öffentliche Functionen, z. B. die Landthanschaft, ausmachen, politische Rechte im engeren Sinne genannt werden““).

Die verfassungsmässigen politischen Rechte sind in der Regel bloß gesetzliche, indem sie nur auf den Grundgesetzen des Staates beruhen. Sie können aber auch wohlerrordnete sein, indem sie sich zugleich auf Verträge und andere juristische Anstalten gründen, wie z. B. die Rechte der Standesherren in den teutschen Bundesstaaten. Dieselben können ferner allgemeine oder auch besondere und Privilegien gewisser Personen sein“). Je nach dem Subiecte sind dieselben endlich individualisirt, wenn sie den Individuen zustehen, corpora-

tative, wenn sie an Corporationen geknüpft sind, und Volksrechte, wenn die moralische Person des Volkes als Subiect derselben gilt. Die allgemeinen individualisirten politischen Rechte sind weiter entweder Freiheiten in dem erweiterten Sinne, indem die sittlichen (angeborenen) Rechte dem Eingriffe der Regierungsgewalt vollends oder bis zu einer bestimmten Schranke einnehmen, oder indem die Bestimmungen der letztern an gesetzliche Formen und Beschränkungen gebunden werden (dabin gehört 1) die subjective Freiheit der Denkm., Glaubens und Gewissens; 2) die Freiheit der Rede und Handlung; 3) die sogenannte körperliche Freiheit der Person; 4) die Freiheit und Sicherheit des Eigenthums), — theils positive Rechte oder Befugnisse und Befähigungen der Einzelnen im Verhältnis zu der Macht des Staates, namentlich zum Genuß der öffentlichen Institute und zur Verrichtung öffentlicher Functionen (dabin gehört z. B. der Schutz der Rechte durch die Gerichte mittelst der Anerkennung des Princips der Gleichheit vor dem Gesez, das Recht, Staatsämter zu bekleiden, und das Recht auf Vertretung durch Stände, oder Repräsentanten). — Die corporativen politischen Rechte sind theils allgemeine, in sofern das gesammte Volk zu Corporationen, z. B. zu Gemeinden, organisiert ist, und letztern dann von der Verfassung bestimmte Befugnisse und Freiheiten eingeräumt sind (wie z. B. die Rechte der Autonomie oder Selbstverwaltung, des Vermögensbesitzes u. s. w.), oder Privilegien, sofern sie nur einzelnen Classen zustehen (wie z. B. den Kirchen, Universitäten). Die Rechte des Volkes endlich gegenüber der Regierung können der Natur der Sache nach, außer in ganz kleinen Staaten, wie z. B. den kleinen schweizer Cantons, nur durch Repräsentanten ausgedrückt werden. In der Staatsform der Monarchie sind dabei nur zwei Systeme möglich: 1) dasjenige der Mitregierung, wenn das Volk selbst Antheil an gewissen Regierungsgewalten, d. i. Ausflüssen der Obergewalt, Antheil nimmt, wie namentlich in solchen Monarchien, die nach dem Princip der Volkssouverainetät constituirte sind, ohne das ausdrücklich dem Volke die Souverainetät beigelegt wäre. 2) Dasjenige der bloßen Freiheit, wenn die Verfassung eine Sphäre des öffentlichen und Privatlebens bestimmt, die von der Regierung unabhängig ist““). (Dies System ist als das der wahren constitutionellen Monarchie zu bezeichnen.)

Daß diese Unterscheidung zwischen der bürgerlichen und politischen Freiheit keineswegs bloß eine doctrinaire, oder nur der Wissenschaft angehörige, sondern zugleich eine von praktischen Staatsmännern anerkannte ist, dafür gibt es ein sehr vollständiges Zeugnis in dem berühmten ministeriellen Hauptorgan Frankreichs, dem Journal des Debats vom 3. 1822“), in welchem der damalige Ministerpräsident Graf von Villèle sein Regierungs-

51) „Man gebraucht den Ausdruck Volksrechte neuerlich (vergl. 30pft, Staatsrecht 4. 76 — Wippermann, Beiträge 4. 8. (97) auch wol für die politischen Rechte überhaupt.“ 52) Wir entnehmen dieses Citat aus Villé's Staatswissenschaft im Jahre unserer Zeit, 1. Bd. E. 183. 2. Ausg., da uns das Journal selbst nicht zur Hand ist.

programm aussprach, und wobei jener Unterschied sehr bestimmt hervorgehoben und der Anbegriff der einzelnen zur politischen wie zur bürgerlichen Freiheit gehörenden Rechte näher specificirt war. „Wir wollen die bürgerliche, die religiöse, die Gewerkefreiheit für Alle und Jeden, wie sie das Gesetz für Alle gleichmäßig bestimmt hat; wir wollen keine Privilegien als solche, die von der Staatsverfassung ausgehen, und zu welchen ein Jeder durch Verdienst und Talent gelangen kann. Wir wollen als constitutionelle und unverlebbare Garantien der bürgerlichen Freiheit die Geschwornengerichte in allen Processen, wo der Einzelne gegen die gesellschaftliche Gewalt anzukämpfen hat; wir wollen die Pressefreiheit, theils um allen Handlungen der Staatsbehörden und allen Beschwerden, welche diese Handlungen veranlassen können, Öffentlichkeit zu geben, theils um die Volksinteressen und die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen; wir wollen Gemeindevereinigungen, nach Maßgabe der Ortslichkeit verschieden organisirt, aber sämmtlich dazu bestimmt, daß die bürgerliche Freiheit aufrecht erhalten werde, die Masse des Volkes bei der Erhaltung der Ordnung ihr Interesse finde und Verbesserungen in der Verwaltung angeregt und zu Stande gebracht werden, wodurch die Bureauir der Centralverwaltung nur das Recht der Controle haben dürfen. — Wir wollen aber die politische Freiheit nicht für Alle und Jeden, sondern nur für diejenigen Classen, denen die Staatsverfassung das Recht gibt, Antheil daran zu nehmen. Die politische Freiheit ist die Theilnahme an der souverainen Gewalt, an der Leitung der Staatsgeschäfte. Nicht Alle und Jede besitzen die erforderliche Unabhängigkeit, die erforderlichen Eigenschaften, Tugenden und Geisteskräfte und Talente, um einen selbst nur beschränkten Theil dieser Gewalt auszuüben. Daher muß die Constitution einen Kreis zeichnen, der die Masse des Volkes von einer ausgelesenen Zahl Staatsbürger, die materielle Nation von der politischen Nation trenne. Diesem Kerne muß die politische Freiheit aller Ubrigen anvertraut werden. Die (französische) Charte vertheilt diese politischen Rechte unter die Pairs, die Deputirten und die Wahlherren. Allen übrigen Staatsbürgern hat sie nur das Recht eingeräumt, ihre Meinungen, selbst die politischen, doch bei Vermeidung der Strafgeseze, bekannt zu machen. Dieses Recht ist eine Art von gutachtender (consultativer) Stimme in Sachen der Politik, wogegen die Pairs, die Deputirten und die Wahlherren beratend (deliberative) und entscheidende (decisive) Stimmen haben. Bei dieser Concentration der politischen Freiheit gewinnt das Ganze, denn sie wird von jenen ausgeübt und unabhängigen Männern mit mehr Weisheit und Geschicklichkeit gehandhabt, und ist auch weit stärker und mächtiger, als wenn sie in kleine Abschnitte getheilt wird.“

Es ist nun zwar neuerdings gegen diese Unterscheidung geltend gemacht worden, daß eine bürgerliche Freiheit ohne die politische eine wahre Garantie ihrer Dauer hat³⁴⁾. Allein obgleich dieses ganz richtig ist, so

34) „Man hat unterscheiden wollen bürgerliche Freiheit und

folgt daraus doch nur solche, daß ein Volk, welches der bürgerliche Freiheit besitzt, eben schon um dieser willen auch die politische zu erringen trachten muß. Keineswegs aber darf deshalb der Unterschied zwischen beiden selbst aufgehoben, oder für unwesentlich erklärt werden, zumal derselbe als eine Abtastung der Geschichte und es zugleich festhält, daß die blos bürgerliche Freiheit bei einem sonst gebildeten und von lebendigem Rechtsgefühl besetzten Volke schon in der Macht der öffentlichen Meinung eine ziemlich genügende Garantie haben kann. Es genügt hier, an Preußen zu erinnern, dessen Regenten zwar absolut, namentlich seit dem großen Kurfürsten, regierten, aber von jeher (mit wenigen Ausnahmen) die bürgerliche Freiheit ihrer Unterthanen aus das Sorgsamste schützten; wie denn auch die Unparteilichkeit und Unabhängigkeit der preussischen Gerichtshöfe fast spruchwörtlich geworden³⁵⁾.“

Die gedachte Unterscheidung muß im Gegentheil als eine der praktisch wichtigsten anerkannt und (natürlich unter der Voraussetzung, daß bürgerliche und politische Freiheit, wie rechte und linke Hand, stets mit einander verbunden sind) festgehalten werden, und zwar aus mehreren Gründen.

Erstlich scheidet sich hiernach aus das Grundwesentlichste die ganze antike und die moderne, oder christlich-germanische Grundanschauung aller Freiheit und des Staatswesens überhaupt. Bei den Griechen namentlich finden wir, daß sie die Freiheit lediglich in die Theilnahme an der Herrschaft setzten, und der wichtigsten Rechte der bürgerlichen Freiheit, wie z. B. der persönlichen, der Glaubens- und Gewissensfreiheit u. dgl. m., so gut wie gar nicht achteten, überhaupt nicht die Idee von angeborenen oder allgemeinen Vernunft- und Menschenrechten hatten, wie dies weiter Littmann,

politische Freiheit. Diese soll da sein, wo die Gesetze richtig angewandt werden auf alle Staatsbürger, diese, wo die Staatsbürger auf einen Theil der Gesetzgebung Einfluß haben. Aber dieser Unterschied ist nicht richtig. Wo keine politische Freiheit ist, d. h. wo keine Institutionen sind, welche die Güter, die Angemessenheit der Gesetze für die gegenwärtige Zeit sowohl verdrängen, als auch die genaue Beobachtung derselben sichern, da ist der Stumpf der sogenannten bürgerlichen Freiheit sehr unklar. Die sogenannte bürgerliche Freiheit ohne die politische ist ein Ding, das alle 24 Stunden untergehen kann. Es scheint dies Wort eine Einbildung zu sein, womit man sich oder Andere trösten wollte über den Mangel der Sache selbst. So geschähe es, daß man von bürgerlicher Freiheit sprach in absoluten monarchischen, wo jeder unterthan seinen Augenblick aller seiner Rechte beraubt werden kann, wo es fast ist, wenn ein gutmüthiger, sanfter Monarch in ungerathene Lüste. Birgen dieses glücklichen Falls schmückte man sich mit dem Worte Freiheit und erregte damit bei Ketten, welche in solchem Staats Kitz, sowie Vernunft als Geringe, trugen. Ohne politische Freiheit ist die augenblicklich existirende sogenannte bürgerliche Freiheit nichts Anderes, als eine abgeschnittene Blume, welche das Kind in die Erde steckt, während, sie weiter fortleben die Wurzel.“ Franz Hallisch (Prof. Gegenstück), Politische Freiheit S. 33 fg.

34) „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!“ — sagte der Windmüller zu Petrus, als Friedrich der Große ihn zur Abtreibung der Mühle nöthigen wollte; und ebenso bekannt ist, daß Friedrich, als ein Urtheilsspruch des Reichskammergerichts gegen ihn zu Gunsten des Bischofs von Würzburg durch einen einzigen Reichstagsboten zur Execution gebracht wurde, sich wüthig fügte.

Vollgraff, Ed. Platner u. A. nachgewiesen haben⁵⁵⁾. Auch bei den Römern, obwohl bei tiefen die Idee angesehener Rechte, namentlich auf Freiheit und Gleichheit, schon bestimmter hervortritt⁵⁶⁾, war doch die Freiheit ebenfalls nur als politische aufgeführt, was sich sprachlich u. A. darin ausdrückt, daß sie die sogenannte demokratische Staatsform gleichweg mit dem Ausdrucke libertas bezeichnet⁵⁷⁾. Erst durch das Christenthum, welches lehrte, daß alle Menschen als Kinder desselben Vaters, als Brüder, als vor Gott gleich⁵⁸⁾, und durch das germanische Volkethum, welches denselben Grundgedanken der gleichen Berechtigung Aller gleich bei seinem ersten Erscheinen in der Weltgeschichte thatsächlich ausgeprägt zeigt⁵⁹⁾, konnte der Persönlichkeitsbegriff und mit ihm die eigentliche Wurzel der bürgerlichen Freiheit zur Geltung kommen, womit zugleich eine Umwandlung nicht nur der ganzen Staats-, sondern auch der Welt- und Lebensansicht überhaupt gegeben war.

Sobald ist diese Unterscheidung darum höchst wichtig, weil eben nach der neuen christlich-germanischen Welt- und Staatsansicht die bürgerliche Freiheit als der letzte oder höchste Zweck, die politische nur als ein Mittel angesehen werden muß, wie denn überhaupt dem an sich formellen und negativen Begriff dieser letztern ein lebensvoller Inhalt nur durch die erstere gegeben wird. Daß aber von einer richtigen Einsicht in das Verhältniß von Zweck und Mittel auch die richtige Lebensführung abhängt, bedarf wol keiner weiteren Nachweisung. Damit hängt zugleich der wichtige Punkt zusammen, daß eine Staatsform, die, wie die sogenannte Republik oder Demokratie, nur für die politische Freiheit sorgt, schon darum eine einseitige und ungenügende ist. Geschichtlich braucht nur daran erinnert zu werden, welche traurige Folgen die Verkennung aller dieser Hauptpunkte seit der französischen Revolution zunächst bei den Franzosen gehabt hat, welche antiken Begriff der Freiheit in ihrer sogenannten Republik wieder einführen woll-

ten⁶⁰⁾, obwohl grade sie am allerwenigsten für die republikanische Form taugen⁶¹⁾, und dann später bei den Italienern, Spaniern, neuerdings auch bei uns Teutschen deren (leider! angeborene) Nachahmungslust (schon Luther klagte bekanntlich: „Wir Teutsche sind alle Nationen Affen!“) grade in dem Gebiete der Politik sich bis auf die neueste Zeit um so verderblicher, aller dringenden Mahnungen ungeachtet⁶²⁾, gezeigt hat, als sie sich nicht die (in diesem Gebiete mit Recht als classische Autorität anerkannten) Engländer⁶³⁾, sondern die Franzosen zum Muster nahmen. Das geschah früher schon durch Adoption der wälschen Begriffen von Freiheit und Gleichheit, über deren Richtigkeit und Gefährlichkeit sich erst noch im vorigen Jahre der (schon früher citirte) echte Freiheitfreund Wirth in warnenden Worten vergebens aussprach, die ebenfalls jetzt buchstäblich eingetroffen sind⁶⁴⁾. Das geschieht in diesem Jahre fort und fort, indem man nach französischem Muster alles meines Stimmrecht und directe Wahlen mit Verwer-

60) Vollgraff, Politik. 3. Bd. (am Schluß). (Vgl. Goethe's Aufsatz von 1806 in Wilmers' Archiv von 1806. Seite 1847. S. 293.) 61) v. Gagern, Reskript der Ständekammer III. S. 324 (2. Ausgabe). Jefferson (der die Franzosen überhaupt für unfähig für wahre politische Freiheit erachtet) in Fr. v. Baumers' Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1845. 1. S. 168. Bogt, Ocean und Mittelmeer. 1848. 2. Bd. (Derselbe in einer Debatte in der Paulistirche am 22. Juni.) Teutsche Vierteljahrschrift. 1845. Nr. 35. S. 27. Gotta's Zustand. 1845 vom 16. Juni. Nr. 144. 62) Kante, Philosph. polit. Zeitschrift. 1832. 1. Bd. S. 80 fg. v. Pfizer, Briefe zweier Teutschen. 1831. S. 202 fg. Derselbe, Das Vaterland. 1845. S. 15, vergl. S. 57. Jordan, Allgem. Staatsrecht S. 170. Teutsche Vierteljahrschrift. 1846. Nr. 35. Pugh, Eiden Jahre 1848. S. 59. 63) Vergl. von Cail, Hofkale, über die Verfassung und Verwaltung Englands (übersetzt von Scheller. Jena 1825), Vorrede der Uebersetzung. Dahnmann's Politik. Fr. Wallisch, Polit. Freiheit (vergl. auch Allgem. Zeitung vom 23. Nov. 1848. Bd. S. 5176). 64) Reich, Geschichte der deutschen Staaten. 1847. I. 1. Par. S. 25. „Zweifellos glaube man nicht, daß die französischen Theorien von Freiheit und Gleichheit wahr seien. Wir wollen nicht einmal der Schmierigkeit oder vielmehr der Unmöglichkeit der Ausführung gedenken; wenn ein solcher Zustand auch gesetzlich möglich gegeben wäre, so würde er die Teutschen aller Stände nach den Gesetzen ihrer Nationalcharaktere, von nicht mit Göttern, doch mit Widernatürlichen erfüllen, und Allen die Uebersetzung geben, daß ein solcher Zustand weder schön, noch würdig und frohbaft sei. Wir haben die schönen Begriffe der Freiheit und Gleichheit, sowie der Gütergemeinschaft in dem Reformationszeitalter gesehen, sie sind uns noch schärfer in dem blutigen Wahnsinn der französischen Revolution der Augen getreten. Es ist ein furchtbarer Verwund, das Loos der untersten Volksschichten mit solchen fanatischen Umdenken gründen zu können, alle Stände, auch die tiefsten, werden dadurch nur noch elender Dürftigen, welche sich die unglückseligen Arbeiter, die Sozialisten, die treuen Freunde des unglückseligen Volkes, oder wie man jetzt sagt, des vierten Standes nennen, sie sind die bittersten Feinde desselben, wenn sie ihm den Irrsinn der Freiheit und Gleichheit in den Kopf setzen. Die untersten Volksschichten sehen dadurch am Ende soviel, als die höchsten Stände, weil den größten Gefahren und wichtig organisirenden Kräften die Mittel zu jenen tiefsten organischen Reformen benommen werden, welche nur das Erreichung der grundlichen Reformen, das schickseligen Verlies und lange der mühsamer Lebensweise sein können.“ Vergl. Fr. Wallisch, Politische Freiheit S. 22. Romang, über Willensfreiheit und Determinismus S. 102 fg.

55) Altman, Darstellung der griechischen Staatsverfassung S. 4 fg. 10. Vollgraff, Politik II. S. 60. 258 fg. Ed. Platner, Allgem. Recht I. 66. Hüttmann, Staatsrecht S. 374. 56) Jure naturali omnes homines aequales sunt. Ulpian. in fr. 52. D. de reg. jur. (L. 17.) 57) Grotius, Forcellini Lex. sub „libertas.“ 58) Darüber, daß das Christenthum unter allen positiven Religionen am meisten für die bürgerliche und politische Freiheit gethan, vgl. Montesquieu, esprit des lois liv. 24. ch. 3. Anellon, Vermittl. der Ketzerei I. 20. Garovio, Reroma I. 206. Richter, Staatslehre S. 175 fg. 59) Schönlank, Völksg. Bilder vom Staat. 3. Bd. S. 200 fg. (2. Ausg.) Comarlin, Die römische Politik. (Leipzig 1848.) S. 8. Fr. Wallisch (Sympotikon) in Brand's Wilmers. 1849. Sept. S. 487. 60) Nachmuth, Europäische Ständegeschichte I. 132 fg. H. Wengler, Teutsche Geschichte I. S. 13 fg. Schellert in Polit's Jahrbüchern. 1834. Sept. S. 262. D. Unger'sche. 2. Bd. S. 405. v. Pfizer, Das Vaterland. 1845. S. 205. Teutsche Vierteljahrschrift. 1845. Heft 1. S. 119 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1845. Juni. Nr. 137. Stengel, Geschichte des preussischen Staats I. S. 72. Heeren, Der deutsche Bund S. 16. Richter, Staatslehre S. 61. Jahn, Teutsches Volkethum S. 22. Schreiber, Teutscher Juvenal. 1842. passim. Jac. Grimm, Teutsche Rechtsalterthümer. Ver. S. XVI.

sung alles Genus — welchen die weisen Gesetzgeber des Alterthums selbst für ihre Demokratien unerlässlich hielten —; ferner befähigte „Agitation“ oder „Bühlerie“ des Volkes durch Glubb aller Art, Eingriffe in das Privateigentum, Vermerkung (wenigstens für jetzt) des Zweikammersystems, Abschaffung des Adels (von der preussischen sogenannten Nationalversammlung, „der schlechtesten Volksvertretung, die bisher in der Geschichte vorgekommen ist“, sagt von ihr die „Grenzboten“⁶⁵⁾ schon im Septemberhefte Nr. 35. S. 387, also lange vor dem fast vierdec zu nennenden Steuerverweigerungsbeschluss vom 15. Nov., wodurch sie, nach eigenem Geständnis, die „Brandfackel des Aufruhrs in das ganze Land schleuderte“) und andern derlei politischen Unfuhn beliest hat. Am allerverderblichsten aber wirkt die Nachschüß des wälischen, besonders durch Rousseau's Irreführer in Gours geisteten, meiß ganz verkehrt verstandenen und dann natürlich auch der bürgerlichen und selbst der politischen Freiheit schädlichen Princip der sogenannten Volkssouverainetät. Diese leibige Volkssouverainetät, die wahre Pandorabüchse alles politischen Unheils unserer Zeit, ist schon sprachlich ein, noch dazu durch die „schweifliche, dreitragquersche Schwanzspitze (—...t...) höchst widerlich klingendes“⁶⁶⁾ Bastardwort (wie es auch Weider in der Paustische mehrfach bezeichnete). Der damit zu verbindende Begriff läßt sich allerdings in mehrfadem Sinne rechtfertigen; zunächst in völkerrechtlicher Beziehung als Princip der Selbständigkeit und Unabhängigkeit jeder Nation in ihren eigenen innern Angelegenheiten⁶⁷⁾. Ferner im staatsrechtlichen Sinne als Gegensatz oder Negation des sogenannten göttlichen Rechts der Fürsten (origo majestatis a Deo), welches aus freien Faktionen des kanonischen Rechts im Mittelalter zur Geltung kam, aber schon längst, z. B. von Friedrich dem Großen⁶⁸⁾, neuerdings sehr gründlich von Stahl⁶⁹⁾ in seiner Unhaltbarkeit nachgewiesen worden; oder auch in dem Sinne, daß die Quelle der Gesetzgebung, somit die entscheidende Gewalt, im Volke, d. h. der Gesamtheit der Regierten, liegt⁷⁰⁾, wonach „Volkssouverainetät nur heißen kann, daß der klar erkannte Volkswille, die allgemeine Vernunft (nicht die urtheilslose große Masse) des Volkes ihren Ausdruck in der Regierung finde und durch diese sich selbst regiere“⁷¹⁾. Leider! wird dies Wort in der Regel, und

namentlich heutzutage, nicht in diesen richtigen Bedeutungen, sondern in dem Sinne genommen, daß das „Volk“, die Gesamtheit der Regierten, überall und immerdar, also auch in der Monarchie, der eigentliche Quell und Inhaber aller Souverainetät sei und selbige durch seinen Willen auf den Regenten und seine Repräsentanten übertrage. Bei der allgemeinen Verbreitung dieser Irreführer⁷²⁾ halten wir es für angemessen, hier über die Verkehrtheit und Gefährlichkeit dieses Dogmas die Stimmen einiger unserer freisinnigsten Publicisten anzuführen. So sagt z. B. Jordan, der vieljährige Räxtyper der Freiheit⁷³⁾:

„Die Ansicht, daß sich die Staatsgewalt ursprünglich in den Händen des Volkes befinde und bei der Errichtung des Staats von diesem an den ausserleichen Herrscher übertragen werde, ist einer der folgenreichsten Irthümer. Das Irige derselben leuchtet aber von selbst ein; denn die Staatsgewalt ist, an sich betrachtet, keine körperliche Sache, die sich wie etwa die Bundeslade bei den Israeliten in den Händen der Menschen befindet und so von dem Einen dem Andern übergeben werden könnte; die als eine selbständige Sache, welche bloß ergriffen zu werden brauchte, auch vor dem Staate vorhanden wäre, sondern eine bloße Vernunftvorstellung, welche in der Vernunftvorstellung vom Staate oder von der vernünftigen Herrschaft des Rechtsgesetzes enthalten, von dieser unzertrennlich und durch diese ihrem Begriffe und Wesen nach bestimmt ist. So wenig sich das Rechtsgesetz in den Händen des Volkes befindet und von diesem beliebig behandelt werden kann, oder gar erst vom Volke geschaffen wird, vielmehr über demselben als unabhängige Anerkennung und Gebot vom Allen fordernde Regel und Norm steht, ebenso wenig kann die Staatsgewalt in den Händen des Volkes ruhen und von diesem beliebig modificirt und übertragen, also auch — dieses wäre eine natürliche Folge — wieder zurückgenommen werden. Die Staatsgewalt ist nach der Idee kein Product oder Fabricat der menschlichen Willkür, mithin auch kein Gegenstand willkürlicher Behandlung oder Verfügung, theils Gebot, theils Forderung derselben; sie stirbt daher, wie das Rechtsgesetz über den Menschen, und muß von diesen, wie jenes, unbedingt anerkannt werden. Ihre Anerkennung ist zugleich in der Anerkennung des Rechtsgesetzes enthalten. Wer den Zweck, die Herrschaft des Rechtsgesetzes, will, der muß auch das Mittel wollen, durch welches jener allein erreicht werden kann; wie nun jenen Alle wollen, sollen und müssen, so kann und darf auch Keiner dieses von sich weisen. Zudem läßt sich im Volk, als eine geistliche Vereinigung, nicht ohne alle Herrschaft des Rechtsgesetzes, mithin, da diese nur im Staate möglich ist, nicht ohne Staat und folglich auch nicht ohne bereits anerkannte Staatsgewalt denken, da diese eben das Wesen des Staats bildet. Wie könnte

65) Vergl. Nr. 44. S. 180 und die andern Urtheile über diese „törichte“ Versammlung in der Zeitungs-Allgem. Zeitung vom 10. Nov., der Zeitungs-Allgem. Zeitung vom 8. und 12. Nov.; unterm 9. Nov. steht es in einem Schreiben aus Berlin: „Wer den ganzen Verlauf der hiesigen Dinge überdauert, dem wird dabei zu Muth, als wenn Kinder die französische Revolution spielen.“

66) Hie schon Kolbe über Sprachgemerke (S. 142, vergl. 30. 129. 138) bemerkt hat.

67) Vergl. Zillmann; Die Verfassung des deutschen Bundes S. 14 ff. Sternberg in Bülow's Jahrbüchern. 1846. I. Bd. S. 272. Vergl. den Zeitl. Interren von Schreiber.

68) Im Antimachiad; vgl. Weiss's Friedrich des Großen staatsrechtliche Grundzüge. 1840. S. 6 ff.

69) Phil. des Rechts II. 2. Abth. 1846. S. 156. 70) Adels, Die Volkssouverainetät in ihrer modernen Gestalt. 1833. Ertliche Rant's noch angesehene Ansichten von der politischen Freiheit.

71) J. G. Richter, Die Republik im Monarchismus. 1848. S. 6.

72) Darüber, daß z. B. die sogenannte „breiteste demokratische Grundbasse“ eine und dasselbe mit der Volkssouverainetät ist, vergl. Zeitliche-Allgem. Zeitung. 1848. Nr. 300 vom 10. Oct. 73) Jordan, Verträge über allgemeines Staatsrecht. S. 73 ff. 226.

also die Staatsgewalt zur freien Verfügung einem Volke zusehen, welches selbst seinem Begriffe zufolge nur als unter der Staatsgewalt stehend und dieser gehorchend denkbar ist?"

"Es läßt sich auch gar kein bestimmter Begriff mit der Volkssouverainetät verbinden. Die Rechten sollen sie zwar als die ursprüngliche Machtvollkommenheit des Volkes auf, aus welcher die höchste Gewalt fließe; allein diese Volkssouverainetät, wäre sie auch nicht schon an sich grundlos, würde doch mit der Errichtung des Staats aufhören, wie bereits bemerkt worden ist. Wollte man unter Volkssouverainetät den auch im Staate noch fortdauernden und dem Volke zustehenden Besitz der Machtvollkommenheit verstehen, so wäre eine solche Annahme nicht bloß völlig irrig, sondern auch im höchsten Grade gefährlich, wie dieses insbesondere die französische Revolution bekräftigt; weil dadurch der Regent zu einem bloßen, dem Volke orentantwortlichen und daher von diesem auch absehbaren Vollziehungsbeamten ohne eigene Gewalt und Selbständigkeit entwürdigt, das Volk zum alleinigen Souverain und so der Staat in eine Demokratie verwandelt würde. Die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung mit Souverainetät zu bezeichnen, ist weder wissenschaftlich, weil man in der Wissenschaft nicht verschiedene Begriffe ohne Noth mit denselben Worten bezeichnen soll, noch rathsam, weil dieselbe Wortbezeichnung zweier verschiedener Begriffe leicht zur Vermischung der Begriffe selbst, wenigstens zu irrigen Folgerungen im wirklichen Staatsleben führen kann. Die Lehre von der Volkssouverainetät, welche gar kein praktisches Interesse hat, wol aber praktische Mächtheile erzeugen kann, ist lediglich eine Folge von der irrigen Ansicht, welche den Ursprung der Staatsgewalt im Volke finden will. Allein im Staate kann es, wie nur eine Staatsgewalt, so auch nur eine Souverainetät geben, welche dem Regenten allein und ausschließlich gebührt, weil die regierende Gewalt, von welcher sie gar nicht verschieden ist; weshalb man die Regierungsrechte auch Souverainetätsrechte nennen kann. Das Volk ist, ungeachtet es die Macht der Staatsgewalt vorstellt, dennoch nicht Theilhaber, sondern nur die Stütze der Souverainetät. Bloss die Souverainetät des Staates gebührt dem Regenten und Volke gemeinschaftlich, weil beide in völkerechtlicher Hinsicht nur eine Einheit, nur eine moralische Person bilden."

In gleichem Sinne hat sich Welser mehrfach schon vor vielen Jahren und auch noch neuerdings in der Paulskirche gleichmäßig gegen die Anhänger des sogenannten göttlichen Rechts und die Vertheidiger einer in sich einseitigen Gegenansicht ebenso hallosten Volkssouverainetät erklärt. Die folgende Hauptstelle verdient ganz besonders im gegenwärtigen Augenblicke, wo auf der einen Seite Reaction, auf der andern Anarchie unsere junge politische Freiheit bedrohen, die allgemeinste Beherzigung:"

"Im Geiste des berliner Wochenblattes, der mann-

heimer Zeitung u. dgl. m. bemüht sich jetzt eine große Schar von Freiheitsfeinden, das Herz des Fürsten — so weit es gelingt, sicher zu deren größtem Unglück — mit Argwohn, Misstrauen und Haß gegen die wahren Freunde der Freiheit, gegen einen großen Theil ihres Volkes zu vergiften, und zu diesem Zwecke sie zu überreden, mit der warmen Liebe zur Freiheit sich Fäulnißhaß und Förderung der Revolution und der jetzt wie ein Gespenst gefürchtete Grundfals der Volkssouverainetät ungetrennlich verbunden. Nun bin ich zwar auf das Innigste überzeugt, daß diejenigen, welche theoretisch Revolutionen billigen und Republik und Volkssouverainetät für die allein richtigen Staatsgrundsätze erklären, die treuesten Bürger und Beamten der Monarchie sein können — ähnlich wie so viele Anhänger der alleinigmächtigenden Kirche, welche jeden Andersglaubenden als Keger verdammt, die treuesten Verehrer und Unterthanen protestantischer Regenten sind — und daß mir dieselben jedenfalls unendlich weniger gefährlich scheinen, als jene selbststüchtigen moralischen Vergifter der Seelen der Fürsten, jene Verführer des Vertrauens und Friedens zwischen ihnen und ihren Völkern. Dennoch ist es auch hier schon im Interesse der Wahrheit, und vielleicht auch, weil es den Bösen Verdrus macht, nicht ganz unnaß, zu bemerken, daß ein so entscheidender und warmer Freund der Freiheit, wie ich mich nennen darf, zugleich mit jenen hier bereits dargestellten Grundfalsen der Geseßlichkeit und Treue, und mit der Anerkennung der sittlichen und geschichtlichen Grundlagen für Begründung und Leitung aller politischen Verhältnisse und Bestrebungen — und wie ich hoffe, in völliger organischer Verbindung mit ihnen und mit den Grundfalsen wahrer Freiheit — sogar stets die Erbmonarchie mit einer demokratischen und einer zeitgemäß und gut gebildeten aristokratischen Standschaft als naturrechtliches und politisches Ideal und als die höchste Stufe der natürlichen Entwidlung unserer europäischen Culture verhältnisse darstellte, und die einseitige neufranzösische, in die Cortesverfassungen übergegangene (aber in dem wahren englischen Staatsrecht und selbst in der französischen Charte nicht begründete) Souverainetät des Volkes im Gegensatz gegen die Regierung und die Betrachtung des Fürsten als eines absehbaren Beamten entschieden bekämpfte." (S. mein System der Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre. 1828. I. Bd. S. 186 fg. 201. 205. 414—425. Neuer Beitrag zur Lehre von den Injurien und der Pressfreiheit u. S. XIII. XV. XVI. XLIII.)

Ferner Böpfl in seinem allgemeinen und constitutionellen Staatsrecht⁷⁴⁾ ausgesprochen:

"Es ist eine sehr häufige Behauptung, daß die Staatsgewalt eine dem Souverain von dem Volke übertragene Gewalt sei. Unverkennbar hängt diese an Konsequenzen reiche Ansicht mit der Vertragstheorie zusammen, kann aber selbst nach dieser, wenn man auch dieselbe hier richtig annehmen wollte — was, in Bezug auf die historische Entstehung einiger Staaten, allerdings geschehen darf —

74) Beiträge zur Lehre von den Injurien. 1833. S. XVIII.
75) Welser a. a. O. S. XXXIV.

76) S. 45. 2. Ausgabe. Berol. desselben Constitutionelle Monarchie und Volkssouverainetät. 1848. S. 11. 16 fg.

dennoch nicht gerechtfertigt werden. Vom philosophischen Standpunkte aus müßte nämlich die Frage, ob die Staatsgewalt dem Souverain vom Volke übertragen sei, in Bezug auf den Staat in der Idee verneint werden, weil sie mit der Idee des Staats gegeben und von dieser untrennbar und somit wie diese selbst, uranfänglich ist. Aber auch in Bezug auf die Darstellung des Staats im praktischen Leben — in Bezug auf die historische Entstehung des Staats — ist diese Frage nicht minder zu verneinen, weil es vor der Anerkennung eines Subjects als Souverain gar keine Staatsgewalt gibt, welche übertragen werden könnte; daher denn auch nicht von einer Übertragung, sondern nur von der Anerkennung der Staatsgewalt in einem Subjecte die Rede sein kann, und hiemit ist denn sofort auch der Staat historisch begründet und entstanden, auf welche Art immer — selbst vielleicht durch ungerechte Gewalt und Zwang — Anerkennung herbeigeführt worden ist. Nur allein da kann man von einer Übertragung der Staatsgewalt sprechen, wo ein bereits bestehender Staat aus einer Herrschaftsform in eine andere übergeht, z. B. eine Demokratie in eine Monarchie, wo also der bisherige Souverain seine Gewalt an ein anderes Subject abtritt und gleichsam abtritt. Aber aber jede bestehende Staatsgewalt als auf einer Übertragung durch das Volk beruhend betrachten wollte, würde sich einerseits die historische Unrichtigkeit zu Schulden kommen lassen, zu behaupten, daß jedem Staate eine Demokratie und resp. die Volkssouverainetät vorangegangen wäre, und andererseits würde er sich genötigt finden, zu geistlosen Fiktionen zu greifen, um die Geltung einer Gewalt als Staatsgewalt da zu erklären, wo sie historisch erweislich dem Volke gegen seinen Willen ausgedrungen worden ist. Derselbe ist diejenigen, welche die Staatsgewalt als übertragen durch das Volk betrachten, in der Meinung befangen, daß ein Subject, um als Staatsherrscher zu gelten, eines Besitzthums der Staatsgewalt bedürfe. Man überliest dabei, daß die Staatsgewalt, eben weil sie für den Staatsherrscher ein Besitz ist, dem Unterthan gegenüber selbst ein genugsamer Titel ist, resp. einen solchen in sich selbst enthält."

Endlich enthält eine der neuesten Schriften, die des jüngeren Fichte, hierüber ebenfalls sehr richtige und um so mehr hierher gehörige Ansichten, als sie dabei zugleich der Begriffe der bürgerlichen Freiheit u. s. w. gedenkt."

"Kein Staatsorganismus ist ohne die abschließende Einheit einer Regierung, ohne Souverainetät zu denken. Keineswegs aber folgt daraus weiter, daß sie aus diesem Grunde zugleich an die Einheit einer einzelnen Person geknüpft sein müsse. Nur das folgt nothwendig, daß sie ununterbrochen und stetig wirken und allgegenwärtig erhalten, gleich einer Seele, den Staat durchdringen muß. Der Souverain im Staate „bleibt nicht;" denn mit ihm stürbe unmittelbar auch der Staat, dessen Individualität in demselben Momente sich in alle Winde

auflösen würde. — Hieraus ergibt sich zunächst nur dies, daß dem Volke, als einem Aggregat von Einzelnen betrachtet, der Charakter der Souverainetät in seinem Sinne bewohnen könne. In der Politik, wo das theoretisch Befestigte in die Praxis sich umsetzen soll, und wo darum solche oder halb wahre Theorien von den allerberühmtesten Folgen sind, gilt es vor Allem, die leitenden Begriffe zur möglichsten Klarheit und Bestimmtheit herauszuläutern. „Volkssouverainetät" ist gar kein politischer Begriff, weder ein ursprünglicher, noch ein abgeleiteter, sondern eine höchst schwankende, unklare Vorstellung, die in ihren Folgen um so schädlicher gewirkt hat, als sie auf ein allerdings berechtigtes, nur ganz wo andershin fallendes Verhältniß hindeutet. Das Wohl des Volkes ist allerdings der rechte „souveraine" Zweck, auf welchen Alles hinzielt; dies meint eigentlich, praktisch genommen, jenes Wohlsein, was einige vernünftige Köpfe der Menge eingebracht haben, daß ihr um deswillen die Souverainetät zukomme. Es ist ebenso falsch, als die entgegengesetzte Behauptung, daß dem Herrscher, weil er Souverain sei, auch Unbeschränktheit des Willens zukommen müsse. Fügen wir noch die dritte politische Schönwahrheit hinzu, von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen (im Staate, wie sich versteht), so glauben wir, alle Wahrheitsgrenzen zu haben, die nach entgegengesetzten Seiten hin in der neuen Zeit das politische Urtheil verwirrt haben. Bürgerliche Freiheit in gleichem Maße kommt sicherlich Allen zu; aber auf der Ungleichheit — in Würde und Besitz, in Amt und Macht — beruht sogar das Wesen und die Möglichkeit des Staates, während freilich diese Ungleichheit nicht (bloß) auf erblichen politischen Vorzügen, sondern auf dem innern Werthe der sich selbst entwickelnden Individualität beruhen soll."

So lange diese Wahnbegriffe allzumal, besonders aber die Volkssouverainetät, in dem gewöhnlichen politischen Sinne dieses Wortes im Schwange sind, und so lange man noch nicht zu der Einsicht gekommen ist, daß zwar die Rechte der bürgerlichen Freiheit allen Gliedern des Staats ohne Ausnahme die Befugnisse der politischen Freiheit dagegen durchaus nur dem geistig mündigen und äußerlich selbständigen Theile, mit einem Worte, den activen Bürgern zustehen müssen, und daß bei einem großen und gebildeten Volke nicht die sogenannte Republik oder Demokratie, sondern einzig und allein die konstitutionelle Monarchie (welche natürlich dem von der Staatsform der Demokratie wohl zu unterscheiden — demokratischen Princip, sowohl das selbe berechtigt ist, ebenso sehr sein Recht widerstehen lassen muß, als sie die Übergriffe des aristokratischen Juris zuweisen, oder ebenso die unbeschränkten Strebungen der Demokratie zu bändigen hat) als die eigentliche wahre Garantie der bürgerlichen und politischen Freiheit anzusehen ist; so lange man überhaupt die Freiheit nur für eine durch diese oder jene Staatsform sofort in Besitz zu nehmende Sache und nicht als ein fort und fort durch Arbeit und Aufopferung immer mehr und mehr zu realisirendes Lebensprincip oder Ideal erkennt (wie dies die

nicht oft genug zu wiederholenden Worte Goethe's so treffend andeutend"), und so lange man endlich um die wichtigsten Grundbedingungen der Freiheit, politische (d. h. staatswissenschaftliche) und echt sittlich-religiöse Charakterbildung, sich nicht mit dem größten Eifer bemüht — so lange wird man auch dies anerkannt höchste Gut des vernünftig geselligen Lebens nicht wahrhaft erreichen! Daß es die Literatur nicht an Aufhellung aller dieser Begriffe hat fehlen lassen, wird sich aus dem bisher Mitgetheilten schon zur Genüge ergeben haben. Wir fügen demgemäß in der Note das Vergleichniß derjenigen Schriften bei, die außer den bereits citirten entweder unmittelbar oder mittelbar die richtigen Ansichten über das Wesen der bürgerlichen und politischen Freiheit und ihrer Bedingungen enthalten"), und schließen mit den Worten eines unserer

75) „Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Haust II.

79) über diese Lehre ist zu vergleichen Fr. Nathan Wolfmar, Abhandl. über ursprüngliche Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit. (Breslau 1793.) G. B. Reuendorf, Kurze Reihung für Rechtsdenker über bürgerliche Freiheit und Gleichheit in der Deutschen Monatschrift. Jahrg. 1793. I. Bd. S. 132 ff. Vergl. über Freiheit und Gleichheit Deutsche Monatschrift. 1793. J. Bd. S. 67—83. J. G. v. G. Schumann, Versuch über Anführung, Freiheit und Gleichheit. (Halle 1793.) J. G. Hoffbauer, Freiheit und Gleichheit, in den Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts. (Halle 1795.) Abh. XXVII. J. B. Hermann, über Menschen-, Bürger- und Menschenrechte und Pflichten, wie auch über Freiheit und Gleichheit. (Münster 1796.) G. W. Meiland's Gespräche unter vier Augen. (Leipzig 1799.) (Kuch summtliche Werke. 31. Bd. S. 210 ff.) G. A. Klein, Freiheit und Eigentum, abgehandelt in acht Gesprächen. (Berlin 1799.) De Villers, La liberté. (Metz 1791.) J. F. Reichelt, über natürliche Freiheit des Menschen; als ein Anfang zu j. Verf. eines system. Abrißes und Entz. des Grundbegriffs aller möglichen Geseze des Menschen. (Münster 1792.) G. A. Horn, über den wahren Begriff von Freiheit. (Küsnberg und Marktreit 1794.) über die Grundzüge der Freiheit und Gleichheit. (Frankfurt 1794.) Neben an deutsche Bürger über Staat, Rechte und Pflichten, treuheit Freiheit u. f. m. (Kaiserslautern 1795.) 3. G. Smal, über politische Freiheit. (Darmstadt 1841.) Eine merkwürdige Predigt über Freiheit und Gleichheit ist: Homélie du citoyen Cardinal Chiriac, évêque d'Amoul, actuellement souverain pontife Pie VII., adressée au peuple de son diocèse, dans la république cisalpine, le jour de la naissance de Jésus-Christ l'an 1797. Inolpe, de l'imprimerie de la nation, au VI de la liberté. Réimprimé à Come, au VIII, et traduit en français à Paris 1814. (Kuch hat La; vater eine solche Predigt gehalten, die man im vierten Buche seiner nachgelassenen Schriften, herausgegeben von Götter, findet. Vergl. Krug, Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur II. 2. Aufl. 1822. S. 130. Note.) Ausführliche Erörterungen über das Wesen der politischen Freiheit finden sich auch in Widen's Rechte, Staats- und Gesezgebungstheorie (1829). I. Bd. S. 272—286; ferner in der vorzüglichen, besonders das Wesen der englischen politischen Freiheit treffend redenderen, Monographie: „Politische Freiheit“, von Franz Baltisch (Prof. Gymnasial in Kiel. (Leipzig 1830.) Es geht hierdurch auch die Literatur über Wesen und Reich der verschiedenen Staatsformen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, wobei es besonders beachtenswerth ist, daß die bedeutendsten Schriftsteller des Alterthums einstimmig die Demokratie oder sogenannte Republik verwerfen, weil in ihr eben für die politische Freiheit keine Garantie gegeben ist. (Vergl. Herodot. III, 80 auch; Isocrat. Nicocl. p. 36 auch; de Lang. Platon, de rep. VIII. 564; Aristot. p. 343. X. Gneiss. d. B. u. A. 2. Gf. Section. XLIX.

bedeutendsten, bereits mehrfach citirten Staatsgelehrten, der in seiner Schilderung der echt germanischen (und ausführbaren) Staatsverfassung zugleich die Grundbedingungen aller wahren bürgerlichen und politischen Freiheit nennt");

„Die Idee des modernen Staates kann ihre Wirklichkeit nur in einer Verfassung haben, in welcher jeder Einzelne in dem Kreise seines durch das Gitter geschriebener Geseze umschlossenen Rechts frei und froh waltet, durch öffentliche Rechte in seine Gemeinde aufgenommen, durch politische an das Vaterland geknüpft ist, in welcher die Freiheit der Corporationen gleicher Weise durch die Geseze umwölbt ist, daß sie zwar ungenügend das Ubrige ordnen, aber zugleich in das allgemeine Staatsleben aufgenommen und der Regierungsgewalt unterthan sind, in welcher das Volk durch öffentliche Interessen verbunden, durch politische Rechte gesichert, zu stehender Vertheidigung getrieben wird, wo endlich, von unerfülllichen Säulen getragen, ein Thron die Kuppel der Verfassung bildet und über dem Ganzen, heilig, unantastbar, von dem Nimbus heiliger Majestät umflossen, von den Edelsten umgeben, von den Weisesten beraten, der Fürst seines Volkes als der Genius desselben waltet. Ein Staat mit dieser Verfassung würde namentlich die Idee der germanischen Monarchie in ihrer vollen Entwidlung auf der Erde darstellen.“

(Dr. Karl Hermann Scheidler.)

Freiherr, f. Baron.

FREIMAUREREI. I. Begriff, Zweck und Wesen derselben. Der Freimaurerbund, die Freimaurerverbrüderschaft, Freimaurergesellschaft, seit 1767 auch Freimaurerorden, ist ein aus freier Vereinigung begründeter, über die ganze Erde verbreiteter Bruderbund von Männern, die sich bei ihrer freiwilligen Aufnahme aus Heiligkeit verpflichten, den Genuß oder die Kunst der Freimaurerei zu erlernen, geheim zu halten und im Stillen auszuüben, die unter allen Zonen an gewissen, ebenfalls geheim zu haltenden, Merkmalen und Zeichen sich als Glieder des Bundes erkennen, und ohne Rücksicht auf Stand und äußeres Verhältnis, unbrüderlich von den Zerwürfissen der Zeit, aber unterthan dem Geseze, der Sitte und Humanität sich als Freunde und Brüder unter einander betrachten.

Diese Kunst der Freimaurerei, auch Masonerie, Maçonnerie, und seit der Aufnahme Wilhelm's III. von England im J. 1693 „königliche Kunst“ genannt, besteht in der Ausübung gewisser, theils von den Weltmännern und Steinmännern, theils aus der biblischen Geschichte, theils auch wol von ältern, wissenschaftlichen und religiösen Ziele verfolgenden Geheimbündnissen entlehnter symbolischer Gebräuche und ethische, Menschen erziehende und beglückende Zwecke befördernde Mittel.

Der Endzweck der Freimaurerei ist es, unter dem Bilde eines großen Baues, das Urbild des Reimnischen

ed. Bekk. Xenophon. Rep. Ath. I. 5. Aristot. Polit. IV. 10. V. 10. 11. Euth. VIII. 10. Cic. De rep. I. 38.)

80) Schmittgenner, 12 Bücher vom Staat. 1843. III. S. 248.

lichen, welches durch die vielfach trennenden und entstellenden Verhältnisse und Zustände der menschlichen Gesellschaft verloren gegangen ist, zunächst in dem engeren Kreise der Bruderschaft nach Möglichkeit wieder herzustellen und zur Erziehung zu bringen, es dann in geselliger Thätigkeit weiter auszubilden, in weiteren Kreisen zu verbreiten und es nach Möglichkeit zum Gesamtgute der Menschheit zu machen, wie sie früher die Kräfte vereinigste zur Errichtung herrlicher Denkmäler der Baukunst, so jetzt zum heiligen Bau der Humanität, den jedes Mitglied, an sich selbst beginnend, nach Kräften fördern soll.

Nehmen wir noch von den Zielen, die sich über den Bundeszweck aussprechen, besonders zwei, eines Nichtmurers, Menzel, und die Bischoffe's, eines der würdigen Altmeister der Kunst. Menzel sagt in seiner deutschen Literatur I. Bd. S. 277: „Die Freimaurerei ist nichts Anderes, als eine projectirte Erziehung des ganzen Menschengeschlechts. Wir erkennen in der Geschichte ein großes Ziel, die Entwicklung und Vervollendung der Menschheit. Wie unterschieden aber einen doppelten Weg, der dahin führt. Den ersten verfolgen die Menschen unermüdet. Er wird ihnen geboten durch die Naturnothwendigkeit. In der Abhängigkeit von Gesellschaft, Familie, Stand, Volk, Sprache, Sitte, Cultur, Staat, Kirche besorgt der Mensch inständigst den geheimen Willen der Vorsehung, die über der Geschichte waltet und in dem Reichthum und dem Wechsel der Erscheinungen die Menschheit auf dem längsten Wege zur Entwicklung bringt. Ist der Mensch aber einmal auf einer gewissen Stufe angelangt, so erkennt er den großen Plan der Vorsehung und seine eigene Kraft, denselben mit Bewußtsein auf kürzerem Wege zu vollstrecken. Er sieht in jenen Unterschieden, welche die Menschen von einander und von dem Gleichartigen, rein Menschlichen in Allem entfremdet, nur eine Hemmung jener Entwicklung, und sobald in Zielen zugleich diese Ansicht herrschend geworden, so müssen dieselben um so eher in ein geselliges Band treten, als dieses Band auch das Symbol dessen ist, was sie erstreben, da, sobald jeder Mensch vollkommen ist, brüderliche Gleichheit und Vereinigung Aller statfinden muß. Sie werfen die Unterschiede des Standes, Volkes, Staats und Glaubens von sich; sie lassen sie unter sich nicht gelten, unterwerfen sich ihnen aber außerhalb ihres Zempels, indem sie die blinde Naturgewalt, die in denselben vorbestimmt, nicht aufzuheben, sondern allmählig zu zähmen und den hohen und allgemeinen Zweck der Menschheit zu vermitteln streben. Dieser Bund ist derjenige der Freimaurer oder Mafonen (Meister, Werkmeister). Sie wollen frei, sich Selbstbemühen, den Bau der Menschheit vollenden. Sie sehen dem Instinct die Freiheit, der Natur die Kunst entgegen. Dieser Bund entspringt mit Nothwendigkeit aus einer Weltansicht, die auf einer gewissen Stufe der Entwicklung in den Menschen erwachen mußte.“

Bischoffe sagt (Übersetzung der Geschichte unserer Zeit. 1817. S. 139): „Schaffe dir ein Urbild der Menschheit in ihrer einseitigen Vollendung: alle Nationen ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Verfassung, Religion und Staatsverhältnisse, aufgeschloß in eine einzige Geschwister-

schaft; alle Individuen losgeschält von den Vorurtheilen der Dürftigkeit, des Standes, des Handwerks, ohne Nationalität und Religionshaß, alle in brüderlicher Gleichheit und Liebe um den Altar vereint; alle das Vertrießene und die Tugend höher achtend als äußeren Rang, Eunk des Zufalls, der Geburt, des Glucks, alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Baue allgemeiner Glückseligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar, bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend, nirgendes Gewalt Herrschaft, nirgendes Knechtschaft; im Genusse der Rechte aller Sterblichen, keinem Leidigen, keinem geistigen, als dem Vater der Geister. Schaffe dir ein solches Urbild und du kennst, nach Maßgabe deiner Bildungslufe, Wesen und Zweck der Freimaurerei.“

Man vergleiche auch das Treffliche, was Bischoffe in seiner Selbstschau I. Bd. S. 246—251 sagt.

In diesem Sinne wird die Freimaurerei eine Kunst genannt, eine Kunst, für die man den geschichtlich entstandenen Namen der „königlichen Kunst“ bedeutsam beibehalten hat. Wie jede andere Kunst soll sie durch Übung erlernt werden; wie jede andere Kunst soll die Darstellung einer Idee, die Idee des Schönen, ihr Zweck und Ziel sein. Sie soll sich aber zu dieser Darstellung nicht der Farben, der Töne, der Raumverhältnisse und anderer vergänglichsten Mittel und Stoffe bedienen, sondern das Leben selbst und in ihm die menschliche Seele, wodurch sich die Idee des Schönen am reinsten und herrlichsten darstellen läßt, sollen den Baustoff der königlichen Kunst bilden.

An diesem Baustoffe soll der Freimaurer arbeiten in seiner Werkstätte, wie er zu dem schönsten und herrlichsten Kunstwerke, zu einem sittlich schönen Leben in wahrer und echter Humanität sich fikt.

Ein geistiger Bau am innern Menschen im Lichte der Religion, Wissenschaft und vornehmlich der Selbsterkenntnis ist die Aufgabe.

Harmonie der gebildeten Anlagen, Melodie der Gefühle und Empfindungen, Ebenmaß der Kräfte, richtige Perspectiv der Lebensverhältnisse sollen sich in diesem Kunstwerke vereinigen. Ungebrochene Gottesfurcht, strenge Gerechtigkeit und thätige Bruderliebe, Klarheit des Geistes, Reinheit der Seele und Stärke des Willens das sind dabei die Hauptideale, auf welche die Hauptsymbole, als auf die einzelnen Strebeziele, hindeuten.

Zu diesem klaren und vollständig entwickelten Bewußtsein des Bundeszweckes ist man zwar erst in neuer Zeit nach manchem Läuterungsproceß gekommen, aber im Keime ist derselbe schon in den ältesten Umständen vorhanden. Brüderliche Liebe, gegenseitiger Beistand und Wahrhaftigkeit werden mehr oder minder ausdrücklich bis in die ältesten Constitutionen hinauf als Bundespflichten angegeben, und diese von den vorhandenen Kunsturkunden bezeichnet die Freimaurerei als die Kunst ohne Hülfe der Furcht und Hoffnung, d. h. wol ohne die Furcht vor der irdischen Strafe des Staats und ohne die Hoffnung des von der Kirche in Aussicht gestellten himmlischen Lohnes.

sehen Lohns, aus reinmenschlichem Antriebe gut und vollkommen zu werden.

Lange Zeit ist man vielfach von diesem einfachen Ziele abgeirrt, indem man die gegebene äußere Form als eine Tabula rasa ansah, in die man aus Willkürlichkeit bald alchemistische, theosophische, theurgische und cabalistische Träumereien, bald das Punktwesen von alten Mätern, bald kaffees Kirchenthum und Jesuitismus, bald politisch-demagogische Schwindelereien, bald triviale Moral und leichtes Aufklärerthum einzupflanzen sich beehrte.

Noch ist Manches von diesen Nebenjahren und Nebengedanken nicht überall überwunden; doch strebt unsere Zeit immer entschiedener darauf hin, dieselben zu entfernen, den Hauptzweck festzustellen und den Freimaurerbund immer reiner darzustellen als eine Verbrüderung von Männern zu gemeinsamer Arbeit am Bau der Humanität, von Männern, die selbst Freunde der eignen, ungeschälten Wahrheit, selber dem Ideale sittlicher Schönheit zustrebend und von aufrichtigem thatkräftigem Wohlwollen gegen alle Menschen als ihre Brüder besetzt, in ihrer Verbrüderung sich unter Anwendung der gemeinsamen Symbole gegenseitig in diesen drei zu menschlicher Vollendung zusammenlaufenden Richtungen aufmuntern, unterstützen, erwidern, begeistern und durch die geräuschlos und allmählich, aber sicher wirkende Kraft der Aufklärung und des edeln Beispiels die Liebe zur Wahrheit, die Vereinerung für sittliche Schönheit und das wechselseitige brüderliche Wohlwollen ins Leben verpflanzen und immer mehr zum Gemeingut der Menschheit machen wollen.

Die Mittel, durch welche der Bund seine Zwecke zu erreichen sucht, sind zunächst Übung der symbolischen, auf reinmenschliche Zustände hinweisenden Gebräuche, welche diegeschildert in einem geistigen Gesichtspunkte zusammenfassen, in welchem zugleich der Schlüssel zum Verständnis der einzelnen Symbole, wie des gesamten Wesens und Zweckes der Freimaurerei enthalten ist¹⁾.

Dann gegenseitige Belehrung, Erhebung und Erbauung durch Bild und Wort, durch Muff und Gesang, ferner Ermunterung zur genauen Selbsterkenntnis, brüderlichen Umgang im geselligen Kreise, ja selbst der gemeinschaftliche Genuß heiliger geselligen Freuden.

Alle diese Mittel werden durch das Wort Loge umfasst. Die Freimaurerei verbrüdt sich zur Loge wie Religion zu Cultus und Kirche.

Das Wort Loge stammt von (locus, logia) logia, loggia ab, und bedeutet ursprünglich ein kleines, breiteres Haus oder eine Hütte, dergleichen bis jetzt noch vielen großen Bauten aufgeschlagen werden, in denen die Arbeiter ihr Werkzeug aufbewahren und sich zur Verabreichung der Ruhe zu versammeln pflegen. Es deutet darauf hin, daß die mit den Bauleuten in Verbindung stehenden Freimaurer sich in denselben versammeln.

1) „Die Symbole deuten auf Bereinigung des Rechts- und Sittensinnes, auf Gehorchen den Göttern daraus eine äußere Zwang, auf Arbeit an Selbstveredelung und Festhalten eines Ideals, doch mit dem Bewusstsein, daß dieses nie vollkommen erreicht werden wird.“

Es wird (wie das Wort Kirche im Verhältnisse zur Religion) in dreifachem Sinne gebraucht.

1) Bedeutet es den Ort, wo Freimaurer in gehöriger Form sich versammeln, um die Freimaurerei auszuüben.

2) Die Gesamtheit aller der Glieder des großen Bruderbundes, die sich an einem solchen besondern Orte versammeln und ein Glied des großen Bundes bilden.

3) Die gesetzmäßige Versammlung einer solchen Gesamtheit zu einer bestimmten Zeit zur Ausübung des freimaurerischen Ritus und sonstiger Bundesübungen, in der aller Unterschied des Ranges, der Glücksgüter u. s. w. aufgehoben ist.

Die Loge als Ort, wo sich die Freimaurer versammeln, heißt auch Tempel oder Bauhütte, Arbeitshalle, und ist in allen Logen auf ähnliche Weise, in denen, die sich zu einem System bekennen, auf ganz gleiche Weise symbolisch eingerichtet und ausgestattet, und man kann sich den Eintritt nur auf eine bestimmte gesetzmäßige Weise verschaffen.

Die Logen in der zweiten Bedeutung als einzelne Gesamtheiten heißen auch Orienste und werden eingetheilt in Mutterlogen und Tochterlogen. Mutterlogen sind solche, welche andere gegründet haben. Die von ihnen gegründeten nennt man ihre Tochterlogen. Früher stand wenigstens in Deutschland jeder Loge das Recht zu, solche neue Logen zu gründen. In neuerer Zeit sind dazu nach staatlichen Bestimmungen nur die sogenannten Großlogen, Großorienten befugt. Diese Großlogen stehen durch gegenseitige Repräsentation und Correspondenz in enger Verbindung. Provinzialgroßlogen sind solche, die die Logen einer Provinz unter sich haben, aber selbst unter einer Großloge stehen.

Eine von einer solchen Großloge gesetzmäßig gegründete Loge heißt eine gerechte und vollkommene Loge.

Die meisten Logen stehen durch die Vermittelung einer Großloge unter einander in naher Verbindung. Logen, die zwar auf gesetzmäßige Weise gegründet sind, aber nicht unter einer Großloge stehen, heißen isolirte Logen. In Kriegzeiten werden sogenannte Feldlogen constituiert, die ihre mauterischen Verhältnisse mit sich führen, und dann, wo sie Gelegenheit finden, ihre wandernde Bauhütte aufschlagen. Jede Loge führt einen symbolischen, meistens sehr sinnig gewählten, Namen, dem der Name des Orts, wo sie ihren Sitz hat, beigefügt wird, z. B. Archimedes zu den drei Reihbretern in Alenburg, Eleusis zur Verschwiegenheit in Baireuth. Sämmtliche Logen suchen soviel als möglich durch regelmäßige Correspondenz mit einander in Verbindung zu treten.

Eine nicht auf gesetzmäßigen Wege gegründete Loge wird Winkelloge genannt. Ihre Mitglieder werden in rechtmäßigen Logen nicht als Brüdern zugelassen.

Zur Aufnahme in jede rechtmäßige Loge und durch sie in den großen Bruderbund ist jeder freie Mann von gutem Rufe fähig. Vor dem letzten Punkt werden genaue und sorgfältige Erkundigungen eingeogen, und er selbst unter Andeutung des Bundeszwecks zu gewissenhafter Prüfung ermuntert, um zu ermitteln, ob der Auf-

nahme Suchende für den Bund und der Bund für ihn paßt. Natürlich muß er den Grad der Bildung besitzen, der ihn in den Stand setzt, für den angegebenen Zweck des Bundes mitwirken zu können; doch wird dabei auf seinen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft an und für sich keine Rücksicht genommen. Es unterscheidet die Freiheit der Gesinnung und die Tüchtigkeit des Charakters. Auf irgend eine Weise Jemanden zum Eintritt einladen, ist grundgesetzmäßig verboten. Die Freimaurerei soll nicht ihre Anhänger suchen, sondern stets sich suchen lassen. Dagegen ist es wol erlaubt, ja sogar Pflicht jedes Bruders, einem Freunde, der damit umgeht, in den Bund zu treten, richtige Begriffe von der Sache zu geben und ihm mit Rath an die Hand zu gehen.

Nach Art der Zünfte, von welchen die symbolischen Gebräuche der Freimaurerei entlehnt sind, finden in den Logen drei, auch durch äußere Zeichen angedeutete, Stufen oder Grade statt, der Lehrlings-, der Gesellen, der Meistergrad.

Diese Einrichtung ist von der sinnigsten Bedeutung für die dem Bunde zu Grunde liegende Idee, und dient zugleich zur Bezeichnung der minderen oder höheren Befähigung für die Zwecke des Bundes. Jeder dieser Grade hat besondere Erkennungszeichen. Außerdem gibt es auch ein Nothzeichen, was nur in äußerster Bedrängniß angewendet werden darf, und schon manchem Freimaurer in unvermeidlich scheinender Lebensgefahr das Leben rettete.

Diese drei Grade finden sich in allen Logensystemen. Man nennt sie auch Johannigrade, und die Logen, in denen sie allein Geltung haben, Johannslogen, von Johannes dem Täufer.

Einige dieser Systeme nehmen mehr oder weniger höhere Grade von symbolischer Bedeutung an. Wenn die Zahl derselben, wie in Frankreich und Nordamerika, sich zu sehr häuft, soartet dies leicht in Spielerei aus.

Ein Logensystem heißt das durch die Logenverfassung und die Arbeitsform, oder das Ritual dargestellte Vergebräuche der Freimaurerei. Solcher Systeme haben im Verlaufe der Zeit etwa 25 größere Bedeutung erhalten; doch sind die meisten wieder verschwunden. Jede einzelne Loge arbeitet nach einem dieser Systeme.

Die Freimaurerei verhält sich zu den verschiedenen Systemen, wie die Religionen zu den verschiedenen Kirchenpartien. — Sie sollen die Einheit im Geiste nicht stören.

Unter den Mitgliedern einer Loge unterscheidet man 1) Ehrenmitglieder, d. h. Brüder auswärtiger Logen, denen man ihres Verdienstes um die Maurerei überhaupt, oder um der diesseitigen Loge willen eine dankbare Anerkennung betheiligen will.

2) Eigentliche Mitglieder, die entweder einheimische oder auswärtige sind.

3) Dienende Brüder, die die Beschickung und Reinigung der Loge, Umläufe, Aufwartung der Tafellogen etc. gegen eine billige Vergütung zu besorgen haben und bei Logensachen nicht stimmfähig sind.

In einigen Logen gibt es auch besondere musikalische Brüder, die keine Beiträge bezahlen, auch nicht

stimmfähig sind, und durch Gesang und Musik die Feierlichkeiten der Logenversammlungen zu erhöhen sich verpflichten.

Die äußere Form, unter der sich eine Loge vereinigt, ist ihre Verfassung. Diese Form wird durch den Willen der Logenmitglieder nach den allgemeinen Grundsätzen der Freimaurerei bestimmt, und ist ihrem Grundprinzip nach frei und demokratisch. An der Spitze steht, als Meister vom Stuhl durch periodische Wahl, der, welchen die Mehrzahl für den Tüchtigsten und Besten hält. Er herrscht nur durch das Gesetz und mit dem Gesetz; im Verordnungsfall wird derselbe in vielen Logen von einem besondern Deputirtenmeister vertreten. Ihm stehen zwei Anseher oder Vorsteher zur Seite. Ferner der Secretair, der Correspondenz und Protokollführung, der Schatzmeister, der die Verwaltung der Logencasse zu besorgen hat. Der Redner, welcher durch Vorträge die Heiligkeit der Versammlungen zu erhöhen verpflichtet ist. Der Präparator, dem die Vorbereitung Neuaufzunehmender, der Ceremonienmeister, dem die Sorge um das Ceremoniell und die besuchenden Brüder, und die Schaffner, denen das Oekonomische und die Beschickung und Anordnung der Loge obliegt. Diese zusammen bilden das Beamtencollegium. Jeder wirkt an seiner Stelle ohne Zwang, ohne Lohn. Das Ganze ist festgegliedert; der Austritt jeden Augenblick frei.

Die überall erforderliche, landesherrliche Schutz sichernde Erlaubniß und Befähigung einer Loge heißt Protectorium. In Ländern, wo der Regent oder ein Prinz des kaiserlichen Hauses Freimaurer ist, übernimmt dieser das Protectorat der Loge.

So lange ein Freimaurer Mitglied der Loge ist, muß er sich allen Gesetzen unweigerlich fügen und alle gelobten Pflichten gewissenhaft erfüllen. Diese Pflichten stehen in keiner Weise mit den allgemeinen Menschenspflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere Menschen im Widerspruch. Die Loge fordert von Allem treue Andänglichkeit an die Loge, und versteht darunter nicht nur, daß sich die Mitglieder nicht von ihr trennen sollen, sondern daß sie sich lebhaft und thätig für ihr Bestes interessieren. Sie verlangt, daß die Versammlungen fleißig besucht werden und daß alle Mitglieder sich auch im bürgerlichen Leben fortwährend eines guten, sittlichen Wandels befleißigen und religiösen Sinn betheiligen.

Mitglieder, die sich eine wiederholte Verletzung ihrer Pflichten innerhalb des Bundes, oder ein sittenloses, die Würde des Bundes verlegendes, Betragen außerhalb der Loge zu Schulden kommen lassen, werden, wenn brüderliche Ermahnungen fruchtlos bleiben, aus ihrer Loge und dadurch aus dem Bunde überhaupt ausgeschlossen.

Die Logen in der dritten Bedeutung als gesetzgebende Versammlungen der Mitglieder werden eingetheilt: a) in Arbeitslogen, welche nach Maßgabe der Grade, entweder Lehrlings-, oder Gesellen-, oder Meisterlogen genannt werden. b) Festlogen; diese sind entweder a) regelmäßig wiederkehrende, wie das im Hofenstamm zu Leinwardt Fest Johannis des Täufers, des Schutzpatrons der alten Bauleute, am 24. Juni, mit dem zugleich das mau-

rerische Neujahr beginnt, und das Stiftungsfeſt der Loge. In einigen Logen auch das Feſt *Johannis Evangelistae* am 27. Dec.; das Geburtstagsfeſt des Landesherren und ein Frühlingsfeſt. Der *A*) anſtorbende, die Jubelfeſte u. l. w. c) Trauerlogen, zum dankbaren Andenken an die vollendeten Brüder, ſowie zur erſten Erinnerung an den eigenen Tod und zur Stärkung der Hoffnung des ewigen Lebens. d) Tafellogen. Sie werden regelmäßig noch Feſtlogen, hier und da auch nach Receptionen gehalten, und gehören, ſich weſentlich von nichtmaureriſchen Schmauſereien unterſcheidend, als Schlußſtein zu der großen Allegorie, die ſich durch alle Grade des Bundes hindurchzieht. Sie ſollen Veranlaſſung geben, daß die Glieder des Bundes ſich üben, auch beim Freudengenuß gute Menſchen zu ſein. Es wird dabei ein beſonderes Ritual beſocht. Scherz und Ernſt in Rede und Geſang wüthen abwechſelnd das Wahl. Gewiſſe feſtgeſetzte Geſandten werden nach der Maſonen alterthümlichen Gebräuchen ausgebracht und dabei wird immer der Armen gedacht. Mit Gebet werden ſie begonnen, mit Gebet geſchloſſen. Sie haben nicht ſelten zu vieſcher Miſtenkung des Bundes beigetragen. Um ſo mehr müſſen ſich die Freimaurer hüten, daß dieſelben nie, wie es bei den Agaden geſchehen iſt, ausarten.

Außerdem verſammeln ſich die Mitglieder zu Conſerenzten, in denen, zum Theil ohne Beobachtung der freimaureriſchen Form, Verabredungen geſtoßen werden, und auch wol zu Clubs, die dem geſelligen Vergnügen und vertraulichen Beſprechungen gewidmet ſind.

Schweherlogen, entſtanden aus dem Wunſche, den Frauen Antheilungen von dem edeln Geiſte, der in der Loge waltet, zu geben, und Luſtlosgen, d. h. Verſammlungen, an denen die heranwachſenden Söhne der Brüder Theil nehmen, ſind ſpäter hinzugekommenes Beiwerk und nur von einzelnen Logen eingeſchrieben.

In allen dieſen Verſammlungen gilt nur das Anſehen der Geſetze; außerdem herrſcht in ihnen völlige Gleichheit, ohne daß man dabei daran dachte, auf eine Vernichtung des notwendigen bürgerlichen Verhältniſſes hinzuwirken und nach einer chimäriſchen Gleichheit und Freiheit zu ſtreben. Nur die Loge ſelbſt ſoll einen gänzlich neutralen Boden bilden, und Hohe und Niedere ſind hier völlig gleich.

Die Verſammlungen werden bei verſchloſſenen Thüren gehalten und ihre Verhandlungen, ſowie die äußere Form und Gebräuche, unter das Siegel der Verſchwiegenheit gelegt (deren ſtrengſtes Geſtändniß jeder Neuanzunehmende ablegen muß), aber nicht etwa, um der Welt irgend ein Gut, auf das ſie Anſpruch hätte, oder ſich ſelbſt der geſelligen Zuſicht des Staates zu entziehen, ſondern um die Heiterlichkeit der Verhandlungen zu erhöhen, den Eindruck ſinnvoller Gebräuche zu beſtärken, die Herzen zum innigen gegenseitigen Vertrauen zu erwecken und ihre ſymboliſchen Gebräuche vor Mißdeutung und Spott Unkundiger zu ſichern.

Bemerkt muß noch werden, daß die Freimaurerei grundgeſchlech und ihrer mahren Natur nach alles Reine, politiſche, alles durch Klimate, Culturſtufen, Geſetze

bungen dieſes oder jenes Volks Gewordene und Beſtehende von dieſen Verhandlungen ausſchließt, eben weil ſie nur das Urvorhältniß des Menſchen zum Menſchen im Auge hat; und ebenſo das Reinſtliche, weil ſie ohne Rückſicht auf Glaubensunterſchied nur das Urvorhältniß der Menſchheit zu Gott und in der Menſchheit nur eine große Gottesfamilie wahrnimmt.

Dabei aber gebietet ſie, den Staat, als nothwendige Anſtalt, dankbar für ſeinen Schutz zu ehren; und ebenſo die Kirche und das Chriſtentum, welches ſie als Quell der reinſten Gottesverehrung betrachtet.

Über die ſpecielle Stellung des Bundes zur Zeit, über ſeine Aufgaben und Beſtimmungen in der Gegenwart werden wir am geeigneten erſt ſpäter, nachdem wir eine gedrängte Darſtellung ſeiner geſchichtlichen Entwicklung gegeben haben, ſprechen können.

II. Uprung und geſchichtliche Entwicklung des Bundes. Wer es unternehmen wollte, alle vorhandenen Nachrichten und Berichte über Urfprung und Geſchichte des Freimaurerbundes auch nur einigermaßen in Einklang zu bringen, der unternehme ein Werk der Unmöglichkeit; denn dieſe Geſchichte iſt ein wahres Labyrinth, und wer es betritt, der ſtößt mit jedem Schritte auf willkürliche Darſtellungen, innerwärtige Behauptungen, ja zuweilen auf Widerſprüche und Widerſinn ohne Ende.

Unwiſſenheit, Eitengeiſt und betrügerliche Abſicht ſcheinen ſich im vorigen Jahrhundert vereinigt zu haben, um die Wege zu ſichern und glaubwürdigen Quellen immer unzugänglicher zu machen.

Erſt ſeit etwa 50 Jahren iſt nach dem Vorgange von Bode, Nicolai¹⁾ und Vogel²⁾, von Männern, wie Schröder³⁾, Schneider⁴⁾, Krauſe⁵⁾ und Feldmann⁶⁾, Manche geſehen, um die Dunkelheit auf-

1) Der beſtante Buchhändler in vielen Schriften. 2) Weiße, die Freimaurer betreffen. (Hamburg 1783—1785.) 3) Schröder (Friedr. Ludw.), geb. in Schwerin den 3. Nov. 1744, Gutsbesitzer des Theaters in Hamburg, geſt. den 3. Sept. 1816 zu Kellingben bei Hamburg.) legte die Beſtallung ſeiner tiefen geſchichtlichen Forſchungen in einem Werke nieder, welches nur als Manuſcript in die Hände der Mitglieder des Bundes gekommen iſt. Mehrere von ihm als Reformator der Freimaurerei weiter unten.

4) Schneider (Joh. Aug., herzog. ſächſ. Rath in Altona, geb. den 22. Mai zu Wierzenhagen im Wernigerode, geſt. am 13. Aug. 1816) brachte durch ſeine mit vielem Fleiß und Schärfe verſehte, im altonaer Journal niedergelegte Arbeit viel Licht in die maſonische Geſchichte der frühen Zeit. Darch ihn erhielt Krauſe die alte 3ter Constitution. Er weiß zuſt in der Zuſammenhang der Stellen im Verſt mit dem Maſonenbunde im Mittelalter nach.

5) Krauſe (Karl Aug. Friedr., Dr. Philoſ. in Dresden, geb. zu Gienberg den 6. Mai 1781). Durch ſein Werk der drei älteſten Jahrhunderten der Freimaurerei verdankt er viel Licht über den Uprung derſelben. So groß indeſſen ſeine Verdienſte ſind, ſo muß man doch bei der Benutzung ſeiner Schriften nie aus dem Auge verlieren, daß ſein Gemüth viel in die Maſonerei hineintrug, was geſchichtlich nicht in ihr lag, und was er doch oft ſeine Geſchichte willkürlich geſtaltet. Ohne Zweifel gehört der Plan, den er zu einem allgemeinen Maſonenbunde entwarf, und wozu er den Freimaurerbund zu machen ſtrebte, zu dem Herſtlichen, was ſie ein Menſch erſah. Die Ausführung dürfte kaum zu hoffen ſein.

6) Feldmann (Friedrich, Profeſſor der Staatswiſſenſchaften zu Bern, geb. den 24. Nov. 1776 zu Mergethalheim am Main) hat

zuheilen. Das größte Verdienst gebührt aber unsfreilich in neuester Zeit in dieser Hinsicht dem Medizinalrathe Professor Dr. Klop in Frankfurt a. M. Er hat, unterstützt von einer mühsam zusammengetragenen Sammlung von echten Urkunden und Büchern, die wol einzig in der Welt dastehen, nach Wädrigens unermüdeten Fleiße, besonders in zwei vor Kurzem erschienenen Büchern: „Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung“ (Leipz. 1846.), und „Geschichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland.“ 1847, den Beweis geliefert, daß er vor Allen befähigt ist, den Triebnefsen zum besten Zurechtfinden in dem Labryrinth zu zielen.

Er will nicht seine Ansichten geben, sondern die lediglich auf erwiesenen echten Documenten beruhenden Resultate eines vieljährigen unparteiischen Studiums, und soll, bei dem kritischen Gange, den wir durch das historische Gebiet des Bundes bis zur Auflösung seines Ursprungs machen, unser Hauptzucht sein.

Um des vorliegenden Stoffes wenigstens einigermaßen Herr zu werden, ist es wol am geeignetsten, die Geschichte des Bundes, wie Niebuhr es mit der römischen thut, in eine mythische, unsichere und urkundlich belegbare einzutheilen.

Zu der mythischen Geschichte gehören vor Allen die meillen, oft sehr wunderlichen Angaben über den Ursprung des Bundes. Vielen ist, indem sie Freimaurerei an einen primitiven Zustand anknüpfen, der Bund so alt, als die Welt. Andere suchen seinen Ursprung in den griechischen, namentlich in den eleukthischen Mysterien, oder in dem Priestergeheimniß der Ägypter, der Indier (Brahmanen) oder Persen (Magier), oder in dem Pythagoräischen Bunde. Andere leiten ihn ab von der jüdischen Sekte der Essäer, oder von der christlichen der Gnostiker, oder von den Johannes dem Täufer folgenden Sabäer; Andere erst von den Druiden der Kelten, den Druiden in Britannien, oder dem geistlichen Ritterorden der Tempel^{er} und Johanniter. Ja, Einige suchen ihn als eine Erfindung der Jesuiten oder der Rosenkreuzer darzustellen.

In seinem Werk hat die drei ältesten geistl. Denkmale der teutschen Reimversenbrüderchaft vom Stundnamen zu einer allgemeinen Geschichte der Reimversen (Zürich 1814), die drei ältesten deutschen geistlichen Gedichte des Lebens fortgesetzt. Die drei Denkmale (sind 1) Ordnungen der Reimversen zu Straßburg, 2) Der Stemmigen Brüderchaft Ordnungen und Artikel, Gewonnen auf den Tag zu Straßburg, auf den Hauptstätten auf Misch. Am. MDLXIII. 3) Güter Uebungen von 1535, deren Uebersicht theils durch die mit unterdrückten Reimständen dargelegten Aeltest, theils aus autographischen und palaeographischen, besonders aber aus innern Gründen bis zur Ordnung bringen worden ist. Eine 4te mehrtheiliche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. verlorst.

8) Es befand sich in F. B. K. d. S., die Freimaurerei in ihrem Aufkommen zusammen mit der Religion der alten Ägypter z. T. Treue von Keatell. (Heipzig 1825.) 9) Diese Ansicht vertheidigt auch Lessing in seinem Ernst und Hail. Er sucht auf ganz eigenthümliche Weise den Ursprung des Bundes in den Ägypten alten Tischnersenshaftigen der Älter (masonien), namentlich in einer Tempelarbeit, die ihre Versammlungen in der Höhe der Pyramiden in London hielt und in die der Erbauer dieser Kirche, Christen Wären, einzutrat.

Dabei war es bald die Ähnlichkeit maurerischer Form mit dem Bauarchtum früherer Geheimbünde, das der dem Bunde zu Grunde liegende Gedanke, worauf man sich bei der Bemessführung bezog. Von dem Bunde, dem Bunde ein möglichst hohes Alter und möglichst glorreiche Ursprung zu vindiciren, befehl, suchte man oft durch die wunderlichsten Hypothesen den mangelnden historischen Ursprung herzustellen, und hielt sich, wo man auf Dunkelheiten und Fragen stieß, diese aus eigener Phantasie auszufüllen sehr berechtigt.

Ähnliche Bedürfnisse trafen zu allen Zeiten ähnliche Erscheinungen hervor. Das Beengende mancher notwendig aus der bürgerlich staatlichen Einrichtung hervorgehenden Verhältnisse mußte sich in frühester Zeit fühlbar machen und in edlern Naturen den Wunsch nach möglicher Abhilfe rege machen.

Zwei Punkte müssen wir daher bei näherer Betrachtung und nach kritischer Beleuchtung dieser mythischen Ansätze als Resultate hervorheben.

H) Das dem Freimaurerbunde zu Grunde liegende Streben, das Reimnensfiche im Gegenseite zu dem be-
engenden, menschenkenntniss Verhältniss, machte sich
deshalb durch alle Jahrhunderte hindurch geltend, und rief
von den frühesten Zeiten mehr oder minder geheime Ver-
bindungen hervor. Und das diese bei ähnlichen Awerden
und Gebanten ähnliche Mittel und Form zeigen, ist na-
türlich. Wollen wir nun, was freilich etwas zu willkür-
lich erschiene, dieses der Menschheit gemeinsame Streben
mit dem allgemeinen Namen „Freimaurerei“ bezeichnen,
so ist es in diesem Sinne symbolisch wahr: die Freimau-
erei ist so alt als die Welt, und hat sich durch alle Jahr-
hunderte hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten.
(Dies wollte nur auf Andeutung andeuten.)

2) Alle die obengenannten Einrichtungen und Bündnisse haben hinsichtlich des Geheimhaltens, mehr von ihrem auch hinsichtlich des Zwecks und der Gebräuche, mehr oder weniger Ähnlichkeit mit dem Bunde der Freimaurer, aber ein historischer Zusammenhang mit diesem Bunde ist von keinem derselben bis jetzt glaubhaft nachgewiesen¹⁹⁾.

Dagegen erstirte eine andere Vereinigung, mit der die Freimaurerei historisch nachweisbar in enger Beziehung stand. Dies ist die Vereinigung der Baucorporationen. Wenn wir die Geschichte der Freimaurerei auf diesem Gebiete verfolgen, so bewegen wir uns theilweise zwar auf einem historisch festbegründeten Boden, theilweise aber auch noch auf dem in der Einteilung ungedrungenen unsichern; und es dürfte hier, soviel auch schon, namentlich durch Klop, geladen ist, noch ein weites Feld für neuere historische Forschungen offen stehen.

Historisch gewiss ist, daß diese Bauoperationen mit der Freimaurerei in der genauesten Beziehung gestanden haben, daß sie lange Zeit hindurch Träger derselben gewesen sind, daß von ihnen der größte Theil der Symbole und Gebräuche entnommen ist, und daß sie von ihnen aus in der jetzigen Form uns überliefert wurden.

10) Bei den meisten läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß ein solcher Nachweis auch nie möglich sein werde. Bei andern läßt sich die Unmöglichkeit noch nicht geradezu in Abrede stellen.

Noch nicht erwiesen scheint es uns dagegen, ob die Freimaurerei wirklich nur aus diesen Corporationen, und namentlich aus der Steinmehrzunft, ihren Ursprung genommen habe, oder ob nicht noch andere Elemente mitgewirkt haben, worauf manche Symbole und Gebräuche, die von den Bauleuten nicht herzuweisen, zu deuten scheinen.

Noch nicht vollständig ermittelt scheint auch und ferner, wann und wie zuerst die höhere geistige Bedeutung der Verbindungen ins Leben trat.

Betrachten wir zunächst die Hauptmomente aus der Geschichte dieser Corporationen und ihres Zusammenhanges mit dem Freimaurerbunde, wie sie, nach geführt auf die Schicksale der vorker Constitution, nach Krause (in der Schrift: „Die drei ältesten Kunstzünfte der Freimaurerbrüderschaft.“ 2. Bd. [Dresden 1810. 2. Aufl. 1819.]) dargestellt, und ehe Kloss mit seiner Kritik auftrat, fast allgemein in der Maurerwelt als glaubwürdig angenommen worden ist, die wir aber nun als eine nicht überall historisch sichere bezeichnen müssen.

Das erste Entstehen der Bancorporationen ist bei den Römern zu suchen¹¹⁾.

Roma Pompeius, der die rohe Brodtkörnung Roms hauptsächlich durch Religion zu civilisiren strebte, ließ mehrere Tempel bauen, und theilte die römischen Bürger nach ihren Beschäftigungen in, um die schädlichen Untertheile der Volkabstammung aufzuheben. Nach seiner Einteilung zerfiel das Volk in neun Zünfte oder Collegien, zu denen bald mehr andere kamen.

Nach Plutarch gab es diesen das Recht, sich an gewissen Tagen zur gemeinsamen Beratung ihrer Angelegenheiten zu versammeln, und eigene religiöse Gebräuche, die wenigstens theilweise im Geheim gehalten und gelibt wurden.

Diese Gesellschaften wurden von einigen seiner Nachfolger und auch später zu Zeiten der Republik von der patriotischen Partei, weil sie unerlaubte Zwecke verfolgten und politisch verdächtig waren, unterjocht, aber später immer wieder in ihre Rechte eingesetzt. Nach dem Befehle der zwölf Tafeln durften sie sich selbst ihre Verfassung geben und unter sich Verträge schließen, wenn nur Nichts den öffentlichen Gesetzen zuwider war¹²⁾.

Sie hatten oder erhielten im Laufe der Zeit das

Recht einer moralischen Person (universitas), einer Zunftlade und Beamte (namentlich den Magister und die apparitores seu eratores), welche die Zunftersammlungen leiteten. Ferner eigene Zunfttage und Gerichtsbarkeit, einen eigenen Schutzgott und eigene Priester, welche die ihnen eigenthümlichen gottesdienstlichen Handlungen besorgten. Unter einander nannten sie sich collegae. Sie waren von manchen bürgerlichen Kasten befreit¹³⁾ und nahmen später, besonders in der Kaiserzeit, zu der sie auch abwechselnd unterjocht und wieder gesteuert wurden, die angesehensten Personen aus allen Ständen, allecti, honorati, selbst Frauen (matronae, honoratae, allectae) ehrenhalber, und um geschätzt zu werden, unter sich auf.

Das Collegium der Bauleute zeichnete sich früh unter den übrigen aus durch Einfluß und Bildung¹⁴⁾. Corporationen derselben waren bei den Tempeln der Hauptgöttheiten angestellt, und traten mit den Priestern und späterhin mit den Myristerien, worin die aus Äthien stammenden reinen Götterbilder erhalten wurden, in eine so nahe Verbindung, daß sich, als die Ausübung dieser Myristerien verboten wurde, die Ueberbleibsel derselben bei ihnen erhalten konnten.

Die Einführung und allgemeine Anerkennung des Christenthums mußte auf die weitere Gestaltung der Baucorporationen einen wesentlichen Einfluß haben; doch mögen sie wol noch Manches von der vorchristlichen Zeit beibehalten haben. Zahlreich und blühend waren sie vom 4—6. Jahrh. im oströmischen Reich, namentlich in Constantinopel, wo die Prachtvolle Theodosius' des Großen, Leo's, Seno's und vor allen Justinian's sich hauptsächlich in der Ausführung von herrlichen Bauwerken zeigte, und aus einer seltenen Vereinbarung der orientalischen, lombardischen und römischen Bauart der neu griechische oder byzantinische Baustyl mit seinen bunten Verzierungen von vergoldetem Relief und farbigem Glas entstand¹⁵⁾.

Echon im Jahre 55 vor Christi Geburt waren solche Baucorporationen mit Cäsar's Regionen nach Britannien gekommen¹⁶⁾. Nach Cäsar führten mehr andere römische Feldherren neue Regionen und mit diesen neue Baucorporationen nach Britannien. Unter Claudius saßen die Römer ganz festen Fuß im Lande. Dadurch wurde nicht nur römische Volksbildung überhaupt, mit druidischer Weisheit und Bildung sich vermischend, sondern

11) Die älteste dieser Urkunden ist die angeblich 926 alten Baucorporationen in England vom König Athelstan durch seinen Bruder Edwin zu Hert bestätigte Verfassung, deren Urtheile in angelsächsischer Sprache noch jetzt in Vork aufbewahrt wird. Sie enthält, nach einem religiös kirchlichen Eingange, eine Geschichte der Baukunst, und dann die 16 ältesten Grundgesetze. Die zweite der Urkunden ist eine angeblich unter Heinrich I. von England niedergeschriebenes Königsbuch, welches über das Wesen des Bundes Aufschluß gibt. Die dritte Urkunde ist der alte Act der Aufnahme, wie sie noch heute als das älteste Ritual von allen zu dem altenglischen System gehörenden Bauhöfen ausgehbt wird. Angeblich soll sie so alt sein als die vorker Constitution. 12) Man vergleiche Aemilianus. De collegiis et corp. episcopus (Halae 1721.), wo die Beweise für das Plutarch, Plinius (H. N.) und dem corpus juris sich ziemlich vollständig finden. 13) Sodales sunt, qui ejusdem collegii sunt. His autem potestatem facit lex, potestatem, quam velint sibi facere, dum nequid ex publica lege corrumpant. Digest. L. XLVII. Tit. XXII.

14) Digest. L. I. Tit. VI. §. VI.

15) Vergl. Marrew

Fitzmaurice Pollis. De architectura Cap. I., wo von den Eigenschaften und der unvollkommenen Bildung der Architekten ausführlich die Rede ist. 16) Von hier aus wurden Baukünstler, besonders im 11. Jahrh., nach allen Gegenden der Abendlande berufen, die besonders in Teutland und Frankreich, wo zahlreich, im byzantinischen Style angelegte Bauwerke ihre Dasein bezeugten, ihrer Kunst und Bauverfahren einführten. Daraus wäre zu erdären, wie gallische Baummeister, nach Angabe der vorker Constitution, durch König Athelstan nach England berufen werden konnten. Ihre römisch griechischen Baugesammlungen wurden der Angabe nach mit den in England noch vorhandenen altgriechischen Constitutionen verglichen und bildeten, 926 auf einer Dampferversammlung zu Hert, mit diesen die Grundlage der neuen (vorker) Constitution. 17) Mehrere noch vorhandene Inschriften und ungenutzte Bauführer geben die Bestätigung. Die erste römische Pfandurkunde wurde zu Gametobadum, 56 Jahre nach Chr. Geb., gestiftet.

auch Lust und Liebe zur Baukunst insbesondere daselbst einheimisch.

Männliche Kämpfe hemmten Anfangs den Fortschritt der Kunst, und erst unter dem Kaiser Karausius (286—293) kam sie in volle Blüthe. Der Dorotheusmeister (Steward) dieses künftlichen Königs, Albanus, später St. Alban genannt, soll, auf seine Veranlassung, die erste große Baugesellschaft (Loge) in Britannien gebildet, derselben als Oberaufseher vorgestanden und ihr einen wichtigen Friedrich verschafft haben.

Diese Blüthe dauerte jedoch nicht lange. Wilder Kriegersturm vernichtete sie. Karausius wurde ermordet. Die Römer vertrieben seinen Mörder Allectus und eroberten Britannien wieder, wurden aber 426 von den Picten und Scoten, den uncivilisirten Bewohnern des schottischen Hochlandes, für immer aus Britannien vertrieben. Die von den Briten 449 gegen die Unbilden dieses rohen Häufens zu Hilfe gerufenen Sachsen machten sich mit kriegerischer Rohheit zu Herren des Landes. Aus diesem unrühmlichen Treiben flüchteten sich die Mitglieder der Baugesellschaft in das gebirgige Wales und auf die nahen Inseln, namentlich nach Anglesey und Man, wohin schon früher die Druiden und die durch Diocletian verfolgte Christen ihre Zuflucht genommen hatten. Dort nun erhielten sich die Baugesellschaften mit ihren alten Versammlungen, nahmen aber, da sie unter Christen lebten, ohne Zweifel immer mehr den Geist des Christenthums an. Auch in den öden und von den rohen Volksstämmen verschonten Gegenden Irlands und Schottlands fanden dieselben Verhältnisse statt, und es blühte unter denselben im Stillen ein reines, streng sittliches Christenthum auf. Indessen hatte sich im Abendlande die römisch-katholische Kirche gebildet und suchte sich durch Ausendung von Missionairen immer weiter auszubreiten und fester zu gründen.

Papst Gregor I. schickte 597 40 Mönche unter Anführung Augustin's in dieser Absicht nach Britannien, um die sächsischen Könige zu bekehren und Bischöfe anzustellen. Diese Missionaire fanden nun jene ursprünglich christlichen Gemeinden in Britannien vor. Ihre Kirchenversammlung hatte sich in der altapostolischen Einsamkeit erhalten und ihre Lehre in der evangelischen Reinheit. Zugesandtheit und Pflege der Künste und Wissenschaften war ihr Hauptaugenmerk. Die an ihrer Spitze stehenden Geistlichen, Mönche und Lehrer nannte man Culdeer oder Geldeer¹⁸⁾, wovon bald die ganze Sekte den Namen erhielt. Diese zeichneten sich vor den papistischen Religionslehrern durch wahrhafte Frömmigkeit, gründliche Gelehrsamkeit und große Menschenfreundlichkeit aus. Vortheilhafteste aus, und wurden, weil sie deshalb ihre Beleh-

rungsversuche hinderten, von denselben aufs Grausamste verfolgt¹⁹⁾.

Ausgerettet konnten sie indessen, besonders in den vorhin erwähnten Zufluchtsorten, trotz aller Verwüthungen, so leicht nicht ganz werden. In Schottland blieben sie lange mächtig und von großem Einfluß auf den Staat, und während des Mittelalters sollen sie besonders als Lehrer in den Klosterschulen ihre Gesinnung, Wissenschaft und Kunst nach Frankreich und Teutschland übertragen haben.

Die unter ihnen fortbestehenden Baucorporationen machten die ihnen eigenthümlichen reinchristlichen und menschlichen Gesinnungen zu ihrem Grundprincip. Sie standen zu den Culdeern in demselben Verhältnis, wie die Baucollegen der vorchristlichen Zeit zu den Priesterseksellschaften und Mystikern, und erhielten von denselben eine Geheimlehre, in der sich die Lehre der Essener, sowie die griechische, vielleicht auch die altperische und indische Philosophie erhalten hatte. Einige in der Freimaurerei unserer Tage noch erhaltene Hauptymbole und Aufnahmegeräthe, sowie die Gestalt der Loge sollen von ihnen ausgegangen sein.

Indessen mußte die in Britannien bald zu großer Macht gekommene päpstliche Kirchenpartei auch auf Bauleute bedacht sein, um durch prachtvolle Kirchen, Stifter und Klöster einen Nimbus um sich zu verbreiten. Sie errichteten auch Baucorporationen, bei denen sie zwar die Grundformen der bestehenden zu Grunde legten, jedoch mit sorgfältiger Entfernung alles dessen, was mit ihrem Kirchenbegriffen nicht übereinstimmte, und mit Hinzufügung dessen, was ihre hierarchischen Zwecke zu fördern vermochte.

Hierdurch begründete sich eine Verschiedenheit der Baucorporationen in England, Schottland und Irland, — eine Verschiedenheit, die sich ebenso in Verfassung, als in Gebräuchen zeigte, und den ersten Grund zu der Verschiedenheit des altenglischen und neugriechischen maionischen Systems gelegt haben soll, von denen jenes dem Geiste römisch-griechischer Lebensbildung und reinen Christenthums treu blieb, dieses dem päpstlich christlichen Elementen huldigte; jedoch mit Befolgung eines besondern Rituals.

Dadurch, daß das letzte System, von Außen unterstützt, die Oberhand gewann, kamen, da freie Entwicklung fehlte, die Corporationen, und mit ihnen der Kunstsinne im Bauwesen, in Verfall, der mehrere Jahrhunderte hindurch anhielt.

Im J. 924 bestieg Adelfan den Thron der Angeln. Dieser ließ, um sie wieder zur Blüthe zu bringen, die vom heiligen Albanus begründete Einrichtung wieder herstellen und fremde Bauleute zur Behebung kommen.

Sein jüngerer Bruder, Edwin, ließ sich selbst in die Gesellschaft der Bauleute aufnehmen, erlernte die Baukunst und wirkte den Corporationen einen Friedrich von seinem königlichen Bruder aus, der sie zu eigener Vertheilbarkeit berechtigte. Kraft desselben versammelten sie sich auf Edwin's Veranlassung 926 zu York, um eine

18) Ihre Geschichte ist von Walter, S. Bodinus, Lewis, Greese und Grewisch gründlich bearbeitet. Auf ihren Zusammenhang mit der Freimaurerei hat Grewisch zuerst aufmerksam gemacht. Einer ihrer Hauptaugenblicke war: dem Wissen übersehen, nicht durch Wissen, sondern durch das Gerede. Ob ihr Name von coelestis deum, woraus Colidae, Culdeai entstanden, abgesehen sei, scheint zweifelhaft. Bergl. Brown, Commentatio de Culdeis (Hessprogramm). (Donnae 1840.)

19) Die bei der Zerstörung des großen culdeischen Klosters zu Bangor verübten Gräueltaten geben den blutigen Beweis.

große und allgemeine Loge zu listen. In dieser großen Loge gab er ihnen eine Constitution, welche, wie oben schon erwähnt, eine kurze Geschichte des Bundes und die Pflichten und Gesetze der Mitglieder enthielt, und wovon noch jetzt eine Urchrift im Archive der großen Loge von York vorhanden ist, die vorher Constitution.

Unter dem Schutze derselben kam die Sache bald in so hohe Blüthe, daß selbst Könige, Prinzen, andere hohe Personen und gelehrte Männer unter dem Namen (accepted), „angenommener Maurer“ sich in ihre Geheimnisse einweihen ließen, wodurch es geschah, daß zu Zeiten bürgerlicher Unruhen die Logen der freien und angenommenen Maurer größtentheils die Patrioten und die der gesetzmäßigen Regierung ergebenden Bürger enthielten“).

Vom 10. Jahrh. an verbreiteten sich die Bauleute von England über das übrige Europa, wo sie fast durch das ganze Mittelalter hindurch die herrlichsten Denkmäler ihrer Kunst in den ehrwürdigen Domen zu Strassburg, Köln, Zürich, Mailand, Paris und an vielen andern Orten emporsteigen ließen.

Überall, wo sie ihre Baubütten aufschlugen, bewahrten sie sich ihre Vorräte und Freiheiten, die ihnen auch von mehreren Päpsten und deutschen Kaisern bestätigt wurden.

Die Baubütte zu Strassburg gewann bald ein Ubergewicht über alle deutschen, und wurde 1277 zum Rang einer Hauptbütte erhoben. In sie appellirten die 22 übrigen in wichtigen Fällen, und unterwarfen sich ihrem Aussprüche. In England wurde der Bund während der Minderjährigkeit Heinrich's VI. unterzagt. Als derselbe vollständig geworden war, prüfte er 1436 die Statuten desselben, und erkannte ihn nicht nur wieder an, sondern ließ sich 1442 selbst in denselben aufnehmen. Unter den spätern Großmeistern werden Jacob I., Cardinal Wolsey und Graf Essex genannt. Seit 1645 soll sich die Verbrüderung im Gegenstake zu Bacon's eroterischer Gesellschaft der physikalischen und philosophischen Wissenschaften im Geheim mit mehreren andern Wissenschaften beschäftigt haben. Im J. 1649 sollen die jetzigen Erkennungszeichen und Sinnbilder, sowie die drei Grade, und im J. 1693 durch den Eintritt Wilhelm's III. der Name „königliche Kunst“ entstanden sein.

Zu Ende des 17. Jahrh. kam die Kunst und mit ihr die Baubütten immer mehr in Verfall. Schon im 16. Jahrh. wurde sie in Frankreich, 1707 durch einen Reichstagsbeschluß in Deutschland unterzagt, und es würden die Maurerverbrüderungen ohne Zweifel fast immer untergegangen sein, wenn nicht die vier noch zu jener Zeit in London bestehenden Logen, besonders auf Veranlassung von zwei sinnvollen Baumeistern, Inigo Jones und Christoph Wren, Erbauer der Paulskirche, sich zu einer wesentlichen Umgestaltung der Brüderschaft entschlossen hätten.

Dies ist es etwa, was über Ursprung und ursprüngliche Entwicklung des Freimaurerbundes seit Krause und Helmman als glaubwürdig dargestellt wurde.

W) Die Angabe, daß Cromwell die Logen zu seinen aufständischen Zwecken benutzte, ist erst erfunden, da er sich von den vier ihm zum Nachtheil des Bundes erdichteten Machern.

Aber erst mit der letzten Angabe sind wir auf festem geschichtlichem Boden angekommen. In der ganzen vorhergehenden Darstellung findet sich zwar vieles geschichtlich Bestimmte im Einzelnen, aber auch Manches, was dem Theile der Geschichte angeht, den wir eben als den unsichern bezeichneten. Namentlich beruht die Verbindung einzelner Thatfachen nicht selten auf nicht begründeten Conjecturen und Hypothesen, was wir auch durch ein hier und da eingestreutes „soll“ oder „wol“ angedeutet haben, auch hier und da auf unechten oder stark interpolirten Urkunden; und es gehört ein scharfer kritischer Blick und genaue Kenntniß der Urkunden dazu, um das Wahre von dem Falschen, die historische Wahrheit von der symbolischen Dichtung zu trennen.

Es war voranzufahren, daß die scharfe Kritik unserer Tage daran ihr Recht haben werde. Es ist geschehen, und wir müssen ihre Stimme hören, ehe wir auf dem nun geschichtlich festen und geebneten Boden weiter schreiten dürfen.

Es ist vor allen die Stimme des oben schon rühmlich erwähnten Medicinalraths Kloss.

„Ich überlasse“, so sagt er, „willig gelehrten Forschern die Nachweisung, auf welche Weise aus den römischen Baucollegien ein geheimes Wissen (mathematisches, vielleicht auch astrologisches Inhalts) auf das Mittelalter überliefert sein möge, und stelle mich lediglich auf den sichern Standpunkt, daß wir im 13. Jahrh. sowohl im Oriente, als bei den Arabern, in Spanien, in Italien, Frankreich, Deutschland und England Bauleute im höhern Style finden, welche mit einer allgemeinen Bezeichnung Steinmehnen genannt werden.“

Die Geschichte dieser Steinmehnen und ihres urkundlich nachweisbaren Zusammenhanges mit der Freimaurerei, worauf zuerst der Abbé Grandhier (ein Nichtmaurer) 1782 in seinem Essai historique et topographique sur la Cathedrale de Strassbourg aufmerksam macht, gibt er nun in dem Buche: „Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung“).

Die Quellen, aus denen er dabei schöpft, sind:

1) Die deutschen und englischen Urkunden der Steinmehnen.

2) Die Parlamentacten seit 1349, wo Edward III., nach einer verkehrten Suche, die Arbeitsöhne der Steinmehnen auf den vor dem Ausbruche der Suche gewöhnlichen Satz durch gesetzliche Bestimmungen ermäßigen wollte.

Als Urkunden der Steinmehnen nimmt Kloss, nach sorgfältig geübter Kritik, folgende als recht an:

A. In Deutschland.

- 1) Die alte strassburger Steinmehnenordnung, 1459.
- 2) Der Steinmehnen Brüderschafts-Ordnungen und Articel (das sogenannte Bruderbuch), 1563.
- 3) Die torgauer Ordnung von 1462.
- 4) Die Confirmation der strassburger Ordnung durch

W) Er bezieht sich dabei auch auf die erste Urkundensammlung, die Heidehoff in seiner „Baubütte des Mittelalters“ gegeben hat.

berschaft kam und der Grund zur heutigen Freimaurerei gelegt wurde.

Aber nach 1663 waren die Bruderschaften unabhängig, getrennt und nicht unter Großmeistertümen vereinigt. Nach dem großen Brande in London von 1666 gelangt der Maçonnenbund zu neuer Thätigkeit. Nach Vollendung des Aufbaues kam er wieder in Verfall.

Erst 1716 entstand die neue gesellschaftliche Ordnung. Eine neue Zunftgesetze wurde entworfen, die allen Pflichten nach den veränderten Bedürfnissen umgearbeitet, aber Grundzweck und Hauptbedingungen der alten Maçonry beibehalten.

„Somit,“ das ist der Schlußstein der Kloßischen Untersuchungen, „ist die jetzige Freimaurerei ohne irgend ein Zwischenglied unmittelbar aus der alten Steinmehenzunft, aus der Gemeinschaft der Maçonnen und der mit ihnen zusammenhängenden Baugewerke hervorgegangen. Die alten Gebräuche und Einrichtungen sind beibehalten worden, und man hat nicht daran gedacht, etwas Neues einführen zu wollen.“

Alle die Sprößlinge, wie Templerer, Ritterwesen, Archisternium, höhere Grade, sind von der Willkür auf jenen edeln Stamm gepflanz worden, und keine natürliche gesunken Triebe.

Die vorgebildet unterschiedenen Bezeichnungen Operative und Speculative Maçonry sind nicht in der Freimaurerei der alten Zeiten begründet, sondern eine Ausschüß freimaurerischen Stolz, welcher sich seines unscheinbaren Herkommens schämt, ohne sich jedoch zu entschließen, Alles, was aus ihm von den alten Maçonnen gekommen ist, als sein Eigentum zu gebrauchen und sich darauf zu berufen. Wenn man operative Maçonry für die gewöhnliche Handwerksmaçonry gebrauchen will, so findet das seine Berechtigung darin, daß wir demal nicht mehr materielle Bäume aufrichten. Da man aber von speculative Maçonry nicht allein im Gegensatz gegen die Bauarbeit spricht, sondern zu verstehen geben, oder gar bestimmt behaupten möchte, daß seit alten Zeiten eine solche speculative Maurerei neben oder im Schooße der Handwerksmaçonry bis auf uns fortgepflanzt worden wäre, so begeht man einen Irrthum, oder macht sich einer geistlichen Unwahrheit schuldig, zu deren entschiedener Widerlegung Alles, was in diesem Buche niedergelegt ist, reichliche Materialien liefert. Diesem zufolge kann eine solche Zermnung nie und zu keiner Zeit bestanden haben, und die Stifter der heutigen Freimaurerei zeichneten sich in den Egen durch Nichts weiter aus, als was sie schon vorher beissen und gewußt, und an gründlicher Bildung in dieselben mitgebracht hatten; denn die Egen, als solche, vermochten ihnen Nichts zu bieten, als brüderliche Liebe, Wissen und Wahrhaftigkeit. Ja, sogar viele Jahre verließen nach 1717, ehe die zunehmende Durchbildung des gesellschaftlichen Zustandes in England im Allgemeinen und das Zurücktreten der zu bedeutungslosen Zunftgenossen herabgekommenen Baugewerke die völlige Zermnung von diesem seit 1349 urkundlich bestehenden gemeinschaftlichen Stamm herbeiführten.

Soweit Kloß.

Diese ganze Darstellung ist mit soviel kritischem Scharfsinne entworfen, und zeugt von so gründlicher und umfassender Kenntnis der Urkunden, daß wir vielen ihrer Hauptresultate unbedingt beipflichten müssen. Dagegen scheint uns doch in derselben die Steinmehenzunft etwas zu einseitig bloß als Handwerkerszunft ins Auge gefaßt und das aus ihr hervorgehende geistige Element der Freimaurerei zu wenig berücksichtigt zu sein.

Bei der Geschichte einer Gesellschaft, wie die der Freimaurerei, die den geistigen Kern ihres Wesens unter dem Schilde des Geheimnisses verbirgt, muß man, da deutlich sprechende Quellen nicht vorliegen können, selbst die leisen Andeutungen aufs Sorgfältigste benutzen. Dies scheint uns hier nicht überall geschehen. Alles der Art, was nicht in die leitende Ansicht paßt, wird etwas zu rasch und oft mit zu leichten Gründen als mythisch bei Seite geschoben und auf das Fehlen bestimmter Nachrichten ein zu großes Gewicht gelegt.

Wir überzeugender Klarheit ist nachgewiesen, daß der Freimaurerbund in seiner jetzigen Gestalt aus der Zunftgenossenschaft der Steinmehnen und Bauleute hervorgegangen ist. Dabei drängen sich aber unwillkürlich die Fragen auf: Wie kamen diese Handwerkerszünfte zu dem rein ethischen, geistigen Princip, welches dem Freimaurerbunde zum Grunde liegt? Wie konnte so ohne Weiteres der beschränkte Eiltengestalt der Zechen zu dem freien Geiste der Freimaurerei sich verklären? Wie kamen die Zunftgenossen zu einer so sinnigen, harmonischen Symbolik, zu einer so edeln Weltanschauung? Wie erklärten sich namentlich manche gar nicht mit dem Zunftwesen zusammenhängende Hauptsymbole und Ausnahmegerbräuche?

Mit einem Worte: Woß hat in seiner Auseinandersetzung das Verhältnis der Zünfte, in sofern sie Ähle und Hüllen des freimaurerischen Geistes waren, zu Tausenwelt, und überhaupt, was ihre äußere Verfassung betrifft, trefflich und gründlich erörtert; aber über das geistige Leben derselben, über die Geheimlehre und deren Ursprung gibt uns seine Darstellung keinen genügenden Aufschluß.

Hier scheint uns nun ein vor Kurzem erschienenenes Buch das Fehlende zu ergänzen, indem es die Geschichte noch auf einen andern historischen Boden versetzt. Wir meinen Hr. Albert Hallou's „Mysterien der Freimaurerei, oder die verschleierte Gebrüderung, Verfassung und Symbolik der teutschen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Ursprung im mittelalterlichen Staats- und Volksleben. Specieil, vollständig documentirte historische Untersuchungen, als glaubwürdige Urgeschichte der Freimaurerei.“ (Leipzig 1848.)

Das Werk zerfällt in drei Haupttheile. In dem er-

23) Der Verfasser ist Jurist und Königl. sächsischer Advocat in Mathheim, ein in den Rädern der Mineralogie und der Geschichte der Baukunst bekannter und belehrt Schriftsteller von umfassenden Kenntnissen. In maurerischen Zeitschriften findet er unter dem Namen Bauhin zum Eßberg eine ganze Reihe Abhandlungen. Das vorliegende Werk ist die Frucht vieljähriger Studien, die sich nicht bloß auf die vorhandenen schriftlichen Quellen beschränken, sondern auch mehrere noch fortbestehende Werkbauplätze ins Auge faßt.

ßen wird zunächst eine genaue Darlegung der ganzen Kunstverfassung der deutschen Bauhandwerker, ihrer allgemeinen und besonderen Gewerheitsrechte, sowie ihrer allgemeinen und besonderen Gebräuche gegeben; und dann die Verfassung der Freimaurerbrüderschaft nach ihrem Logenrechte, nach ihrer Logen Disciplin, nach ihrem Logengebräuche und ihrer symbolischen Kunst entwickelt, um daraus auf theoretischem Wege den Beweis zu führen, daß beide Verfassungen nach ihrem Wesen und gegenwärtigen Bestande als identisch zu betrachten seien.

Im zweiten Theile betritt der Verfasser den historischen Boden. Nachdem er über die Entstehung des deutschen Kunstwesens überhaupt, über die Gründe und Veranlassungen zur Einigung der Handwerker und über Schließung der Gewerbezünfte, sowie über die Entwicklung des Kunstwesens und die Einführung der gewerkschaftlichen Gewerheitsrechte und Gebräuche die interessantesten und auf der fleißigsten Forschung beruhenden Aufschlüsse gegeben hat, wendet er sich zur Entstehung der deutschen Baugewerke insbesondere. Es wird zunächst gezeigt, wie sich in Deutschland das Bauwesen als Handwerk und als Kunst entwickelt und ausgebildet habe, und besondere Bauvereine für den Kirchenbau, geistliche und weltliche Baubrüderschaften — erstere in Verbindung mit dem christlich-geistlichen, namentlich dem Benedictinerorden — entstanden seien. Dann folgen die interessantesten Aufschlüsse über die geheime Kunstlehre der deutschen Steinmengenbrüderschaft, namentlich über die Symbolik der deutschen Nationalarchitektur, insbesondere des Kirchengebäudes, und über die Verknüpfung der Baubütte mit ihrer Instrumente. Endlich wird ein Bild von dem geselligen Leben der ersten zünftigen Baugewerke und ihrer Organisation entworfen von der Ursprung des Hüttenwesens der deutschen Steinmengen, des Hüttenrechts und des Hüttengebrauches, sowie des Handwerksgebrauches der übrigen deutschen Bauhandwerker, geschichtlich nachgewiesen.

Daran knüpft sich eine Untersuchung über die Entstehung der Freimaurerei. Es wird borgehen, daß die in Deutschland, insbesondere in Norddeutschland, in früherer Zeit arbeitenden Steinmengen zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh. in zahlreichen Gesellschaften nach Schottland, wo die einheimischen Baugewerke nicht im Stande waren, dem Bestanden der Geistlichen nach prächtigen Kirchen zu genügen, gewandert seien, dort den Steinmengen ihr Hüttenwesen und ihre Geheimnisse, namentlich auch Alchemie, Mathematik und Poesie, gelehrt, in England eine befreite Gerichtsbarkeit genossen und sich zur Zeit der Einrichtung des englischen Großmeisterthums zu London 1716 jurisdicirten hätten. Aus dem Allen wird auf historischem Wege der Beweis geliefert, daß die beiden Kunstverfassungen, die der deutschen Baugewerke und der Freimaurerbrüderschaft, gemeinsamen deutschen Ursprunges seien.

Der dritte Theil enthält urkundliche Belege und Documente, von denen die wichtigsten noch nicht gedruckt und bekannt sind, und liefert so den diplomatischen Beweis zu dem vorigen. Das Hauptresultat des Ganzen

über Ursprung und erste Entwicklung der Freimaurerei ist folgendes:

„Die Kunst der deutschen Steinmengen ist von den ersten christlich-geistlichen Verbindungen in Deutschland, namentlich von den Benedictinern, ausgegangen, und hat von diesen im christlich-ethischen Geiste, im Geiste des Urchristenthums, die bedeutungsreiche Symbolik und Lehre empfangen und treu bewahrt. Im 13. und 14. Jahrh. wanderten zahlreiche Gesellschaften dieser deutschen Steinmengen nach England und Schottland aus. Sie fanden daselbst Wilden und Brüderschaften ihrer Baugewerkesammler vor. Diese empfingen von ihnen die geistige Eigenthümlichkeit, der zufolge sie sich dann zu Anfang des 18. Jahrh. auflösten, um sich als Freimaurerbrüderschaft zu regenerieren und den von Breen schon 1685 bei seiner Wahl zum Patron der Baugewerke ausgesprochenen Zweck künftig als den einzigen und wahren Zweck der Verbindung anzuerkennen, den Zweck nämlich, die aus der Verschiedenheit der Stände, wie aus religiösen und politischen Meinungen entspringende, der bürgerlichen Ruhe und Eintracht so nachtheilige und feindselige Stimmung zu bändigen, die Menschen vielmehr mit einander auszuheilen und sich deshalb lediglich über gemeinnützige und rein menschliche Angelegenheiten zu beschaffen.“

Dem gemäß wäre also in England die technische Richtung der Verbrüderung zur rein ethischen verklärt worden, während umgekehrt in Deutschland die ethische Richtung in der technischen unterging; und doch wäre es eigentlich der ursprüngliche deutsche Geist, der in England zur Entwicklung kam und als ursprüngliches Eigenthum in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu uns zurückkehrte.

Sollten auch nicht alle urkundliche Nachweisungen in dieser Darstellung Stich halten“), und Manches noch auf Hypothesen beruhen, so stellt sich doch Anderes mit überzeugender Klarheit als historisch gewiß dar. Das Gallou'sche Werk ist zur Ergänzung der Kloss'schen Ansichten unstreitig von der größten Wichtigkeit, und es wird sicher einer unparteiischen Kritik gelingen, durch sorgfältige Benutzung und Vergleichung beider Werke der Wahrheit in Beziehung auf den Ursprung des Freimaurerthums des in seiner jetzigen Gestalt näher zu kommen.

Wir hoffen, daß auch Dr. Leutbecher in Erlangen, der die Herausgabe einer historisch begründeten „masonischen Symbolik“ in Aussicht gestellt hat, dazu mitwirken werde.

Wie unser Urtheil darüber auch sein mag, soviel ist gewiß, daß wir, wie schon oben bemerkt, erst mit dem Beginn des 18. Jahrh. den festen geschichtlichen Boden betreten, und daß von da an erst die Freimaurerei in der gegenwärtigen Form ihren Anfang nimmt.

Da der 84jährige Breen sich der Sache nicht mehr wirksam annehmen konnte, so traten 1716 die vier Logen „zur Hand und Ros“, „zur Krone“, „zum „Apfelbaum“ und zum „Römer und Trauben“ zusammen, um sich zu einer Großloge zu constituieren, die dann Johannis 1717

24) Kloss sucht in Rec. 13 und 14 der Freimaurerregulation von 1848 Breen als unzulässig nachzuweisen.

Anton Sayer zum Großmeister wählten. Und damit begimmt für uns die belegbare Geschichte dessen, was wir jetzt mit dem Namen Freimaurerei bezeichnen.

Man hat es mannichfach versucht, den ganzen Stoff dieser Geschichte in Perioden abzutheilen.

Wir ziehen es vor, eine kurze Übersicht der geschichtlichen Entwicklung nach den einzelnen Ländern zu geben, und beginnen, wie billig, mit England, und unterscheiden hier, nach dem Vorgange von Kloss, drei Perioden. Die erste von Entstehung der Freimaurerei in ihrer gegenwärtigen Gestalt bis zu ihrer vollendeten Ausbildung, 1717—1725.

Sayer's Nachfolger auf dem großmeisterlichen Stuhle, Pope, verlangte von sämtlichen Brüdern, daß sie alle echten Urkunden überbringen möchten. Diese wurden dann verglichen, gesammelt und der Zeit angepaßt; Einiges davon auch zu eifertig verbrannt. Gewiß ist, daß viele alte Maurer in London der neuen Großloge sich nicht angeschlossen, daß sich aber unter ihnen ein altes edles Ritual erhalten, nicht wahrscheinlich.

Im J. 1721 gab Montagu, der erste adeliche Großmeister, dem Magister art. Jacob Anderson, anglikanischem Prediger in London (gest. 1746), den Auftrag, aus den ihm überlieferten gotischen Constitutionen ein neues Constitutionsbuch zu entwerfen, welches 1722 unter Abbaton von einer Commission geprüft, nach einigen Amendements gebilligt und auf Kosten der Großloge gedruckt und am 17. Jan. 1723 als alleinige Constitution der Großloge, an der nur sie Abänderungen machen dürfe, in gesetzlicher Kraft verkehrt ward²⁵⁾.

Im J. 1724 wurde unter dem achten Großmeister, Richmond, die erste Versöhnung gegen unregelmäßige Logen getroffen, eine allgemeine Armenkasse (Charity) errichtet, daß früher der Großloge ausschließlich zustehende Recht, Meister und Gesellen aufzunehmen, an die einzelnen Logen übertragen, so die Organisation der Großloge vollendet und in Folge dieser Vollendung 1725 von ihr die erste auswärtige Bauplätze in Paris gegründet. Sie nannte sich die Großloge totius Angliae, während die für den Süden zu York bestehende nur Großloge von England hieß.

Letztere betrieb sich, um ihr höheres Alter zu documentiren, auf eine 926 in York gebaltene Versammlung. Über sie läßt sich, da die meisten Quellen Parteiischriften sind, nur soviel mit Gewißheit behaupten, daß sie 1705 schon bestand²⁶⁾, und mit der londoner, die von Zeit zu Zeit Logen in York constituirte, in gutem Vernehmen war.

Im J. 1724 erschien auch unter dem Titel: „Grand Mystery,“ die erste verächtliche Schrift über die Geschichte der Freimaurerei.

Aus diesem Werke und einigen andern Quellen erhalten wir Nachricht von einem in dieser Zeit gemachten Versuche, den Orden der Sormogonen zu gründen. Dieser wurde in einem Briefe, Verus Commodus unterzeichnet, den die Dailypost mittheilt, als ein von Chin-

Quam-Ky-Po, dem ersten Kaiser von China, viele tausend Jahre vor Adam eingeführter adeliger Orden bezeichnet, in dem der große Philosoph Confucius Cumenicals Bolgi gewesen sei, und den ein chinesischer Mandarin, Hong-Schi, nach England gebracht habe. Viele suchen darin die Ursanlage der später sogenannten Ancient Masons, von denen dann in der That die höheren Grade (Royal Arch) in England eingeführt wurden.

Kloss vermuthet in demselben einen unter Mitwirkung Ramsay's abermals erneuerten Versuch der Jesuiten, vermittle freimaurerischer Formen ihre verlorene Herrschaft in England wieder zu erlangen.

Nach 1738 finden wir keine Spur mehr davon.

Die zweite Periode geht von 1725 bis zur Trennung der Bruderschaften 1733.

Im J. 1726 wurden, da sich der Bund immer weiter verbreitete, die ersten Provinzialgroßmeister, die später auch Superintendents heißen, unter dem zehnten Großmeister Indiquin ernannt.

Lord Colerane, der eilfte Großmeister, rief 1727 das Amt der zwölf Schaffner (Stewards), die an festlichen Tagen fungirten, ins Leben.

Unter dem zwölften Großmeister, Lord Kingston²⁷⁾, wurde 1728 die schon früher betriebene Charity begründet, die die Freimaurerei, durch die Bestallung Georg Pomfret's zum Provinzialgroßmeister in Bengalen, ausricht in dem fernem Osten verbreitet.

Im J. 1730 schenkte der Großmeister Norfolk das verdrügte (krusly) Schwert Guffaw Adoff's, welches nach dessen Tode Erbend von einem Ritar getragen, als Großmeister's Staatschwert, und ernannte Duauus zum Großmeister in Niederachsen, Karwiner in Ostindien und einen dritten sehr New-Yerser in Nordamerika. Auch wurde eine Änderung in der Bekleidung veranlaßt. Die höchsten Beamten trugen fortan ihre goldenen Kleinodien an blauen Bändern, die Schaffner ihre silbernen an rothen Bändern, woraus vielleicht die reiche Farbe der Schottengrabe hervorging. In demselben Jahre erschien im Buchhandel das Ritual der großen Loge von London in Pritchard's Masonry dissected, unter der eiblichen Berücksichtigung, daß die abgedruckte Abschrift eine gütliche sei.

Auch kam Ramsay²⁸⁾ von Frankreich nach England, um unter dem Vorwande, Versuche zur Wiederherstellung alter Gebräuche bei der Großloge zu machen, die Einführung höherer Grade zu bewirken, was mißlang.

Unter dem 15. Großmeister Kooli wurde Franz, Herzog von Lotbringen (num Großherzog von Toskana), im Haag durch eine Deputation der Großloge von England (Desaguliers) aufgenommen, und Philipps als Provinzialgroßmeister von Rußland eingesetzt.

27) Im J. 1731 finden wir Kingston als Großmeister in Irland.

28) Andreas Ramsay, geb. in Schottland 1686, lebte größtentheils in Frankreich, wo er königlich und 1724 hofmeister bei dem Prinzen Edward, Sohn des Pröfidenten, Jacob III., wurde. Als Anhänger der Stuarts demagte er seine Stellung als Freimaurer, um für dieselben in diesen Kreisen zu wirken. Sein Discours sur la maçonnerie gab Veranlassung zu der Sucht nach höheren Graden.

25) The Constitutions of the Free-Masons. 26) Nachrichten über masonische Bauplätze unter hohen Patronen finden sich schon vor 1561.

Unter dem Großmeister Crawford, 1734, erhielt Anderson Auftrag zu einer zweiten Ausgabe des Constitutionsbuchs, welches 1737 mit einigen nicht unwesentlichen Abänderungen approbirt und im folgenden Jahre gedruckt wurde.

Der Großmeister Brewmouth gab 1735²⁹⁾ der neu errichteten (ausgewählten Stewards) Elterncollege mehr Privilegien, weil diese Beamten ihre Unter nicht ohne bedeutende Geldopfer verwalten konnten.

Im J. 1736 wurden Logen in Neu-England, Südcarolina und Cape Coast in Afrika gegründet; 1737 der Prinz von Wales aufgenommen; Warschau, Erbmarschall von Thüringen, zum Provinzialgroßmeister für Obersachsen, Riggs für New-York und Hamilton für Genf bestimmt.

Unter dem 22. Großmeister, Lord Raymond, 1739, werden wiederholte Beschwerden über unregelmäßige Aufnahmen laut.

Im J. 1741 wurde unter Worten eine Correspondenz mit Schottland beantragt, die Großloge in Berlin anerkannt und die mauererische Publicität der Verlust der Mitgliedschaft verboten.

Von 1742—1745 wurden in Frankfurt am Main, Beshindien, Hamburg, Kopenhagen u. s. w. Logen errichtet und öffentliche mauererische Processionen, weil sie Gegenstand des Spottes geworden, untersagt.

Da der 1747 erwähnte Großmeister Byron mehr Jahre hindurch abwesend und die Großloge ohne Oberhaupt war, so rissen manche Unordnungen ein, die selbst durch die eifrigsten Bemühungen seines Nachfolgers, Lord Crapford, nicht beseitigt werden konnten.

Von hier aus datirt nun also die dritte Periode der Entwicklungsgeschichte des englischen Maçonentums.

Im J. 1754 wurde eine neue Ausgabe des Anderson'schen Constitutionsbuchs, ganz nach der Ausgabe von 1723, besorgt, und die in der Ausgabe von 1738 untergebrachten Nothizen³⁰⁾ wurden mit dieser Rückkehr zu den alten Pflichten gänzlich beseitigt.

Im J. 1755 wurde in der Großloge Klage erhoben gegen gewisse Brüder, die unter dem Namen einer Loge der Ancient Masons sich gebildet hätten, und im Folge deren die Loge Nr. 94 in Ben Johnson's Kopf gestrichen, wodurch die Trennung der Brüder in London in ancient und modern Masons angebahnt wurde.

Im J. 1756 gab Dermott unter dem Titel „Ahiman Rezo“ ein Gesetzbuch für diese im Stillen sich gebildet habende, durch den Sinn für Unabhängigkeit veranlaßte, mit manchen Neuerungen unzufriedene Gegenpartei der Ancient Masons heraus, in dem er jene aufgegebenen Pflichten aus der Ausgabe des Anderson'schen Con-

stitutionsbuchs von 1738 sich aneignete und den um 1744 von Freimaurern angeregten neugebildeten religiösen Royals Arch-Grad (des königl. Gemüths) als die Wurzel, das Herz und das Mark der Freimaurerei angreift.

Bis zum Jahre 1764 vollendete sich die Trennung der Freimaurer in die zwei Kolbager. Die Ancient Masons befaßen ihr eigenes Ritual, welches wahrscheinlich neuern Ursprungs ist und auch nach Deutschland überging. Sie waren Anfangs schwach an Zahl und Ansehen, bis 1772 der Herzog Athol als Großmeister an ihre Spitze trat, wodurch es geschah, daß ihre Großloge von Seiten der Großloge von Irland und Schottland förmliche Anerkennung fand, und nun also zwei feindselig getrennte, sich gegenseitig nicht anerkennende Großlogen in London bestanden.

Die Großloge der Modern Masons trat mit den Großlogen in Frankreich, den Niederlanden und Berlin u. in immer nähere Beziehung, führte um 1773 den Royals Arch-Grad ein, beschloß 1777, die Ancient Masons nicht als Maurer anzuerkennen, erbaute für 30,000 Pf. die prachtvolle Freimasons-Hall (1775—1776), führte langjährigen Streit mit der Lodge Antiquity und sanctionirte 1784 das Noorthuch'sche Constitutionsbuch, in dem sich eine Schilderung ihres damaligen blühenden Zustandes findet.

Die Großloge der Ancient Masons begründete sich immer fester, knüpfte ausgebreitete Verbindungen an, errichtete auch im Auslande Logen und im Innern mehr Wohlthätigkeitsanstalten. Ein von der Großloge der Modern Masons 1801 ausgehender Versuch, eine Verbindung zu bewirken, wurde durch den zweigleisigen Thomas Harger vereitelt, in Folge davon der Zwiespalt immer größer und von Seiten der genannten Großloge ein neuer Beschluß gegen die Ancient Masons gefaßt.

Erst 1805 wurde dieser wieder aufgehoben und dadurch der erste Schritt zu der viel ersuchten Vereinigung gethan.

Im J. 1811 den 21. Dec. wurde nach des Admiral Parker's Tode der Herzog von Sussex von seinem Bruder, dem Großmeister Prinzen von Wales, zum Deputirten, und als dieser König wurde, zum wirklichen Großmeister der Modern Masons, 1813 den 1. Dec. aber, nachdem der Herzog von Athol resignirt hatte, der Herzog von Kent zum Großmeister der Ancient Masons ernannt. Beide erlauchte Brüder hatten die versöhnlichsten Gesinnungen, arrangirten die Artikel einer Vereinigungsacte, in Folge deren, nachdem sie am 1. Dec. 1813 gegenseitig ratificirt worden war, am 27. Dec. 1813 in einer allgemeinen Versammlung die völlige Vereinigung der bisher getrennten Brüderschaft feierlich vollzogen wurde.

Herzog von Kent trat als Großmeister ab und Herzog von Sussex wurde auf seinen Vorschlag zum ersten Großmeister der also neugefalteten, nach einem neu revivirten, einfach schönen Ritual arbeitenden vereinigten großen Loge der alten (ancient) englischen freimaurerei erwählt, deren neues Constitutionsbuch am 23. Aug. 1815 sanctionirt wurde³¹⁾. Unter Sussex's um-

29) In diesem Jahre erschien auch der bekannte Kupferstich Hogarth's: „die Nacht“ auf dem einen dienlicher Bruder seinen betrunkenen Bruder vom Stuhl im vollen Ornat nach Hause führt. 30) Nothizische Stücke sind gewisse Vorschriften, die aus dem Rechte der Natur hergeleitet sind, und die die Robbier vorgeben, in den ersten 2000 Jahren nach Erschöpfung der Welt die einzigen Gesetze gewesen, den Reich oder seinen Elchen bekannt gemacht werden sein sollen.

31) Neue Auflage von 1827 und 1841.

sichtiger Leitung blühte die Freimaurerei in England immer schöner auf und trug nach vielen Seiten hin Segensfrüchte. Nach seinem am 23. April 1843 erfolgten Tode übernahm Graf von Zetland am 6. März 1844 den großmeisterlichen Hammer, den er nach Beilegung einiger Anfangs entstandenen Differenzen jetzt mit gutem Erfolge führt.

Von Irland wissen wir vor der Zeit Georg's II. nichts Bestimmtes über die freimaurerischen Zustände. Doch scheinen die Logen in Verfall gewesen zu sein, und sie begannen erst, gleich Blumen, welche sich bei der Sonne Anfangs auflösen, ihre verwelteten Häupter wieder aufzurichten die St. Herrlichkeit Erbscheinen, wie Pennel in seinem 1730 in Dublin erschienenen, in Vieldem mit dem Anderson'schen übereinstimmenden Constitutionsbuche sagt.

Im J. 1731 richtete der vormalige Großmeister in London, Lord Kingston, als erster Großmeister die Großloge von Dublin ein, unter der schon 1741 30 Logen arbeiteten.

Nach dem Abgange des neunten Großmeisters Allen, 1744, lehnten mehre diese Würde ab; aber unter dem größten Großmeister Kingsborough, 1749, kam das Logenwesen in große Blüthe, und viele Logen, welche für eine Assemblée zu zahlreich geworden, bildeten sich, gleich arbeitsamen Bienen, zu neuen regelmäßigen Gesellschaften aus. Bis 1750, wo eine Großmeisterloge gebildet wurde, findet sich keine Meinungsverschiedenheit, und die Ancients scheinen in Irland keinen Eingang gefunden zu haben. Nur sparsam sind jetzt die Nachrichten von ihrer Thätigkeit. Vor einiger Zeit erhoben sich Streitigkeiten zwischen dem Großconsistorium der Großloge von Dublin und dem Großcapitel der Hochgrade, die beigelegt scheinen.

Über die Geschichte der Freimaurerei in Schottland ist, weil man den Ursprung aller sogenannten schottischen Grade dort suchte, viel gefabelt worden. Aus manichäischen, sich oft widersprechenden Nachrichten können wir soviel entnehmen, daß die Zunft der Maçons früh unter dem Schutze der Könige sich daselbst gebildet.

Bei dem Bau der Kirche zu Kilwinning, 1140, soll die erste Baustätte errichtet worden sein.

Jacob II. soll 1441 William Saint Clair, Baron von Rosslyn, zum Erbgroßmeister aller schottischen Logen gemacht und diese unter seinen Auspicien sich jährlich zu Kilwinning, dem Geburtsorte der Freimaurerei, versammelt haben.

Daß die Sinclair's von Rosslyn in der That Patrone der, oder scheinbar sehr niedrig stehenden, Maçons gewesen, geht aus zwei Urkunden hervor. Auch das scheint gewiß, daß 1446 William St. Clair zur Erbauung eines betriehlichen Stiftes Baugewerke aus allen Gegenden kommen ließ und ihnen Schutz gewährte.

Im J. 1736, und damit beginnt die völlig belegbare Geschichte, resignirte William Sinclair am 30. Nov. (Andreastag, womit man die Andreastage zusammenbringt) aus Unmöglichkeit auf sein dieher erbliches Protectorat, wurde dann zum Großmeister gewählt, nahm als solcher viele Theilge, Gelehrte und Kaufleute in die Gesellschaft

auf und confirmirte den einzelnen Logen die vormaligen Constitutionen.

Schon im J. 1738 erbaut die Großloge in Edinburgh ein Krantenhaus, setzt Provinzialgroßmeister ein und knüpft mit auswärtigen Großlogen Correspondenzen an.

Im J. 1743 wurde die Loge zu Kilwinning mit ihrem Besuche um Ertheilung des ihr gebührenden Altersvorrangs abgewiesen, worauf sie ihren Sitz nach Edinburgh verlegte und sich unter der Benennung große königliche Loge oder Großcapitel des Ordens von Heredom insallirte haben soll.

Im J. 1747 wurde Drummond in Alexandrette als Provinzialgroßmeister der Türkei ernannt.

Im J. 1755 bedroht die Generalsynode der Reformirten die Mitglieder des Bundes mit Kirchenstrafen, worauf eine widerwärtige Vertheidigung desselben im edinburghischen Magazin erfolgte.

Im J. 1762 lehnte die Großloge ein Besuch um Constitutionspatente für neu zu errichtende Logen in London und 1775 die gewünschte Einmischung in den Streit zwischen ancient und modern masons ab.

Die Loge zu Kilwinning erhob noch mehrmals ihre Ansprüche auf Vorrangerecht, und gab dieselben erst 1807 auf, erhielt aber in dem Großlogenverzeichnis den Namen „Mutter Kilwinning.“

Gegenwärtig hat die Freimaurerei im ganzen britischen Reiche einen auf das öffentliche Leben praktisch einwirkenden Charakter. Unzählige Wohlthätigkeitsanstalten gehen von ihr aus.

Es wird nicht leicht ein irgend bedeutendes Gebäude errichtet, zu dessen Grundsteinlegung man nicht die Freimaurer einlädt. An festlichen Tagen versammelt man sich mit dem gewöhnlichen Apparat, hält Processionen durch die Straßen mit fliegenden Fahnen, beid Schall der Trompeten, dem Geläute der Glocken und den Salven des schweren Geschüts. Dann begibt man sich in eine Kirche, hört eine Predigt von einem maurerlichen Geistlichen und schließt die Festlichkeit mit Festmahl und Ball.

Die seit 1795 entstandenen Drangolonen benutzten nur mißbräuchlich freimaurerische Formen, hatten eine fanatische Verfolgung der Katholiken zu Gunsten der Protestanten zum Zweck, und wurden 1835 untersagt.

Gegen die eigentliche Freimaurerei ist ein Verbot ergangen. In der 1799 gegen geheime Verbindungen erlassenen Parlamentsacte wurde der Bund der Freimaurer ausdrücklich und ehrenvoll aufgenommen.

Deßhalb ist auch der Bund in der Gegenwart in großer Blüthe. Die Zahl der Logen ist fortwährend im Zunehmen. Im J. 1844 gründete die Großloge von Lon-

33) Dieser aus vier Hochgraden bestehende, auf den kararischen Kirchenglauben sich beziehende, mit dem Robert I. (gest. 1399) zugeschriebenen St. Andrews den der Diözes in Zusammenhang gebracht, angeblich vom König von Britannien gestiftet Erben wurde 1786 auch in England und Frankreich (Mons) eingeführt. Den Namen des Ordens selbst Einige ab von *legis digne*, d. h. Tempel, Andre von einem sogenannten wuthigen heiligen Berg in der Nähe von Kilwinning. Kios von Heindon, d. h. Radstige und Größtalt, weil die Stifter des Ordens sich für Erben des Himmlischen Reichs der Loge zu Kilwinning ausgaben.

don 21, 1845 17 Logen. Sie zählte 1844 674 active Logen, von denen in London allein 106, 463 in England, 70 in Amerika, 52 in Ostindien, 28 in Westindien, 7 in Afrika, 5 in Australien, 10 in der Armeer. Im Royal Arch-Grad arbeiten gegen 130 Logen. Englische Logen finden sich auf den canarischen Inseln, Corsu, Gibraltar und Malta. Auf Malta hat vor Kurzem der Erzbischof den Bund als einen höllischen verflucht.

Da von England aus der Bund zuerst auch außer Europa Verbreitung fand, so geben wir am besten hier zunächst eine kurze Übersicht desselben in den außereuropäischen Ländern.

I. Amerika. In den britischen Besitzungen Nordamerikas ist der Bund in großer Blüthe, namentlich in Unter- und Obercanada.

Nach den vereinigten Staaten von Nordamerika kam er zuerst 1733 durch die Großloge der Modern Masons von London, die in diesem Jahre in Boston Heinrich Price zum Provinzialgroßmeister einsetzten, nachdem vorher schon in New-Yersey eine einzelne Loge gegründet worden war.

Später wurde daselbst auch eine Provinzialgroßloge des altenglischen Systems unter Joseph Warren errichtet, die nach Beendigung des Freiheitskrieges sich für unabhängig erklärte, was auch bald die Großloge der Modern Masons that. Beide vereinigten sich dann 1792 zu einer einzigen Großloge, nach dem altenglischen Systeme, mit 81 Tochterlogen, neben der aber einzelne Provinzialgroßlogen fortbestanden.

Bis 1762 kennt man nur die drei Johannisgrade: the culdee apprentice, fellow craft and the Master Mason.

Durch Stephan Morin wurden von Frankreich aus die höhern Grade verbreitet. In New-York entstand ein Hochcapitel der französisch-schottischen 33 Grade, welches die Zahl der Grade bis auf 53 erhöhte.

Auch die Royal Arch-Maurerei fand bald Anklang, und es wurde 1797 das erste Großcapitel derselben in Philadelphia errichtet, dem bald mehrere folgten. Auch die Rittersorden des rothen Kreuzes, der Tempelherren, der Ritter vom heiligen Grab u. s. w. fanden Eingang.

Die Logen genießen ganz das Recht von moralischen Personen, und werden als solche mit ihrem ganzen Personale tat jährlich in die Staatsrollen aufgenommen.

In allen Staaten besitzen Großlogen, deren einige sehr zahlreiche Tochterlogen haben. New-York z. B. 105, Virginien (Richmond) 63, Kentucky (Frankfort) 57, Maine (Sall Thomaston) 56, Ohio (Mount Vernon) 50 u. s. w. Im Ganzen gegen 1100.

Am 8. Juni 1843 war eine Versammlung der Abgeordneten sämtlicher Großlogen, um über die Herstellung einer größten Einheit zu beraten. Es wurde vorgeschlagen, die Großlogen der verschiedenen Staaten in einer Generalgroßloge in Washington zu centralisiren und Abgeordnete nach Europa zu senden, um eine allgemeine maurerische Sprache und ganz gleichen Ritus zu bewirken.

Den meisten Logen stehen große Summen zu Wohlthätigkeitsübungen zur Verfügung. Das gesellige Element

tritt sehr in den Hintergrund. Übrigens war die Sache noch nie so in Blüthe, als gegenwärtig. Die Großlogen verleihen ihren Organisationsen immer fester Grundlegen, verbessern ihre Statuten, regeln die Disciplin, reimen ihr Personal und zeigen dem Publicum, was sie sind und wollen. Mehrere einzelne Logen, z. B. die Loge Pontopras in New-York, haben mit lauslichen Logen schriftliche Verbindungen angeknüpft.

Die höhern Grade werden durch Capitel verwaltet, über denen ein Großcapitel steht. Dann gibt es auch einen hohen Rath (Council), über den der große hohe Rath (Grand council), und Festlager (encampments), welche die Jurisdiction über die Tempel, Maltreter und Rothkruzritter haben und unter Großlogen stehen.

Ein ganz eigenthümlicher, den Logen ähnlicher, aber nicht mit ihnen zusammenhängender Orden ist der der Old Fellows.

Nach Mexico fand die Freimaurerei theils von Spanien, theils von den Logen in York aus Eingang, und wurde bei dem lebhaften Charakter der Mexicaner sehr eifrig ergriffen. Die Logen arteten jedoch bald zu politischen Clubs aus, die sich durch die Parteinamen Rosinos und Yorkinos unterscheiden.

Seit 1833 ruhten sie einige Zeit, weil der Klerus sie verfolgte. Jetzt besteht daselbst eine Großloge, unter der 20 Logen arbeiten.

Erfreuliche Fortschritte macht der Bund auch in Texas. In Houston gab es 1842 schon 15 Logen.

In Westindien blühen die Logen, und zwar von England aus auf Antigua, Barbados, Bermuda, Barbice, Curaçao, Demerara, Dominica, Grenada, Jamaica, New-Provident, St. Kitts, St. Thomas, St. Vincent, Trinidad. Außerdem noch in New-Foundland, Columbia, Neubraunschweig, Neuschottland, auf der Prince-Edwardinsel und Montserrat.

Von Frankreich aus auf Guadeloupe, Guyana, Martinique, Portorico, San-Yago; außerdem auf Guayaquil und Sacamand.

Von Holland aus in Guyana (Surinam), St. Eustache und St. Martin.

Von Dänemark aus in Ste Groix und St. Thomas. Von Schweden aus in Gustavia (St. Barthelme).

— In Port au Prince (Haïti) sind zwölf Logen.

In Brasilien besteht eine Großloge, unter der 79 Hauptstätten in Thätigkeit sind; in Rio-Janeiro allein 15, und ein Supremes Conseil, unter dem die in höhern Graden (33) arbeitenden Logen stehen. In ihrem Constitutionsbuche erklärt die Großloge Erziehung des Menschengleichs als Hauptaufgabe des Bundes. Sie will allgemeine Moral, Wissenschafften und Künste verbreiten, Wohlthätigkeit und alle geselligen, religiösen und häuslichen Tugenden üben und fördern. Sie ist mit den Großlogen in Berlin vor Kurzem in Correspondenz getreten.

II. Afrika. Nach dem Capland, Sierra Leone und Ste Helma kam die Freimaurerei von England. Von Frankreich aus wurden schon früher Logen gegründet in der Capstadt, in Port Louis (Insel Mauritius), St. André und St. Denis (Insel Bourbon) und in Senegambien.

ten, die noch blühen, in neuester Zeit, seit 1832, in Algerien (Algier), Bona, Buda) u. s. w.

III. Asien. In Persien gründete der persische Gesandte am französischen Hofe, der sich 1808 in Paris hatte aufnehmen lassen, Logen. Sie finden bestige Gegner in den orthodoxen Persen, welche sie namentlich in der Zeitschrift Tschabuck (Weisheit) öffentlich angreifen, und den christlichen Missionairen. Nach neuesten Nachrichten sollen sich gegen 50,000 Mitglieder in Persien befinden.

Daß in Japan Logen sich finden, hat vor einiger Zeit der holländische Gesandtschaftsarzt Eybold mitgetheilt.

Von England aus ist der Bund verbreitet worden in Ostindien, auf Ceylon, den Prinz Wales-Inseln, Sumatra und neuerlich in China.

Von Frankreich aus wurden Logen gegründet in Colombo (Insel Ceylon) und Pondichern (Ostindien).

Von Dänemark aus in Tranquebar (Vorderindien) und Canton (China).

Für Ostindien sind die bedeutendsten Logen in Agra, Calcutta, Bombay und Madras. Im Ganzen 26 Logen, von denen eine aus Brahmanen, Muselmännern und Parsen besteht. Die Frage, ob Hindus aufzunehmen, wurde unter dem englischen Großmeister Suffer stark in Zweifel gezogen, weil die meisten noch der Abgötterei anhängen, was deren Grundprincip zuwider ist.

Der Provinzialgroßmeister Burnes hat Alles aufgeboten, um ihre Zulassungsfähigkeit zu bewirken, wofür ihm eine Dankmedaille geprägt wurde, und durch ihn ist die oben erwähnte Loge „Aufgebender Stern Ost-Indiens“ 1844 gegründet worden. Von ihr heißt es: „Am 24. Juni 1844 waren in derselben Christen, Hindus und Muhammedaner versammelt wie die Kinder, verschiedener Glaubens und dennoch einig unter einander, verschiedene Sprachen sprechend und dennoch einander verständlich durch des Bundes allgemeine Sprache, wie Kinder eines Vaters, engverbunden durch jene unaussprechlichen Bande, die die Brüder aller Welttheile umfingern.“

In Madras erscheint eine maurerische Zeitschrift: Freemasons Monthly Herald.

Für China blüht besonders in Hongkong die Royal-Sufferloge, die vor Kurzem ein Aul für vorerwähnte Freimaurer errichtete. Begehrlich waren die Schmähungen des Missionair Gültfog gegen sie, der sie mit der sogenannten Dreiecksgesellschaft „einer Bande von Mördern und Dieben, identifizierte.“

IV. Australien. Hier blühen nach der Angabe des hamburger Archivs 200 Logen, besonders in Süd-Wales (Paramatta und Sidney), in West- und Süd-australien unter der Großloge von London. Auf der Insel Van Diemenland finden wir fünf Logen, die bedeutendste in Launceston.

33) Triad Society, deren Mitglieder sich unter geheimen Zeichen und mit dem Wabtschilde:

„Die Freuden gemeinsam theilen,

Die Leiden gemeinsam tragen,

zu gegenseitiger Unterstützung für Muth, Diebstahl u. s. w. verbunden haben.

1. Quart. d. M. u. A. Erste Section. XLIX.

Wenden wir uns nun zu den übrigen europäischen Ländern.

Portugal. Hier, wie in Spanien, war es die Inquisition, die, um das Volk in Verdrümmung und Aberglauben zu erhalten, mit Argusaugen jede Andeutung des Bundes beobachtete und mit der unmenlichstesten Grausamkeit verfolgte.

Inskriften und maurerische Insignien in alten Schlössern und Grabmälern sollten auf sehr frühes Vorhandensein von Bauhütten schließen lassen. In dem gegenwärtigen Zustande wurde der Bund 1727 zuerst von Frankreich, dann von England hierher gebracht.

Im J. 1736 ward von London aus die erste Loge in Lissabon durch Georg Gordon gegründet. Trotz der Sorgfalt, mit der man die Sache geheim hielt, wurde sie an die Inquisition verrathen, welche zwei Mitglieder, Johann Gousses aus Bern und Jacob Mouton aus Paris, verhaftete, aufs Schredlichste foltern und den Leibern auf die Galeeren bringen ließ“).

Ihnen folgten bald viele andere Opfer.

Im J. 1792 wurden der Inquisition alle Freimaurer „als Urheber der französischen Revolution“ zur Verurtheilung überliefert. Nur Wenigen gelang es, nach New-York, wo sie auf Freundschaft ausgenommen wurden, zu entfliehen. Dennoch hielten sich und entflanden unter steten Verfolgungen Logen zu Lissabon, Coimbra und Porto, und an vielen andern Orten.

Als bestigter Verfolger zeigte sich um 1800 der Generalintendant Manique. Um seinen Nachstellungen zu entgehen, mußte man oft die Locale wechseln, oder ein Theil der Mitglieder mußte spielen und tanzen, während die andern ihre Versammlungen hielten. Doch gelang dies nicht immer, und zahlreiche Verhaftungen geschahen oft auf den bloßen Verdacht hin. Dennoch wurde 1805 eine Großloge gestiftet und Goz-Moriz erster Großmeister. Durch die Invasionen französischer Heere von 1807 an erhielt der Bund eine große Stütze.

Unter dem Schatten der constitutionellen Monarchie blühte der Bund bis zur Zeit der Regeneration.

Der wieder in die Königsgewalt eingesehte Johann VI. erließ 1820 bei Strafe der Deportation nach Africa ein Verbot gegen die Freimaurer.

Man suchte sie in Zeitschriften zu verdächtigen. „Die Logen“, hieß es, „sind der Mittelpunkt für alle Rebellen Europas“, und würden nicht eher ruhen, bis der letzte König mit den Eingeweihten des letzten Priefters erdrosselt sei.“ Als noch heftiger Gegner zeigte sich bald Don Miguel. Seit seiner Proclamation zum Könige bis zur Capitulation von Evora waren Galgen und Kerker das Loos Aller, die als Freimaurer erkannt wurden.

Nach der Rückkehr der Emancipirten, 1834, bildeten sich wieder Logen in den Hauptstädten, deren Verbindnisse leider durch innere Zwistigkeiten gestört wurden.

Im J. 1837 wurde der schottische Ritus eingeführt

34) Wen beschuldigte die Freimaurer unter andern dem Grunde der Schwärze, weil sie die Frauen den ihren Versammlungen fern hielten.

und dadurch zu den drei bestehenden Großorienten ein vierter hinzugefügt.

Somit bestehen gegenwärtig in Portugal vier Großorienten, der lufitanische, unter der Oberleitung des Großorienten von Brasilien, der irischenische, unter dem Schutze der Großloge von Dublin, der Großorient von Lissabon-Manuel und der Großorient von Costa-Cabral.

Laut Patent des Suprême Conseil von Brasilien wurde das von Carvalho in Lissabon gegründete Con-sistorium des 82. Grades besetzt und ein unabhängiger hoher Rath den 27. Dec. 1841 installirt. Dieser vervollständigte sich den 31. Dec. 1844 durch einen allgemeinen Wohlthätigkeitsanstoß, der nach sechs Monaten schon ein Stammcapital von 2,700,000 Reis besaß.

In Spanien will man aus gewissen Denkmälern in Aragonien, Andalusien und Altcastilien, sowie aus Processarten in den Archiven des heiligen Officiums zu Granada auf eine frühe Existenz (1479) des Bundes schließen. Im J. 1721 soll ein Sprößling des Hauses d'Alamira, von weiten Reisen zurückgekehrt, die Loge San Juan in Madrid gegründet haben, die, von Priestern umgeben, bald eingegangen sei.

Von England aus wurde 1728 die erste Loge in Madrid, „zu den Lilien,“ und 1729 eine zweite in Gibraltar gegründet. Im J. 1739 ist Jacob Cammer-sord durch Lord Rowall zum Provinzialgroßmeister von Andalusien ernannt worden. Aber schon 1740 erließ Philipp V., auf Veranlassung der von Papst Clemens XII. erlassenen Bannbulle, ein scharfes Edict gegen die Freimaurer, in Folge dessen viele zu Galeren und andern harten Strafen verurtheilt wurden.

Um nun die im Geheimen noch fortlebenden Logen mit Stumpf und Stiel auszurotten, griff der Inquisitor Pater Torrubia zu einem echt jesuitischen Mittel. Er ließ sich 1751 nach zuvor von dem päpstlichen Großprocurator erhaltener Dispensation und Losprechung von dem abzulegenden Eide der Verschwiegenheit, unter dem erborgten Namen und Stand eines Weltpriesters, in den Bund aufnehmen, unterrichtete sich, mit Schlangenlist, von allen Verhältnissen, und trat dann bei dem höchsten Gerichtshofe der Inquisition in Madrid mit einer furchtbaren Anklage „gegen das verabschwendungswürdige Institut der Freimaurerei“ auf, ein genaues Verzeichniß der 97 damals in Spanien bestehenden Logen und ihrer Mitglieder vorlegend. Darauf hin wurden Tausende verhaftet, peinlich verurtheilt und am 2. Juli 1751 von Ferdinand VI. der Orden der Todesstrafe verboten. Die grausam dieses Decret gehandhabt wurde, davon erzählt Florentie in seiner *Histoire crit. de l'Inquisition d'Espagne* Tom. IV. ein schreckliches Beispiel.

Erst 1807, als Napoleon's siegreiche Heere in Spanien einrückten, konnte der Bund sichern Boden gewinnen. Nach der Thronbesteigung Joseph Napoleon's gewann er ihn in so ausgedehntem Maße, daß 1809 in Madrid eine große Nationalloge gegründet wurde, die in dem Gebäude des (damals aufgegebnen) Glaubenstribunals ihre Sitzungen hielt.

Im J. 1811 gründete Joseph Napoleon eine Groß-

capitel der höhern Grade, und der Bund blühte bis zur Rückkehr Ferdinand's VII. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Inquisition wieder einzuführen und 1814 den 24. Mai die Freimaurerei unter Androhung der härtesten Strafen zu verbieten und Verfolgungen ihrer Anhänger anzuordnen.

Unter der Herrschaft der Cortes (1820), wurden alle wegen Theilnahme am Bunde Verhafteten in Folge eines Befehls der provisorischen Regierung in Freiheit gesetzt, die geschlossenen Logen wieder eröffnet und neue gegründet.³⁵⁾

Aber schon am 1. Aug. 1824 erließ Ferdinand VII. ein neues strenges Verbot gegen alle geheimen Bünde. Binnen Monatsfrist sollten sie laute die Verordnung, alle Mitglieder des Bundes sich melden und ihre Papiere ausliefern, widrigenfalls man sie, wenn sie später der Mitgliedschaft überführt würden, sogleich ohne weiteren Proceß ausknüpfen würde. Nach Ablauf dieser Frist erklärte der Kriegsminister Apnerich alle Freimaurer des Reichs für vogelfrei. In Folge davon wurden 1827 noch sieben Gräber einer Loge in Granada hingerichtet.

Als nach Ferdinand's VII. Tode, 1833, der unglückselige Bürgerkrieg ausbrach und in demselben die burschascische Partei unterlag, hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der Bund konnte sich doch nur im Geheimen ausbilden, weil die Theilnehmer mit Landesverweisung bedroht waren.

In neuester Zeit ist ein schon 1843 berathener, 33 Grade anerkennender, aus sieben Sectionen bestehender Großorient³⁶⁾ ins Leben und mit dem Grand Orient de France und der Großloge von England in Verbindung getreten, jedoch so, daß weder die Stadt, in der er gegründet, noch seine Theilhaber bei ihren rechtlichen Namen, sondern nur als angenommen genannt werden. Der fiktive Name der Stadt ist Volée invisible. Spanien ist in vier große Districte eingetheilt, deren jeder drei Provinziallogen zählt. Die Erkennungszeichen sind verändert und alle halbe Jahre wird das Erkennungswort gewechselt.

Frankreich. Die erste Loge³⁷⁾ wurde in Paris 1725 von Lord Derovents Waters und den Ritters Raf-selgne und Herguettz errichtet, unter dem Namen Louis d'argent, die St. Thomas, nach der Constitution und dem Ritual der Großloge in London, 1732 eine zweite, unter dem Namen des Herzogs von Aumont, der in sie aufgenommen wurde, denen bald mehrere folgten. Viel arbeiteten bald aus. Eilestelt und Brunnstucht waren bald die Quellen zu höhern Graden, welche man mit den nach Frankreich geflüchteten Präsidenten Jacob II. und III. 1686, in Verbindung brachte und unter dem Namen Clermont'sches Hochcapitel, Clermont'sches System zusammenfaßte³⁸⁾.

35) Auch die Carbonaris und Communes erhoben ihre Forderungen.

36) Grand Orient despirique reformé.

37) Angenommen von früher existirenden Logen sind ungenannt.

38) Die Traditionen dieses Systems wesentlichen Einfluß geübt und vornehmlich die Fiction einer Aufschwemmung der Freimaurerei auf dem Tempelbauwesen veranlaßt haben. Darnach wird als Stifter genannt. Die Loge ging, bald, nachdem Jacob Molay, der 1494

Wißliche Verbote Ludwig's XV. in den Jahren 1737, 1744, 1745 hinderten die Verbreitung so wenig, daß der Herzog von Antan 1738 die Wahl als lebenslänglicher Großmeister annahm und nach seinem Tode Ludwig von Bourbon, Graf von Clermont, ihm folgte.

Die von Letzterem ernannten Stellvertreter, Baurer, ein habbüßiger Banquier, und dann Vaorane, ein leichtfertiger Tanzmeister, riefen durch ihre Unbesonnenheit Verwirrung und Spaltungen hervor, die zwar von einem dritten Generalsubstituten, Etailou de Seinoille, für einige Zeit beseitigt, aber dann um so heftiger ausbrachen und zur Entstehung neuer Großlogen, Convents, Capitäl u. in den Provinzen verfißt"), Veranlassung zu neuen Verböten von Seiten des Staats und der Kirche") wurden.

Waar gelang es dem 1773 zum Grand-mätre de la maçonnerie française feierlich eingesetzten Herzog von Chartres, nachheriger Herzog von Orleans (Egalité), die Zurücknahme dieser Verböte zu bewirken und durch mehr Convente") eine größere Einheit anzubahnen"); als aber der Kopf desselben 1793, nachdem er sich vom Bunde losgesagt, unter der Guillotine gefallen war, brachen überall störende Spaltungen wieder aus, und die Sache kam mehrere Jahre in Verfall. Die besten Opfer der Reconstructionszeit, namentlich die Girondisten, gehörten dem Bunde an.

Mit der seit 1796 ins Innere Frankreichs wiederkehrenden Ruhe kamen die Logen wieder in Blüthe und entzweiten sich bald ein reges Leben. Kettiers de Montaleu (grand Vénéérable) gab sich viele Mühe und vereinigte 1799 den Grand-Orient und die Grande Loge. Dagegen gab es neue Streitigkeiten mit den Logen, welche die, besonders seit 1786, zunehmenden, höhern Grade hatten. An der Spitze derselben stand der sogenannte Suprême-Consell, gestiftet vom Grafen Grassi-Tilla mit seinen 33 höhern Graden. Der Friede wurde durch die Bestimmung hergestellt, daß derselbe die Grade 19—33 für sich behalten und mit den früheren einen Theil des

Grand-Orient ausmachen sollte. Im J. 1806 wurde diese Vereinigung wieder aufgehoben.

Joseph Napoleon wurde zum Großmeister und Cambracres zu seinem Premier-Adjoint ernannt. Im J. 1812 waren in Paris 130 Logen, im ganzen französischen Reiche 1880 Logen und 89 Militärlogen, welche den Riten ihrer Regimenter folgten").

Nach kurzer Unterbrechung durch den Kriegssturm des Jahre 1814 und 1815 eröffnete der Grand-Orient seine Thätigkeit damit, daß er Joseph Napoleon und Cambracres (Herzog von Parma) ihrer Stellen verlustig erklärte und an deren Stellen den Herzog von Tarent (Macdonald), den Marschall Bernonville und den Marschall Limbrun-Thiembrou (Grafen von Ballice) als Grands Conservateurs einsetzte.

Kaß alle Logen stellten sich unter den Grand-Orient, da dieser alle höhern Grade, mit Ausnahme der des Suprême Conseil und Rite Misraim, unter seiner Obergewalt duldet. Neue Streitigkeiten entbrannten zwischen dem Grand-Orient und dem Suprême Conseil, deren Ausgleichung 1826 und 1834 vergeblich versucht wurde. Der Letzte schloß in diesem Jahre mit den Suprêmes Conseils von New-York, Rio-Janeiro und Brüssel eine Conföderation ab und gewann dadurch an Bedeutung.

Der Erste fuhr fort, ihn und seine Tochterlogen für unregelmäßig zu erklären.

Im J. 1841 wurde ein neuer Versuch zur Vereinigung gemacht. Dieser glückte, und es kam am 19. Febr. 1842 ein förmlicher Vereinigungsvertrag zu Stande. Der Univers, das Organ der Jesuiten, verfolgte den Bund sehr heftig. Ein 1845 durch den Marschall Soult an die Armeetrachtetes Verbot in Betreff der Theilnahme am Bunde scheint nicht in Wirksamkeit getreten zu sein.

Thätig sind gegenwärtig in Frankreich gegen 280 Logen; in Paris allein 90 Logen. Auch auswärts haben die maurerischen Oberbehörden von Paris Logen errichtet, zunächst in den Colonien, namentlich in den afrikanischen, in Algerien, auf der Insel Bourbon und in den amerikanischen Besitzungen Guadeloupe, Surinam und Martinique.

Außerdem stehen auch Logen in Belgien, in der Schweiz, auf Caylon, in Ostindien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, der Insel Mauritius, in Senegambien, Westindien und den vereinigten Staaten Nordamerikas unter dem französischen Großorient. Im J. 1838 machte der Grand-Orient die Einrichtung, daß jährlich am 27. Dec. drei Medaillen zur Belohnung an solche gegeben werden sollten, die irgend eine der Menschheit nützliche That vollbracht hätten. Daß die Logen mit zur Wiederherstellung gesellschafter Ordnung nach der Februarrevolution 1848 beigetragen haben, scheint aus dem den Worten liberté und égalité hinzugesetzten „fraternité“ hervorzugehen.

Italien. Im J. 1733 gründete Lord Sackville, Herzog von Middlesex, die erste Loge in Florenz"). Im

43) Diese Logen, besonders aber auch viele Civillogen, drehten sich um die Person des Kaisers. Mit dem Aussterben Napoleons wurden sie zerfallen und gelöst. 44) In Italien erhielt die Freimaurerei den Namen Coccchia (die Kamekade).

3. 1737 erschien ein strenges Edict gegen den Bund, welches aber schon im folgenden Jahre von Franz I. wieder aufgehoben wurde.

In Neapel stiftete um 1750 ein Grieche eine Loge, die sich, ungeachtet eines Verbots Karl's III. von Spanien, später zu einer Provinzialloge und dann 1764 zu einer Nationalloge ausbildete. Im 3. 1775 erschien in Neapel ein neues Verbot gegen die Mauterei, in dem sie als Majestätsverbrechen verpönt ward, welches jedoch durch Vermittelung der Gemahlin Ferdinand's IV., Karoline, einer Tochter Franz' I., 1783 wieder aufgehoben wurde. Doch blieb der Bund streng überwacht.

In Sicilien bestanden 1775 gesetzmäßige Logen, unter einer Nationalloge, der Feio, welche aber bald eingehen mußten.

In den übrigen Theilen Italiens, mit Ausnahme von Venedig und Verona, wo 1772 zwei Logen entstanden, aber 1785 aufgehoben wurden, konnte der Bund, von geistlichen⁴⁵⁾ und weltlichen Behörden fortwährend verfolgt, früher keine Wurzel fassen.

Erst unter Murat blühten überall Logen auf. Er genehmigte einen Grand-Orient und ward selbst Großmeister dem 24. Juni 1809⁴⁶⁾. Nach Napoleon's Sturz wurde eine heftige Verfolgung gegen sie eingeleitet und die Theilnahme, dem 28. März 1821, bei Galeerenstrafe verboten⁴⁷⁾. Seitdem ist der Bund dort gänzlich verschwunden. Als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, gab man sich von Seiten des Bundes äußerlichen Hoffnungen hin. Eine seiner ersten Geschäfte war, daß er ein neu erdichtetes, höchst unschuldiges maurerisches Buch verbot. Unter dem Krummstabe werden die Bauplatten nimmer gedeihen.

Schweiz. Die Geschichte des Bundes theilt sich hier in drei Perioden. Die erste von 1737—1803.

Der englische Provinzialgroßmeister Georg Hamilton gründete vermittle eines Constitutionspatents des englischen Großmeisters, Herzogs von Montagu, im 3. 1737 in Genf die erste und den 2. Febr. 1739 in Lausanne die zweite Loge, und am letzten Orte zugleich eine freimaurerische Oberbehörde, die den Namen helvetisch-romanisches Directorium (Directoire national Helvétique roman) erhielt. Ein im 3. 1745 von Bern ausgehendes und 1782 erneutes Verbot konnte die Verbindung nicht unterdrücken⁴⁸⁾, und sie blühte in allen protestantischen Cantons, während ihr in den katholischen der Auer, durch die päpstlichen Bannbulen aufgereizt, fortwährend hemmend im Wege stand.

Die 1766 in Basel und 1772 in Zürich errichteten

Logen bekannten sich zu den drei ersten Graden der strengen Obervang. Im 3. 1775 wurde unter dem Einflusse von deutschen Obedienten die höhere Grade eingeführt und in Basel das „altshottische Directorium“ der Schweiz errichtet, von welchem 1780 und 1791 in Neuenburg zwei Logen gegründet wurden⁴⁹⁾.

Als durch einen gewissen Sidrac aus Paris 1777 die Ausartung französischer Mauterei sich eindringen wollte, wurde beschlossen, daß die Freimaurerei in Helvetien nach den beiden Landes Sprachen durch zwei Behörden, eine den deutschen Theil durch das schottische Directorium und den französischen durch das Directoire ecossais roman, regiert werden sollte.

Im 3. 1786 bildete sich in Genf die Grande Loge de Genève, die aber 1793, aus politischen Gründen sich auflösend, dem Grand-Orient de France einverleibt wurde.

Zweite Periode von 1803—1844. Von 1793—1803 ruhten, vom Kriegsdum überhäubt, die Schweizerlogen. Am 14. Sept. d. 3. trat in Bern, vom Grand-Orient de France gegründet, die Loge zur Hoffnung ins Leben, welcher bald mehr in Lausanne (1805), Basel (1807), Solothurn (1809) u. s. w. folgten; alle von Paris aus errichtet.

Im 3. 1810 trat das ehemalige Directorium zu Lausanne unter dem Namen Grand-Orient national Helvétique roman als unabhängige vaterländische Behörde, und 1811 das früher in Zürich bestandene Directorium mit allen seinen 1793 in Stülthaus gerathenen Logen in Basel von Neuem ins Leben. Letzteres wurde später wieder nach Zürich zurückverlegt.

Im 3. 1818 den 27. Juli wurde von dem Herzog von Cuxfer, Großmeister der Freimaurerei in England, in Bern eine Provinzialgroßloge durch Peter Rudm. von Zavel errichtet.

Durch einen am 29. April 1822 abgeschlossenen Vertrag, durch den man dem von Frankreich sich eingehend habenden Unwesen des Ordre maçonnique de Mairaim en son 90^{ème} degré zu beugen suchte, lösten sich dieselben wieder auf und constituiren unter von Zavel mit dem sich ebenfalls auflösenden Grand-Orient zu Lausanne, unter dem Namen Großlandesloge der Schweiz, einen Logenbund, der zu Johann d. 3. hienislich proclamirt wurde und sich zum altenglischen Ritus bekannte.

Von den in der Mitte dieser Periode bestehenden vier Oberbehörden bestanden also nun nur noch zwei, nämlich diese Großlandesloge zu Bern, unter der im 3. 1840 zwölf Logen, und das Directorium der schottischen Mauterei, unter dem sechs Logen standen, die man besonders seit 1836 von allen Seiten der in eine einzige vereinigt zu sehen immer lebhafter wünschte. Am 22—24. Juni 1844 fand, nachdem die Sache auf mehreren Generalversammlungen zu Zürich, Bern, Basel, Locle und Aarau reichlich erwogen und vorbereitet worden war, dieser feierliche

45) Papst Clemens II. hatte den Bund schon 1738 mit dem beständigen Bannfluch belegt und Benedict XIV. denselben 1751 verhängt. Doch hat auch in Bern von 1735—1737 eine von Gienburg aus gegründete Loge bestanden. 46) Seit 1812 bildete sich unter dem Namen Carbonaria ein Bund mit den politischen Kreisständen Unzufriedener, der von dem Freimaurerbunde Symbole entlehnte und ihn selbst gern ins Interesse gezogen hatte. 47) Ein Edict, welches der Staatssecretär Pius VII., Goncalves, den 13. Aug. 1814 ergehen ließ, decretirte die Theilnahme mit Verbannung und Todesstrafe. 48) Dagegen steht in Folge desselben das helvetisch-romanische Directorium in Lausanne aufblühte.

49) Ravater gehörte diesem Ritus an.

Wunsch seine Erfüllung. Es lösten sich die bisherigen maurerischen Oberbehörden, das Directorium der rectificirten schottischen Maurerei in Zürich und die große Landesloge in Bern auf, um zu einer schweizerischen Großloge, unter dem Namen Alpina und dem Großmeister Hottlinger, zusammenzutreten, der die meisten Logen beitraten und unter der 16 Logen arbeiteten.

Holland und die Niederlande. Schon im J. 1731 wirkte unter der Großmeisterthätigkeit des Lords Lovel in London durch Stanhope, Grafen von Chesterfeld, die erste maurerische Versammlung im Haag gehalten und der Herzog von Vostringen, Franz Stephan, nachheriger (1745 — 1765) teuffcher Kaiser Franz I., in dieselbe aufgenommen. Aber erst im J. 1734 den 30. Sept. wurde die erste wirkliche Loge, unter dem Namen Loge du Grand-Maitre des Provinces réunies et du ressort de la Généralité, von Vincent de la Chapelle ebenfalls im Haag gehalten.

Der Bund verbreitete sich so schnell, daß er Besorgniß erregte, und die Generalstaaten schon 1735, unter allen Regierungen des Continents zuerst, ein strenges Verbot gegen ihn erließen, welches Karl VI. 1738 auch in Beziehung auf die österreichischen Niederlande und Kalandern auftrug. Die Loge im Haag setzte jedoch ihre Versammlungen fort, nahm 1749 den Namen de l'Union royale an und gab Veranlassung zu der am 27. Dec. 1756 daselbst errichteten, noch jetzt bestehenden Nationalloge der Niederlande⁵⁰⁾, welche 1770 den 25. April mit der Großloge der Modern Masons in London ein Concordat abschloß, dem zufolge sie völlige Unabhängigkeit erlangte.

Indessen war 1735 auch in Amsterdam eine Loge errichtet worden, die Verbot erregt hatte. Es wurden ihr vom Magistrat die Versammlungen untersagt, und als diese doch fortbauerten, die obersten Aemtern derselben verhaftet. „Wir sind als Freimaurer,“ so sagten sie freimüthig im Verhöre, „friedliche Unterthanen und unserm Vaterlande und Landesherren mit unwandelbarer Treue ergeben. Wir leben in Eintracht; Heuchelei und Betrug verabscheuen wir; menschenfreundliche Handlungen sind uns Pflicht und Genuß. Unsere Gebräuche und Geheimnisse dürfen wir nicht verrathen. Sie sind aber weder göttlichen, noch menschlichen Befehlen zuwider. Lasset ein Mitglied des Magistrats bei uns aufnehmen, das wird und solches bezeugen.“ Diese Sprache gefiel dem Magistrat. Der Stadtschreiber ließ sich im Auftrag des Magistrats aufnehmen, und erstattete so günstigen Bericht, daß fast alle Mitglieder des Magistrats sich aufnehmen ließen.

Seitdem erblühte der Bund, ohne irgend ein Hinderniß, immer schöner auf, und zeichnete sich durch Übung der Wohlthätigkeit aus⁵¹⁾. Im J. 1816 übernahm Prinz Wilhelm Friedrich Karl die Würde eines Nationalgroßmeisters. Am 6. Juni 1841 wurde das Jubelfest seiner großmeisterlichen Hammerführung feierlich begangen.

Als 1830 die ehemals österreichischen Niederlande von Holland sich trennten und das Königreich Belgien bildeten, entstand ein Grand-Orient belgique. Der Freimaurerbund bildet in Belgien gleichsam den Mittelpunkt, um den sich die liberale Partei schart, und wird in dankbarer Anerkennung seiner thätigen Menschlichkeit von dem Volke geliebt und geachtet, desto gründlicher aber vom Klerus gehaßt, der den Freimaurern das heilige Abendmahl, den Trost der Sterbenden und den Besorgen alle Entschiedenheit verweigert. Nichtsdestoweniger mehren sich die Logen immer mehr, und selbst auf Dörfern werden welche errichtet.

Dänemark. Am 11. Nov. 1743 versammelte man sich unter dem Vorhise des Baron Münnich, der ein Patient von der Loge aux Trois Globes in Berlin hatte, zum ersten Male maurerisch in Kopenhagen; aber erst den 13. Jan. 1745 wurde eine förmliche Loge, St. Martin, gegründet und 1749 von Lord Hyton, Großmeister von England, patentirt und zur Provinzialgroßloge erhoben.

Im J. 1754 wurde von der großen Loge von Schottland ebenfalls in Kopenhagen eine schottische Provinzialloge, Le petit Nombre, errichtet, die sich bald unabhängig machte. Der Bund verbreitete sich schnell durch alle Landestheile bis nach den baltisch-westindischen Inseln hin, und wurde 1792 vom Staate förmlich anerkannt. Das Generalgroßmeisteramt übernahm Landgraf Karl von Hessen und nach dessen Tode, 1836, Christian VIII., welcher mehrmals die Festoramlungen besuchte. In seinem Krönungstage, den 28. Juni 1840, wurde eine der bedeutende Stiftung für Witwenunterstützung errichtet. Zwei unter dem Generalgroßmeister stehende Freimaurerdirectoren leiteten die Geschäfte. Auch in den westindischen Colonien Dänemarks sind einige Logen.

Schweden und Norwegen. Mit welchem Rechte man daselbst ein sehr hohes Alter für das Bestehen des Bundes in Anspruch nimmt, lassen wir aus Mangel an Urkunden unentschieden. Die 1736 von England hierher gebrachte und schnell Wurzel fassende Freimaurerei wurde den 21. Oct. 1738 von Friedrich I. bei Todesstrafe untersagt, gewann aber, nachdem sieben Jahre später das Verbot zurückgenommen wurde, bald sichern Boden. Der König stellte sich an die Spitze und ließ sich von den Deputirten der Loge huldigen. Von ihrem menschenfreundlichen Wirken zeugt das 1753 von ihnen gegründete große Baisenhäus. Später wich man von der alten Einfachheit ab.

Die Freimaurerei neigte sich theilweise seit 1786 zu den metaphysischen und mythisch-theosophischen Bestrebungen Schwedenborg's, woraus das schwedische System, welches neun Grade hat, hervorging, was bald in England und Rußland Anklang fand, und noch jetzt in modificirter Gestalt, ähnlich der strikten Obergang, nicht nur in Schweden, sondern von Binnendruck modifizirt (mit sieben Graden), in der großen Landesloge von Deutschland in Berlin sich findet. Andererseits kam man unter jesuitischem Einfluß auf Rosenkreuzer und alchemistische Bestrebungen. Eine gemeinschaftliche Vereinigung mit Deutschland kam nicht zu Stande. Diese Richtung wurde unter Gustav III.

50) Sie zählte 1842 75 Bundeslogen, von denen die Mehrzahl auf die Colonien kommen. 51) Auserkann ist die von ihm 1808 gegründete Blindenanstalt.

durch eine mehr politische Tendenz verdrängt. Dieser ließ sich, um sich der durch Karl XII. veranlaßten, lästig werdenden Vormundtschaft der Reichsfürsten zu entziehen, in den Bund aufnehmen und seinen Bruder, den Herzog von Südermanland, zum Großmeister ernennen. Seit der Zeit hat der Bund in Schweden eine politische Bedeutung gewonnen. Im J. 1811 stiftete Karl XIII. einen öffentlich zu tragenden Orden für verdiente Freimaurer¹⁾, den Orden Karl XIII.

Alle Logen stehen unter der großen schwedischen Landesloge zu Stockholm, deren Großmeister ein Glied aus dem königlichen Hause ist. Ihre Lehrart ist christlich-mystisch, die Idee eines Uebersichtstums verfolgend, und hat viele Grade. Unter ihr stehen drei Provinziallogen, eine Stenarpsloge, sieben Andreas- und 16 Johannislogen.

Zwei seltsame Männer, der von Vielen für einen wirksamen Zauberer gehaltenen, von Anders für einen betrügerischen Charlatan erklärte Björnram, Secretair Gustav's III., und der 1770 zu Jönköping geborene Hofsecretair Karl Adolph Anderson Boheman, Haupt und Apostel der, politischen Umtriebe verdächtigen, asiatischen Brüder, waren nicht ohne bedeutenden Einfluß auf den Bund.

Polen. Hier ist die Freimaurerei wegen der fortbauenden politischen Fährung nie recht zur allgemeinen Blüthe gekommen. Um das Jahr 1736 wurden Logen von England aus errichtet, mußten aber der Bannbulle Clement's XII. zufolge geschlossen werden.

In den Jahren 1742—1749 entstanden wieder Bauhütten in Warschau, Lemberg und Warschau. Im J. 1769 erlosch sich eine der warschauer, unter Roßgeetz, zur Großloge. Im J. 1794 löste sich mit der staatlichen Selbstständigkeit auch der Logenbund, und nur in dem preussischen Antheil hielt sich die Sache.

Im J. 1807 entstand mit dem neugebildeten Herzogthume Warschau auch die Freimaurerei wieder, und bald darauf wurde ein Groslozium von Polen proclamirt. Dieser war nach kurzer Unterbrechung im J. 1813 mit zahlreichen Tochterlogen (1818 einige 40) bis 1821 thätig. Am 6. Nov. d. J. wurde die Freimaurerei in Folge eines Befehls vom Kaiser Alexander vom 12. Aug. gänzlich verboten. Einige während der Insurrection von 1830—1831 reorganisirte Logen wurden, nach deren Unterbrechung, wieder geschlossen.

Rußland. Schon 1731 constituirte die Großloge von England unter der Kaiserin Anna Iwanowna eine Loge in Moskau, die aber ihre Versammlungen sehr geheim gehalten zu haben scheint.

Seit 1762 fand die Mafonci-Euldung. Katharina II. erklärte sich, nachdem sie sich hatte Bericht erhalten lassen, als Beschützerin der Loge Elise in Moskau, worauf

mehr Logen, namentlich in Petersburg, „zur vollkommenen Einigkeit“ entstanden, die selbst, „als Katharina ihnen ihren Schutz wieder entzog, fortbestanden und viele Große des Reichs in ihrer Mitte hatten.

Paul I., Anfangs dem Bunde geneigt, verbot, auf Veranlassung des Malteser Grafen Ewen, den Bund, und er wurde seitdem nur im Stillen gepflegt. Kaiser Alexander bestätigte Anfangs 1801 Paul's Verbot, ließ aber dasselbe 1803, durch den Staatsrath Böder beseitigen, nachdem er sich Bericht hatte erlassen lassen, zurück- und sich selbst in den Bund aufnehmen.

Im J. 1811 wurde in Petersburg eine, dem schwedischen Systeme angehörende, Großdirectorialloge, „Wladimir zur Ordnung“, errichtet, an deren Stelle 1815 die Großloge Asträa mit toleranteren Grundsätzen trat.

Am 12. Aug. 1821 erschien unerwartet, wie man glaubte auf den Verbot hin, daß die vernommenen Jesuiten sich in den Logen versteckt hielten, der schon erwähnte Ulas Alexander's, der den Bund aus Strengste untersagte, was noch jetzt gilt. Der freimaurerische Hammer und die russische Knete sind zu heterogene Instrumente, als daß sich sobald etwas zu Gunsten des Bundes hoffen ließe.

Türkei. Auch hier wurden 1738—1748, und zwar in Constantinopel, Smyrna und Aleppo, von England aus Logen errichtet. Die Regierung gab in Constantinopel Befehl, bei der nächsten Versammlung das Haus zu sperren und anzuzünden. Niemand fand sich zu derselben ein.

In neuerer Zeit finden sich wieder Spuren der Freimaurerei. Schon 1829 wurde in Zeitungen berichtet, daß die russischen Officiere nach der Schlacht bei Schumla solche bei ihrem Einzuge in Adrianopel gefunden hätten. Weitere Nachrichten verbanden mit einem deutschen Kiste in Jassy, der von einem wohlthätigen Deroisch maurerisch begräbt wurde, und von ihm die Notiz erhielt, daß er in dem türkischen Kloster bei der Sophienmoschee in Constantinopel noch mehr Bekannte finden werde. Nach Räters Hören war von einem Freimaurer, Schütz aus Leipzig, den eine Geschäftsreise nach Serbien führte. Er theilt mit, daß er in Belgrad eine türkische Loge, Alkouschia, besucht habe. Sie bestete aus 50 Mitgliedern, deren Religionsbegriffe über dem Islamismus zu stehen schienen, da jeder von ihnen nur eine Frau deshe und bei der Tafellog Wein getrunken werde. Die Loge stehe mit den persischen Freimaurern, deren über 50,000 seien, in Verbindung. Der Vorsitzende, Ismael Biskofat, sei zugleich Großmeister für die europäische Türkei. Dieser hat ihn selbst zum Ehrenmitgliede aufgenommen und ihm ein Schreiben an seinen Meister vom Stuhle in Leipzig mitgegeben, in welchem derselbe ebenfalls zum Ehrenmitgliede der Loge in Belgrad ernannt wird, woran sich eine weitere interessante Correspondenz angeknüpft hat. Als Stifter der türkischen Freimaurerei wird Ali genannt.

Deutschland. Nach Anderson wurde bereits 1733 mit Patent des englischen Großmeisters Strathmore die erste deutsche Loge in Hamburg errichtet, von der sich keine weitere Notiz findet. Aus einer 1737 daselbst unter von

32) „Damit“, wie es in den Statuten heißt, „auch diejenigen, welche im Stillen Angelegenheiten, eine äußere Güte zu haben vermögen.“ Der Orden hat, außer den dem Bund angehörenden Prinzipen des Uebersichtstums, 30 Stufen, drei geistliche und 27 weltliche, die den Communen der übrigen Ordens angehören. Das Ordensgeschloß ist eine Krone mit einem davon hangenden Kreuze.

Marschall gestifteten Provinzialgroßloge ging die noch jetzt bestehende Großloge von Hamburg und Rieberschlag hervor. Diefem Beispiele folgte man bald in allen Theilen Teutschlands.

Ehe wir aber die äußern Schicksale des Bundes in den einzelnen Ländern in kurzer Übersicht betrachten, müssen wir Einiges über die innere Beschaffenheit desselben im Allgemeinen und über mehrfache Auswüchse, Verirrungen und Entartungen desselben in Teutschland vorausschicken. Bis zum siebenjährigen Kriege kannte man in Teutschland nur das einfache englische System. Mit demselben wurde durch französische Officiere der Geschmack an den höhern Graden verbreitet, wodurch eine Umgestaltung vorbereitet wurde.

Am stärksten traten hier die umgestaltenden Bestrebungen des Reichsfreiherrn von Hund auf Altengrotkau (geboren zu Melrichshab 1722, gest. zu Weimingen den 8. Nov. 1776) hervor, der als ein rechtschaffener, edler und kenntnisreicher, dabei aber leichtgläubiger und für Abenteurer empfänglicher Mann erscheint.

Nachdem er 1742 in Frankfurt in den dritten Grad aufgenommen worden war, ließ er sich 1743 in Paris die Weisheit für die dort bestehenden höhern Grade geben. Bei seiner Rückkehr war er, unter Berufung auf höhere Obere, für die Verbreitung eines neuen Systems, „der stricten Obedienz“, unermüdet thätig, durch das er die Freimaurerei als eine Fortsetzung des Tempelbrennordens darstellte. Es hatte außer den drei früheren Graden noch drei andere, welchen von Hund noch einen vierten zugesellte. Europa wurde nach demselben in neun Provinzen eingetheilt. Von Hund erklärte sich für den von den höhern Obern“) bestellten Heermeister der sieben, Nieder- teutschland, preussisch Polen, Holland und Kurland umfassenden, in Diöcesen, Präfecturen und Commenden eingetheilten, Provinz. Im J. 1763 trat er in Verbindung mit einem Betrüger, Namens Leuchs, der ihn, unter dem Namen Johnson a Jünern, durch Vorfälschung einer geheimen Mission eine Zeit lang täuschte, den er aber auf einem zu Altenberga bei Jena 1764 gehaltenen Convent entlarvte.

Nachdem auf diesem Convent von Hund als Haupt der teuthen Freimaurer anerkannt worden war, reiste in seinem Auftrage der coburg-saalfeldische Geheimrath Schubert von Klefeld, unter dem Erbnamensnamen eques a Struthione, durch ganz Teutschland, um alle Logen nach den Regeln der stricten Obedienz zu rectificiren, und von Hund (eques ab ense) erbot sich, seine Güter in Schlesien als Sitz des Großmeisters herzugeben. Die von ihm gegründeten Logen der stricten Obedienz wurden bald Sammelplätze der ersten Classen der Gesellschaft.

In derselben Zeit trat der des Kryptocalbolicismus verdächtige Obedenzprediger Stark in Darmstadt, 1767, auf, ebenfalls unter Berufung auf unbekante Obere, um ein neues, natürliches und göttliche Magie, Chemie und Alchemie enthaltendes, das sogenannte Herkallische System zu verbreiten. Dieses System enthielt sieben Stufen

Im J. 1772 wurde, um eine Vereinigung dieses Systems mit der stricten Obedienz zu bewirken, ein Convent zu Kogla in der Niederlausitz gehalten. Der Zweck wurde nicht erreicht, von Hund als speciemler Oberer eines Logenstengels und Herzog Ferdinand von Braunschweig zum genertellen Obern aller zur stricten Obedienz gebörenden Logen ernannt. Auch die Convente zu Wiesbaden, 1775, Braunschweig, 1775, und Wolfenbüttel, 1778, führten zu keinem bestimmten Ziele.

Mittlerweile hatte der Cassierer Schröpfer, der sich 1774 im Rosenbath zu Leipzig erschöpfte, von Gugumow, der sich für einen Hohenpriester des heiligen Stuhls in Cypern ausgab und auf dem Convent in Wiesbaden entlarvt wurde, durch Geisteserscheinungen und sonstige betrügerische Gaukeleien, sowie der abgelehnte antislische Superintendent Rofa durch sein abenteuerliches Hochapitel und andere auf ähnliche Weise ein ärgerliches Spiel mit den Formen der stricten Obedienz getrieben und die Logen zu Marionettenspielen gemacht. — Rosenkreuzer“) traten partheiisch auf und verführten den Hund einer Unerblichkeitstinctur und des Steins der Weisen. Man sah den Mopsorden und die Brüder vom Senforn. Es gab Harmonisten und weibliche Hoffnungsritter, Bauberten aus Afrika, asiatische Weisheitslehrer, schlesische Kreuzbrüder und Illuminaten“), lauter schändliche Auswüchse des Bundes, oder ihm fremdartige Geheimbündnisse, welche seine Form und Gebräuche mißbrauchten“).

Um solchem Unfug zu steuern und das Wesen der Freimaurerei festzustellen, schrieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig einen Convent in Wilhelmshab bei Hanau, den 16. Juli 1782, aus, wo man nach 30 Sitzungen zu dem Endresultate kam, daß die Freimaurerei eine Fortsetzung des Tempelbrennordens nicht sei.

Die stricte Obedienz wurde auf neue Grundsätze auf vier Grade mit verändertem System zurückgeführt

54) Eine zu Anfang des 17. Japels entstandene Gesellschaft, die ihren Namen von ihrem Ordensgründer, einem goldenen Kreuz mit daran hängenden Ketten, führte, und im 18. Japrl. in einem zu einer Oberbehörde des Freimaurerbundes sich aufreissenden, Theosophie und Alchemie treibenden Verein sich zu erneuern suchte.

55) Hier von einander verschiedene Vereine führten diesen Namen. Wir meinen hier den vierten, welcher 1776 von Weisshaupt gegen die Umtriebe der Jesuiten in Baiern gegründet, oder schon 1785 aufte Schürste unterlag und verfiel wurde. Vergl. hierüber, sowie über die übrigen Bewegungen Schloßers, Geschichte des 18. Japrls. 2. Bd. S. 263 — 317. 56) Da hier die Zeit fällt aus welschlich die Abfassung der sogenannten „einen Urkunde“, die 1816 an den Nationalassembles der niederländischen Regent als in einem Nachlasse vorgefunden eingegeben wurde. Sie ist auf Pergament mit Charakteren in lateinischer Sprache abgefaßt und mit dem Unterschriften 19 bedeutender Männer, z. B. des Großschloßers Hermann von Götting, Gellings, Melandischens, Jac. Dräpstein u. s. w., versehen. Ihr Inhalt ist folgender: Es kommen den 24. Juni 1835 die Vorsteher von 19 Bauhöfen aus allen Theilen Europa's zusammen, um den verschiedenen Reueverordnungen des Bundeswortes, als wollten die Freimaurer den Tempelorden wieder herstellen u. s. w., bader entgegenzutreten, daß sie den wahren christlichen Glauben und Zweck des Bundes vorstellten. In dem äußern Schilde sprechen dafür, daß die Urkunde unterschrieben ist. Vergl. Fischer, Kreuzer Zeitschrift für Freimaurer. Heft 11. von 1839, und Urtheil gegen die Schürste u. von Giesefer. 1841.

53) Mit diesen stand von Hund, seinem Vorhaben nach, in steter Correspondenz.

(Wilhelmsbader oder rectificirtes System⁵⁷⁾). Dieser Convent bildet eine Hauptperiode in der Geschichte der deutschen Maurerei. Durch ihn wurden die Gaultier entfernt, Reinheit hergestellt und die neue edlere Richtung angebahnt.

Das dann noch weiter und in neuerer Zeit wieder modificirte System der strikten Obesranz besteht noch.

Da Viele damit nicht einverstanden waren, so entstand 1783, nach der Gröndide des Herrn von Knigge in Frankfurt a. M., das eluktische System, welches die alte Freimaurerei herstellen wollte und nur drei Grade anerkennt.

Von den vielen, damals sich ebenso schnell bildenden als wieder verschwundenen Systemen haben außerdem nur drei größte Bedeutung gewonnen und behalten, das Binnendoe's'sche⁵⁸⁾, das Fegler's'sche und das Scheder's'sche (1800). Das erste hat sieben Grade und ist von dem Generalstabsmedicus Ellenberger (durch Adoption eines Ordens von Innenordern) nach Vorbild des schwedischen entworfen. Das zweite beruht auf einer Zurückführung des freimaurerischen Ritus auf die einfachen Grundsätze der altengrischen Großlogen, erkennt dem gemäß nur drei Grade an, fügt aber diesen noch in dem sogenannten Eingebund die historischen Kenntnissstufen mit Eirkelcorrespondenz an. Das dritte besteht, über den Meistergrad hinaus, in sechs feierlichen Initiationen zu feierlichen Erkenntnissstufen, während das Scheder's'sche den Unterricht auf einfache historische Mittheilung ohne alle Ceremonie beschränkt. Von dem Einfluß Krause's, der sein Ideal eines Menschheitsbundes in und durch die Freimaurerei zu verwirklichen hoffte, ist oben schon die Rede gewesen.

Die Geschichte der äußeren Gestaltung des Bundes in Teutschland beginnen wir blickt mit

Preußen. Entscheidend war es hier für die Schicksale des Bundes in Teutschland, daß sich Friedrich II. (der Große) schon als Kronprinz 1733 durch Abgeordnete der hamburger Loge in Braunschweig aufnehmen, bald nach seiner Thronbesteigung Logen errichten ließ, und daß dann Friedrich Wilhelm II. unter dem 20. Oct. 1798 die Verordnung gab, daß jede Loge im Umfang des preussischen Staats, sofern sie nur zu einer der drei berliner Großlogen gehöre, als eine moralische Person zu betrachten sei. Diese drei Großlogen sind:

1) Die große Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln, 1744 hervorgegangen aus der 1740 gestifteten St. Johannisloge aus trois Globes.

2) Royal-York zu Freundschaft, 1752 gestiftet und 1798 zur Großloge erklärt.

3) Die große Landesloge von Teutschland, 1770 gegründet und den 30. Nov. 1773 zum Großmeister erhoben. Seitdem erstreckt sich der Bund fortwährend nicht nur des Schutzes, sondern selbst der sorgfältigen Pflege des hochberzigen Königsbaues. Friedrich Wilhelm II. war selbst Maurer. Friedrich Wilhelm III. war zwar nicht eingeweiht, sprach aber in einem für die Existenz des Bundes

entscheidenden Momente ein ihn erhaltendes Königswort, und genehmigte noch kurz vor seinem Tode, daß sein jüngerer Sohn, der Prinz von Preußen, Wilhelm, das Protectorat des Bundes übernahm. Unter seiner Ägide erhielt derselbe, trotz mannichfacher Verdrächtigungen von Seiten der Hintersinger, immer schöner und herrlicher in der ganzen preussischen Monarchie. In allen bedeutenden Städten des Königreichs bestanden Logen.

In Sachsen (Königreich) wurde der Bund zwar nie ausdrücklich vom Staate anerkannt, aber stillschweigend geduldet. Die erste Loge, zu den drei weißen Aehren, soll Graf Ratowitsch in Dresden gestiftet haben⁵⁹⁾. Im Jahre 1741 entstand die Loge zu den drei Schwanen, später zu den drei Schwertern genannt.

In demselben Jahre gründete man in Leipzig die Loge Minerva, nachdem man sich schon seit 1736 mauerisch versammelt hatte, der bald mehr, 1744 in Rössen, Sachsenfeld, Baugen 1802 u. folgten. Die Loge selbst zeichnet sich durch Begründung bedeutender Wohlthätigkeitsanstalten, namentlich der Erziehungsanstalt zu Friedrichstadt in Detmold, der Sonntagsschule in Leipzig, aus. Graf Ratowitsch wurde zum Großmeister ernannt. Im J. 1812 bildete sich in Dresden unter dem Namen „große Landesloge von Sachsen“ ein Logenbund, zu dem alle Logen des Königreichs, mit Ausnahme zweier kaiserlicher, und die Loge im Herzogthume Meiningen gehören. Auch in den sächsischen Herzogthümern blühte die Freimaurerei früh auf und gedieh kräftig unter dem Schutze wackerer Fürsten, von denen sich mehr dem Bunde anschlossen.

Im Herzogthume Meiningen wurde schon 1741, unter dem Schutze des Herzogs Karl Friedrich, von Berlin aus eine Loge aus trois boussols errichtet, die aber schon im folgenden Jahre, nach dem Tode ihres Schutzes, wieder einging. Im J. 1774 entstand unter dem Schutze der Herzogin Charlotte Amalie die Loge Charlotte zu den drei Weisen, die durch den Beitritt der Herzoge Karl und Georg bald zu hohem Ansehen kam, früher ein Schullehrerseminar und vor Kurzem die Verbandsbibliothek, ein Waisenverforgungsanstalt, gründete, und sich des Schutzes des trefflichen Herzogs Bernhard Erich Freund erfreut.

Im Herzogthume Altenburg blüht seit dem 31. Jan. 1742 Archimedes zu den drei Reißern, deren Constitutionsbuch 1803 ein Hauptwerk der Freimaurerei ist.

Im Großherzogthume Weimar wurde 1767⁶⁰⁾ die Loge Amicitie und an ihrer Statt 1771 die Loge Amalie gegründet, und 1773 in Eisenach eine Tochter von ihr, Karoline.

Im Herzogthume Gotha entstand die Loge zum Kautenkrantz, die 1793 einging und 1806 unter dem Namen Ernst zum Compass berlich wieder aufblühte.

Im Herzogthume Hildburghausen wurde 1757

59) Die ältesten Nachrichten sind mangelhaft, weil man 1763, nach des Kurfürsten Christian Leopold eine Verlesung suchte, die Papiere theils verbrannte, theils versteckte. 60) Berber schon 1762, in Jena zu den drei Rosen, dann Augustus zur gelben Pflanzung, 1807. Beide eingegangen.

57) Welches sich nicht lange in seiner ursprünglichen Gestalt erhielt. 58) Siehe oben bei Scheder S. 69 fg.

die Loge Karl zum Kautenfranz in Hilburghausen gegründet.

Im Herzogthume Gohurg die erst neulich zu neuem Leben erwachte Loge Ernst, für Wahrheit, Freundschaft und Recht. Zu Gohurg 1816 gestiftet.

In Hamburg führte Schröder die Freimaurerei von der zeitlich gebühten strikten Oberrang auf die einfachen Grundzüge der allseitigen Großloge zurück und arbeitete das noch ihm benannte, einfach würdige Ritual aus, welches dann viele Logen annahmen; auch gründete er eine segensreich wirkende Krankenbelleanstalt zunächst für weibliche Diensthöfen. Im J. 1811 entzog sich die baltische Großloge der Abhängigkeit von England.

In Frankfurt a. M. wurde 1742 die erste Loge zu den drei Disfeln gegründet; im J. 1766 daselbst von London aus eine Provinzialloge von Franken und dem Ober- und Niederhein. Als diese nach dem Tode des Großmeisters Sogel einging, vereinigte man sich daselbst mit der Provinzialloge in Weimar zur Gründung der Mutterloge des eilfseitigen Bundes, die sich Toleranz und Entfernung aller Schwärmer und alles Selteneisles zur Aufgabe macht. Von den zwei daselbst von israelitischen Brüdern gestifteten Logen steht die eine unter englischem Schutz, die andere unter dem Grand-Orient de France.

In Österreich fand die Freimaurerei 1744 Eingang, wurde 1764 von Maria Theresia⁶¹⁾ streng verboten, auf Verwendung ihres Gemahls, Franz I., wieder gebildet und von dem hochfinnigen Joseph II. seit dem 1. Dec. 1785 unter gewissen Bedingungen anerkannt und geschützt. Großlogen entstanden in Wien und Prag.

Leopold II. (1790) und Franz II. erneuten die früheren Verbote, und der Letztere stellte auf dem Reichstage zu Regensburg 1794 den Antrag, den Bund in ganz Teutschland aufzuheben, der jedoch, da die Befehlshaber Preußens, Hanovers und Braunschweigs sich dagegen erklärten, von den Reichstägern abgelehnt wurde.

Seit 1801 muß jeder österreichische Staatsdiener rüchlich angeloben, dem Bunde nie anzugehören.

Auch in Baiern finden wir frühzeitig den Bund verbreitet, namentlich soll 1737 in Mannheim (damals bairisch) eine Loge errichtet worden sein. Später, 1766, bestand daselbst unter dem Schutze des Prinzen Friedrich von Walz-Zweibrücken eine schottische Loge, von Franzosen gestiftet, Charles de l'Union, aus welcher 1778 Karl zur Einigkeit als Mutterloge neuer Bauhütten in Landau und Kaiserslautern hervorgingen.

In großen Mischreit kam der Bund durch den seine Formen mißbrauchenden Illuminatenorden. Er wurde mit diesem zugleich durch die strengen Verordnungen vom 22. Juni 1784, vom 2. März und 16. August 1785 unter dem Kurfürsten Karl Theodor aufgehoben und verboten. Sein Nachfolger, der nachmalige König Maximilian Joseph, erneuerte das Verbot 1799, und ließ später nur, 1807, in den von Preußen an Baiern abgetretenen Fürstenthümern Ansbach und Baiereuth die vorhandenen

Logen bestehen, doch mit der Beschränkung, daß alle Staatsbeamten den Bund abschwoeren, oder auf ihr Amt Verzicht leisten müssen. So ist es noch jetzt; doch hofft man, daß Ludwig, der für alles Schöne begeisterte Freund aller Künste, auch die königliche noch anerkennen werde.

Nach Baiereuth wurde die Freimaurerei schon 1740 durch den von seinem Schwager, Friedrich dem Großen, aufgenommenen Markgrafen von Baiereuth gebracht. Noch jetzt blüht daselbst eine Großloge zur Sonne. Außerdem sind Logen in Nürnberg, Fürth, Frankenthal, Hof, Regensburg und Erlangen.

In Baden wurde, nachdem Mannheim an daselbst gefallen, die dort vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftete Loge, „zur Einigkeit,“ durch den Großherzog Karl Friedrich 1805 nicht nur wieder eröffnet, sondern sogar ein Großorient unter dem Großmeister, Fürsten Karl von Hessen, errichtet.

Im J. 1813 erschien ein Verbot gegen alle geheimen Verbindungen ohne Ausnahme, in Folge dessen auch die Loge zu Mannheim bis zum 24. Aug. 1846 geschlossen blieb, wo sie, wie die in Karlsruhe, den 24. Juni 1847, in Folge staatlicher Erlaubnis, wieder eröffnet wurde.

In Württemberg wurden einige schon früh entstanden Logen, namentlich Karl zu den drei Ebern, Anfangs gebildet, 1784 auf staatliche Veranlassung geschlossen, 1836 aber mit Bewilligung des jetzigen Königs wieder in Thätigkeit gesetzt.

In Hessen-Cassel fand der Bund früh, wenn auch nicht Anerkennung, doch Duldung. Der Landgraf Friedrich, 1780, wurde von der großen Nationalloge der vereinigten Niederlande, großer, ihr geleisteter Dienste halber, zum Protector ernannt.

Unter Hieronymus wurde eine Großloge des Königs reichs Weiskalen, von dem Grand-Orient abhängig, in Cassel errichtet. Sie ging 1813 ein, wurde 1817 als selbständige Großloge von Kurhessen wieder hergestellt, dann aber, sowie alle Logen in Kurhessen, auf höhere Veranlassung geschlossen.

In Hessen-Darmstadt suchte Landgraf Ludwig VIII. den Bund möglichst in seinem Lande zu verbreiten. Prinz Ludwig Georg Karl war Landesgroßmeister der großen Landesloge von Teutschland in Berlin und Mitstifter der Philalethen in Paris.

Im J. 1846 gaben Differenzen, die im eilfseitigen Bunde zu Frankfurt a. M. entstanden waren, die Veranlassung, daß drei seitige Logen dieses Bundes, „Johannes der Evangelist zur Eintracht in Darmstadt, die vereinigten Freunde in Mainz und Karl zum aufgehenden Licht in Frankfurt a. M.,“ eine neue Großloge, unter dem Namen: große Bundesloge zur Eintracht, in Darmstadt errichteten, über die der Großherzog das Protectorat übernahm.

Schon seit 1744 war die Freimaurerei in Braunschweig heimisch⁶²⁾, und blieb es unter dem fördernden Schutze wohlwollender Fürsten. Seit 1770 war Braun-

61) Welt sich die Logenmeister geweigert hatten, ihr die innere Einrichtung der Loge zu eröffnen.

X. Gesch. d. M. u. R. Erst Section. XLIX.

62) In diesem Jahre wurde in der Hauptstadt die Loge „zur gekrönten Stadt“ gestiftet.

Schweig, wie wir oben schon angedeutet, unter Herzog Ferdinand der Hauptstift der Direction der strikten Obervang.

Auch Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg machte sich um den Bund sehr verdient, und der Prinz Maximilian Julius Leopold, Meister vom Stuhle der Loge zum aufrichtigen Herzen in Frankfurt an der Oder, starb im echten Maurerberufe, indem er den 27. April 1785 bei einer Überschwemmung der Oder von der Wassermaße Bedrängte zu retten suchte und sein Leben in den Fluthen verlor.

Ein großes Erziehungsinstitut, gegründet 1771, gibt in Braunschweig offenes Zeugniß von der Wirksamkeit des Bundes.

In Hannover hat die Freimaurerei, mit Ausnahme des Bisthums Hildesheim, dessen geistliche Fürsten von Zeit zu Zeit die päpstlichen Bannbullen in Anwendung brachten, fortwährend Duldung und Schutz erfahren. Die ersten Zusammenkünfte sollen schon 1730 stattgefunden haben. Im J. 1755 wurde von London aus eine der ersten Großlogen Deutschlands daselbst gegründet, die noch blüht und sich des besondern Schutzes von Seiten des Königs Ernst August als Großmeister erfreut.

In Mecklenburg-Schwerin wurde 1754 von Hamburg aus, und in Mecklenburg-Strelitz 1777 die erste Loge gegründet. Der Großherzog Karl Ludwig Friedrich (gest. 1816) war ein eifriger Anhänger des Bundes. In Schwerin besteht noch die 1809 gegründete Loge Harpocrates zur Morgenröthe, in Neu-Brandenburg „zum Friedensbund“ seit 1815. In Lauenburg seit 1821 Blücher von Walsdorf. In Dindenburg besteht noch die 1776 gegründete Loge zum goldenen Hirsch, während die 1752 gestiftete „Abel“ eingegangen ist. In Bernburg blüht seit 1817 Alexius zur Beständigkeit.

In Anhalt-Deßau ist die zu Zerbst bestandene Loge eingegangen.

In Holsheim blüht zu Altona (seit 1796) die Loge Karl zum Felsen, während einige frühere und die zu Rendsburg eingegangen sind.

In den fürstlich reussischen Landen finden wir gegenwärtig nur eine 1803 von Altenburg aus Anfangs als Deputationeloge gegründete und dann 1804 als selbständig anerkannte, sehr thätige Loge Archimedes zum ewigen Bunde, deren Protectorat Heinrich LXXII, Fürst Reuß von Plauen zu Cobenstein-Ebersdorf, 1825 übernommen hat.

In Rudolstadt ist die 1785 gegründete Loge zum stehenden Löwen eingegangen. Für Waldeck wurde 1842 in Trossen eine Loge gegründet.

In Bremen wurde schon 1744 die Loge zu den drei Ankeren gegründet; jetzt besteht noch die 1788 gestiftete „zum Haisweg.“ In Lüneburg blühen die Logen zum Hülfhorn und zur Weltkugel seit 1772 und 1778.

III. Stand, Stellung, Aufgabe und Wirksamkeit der deutschen Freimaurerei insbesondere in der Gegenwart. Wir glauben nicht zu viel

zu sagen, wenn wir behaupten, daß die Anfangs unscheinbare, oft verkannte Knospe des Maurerthums erst in Deutschland⁶³⁾, und zwar in neuester Zeit, sich zur Blüthe entwickelt hat und nun die edelste Frucht verspricht.

Während in Holland und England der Grundriß praktischer Nützlichkeit vorherrscht, in Schweden und Belgien politische und kirchliche Tendenzen eine Hauptrolle spielen, in Frankreich eitle Prunklust und phantastische Spielereien noch nicht überall entfernt sind, hat man in Deutschland, von mancher Weirung zurückgehalten, ein geistiges Ideal fest im Auge, das Ideal vollkommener Menschenbildung, auf die civilisirte Gesellschaft angewandt und in eine praktische Lebensweisheit gebracht. Darum ist es wol billig, daß wir in diesem Hauptorgane deutschen Bildung die deutsche Maurerei der Gegenwart noch etwas näher ins Auge fassen.

Betrachten wir zunächst den als Resultat aus der geschichtlichen Entwicklung sich ergebenden Stand der äußern Verhältnisse des Bundes im kurzen Überblick.

Im Ganzen sind gegenwärtig thätig 251 Logen⁶⁴⁾, die von neun Großlogen geleitet werden. Diese sind:

1) Die große Nationalmutterloge der preussischen Staaten, genannt zu den drei Weltkugeln, mit 99 Tochterlogen (arbitet nach dem Systeme der strikten Obervang), in Berlin.

2) Die Großloge Royal-Vort zur Freundschaft, mit 29 Tochterlogen (arbitet nach dem freierlichen System), in Berlin.

3) Die große Landesloge von Teutschland, mit 49 Tochterlogen (arbitet nach dem von Sinnerdorfschen, dem altschwedischem entnommenen, System), in Berlin.

4) Die Großloge von Hamburg, mit 17 Tochterlogen (nach dem Schöderferschen System).

5) Die Großloge des Königreichs Hannover, in Hannover, mit 14 Tochterlogen (nach dem altenglischen System).

6) Die große Mutterloge des ekklesiastischen Bundes in Frankfurt a. M., mit 12 Tochterlogen (nach dem von ihr ausgehenden und genannten System).

7) Die große Landesloge von Sachsen, in Dresden, mit 11 Tochterlogen, die nach verschiedenen Systemen arbeiten.

8) Die Großloge zur Sonne in Baiern, in Baiern, mit sechs Tochterlogen.

9) Die Großloge zur Eintracht in Darmstadt, mit drei Tochterlogen.

Von Großlogen außer Teutschland sind abhängig:

a) eine jüdische Loge in Frankfurt a. M. von der Großloge in London, gegründet 1817. Die zweite daselbst vom Grand-Orient de France gestiftete jüdische Loge hat sich vor Kurzem an die Großloge von Hamburg angeschlossen.

b) Die Loge zu Altona von der Großloge in Kopenhagen. Isolirte Logen sind: in Altenburg, Gera, Hildburghausen, Leipzig (zwei) und Regensburg.

Dem Bunde verschlossen ist nur Oesterreich und Kur-

63) Besonders durch die Bemerkungen eines Bothe, Keller und Kranke.

64) Ihre Zahl ist fortwährend stark im Zunehmen.

Im J. 1847 wurden sechs neue Logen gegründet.

dessen. Beschränkt gestattet ist er in Baiern. Von demselben bis jetzt unerrichtet sind Hessen = Homburg, Hohenzollern = Hechingen und Sigmaringen, Eichenstein, Lippe = Detmold und Lippe = Schamberg, Nassau, Reuß = Plauen jünger Linie und Schwarzburg = Sondehausen.

Trotz dieses blühenden Zustandes hört man nicht selten die Behauptung aussprechen, daß der Bund ein veraltetes Institut sei, der zwar seiner Zeit bestimmten Zweck und Nutzen gehabt, nun aber sich überlebt habe und zu Grabe getragen werden, oder wenigstens eine ganz neue Gestalt erhalten müßte, wenn er noch ferner bestehen wolle.

Da diese Angriffe von den verschiedensten Seiten her gethan werden, so wollen wir die hauptsächlichsten derselben einzeln kurz zu würdigen versuchen, um dann zu sehen, welche Bedeutung, Stellung und Wirksamkeit der Bund jetzt noch habe.

„Er ist überflüssig,“ sagen Viele, „bei der so hoch gesteigerten, mit Riesenschritten vorschreitenden, alle Sünden durchdringenden Intelligenz unserer Tage.“ Wir antworten, daß der Bund durchaus nicht die einseitige Aufgabe habe, Licht zu verbreiten, sondern die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte sich zur Aufgabe gestellt hat, und daß er namentlich die Einseitigkeit einer bloß intellectuellen Bildung auszugleichen bemüht ist.

„Er ist überflüssig,“ sagen Andere, „weil seine großartigen Ideen von Freiheit und Gleichheit immer mehr Gemeingut Aller geworden sind.“ Wir antworten, daß die Freiheit und Gleichheit des Bundes eine ganz andere ist, als die, welche die politischen Parteien erstreben.

„Er ist überflüssig,“ sagen noch Andere, „neben den übrigen Instituten, dem Staat, der Kirche, den wissenschaftlichen und Kunstvereinen und der Familie. Wenn sie von dem rechten Geiste durchdrungen sind, so genügen sie zur Bildung der Menschheit.“ Wir könnten hier mit dem einfachen lakonischen „Wenn“ antworten.

Aber auch selbst zugestanden, daß sie es wären, läßt sich bei den Sonderinteressen, die sie verfolgen, immer noch die Berechtigung des Mauerbundes nachweisen. Jedes von ihnen verfolgt eine einseitige Richtung menschlicher Verhältnisse. Der Staat sichert und ordnet die rechtlichen Verhältnisse und die äußeren Bedingungen der Wohlfahrt. Die Kirche lebt in der Idee des Glaubens und will die Verhältnisse des Menschen zu einer höhern Welt regeln und bestimmen. Wissenschaften und Kunstvereine haben einseitig die intellectuelle und gemüthliche Bildung im Auge. Die Familienvereine haben die Fortpflanzung des Geschlechts und Erhaltung des allgemeinen Lebens zur Aufgabe.

Keine dieser Einrichtungen hat die Menschheit als Ganzes im Auge, in dem sich das Einzelne zu einem vollkommenen Organismus gestalten soll. In ihren Sonderinteressen geht zu leicht das Leben und die reinmenschlichen Interessen bleiben hinter ihnen zurück. Jede möchte den ganzen Menschen in Anspruch nehmen. Dem will die Freimaurerei entgegenarbeiten. Sie will alle Bildungselemente vereinigen, eine Entwicklung der Menschheit als Gesellschaft, die freie Ausbildung des ganzen Menschen in seiner Totalität ist ihr Zweck, und eine solche

Anstalt wird zu keiner Zeit überflüssig, sondern stets ein unabweisbares Bedürfnis sein.“ Und von diesem Standpunkte aus behaupten wir mit Festung, daß die Freimaurerei durchaus nichts Willkürliches, in der Zeit Gemachtes, sondern etwas Ursprüngliches, Nothwendiges, etwas, das in dem Wesen des Menschen einerseits und dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft andererseits bebingt und gegründet ist, indem sie die Berge zu ebnen und die Klüfte auszufüllen hat, durch welche Staaten und Kirchen, Stände und Gewerbe, Wissenschaften und Künste, Geld und Gut u. s. w. Menschen von Menschen trennen. Über das Haus des Staates, über den Tempel der Kirche, über die Versammlungsorte der Gelehrten und die Werkstätten der Künstler soll, zur Vermeidung einseitiger Richtung, ein geistiges Baumerk emporsteigen, das die ganze Menschheit zu seinen Bewohnern hat. Die Fugen sollen die Baublöcke sein für die Werkleute, die, nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse und Kräfte, daran zu arbeiten sich verpflichten. Dies scheint uns die Grundbedeutung des Bundes für alle Zeiten, mithin auch für die Gegenwart, eine Bedeutung, die, wenn wir recht sehen, die nächste Zukunft eher vermehren, als vermindern wird.

Daraus erklärt und bestimmt sich auch die Stellung, die derselbe gegen die genannten Einrichtungen einnimmt. Diese Stellung ist zum Staate eine durchaus freundliche, indem der Bund politische Verhandlungen grumbegünstig ausübt⁶⁵⁾, in seinem sittlichen Gehalte die beste Waffe gegen revolutionäre Gelfüste bietet und den Sinn zur Ordnung und Gesellschaflichkeit nährt. Nicht so ist seine Stellung gegenwärtig zu den politischen Parteien im Staate. Die äußerste Rechte hält sich fern, und erst neulich hat eins ihrer Organe (Janus) ihn als „eine Ablagerungsstätte des seichten Rationalismus“ zu verdächtigen gesucht, während er von der äußersten Linken nicht selten als eine Stütze der Aristokratie und des Conservatismus verschrien wird, weil er sich nicht zu dem maßlosen Liberalismus bekennen und zu einem Organe des Radicalismus, wofür man ihn zu gewinnen sucht, mißbrauchen lassen will; der Beweis dafür, daß der Bund, allem Extrem abhold, die rechte Mitte der Mäßigung zu bewahren sucht, weshalb auch seine Basis immer mehr die mittlern Classen der Gesellschaft sucht und findet.

Ähnlich ist seine Stellung zur Kirche. Die Dogmen unberührt lassend, hält er sich fern von der Theilnahme an den durch zahllose Parteien hervorgerufenen Wirren, lehrt jede Glaubensform äußerlich achten, und bringt vor Allem darauf, daß seine Mitglieder die erste, oft verkannte Lehre Jesu von Duldung und Liebe im Leben betheiligen.

65) Nicht etwa, weil er dieselben für gleichgültig und unbedeutend hielt, sondern weil seine ganze Macht (seiner allgemeinen heiligen Elementen gewidmet sein soll, die höchste Vermittlung jeder staatlichen Verfassung bildet, weshalb es auch im Interesse jeder höchsten Staatsregierung sein muß, den Bund zu begünstigen. „Es war“, sagt Lessing, „immer das höchste Kennzeichen einer gelungenen höchsten Staatsregierung, wenn sich die Freimaurerei neben die höchsten Stufen, sowie es noch jetzt das Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staates ist, wenn er sie nicht dulden will.“

Ehe wir nun zu einer kurzen Darstellung seiner Aufgabe und Wirksamkeit in der Gegenwart im Besondern übergehen, müssen wir noch einigen Vorwürfen zu begegnen suchen, die ihm von den Gegnern in der Gegenwart gemacht werden. Der eine betrifft die Thatsache, daß bis jetzt nur die Minderzahl der deutschen Vögel Israeliten aufnimmt, was man mit dem Geiste der Liebe und Duldsamkeit, der im Bunde walten soll, als im Widerspruch stehend erklärt. Dieser Punkt kommt jetzt vielfach zur Sprache, und wird gewiß von dem Bunde reiflich erwogen und dabei dahin gesehen werden, daß er nicht etwa zum Grunde einer Spaltung werde⁶⁶⁾. Bedacht muß dabei auf der einen Seite werden, daß der Bund zu einer Zeit in Teutschland sich gründete, wo man die Juden kaum als Menschen, geschweige denn als freie Menschen betrachtete; daß er durchaus auf christlicher Basis ruht, in sofern nämlich sein Grundprinzip, die Humanität, erst ein Erzeugniß des Christenthums ist, und nicht ohne dasselbe gedacht werden kann; daß dagegen der streng gebaltene Mosaismus dem Princip der allgemeinen Brüderliebe diametral entgegengesetzt ist, da er sich über alle Völker erhebt und von ihnen abschließt; daß man also dem Israeliten, der Aufnahme begehrt, die Hederung, dem Mosaismus, und namentlich dem Talmud, zu entlagen stellen muß, und daß dafür, daß dies geschehen, das äußerste Befenntniß ein wesentliches Zeichen ist. Endlich, daß der Israelit, welcher, ohne seine Gemeinde verlassen zu haben, in der Loge Platz nimmt, dem Schein, ein Indifferentist zu sein, auf sich ladet, was gegen die Aufnahmebegehr streitet.

Auf der andern Seite muß man erwägen, daß es unter den Israeliten viele würdige Männer gibt, die den Keim zu jeder Maurertugend im Herzen tragen, daß wol eine Emancipation das einzige Mittel ist, um Uebelstände zu beseitigen, an denen die Juden wenigstens nicht allein Schuld sind, und daß in England, Frankreich, Belgien und Nordamerika ihnen der Zutritt längst gestattet ist.

Ein zweiter Vorwurf trifft die Symbole, die von den Gegnern als leer und nichtsagend dargestellt werden. Dieser Vorwurf geht zunächst von solchen aus, die sich in den Bund aufnehmen ließen und dort keine Befriedigung gefunden haben. Wir erinnern zur Antwort daran, daß einer von den französischen Encyclopädisten selbst von dem Anblick des gestirnten Himmels erklärte, er habe dabei keine andere Empfindung, als wenn er in eine Hüttingstanne blide. Geist und Gemüth muß der Maurer mit zu den Symbolen bringen. Das nur sind die Zauberschlüssel, vor denen die geheimnißvollen Pforten aufspringen. Ein dritter Vorwurf betrifft die Geheimhaltung des Bundes. Warum zieht der Bund, so sagt man, während Alles in unserer Zeit nach dem Lichte der Öffentlichkeit drängt, sich noch immer in das Dunkel des Geheimnisses zurück? Früher mochte dazu Grund sein, jetzt aber ziemt ihm ein offenes Wirken. Ist's etwas Gutes,

was er erstrebt und will, so braucht er es nicht zu verhehlen; ist es das Gegentheil, so muß er untergehen. Wir antworten: Das Geheimniß des Bundes ist keine Geheimnißkammer. Was er treibt, kann die Welt wissen, denn es hat das Licht nicht zu scheuen; aber wie er es treibt, das möchte er als familiengedinnig bewahren, und dieses Geheimniß ist für das Gedeihen des Bundes ebenso notwendig, wie die verschlossene Kapsel für die werdende Perle. Er nimmt sich dabei das Wirken der Natur zum Mufter und Vorbild. Wie sie in verborgener Werkstätte schafft und erst das Vollendete offenbart, so der Bund. Wie das Samenkorn sich erst im Schooße der Erde als Keim entwickelt und befruchtet, ehe es zum Lichte der Sonne aufspricht und die Früchte für die Menschen trägt, so hier. Wie die Werkstätte des Lebens, die Kammer des Herzens, bei jedem Menschen verborgen ist, so auch die Werkstätte für das Leben der Menschheit als eines Ganzen. Der Zweck des Bundes ist eine Idee, sein Ziel ein Ideal. Zwei, Idee und Ideal, haben aber keinen gefährlichen Feind, als das alltägliche Leben mit seiner Flachheit, seiner Nüchternheitsphilosophie und seiner Gemeinheit der Gesinnung. Die Menge wäre, weil sie das Reich und Tiefe des Gedankens, „Menschen zu Menschen zu machen“, nicht faßt und würdigt, die Verwirklichung desselben zur Unmöglichkeit machen. Wie der wahre Künstler die Welt seiner Ideen in sich vertheilt und nur die Schöpfungen seines in der Welt der Ideale heimischen Geistes von Zeit zu Zeit der äußeren Welt darstellt, so der wahre Maurer. Im Stillen bildet er sein Inneres mit gleichgesinnten Genossen, und dann geht er, selbst reicher geworden an Geist, Gemüth und Kraft, hinaus in das Leben, um hier in Keckheit, Wahrheitsliebe, Erlen- und Lebensadel und wahrer Menschenliebe die Schöpfungen, die Werte aufzurichten, die er in der Stille entwarf. Ja, was der Einzelne in der Loge gewonnen, das trägt er hinaus auf den Markt des Lebens, und was der Bund im Ganzen wirkt, das tritt auch als Ertrugenschaft der Menschheit in das Leben.

Was ist aber nun dies? Welches ist die Aufgabe und Wirksamkeit des Bundes bis jetzt gewesen, und welches ist sie jetzt?

Schon Lessing theilt das Thun und Wirken des Bundes in ein Thun und Wirken ad extra und ad intra. Von jenem sagt er, daß die wahren Thaten der Freimaurerei so groß und weitaussehend sind, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das habe sie gethan. Gar manche edle Frucht ist ausgekrennt und zum schattenreichen Baume geworden, von welcher die Welt nicht weiß, woher er seinen Ursprung nahm, und dennoch wurde der fruchtbringende Keim in der Loge entwickelt.

So glauben wir mit Bestimmtheit sagen zu können, daß die Freimaurerei, natürlich in Verbindung mit anderen treibenden Kräften, ein Hauptfactor mit war bei der besondern Befähigung der Jetztzeit, daß sie namentlich wesentlich dazu beigetragen hat zur Aufstellung eines neutralen Anhaltspunktes, an welchem alle Concessionen sich beiderseitig begegnen konnten, zur Wiederherstellung des Selbst-

66) Die Streitfrage, ob der Bund ein christlicher oder humanitärer sein solle, scheint uns in sich selbst zu verfallen, da ja das menschlich Humane immer reichthümlich und das wahrhaft Christliche immer das Reichthum ist.

geföhlt und des Menschenwerthes, zur Freiheit und Gleichheit vor dem Geseze, zur Hebung der Volksebildung, zur Föderung des geistlichen Zönes, zur Anseufung von Reichtum und Zukunftsicherheit, zur Wiedererhebung gefelliger Tonkunst und Gefangs, sowie zur Wiederbegründung einer freien, ungezwungenen Redekunst.

Dies scheinen und die Hauptpunkte freimaurerischer Wirksamkeit in der Vergangenheit seit ihrem Auftreten in Teutschland. Welches aber ist nun des Bundes Wirksamkeit in der Gegenwart?

Jedes Zeitalter hat seine besondern Bestrebungen und Aufgaben. Das gegenwärtige bietet eine gromalige Söderung. Unauflöslich scheinende Widersprüche bekämpfen sich mit der äuffersten Festigkeit, und die Maurerei muß, wenn sie sich nicht selbst für ein abgestorbenes Glied in dem Organismus erklären will, nach Kräften auf eine geordnetere Erhaltung hinwirken. Den Dittendgesezen gemäö soll ihr Einfluö kein direkter unmittelbarer sein, aber, was und die Zukunft auch bieten mag, mittelbar einzuwirken sei ihre Aufgabe, und folgendes scheinen uns die Hauptforderungen unserer Zeit an ihr und ihr Wirken.

1) Vor Allen Verbreitung des Geistes der verbindenden Liebe, der wahren Johannesehrigkeit, im Gegensaze zu der wachsenden Intoleranz bei den religiös-kirchlichen Wirten.

2) Erhaltung des sittlichen Ernstes, der geistigen Zucht und Mäßigkeit, wodurch allein die wahre Freiheit gewonnen wird, im Gegensaze gegen den Geist sittlicher Leichtfertigkeit, Lebensschwärmheit und süßlicher Willkür *).

3) Förderung der rechten Aufklärung auf der einen Seite gegen den noch immer herrschenden Obscurantismus, Jesuitismus, auf der andern gegen die an Freigiehrigkeit grenzende Aufklärungsloft.

4) Wahrung höherer geistiger, ideeller Interessen, im Gegensaze zu den nur auf das Nützliche gerichteten materiellen Bestrebungen.

5) Bewahrung der wohlthuernden, vertraulichen Gemüthlichkeit, im Gegensaze zu der überhandnehmenden misstrauischen Verschlossenheit und zu dem Zuebel, in dem sich Einer an dem Andern rath und fremd vorüberreibt, in dem man sich, von Tausenden umgeben, doch einsam und verlassen fühlt, und durch den der Mensch im Eilmog, auf dem Dampfswagen und im Gasthose zur bloßen Nummer herabsinkt.

6) Mäölichste Gegenwirkung gegen den immer drohender um sich greifenden Pauperismus, durch Organisirung der Arbeit, Föderung und Bil-

dung der untern Volksschichten, Erziehung verwahrloster Kinder und sonstiger Wohlthätigkeitsanstalten.

Und in diesem letzten Punkte ist namentlich auch in der jüngstvergangenen Zeit von dem Bunde Bedeutendes geschehen. In alten Bauen Teutschlands sind, oft mit kostspieligen Opfern, Anstalten entstanden für arbeitsunfähige Personen, Förmungsanstalten für Witwen und Waisen, Schulen für die verwahrloste Jugend, Bildungsanstalten für Handwerker u. s. w.; überall werden in den Logen bedeutende Summen zur Unterstützung Hilfsbedürftiger aufgebracht und verwendet. Viele mäötre Mitglieder des Bundes bethätigen den in der Loge gewonnenen Geist dadurch, daß sie außerhalb derselben Vereine der Wohlthätigkeit gründen.

Und in dieser Weise wird der Bund, trotz aller verschiedenen Anseindungen, sein süßes Wirken fortsetzen, sich immer mehr kräftigen und läutern *). Er wird fortfahren, Ahr, der sich nach besseren Zeiten sehnen, vor Allem auf die eigene Veredelung, als die Hauptbedingung, hinzuweisen; er wird fortfahren, zwischen die Genus- und Prunklust der Zeit seine einsamen Stützen, neben den Religionshabe seine Duldbung, neben die materiellen Interessen sein geistliches Streben zu stellen. Er wird fortfahren, inmitten des gromüthigen Strubels der Selbstsucht den Sinn für Freundschaft und häusliches Glück zu nähren. Er wird unabhängig das Bewusstsein immer allgemeiner zu verbreiten suchen, daß des Menschen höchste Würde und Aufgabe darin bestehe — „in Mensch zu sein,“ und dadurch auch allen vörlin Nichtmaurern, selbst denen, die nach ihrer innern Eigenthümlichkeit sich ihm nicht anschließen wollen, Achtung, Vertrauen und Anerkennung abnötigen.

Literatur. Selbst schon ein flüchtiger Überblick über die Literatur des Bundes beehrt uns über die große Bedeutung desselben. Wir sehen daraus, wie er seit seinem Bestehen in der jetzigen Form viele der besten und befähigsten Köpfe, der geistreichsten Männer angeregt hat, ja, wie er selbst eine Unzahl von Gegnern nur dazu bingelert hat, die Kunde von diesem Weltbunde in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Daß bei der kaum überschätzbaren Fülle maurerischer Schriften auch viel Unbedeutendes und Oberflächliches mit zur Erscheinung kam, ist natürlich.

Für die maurerische Büchereunde ist das Hauptwerk von Klop: „Bibliographie der Freimaurerei,“ welches bei Irmer Vollständigkeit und Belegenheit alle andern dieser Art entbehrlieh macht.

Von den zahlreichen teutschen maurerischen Zeitschriften erwähnen wir nur der noch bestehenden: Ahras, Taschenbuch für Freimaurer, von 1824 — 1845 herausgegeben, in elf Jahrgängen, von Fr. W. von Eybow, seit 1846 fortgesetzt von Aug. Wilh. Müller und Ludwig Wecklein. — Der Siegelreder im Osten von Altenburg, herausgegeben seit 1838 von Bernhard Fugel-

67) Vor Allen wird uns dieser Geist der Mäßigkeit noch thun in einer Zeit, wo unter gemäßigten Mäöen aus dem Alten Neues sich geboren will, wo Alles unumförmlich nach Vorwärts drängt, wo man nicht selten das Alte, was will es alt ist, niederzureißen strebt, ohne nach zu wissen, was man Besseres aufbauen, wo man sich dieses nicht nur gegen eine rucanische, sondern gegen jede Autorität auflehnt. Während wir dies schreiben, ist bereits durch ganz Teutschland Kampf und Bewegung ausgebrochen. Mäöe der von der Loge ausgehende Geist der Mäßigkeit zur Erhaltung und Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung auch hier sich kräftig bewähren!

68) Dahin arbeiten auch die in neuester Zeit gehaltenen maurerischen Geseftsse zu Straöburg den 10. Aug. 1846 und zu Straögart den 21. Aug. 1847. Sie wurden veranlaßt durch die kritische Versammlung in Straöburg bei der Entkennung des Straöburger Gewinns den 21. Aug. 1845, und sollen alljährlich fortgesetzt werden.

berger, nebst einem Weibstalt: „Handschuh und Rose,“ für Freimaurerschwestern. — Archiv für Freimaurerei, herausgegeben von Hofmann und Strauß in Hamburg seit 1841. — Latomia, freimaurerische Vierteljahrsschrift, seit 1842 in Leipzig bei Weber. — Erwinia, maurerisches Correspondenzblatt (französisch und deutsch), herausgegeben in Strassburg seit 1845. — Freimaurerzeitung, seit 1847 in Leipzig herausgegeben von Dr. Rudolf Richard Fischer (trat an die Stelle der früher von demselben Verleger seit 1842 in Altenburg herausgegebenen „Maurerhalle,“ die als Fortsetzung der seit 1823 ebenfalls von Fischer redigirten Zeitschrift für Freimaurerei erschien.)

Von auswärtigen verdienen vor allen Erwähnung: The Free-Masons-Quarterly Review, in London seit 1834 redigirt von Dr. Crucifix. — L'univers Magique und Le Globe für Frankreich.

Logenverzeichnisse und Freimaurer-Calender sind mannichfach vorhanden.

Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der seit 1837 in Deutschland vorhanden gewesen und noch vorhandenen Freimaurer-Logen ist 1846 in Dresden erschienen.

Maurerische Gesetzbücher, Statuten und Constitutionsbücher wurden überall mehrfach gedruckt. Die wichtigsten sind für England: The Constitution of the Free-Masons (London 1723.), erste seltene Ausgabe des englischen Constitutionsbuchs, und The new Book of Constitutions etc. by James Anderson. (London 1838.) Zweite seltene Originalausgabe dieses Werks (deutsche Übersetzungen desselben sind von Andres 1741, 4. Auflage 1783—1784, Burthard u. f. w.). — Ahimam Rezon etc. by Laurent Dermott. (London 1756.)

Für Deutschland: Constitutionsbuch der Loge Archimedes zu den drei Reißbretern in Altenburg 1803. Seltene und besonders werthvoll durch Schneider's Anhang über maurerische Geheime.

Zahlreich sind die Schriften für, über und wider die Freimaurer. Kloss bezeichnet über 600. Bei allen diesen Angaben sind die französischen Werke, von denen Kloss gegen 1400 anführt, nicht mitgerechnet. Wir erwähnen vor allen: Illustrations of Masonry (by William Preston) London 1772 (deutsch von Meyer 1776). — The Spirit of Masonry by Will. Hutchison. (London 1775.) — Justus Moser, Rechtliches Bedenken über die Gebildung der Freimaurergesellschaft 1776. Frankfurt. — Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer, von Lessing. (Wolfenbüttel 1778.) — Briefe, die Freimaurerei betreffend (von Bage). (München 1783.) — Eleusinion des 19. Jahrh., herausgegeben von Fischer und Fesler. (Berlin 1801—1802.) — Über den Zweck der Freimaurerei, Abhandlung in Herder's Adriaan. — Kernbrüder, Handbuch für Freimaurer. (Leipzig 1806.) — Vier Freimaurerreden von Krause. (Dresden 1808.) Von demselben, Höhere Vergeltung der recht überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei in zwölf Logenreden. (Dresden 1811.) Von demselben, Idee der Menschheit als eines geselligen Ganzen u. (Dresden 1810.) Von demselben, Das Urbild der Menschheit. 1811. Von demselben, Tagblatt des Menschheitslebens. (Dres-

den 1811. — Acazienblüthen von Blumenhagen. (Hannover 1815. — Des Maurets Leben von Theob. Binkler. (Dresden 1816. 2. Aufl.) — Mac Menac (von Kindner). 1818. — Heldmann, Acazienblüthen aus der Schweiz. (Bern 1819.) — Bedekind, Baustift. (Bielefeld 1820.) — Caricaturen des Heiligen von Stefens. (Leipzig 1821.) 2. Bd. S. 665—694. — Gegen die Angriffe des Dr. Steffens auf die Freimaurerei von vier Maurern. (Leipzig 1821.) — Schudroff, Über den maurerischen Zustand der deutschen Freimaurerei. (Hannover 1824.) — G. Friedrich, Caronsleben. (Frankfurt 1825.) — Bedekind, Über die Bestimmung des Menschen u. f. w. 1828. — Acazienblüthen von Fr. von Sydow. (Sondershausen 1834.) — Mittheilungen über Freimaurerei von Heldmann. (Frankf. a. M. 1836.) — Blumenhagen's Maurerische Nachlass. (Hannover 1841.) — Der Freimaurer von Kerner (Krebs). (Dresden 1841.) — Fr. von Kollé, Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. (Frankfurt a. M. 1841.) (Besonderer Abdruck aus der deutschen Vierteljahrsschrift.) — Stimmen aus Hilen von Salomon. — Maurerische Tempelbilder von G. Friedrich. (Leipzig 1847.)

Als Curiosa fügen wir noch an: Swift, Schreiben der Großmeisterin. Untersuchungen, ob die Freimaurerei an der jetzt herrschenden Krankheit schuld sei, 1749, und Die Freimaurerei der Weg zur Hölle u., eine Predigt aus dem Englischen. (Braunschw. 1768.)

Von den sehr zahlreichen (über 700 theils einzeln erschienen, theils Sammlungen) Freimaurerreden halten wir für besonders erwähnenswerth die von Bürger (in seinen Werken), Dräseke, Kloss und Friedrich, und bei Freimaurer-Festreden, gehalten in der Loge zu den drei Begen in Halle (von Franke), 1840. Ganz vorzüglich ist Goethe's Trauerrede auf Wieland's Tod, 1813.

Von Sammlungen freimaurerischer Gedichte und Gesänge, deren über 300 gezählt werden, führen wir nur an das älteste: a Collection of the Songs of Masons. (London 1734.) — Blumenau's Erinnerungsgedicht. (Wien 1786.) — Maurerische Gesänge für die Logen des electischen Bundes. (Frankfurt a. M. 1823.) — Eichenbuch des Logenbundes im Königreiche Hannover. 1835. — Neues Gesangbuch für die große Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin 1837.

Über die Ritualistik des Bundes gibt es weit über 1000 Schriften, darunter jedoch begrifflicher Weise viel Falsches und Unrichtiges, übergelassen Entfesseltes oder Entfremdetes.

Am bekanntesten sind: Carleua, oder der vollkommene Baumeister (Bamberg 1816.), ein Buch, das viele Gegenschriften hervorrief und bis jetzt vier Auflagen erlebte. — Der Signaturn, 16 Bde. (Berlin von 1803—1821.) — Die drei ältesten Kunstfunden der Freimaurerbrüderschaft von Krause, 2 Bde. (Dresden 1816. 2. Aufl. 1820.) — Freimaurerlexikon von Gleditsie (Berlin 1818. 2. Aufl. Duedlinburg 1831.) — Encyclopädie der Freimaurerei von Lenning (St. Petersburg) 3 Bde. (Leipzig 1822—1828.) — Außerdem zahlreiche Re-

Da man zu Zeiten den Ursprung der Freimaurerei in den abgeblühten Ritterorden des Mittelalters, namentlich im Tempelorden, suchte, so gehört auch eine reichhaltige Bücherzahl über Ritter- und Ritterwesen, Zehn-gerichte u. s. w. hierher, und diese Literatur umfaßt über 300 oft bänderdicke Werke. Wir bemerken hier nur: Willen, Geschichte der Kreuzzüge, 7 Bde. von 1807—1832, und desselben Geschichte des Tempelordens. (Leipzig 1827—1835.) — Acten des württembergischen Convents. 2 Bde. 1782. — Saint-Nicolas (von Stark), angeblich aus dem Französischen. (Frankfurt a. M. 1735.) Anti-Saint-Nicolas (von Kestler von Sprengelsen. 1786).

Am 17. Jahrh. entstand der Orden der Rosenkreuzer. Er bemächtigte sich eines Rieblingstedenpfandes seiner Zeit, der Goldmachei, des Suchens nach dem Stein der Weisen, und rief eine große Menge Schriften, zum Theil äußerst confuse, mystisch-theosophisch-magisch-alephimistischen Inhalts, hervor. Ihre Anzahl, nebst Gegenschriften, ebenfalls über 300. Man vergl. Arnold's Kirchen- und Ketzers historie. 2. Th. Buch XVII. — Fama fratrum unitatis R. C. (Gaffel 1615.) — Chymische Hochzeit. (Strassburg 1616.) — Über den Ursprung der R. K. u. von Buhle. 1804.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in Teutschland die Frage über Buhlschaft der Juden laut, und mehr Schriften erschienen seitdem in dieser Angelegenheit, die, zum Theil von Humanitätsprincipien geleitet, für, z. B.: „Wo ist der Plag der Freimaurerei in der Menschheit?“ von Blumenhagen (Hannover 1838.) — theils, auf Erfahrungen sich stützend, gegen die Judenfrage sprachen.

Die eigentliche Geschichte der Freimaurerei, oder vielmehr die Geschichte der eigentlichen Freimaurerei hat eine sehr reichhaltige Literatur. Wir zählen über 400 Schriften, wovon auf die Geschichte der Freimaurerei in Teutschland über 100 kommen. Wir erwähnen nur die ausgezeichnetsten: Die oben angeführten Briefe von Bogel. — Kestler's sämtliche Schriften über Freimaurerei. (Berlin und Dresden 1801—1804.) — The History of Free-Masonry by Alex. Laurie. (Edinburgh 1804.) Neue Ausgabe 1842 (deutsch von Burkhardt). — Materialien zur Geschichte der Freimaurerei (von Schröder, 4 Bde. 1806.) — Acta Latomorum. 2 Bde. (Paris 1815.) — 3 Schöffe, Übersetzungen zur Geschichte unserer Zeit. Jahrg. 1817. — Mittheilungen an denkende Freimaurer von Mosdorf. (Dresden 1818.) — Helde- mann, Die drei ältesten geschichtlichen Denkmale der teutschen Freimaurerei u. (Aarau 1819.) — Die Freimaurerei in ihrem Zusammenhang mit der Religion der alten Ägypter, von Rognellini de Schio, übersezt von Acerellos (Carl Rößler). Besonders der Rößlern eigenthümliche vierte Theil wichtig. — Geschichtlicher Überblick der Freimaurerei u. s. w. von Krebs. (Stuttgart 1840.) — Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung, von Kloss. (Leipzig 1846.) Derselben Geschichte der Freimaurerei in England u. (Leipzig 1847.) Von Kloss steht noch manches Treffliche über Geschichte zu erwarten. —

Mysterien der Freimaurer, oder die entschiedene Gebräuchung, Verfassung und Symbolik der teutschen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Ursprung im mittelalterlichen Staats- und Volksleben. Specielle vollständig documentirte, historische Untersuchung aus deglaublich Urtheile der Freimaurerei von Friedrich Albert Fallou. (Leipzig 1848.)

Der von Breithaupt 1776 zu Ingolstadt gegründete, bald verbotene Illuminatenorden hat eine Literatur von einigen 60 Bänden hervorgehen.

Die sogenannte teutsche Union der XXII, eine Geheimverbindung aus den Zeiten Dr. Bahrdt's, berüchtigten Andenkens, spielt auch in der Freimaurerliteratur mit einigen Schriften hieher.

Vergl. Auenmündige Darstellung der teutschen Union und ihrer Verbindung mit den Illuminaten, Freimaurer- und Rosenkreuzorden, von Hoffmann. (Wien 1796.) — Über Gagliostro vergl. den neuen Pitaval. 5. B.

In Zeiten, die uns näher liegen, mußte die Freimaurerei politischen Zwecken ihr Ordenskleid leihen, deshalb spielt die Literatur der Carbonar's und des Jugendbundes in sie herüber.

Eigenthümliche Ansichten entwickelt Kestner in seiner Agape. (Jena 1819.) Er weist nach, daß der Bund von Clemens in Rom unter Domitian's Regierung gegründet sei.

Auch manche schönwissenschaftliche Feder bewegte das Ordenswesen aller Zeiten, und namentlich die Freimaurerei. Man kennt über 70 Ordensromane. Wir erinnern nur an die Löwenritter. — Dya-Na-dore, oder der Wanderer (von Meier). — Schiller's Gelfersberg; die Wunderthätigen von Tied; Erwin von Steinbach, ein Roman.

Ordensschauspiele zählen wir über 40; z. B. Amalie von Nordberg, von Aussenberg. 1794. — Die Söhne des Hais, von Werner. 1804.

Unter den Biographien ausgezeichnete Maurer und vom maurerischen Standpunkte zeichnen wir aus: Leben und Thaten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. (Berlin 1792.) — Karl von Hund's Leben im Anti-Nicolas. — Viele Biographien in Kenning's Encyclopädie. — Friedr. Ludw. Schröder, von Meyer. (Hamburg 1823.)

Für maurerische Numismatik ist vom größten Werth das leider durch den Tod des Verfassers unterbrochene Werk: Numotheca Latomorum, von Zacharias. VIII Hefte. (Dresden 1840—1847.) (August Wih. Müller.)

FREIMÜTHIGKEIT (Psychologie, Ethik und Politik) bezeichnet erstlich im gewöhnlichen Sinne, auf einzelne Reden oder Handlungen bezogen, die Eigenschaft des Benehmens eines Menschen, welcher seine Gedanken oder Gefühle, namentlich seine Urtheile Andern gegenüber, ohne Furcht vor etwaigen üblen Folgen äußert; zweitens, im höhern Sinne, als lebendige Charaktereigenschaft oder Lebensmaxime die Tugend oder Stärke der guten Gesinnung, die jederzeit auch da die Wahrheit ohne Rückhalt ausspricht, wo dieses Aussprechen mit Gefahr verbunden ist.

Wie schon das Wort andeutet, liegt das Hauptmerkmal in dem Muth, welcher bekanntlich in der Furchtslosigkeit oder der Abwesenheit des Affekts der Furcht bei Gefahren besteht, und die Freimüthigkeit unterscheidet sich hierdurch zunächst von den verwandten Begriffen der Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit. Auch die „Aufrichtigkeit“ gibt unverbohlen das Innere, die Meinungen, Gesinnungen, Gefühle zu erkennen, bei ihr ist aber das Hauptmerkmal die Redlichkeit, d. h. daß man das wirklich so meint, wie man es äußert¹⁾, oder der Mangel an Verstellung („Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, oder sie suchen viele Künste“), in welchem deutschen Ausdruck, der ursprünglich soviel wie „aufrecht“ bedeutet, s. Apostelgesch. 14, 10: „Sprach Paulus mit lauter Stimme: Stehe aufrichtig auf deine Füße.“ — sehr treffend angedeutet ist, daß derjenige, der „aufrecht“ mit emporgehobenem Kopfe und ins Auge blickend gegenübersteht, dadurch ein sicheres pathognomisches Kennzeichen gibt, daß er und nicht täuscht. Ubrigens bleibt bei der Aufrichtigkeit die weitere Berücksichtigung der Umstände unbestimmt oder irrelevant, während dies für die „Freimüthigkeit“ ein Hauptserbörnis ist, wie denn namentlich in der Freimüthigkeit noch der Nebenbegriff liegt, daß sie gegen einen bösen Strebenden oder Wächtigen („Männertroß vor Königsthronen.“ Schiller) geltend gemacht werden muß. Auch liegt es in ihrem Begriffe und dem angegebenen Hauptmerkmale des Muthes, der in der Regel als ein Talent, eine Naturgabe oder angeborene Anlage angesehen werden muß („der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt;“ Götz von Berlichingen), daß sie nicht als eine allgemeine gesellschaftliche Pflicht angesehen werden darf, während die „Aufrichtigkeit“ allerdings, wenigstens vom Standpunkte der Ethik, Allen zugemuthet werden kann; wie denn auch die Erfahrung beweist, daß die erstere etwas Seltenes ist. Offenherzigkeit bezeichnet überhaupt die Enthüllung des eigenen Innern an und für sich; die Öffnung seines „Herzens.“ d. h. der innersten Gedanken, Gefühle und Wünsche, wobei ebenfalls nicht weiter von Gefahren dieserhalb die Rede ist. Dnebin ist Offenherzigkeit an und für sich eine Sache von sehr problematischem sittlichen Werthe, da sie auch bloß Folge eines ungekündeten Wuthwillenstriebes oder der Pseudobastigkeit, auch zufälliger Umstände, s. B. einer Weinlaune oder des Rausches („der Wein erfindet Nichts, er spricht's nur aus.“ Wallenstein), oder des Mangels an Selbstbeherrschung und edlerem Selbstgefühl sein kann, was Herber (im Eid) so treffend ausgesprochen hat²⁾. Die Freimüthigkeit in ihrem höhern Sinne ist dagegen schlechthin eine Tugend, etwas unter allen Umständen löbliches; sie wird mit Recht als die mit einer edlen Kühnheit verbundene Wahrheitsliebe oder Wahrhaftigkeit erklärt³⁾, und ist vom Standpunkte der Ethik und Psychologie als eine be-

sondere Art oder Modification der Megalopsychie oder Hochsinigkeit, Großherzigkeit zu bezeichnen, wie diese schon von Aristoteles (Eth. IV, 8) so treffend geschildert wird⁴⁾. Auch ist dies in den bekannten Worten des römischen Dichters ausgesprochen, in denen er das Bild des wahren Mannes darstellt:

— — — quem
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quassat solida.“

Die Freimüthigkeit gehört aber auch in das Gebiet der Politik, theils weil überhaupt alle wahrhafte politische Entwicklung nur unter der Verbindung männlicher Charakterbildung möglich ist⁵⁾, theils weil in dem Begriffe des Staats liegendes Verhältniß von Regierung und Regierten und bei der unermidlich in der Natur der Sache selbst liegenden Neigung der Menschen, ihre Gewalt zu missbrauchen⁶⁾, es in tausend Fällen von der höchsten Wichtigkeit ist, daß den Mächtigen mit Freimüthigkeit die Wahrheit gesagt werde. Einen weltlich-römischen bekannten Beleg dafür, daß selbst diese letztere, wenn sie zur Befähigung kommen, dies einsehen, enthält die Geschichte Alexander's des Großen und seines Jüngerherrn Glitus, welcher letztere wegen seiner Freimüthigkeit von dem Ersten ermordet ward, worauf derselbe jedoch dies bitter bereute und in die vergrößerte Klage ausbrach: er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einsam leben, weil Niemand in seiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne⁷⁾.

Dnebin hat schon jeder freie, mündige Mensch das angeborene Recht, freimüthig seine Meinung über Alles zu sagen, was schon das Alterthum anerkannte, s. B. Cu-

1) „Es ist im Charakter des Großherzigen, gegen die, welche sich in ansehnlichen Würden oder in sehr glänzenden Anstellungen sind, eine gewisse Heftigkeit des Betrages anzulegen; hingegen ist gegen diejenigen, welche in mittelmäßigen Umständen sind, heuchelhaft und als ihres Gleichen zu handeln. Denn über jene beneizugen ist etwas Schweres, und dazu zu gelangen, scheint eine wahre Erbdenheit anzugehen; diesen aber überlegen zu sein, ist etwas Leichtes. Daher ein gewisser Stolz gegen die Reichen und Reichen nicht unedel und verwerflich ist. Gewöhnlich, gegen Niedrige beneizgen, zeigt eine gemeine und schlechte Denkart aus; sowie wenn man seine Glücke im Streite mit Kindern oder Schwachlingen zeigen wollte. — Der Großherzige ist notwendig ein starker, darrer Freund der Feinde; denn sich zu verbergen ist ihm die Ehre dessen, der sich stützt. Er bestimmet sich mehr um die Wahrheit, als um den Schein, und redet und handelt auf eine Weise, die Alle erkennen können. Er ist freimüthig in der Ausrufung seiner Urtheile, weil er die Urtheile Anderer nicht sehr achtet. Seine Freimüthigkeit macht ihn zugleich aufrichtig und wahrheitsliebend, ausgenommen in den Fällen, wo er mit sich ein fremde Meinung annimmt, welches hauptsächlich dann der Fall ist, wenn er mit dem großen Haufen zu thun hat.“ Cicero, de Officiis des Aristoteles II. (Breslau 1801.) S. 130 fg. 5) Zeller, mann, Politik S. 261. Freiber von Stein an Freiber von Stein, dessen Anteil an der Politik. 3. Bd. 1841. 3. Aufl. 541 fg. 6) Cicero, de Officiis S. 44. 7) Cicero, de Officiis S. 124.

1) J. Gerhard: Raas-Grander's Synonymik. 1836. I. S. 258.

2) „Wie erwidert man sich Hochachtung, Wenn man Alles von sich wissen, Alles übersehen läßt.“

3) Reinhard, Christl. Moral I, 184. 3. Ausg.

4) „Qui peut tout ce qu'il veut, veut plus que ce qu'il doit.“

Corneille.

7) J. Goethe, Diderot, Werke VI. S. 110.

ripides in den Phönizierinnen (nach Schiller's Übersetzung):

Jotapha: Was ist so hartes denn an der Bezeichnung?
Polytonics: Das Schreckliche ist das, der Niederkeit darf
Jotapha: Was du mir sagst, ist eines Elaven Loos,
Nicht reden dürfen, wie man's meint!

Besonders gilt dies in Bezug auf die politischen und religiösen Fragen, deren irrige Behandlung das Interesse Aller gefährdet (quidquid delinunt reges, plectuntur Achivi!); daher hierüber mitzuspochen jedenfalls der gebührende Theil des Volkes ebenso sehr die Pflicht, wie das Recht hat. „Le partage du brave homme est d'exposer librement ses pensées. Celui qui n'ose regarder fixement les deux poles de la vie humaine, la religion et le gouvernement, n'est qu'un lâche.“ Voltaire. Daß die Geltendmachung dieses Rechts auch vom politischen Standpunkte aus keineswegs gefährlich, sondern unerschütterlich und im Gegentheil nützlich ist, ist ebenfalls schon öfters ausgesprochen worden; z. B. von Goethe in den bekannten Epigrammen (aus Venedig):

„Schädliche Wahrheit! — ich hätte sie vor dem nächsten Tyrann;
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielerlei und erzeugt.“

Ferner:

„Tene Menschen sind toll, so sagt ihr von bestigen Sprechern,
Die wir in Freiheit laut hören auf Straßen und Markt.
Wie auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Mäßigkeit im Elaven ver-
summt.“

Dahin gebört ferner ein Kernspruch Wieland's, der in seinem „goldenen Spiegel“ jene Wahrheit auf heutiges Tag's lehrreiche Weise geltend gemacht hat⁸⁾:

„Der Griechen Hochmuth wies sich gegen
Wenn unter Kriecherei sich gibt.“

Ebenso ist diese Idee der Grundgedanke von Schiller's Don Carlos, am deutlichsten in dem Monolog des Marquis Posa ausgesprochen:

„Auch eine herrliche Wahrheit nur
In des Despoten Seele tief verworren,
Wie fruchtbar in der Besicht kam!“

Auch diese Wahrheit erkannte das griechische Alterthum an, und der größte Dichter desselben, Sophokles, hat sie in den Worten ausgesprochen⁹⁾:

„Wo nicht das Volk dreist herauszufagen uns
Freiheit, und so im Staate liegt das Schicksal,
Da untergraben Fieber alleit das Recht.“

Daß in den Hören der Tragödie die Freimüthigkeit ihr würdigstes Organ hatte und ebenso in den Komödien, besonders des Aristophanes, endlich auch in den öffentlichen Reden, — die des Demosthenes gegen den macedonischen König Philipp sind ja sogar als das non plus ultra des Freimuths sprüchmörtlich geworden — ist bekannt.

Ähnliches gilt von den römischen Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern. Dahin gehört z. B. außer den schon angeführten Worten des Horaz das des Plautus:

„Mihi necesse est loqui,
Nam scio Amyclas tacendo perire.“

Ferner die scharfe Sprache des Juvenal und Persius, ebenso ein bedeutender Theil der Reden des Cicero, welcher in der Rede für den Servius Tullius (cap. 48) die Freimüthigkeit mit den treffendsten Worten in Schutz nimmt: „Desinat aliquando dicere, male aliquem locutum esse, si quis vere et libere locutus sit.“ Dahin gebört auch sein: „Ego autem neminem nomino. Quare irasci mihi nemo poterit, nisi, qui ante de se voluerit confiteri.“ (pro lege Manilia c. 13), und vor Allem sein „frement omnes licet, quare sentio dicam“ (de orat. 1.). Aus dem Ciceron die schönen Worte (III, 68): „His ego gratior dictu alia esse scio, sed me vera pro gratis loqui, et al meum ingenium non moneret, necessitas cogit. Vellem equidem valori placere, Quirites, sed multo malo vos salvos esse, qualicunque erga me animo futuri esset.“ Des Tacitus Name braucht hier nur genannt zu werden, um das Bild großartigsten Freimuths vor das Bewußtsein zu rufen.

Selbst in dem finstern Mittelalter, in welchem durch das aus dem Orient gekommene und ganz misverstandene Christenthum das orientalische despotische Staatsprincip als Patriarchal- und Feudalabsolutismus¹⁰⁾ sich geltend machte, und durch die eingebildeten fremden Geseghungen des römischen, canonischen und langobarthischen Lehnrechts förmlich sanctionirt ward¹¹⁾, fehlte es nicht an einer, freilich sehr barocken, Form, in welcher sich die Überzeugung von der Wichtigkeit der politischen Freimüthigkeit ausdrückte, nämlich in der Institution der Hofnarren, welche bekanntlich das ridendo dicere verum neben ihrer Spaszmacherei als ihre eigentliche höhere Bestimmung und Befähigung anzusehen hatten (daher auch diese Charaktere von Schafspeere, z. B. im Kar, als echt poetische oder idealische Gestalten erscheinen), wie sie denn auch geschichtlich sich öfters, und zwar bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein (z. B. der Hofnar Balakreiff Peter's des Großen¹²⁾), sich als wahre Wohlführer des Volks verdient gemacht haben.

In der neuen Zeit, in welcher die Hauptaufgabe wahre politische Aufklärung (vergl. den Art. Freiheit, politische, am Schlusse) und die Verbreitung derselben Pflicht der politischen Literatur ist, erscheint die Freimüthigkeit als notwendigstes Requisite aller politischen Schriftstellerei, die seit der Erfindung der Buchdruckerei offenbar eine Macht geworden¹³⁾, besonders der eigentlichen Publicistik, welche die wichtigsten Staatsfragen der Gegenwart wissenschaftlich zu erörtern den

8) Vgl. Wieland's Leben von Gruber (Wieland's Werke. 50. Bd. S. 607). 9) „Wo, wie viel besser würde es überall berathen, wenn die großen Könige sich weniger abschließen und die kleinen das Publikum abhören.“ G. H. Schilling (Dauerges. II, 113). 10) Fragment seiner Gurspille. Nach Volger's Übersetzung II, 245.

11) Herder, Ideen zur Phil. der Geschichte (Werke. 7. Bd. S. 174). 12) Erzbis. Phil. des Reichs. 2. Th. 2. Abtheil. S. 101 fg. 13) Scheller, Teutscher Juristenpiegel §. 138. 14) Fidei, Geschichte der Hofnarren. Fuchs, Leben des General-Sumarcoff S. 70. 14) Ancillon, Vermittl. d. Extreme I, 129.

Veruf hat¹⁵⁾. Anerkannt ist dies indirect auch dadurch, daß man solche Schriftsteller, die nicht diese Freimüthigkeit zu zeigen wagen, sondern aus Anechtssinn den Mantel nach dem Winde bängen, als „Dol“, oder Pöbel, oder Bindpublistien“ zu bezeichnen pflegt¹⁶⁾.

Ubrigens liegt es in der Natur der Sache, daß schon die Möglichkeit der (namentlich politischen oder publistischen) Freimüthigkeit von vielen äußern Umständen und Bedingungen, insbesondere dem Volksscharakter und der Staatsverfassung, abhängt, und daß die Wirklichkeit derselben geschichtlich sich nur da zeigt, wo die politische Freiheit überhaupt sich hat entwickeln können, somit ebenso, wie diese letztere selber (s. den Art. Freiheit, politische) bis jetzt nur als Ausnahme vorkommen kann, was schon Tacitus in den bekannten Worten ausdrückt: *rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet*. Im Orient, der Wiege des Despotismus, und dem für denselben gleichsam prädestinirten Welttheile¹⁷⁾ werden wir die Freimüthigkeit nicht finden, weil sich der Herrscher Alles in Allem, Eignithümer alles Grundes und Bodens, Geistes und Leibethers aller seiner Unterthanen und unbedingter blinder Gehorsam derselben allgemein anerkannte Rechts- und Religionspflicht ist; daher auch schon die Sprache der Orientalen deren Anechtssinn bekräftigt¹⁸⁾, insbesondere auch dadurch, daß mancher orientalischen Sprache (z. B. der sonst so reichen arabischen) sogar ein Wort für Freiheit fehlt¹⁹⁾. Daher findet sich die Tugend der Freimüthigkeit in der „Monarchen- und Ministertreue“ nicht katalogisirt, welche in der großen persischen Encyclopädie der Wissenschaften des Dschafsch Chassa aufgeführt wird²⁰⁾. Der Orient kennt eben nur sogenannte „Fürstenspiegel“, die oft von ausgezeichneten Regenten selbst herrühren²¹⁾, in denen die Lehren der Politik nur als unmaßgebliche Rathschläge vorgebracht werden, und ebenso die Form der Räthseln oder Babeln, um den Fürsten diese oder jene Wahrheit in einer nicht beleidigenden Form kund zu thun, wofür nur an die bekannte Legende von der Erfindung des Schachspiels²²⁾ erinnert zu werden braucht²³⁾.

15) Vers. Schriftst. in Fran's Minerva. 1845. October. S. 135 ff. 16) Kähler, Öffentliche Rech. d. L. S. 40. Gelder, Staatsrecht unter „Fudschil“ II. B. S. 270. (Fr. A. v. Moser nannte deroischen Eulach, „Götterpublistien.“) 17) Aristot. Pol. III.; vgl. Goethe im Diwan (Werke. 1827. VI. S. 86 ff. 167). 18) Haeris, Domes (übersetzt von J. A. Wolf) S. 34. Zachariä, 40 Bücher vom Staat I. 463 ff. 19) Krasjan merkwürdiger Reichthumsbau. S. 255. (Nur selten ist hier die politische und bürgerliche Freiheit gemeint, nicht die persönliche, im Gegenstand der Sklaverei.) 20) E. v. Hammer, Wissenschaften des Orients II. 332. 344. 21) E. v. Buch des Kabir von Dirz (1811); vgl. Goethe's Diwan (Werke. 1827. VI. S. 224 ff.). 22) Sch. Goethe's Schachspiel. R. I. S. 7. 23) Wolf, Geist und Geschichte des Schachspiels S. 67. 24) Ubrigens verleiht Goethe's geistliche Bemerkung, daß selbst im Orient Freiheit und Freimüthigkeit als potenter Wesenstoff verformt, Werdung. Diwan (Werke VI. S. 85 ff.). Auch macht das eine doppelte in sofern eine (über die Welt bestehende) Annahme, als es ein, bekanntlich wegen seiner rückhaltlosen Freimüthigkeit geschwätzlich gewordenes, fremder Lebendigkeit über seine Könige hielt.

Sehr leicht begreiflich ist es demnach auch, daß, da unsere neuuropäischen Höfe und Hoffisten, die sogenannte Etiquette, sich dem erwähnten adoptirten asiatischen Staatsprincip gemäß nach orientalischer Muster gebildet haben, die Freimüthigkeit sich in dieser Region nicht besonders entwickeln konnte, oder nur ausnahmsweise vorkam, während ihr Gegenbild, die Liebedienerei, Schmeichelei und Speichellekerei, ihren Hauptplatz an den Höfen hatte und die Fürsten von Haus aus gleichsam methodisch vererbte. „Die einzige Kunst, welche Prinzen gründlich lernen, ist das Reiten, weil die Pferde — keine Schmeichler sind,“ sagte schon ein alter Philosoph, und ein neuerer Statistiker²⁴⁾: „Les *fous* sont aux échecs les plus proches des Rois.“ Daher gilt grade vorzugsweise in dieser Sphäre der alte Spruch: *veritas odium parit*, oder, wie Luther es ausdrückt²⁵⁾: „Die Wahrheit ist ein feindselig Ding; wer die Wahrheit sagt, dem wird man gram,“ und die Ausübung der Tugend der Freimüthigkeit (der „Männlichkeit vor Königsthronen“) ist in dieser Sphäre mit ebenso viel Verdienst als Gefahr verbunden, sowie ihr Erfolg ungewiss, sobald man nicht dabei mit der nöthigen Vorsicht verfährt. Darauf bezieht sich die Aeneis Goethe's:

„Dienerei Aeneas gibt es, die treffende Wahrheit zu sagen:
Essential immer dem Volk, immer dem Fürsten gethan.“

Ubrigens stimmt auch die profanisch-nüchterne Politik oder Staatsflugtheorie ganz mit dieser für die Praxis der Freimüthigkeit wichtigen Goethe'schen Regel überein²⁶⁾. Daß dabei Zeit, Ort und andere Umstände oder Verhältnisse Ausnahmen begründen können, und daß es Fälle geben kann, in welchen selbst eine in Dreifachheit übergegangene Freimüthigkeit von gutem Erfolg sein und jedenfalls entschuldigt werden kann, ist an sich klar, und wird von Schakspeare sehr treffend veranschaulicht (Laut:

„Nur sei ungestört, wenn Feuer verrückt ist!“

Dabin gebot auch Goethe's Wort:

24) Regnier, Act. XIV. 25) Aufzählung des Propheten Joel. Cap. 3. Th. VIII. S. 258 der letzten Ausg. 26) „Am schwersten ist's, Höhere zu lehren; denn sie fürchten, in dem Muth das Rathgeber zu biegen.“ Die Überlegenheit eines Andern ist jederzeit lästig, aber die eines Untergebenen wird leicht als Mithelsgeliebte anerkannt. Der König verleiht seine Freyheit — wie das Reich seine Schwelge! — unter einem Schiler. Am schwersten heißt die Überlegenheit eines Andern an Geist, besonders die Fürsten. Eine solche ihnen zu zeigen, ist oft ein Staatsverbrechen. Ein Hofmann, der eines Tages Philipp II. mehrere Schachpartien abgewonnen hatte, sagte zu seinen Kindern: Es ist aus mit uns; der König weiß, daß ich besser Schach spiele, als Er. (Entzweit aus des Spaniers H. Braccan Schrift: Der Hofmann. Ginebra aus dem I. in der Zeitchrift: Die Wille. Von L. von Koberger. [Königsberg 1811.]) Daher ist die Hauptaufgabe hier, den Höheren glauben zu machen, daß sie den eigenen Einsichten folgen, in dem sie doch den eigenen heillosen. Man rüfte ihnen nicht, sondern lehre sie nur an das Gegentheil zu erinnern. Man widerspreche ihnen nicht, sondern lehre ihre Einwendungen nur in beschränkter Weise, oder in Worten um Wiedrung ein. Man unterrichte sie nicht (zornigstens nicht unangeordnet), sondern lasse sich von ihnen unterrichten. Durch Fragen kann man den Lehrer in den Vortrag veranlassen. Die Freude, zu belehren, läßt dem Höheren leicht die Bescheidenheit des Standes vergehen.“ Zachariä, 40 Bücher vom Staat I. S. 495.

„Du Kräftiger, sei nicht so still,
Kann sich auch Ander scheren.
Wer den Zweifel erdienen will,
Der muß laut sprechen!“

Wie überhaupt auch in diesem Punkte der Geist der Zeit seine Rechte geltend macht, dafür geben viele der neuesten Ereignisse einen genügenden Beleg, und namentlich in dem gegenwärtigen Jahre hat es nicht im Geringsten an Freimüthigkeit in den Beziehungen zu den künftigen Souverainen gefehlt. Daß indeß dieser Fortschritt keineswegs erst vom allerneuesten Datum ist, dafür braucht man nur an das berühmte Wort eines der ausgezeichnetsten unter den Politikern und Staatsmännern seiner Zeit, an das von Gendz, zu erinnern, der in seiner Anekdote an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung (1797) sagte: „Es gibt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige edel schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhehle.“

Geschichtlich werden wir die Freimüthigkeit als politische Tugend und Macht auf das große welthistorische Ereigniß der Reformation zurückföhren müssen, weil durch diese zuerst jene durch das mißverständliche Christenthum in das neuere Staatsleben eingebrungenen orientalischen Vorstellungen erloscht und zerstört, sowie die Grundlagen des neuen Staatsprinzips gelegt wurden²⁰⁾. Dem entspricht zugleich, daß um diese Zeit einer der größten Helden dieser Tugend, Ulrich von Hutten, aufgetreten war und die wichtigsten Kämpfe „mit dem besten Schwert, dem freien Wort,“ siegreich bestritten hatte.

Eine besondere Erwähnung verdient hierbei die in der neuern christlichen Welt so bedeutend gewordene Freimüthigkeit auf der Kanzel. Da das Christenthum den Menschen über den Bürger stellt, und seine Kirche wenigstens im innern geistigen Gebiet, der Lehre und des Glaubens, für ganz unabhängig von der äußern Gewalt des Staats erklärt, auch ausdrücklich lehrt, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, so versteht sich von selbst, daß die Redefreiheit auf der Kanzel als ein unbestreitbares Recht des christlichen Religionslehrers anerkannt werden muß. Auch steht es geschichtlich fest, daß die Sache des Rechts und der Wahrheit, die in der alten Welt von Philosophen, Dichtern und Staatsmännern geltend gemacht wurde, in der neuern christlichen Zeit vorzugsweise an die Prediger des Evangeliums überging,

von denen sehr viele sich dabei die hebräischen Propheten, Christus selbst und die Apostel Petrus und Paulus zu Vorbildern nehmend, deredits Wortführer für jene hohen Güter und tapfere Kämpfer des höchsten Zeitgeistes gewesen sind²¹⁾. Namentlich das Deutschland eine ehrenwürdige große Schar solcher freimüthigen Kanzelredner aufzuweisen. So schon im 14. Jahrhund. den edeln Dominikaner Johann Zainer, im 15. den humoristischen Bückiger lasterhafte Arianer, den Straßburger Gelehrten von Kaisersberg, im 16. die großen Reformatoren Luther, Zwingli, Calvin, Knor, im 17. Valerius Herberger, Schuppius, J. And und Ph. Jacob Spener, im 18. und 19. Bollstosser, Reinhard, Herder, Raragoll, Schleiermacher, Rühr, von Ammon, Dräsele u. A. Natürlich stehen hierbei die protestantischen Kanzelredner obenan, da in ihrer Kirche die Predigt die Hauptsache ist, obwohl sie, wenigstens bis auf unsere Zeit, durch ihre Abhängigkeit von der Staatsgewalt in einer viel ungünstigeren Stellung in Hinsicht auf Freimüthigkeit stehen, als die Katholiken. Luther selbst ist und bleibt auch in dieser Beziehung ein wahrer Muster, und steht würdig neben, wo nicht noch über, seinen genannten großen Zeitgenossen; es sei daher genügt, hier an einige seiner Kernworte zu erinnern, in denen er zugleich das Recht zur Freimüthigkeit treffend nachweist²²⁾.

20) E. Machler's Biographische Aufzüge. 1835. S. 3. 30. In der Auslegung des 82. Psalms (Halt's! Halt's! S. 24. S. 1040) sagt er: „Diese erste Vers (des 82. Ps.) gibt, das nicht außerordentlich ist, die Dilettanten Krafen, so es geschähe nach der Weise, die hier steht, nämlich daß es durch göttlich befohlen Amt und durch Gottes Wort geschieht, öffentlich, frei und rechtlich; sondern es ist eine Willkür, eine und seltsame Tugend und ein sonderlich großer Gottesdienst, wie dir der Psalm beweis.“ An einem andern Orte (Auslegung des Evangeliums Joh. 8. Th. S. 938) sagt er: „Damit (was Jesus, Joh. 19. 10. 11, in Pilatus sprach) hat Christus eine eine Lehre gegeben, daß man den großen Panzen und Tunkern die Wahrheit nicht schweigen solle, sondern sie vernahmen und Krafen ihrer Unrecht haben. Da sprechen sie aber: Du sprichst uns ungerath die Wahrheit des Krafen. Darum sprechen wir: Wie sollen wir ihnen lehren, was sie an und thun; aber das wir sollen Krafen schweigen und sagen: Gnade, Tunkern, du thust recht, das wollen wir nicht thun. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen diesem zweien, Unrecht und Gewalt leiden und dazu Krafen schweigen. Beiden soll man Unrecht und Gewalt, aber dazu Krafen schweigen soll man nicht. Denn ein Christ soll der Wahrheit Zeugnis geben und um der Wahrheit willen Krafen.“ Ferner (in der Schrift: wider den Bischof Albrecht, 1539, vorgef. den Auszug von Fomier II. 214): „Es ist nichts Böschliches und Ekelichers an einem Pfaffen, denn daß er frei redet, was seine Meinung ist, und das die sich, so bescheiden es thun, sagen ungeschweht, wie ihnen was Herz ist, mit es die Zeit und Nothdurft erfordert.“ — „Dort, liebe Pfaffen und Herren, ihr müßt und dürft Predigen nicht so in ein Buchstaben jagen, wenn wir eures Geschickts einen Schall strafen, daß ihr darum müßt jähren und nachgeben, wir hätten das ganze Geschickte gemeint und geschändet; sonst würden wir zuletzt gebrungen, euch wiederum zu sagen, daß ihr euer willkürlich Geschickte nicht sehr zum Schandbedel machen und darunter Krafen und Ungehörigen stärken und verheißigen. — Große Pfaffen und Herren soll man nicht schänden; das sag ihnen, daß sie sich selbst nicht schänden mit Krafen. Wie ich das gesagt: ich kann niemand schänden, wenn ich die rechte Wahrheit sage; die Wahrheit auch nicht, sondern sie will der Schanden werden. Solches muß ich

21) Neuer nöthiger Abrund. (Christi und Heilige, Brockhaus, 1824) S. 7. — Das diese Freimüthigkeit, der „Minnezeiten der Kämpferzeiten“ diesen letzten Minne schadet, zeigt Episteler in seinen Vorlesungen über Politik S. 149. — „So hätte man denken sollen, ein publicistischer Freimüth, wie er J. B. in den Schriften eines Kaiser zu finden ist, müßte alle Ähren umflügen. Allein man gewöhnte sich bald an die Dürre der Sprache, die befürchteten Würdungen auf das Ansehen der Regierungen blieben aus, der Unterthan gehorchte noch zu vor, und Minister und Krafen nahmen sich, trotz der rauhen Form, die gute Lehre zu Herzen.“ 22) Zacharia, 49. Bücher vom Ezechiel V. S. 201 ff. Vergl. den Art. Freiheit, politische.

Es lag in der Natur der Sache, daß, in Folge der aus der nicht ganz Teutschland umfassenden und unvollendeten gebliebenen Reformation entstandenen Religionskriege und Verschärfung unseres Vaterlandes mit der bishierigen politischen Freiheit sich auch die Freimüthigkeit verlor, welche das seitdem aufgekommene Staatsprincip des Absolutismus oder der Auto- und Bureaucratie natürlich nicht aufkommen ließ. Doch machten selbst in dieser traurigen Zeit unsere teutschen Universitäten, denen hierbei, wie schon Herder nachgewiesen³¹⁾, ihre corporative Selbständigkeit diese Dienste leistete, eine rühmliche Ausnahme³²⁾; wie denn auch das Institut der akademischen Freiheit seine wahre Begründung und höhere Bedeutung nun darin hat, daß dasselbe dazu dient, freimüthige Kämpfer für Wahrheit und Recht zu bilden³³⁾, was natürlich besonders für Teutschland so höchst wichtig ist, da, wenigstens hieher, von keinem wahren öffentlichen politischen Leben die Rede war³⁴⁾. Freilich war ebeneshalb diese Wirkung der akademischen Freiheit nur eine sehr unvollkommene, und man braucht nur die bekannte Schrift des freimüthigsten der teutschen Publicisten, Fr. K. von Moser, „der Herr und der Diener,“ zu lesen³⁵⁾, um den fast unglaublichen Servilismus der teutschen Gelehrten- und Beamtenwelt kennen zu lernen. Um so rühmlicher ist es dagegen natürlich, die Freimüthigkeit, mit welcher z. B. Chr. Thomafius in Leipzig und Halle, dann J. J. Moser und sein eben genannter Sohn, später besonders Schöler in Göttingen (durch seine Staatsanzeigen), Kant in Königsberg, Fichte in Jena und Berlin u. A. die Sache des Rechts und der Freiheit verfolgten. Auch in der neuern und neuesten Zeit haben sich akademische Lehrer, selbst in der traurigen Periode nach den carlsbader Beschlüssen, durch edle Freimüthigkeit in Schrift und Wort rühmlich ausgezeichnet, wie z. B. A. Böck und Fr. von Raumer in Berlin, Ruden, Ofen, Fries in Jena, Wegscheider und Meier in Halle, Dahlmann und die andern göttinger Separatisten, Welter und Rottet in Freiburg, Jordan in Marburg, Kobel und Wurdach in Königsberg, E. Wachler, Steffens, Dao. Schulz und Paast in Breslau, Arndt und J. G. Welter in Bonn, Wis-

schagelke also reden, denn mir auch von Turtzen und sonst noch mehr Aesemselben vorgehalten ist, was ich denn mehr? — Ich thun unter Zusichern von Adel auch also: wenn man die Bösen schilt, so soll es eine Schandvergift, Schandbiss, Schandstift breien wider den üblichen Adel. Ferner eine sehr adlige Rede ist das, daß sie uns unrecht thun, denn wir wußten den üblichen Adel nicht schaden noch schänden, sondern für gar ein thuer, jaer Kleinod halten: aber den schändlichen Adel müssen wir schelten.“

31) W. J. Ph. v. Geick. 1829. XII, 163.

32) „Kran-

ches freimüthiges Wort ward auf den Universitäten gesprochen, so sie vordem nicht mehr die geistlich-tüchtige, für die Wahrheit sich unbedingte aufgesehene Meinung.“ Steffens, über Teutschlands preßl. Unverschieden. 1819. S. 64. 33) Rosenkranz, Der Kampf auf unsern Hochschulen S. 9. Es in den Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik. 1829. II S. 548. 34) Thierck, Bd. Schuten II. S. 249 ff. E. Heitler, Hedwig S. 288 ff. 35) Vergl. Fr. K. von Moser, von Hermann vom Buche, 1846, und E. Heitler's Geschichte des 18. Jahrh.

ner und G. Hermann in Leipzig, Talf, Waig und Drosfen in Kiel u. s. w. u. s. w.

Im Allgemeinen muß leider! zugestanden werden, daß grade diese Eigenschaft oder Tugend offenbar zu demjenigen gehört, die sich in Teutschland in der neuern Zeit am seltensten gefunden haben, obwohl in unserer Sprache sich der sehr charakteristische Ausdruck findet: teuffisch mit Einem reden, d. h. eben unverschämte, derb oder freimüthig ihm die Wahrheit sagen. Der Grund dieses Mangels liegt natürlich nicht allein in der schmachten, erst in der neuesten Zeit aufgehobenen Censur, da ja auch während der Bestehens derselben es nicht nur im mündlichen Verkehr, sondern auch in größeren Schriften (über 20 Bogen) sehr wohl möglich war, die freimüthigsten Urtheile auszusprechen. Es ist daher jener Grund von mehreren in einem nicht eben rühmlichen teutschen Charakterzuge gesucht worden, den man mit den Worten Philisterhaftigkeit, Spießbürgerthum, und noch energischer früherhin durch „teutsche Hundsbemuth“ (ein bekanntes Krautwort des genannten Fr. K. von Moser), neuerdings besonders mit dem ebenfalls sehr ausdrucksvollen „Staatskalkalginnung“ bezeichnet hat. Daß sich nun wirklich so etwas bei und findet, wird schwerlich sich in Abrede stellen lassen. Es gab eine Zeit — und sie ist kaum, für Viele sicher noch nicht, vorüber! — in welcher man unter „Staat“ nur die „Hierarchie der Staatsdiener“ verstand, oder (mit den Worten eines der berühmten Philosophen zu reden)³⁶⁾ „eine Menge von Seelen oder Antern, welche über und unter einander geordnet, sich dem Glücke, der Klugheit und den verschiedenen Neigungen als Kampfpreise darbieten,“ sowie unter der „Civität“ oder dem Bürgerrechte Nichts als die „Wegung — einen Kramladen halten und Bier oder Branntwein schenken zu dürfen!“³⁷⁾. Hierauf deutete offenbar Goethe, indem er den Teutschen die Staatsfähigkeit geradezu absprach³⁸⁾, und anderswo³⁹⁾ „unfern Antheil an öffentlichen Angelegenheiten reißt nur für Philister!“ erklärt. Daß es sich nun unneugbar in der neuern Zeit mit uns in dieser Hinsicht gebessert, so ist doch immer noch Vieles von dieser „Philisterie“ an uns zu finden, was noch dadurch verstärkt wird, daß bei dem allgemeinen Betreten oder Sturmlaufen, um so früh als möglich zur „Kippe der Staatsbudgets“ zu gelangen, natürlich Alles vermieden wird, was solch eblem Zwecke irgend hinderlich sein könnte.

Indessen wenn auch dieser Grund des Mangels an Freimüthigkeit in sehr vielen Fällen der richtige sein mag, so ist er es doch nicht in allen! Und warum sollen wir nicht auch hier nach der trefflichen Rechtsregel: quiaque praesumptum bonus! verfahren und nach einem ethischen Motivo suchen? Ein solches findet sich nun in den zwei ebenfalls unserm Volke eigenthümlichen und trefflichen Charakterzügen, dem tiefen Sinne für das Recht

36) Herbart, Praktische Philosophie.

37) Beiträge zum ethischen Recht, B. II, C. XX.

38) „Der Nation auch zu bitten, Teufel, ihr sollt es vergelten!“

39) Bittet dafür, ihr Könige, freier zu Menschen auch ausd.
39) Wanderjahre am Schluß (Werte XXII, 382).

und der wahren Liebe für den angekommenen Fürsten. Weide Züge sind ungelugbar und auch anerkannt⁴⁰⁾, und haben sich in der neuesten Zeit fassam bewiesen, trotz dem, daß so Vieles geschah, sie zu weilen⁴¹⁾: — man denke nur daran, daß bald nach Auflösung des teutschen Reichs mehr als ein Drittel des teutschen Bodens an andere Landesherren, manche Provinzen mehr als ein Mal, übergegangen⁴²⁾. Der Teutsche scheint in erster Hinsicht, vor Allem sich einer Rechtsverletzung schuldig zu machen, und schweigt lieber ganz still, als daß er sein Recht freimüthig vertheidigt, wenn es ihm nicht vollkommen klar ist, oder wenn ihn die Vertheidigung zur Verletzung fremden Rechts auch nur möglicherweise führen könnte! Ebenso hat der Teutsche, dessen eigentlich politisches Leben ja, wenigstens in gewissem Sinne, noch in die Kindheitsperiode fällt, noch gar nicht sich darauf recht gewöhnt, den Fürsten und die Minister und sonstigen Staatsbeamten zu unterscheiden, so daß er nur gar zu geneigt ist, die dem Erstern mit Recht gebührende völlige Unverantwortlichkeit auch auf die letztern zu übertragen, gleich zu „rebelliren“ wähnt, wenn er einem hochgestellten Staatsbeamten zu widersprechen, oder ihn zu tadeln wagen würde⁴³⁾. Dies ist denn auch sehr erklärlich und ganz consequent nach dem ältern Staatsprincip, sowohl der Patriarchal- als landesherrlichen Monarchie⁴⁴⁾.

40) „Herr bleibe den Teutschen jedes Prechten mit Vorzügen, die es voraus haben will; mit größerem Gebenmüthe, größerer Aufklärung, größerer Züchtigkeit! Wir nennen und nicht selbst die große, nicht die erste Nation. Wir wollen vor keiner, aber auch hinter keiner stehen. Aber wie die Nation gewisse Dankschuldverträge hat, die sie auszeichnen, so auch die teutschen; und unter diesen steht das Gefühl für Recht oben an. Das teutsche Volk hat unweilen, wie andere, das Unrecht ertragen; aber kein Volk hat es lieber alsbald, unanständig geholt.“ Herder, Der teutsche Mund re. (1818), S. 15. 41) Das Volk verlor durch Jean Paul gesagt, Politische Postenpredigten S. 161, 213. 42) Hebberts, Die Ermordung der Teutschen re. S. 22. Schloffer, Archiv für Geschichte und Literatur VI, 1. S. 29. 43) Dieser Zug schildert Jean Paul in mehreren seiner Romane trefflich, u. B. im Hesperien (Hoffmanns Gymnasium), in den Attila (Herrn Schenker), u. a. 44) Über diesen sehr verbreiteten bureaukratischen Selbstwilligkeitsglauben finden sich einige gute Bemerkungen in der Zeitschrift, Der weimarische Landbote, 1842 (Jahrg. S. 324. Er zeigt deutlich u. a.: „Ein ganz natürliches Bewußtsein, wonach die Staatsbürger der Staatsregierungen gegenüber zu kämpfen haben, ist, das besonders in Verwaltungskreisen, der Befehlshaber der Staatsbürger über das Verschern einer Dienststelle, daselbst selbst als möglich aufreht erhalten wird, in der Absicht, damit das Ansehen der verhängten Bedrohung nicht sinkt. Dies Verfahren kommt viel auch noch aus der patriarchalischen Regierungsperiode, wo man die Völker noch wie Kinder behandelte. Wenn der Vater bemerkt, daß die Mutter dem Kinde etwas ungeliebtes befehlen thut, so wird er, um des Ansehens der Mutter in den Augen des Kindes nicht zu verliern, auch den ungeliebten Befehl zur Ausführung bringen lassen, damit das Kind den Gehorsam nicht verliere, welcher so lange blind sein muß, bis es seinen eignen Verstand zu gebrauchen gelernt hat. Ist aber das Kind zu reifen Jahren herangewachsen, so kann der Vater, ohne einen nachtheiligen Einfluß auf das Kind befürchten zu müssen, eine ungeliebte Anordnung der Mutter unberücksichtigt vorbegehen; er würde in den Augen des denkenden Kindes selbst an seinem Ansehen verlieren und zuletzt gar für schamlosig oder verächtlich gehalten, wenn er eine ungeliebte Anordnung mit aller Dankschuldigkeit durchführen wollte. Dasselbe gilt jetzt von den Völkern.“

als auch des modernen Absolutismus der Auto- und Bureaukratie, des sogenannten Beamten- oder Polizeistaates, denn, wie Dahlmann sagt⁴⁵⁾, „aus der einen Unumschränktheit des absoluten Monarchen gebiert sich die Zielherrschaft einer Menge kleinerer Unumschränktheiten und sacrilegii instar est dubitare. an is dignus sit, quem elegit Imperator“ (l. 9. cod. t. 29, 3. de crim. sacrilegii).

In der neuesten politischen Umgestaltung unseres Vaterlandes, und nach der nimmermehr auch in Preußen durch die Weisheit des Königs bewirkten Einführung des Representativsystems⁴⁶⁾ ist offensichtlich in Bezug auf diese politische Tugend eine neue Ära angebrochen. Von Beamtenbespotismus und Censur ist fortan keine Rede mehr; aber damit allein ist nur die negative Seite, die Möglichkeit der Freimüthigkeit, gewonnen; für die Wirklichkeit ist, wie schon oben bemerkt, die allgemeine Charakterbildung, die wahre Gesinnungselbstigkeit, richtige Einsicht und nachhaltige Begeisterung für die politische Freiheit erforderlich. Wögen Alle, möge namentlich unsere alademische Jugend in dieser Hinsicht den schon Genannten (nicht aber den modernen Kleons, den sogenannten Demokratiebüßlingen oder Volksschmeichlern, den Jacobyns, Ullrichs, Jung's und Genossen), als den würdigen Vorbildern in dieser wichtigen politischen Tugend nachsehen; denn auch hier gilt Goethe's Wort (Iphigenia II.):

„Ein Zeitsünder muß seinen Helten vordrängen,
Denn er die Wege zum Dampf hinwagt
Sich nachzusehen.“

(Dr. K. H. Scheidler.)

FREIND (John), ein gelehrter englischer Arzt, wurde im J. 1675 zu Groton in Northampton geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Von der Schule zu Westminster ging er auf die hohe Schule nach Oxford, wo er zunächst Philosophie und Linguistik studierte, mit solchem Erfolge, daß er im 21. Jahre in Verbindung mit einem Freunde zwei Reden von Aëthines und Demosthenes herausgab. Nicht geringeren Fleiß verwendete er auf die Mathematik und weiterhin auf die Medicin, für welche er sich schon frühzeitig bestimmt hatte. Nachdem er einige Krankheitsfälle behandelt gemacht hatte, gab er im J. 1703 seine Kinnensolange heraus, ein Werk, welches ihn rühmlich

45) Politil. 1835. S. 15. 46) Wir schreiben dies grade unter dem Einbruche der Nachricht von der am 5. Dec. promulgirten Verfassungsurkunde für Preußen, zu welcher wir nicht bloß dem preussischen Volk, sondern auch dem teutschen Volk wünschen. Hoffentlich wird das letzte Parteigefühl gegen die sogenannte Detricotung bald verwinden. Dieser Begriff paßt hier gar nicht, er bedeutet bekanntlich, daß eine Constitution nur als nachträgliche, nicht in Vorleistung eines dem Volk selbst zustehenden Rechtsanspruch, und ohne vorgängige Beratung mit dem Vertreter des Volkes, auszuhandeln oder bewilligt werden (man lese die Einleitung zu der octroirten französischen Charte vom 6. Juni 1814). Und überdies war das Verordnungsrecht der gegenwärtigen sogenannten Nationalversammlung seit dem 1. Dec. eine pure Uebersichtlichkeit, wie denn auch die teutsche Deputation des 6. Dec. es schon ausgesprochen, es handle sich jetzt um „die Befreiung von dieser seit dem 1. Juni, 7. Sept., 31. Oct., 15. Nov. und 1. Dec. ununterbrochen gewordenen Landtage.“

in den Kreis seiner Fachgenossen einführt, wiewgleich die zu Grunde liegenden Principien bestig von dem Belgier Snellius und mit weniger Leidenschaft von dem holländischen Arzt Peter Brekart angegriffen wurden. Freind ist nämlich Trigonometrikus, und seine mechanische Theorie der Konstruktion ist auf die Structur des Uterus, auf die Capacität und die Lagerungsverhältnisse der Gefäße, auf die Bewegungen der Flüssigkeiten, die Energie der festen Theile u. s. w. gegründet.

Freind wurde 1704 Rector der Chemie in Oxford, und er ließ später seine damals gehaltenen Vorlesungen drucken. Im folgenden Jahre jedoch ging er mit dem Grafen Peterborough als Militairarzt nach Spanien, und er veröffentlichte dann auch eine Broschüre über des Grafen Verwaltung. Bevor er nach England zurückkehrte, machte er einen Ausflug nach Rom, wo er ebenso wol als Alterthumskenner, wie als Arzt Befriedigung fand; namentlich machte er die Bekanntschaft von Baglivi und Kantisi. Seit 1707 prakticirte er in London. Im J. 1712 begleitete er den Herzog von Devon, Befehlshaber der englischen Truppen, als Leibarzt nach Flandern, lehrte aber im folgenden Jahre wiederum nach London zurück und setzte seine Wirksamkeit als Praktiker und als Schriftsteller fort.

Im J. 1722 wurde Freind in Launceston zum Parlamentsmitglied gewählt. Er saß als gewandter Redner auf den Bänken der Opposition, und unter andern erklärte er sich mit solcher Heftigkeit über die Verhaftung des Bischofs von Rochester, daß ihn der Minister Walpole, während der Suspension der Habeas-corpus-Acte, am 15. März 1723 in den Tower setzen ließ. In dieser unfreiwilligen Ruhe, die bis zum November dauerte, begann er seine Geschichte der Medicin zu schreiben, die ihm einen bleibenden Namen in der Literatur gesichert hat, ungeachtet der Angriffe, welche sie alsbald nach dem Erscheinen durch ein anonymes Schriftchen von Gifford Wintringham: *Observations on Freind's history of physic*, showing some false representations of ancient and modern physicians (London 1726), und durch Jean Leclerc erfuhr, welcher für seinen Bruder, Daniel Leclerc, den Verfasser der *Histoire de la Médecine*, glaubte in die Schranken treten zu müssen. Eine geharnischte Gegenschrift erschien von J. Bachel: *A defense of D. Freind and his history of physic* etc. (London 1727. 4. Ibid. 1733. 8.); Freind selbst verbieth sich aber ganz ruhig in diesem Streite. Die Befreiung aus dem Tower soll zunächst das Verdienst des berühmten Arztes Mead, des Freundes von Freind, sein. Als dieser nämlich zum kranken Walpole gerufen wurde, wollte er sich nicht eher zur ärztlichen Behandlung herablassen, bis der Minister seinen Freund frei gelassen hätte, was denn auch alsbald geschah. Dem Beirath aber übergab Mead nahe an 5000 Quinen, die er während der Gefangenschaft von Freind's Patienten als Arztlohn eingenommen hatte. Ubrigens steht in der von Wigan verfaßten Lebensbeschreibung Freind's, welche dem gesammelten Werke vorgebracht ist, sein Wort von dieser ganzen Anet-

dote; dieselbe wird aber in Eloy's Dictionnaire historique de la Médecine erzählt.

Die ministerielle Verfolgung hinderte übrigens nicht, daß Freind nach seiner Befreiung vom Prinzen von Wales als Arzt berufen wurde, als die königlichen Kinder an einer bedeutenden Krankheit darniederlagen. So kam hatte der Prinz von Wales im J. 1727 als Georg II. den Thron bestiegen, so wurde Freind mit einem ansehnlichen Gehalte zum Leibarzt der Königin Karoline ernannt. Aber nur kurze Zeit konnte er sich dieser Auszeichnung erfreuen; er starb am 26. Juli 1728, eine Witwe und einen einzigen Sohn hinterlassend. Er wurde auf seinem Gute bei der Stadt Hiddam in der Grafschaft Buckingham begraben; ein Grabstein wurde ihm aber in der Westminsterabtei gesetzt.

Seine Schriften sind: *Aeschinis contra Ctesiphontem et Demosthenis de Corona orationes*, Interpretationem latinam et vocum difficultum interpretationem adiecerunt P. Foulkes et J. Freind. (Oxon. 1696. Ibid. 1715.) — *Ovidii Metamorphoseon Libri XV. cum interpretatione Danieli Crispini* in usum Delphini a Joan. Freind recensiti. (Oxon. 1696.) — *Emmenologia*, in qua fluxus mulieris menstrui phaenomena, periodi, vitia, cum medendi methodo ad rationes mechanicas exigitur. (Oxon. 1703. 4. Roterodami 1711. 8. Amstelod. 1726. 8. Paris. 1727. 12.) (Trad. en français par Deaux. [Paris 1730. 12.]). — *An account of Earl Peterborough's conduct in Spain, chiefly since the raising of the siege of Barcelona*. (London 1706. Third Ed. 1707. [Französisch Paris 1730.]). — *Praelectiones chymicae*, in quibus omnes fere operationes chymicae ad vera principia et ipsius naturae leges rediguntur. (Lond. 1709. 8. Amstelod. 1710. 8. Ibid. 1718. 8. Lond. 1726. 8. Paris. 1727. 12. Ibid. 1735. 8. [Englisch: Lond. 1729. 8.]). — *Hippocratis de morbis popularibus liber primus et tertius graeco-latinius*. His accomodatavit novem de febris commentaria. (Lond. 1717. 4. Amstelod. 1717. 8.) — *De purgantibus*, in secunda variolarum confluentium febris adhibendis, epistola. (Lond. 1719. 4. Amstel. 1720. 8.) (Dieser an Rich. Mead gerichtete Brief wurde durch Freind's Commentar zu Hippocrates veranlaßt. Er empfiehlt nach des Hippocrates Grundfätzen beim Blatternfieber Abführungsmittel. Diese Anpreisung wurde in einer Broschüre vom Dr. Woodward hart angegriffen.) — *Oratio universaria in theatro collegii regalis medicorum Londinensium habita ex Harvaei instituto in eorum commemoratione*, qui sua in hoc collegio beneficentia clauerant. (Lond. 1720. 4.) — *De quibusdam Variolarum generibus* Epistola. (Lond. 1723. 4.) — *The History of Physick from the time of Galen to the beginning of the sixteenth century*, chiefly with regard to practice, in a discourse written to Dr. Mead. 2 Voll. (Lond. 1725. 1726. Ibid. 1750. 1758.) (Latine per Wigan. [Lond. 1734. 12.] Französische Übersetzungen erschienen in Leyden 1727 und in Paris 1728.)

Die gesammten medicinischen Werke Freind's wurden, mit Vorausschickung der Vita Freindii, von J. Wigan herausgegeben: *Joann. Freind, Opera omnia medica.* (Lond. 1733. Fol. Venet. 1733. 4. Paris. 1735. 4.)

(Fr. Wilh. Theile.)

FREINSHEIM (Johann), war am 16. Nov. 1608 zu Ulm geboren. Nachdem er seine Knabenjahre in seiner Vaterstadt zugebracht hatte, erhielt er vom 14. Lebensjahre an seine wissenschaftliche Ausbildung zu Warburg, Weizen und Strasburg, und wendete sich frühzeitig neben einem gründlichen Studium der alten, besonders lateinischen, Literatur auch den neueren Sprachen mit Eifer zu. In Strasburg ward Matthias Bernegger sein Lehrer, mit dem er auch durch verwandtschaftliche Bande (er heirathete dessen Tochter) in die nächste und innigste Verbindung trat. Als Lehrer trat er, unbekannt in welchem Jahre, zuerst zu Upsala auf, wo er die Professur der Eloquenz und Poetik bekleidete und auch zum Bibliothekar ernannt wurde. Seine Verdienstlichkeit zog die Aufmerksamkeit der Königin Christine auf sich, die ihn nicht bloss für einzelne Reken fürstlich belohnte, sondern auch nach Stockholm an ihren Hof und in ihre Umgebung berief. Wie lange er in diesem Verhältnisse geblieben ist, bleibt unbekannt. Er lehrte als Schwerdtfeger Rath und Professor der Eloquenz wieder nach Upsala zurück. Gesundheitsrückfällen bestimmten ihn, seine amtliche Stellung aufzugeben; er reiste nach Amsterdam, hielt sich unter großen ökonomischen Bedrängnissen einige Zeit in Strasburg auf und vermittelte die letzten Jahre seines Lebens als kurländischer Rath und Professor honorarius in Heidelberg, wo er den 30. Aug. (Andere sagen October) 1660 starb.

Seine literarische Thätigkeit war hauptsächlich der lateinischen Literatur, besonders den Geschichtschreibern, gewidmet, und Florus, Curtius, Livius und Tacitus verdanken ihm Vieles. Er war es, der zuerst eine Eintheilung in Capitel und Paragraphen einführte, der durch sehr sorgfältige und genaue Register die Übersicht der lexicallischen Eigentümlichkeiten jedes Schriftstellers erleichterte, der durch correcten Druck für die Verbesserung der Arte wirkte. Zuerst erschien Florus zu Strasburg 1632 und wurde in den Jahren 1636 und 1669 wiederholt. Etando ihm auch seine neuen handschriftlichen Hilfsmittel zu Gebote, so wußte er doch bei seiner Belästigung mit dem Sprachgebrauche den vorhandenen kritischen Apparat so geschickt zu benutzen, daß seit Saumaise kein Herausgeber dieses Schriftstellers größere Verdienste um denselben sich erworben hat. In den erklärenden Anmerkungen ist die zu große Fülle von Parastellen, mit denen er historisches und einzelne Gedanken erläutert, mehr hinderlich als förderlich, gibt aber rühmliches Zeugnis von seiner Belesenheit. Noch ersipnischlicher waren seine Bemühungen um Curtius, den er zu Strasburg 1640 in zwei Octavbänden herausgab, und der nach seinem Tode 1670 noch ein Mal in zwei Quartanten erschien. Diese Ausgabe enthält den freilich noch unzureichenden und unzuverlässigen kritischen Apparat für diesen Schriftsteller, der in dem Varianum in Curtium lectionum libellus

auf den Mittheilungen des Konrad Schoppius in Bern über die Bongarsischen Handschriften und aus den Bräterischen Sammlungen zusammengekehrt ist. Wie er früher schon 1639 mit einem Supplementum in historiam Curtii aufgetreten war, so wendete er eine noch viel umfassendere Thätigkeit der Ergänzung der verstorren gegangenen Livianischen Geschichtsbücher zu. Im J. 1649 erschien in Stockholm: Supplementorum Livianorum ad Christianum regium decas; 1654 zu Strasburg: Supplementorum Livianorum tomus prior libros sexaginta continens, womit die Arbeit vollendet war, die in den Jahren 1662 und 1674 wiederholt wurde, in alt größten Ausgaben des Livius überging und noch neuerdings (1824) zu Paris in zwei Bänden gedruckt ist. Dieses mehr gerühmte als wirklich geleistete Werk ist als historischer Sammlung immer noch brauchbar, wenn schon Keiner behaupten wird, daß darin die leichte Anmuth des Schriftstellers, dessen Ergänzungen sie bietet, erreicht und ein treues Bild seiner Darstellungsweise gegeben sei. Für Zußin andrteile er nur die Register in der 1631 erschienenen Ausgabe seines Schwiegervaters; für desselben Ausgabe des Tacitus lieferte er Conjecturen und Anmerkungen (1638), während die Anfertigung des guten Index sein Bruder, Melchior Freinsheim, übernahm. Dagegen gab er zu Strasburg 1641 ein specimen paraphraseos Cornelianae, primum Taciti fragmentum, h. e. Tiberiani principatus quindicim annos comprehendens et cum version. linguarum quinque comparatum et zu Upsala 1651 eine disc. civilis ad questionem, nam in republica gubernanda boni mores plus momenti quam bonae leges obtineant ex Tac. Germ. c. 19 exstructus. Zu einer größern Ausgabe konnte er nur Vorbereitungen treffen.

Seine Reden sind zu Frankfurt 1661 gesammelt, an Zahl 23, und sowohl durch Inhalt als Form empfehlenswerth; mechte davon sind vorher einzeln gedruckt und die oratio pauegyrica virtuti et honoris reginae Christianae (1647) von dieser mit 500 Dukatn belohnt.

Ein Bild von dem ausgebauten Kupferstecher Haib zeigt volle, kräftige Züge. Vergl. *Schefferi Saecula literata* p. 288. *Basilei* II. p. 243. (Kolektein.)

FREISAMKRAUT. Unter dem Namen Freisamkraut oder Stiefmütterchen (Herba Jacaeae s. Viola tricoloris) werden die Blätter der bekannten Viola tricolor benutzt, welche einen bitterhasen Geschmack besitzen und beim Reiben einen pfefferartigen Geruch entwickeln. Schon in alter Zeit wurde dieses Kraut gegen Hautausschläge, Asthma, Epilepsie benutzt; besonders aber kam es durch die Empfehlungen von C. Strad. (De crusta laeta infantum ejusdemque specifico remedio. [Mogunt. 1779.]) in Aufnahme gegen Hautkrankheiten, namentlich gegen den Wühlwurm der Kinder. Auch bei Sichte, bei Rheumatismus ist es wol mit Erfolg benutzt worden. Schlegel rühmte es sogar als antispasmodisches Mittel. Die Wirksamkeit des Freisamkrautes offenbart sich besonders in den Excretionsorganen: der Stuhlgang wird nicht selten vermehrt, die Hautausschläge kommen Anfangs etwas stärker hervor, der Harn bekommt

einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch. Man ver-
braucht je nach dem Alter 1—4 Drachmen des frischen,
½—2 Drachmen des trockenen Krautes täglich als Thee.
(*Kr. Wdh. Theile.*)

FREISCHÖPFEN. Einer, der Freischöppe werden wollte, mußte frei von Geburt *) und ehelich geboren sein¹⁾. Beides mußten zwei Freischöppen, die sich für den aufzunehmenden Unwissenden vordrängen, auf ihre Freischöpfenreihe, oder zwei andere Freie, welche in dem freien Banne des Freigrafen, in welchem die Aufnahme statt-
hatte, gefessen waren, beschwören. Außer dem, daß die beiden Bürgen eidlich bekräftigen mußten, daß der Aufzunehmende von Vater und Mutter freigebohren sei, mußten sie beschwören, daß er mit keiner Uebeltat angelastet und überführt sei²⁾, und unterleget als seines Rechts (Rechtes), und daß er sei sonder Beschwerniß der Freisüßgerichts, sonder Bann, sonder Wucher, sonder Strafschlichter, sonder Weindei, und gegen seinen Landesherrn Nichts gethan habe³⁾, und sei ein Bierbemann⁴⁾ gleich andern ehrbaren freigebohrenen Sachsen. Es wird also hier angenommen, daß die Freischöppen geborene Sachsen sein mußten. Auch waren sie es meistens und ursprünglich wol alle. Bei den Freigrafen war ausdrücklich vorgeschrieben, daß sie auf westfälischer Erde geboren sein mußten. Bei den Freischöppen nicht, sonst hätte sich ihr Bund nicht durch das ganze teutsche Reich verbreiten können. Doch mußte ein Freischöppe, wenn er ein echter rechter sein wollte und sollte, dazu auf westfälischer Erde gemacht sein. R. Wenzel dachte Freischöppen außerhalb Westfalen gemacht, und als R. Ruprecht fragte, wie sich echte Freischöppen gegen dieselben verhielten, so gab man ihm die Antwort: „Man hängt sie von Stund⁵⁾ an ohne Gnade“⁶⁾. Daher mußten auch die auswärtigen Freischöppen der heimlichen Gerichte in Westfalen dazu gemacht sein. Da man aber die ausländischen Unwissenden nicht kannte, so schreibt die arnsberger Reformation des heimlichen Gerichts vom J. 1437 bei Tröß S. 23. vor:
Item szo en sal keyn frygrebe eyynichen fryschöpfen machen he en brenge eynen uffen vorzigelten

breiff, ob (wenn) he buszen (außerhalb) Westfalen lande gesessen yst, von tzen erbaren wyszen luden, das he echt recht⁷⁾ und fry sy unde szo gelodet sy, das he mit rechte dar ghan moge, unde glich wol sal der grebe och syne burgen (Bürgen) nemen an den gerichte als es gewontlich ist, unde besunderen sal hey keinen baschart noch egene lude wiszen machen. he en sy zen erst gefryget von dem papbeste, keyser oder konige.“ Die alte westfälische Gerichtsordnung *) bestimmt: „Es soll kein Freigraf keinen Schöppen machen, noch zulassen, den er nicht kennt, er bringe denn einen versiegelten Brief von seinem Landesherrn, oder von einer ehrbaren Stadt, darunter oder darin er ist gefessen.“ Die Freischöppen mußten bei ihrer Aufnahme der heimlichen Acht oder Fehme⁸⁾ schwören; s. den Abschnitt Eidesformeln. Ihnen lag nicht nur die Vorladung der Verklagten mittels Überbringung des von dem Freigrafen aufgestellten besiegelten Briefes und die Festschüttung des Urtheils⁹⁾, sondern auch die Execution ob. Hier bemerkten wir noch beifolgende: Augsburger Freischöppen bängten einen ihrer Wiltbürger. Der Bruder des Ermordeten ließ sich selbst (um nämlich klagen zu können) zum Freischöppen machen. Der Freigraf von Wolmerstein beauftragte nun den Bürgermeister zu Augsburg, der auch Freischöppe war, mit der Untersuchung. Der Bürgermeister schickte nun die Protokolle ein und erbat sich Verklartungsbeifehle¹⁰⁾. Als Herzog Ulrich von Württemberg den Hans von Hulten umgebracht hatte und deshalb von Hultens Familie bedrängt wurde, suchte er sich dadurch zu entschuldigen, daß er als Freischöppe¹¹⁾ gehandelt habe, indem er bemerkt: „daß wir euch also gethan, in Gestalt, und wie wir solchs nach „Vermögen“ des heiligen Richts heimlichen Gericht und nach Freien Stubsordnung und Rechtsfagung zu thun Zug und Macht gehabt.“ und fagt,

1) Eine Stelle in den Denkmälern der Reichsgerichte bei Hols L. 1. p. 601 führt dieses auf folgende Weise an: „Darum muß geben, mer wissend wird, daß er echt und recht sei, denn das Gericht ist dem Guten zur Stärkung und dem Bösen zur Strafe; auch daß ein Bierbemann einen Wölffwund und ein Biermann den andern erkennen möge, aeseht worden, und ein Unterschied sei zwischen dem und Ebre.“ 2) Bei Hols p. 605. 3) So p. 6. heißt es in der Formulare vom J. 1334 (bei Wigand S. 229): „und en (nämlich) den beiden Freischöppen bevalen up ere eyde, de se daer der veyne godsal beba, dat se vorbedinge doen souden es recht wene.“ 4) So p. 6. heißt es in der Rechtsfagung bei Tröß S. 33: „Vund men diß unrecht ardel und konijger banne, so spreche: der Richter dat ordel dat die fryschöpfen N. vonden recht, dat scheidet ich, want dat is unrecht und bilden eyne heffen.“ 5) Freyer L. c. p. 194. Vergl. Wigand S. 533. 6) b. b. als Willigheit der Freischöppenknecht gethan, her in Westfalen seinen Elh hatte und sich über ganz Westfalen ausbreitete. Die von Hulten sagen in ihrem Aufzuge vom J. 1516: „Nachdem von keinem Fürsten im heiligen Reich gehört, daß er einen Uebeltäter, wie groß der gewesen, wir aufzuweisen eines ungeschulden fremden Weichen, nach „Vermögen“ oder in Ehdien des westfälischen Richts mit eigener Hand ergraben habe, wome auch nach Ordnung des westfälischen Richts niemand, wome allen solche eynstellige Uebeltäter, die unüberprüflich und „unwissenschaftlich“ den Job verurteilt und verurtheilt, oder aber ordentlich und geordnet Weise am westfälischen Gericht zum Tod verurteilt und gerichtet sein, von einem Fürsten demselben abgewandt werden mögen.“ 7) f. Wenzel, Ulrich von Hutten's Worte II. Hag. Wigand S. 534.

1) Kaiser Karl IV. sagt im Sicherheitsbriefe für die Landesherrn und Reichsen in Westfalen, meist Vorbericht, daß Schöppen gerichts mit aufständigen Feuten zu befehen (bei Wigand S. 248): auch so wollen wir und gebieten allen den freyen Grafen, die in den vorgn. Lande zu Westfalen sint, das sie keine Schöpfen machen wollen, sie befehen yn dar uff ire eyde, das sie das recht treulich bewaren, und weren zuverren, und das sie mit rechte Schöpfen werden mogen, und dazzen geboren sein, fry von gebort. 2) Die Rechtsfagung bei Wigand S. 536 und bei Tröß S. 38. 3) und mit geyner belumpunden dait belegen sy, sagt das Rechtsbuch bei Wigand S. 536, und mit geyner arendit geworlet noch belegen sin, bemerkt das Rechtsbuch bei Tröß S. 36. 4) Das Rechtsbuch bei Tröß S. 36 sagt noch hinzu: sonder verlauf, Vererbung der Leiden, sonder dazzen sin. Der dortschuldige Geseh. Nr. 38. S. 113, ha wo er sagt, was die Freischöppen nicht sein sollen, führt an: noch Spilleut, noch Scheldere, noch offbare Spiller seyn, und also Underst darumb sy über den Verzagten aweren wollen, sollen sie mit iren Augen gesehen und mit iren Oren gehört haben. 5) oder eghardr Männer (erbar manne), wie das Rechtsbuch bei Tröß S. 36 dat. 6) Regl. Hütter S. 78.

an bis auf diese Zeit hatte das Bisthum 61 Bischöfe gehabt, unter denen der 22., Otto von Freisingen, auch als Bekehrter sich Ruhm erworben (s. diesen). An die Vergangenheit erinnern besonders das Residenzgebäude, die Domkirche mit merkwürdigen Denkmalen und Kunstwerken, und auf einem nahen Berge das ehemalige Klostergebäude, jetzt Schloß Weidenstephan. (H.)

FREISTÄTTE (germanische Rechtsalterthümer), Freistadt, Freireich, Freieung, *immunitas*, (Schwedisch Freistadt, Freireichsort, dänisch Fristened, deutsch ferner Freistadt, angelsächsisch Fridhām, Fridhstov (Friedstube), altnordisch oder isländisch Fridhstoll (Friedstoll), Griechischstadu (Sicherheitsstätte, Friedensstätte), hier, was bei den Griechen *ἀστυ*, danach bei den Römern *asylum*, Italienisch *Asilo*, spanisch *Asylo*, französisch *Asyle*, *Asile*, genannt ward, und im Italienischen außerdem durch *Franchigia*, französische *Franchise*, oder deutsche *Lieu de Franchise* ausgedrückt wird. Ob die Altteutschen ¹⁾, ähnlich wie die Griechen und Römer, Äpfel, nämlich Orte, alle den Göttern geweihte Haine und Bäume, Altäre, Götterbilder, Tempel, gebau, wo Verbrecher hinführen konnten, um vor den Angriffen der Verfolger Sicherheit zu genießen, läßt sich vielleicht durch den altteutschen Ausdruck *Lozastatt* ²⁾ aufklären, welcher zwar als dunkel erschinen ist, aber sich durch folgende Aufklärung aufhellen läßt. Lozastatt ist niederdeutsche Form für Lozastatt, Pöfstat, wie in Alost, Alod, welches eigentl. althochdeutsches *Aloz* (b. h. Anloß) ³⁾ bedeuten sollte. Lozastatt wäre demnach die Stätte, wo geistl. ward, die Stätte, wo die Götter durch die Vorkräfte besetzt wurden ⁴⁾, und hatte die abgeleitete Bedeutung von heiliger Stätte erhalten, und diese abgeleitete Bedeutung erhielt weiter die Bedeutung von Freistätte (Äpfel). Mit Lozastatt muß also zusammengefaßt werden das altnordische *Wē*, welches unter seinen vielen Bedeutungen, nämlich Weithum, Heiligtum, heilige Dinge, heilige Orte, heilige Wohnung, heiliges Geseß, Religion, Gerichtsbarkeit u. s. w., auch die von Äpfel hat ⁵⁾. *Wē* gebört daher zu

den schwer ¹⁾ übersetzbaren Wörtern. Auch selbst in der bekannten Redensart *Warge in Weom*, *Woll im Heiligtume*, d. h. einer, der an einem heiligen oder geheiligten Orte (wozu vornehmlich auch die Gerichtsstätten ²⁾ gehörten), oder bei geheiligten Frieden einen Tod begangen. Die Stelle in der Egillsaga ³⁾: Eywinder haldi wegit i weom ok war hangr ordinn; Eywinder hatte erschlagen (einen Todtschlag begangen) an heiliger Stelle und er war *Woll* (Verbannter) geworden, und

lighe, et freðseligi Stað (b. h. friedseligste Stätte). 2. *saera v. res sacrae*, heiligtum.

3. J. B. in der Helge - Quidha Hundingsbana II. Str. 22. Audi Vandalis vobis inquit, vana mea est non univertis ossen und so die Eigenen Wundelwē heiligtum will, übertragen von Firdland Badter (Forum der Krift. 2. Sonst 1. Äpfel. E. 131): *Alas Gewichte Bantli's*, und in der ersten Ausgabe der Kdda Saemundur 2. Bb. S. 107: *Cuncta Vandalis sacra*, und dazu bemerkt: *Vandalis v. Vandalis sacra vel jurisdictione in regione Jutiae, jam Fend-Sagel olim Vandalis sacra dicta (inter ejus limites, vel juxta eam, toparchia Vandalis-Harred jam sita est) verisimiliter notat; und dazu Finn Magnusen, Glossarium theodischi p. 530: "Fe n. pl. sacra, jurisdictionis l. habitaculi H. III. 53. Alias etiam jam, religio, pax, vel sanctum idem quod sacra. Al. (b. h. althochdeutsch) Kuen. Germ. ab jus, religio, foedus; et, ut ejusdem linguae Al. l. Ad lat. eide eant, Juramentum. Cfr. Den. regie. sub - Fe nostro cognata sunt AS. Fih, eig. Al. vel MS. eide sanctus, Feiha pontifex, vtiham consecraro cont. Preb. vel purus, Pers. vel excellens, Zand velmore, Finn, pythia; Ind. Samer, et Poli Fihor, Fekar templum, famula. Hine lat. vlgis, Dan. eis, Germ. weihen, Finn. uuhin et multa alia. Cfr. Gl. synt." (nämlich das Glossarium zu Joh. Olmii (Hymenostasis) Syntagma de baptismo veterum. [Havn. 1770, 4.]). Der Ausdruck *Warg* (s. B. Hymiquidha Str. 39) für Götter, vtiham Gufundum Magnusen, Glossar. zum I. Bde. der großen Ausgabe der Kdda Saemundur p. 603 durch *Witl quasi Defensores l. Pugnatores* erklärt, indem er zuvor sagt: "Vē in plurali notat Saera, Loca sacrosancta, sacrosanctam Loca religionem, asylum, pacem ab ut veris eandem manere in uno loco. Interdum notant videtur Arma, ab ut Fega pugnare, ut Verin defendere." ist am besten von *Wē* abzuleiten, wie auch Finn Magnusen, Lex. Mythol. p. 816 that. Dietrich (Althochdeutsches Lexikon S. 283) nimmt *Wē* und *Wear* sogar für ein Wort, nur in anderer Bedeutung, als Wehrzuthum, nämlich: "wē, heiliges, 1) a. pl. die heilige Wohnung, Heiligtum, Vathe. 31. 2) a. pl. vtiham, die heiligen Götter, Hym. 39." Doch ist die Gleichung von *Wē* oder Äpfel (heiligste) noch Wē, sowie der Eigennam des Bruders Dietrich, nämlich *Wē* aus Wē, aller Wahrscheinlichkeit nach aus *Wē* zu sammensetzen ist (sorgf. Finn Magnusen, Lex. Mythol. p. 810, und zunächst zusammenzufassen mit dem altdeutschen *Weiha*, Priester, Auhmista *Weiha*, *ægeræg* (Joh. 18. 13), der *ægeræg* von *weihs*, ohne Zeichen der Romanitas *weihs*, heilig, oder von *weihsan*, weihen, heiligen (s. die Nachweisungen bei de Gabelssoe und Loeb, Ulfila. Vol. I. Glossarium p. 188). Wenn Schwundat Magnusus darum, das *Wē* dierelies Rassen zu bedeuten (siehe, dieses oben at wega, kämpfen, oder weria, wehren, verteidigen, abwehr, so bedarf es dessen nicht, da ja auch die Rassen geweiht oder geheiligt wurden, und heilige Rassen konnten. 3) Daher wird der Gerichtsplatz *Wēbiter*, Heiligtumsbezug, heilige Berge (heiliger Schupert), Wägarður, eingedammter heiliger Ort und das Geseß um die Gerichtsstätte, Weiband, Heiligtumsbezug, heilige Bände. *Biörn Halvorsen* p. 415: "Fébad, a. pl. sepimentis dicentis, p. vincula v. tutela pacis, Pflichten, brovrat mon omgao, inbunden Ritterschaftsbesitzer ist Zege (zum Zeichen) pas verus Heiligtum." Wiederer über diese Einlegung f. in der Äggen. Gnept. d. B. u. R. I. Sect. (Xr. Dingstätte). 25. 27. S. 257. 9) Cap. 49.*

1) Klemm (Handbuch der germanischen Alterthumskunde S. 236) hat, nach er von der Bestimmung der Verbrecher gehandelt: "Die Germanen halten inbunden auch Freistätten, wo Angeklagte und vom Gerichte Verurtheilte Schutz fanden. Es waren dies die heiligen Haine, und dazwischen die Altäre der Götter, sowie die Tempel, dann aber auch die Wohnungen der Priester, und da priesterliche und königliche Würde ursprünglich eine ungetrennte, auch die Wohnung des Königs." Aber Vorhergehend über die Freistätten der Germanen der Freidenkel kann nur als Vermuthung gelten, denn Klemm hat es nicht bezeugt, und es läßt sich nicht bezeugen, da die Quellen darüber schweigen. 2) Gloss. Ker. II. Diutiana I. 1144. Jac. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 886. 3) Derfelbe a. a. O. 4) b. h. Äpfel, weihen nicht in Beilegung kam, ferner aber unbedingtes Privatseignum f. das Weihen fürwider der Feind. 5) *Wähter*, Forum der Krift. 1. Bde. 2. Äpfel. E. 22. 5) f. Äggen. Gnept. d. B. u. R. 3. Sect. 4. 2b. S. 338. 349 - 352. 370. 6) f. *Gudmundus Magnusen*, Glossarium zum I. Bde. der großen Ausgabe der Kdda Saemundur p. 605 und *Biörn Halvorsen* zu den Håkonariml in Snorri Sturufson's Weisthæ (Heimskringla). 2. Bde. S. 104. *Biörn Halvorsen*, Lexicon Islandico-Latino-Danico. Vol. I. p. 415: 1) *Fe*, n. pl. jura asyl, sanctitas juridica, heiliges We, heiliges

lig, nicht unversehrt zusammengekehrt wird, sowie Gräb^{er} die Bedeutung von Enderheit des Hauses oder Haus selbst hat, muß gestellt werden die Bestimmung der Lex Saxonum Tit. III. 4: Qui hominem propter *forisiam* in propria domo occiderit, capite puniatur. Hierzu fügen wir man gestellt *) Rechtsbestimmungen vom J. 1264 und

wohnten, wie eine Quelle, wie ein Hügel, wie ein Hain gesch. Die Pfister bauten sie nicht mit verbundenen und zusammenhängenden den Schöden. Jeder umgab sich Haus mit einem Feste (Festung, Gern. 10).

18) *Biörn Haldorson* p. 305: 1) „Grid, n. pl. pax, securitas, Fred, Eiferheit. 2) induciae, Waffenstillstand. 3) domus, Haus, Quelle (Bedeutung, Odeat). Sigmund deidid grida um gewollt, Elgumund uddad sich an blide der den Aften (Elgumund hat sich auf, den Aften dort zu bilden). Gridkosa f. aulicis domesticis, Tischgenossen (Gridkosa, Gridkosa, contacte, idem Gridkandr, n. domesticus mul. juris, qui patrifamilias debebat certa opera et certis temporibus, in Karli, der blot pax vofft Aber es mit vofft Aether ist tunc fin. Dueten, vid. grida.“ Heinrich Eide, Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Selbstthums (bei R. v. Raumer, Mittelalters Taschenbuch. VI. Jahrg. (Jahrgang 1835). S. 484: „Ein freier oder mindestens weniger streng als Anstalt gehaltenes Hausarbeit, sowie eine Frau dieser Art, die im Hause thätig ist, gridaen genannt wird.“ Gridkumenn oder Gridkumennor diehen sie wahrscheinlich, weil sie für den Bedarf, den sie von den Hausherren genossen, Dienste leisteten. Gridkumenn kommt auch in der folgenden Bedeutung vor bei *Biörn* p. 306: Gridkumenn m. pl. homines pacifici, friedliche Völk, womit zu vergleichen oben dasselbst: Gridland n. terra amica, non hostilis, Friedland, Fried (Friedländer).“ Es fällt also in letzter Bedeutung zusammen mit: Gridland n. neyhum, locus sacer, inviolabilis, et Fried, Friedlosigkeit bei Nordbrönn“ (Zusammenfassung bei Nordbrönn). Die Bedeutung von Gridh wird auch veranschaulicht durch: Gridland n. tempus inviolabile, sacrum, spec. septimana sancta, heilig Th, da alle dort Eiferheit. Al paxa grid, vita donare, Friede (Friede). Ganga a gridum, pacis, v. pacem violare, breche Fred, Eide (Heide), Deb.“ womit zu vergleichen in den Asia. Mal. Art. 31: Et hunc a gridh bygd, wenn er auf (b. d. gegen den Frieden) bade (Si servare pacem cogitare!“); große Ausgabe der Ridda Saemundar 2 Bd. S. 138, und Specimen Glossarii. wo p. 647 in Beziehung auf diese Streue Gridh durch: Pax depensata,“ erklärt wird. Nachdem in der Wegmann-Quinta erklärt ist, daß das Praetor (Orakel, Weissagungen) ausgelegt, daß Walter den Tod nahe ist, wird bemerkt, daß die Götter beschissen, auszuweisen, aller waertig grida an beidha, alle Weten um Frieden zu bitten, zu haben nicht Waldeu: alle Art das Götter, zu hören. Friede nahm alle Befehlungen und Schwüre. Ein Frieder der Gridh (bei gelobten Frieden) wurde genannt (nach *Biörn Haldorson* p. 306): Gridland n. foedus, fragus, ein, vom breche Fortum, Fred, Ten es fecit“ (eher, der ein Wenden, Frieden, Treue und Schauen bricht), und Gridkist n. violator pacis, foedifragus, ein vom breche Fortum, Fred. Es 3. B. singt Hålestein in Versen in der Islands Landnámabók 2. B. Kap. 33: „at ginefom gridbittom fridh thinn.“ daß wie geben Frieden geloben Frieden keinen Frieden, „nosque concedere foedifragi parum pacis.“ wie et in der Übersetzung der bei verhängen Angabe der Islands Landnámabók vom J. 1778. S. 176 gegeben ist, und auch im Index vocum posticum et quorundam aliorum, quae rariore vixit p. 487 bemerkt ist: Gridkist n. foedifragus, 178. Murk. S. V. 31. Alupadi hofat viti gridumum, pornas capitales in pacia violatores constituit.“ 19) Von Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, mit Beziehung auf Jac. Art. II (a. 1264), Br. 3 (a. 1482), und unter Berücksichtigung aus der ausgeführten Statuten, Art. 184: „wer den andern jaget mit gewaffneter hand in eines mannes haus, wes das ist, steht er nach im zu dies bistal oder in die fur oder in das

1482: Ein Mörder soll in seinem und seines Nachbarns Hause vier Wochen Frist haben. Die Lex Saxonum führt fort: Capituli damnatus nusquam habebat pacem. Si in ecclesiam confugerit, reddatur. Hiermit ist zu vergleichen das Decretum Caroli praetiosi Regis Francorum vom J. 779 Kap. 7“), mit der Überschrift: De reis qui non debent, ut ab Ecclesia non defenserint: Ut homicidae et caeteri rei qui legitimi mori debent, si ad Ecclesiam confugerint, non excusantur“), neque eis ibidem victas detur. Die Capitularia de Partibus Saxoniae teigim: De honore Ecclesiarum. I. Primum de majoribus capitulis hoc placuit omnibus, ut Ecclesiae Christi, quae modo constructum in Saxonia, et Deo sacrae sunt, non minorem haberent honorem, sed majorem et excellentiorem, quam fama habuissent idololorum. Ungewiß bleibt dabei, und nur vermuthungsweise kann ausgesprochen werden, daß die heiligen Stellen der heidnischen Sachsen Freistätten gewesen. Die genannte Capitularia fällt unmittelbar fort: De confugio ad Ecclesiam. II. Si quis confugium fecerit in Ecclesiam, nullus eum de Ecclesia per violentiam expellere praesumat, sed pacem habent, usque dum ad placitum“) praesentetur, et propter honorem Dei sanctorumque Ecclesiae ipsius reverentiam, concedatur eis vita et omnia membra. Kanndet“) autem causam, in quantum potuerit, et si fuerit iudicatum, et sic deatur ad praesentiam Domini Regis, et ipse eam mittat, ubi elementae ipsius placuerit. Da bereits unter Constanten dem Oesen die Kirchen der Christen Freistätten wurden, wie es die heidnischen Tempel gewesen waren, und Kaiser Theodosius II. diese Bevorzugung der Kirchen auch auf alle zu denselben gehörigen Höfe, Gänge, Gärten und Häuser übertrug, so läßt sich schwerlich ermitteln, welchen Einfluß das germanische Heidenthum, als dieses in das Christenthum umgewandelt ward, bei Ausbildung der Rechte der kirchlichen Freistätten anstößte. Daher kann nur Folgendes bemerkt werden. Stilicho, von wankelbäufiger Abkunft, floh, als er gebürt, daß Kaiser Honorius im J. 408 aus das Here zu Ravenna geschrieben, daß er sich der Person Stilicho's bemächtigen solle, Nachts in eine Kirche. Bei anbrechendem Tage drangen die Soldaten

drümpel (die Schwelle) oder in das über, der hat den viti gehausausacht, losset er aber ihn über das drümpel, so hat er den viti viti viti gehausausacht. Als einleitende Bemerkung führt Grimm voraus: „In einigen Gegenden wurde mit Schwefel so heilig gesalbt, daß sogar in seinem eigenen Haue des Nachbars der Schwefel nicht verfocht werden durfte.“ Die Stellung des „sogar“ bezieht sich darauf, daß er unmittelbar vorher von den Freistätten auf Kirchenthümern und in Wohnungen der Mächtigen bemerkt.

20) Bei Georg. Carp. Corp. Juris Germanici antiqui cod. 54b. Regl. Capitularium Lib. V. Cap. 8. col. 1450. Adde. IV. Cap. 126. col. 1831. Bei tancatarchische Gefellungung, Caraf. Nagni Leges Cap. 8 (bei Muratori, Regl. Ital. Scripti. T. I. P. II. p. 94). 21) Nach anderer Deutung non excusantur, von Muratori (a. a. o.) bemerkt, daß sie beizubehalten sei. 22) f. den Art. Kanndet.

in diese Kirche, und bezeugen in Gegenwart des Bischofs dieser Stadt, welcher sich der Herausforderung des Flüchtlings aus dieser Freistätte widersetzt, mit einem Eidswur, es sei ihnen weiter kein Befehl gegeben worden, als ihn wohl zu bewachen, ohne etwas wider sein Leben zu unternehmen. Als jedoch Stilicho sich aus der Kirche herausgebend hatte, zeigte der Officier, welcher den ersten Befehl vorgemiessen hatte, einen andern Befehl vor, dem zufolge Stilicho wegen seiner Verbrechen sterben sollte²¹⁾. Der König der Westgothen, Amalarich, wurde, wie Gregor von Tours erzählt, von dem Heere der Franken unter dem Könige Sigibert von dem Hain, in welchem er sich, wenn er seine Schiffe aus der Stadt²²⁾ nachgeholt, zu Schiffe begeben wollte, abge schnitten. Als er sah, daß er nicht entringen konnte, begann er zu einer Kirche der Christen, wie Gregor die Katholiken im Gegensatz zu den von ihm besessenen Arianern nennt, oder, nach dem Ausdruck des Aimoins²³⁾, zu einer katholischen Kirche zu fliehen; aber bevor er die kriegerische Schwelle erreichte, warf einer mit der Lanze und verwundete ihn tödtlich, und er starb daselbst. Umter den Segnungen der sechsten Kirchenversammlung zu Toledo, welche im Jahre 638 König Chintila brief, findet sich Can. 12: „Derjenige, welcher zu den Feinden übergehen und sich zu ihnen wenden wird, zum Nachtheil der Monarchie oder des Vaterlandes einige Unruhen zu erregen, soll in den Bann gethan werden. Man soll einen solchen bösen Unterthanen in ein Kloster einsperren; worin er Ruhe thun muß, wenn er in die Hände des Königs gefallen; wenn aber ein solcher sich auf den Schutz der Kirche beruft, so soll ihm der König in Ansehung der gehörigen Freistätte, wohin er geschüdet, Gnade widerfahren lassen“²⁴⁾. Die Satzungen der zwölften Kirchenversammlung zu Toledo, welche König Erwigius im J. 681 dalien ließ, bestimmen Can. 10: „Alle die, welche, wenn sie ein Verbrechen begangen, in eine Kirche flüchten, sollen schon 30 Schritte von derselben in Sicherheit sein“²⁵⁾. Die Satzungen der 13. Kirchenversammlung zu Toledo, welche König Erwigius im J. 683 brief, enthalten Can. 11: „Denjenigen Geistlichen, die aus Kirchen entweichen, oder denjenigen Mönchen, welche ihr Kloster verlassen, soll keine Freistatt verstatet werden: vielmehr sollen sie ihren Superioren, bei Strafe der darauf gesetzten Abkündigung, wieder überantwortet werden“²⁶⁾. Zu den Mißbräuchen, welche mit

den Freistätten getrieben wurden, gehörte auch, daß Priester ihren Bräutern einlaufen, an die Freistätten geflüchtet, Weiber heiratheten²⁷⁾. Auf der andern Seite wurde das Recht der Freistätten nicht selten durch Gewaltthatigkeiten verletzt, indem in die Kirche Geflohenen gewaltsam herausgeholt, oder gar in ihnen ermordet wurden. Gegen solche offene Verletzungen stakten die Kirchenversammlungen Beschlüsse und sprachen daria Drohungen gegen die Freier aus. So z. B. die gallischen Kirchenversammlungen, namentlich das Concilium Aurelianense I. Can. L²⁸⁾ und das Concilium Mactense II. Can. VIII²⁹⁾. In diesem letzteren wird als Beweggrund zu dem Beschlusse hinzugefügt: Si enim mundani principes suis legibus censuerunt, ut quicunque ad eorum status, fugerit, illosus habeatur; quanto magis hi permancere debent inderunt, qui patrociniis immortalis regni et coelestis adepti sunt. Die gegen die Freier verhängte Strafe war Excommunication. Diese verhängt z. B. das Concilium Aurelianense V. Can. 10³⁰⁾ gegen diejenigen Herren, welche durch Weind, daß sie die in die Kirchen geflohenen Schlämer nicht bestrafen wollen, dieselben von den Vorrechten der Kirche zurückhalten. Ein großer Theil der Geschichten, welche Gregor von Tours³¹⁾ darstellt, drehen sich um die Kirchen als Freistätten, und sind in Beziehung auf diesen Gegenstand sehr merkwürdig und lehrreich. Als Chramnus, der Sohn des Königs Sigibert, sich gegen seinen Vater mit dem Könige Sigibert verband, floß Auftraphius aus Furcht vor Chramnus in die Kirche des heiligen Martin zu Tours. Chramnus besah, ihn zu einzuführen, und daß Niemand wagte, ihm Lebensmittel zu reichen, und ihn so streng zu bewachen, daß ihm nicht einmal erlaubt war, Wasser zu schöpfen. Hierdurch sollte er genöthigt werden, von selbst aus der heiligen Kirche zu gehen und den Untergang zu dulden. Aber er that dieses nicht, und war schon bald todt, als einer hinzuging und ihm ein Gefäß Wasser zum Trinken brachte. Als Auftraphius es empfing, flog der Richter des Ortes schnell herzu, riß es ihm aus der Hand und goß es auf den Boden. Als hierauf der Richter noch an demselben Tage vom Fieber ergriffen ward und um Mitternacht starb, hielt man dieses für ein Wunder, nämlich für die Wache Gottes dast, weil der Richter dem Flüchtlinge in der heiligen Kirche den Becher aus der Hand gerissen, und nun die Stunde, in welcher er dieses gethan, nicht wieder erlebt hatte. Alle drachten

24) s. das Weitere im Art. Stilicho. 25) Gregorius Turonensis, Hist. Lib. III. Cap. 13 (bei Freher, Corp. Hist. Franc. Vol. II. p. 56) nennt die Stadt nicht. Auch Isidorus, Chronicon Gothorum, in: Apud Gratian, Gothic. et Langobard. Res. Script. p. 215) wird Amalarich von Sigibert in Narbonne durch Schläge besiegelt, floh nach Barcelona, und ward, da er von Allen geholt ward, von dem Heere auf dem Meere umgebracht, und zwar auch nach Aber zu Narbonne; oder sic apud Narbonum in foro sit vel apud Narbonem in foro zu lesen, welche Stadt auch Gregor, der Verfasser der Anknüpfung zu Chro. Victoria und der hiesige Aimoins anführen. 26) De Gestis Francorum Lib. II. Cap. 8 (bei Freher I. c. p. 277). 27) Regl. Joh. von Ferr. c. 264, Aimoins. Histor. de Spain. 2. Bd. (Dalle 1754) S. 275. 28) Regl. derselben a. a. D. S. 412. 29) Regl. derselben a. a. D. S. 446.

30) Alle Joh. von Ferreras ebenfalls im Betreff der Zeiten der westgotischen Könige anführt. 31) Bei Anc. Nironandi. Concilia antia. Galliae p. 178. 32) Bei derselben p. 325. 33) Genselst. p. 283. 34) Ob dasjenige, was Gregorius Turonensis, Hist. Lib. IV. Cap. V (an. Freher, Corp. Hist. Franc. T. II. p. 54) von dem Burgundischen Episcopus erzählt, hierher gehört, ist zweifelhaft; denn die eine Erzählung ist: Sygismundus vero dum ad solus Agamnos fugere nititur, a Chlodoveo captus cum uxore et filia captivus abductus, postea bis ante lectat (s. ad sanctos Agamnos, in: Inquisitionibus mit den Gestis Francorum Episcopalis Cap. 35 (an. Freher I. T. I. p. 102); ad monasterium anastorum Agamenus, cum Aimoins Lib. II. Cap. IV (L. I. p. 274); cum tunc anastorum Agamenus Martum, citato expectaret curat.

dem Austraphius auf das Reichlichste dasjenige, dessen er bedurfte. König Chlothar, welcher damals sich auf einer Decurfahrt wider die Sachsen befand, lebte dem in sein Reich, und Austraphius ward bei ihm hochgehalten³⁵⁾. Als König Chilperich (im J. 557) zu Paris starb und Chlothar sein Reich erhielt, ward Gernamus vor seinen Vater gebracht, beglückte sich jedoch nachher ihm wieder untreu, und begab sich, da er sah, daß er nicht anders entkommen konnte, nach Brétagne, wo er sich mit seiner Frau und seinen Töchtern versteckt hielt. Sein Schwiegersvater Biliacarius aber floh zu der Kirche des heiligen Martin. Da wurde, wie Gregor von Tours weiter bemerkt, die heilige Basilika von den Sünden des Volks und dem Kurzweile³⁶⁾, welche in ihr geschahen, durch Biliacarius und seine Frau angezündet, welches nichts anderes heißen soll, als sie haben das Feuer vernarrlosset, denn obgleich werden sie ihrer Zufluchtsstätte nicht in den Brand gesteckt haben. Die Kirche ward alsbald auf Veranordnung des Königs Chlothar mit Linn gedeckt und in ihrer vorigen Schönheit wieder hergestellt. Merowing, der Sohn des Königs Chilperich und Brunichild, die Witwe des Königs Sigbert, des Vatersbruders Merowing's, heiratheten einander in Rouen. Um sie wieder zu trennen, eilte Chilperich nach Rouen. Merowing und Brunichild nahmen ihre Zuflucht in die an den Stadtmauern aus hölzernen Brettern erbaute Kirche des heiligen Martin. Chilperich versuchte viele Rist, sie herauszubringen; aber vergebens, denn sie glaubten, daß er betrügerisch handle. Da schwur er ihnen, wenn es Gottes Wille wäre, würde er sie nicht trennen. Nachdem sie diese Eidschwüre erhalten, gingen sie aus der Kirche. Chilperich küßte sie, nahm sie würdig auf und speiste mit ihnen. Nach einigen Tagen jedoch nahm er Merowing zu sich und lebte nach Coiffons zurück. Chilperich konnte seinen Reineid dadurch entschuldigen, daß es wider das Kirchengesetz war, die Witwe seines Vatersbruders zur Frau zu nehmen. Schwieriger zu rechtfertigen war Rauching's Reineid, von welchem folgender Erzählung handelt, welche Gregor von Tours mit folgender Bemerkung einleitet: Apebant enim quidam, wodurch die Erzählung den Charakter einer nicht hinlänglich verbürgten Sage erhält³⁷⁾. Der Inhalt ist: Es sagten welche, zwei aus Rauching's Gefindschaft, eine Manns- und eine Weibsperson, haben gegenseitig Liebe zu einander gefaßt. Als diese Liebe zwei Jahre oder länger gewährt, gingen beide vereint zugleich in die Kirche. Rauching ging zu dem Priester und verlangte, daß ihm sogleich seine Dienstknechte ercussirt³⁸⁾ herausgegeben werden sollten. Da sagte der Priester zu ihm: Du weißt ja,

welche Verehrung man den Kirchen Gottes schuldig ist. Du kannst sie daher nicht erhalten, wenn du nicht die Verzeihung gibst, daß ihre Verbindung dauern sollte, so wie auch verprißt, daß sie von aller körperlichen Strafe frei bleiben sollen. Rauching schwieg und dachte nach; endlich wandte er sich zum Priester, legte seine Hände auf den Altar und schwor: sie werden niemals von mir getrennt werden, sondern ich werde es vielmehr machen, daß sie in dieser Verbindung bleiben; denn mir ist zwar beschwerlich, daß ohne Zustimmung meines Beschloßes solches geschehen ist, aber das ist mir dabei doch angenehm, daß weder dieser die Sklavin eines Andern, noch diese den Sklaven eines Fremden genommen hat. Der Priester glaubte einwilligerweise dem Versprechen eines heiligen Menschen und gab die Menschen ercussirt heraus. Rauching nahm sie in Empfang, sagte Dank, ging in sein Haus, ließ sogleich einen Baum zertreiben und den Klotz ausböhlen, ihn in einen Graben legen, und die Weibsperson wie eine Gefohrene hineinbun, den Diener darauf werfen, die Erde darauf legen und den Graben mit Erde zufüllen. Als er es so lebendig begraben hatte, sagte er: „Ich habe meinen Eidschwur, daß sie nicht getrennt werden sollen, nicht gebrochen.“ Als dem Priester dieses kundig wurde, eilte er dorthin, spalt den Menschen, und erlangte mit Mühe, daß sie wieder ausgegraben wurden. Den Mann zwar zog er noch lebend heraus, aber die Weibsperson erstickt³⁹⁾. Rucullenus kam, von dem Könige Chilperich geschickt, nach Tours mit großer Probelei, schlug jenseit der Loire das Lager auf, schickte an den Bischof Gregor von Tours Boten, daß dieser Gunttram Bops'n, welcher damals wegen des Todes Theobert's an-gesprochen war, aus der heiligen Kirche herausziehen sollte. Thäte er (Gregor) es nicht, so werde er (Rucullenus) so-wol die Stadt, als alle Vorstädte derselben verbrinnen lassen. Gregor schickte eine Botschaft an Rucullenus und ließ ihm sagen: Dieses sei vor Alters nicht geschehen, was dieser hier forderte; aber es könne auch jetzt nicht ge-stattet werden, daß die heilige Basilika verlegt würde. Würde dieses geschehen, so würde dieses weder für den Rucullenus, noch für den König, welche diese Befehle ge-geben, glücklich sein; Rucullenus sollte vielmehr die Hei-ligkeit des Vorkiebers fürchten, dessen Augen (Kraft) an gestrigen Tage göttliche Rädung geschickt habe⁴⁰⁾. Nicht von diesem fürchtete Rucullenus. Da er in einem Hause jenseit der Loire seinen Sitz genommen, ließ er dieses Haus, das mit Nägeln angeschlagen war, zerbrechen. Die Nägel aber selbst trugen die Genomannischen, welche da-mals mit ihm angekommen waren, in damit angefüllten Säcken, zertrüßten die Getreidevorräthe und verwüsten Alles. Während aber Rucullenus dieses that, wird er, wie Gregor von Tours sagt, von Gotte geschlagen, mit durch die königliche Krankheit (Episepsie) fastanfällig⁴¹⁾, und schied wieder scharf Befehle: Wenn Dir heute nicht der Herzog Gunttram aus der Kirche herauswerft, werde ich alles Gränende, was um die Stadt ist, so zerstören

35) *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. IV. Cap. 20. p. 78.
36) *Tunc anecta basilica a peccatis populi ac ludibria, quae in ea fiebant, per Willacharium conjugumque ejus succensae*. *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. IV. Cap. 20. p. 78. 37) Der genannte Geschichtschreiber (Lib. V. Cap. 3. p. 93) gibt nämlich vorher an, wie Rauching über die Lual seiner Diener, welche die Wachslichter, seinem Befehle zufolge, an ihren entzündeten Schim-mern ausstehen mußten, sich gekrenzt habe, und gibt dann zu wei-terem Belege zu Rauching's Grausamkeit obige Erzählung. 38) *ex-cussant*, b. v. von der Schuld losgerichtet, b. h. Gregor sagte, er wolle sie wegen ihrer Schuld nicht bestrafen.

39) Lib. V. Cap. 3. p. 93. 94. 40) *cujus virtus hostem de paralytica direxit*. 41) *morboque regio cecens et fectus*.

zum Bürgen, daß er ohne königlichen Befehl nicht von da hinausgehen werde. Merowig hatte eine Weisagin befragen lassen, und die Antwort erhalten, daß König Chilperich in diesem Jahre sterben und Merowig nach Einsperrung seiner Brüder das ganze Reich erhalten werde. Aber Merowig glaubte der Weisagin nicht, und legte drei Bücher, nämlich das Psalterium, das der Könige und das der Evangelien, auf den Altar des heiligen Martin, machte die ganze Nacht, und bat, daß der heilige Bekennner ihm auf die Anfrage Gottes die Zukunft enthüllen möchte, ob er das Reich erlangen könnte, oder nicht. Hierauf brachte er drei Tage hintereinander in Fasten, Vigilien und Gebeten zu, ging wieder zu dem heiligen Grabmal, schlug die drei genannten Bücher auf und erhielt Antworten⁴⁹⁾, welche auf seinen nahen Untergang deuteten. Durch diese Antworten bestürzt, weinte er lange am Grabe des heiligen Vorküfers, nahm den Herzog Guntramn mit 500 oder mehr Mann zu sich und zog sich hinweg. Als er aus der heiligen Basilica fortgegangen war und durch das auserwählte Gebiet riefte, wurde er von Epo, dem Herzoge des Königs Guntramn, ergriffen. Während er von ihm in Haft gehalten wurde, entwichte er, Gregor von Tours weiß nicht, durch welchen Fußsall, und ging in die Kirche des heiligen Germainus hinein. Das Heer des Königs Chilperich aber ging bis Tours, plünderte, verbrannte und verewüthete jene Gegend, und schonte die Sachen des heiligen Martinus nicht, sondern raubte ohne Rücksicht auf Gott, oder Furcht vor demselben Alles, was es mit der Hand erreichte. Merowig saß fast zwei Monate vor der Kirche des heiligen Germainus, machte sich dann auf die Flucht und gelangte zur Königin Brunichild. Den Bischof Prätertatus ließ König Chilperich zu sich kommen, weil er hörte, daß er (Prätertatus), um ihm (dem Könige) zu schaden, Geschenke unter das Volk vertheilte, und ließ ihn in Haft halten, bis er auf einem Concil verhört würde. Dieses ward im J. 577 von 45 Bischöfen in der Kirche des heiligen Petrus des Apostels gehalten. Der König fragte den Prätertatus, warum er Merowigen mit der Ehefrau seines Vatersbruders verbunden, den Sohn zum Feinde des Vaters gemacht, und mit ihm verbannte, ihn (den König) umzubringen, und das Volk durch Geld verführe. Als Chilperich dieses sagte, trübte die Menge der Franken, wollte die Thüren der Kirche aufbrechen, den Prätertatus herausziehen und steinigen; aber der König verbot dieses. Prätertatus ward einer genauen Untersuchung unterworfen, für schuldig befunden, aus den Augen der versammelten Väter hinweg und ins Exil geschickt. Nachher erhobte das Gerücht, daß Merowig vorhabte, sich wieder in die Kirche des heiligen Martin (zu Tours) zu begeben; Chilperich aber befahl, die Kirche zu bewachen und alle Zugänge zu verschließen; die Wächter aber ließen eine Thür frei, daß durch dieselbe wenige Kleriker zur Verriichtung des Amtes hineingingen, und hielten die übrigen Thüren verschlossen. Dieses geschah nicht ohne großen Überdruß des Volkes. Während

dessen fand Merowig anderwärts seinen Untergang. Guntramn Boso kam mit wenigen Bewaffneten nach Tours und nahm seine Tochter, welche er in der heiligen Basilica zurückgelassen hatte, mit Gewalt hinweg, und führte sie nach der Stadt Poitiers, weil diese dem Könige Chilperich gehörte⁵⁰⁾. Die verwitwete Königin Fredegunde kam nach Paris, und floh mit den Schätzen, welche sie innerhalb der Vermauerung der Mauern eingeschlossen hatte, zu der Kirche, und ward von dem Bischofe begünstigt⁵¹⁾. Die übrigen Schätze aber, welche in dem Hofe Sala zurückgeblieben, brachten die Schatzmeister zu dem Könige Chilperich nach Metz. Fredegunde rief durch Gefandte den König Guntramn nach Paris. Chilperich forderte durch Gefandte ihre Auslieferung. König Guntramn verweigerte dieselbe und zog Fredegunden oft zur Tafel. Noch bei Lebzeiten des Königs Chilperich war dessen und Fredegunden's Tochter, Rigundis, um an den Gotenkönig in Spanien, dem sie verlobt war, verheiratet zu werden, mit vielen Schätzen dahin abgehandelt worden, und war bereits bis Toulouse gekommen, als Herzog Desherius von dem Tode des Königs Chilperich hörte, in die Stadt ging und die Schätze auf der Gewalt der Königin Rigundis hinwegnahm. Während ihre Mutter, die Königin Fredegunde, ihren Sitz in der pariser Kirche hatte, kam von der Stadt Toulouse der Erzbischoffs Erzbischof in Paris an, ging zu Fredegunden hinein, begann die Ursachen der Schmach und Verleumdungen ihrer Tochter zu erzählen, indem er sagte: „Ich bin nach deinem Befehle mit der Königin Rigundis dahin gegangen und habe gesehen, wie sie erniedrigt und ihrer Schätze und aller Sachen beraubt worden ist; ich aber bin durch Flucht entwischt, und komme, meiner Herrin zu verkündigen, was geschehen ist.“ Als Fredegunde dieses hörte, ward sie von Wuth bewegt, und ließ ihn in der Kirche selbst berauben, von den Kleidern und dem Degengürtel, den er als Geschenk des Königs Chilperich hatte, entblößen, und besah ihm, aus ihrer Gegenwart hinwegzugehen⁵²⁾. Derwieweil von Fredegunden bei dem Könige Guntramn angeklagt, floh in die Kirche des heiligen Martin zu Tours, ward daselbst bewacht und endlich ermordet⁵³⁾. Das kirchliche Freistätten mit Blut besetzt wurden, hierfür gibt es auch noch andere Beispiele. Wir beschränken uns auf folgende. Die Franken baskten den Portienus sehr, weil er ihnen zur Zeit des Königs Theodebert Abgaben⁵⁴⁾ aufgebürdet, und begannen nach des Königs Tode, zu verfahren. Als er sich in Gefahr gesetzt sah, ergriff er die Flucht, und bat zwei Bischöfe, daß sie ihn nach der Stadt Trier geleiteten und den Aufruhr des wilden Volkes durch ihre Predigt unterdrückten. Sie gin-

49) f. das Nähere bei Gregor von Tours Lib. V. Cap. 15, p. 100 und den Art. Merowig, Chilperich's Sohn.

49) Hist. Lib. V. Cap. 25, p. 107. 50) Hist. Lib. VII. Cap. 4, p. 150. 51) Hist. Lib. VII. Cap. 15, p. 154.

52) Das Nähere über diese Vorgänge in der Martinskirche zu Tours f. in der Augm. Gesch. d. W. u. K. I. Sect. 39. 22. S. 273 — 276, wodurch veranschaulicht wird, was die Kirche dadurch, daß sie Freistätten waren, von vielen Nützlichkeiten zu sein hatten.

53) quod cum veritus antedicti Regis impensum militum, d. d. dem Könige ihr Geld geben, die Franken zu bestrafen und auf dessen Befehl die Bestrafung gestiftet habe.

gen zu der genannten Stadt, konnten aber den Aufbruch des larnenden Volkes nicht ertragen, und wollten ihn in der Kirche verbergen, indem sie ihn nämlich in eine Kiste legten und Gewände, welche zum Gebrauche der Kirche waren, darüber deckten. Das Volk aber ging hinein und durchsuchte alle Winkel der Kirche. Da es Nichts fand, ging es, mit den Sähen knirschend, hinaus. Da sagte Einer, von Verdacht geleitet: „Seht! in der Kiste, in welcher nicht gesucht ist, ist unser Widersacher!“ Die Wächter aber entganneten, nichts als Ornamente der Kirche sei in ihr enthalten. Irre fordern den Schlüssel und sagten: „Wenn ihr nicht schnell aufschließt, werden wir die Kiste zerbrechen.“ Als endlich dieselbe aufgeschlossen war, zogen sie die leinernen Bücher hinweg, sandten ihn, zogen ihn heraus und sagten jubelnd: „Gott hat uns unseren Feind in unsere Hände gegeben.“ Dann schlugen sie ihn mit Häufen, stießen ihn an, banden ihm die Hände auf den Rücken und steinigten ihn an der Säule zu Tode. Gregor *) leitet dieses, daß die Kirche dem Hülftlinge seinen Schuß gewährte, durch die Erzählung ein: Als die Bischöfe mit Bartholomäus nach Arier gingen und er des Nachts auf seinem Lager lag, rief er plötzlich im Schlafe laut: „Hö! Hö! kommt zu Hüfe, die ihr da seid, und leistet Beistand dem Umkommenen.“ Von dem Geschrei aufgeweckt, fragen die, welche zugegen waren, was dieses wäre? Er antwortet: „Mein Freund Aufonius und seine Frau, welche ich einst heute umgebracht, holen mich zum Gerichte, indem sie sagen: Komm zum Antworten, weil du mit uns vor Gott proceßiren wirst.“ Als Ursio und Berthefred, welche sich mit Rauching verbunden hatten, um den König Gunthramm des Thrones und den König Childbert des Lebens zu berauben, hörten, daß Rauching umgebracht worden, schlossen sie sich mit ihrer Habe, ihren Frauen und ihrem Gesinde in die Kirche des heiligen Martinus ein, welche auf einem Berge gebaut war, der in der Nähe des Hofes des Ursio im wüstenferen Gaue sich erhob. Man sagte, es sei vor Alters eine Burg hier gewesen. Jetzt war der Ort nicht durch Sorgfalt, sondern nur durch die Natur fest. König Childbert schickte ein Heer unter der Anführung Godegisil's, des Todtermannes des Herzogs Lupus, dahin. Dieses umringte die Kirche mit den Waffen. Da es Ursio's und Berthefred's nicht herauszuziehen vermochte, versuchten sie, Feuer anzuwenden. Als Ursio dieses sah, ging er, mit dem Schwerte umgürtet, heraus, und richtete, bevor er endlich selbst fiel, unter den Belagerten eine furchtbare Niederlage an. Godegisil rief: „Es werde nun Friede, da der größte Feind unserer Herren gefallen ist; dieser Berthefred aber habe das Leben.“ Während alles Volk begierig war, die Sachen, welche in die Kirche zusammengebracht waren, zu rauben, ritt Berthefred nach der Stadt Verdon, und glaubte, er könne sich daselbst in dem Dratorio, welches in einem Kirchenhause war, sichern, zumal da der Bischof Agerich von Verdon in demselben Hause seinen Sitz hatte. Aber als dem Könige Childbert verkündigt ward, daß Berthefred entronnen, sagte

er, von Schmerz erschüttert: „Wenn dieser dem Tode entgangen, soll Godegisil meinen Händen nicht entgehen.“ Der König wußte jedoch noch nicht, daß Berthefred in das Haus der Kirche gegangen, sondern glaubte, daß er in eine andere Gegend geflohen. Godegisil, in Furcht gesetzt, zog mit dem Heere nach Verdon und umringte das Haus der Kirche. Da aber der Bischof ihn nicht herausgeben konnte **), sondern ihn zu vertreiben unternahm, stiegen sie auf das Dach und verschmetterten ihn mit den Ziegeln und dem Mauerwerk, mit welchem das Dratorium gedeckt war, und er starb daselbst mit drei Dienern. Der Bischof empfand darüber großen Schmerz, daß er ihn nicht nur nicht hatte beschützen können, sondern auch, weil er den Ort, in welchem er zu beten pflegte und in welchem viele Heiligensphären (Reliquien) zusammengebracht sich befanden, mit Menschenblute bedeckt sah. Childbert sandte ihm, um ihn von seiner Trauer zurückzubringen, Geschenke; aber er wollte nicht getrübt sein. Viele aber fürchteten in diesen Tagen den König und gingen in andere Länder **). Als Ghrannus in Aurgagne seinen Sitz hatte, geschahen von ihm viele Dinge wider die Vernunft. Unter andern that er dem Grafen der Stadt, Firminus, schweres Unrecht, und setzte den Salustius, den Sohn des Euodius, an dessen Stelle. Firminus begab sich mit seiner Schwiegermutter Galaria in die Kirche. Es waren die Tage der großen Fastenzeit, und der Bischof Gaultius hatte sich vorgenommen, in die brüderlicher Döcke, Psalmen singen, zu geben, nach der Einrichtung des heiligen Galtus. Der Bischof ging aus der Stadt mit großem Weinen, indem er fürchtete, auf der Reise Widerwärtiges zu dulden; denn auch König Ghrannus selbst suchte Drohungen auszuführen. Während der Bischof die Reise that, sandte der König die Ersten an seiner Seite, Imnachar und Eaptar, mit dem Befehle an, daß sie den Firminus und dessen Schwiegermutter Galaria aus der Kirche ziehen sollten. Während der Bischof mit den Psalmen Singenden hinabstieg, gingen die von Ghrannus Abgesandten in die Kirche und versuchten den Firminus und die Galaria durch verschiedene listige Gespräche zu verführen. Nachdem sie sehr lange unter mannichfachen Unterredungen durch die Kirche spaziert waren, näherten sie sich der Hauptthür **) des heiligen Gebäudes, welche damals aufgeschlossen war. Da ergreift Imnachar den Firminus und Eaptar die Galaria bei den Armen und werfen sie aus der Kirche hinaus. Draußen sind Diener hingestellt, welche sie empfangen. Sie schieden sie sogleich ins Exil; aber während die Wächter von tiefem Schlafe bewältigt liegen, führen Firminus und Galaria sich frei, fliehen zu der Kirche des heiligen Julianus, und betreiben sich so vom Exil; ihre Sachen aber werden zum Fließe geschlagen. Der Bischof Gaultius aber, welcher argwöhnte, daß auch ihm werde Unrecht angethan werden, hatte auf der erwähnten Reise ein gefallenes Pferd. Er sah Menschen hinter sich herreiten, und rief: „Weh mir,

55) Sed cum cum Pontifex rediret requirit, nūquid nulli
eum in pectore in sua freistätte war. 56) Lib. IX. Cap. 13.
p. 406, 407. 57) ad regias sedes auras, quae tunc reuer-
tae fuerunt, adpropinquant.

54) Lib. III. Cap. 3. p. 67.

denn es sind diejenigen, welche Chramnus geschickt hat, um mich zu ergreifen." Er befiel das Pferd, ließ die Pfalmen Eingenden zurück, spornete das Roß mit beiden Fesseln, sprengte allein fort, gelangte in die Säulenhalle der Kirche des heiligen Julianus und war bald todt *). Als König Hilperich die Zerstörungen zwischen seinem Bruder, dem Könige Gunthramn, und seinem Neffen, dem Könige Hildebert, hervorgerufen sah, beschloß er dem Herzoge Desiderius, daß er seinem Bruder ein Leid zufügen sollte. Desiderius zog mit einem Heere aus, schlug den Herzog Ragnowald in die Flucht, drang in Petrogoricum ein, ließ es schwören und ging nach Aginnum. Als die Gemahlin des Herzogs Ragnowald hörte, daß ihr Mann in die Flucht geschlagen worden war und diese Städte unter die Gewalt des Königs Hilperich gebracht wurden, begab sie sich in die Kirche des heiligen Caprasius; aber sie ward von da herausgezogen **) und ihres Vermögens und des Besandes der Dienerschaft beraubt, und, nachdem sie Würgen gestellt, nach Toulouse geschickt; hier ging sie wiederum in die Kirche des heiligen Saturninus und hatte ihren Sitz darin ***). Als König Gunthramn bei dem Feste des heiligen Marcellus, welches in der tabillonensischen Stadt *) im siebenten Monate gefeiert ward, zugegen war, und an den Altar gegangen war, um zu communiciren, kam Einer und that, als wenn er ihm etwas unter den Fuß geben wollte. Während er gegen den König eilt, fällt ihm ein Dolch aus der Hand. Er wird plötzlich ergriffen, und sie finden einen andern aus der Scheide gezogenen Dolch in seiner Hand. Er wird ohne Verzug aus der heiligen Kirche hinausgeführt, gefesselt und gefoltert, und bekennet, daß er ausgesandt sei, um den König zu tödten, indem er sagt: „So hat nämlich dasjenige, was mich gesandt hat, durch Unterhandlung abgeschlossen. Weil der König weiß, daß er den Haß vieler auf sich geladen hat, und argwöhnt, daß er durchbohrt werde, läßt er sich gang und gar von den Seinen umgeben, und es wird kein Zugang gefunden, wie

man ihn mit den Schwertern bekommen könne, wenn er nicht in der Kirche, in welcher er sicher und furchtlos steht, durchstoßen wird.“ Auch ließ der König Viele, von welchen der Ergriffene sprach, tödten. Diesen aber ließ er schlagen und entließ ihn lebend, weil er es für göttlos hielt, wenn derjenige, der aus der Kirche herausgeführt worden war, umgebracht würde *). Septimia, die Erzieherin der kleinen Kinder des Königs Hildebert, und Droitsulf, der mit ihr in unerlaubtem Umgang lebte, wurden zwischen ausgespannt und befiel geschlagen, und bekamen den Anschlag, daß sie die beiden dem König Hildebert raten wollten, eine Gemahlin Radeba zu verstoßen und eine andere zur Frau zu nehmen, und daß sie, wollte der König sich hierzu nicht bereden lassen, ihn durch Morderei tödten, seine Söhne in das Reich heben, deren Mutter Radeba und Großmutter Brunichild angeschlossen und sie selbst regieren wollten; bei diesem Plane haben sie den Comes Stabuli Sunnegisil und den Referendarius Gallomagnus oder Gallomagnus zu Genossen. Ohne Verzug wurden auch Sunnegisil und Gallomagnus inquirirt. Da das Gerissen sie schreckte, nahmen sie Zufluchtort innerhalb der Kirchenvermahnung †). Zu ihnen ging der König selbst, und sagte: „Wet in das Gericht heraus, daß wir morgen dessen, was euch vorgeworfen wird, erkennen, ob es wahr oder falsch ist; denn ich meine, daß ihr in diese Kirche nicht durch Flucht einschließt wäret, wenn euch das Gerissen nicht geschickt hätte. Ihr sollt jedoch das Verprechen haben, daß ihr am Leben gelassen werden sollt, auch wenn ihr schuldig befunden werdet; denn wir sind Christen. Es ist nämlich göttlich, selbst Verbrecher, welche aus der Kirche gezogen worden, zu bestrafen“ ††). Alsdann wurden sie hinausgeführt und kamen mit dem Könige vor Gericht. Als sie discutirt wurden, schrien sie dagegen: „Septimiana mit Droitsulf hat uns den Anschlag eröffnet; aber wir haben ihn verflucht und gemieden, und zu diesem Verbrechen niemals unsere Einwilligung geben wollen.“ Der König entgegnet: „Wenn ihr keine Nachsicht gewährt, hättet ihr es jedenfalls hinterbracht. Ist es also nicht wahr, daß ihr in dieser Sache eure Einwilligung gegeben, da ihr gewollt, daß es unsern Wissen verheimlicht werde.“ Sodann wurden sie hinausgeworfen und gingen wieder in die Kirche. Ihrer Söhne, welche sie von dem Kaiser bezeugt hatten (d. h. dessen, was sie zu Lehen erhalten hatten), wurden sie beraubt und in das Exil geschickt; aber es kamen Bischöfe als Gesandte vom Könige Gunthramn und baten für sie. Da wurden sie aus dem Exil zurückgerufen. Ihnen wurde nichts anderes gelassen, als was sie zu Eigen hatten †††). Die Decreeio Chlotarii II. Regis, gegeben am das J. 605, schreibt vor †††): „Keiner erlaube sich, einen Räuber, oder irgend einen Schuldigen, wie unter den sehr hohen Bischöfen übereingekommen ist, aus dem Vorhofe der Kirche †) zu ziehen. Wenn

58) Lib. IV. Cap. 13. p. 74. 75. 59) Dieses war eine schwere That, denn die Kirchen waren Freistätten der Feuerspersonen der Erbkrimen. S. z. B., als König Alfons von Kasanien im J. 1423 Marcellus einnahm und der Plünderung preis gab, befohl er den Soldaten der schwerer Strafe, alles Gewichte und die Heere des weiblichen Geschlechts zu schenken, und ließ Frauen an die Kirchthüren stellen, den Begehren der Krieger Einlaß zu thun. Diese plünderten die Stadt, zerstörten einen Theil derselben an und verheereten sich mit ungemeiner Beute. Die vornehmen Trauungsmänner sowie, als alle andern Bischöfe, rühmten des Königs Großmuth, und boten ihm ein vortheilhaftes Geschenk an. Kleineden an, welche sie mit sich in die Kirchen genommen hatten. Der König jedoch schlug dieses ihm gemachte Anerbieten aus einer Theil seiner Gerechtigkeit, welche die Zerstörung zu ihm vollkommen machte, aus, und ließ ihnen für ihre Verwüstung Dant sagen und sie stecken, daß sie in Augen ihrer Männer, Anderer und Freunde wiedererlösen sollten (Fob. von Ferreras a. d. G. B. S. 346). Als die Krieger nach dem 2. Juni 1423 der Stadt Traupl überlieferten, wurden, ehe sich die Stadt der Plünderung, welche jedoch der König Alfons, sobald er die Stadt betrat, bei Tobesstraß einstellte, ließ, preisgeben, doch die Kirchen und Bischöfe vor sich verschonte (Derfelbe a. d. S. 345, 346). 60) Gregorius Turonensis Lib. VI. Cap. 12. p. 230. 61) Chalon an der Saone.

62) Gregorius Turonensis, Hist. Lib. IX. Cap. 3. p. 191. 192. 63) Isteram intra ecclesiarum septa petiere. 64) p. 192. 65) Lib. IX. Cap. 38. p. 210. 211. 66) Cap. 13—15 ap. Georgiuch, Corp. Juris Germanici col. 480. 67) de atrio ecclesiae.

Kirchen sind, welche keine verschlossenen Borchöfe⁶⁸⁾ haben, werde aus jeder der breiten Seiten der Wände der Kanzelraum eines Arepennis⁶⁹⁾ (eines halben Burchart) als Borchof⁷⁰⁾ beobachtet. Nullus confugiens foris ante dicta loca pro operamur cupiditate se dicat exire. Wenn sie es gethan und gefangen worden, sollen sie zu der ihrer wüthigen Strafe⁷¹⁾ verurtheilt werden. Wenn der Sklave irgend einen seinen Herrn verlassen zu Kirchen geflohen und dafelbst der ursprüngliche Herr (primus dominus) angeschlossen ist, contentio excusatur; reddatur sortum, ut se de pretio redimat. Die Lex Alamannorum bestimmt⁷²⁾: Wenn ein Mensch einen Flüchtling, entweder einen Freien oder Sklaven, verfolgt, und dieser innerhalb der Thüren der Kirche geflohen ist, so habe keiner Gewalt, ihn aus der Kirche durch Gewalt zu ziehen, noch ihn innerhalb der Thüren der Kirche zu erschlagen; sondern aus Furcht vor Gott erweise er der Kirche die Ehre, und interpellire den Priester der Kirche um den Sklaven. Er bitte, daß er ihm denselben zurückgebe, und gebe ein geschicktes Pfand, daß er jene Schuld jenem Sklaven verziehen habe. Alldann gebe jener Presbyter in Frieden den Sklaven seinem Herrn zurück. Wenn aber der Presbyter unterlassen, jenen Sklaven zurückzugeben, oder ihn durch Widerspruch verweigert⁷³⁾, halte er ihn bei sich, und trage Sorge, daß der Flüchtling von da nicht entrinne, übergebe ihn jedoch seinem Herrn nicht, ihn zu verderben. Wenn er aber entrinnt, so suche ihn jener Presbyter ohne Verzug aus und erhalte ihn dem Herrn zurück. Und wenn er ihn nicht finden kann, so vergelte er ihn durch einen seines Gleichen, oder zahle den Preis für ihn⁷⁴⁾, wie die Composition des Sklaven sein würde. Wenn aber der Herr ihn mit Gewalt herauszieht und der Kirche Verleumdung zufügt, componire er an die Kirche 18 Schillinge, und zahle das Fredum, 60 Schillinge, in den Fiscus, weil er wider das Gesetz gethan und den Kirchen die Ehre nicht erwiesen hat, und keine Ehrfurcht vor Gotte gehabt hat, und damit sie andern erkennen, was Furcht Gottes bei den Christen sei, und die Ehre den Kirchen erweisen. Der Titulus IV⁷⁵⁾ bestimmet: Wenn ein Freier einen Freien innerhalb der Thüren der Kirche erschlägt, der soll erkennen, daß er unrecht wider Gott gethan und die Kirche Gottes bestet habe; er componire an die Kirche, die er verurtheilt hat, 60 Schillinge; an den Fiscus aber zahle er derglei-

chen andere 60 Schillinge für das Fredum, den Blutsverwandten aber zahle er das gesetzliche Widrigild (Werigild)⁷⁶⁾. Die Lex Baiwariorum⁷⁷⁾: Wenn ein Schuldiger seine Zuflucht zu der Kirche genommen, soll keiner wagen, ihn, nachdem er in die Thür der Kirche hineingegangen ist, mit Gewalt herauszuführen, bis er den Presbyter der Kirche, oder den Bischof interpellirt. Wenn⁷⁸⁾ solche Schuld ist, daß er der Disciplin (Züchtigung) würdig ist, thue er dieses mit dem Rathe des Priesters, weil er seine Zuflucht zu der Kirche genommen. Keine Schuld sei so schwer, daß nicht das Leben bewilligt werde wegen der Furcht vor Gott und der Ehrfurcht vor den Heiligen, weil der Herr sagt: „Wer vergibt, ihm wird wieder vergeben werden. Wer nicht vergibt, ihm wird auch nicht vergeben werden.“ Wenn aber ein hartnäckiger und stolzer Mensch Furcht vor Gotte und Ehrfurcht vor den heiligen Kirchen nicht gehabt, und seinen stehenden Sklaven, oder den, welchen er verfolgt hat, aus der Kirche mit Gewalt herausgezogen, und Gotte die Ehre nicht gegeben hat, componire er, indem der Richter ihn zwingt, an die Kirche 40 Schillinge, und für das Fredum an den Fiscus 40 Schillinge, damit Gotte die Ehre und Ehrfurcht vor den Heiligen und die Kirche Gottes immer unbefleht sei. Daß die Kirchen Freistätten waren, wurde zu den Immunitäten oder Freiheiten derselben getreuen, und die Bewahrung aller Freiheiten der Kirche eingeschrieben⁷⁹⁾. Die in gegenwärtigem Artikel behandelte Freiheit erstreckte sich auf alle Kirchen. Capitularium Lib. VI. Cap. 14⁸⁰⁾ bestimmet: Wenn einer Gewalt von den Verfolgern erduldet hat, werde er aufgenommen, und finde er Ruhe, zu welcher Kirche er auch gekommen. Diefelbe Gesetzsammlung Lib. V. Cap. 82⁸¹⁾ hat aus den Statuten der maiorer Kircheneversammlung vom Jahre 813: Einen zur Kirche fliehenden wage niemand herauszuführen, noch von da zur Strafe oder zum Tode zu geben, damit die Ehre Gottes und seiner Heiligen bewahrt werde, sondern die Rectoren der Kirche sollen sich bestreuen, ihnen Frieden und das Leben und die Güter zu behaupten. Jedoch sollen sie gesetzlich componiren, was sie unbillig gethan haben. Das Capitulare secundum anni DCCCIII Cap. 3⁸²⁾: Wenn einer zu einer Kirche seine Zuflucht genommen, habe er innerhalb der Borchöfe⁸³⁾ der Kirche

68) astra clausa. 69) Secus ad semingerum, transmissis argenti. 70) pro. 71) ad aliquam sibi supplicium. 72) Titulus III. De liberis vel servis, qui ad Ecclesiam confugiunt col. 197. 73) ut contradidit servum. 74) similem ipsius, aut pretium pro eo solvat, nach der Recension bei Geornach col. 179; nach der bei Schilter, Glossifici und Straßburgische Chronik von J. v. Königsheben 12. Anmerk. C. 624: alium servum in capitalem restituit, aut pretium sicut compositio fuerit. Wie diese Composition zu verstehen sei, heißt uns dem, was unmittelbar darauf gesagt wird: Si vero dominus servum cum in pace recipere voluerit, et presbyter e contra contendit, et servus tunc fugit, quod presbyter eum non potest reddere, aut alium servum talem in caput restituit eum XII solidis, aut pretium restituit, necesse servum composui debuerat, si ecclesiam huiusmodi cum supra dictis XII solidis. 75) De liberis, qui infra janua Ecclesiae interfecit fuerint.

76) Vergilt, „Werigildum,“ wie die andere Lesart ist. 77) Tit. I. Cap. VII. De his, qui relinunt, et confugium fecerint ad Ecclesiam col. 358, 359. 78) vorangeht: Si presbyter responsum daret (nach anderer Lesart representationem) ausus non (sich) nach anderer Lesart fuerit, et si talis culpa est esse. 79) Die Capitula Synodi Veronensis edita a Pippino Rege et ab Episcopis anni DCCLV haben von Cap. XIX die Überschrift: Ut Ecclesiarum immunitates illibatas serventur, und besagt: Ut omnes immunitates pro universis Ecclesiis conservatae sint. Bgl. Capitularium Lib. V. Cap. 15: Ut immunitates plenius conservatae sint. 80) De eo, qui cum a persecutoribus col. 1520. 81) Ut Ecclesiae pacem habeant col. 1444. Dergleichen Capitularium Lib. III. Cap. 30. col. 1769, nämlich aus den Statuta Concilii Moganti, anni 813, c. 30 ap. Lamy, Spicileg. Rodes. F. I. p. 557. 82) De confugio ad Ecclesiam col. 658. Zur Capitularium Lib. I. Cap. 134 (col. 1289). Lib. V. Cap. 93. col. 1427. 83) intra ipsius astra Ecclesiae, nach anderer, durch Handschriften verdrängter, Lesart: in atrio ipsius Ecclesiae.

Frieden, und er hat nicht nötig, in die Kirche hineinzugehen; und niemand erühne sich, ihn mit Gewalt darauf hinwegzujagen, sondern es sei ihm erlaubt, zu erkennen, was er gethan, und er werde von da durch die Hände guter Menschen zur Discussion ins Publicum geführt (d. h. vor das Ding [die Gerichtsammlung] gebracht). Capitularium Lib. V. Cap. 195⁸³⁾ (schreibt vor: daß Räuber von innerhalb einer Freiheit⁸⁴⁾ (Freistätte) von dem Richter dieser Freiheit (Freistätte) in dem Grafending präsentiert werden. Und wer dieses nicht gethan, soll das Lehn und die Würde verlieren. Auf gleiche Weise sollen auch unsere Vassi (Vasallen), wenn sie dieses nicht erfüllen, das Lehn und die Würde verlieren. Und diejenigen, welche kein Lehn haben, sollen den Bann (das Strafgeld) bezahlen. Capitularium Lib. VII. Cap. 174⁸⁵⁾ bestimmt: daß die Roth der Kirche diejenigen, welche geflohen sind und die Waffen abgelegt haben, nicht abzugeben soll, um die Altäre zu bleiben und die der Verehrung würdigen Orte zu verunreinigen. Wenn sie die Waffen nicht abgelegt, so sollen sie wissen, daß sie durch die Kräfte Bewaffneter herausgezogen werden müssen. Und welcher immer sie aus den Säulenhallen, und aus den Klostershöfen, und aus den Gärten, und aus den Bädern oder Dabeiliegenschaften der Kirchen⁸⁶⁾ herauszuziehen sich erlaubt, soll mit dem Tode bestraft werden. Die langobardischen Gesetze⁸⁷⁾, Liutprandi Leges Lib. VI. Cap. 90: Wenn irgend jemand Sklave oder Skavin, Aldius oder Aldia in der Kirche Gottes Zuflucht genommen, und der Herr oder Patron derselben entretre durch sich, oder durch seinen Abgesandten die von da gewaltsam herausgezogen, componire sein Guiridgild⁸⁸⁾ an oben beschriebene Basilika⁸⁹⁾. Und wenn ein Sklave oder Aldius ohne Willen seines Herrn dieses Übel gethan⁹⁰⁾, gebe er den Sklaven selbst oder Aldius für solches Übel in die Hand des Gastes der Ba-

silia, und der Herr oder Patron rechtfertige, daß durch seinen Willen dieses nicht geschehen, und componire das Guiridgild nicht. In der Lex Frisiorum. Additio sapientium⁹¹⁾ spricht: Wenn aus: Homo fideus pacem habet in Ecclesia, in domo sua, aut in Ecclesia eundo, de Ecclesia redeundo; wer diesen Frieden bricht und den Menschen erschlägt, componire neun Mal 30 Schillinge. Wenn er ihn verwundet, componire er neun Mal zwölf Schillinge auf die Seite des Königs (d. h. an den König, weil er nämlich den Frieden gebrochen hat). Die angelsächsischen Gesetze, Ines kyninges aetnynase⁹²⁾, bestimmen: Wenn jemand des Todes schuldig ist und er in eine Kirche flieht, habe er sein Leben, und bäge, wie das Recht ihm weiset. Wenn er seine Haut vermisst und in die Kirche flieht, sei ihm die Geißelung erlassen. Adhelstanes kyninges geraednes III. Cap. 5—9, welche der Anfang eines Briefstückes der Beschlüsse des zum selbstem Concilii sind, sagen: Und wir beschließen zu Tums: rethet auf dem Gemote, daß, wenn ein Dieb oder Räuber den König⁹³⁾, oder eine Kirche, oder Bischof suchte

92) Tit. I. De pace fidei col. 433. Die Litane Brokannorum, ed. Winard p. 217, enthalten: Iesher an nos fidei iura tha kerkas und the fwent him thecon gelast, also hi thema biredo werdoth, eth lidas gesele; wirgathas him thecon, an seldeima him mid fischale felle; ac hi themas want of jungs, an tha siund fan gungath bi helgen nama and he rethene wurde, an gese thes siund, also hit thetha tha kerkas biseht.

93) Cap. 5. De kirkocum, von Kirchensachen, d. h. Aufnahmen in die Kirche, — dann in den übertragungen Bedeutungen „Kirchenfreiräumen“, wie es R. Schmidt, Die Gesetze der Angelsachsen, I. Ab. S. 15 gibt. 94) Der König war nämlich der oberste Richter. Die frühlichen Gesetze ermahnen zwar nicht, daß die Wohnung des Königs als Freistätte gehalten; doch verstand sich dieses wohl von selbst. Da die Könige ihre festen Wohnsitze hatten, sondern im Lande herumzogen, so galt die Stadt der Pfaffen des Königs, besonders die Wohnung der Person selbst, den Schutz und Rettung spendend. Darauf bezieht sich (Stimm, Deutsche Reichsarchivarie S. 886) dieses, daß im Edingmunde (J. 8057 f.), nachdem König Bismar gelagt: Ich bin in der, furest, um domer huse lützel oder vil, an man riende, si suln bi bestan u. r., von Dietrich von Bern gesagt wird: Do es der gehorte, unter arne er besles die edeln chueniginne, der sorge diu was groe, do fuer er soderthalben (auf der obern Seite) Kiezeln mit im dan. Die Bedeutung des unter den Armreihen wird herausgestellt durch die Vergleichung mit folgender Stelle im riederer Weltkum: „Ich habe sie getheilt (getheilt) und theilen, ob (wenn) der sein freien Zeit stark oder mehr oder ein Gedeimnis flüchtig wurde, der eines Herren an Riend recht zu dem, welche bei auch Zeit und theilt gleichmies als in dem Frieden der Gedichte.“ Wie die Person eines Fürsten sich durch geschützt, sich bei dem Gebrauche hervor, das Landestheile, wenn sie sich bei dem seitlichen Eingange einer Kirche an dessen Thier oder Wagen hielten, sicher durchdrücken durften. So z. B. heißt es bei Ranganon (Pomerius), 2. Ab. S. 263, 264: im Verreß bei in 3. 1497 zu Nürnberg eingedrungenen Augstus von Pommern: „Dann viel Bürger und ander Leute, so aus der Stadt vertrieben oder vertrieben waren und ciuileis sein, jwangig, dreißig oder mehr Tage aus der Stadt gewesen, ihm und den Weibern an den Sitz: viel gegangen und mit hinein gesauhen sein.“ In des Bremer Chronik (I. Ab. S. 191) wird vom J. 1540 bemerkt: „Als nun seine Heiligkeit Gnad in den Gredemals geritten, sind bis zu der Stadt etliche Tage umher gewesen, bei seiner Heiligkeit Gnad dem Pferde an den Schwanz oder Zunge auf den

84) Qualiter de intronibus sacendum sit col. 1450. 85) Ut intrones de infra emunitatem a iudice ipsius emunitatem in Comitia palatio presententur.

86) De reis ad Ecclesiam (ecclesiam) vel altaria eorum confugiuntibus, ut aea abstrahantur. 87) Ut quicumque eos de portibus et de atrio et de hostiis, de balneo vel de adjacentibus Ecclesiarum abstrahere praesumpserit, capite puniatur. 88) Die auch hierher gehörigen Gesetzbestimmungen aus derselben Gesammmlung, nämlich Notarii Laici Cap. 277: Hi in Ecclesia aut in domo Secretaria maulcipium cuiusunque confugium fecerit etc., geben wie im Artikel Fischer S. 250 mitgetheilt. 89) Widrigild, soviel als Vergeltung.

90) So componat guiridgild suum in praescriptis Basilicis wie im rinner Gebet, und zwar im Texte des Gesetzes, wieviel es, wie Wotter (Ker. Ital. Script. T. I. P. II. p. 81) bemerkt, wofen zu sein scheint, hingehört: sicut in proprietate alienis: si Dominus, vel Patronus, tantum Widrigild. Si vero per suum Missum liberum aut alienum servum: Dominus Widrigild, Missus vero XI. solidos. Si vero per suum servum, vel alium: Dominus Widrigild tantum. Si vero de Ecclesia, de Episcopatu, vel Abbatis: Dominus si per se fecit, vel Patronus, DC solidos componat. Si vero per Missum, servum, vel alium: Dominus vel Patronus DC solidos componat. Si vero per Missum liberum: liber componat DC solidos. 91) So si vero servus aut alius Domini sine voluntate Domini sui hoc machin fecerit ist im Cod. Roten: id est si eos de curia Ecclesiae Langobardi per vim traxerit, Dominus tant ipsius vel alium pro ipso malo in manu de Custode Ecclesiae ipsius etc.

(d. h. seine Zuflucht zu ihm nahm), er eine Frist von neun Nächten haben sollte. Und wenn er einen Halbvermann,

Freie, mein Vater aber auf Anführung seiner Fürstlichen Gnaden an den Freigebügel greifende in die Stadt gangen.“ In den alten Statuten der Stadt Bocholt (bei Manning, Monument. Monast. Dec. I. p. 254, und daraus bei Hultius, Glossarium Germanicum. T. II. col. 2443 unter *Naum*, *Forsten* = *Zaun*) findet sich: „Soz wenn verunglückt were, dat sie eynde doet-sach gedoen hadde hynnen Bocholt, und mit den live hen-quenne, dat sie unteppe, synu guesdt dat beholt sie wall, men bis en mach nicht weder kamen hynnen Bocholt, oft sie wall van den herren dat Landt wedder kregen, id en wer sacke, dat wy eynde nyen Hierenen kregen, wan sie dan ver-soenet mit des doeden maeggen und vrunden were, und will sie dan betallen einen gewontlichen Brocken, als uff march und doen verlossenisse, wannen men dan den nyen Heeren die Bocholt hulidige doen sal, so mach sie an des Heeren Toem holden und kuenemen so wedder veelich up dat synne hynnen Bocholt nia guider oder gewenten, und Rechte der Stadt Bocholt.“ Die gültigen Annalen (die Stelle bei Baumann col. 2017, 2018, unter *Freiwerdungen*) erzählen: „Ann. 1558 den 25. Mai am 14. h. a. f. m. kam König Ferdinand über Naum nach Württemberg. Bei der Annehmung hat J. H. (Joh. Hüb.) der Stabs-feldmarschall durch den Bischof Bisilum den König bitten lassen, J. Rath mit Einführung der Beweisen (Verweisen) und anderen übelgehenden Leuten, als Mördern a. f. m., nicht zu beschweren. Der König wendet sich zu ihm, (saget: Nein! Nein!) das ich unser Fürstl. Freiheit, sie mögen mit uns einlegen: und so mit ihrer Sache in der Stadt verbleiben, wollen wir und darin recht haben a. f. m. Mit dem König kam ein gewisser Kien Martin, eines Schneders Sohn, ein jung Weib, der König hat J. H. um sein Verweihen gefragt, Antwort: Ge habe seine Ältern geschlagen. Darum er auf eine Zeit verurtheilt (verweisen) wäre. Der König schmerzt, Item er kamen etliche Ludwigsmeyer mit, so im Auftritte fündig und gefangen geseien. Derer Supplication der König dem Rathe überantwortet a. f. m. Auf des Rathe Bericht fällt alle Supplication in Brunn, und werden alle von Stund an nach Abschied des Königs wieder fündig.“ In dem Protokoll des kaiserl. Rathes vom J. 1556 findet sich: „Mont. nach Kato mibi als des Königs Ein-schmud Augusti Schwester, Helena Sophia, so demos Öster-reichen zu Brunnschweig vermahtet, über angeth, in wegen Äger-chen (Schmuck) sein Kato im J. 1556, so wegen Äger-chen in die Stadt verweisen, an ihren Wagen hangende, in die Stadt kommen, und hat die Fürstin von ihm (für ihn) beim eingeordneten Bürgermeister große Vorrechte (Hörrechte) thun las-sen, das Königl. Stammes und andre hohe Fürsten, nach wahlgebrachter Gemadheit, solche Personen wieder anzubitten hätten. Weil nun Kato demüthigst sup-plicirte, und etliche Bürger intercedirte, als das der Rath ihn auf der (die) Königl. Vorrechte wieder ein, und das er sich hinfort an-derlich zu halten, an Gedächtnis genommen.“ Julius, Schwarz-burgsälts Generall (bei Schottgen und Arzneyg, Diplomataria et Scriptores. T. I. p. 881) erzählt in Beziehung auf das Weibchen, welches im J. 1560 Graf Winter mit Heinrich Karpner, der Tochter des Grafen Wilhelm bei Ältern von Kaffau, zu Tausch ge-biet: „In (bei) ihrem Gefolge haben sich 5 Personen, so sich an den 10 Schelen Battes geblüht vergangen, an ihren Wagen ge-dungen (wie eben hierüber im Brauch gewesen), dadurch Gnade zu erlangen, und sind großen Kreiten Schutz, ein Fuhrmann von Wendebauern, so einen entlieht, Weiss De-telt, ein Angehöriger von Wendebauern, so gleichfalls einen er-mordet, auch derselben vom Rath zu Wendebauern eingewogen wor-den, auch aus dem Gefängnis befohnen, und 6 Tage die Herr-schaft weihen müssen, der dritte ist gewesen Dietrich Dender, ein Schmied von Wendebauern, so sich mit einem Kamen Stein-dahl durch von Jochen geschlagen, sich mit einander überworfen, als das geschahet durch in ein Brod-Messer gestossen, und davon ge-

oder Abt oder Äbgen (Äben) sucht (seine Zuflucht zu ihm nimmt), habe er dreier Nächte Frist. Und wenn je-mand ihn tödtet binnen dieser Frist, da bisse er dessen Mundhyrde“, den er eher (früher, vorher) suchte, oder er reinige sich selbst zwölfst (mit noch eifsen), das er diese Suchung“) (Zusuchtnahme) nicht wußte: Und er suche eine Suche (Friststätte), welche er sucht (will), soll er seines Lebens nicht würdig sein, außer so viele Nächte, so (als) mit vier oben beschlossenen. Und derjenige, der ihn über diese (länger) beaufset, sei desselben würdig, des-sen der Dieb ist, außer wenn er sich reinigen kann, daß er von keinem Unrecht, noch Diebstahl wußt. Mit der in dem angelsächsischen Geleise angebrachten Frist von

forten, darüber ist der Feinmoder entlaufen, und 5 Tage aus der Herrschaft getrieben: der vierte Paul Meil von Zehnbach, ein Weisheits, so in Zehnbach geblut, und als man ihn einziehen wollte, ist er entlaufen und (hat) 10 Tage sich der Herrschaft ent-halten. Der letzte ist gewesen Lorenz Schöne, von Ältern, welche einen Bauern-Knecht, so ihm seine Tochter geschwunden, mit sei-nem Hirten-Stab geschlagen, das er davon gestorben. Diese Per-sonen sind alle auf Vorbitte der gräflichen Brant, damals dilschen Brauch nach, mit der Herrschaft wiederum freigesetzt worden.“ Dar-aus, das Weibchen oder Kato einer Fürsten einen Fürstlichen Ge-schlecht gewidmet, erklärt sich der wichtige Umstand, das die Ge-sandten als Stellvertreter ihrer Fürsten das Recht hatten, denjeni-gen, welcher von der Disziplinarbehörden eines Reichthums, vornehm-lich aber Schulden halber verfolgt werden, in ihren Persönlich-keiten einen Freistätte zu geben. Weidmann war das Recht ver-schiedenmächtig, wenn der Gesandte er anordnete, was Bürger sei-nes Staates zu schicken. Höchst geblüh und wachstümlich, aber, wenn er es überdauert anordnete, um Dilett und andere Leibeskräfte des Landes, in dem er sich als Angehöriger befand, vor dem ge-rechten Arme der Justiz zu schützen, und hierdurch die Rechtspflege zu schützen. Als nützende bestreite Regel dagegen galt, das die Unverletzlichkeit des Palastes eines Gesandten ausderte, wenn er ein-nem Verbrecher der beiliegigen Majestät zum Schutze diene, und das der Verbrecher ihn mit Gewalt nicht herausnehmen lassen, ohne dem Verbrecher Gewalt anzuhan. Derselben Grundsatz an Spanien erbot sich im J. 1736 Brühl, weil der spanische Königl. Gesandte den 23. Mai des genannten Jahres den Herzog von Wi-perbo, verurtheilten Premierminister, aus dem Palaste des weni-bersteinischen Gesandten, Clansoppe, aufstehen ließ. Man fand die Unverletzlichkeit des Verbrechers des spanischen Hofes Brühl, das Wipperbo nicht eher für einen Verbrecher der beiliegigen Majestät erklärt worden, als nachdem er sich in die Einkamkeit zurückgezogen geholt, und das jene Erklärung durch einen aus seinen Ärgern Finnen und aus der Königl. Weisheitserkennung bestehenden Rath ge-schah, und das sein ganzes Verbrechen in seiner Eingekerkeltheit selbst bestanden habe (J. von Biersfeld, Lehrgründe der Staatskunst. 2. Th. Literatur und Feingut 1777, S. 408 fg. Das Ältere i. in La vie du comte de Ripporda par Mr. M. B. p. 4. Anst. 1730.) und Historia de Dugues de Riporda, Primer Ministro del Kapana en el Reynado de Felipe V. [Madrid. 1801.]).

55) Ehemal. Schutzgerichtsbarkeit: gehete thone mündlich, dieße dessen Mundhyrde, d. h. sollte er dafür, das er dilseligen Schut-ter recht vertretet hat. 56) tha sokene, die Suche, Zusuchtnahme, und dann in übertragener Bedeutung Freistätte, wie es Schmidt (a. a. D. S. 81) überträgt. Mit dem angelsächsischen soken, und in der Zusammensetzung kyrksoke, Kirchensuchung, d. h. Zusuchung einer Kirche zur Freistätte oder Asyl, von soku: ver-gal, das nordische soken 1) Anschaffung zum Angriff, Angriff, Weid-mung; 2) Anlegung oder Föderung eines Processes, anzu soken; 3) Verleumdung, Gemeinde, Gerichtsprozel, Kirchensprozel, Kirch-spiel, dänisch sogn, Spengel, Kirchspiel, schwedisch socken, Kirch-spiel.

drei Nächten stimmen die ausgburger Statuten⁹⁷⁾: Das Kloster zu St. Ulrich hat das Recht, was ein Mann thut, der da geflohen kommt, als er auf die „Gred“⁹⁸⁾ kommt, so soll er Friede haben, und hat das Kloster Gewalt, ihn zu behalten drei Tage. Den alten, in anderer Beziehung vorkommenden, 40 Nächten des ripuarischen Gesetzes entsprechen die 40 Tage, welche in der folgenden Stelle eines Weisthums von Stablo⁹⁹⁾ vorkommen: Item la franchise de Stavelot est telle, que se un homme avoit meffait, reserveirs, ardeurs et mordreurs, que la dite franchise le doit sustenir XL jours, et se droit le delivre, delivreis soit et se droit ne le delivre, on le doit mettre hors des portes del franchise et sil peult eschapper, se escappe. Die neueste Statuten (von 1400)¹⁾ geben eine Frist von sechs Wochen und drei Tagen auf folgende Weise an: welcher burger also verr freinet, dass er einen andern burger oder gast *isloen*²⁾ tete u. machte, derselb burger, in welchs hus er ze Liechtensteig entrinnen ald kommen moechte, sollte da vor herren, fründen u. vor menicklichen sicher sin u. uenhalt haben 6 wochen³⁾ u. dri tag und nach dem zil u. tagen sond in die burger uf die rinkmur derselben statt, wohin er wil, beleiten, und war er werfen mag, oder mit seiner linken hand mit einem beschlaghammer wirft, dahinnen send si in ouch sicher von meniglichen beleiten und nit füro. Die nennigen Weisthümer sagen: Wir weisen auch den Hof, genannt S. Mattheis Hof, ganz frei, und hätte einer einen Todtschlag gethan, oder den Leib vermachet (verwirkt), soll er sechs Wochen und drei Tage frei sein, und wann sie, die sechs Wochen und drei Tage, um sein, soll der arme Sünder einen Stein gegen der Pforten des vorg. Hofes über werfen, und so er dahin kommen möchte (wobin der Stein gefallen ist) und über den Stein drei Fuß, und kann wieder zurückkommen an den Hof, so soll er abermals im Hof so lang, wie vorgemerkt, Freiheit haben, und kann oder möchte der Hofmann ihme hinwegheben bei Tag oder Nacht, das (dies) soll er wegen unsers erw. Herren Wacht haben. In einem Erkenntnis von Geschworenen vom J. 1577⁴⁾ heißt es: Recht erkennen die Geschworn diesen Hof (zu Wabersberg) also frei, da einer in Unglück geriet und einen Todtschlag begehen würde, und uf dieselben Hof kommen könnte, das er altdann sechs Wochen und drei Tag Freiheit darauf haben sollte; könnte derselbe nach Umgang solcher Zeit uf die freie Straße kommen drei Fuß weit und wiederum ungespannen⁵⁾ den Hof

erreichen, sollen sechs Wochen und drei Tag auß newe angehen. Die heilanter Weisthümer von 1600 sagen: Wir weisen auch unsern Herren Hof zu Hellant so frei, als ein Kirch, also da einer das Leben verwirkt, und darinnen kommen könnte, soll er sechs Wochen und drei Tage Sicherheit darinnen haben, und käme er süns Schritt davor und wiederumb darinnen, hätte er abermal so lang darin Frist, und könnten ihm die Hofleute Glimpf davon helfen, haben sie es Wacht von wegen des Herren, und so einer den andern im Hof verwund, wird unserm Herrn Haus zuerkannt, sich darum mit dem Herrn zu vergleichen. Die heilanter Weisthümer vom J. 1482: So weisen die Schessen dem Junkten obg. den Hof vor⁶⁾ einen Freien Hof, und wäre es Eech, ob einer einen Todtschlag hätte gethan, und käm er in den vorg. Hof, so soll er als frei sein, als ob er in einer Kirchen wär, oder uf einem Kirchhof. In Beziehung auf den Hof zu Enstheim heißt es⁷⁾: Dieser Hof hat auch die Freiheit und das Recht, das kein Gericht jemand (jemanden) darinn suchen soll, es sei um Todtschlag oder um Schulde. Item, Entrinne (jemand) (jemand) in den Hof, um Todtschlag, um Schulde, oder welcher Hand Sach denn jemand (jemand) gethan hätt, darum er sich entflicht, so soll er in dem Hof sicher sein, und als lang er darinnen bleibt, so soll ihm ein Schuttschiff, und ein Meier, des ehgemanntes Hofes, Wasser und Brod geben, und so er daraus will, so soll ihm ein Vogt ohne Schaden und Sorg seinen Feinde süten sich von dannen, und soll ihm geben ein Pfenning Brod, und ein Brod Messer, damit er das Brod schneide u. s. w. Das Novum Jus Curiae Dominicalis⁸⁾ in Grussenheim beginnt: Dis is des hofes recht zu Grussenheim. Zu dem Ersten so spricht man eime Appeto von Ebersheim Munster twing und ban, stoc und stein, und einen frigen hof mit allem sime begriffe. Dirre hof ist also gelegen und geskriet von Kungen und von Keysern: Waz ein man het geton ussewendig des hofes, kanet er in den hof, er sol friden han, und sol ime niman noch (nach) volgen in ubelez wise in den hof. Wer aber so frevel wurde und ime nochvolgete in den hof, de hette verbrochen eime Keyser vierzigt pfund goldez in sine Kamer, und mime herren dem Appeto sine smoecht und sinen schaden abe ze rühende an sine gnade. Die obenaure Weisthümer vom J. 1469 sagen: Zwei Gericht sind zu allen ungetreuen Dingen. Zu Dernaufa, das eine uf den Montag uf dem Berge, so sal m. H. von Ziegenhain den Stab haben, das ander Gericht uf dem Dinslag in dem Dorf mit Ramen in den Smitzen uf der Freiheit, die von Alters wegen von beeden Herrn also geskriet sind, es hie einer Hals und Deubt verwirkt, queere er darin, er solde Freie han, so sal m. H. von Weiney uf den

97) Bei Watz, Vermischte Beiträge zu dem teutschen Recht. 4. Bd. S. 33. 98) Beile Stufe, von dem lateinischen gradus.

99) Ro. de Stavelot, Stelle bei Jac. Grimm a. a. D. S. 200.

1) Bei Tschudi, Chron. Helv. 1. Th. Bl. 607 a. 2) Isloen, Unlos tete, entliehe.

3) Bergl. über diese Frist, das Kaiserliche Urtheil I. im J. 1399 dem Erbkönig das Recht bekräftigte, jedem im vorgedachten Weisthüm um Rechte Verurtheilten das Verbot auf sechs Wochen zu stellen: s. Künzinger, Münstersche Beiträge. 3. Th. S. 361.

4) Bei demselben, Obigkeit S. 711.

5) ungespannt.

6) für. 7) Die von Burrius, Dissert. Inaugur. (Argentin 1840) angeführte und darauf bei Rehn, Dissertatio Juridica de Curiae dominicalibus, vulgo Diechhöfen I. 12 bei Schütz, Cod. Juris Alemann. Feudal. p. 555 bekräftigte Stelle. 8) Bei demselben a. a. D. S. 591.

egen. Lag den Gerichte zu haben. Der dreierlei Bild-
bann sagt: Auch theilten sie der Subner Freiheit, wo ei-
ner den andern erschlagen konnte, flosse er uf der Huben
eine oder uf der Gler^{er} hinein, der die Hub gebört,
den soll niemand angreifen weder an seinem Leib,
noch an seinem Gut, er werde dan mit den Rechten ge-
winnen. In einer Urkunde vom J. 1233¹⁰) wird ge-
sagt: Diese *mitten* ¹¹) und auch der *garle* hant daz
reht, swer drin *entrinnet*, den sol nieman daz ne-
men äne gerichte. In einer Urkunde vom J. 1285¹²)
est itam dictis civibus (Hersfeldensibus) conces-
sum, quod si aliquis ipsorum vel etiam alter homo
aliquem hominem occiderit, aut in eo gravem fecerit
laesionem et idem percussor seu laesor ad ali-
quam *aream*, quae *vronehobistat* nuncupatur, *con-*
jugerit et se receperit in eadem, quod nullus offi-
cialis noster vel ipsi cives nostri hujusmodi laeso-
rem vel percussorem inde extrahere non debeant
aut eam amovere et ejus res mobiles vel immo-
biles aliarum non debeant. Nachdem Falkenstein¹³)
in seiner Deduction über die verschiedenen Freiden, und zwar
außer über den gemeinen oder den Konfriden, gehandelt
hat, führt er fort: Der ander Fried gebet auf die Geist-
liche Freiheit, als in Kirchen, Kirchhofen und deren Be-
zir, die auch insgemein Freyhoff, die Immanuitet,
oder der Stillfreye genant, in gemeinen geistlichen
Rechten sicut Antiquit. I. p. 4 gemeinlich auf 40
Schritt ringsum determinirt werden, wie zu Speyer
am Plaz vor dem Dome, von dem Rapp an, darauff
oben herum in der fupfernen ausgelegten Schrift zu finden:

Virginis a templo, Cleri sancti Ecclesiaeque,
Terminus et fines, stat libertatis Aylum.

Matthäi¹⁴) sagt in Beziehung auf Utrecht: Nam et cer-
tum, quod porticus, Academicarum juncta, per

9) Mit dieser Freiheit der Äcker vergl. *Gerensis Tiberiana*,
Acta Imperialia. Secunda Decadio. XVII. De Regno Brito-
rum ap. Leinitz, Rer. Brunsv. Script. T. I. p. 911): Hic
(Dunigalla filius Clotensis) fecit leges Mulicinas (nach anderer
Lesart Mulucinas), quae adhuc servantur in Anglia. Hic statu-
untur, ut templum et stratae, ipsae quoque civitates et agrorum
communia, ad ea fugientes tuerentur. Auch schützte der Pfug
umhert den Bauer selbst. Der Schwabenspiegel Cap. 186. §. 12.
10) Bei Schiller, Thes. Antiq. Germ. p. 100) sagt, wo die auf-
geführt werden, welche man roderben soll: Die den pfug beraubt,
auch er den morgens von huse vert, und uff den acker
kumpt, und so er wider hain (hain) vert, und der dem gruben
iht tut oder nimpt daz drier pfenning wert ist; noch der
besat den MSC. Ambras. Chart. und der dem plug oder dem
der dabey ist u. s. m., Fich dem haumann nimm. Vgl. Scherz
bei Schiller a. a. O. S. 100. 10) Bei Hanfelmann, Di-
plom. Beweis, daß dem Huse fribenheit u. s. m. (Witten. 1751.)
Nr. 43. 11) Die Mitten genoffen überhaupt große Sicherheit.
Der Schwabenspiegel Cap. 146. §. 106 bestimmt: Swer in
mulin iht stilt, daz funf schilling (Cod. Harl. drayer pfen-
ning) wert ist, man sol in angredien. Cap. 212. §. 142:
Swer an dem solten freveln in der kirchen der sol bözen welt-
lichen und geistlichen gericht, und jenen an dem er gefrevelt
hat. Ditz reht hat auch der Frithof, und die Mule hat auch
beszerer reht dan anderu häser u. s. m. 12) Bei Wenz,
Schiffr. Geschichte Nr. 178. 13) Civitatis Refurtensis Histo-
ria critica et diplomatica p. 133. 14) De Nobilitate Lib. II.
p. 173. 174.

quam sacra processio olim, et quae aut claudat aut
cingit tria latera istius areae, quae t. *Frythof* ab
donat, quam confugientibus eo praesistit, *Basiliacae*
olim cathedralis. Der Schwabenspiegel enthält Cap.
146. §. 18—21¹⁵): Swer in kirchen oder fritho-
fen iht stilt, daz dreiz pfenning wert ist, man sol
in radbrechen; oder stilt er daz drier pfenning
wert ist, man sol im hut und bare ablahen bi dem
hochsten. Und swer darinn stilt, den schirmt we-
der kirch noch frithof, man sol in darinn valien.
Daz ist davon gesetzet, daz er Gotez nicht gescho-
net hat in der kirchen noch of dem frithof. Frid-
hof¹⁶) bedeutet Kirchhof und Vorhof eines Tempels, einer

15) Bei Schiller, Thes. p. 100. Vergl. §. 11: Alle morder
oder die den pfug beraubt, oder mäle oder kirchen oder fritho-
fene (nach anderer Lesart kirchhofe) oder vorreder oder mord-
brenner, oder die ir botchaft so ir frumen werben, die sol
man also radbrechen. Cap. 64. §. 1. 2. §. 42: Ka mag ein
man also frevel drier bus schuldig werden: Tut er ein fravel
in der kirchen oder of dem frithof, er muo geistlichen ge-
richt bözen und weltlichem gericht und jenen, an dem er ge-
frevelt hat, daz sint daz buz. 16) An altchristlicher über-
setzung der Genesisinprophetie bei Talmus Cap. 188. V. 1 (bei
Schiller, Thes. T. II. p. 77) mit atrium durch frithof gegen-
ständig: Waz the Simon Petrus uoze in themo frithowe stan-
tenti inti alie werment, hat Simon Petrus foris in atrio stan-
ti et calefaciens se. Durch eine mundartliche Form: Frey-Hof,
weil Talmus (Glossar. Germ. col. 567) zu der Bemerkung ver-
anlaßt: Frey-Hof ist Frey-Hof, areis immanis, libera, sancta:
plurimae area circa templum privilegio securitatis munita. Fa-
cit diversam pronunciationem, ut in incerto siamo, utrum a Frey,
an a Fried seu utriusque parum diversa, ducamus, und führt
die Stelle aus Falkenstein an, welche wir eben mitgeteilt haben,
wo Freyhoff vorkommt, und weiter aus der österreichischen Chronik
bei de Starckenberg. Sel. T. V. p. 180, wo es von dem im J.
1462 in Wien belagerten Kaiser heißt: Der Rth. Kaiser wolt
sieh in dain Thüding (Unterbankung) geben, und liesa all-
weil firsuchen das Geschloss mueste sein Freyhoff sein, und
aus der Reformation der bairischen Landrechts vom J. 1518 Zil.
16. Art. 7: Laß Unrecht an grwichen (greichen) stellen.
Wie das einer frähenlich, mit gewapener hand, in einen
Freyhof oder kirchen ihl u. s. m. Freyhoff hienit würdigen bei
Simon nach, soviel als Kirchhof sein soll, doch ist es wahrscheinlicher,
daß eine mundartliche Veränderung aus Frid-Hof, da sie einen be-
deuten soll und befanden den Segen anzeigt. In einer Urkunde
vom J. 1420 (bei Rayn. Dissellin. Excerpt. Geneal. p. 116)
heißt es: auch soll man niemant begraben in den Freyhof den
die sunder alchen. Otfried von Herne (Cap. 248 bei Bach
S. 224) singt:

Die (Leich) hiez der Legat tragen dann
In den Freyhof, do man
Fegrebt die Auszereigen.

Zur Grimm (Deutsche Rechtsgelehrte S. 56) bemerkt: „Das Ayl-
weiche Tempel in ihrem Umkreis umschreiben, hieß altthönd. frithof,
alt. frithof, Höl. 151. 2. 9. mittelthönd. vrone vrithof, Höl.
1795, 2, nicht frithof; vergl. geht. freidjan, altf. fridon (par-
cere). Daß die Bestimmungen der altteutchen Rechtsbücher noch
größtentheils kränzlich sind, ist RA. 880—892 schonen, *quidam*
mit dem freistat geistlichen frithof in ga. frithof, verfriden,
verfrithof, *dronefrithof* (f. v. *dronefrithof*) und *dr. frithof*,
west. Gloss. S. 208, 209), verwandt ist, und im Angelsächsischen
Fridha, Friede, und Frid-Hus, Besitztum, Ayl, und Frid-
stov, gefriedeter Ort, Ayl, bedeutet vergl. f. *see*, Erklärung
des angelsächsischen Wörter in dessen Aylschaf, und angl. Sprach-
proben S. 144).

Kirche, und wird auch durch: „der Ort, wo das Gericht gehalten wird“¹⁷⁾, „Gerichtshaus“¹⁸⁾, erklärt, nämlich in der Stelle von Werner's Maria: die herren hiezen gan nah sante maerien der guten und der frien, die ladeten si uf den frithof, sie sprachen daz der bischof si wolte gesprechen, ir ere gerne zeichen“¹⁹⁾ u. s. w. Nun wird zwar eine Gerichtsvorversammlung gehalten, aber frithof kann doch bloß Vorhof des Tempels²⁰⁾ bedeuten sollen, inachtet in ihm die Gerichtsvorversammlung stattfand. Gericht aber dagegen ist, daß Gerichtsplätze und Wohnungen der Schöffen als Freistätten sich nachweisen lassen. So heißt es in den bishweiligen Weisthümern vom J. 1428: Item der Schöffen Häuser und Höfe sollen auch frei sein, als das Herkommen ist, und schlägt einer den andern zu Tode, so spricht man den Freunden das Blut, und den Herren das Gut, und man soll die Sache zum hintersten Jägergerichtstage verteidigen mit beider Herren Wissen und Willen uf das längst und darnach nit mehr; und der Todschläger ist sicher in eines Schöffen Hus oder Hofe, vier Wochen und zween Tage (zwinzich 14 Nacht) und kompt er vier Schritte über die Straf und wieder in das Schöffenhause, so hat er aber (abermals) vier Wochen und zween Tage Freiheit“²¹⁾. Daß Apsle dieser Gattung sich besonders in den sogenannten Freigerichten, die von keiner stiftlichen Gewalt abhängig waren, finden, schließt man hieraus und aus den rheimischen Weisthümern von 1559: Item sie haben auch gericht und gewist, alle die welt die freient zu koch sind, und des Gerichts da warten sollen, nachdem als ihn verhoht ist worden, wäre es dann, daß unter in ein Auslauf geschwe, ob einer den andern überlasse, oder das tume, daß einer oder mehr flüchtig werden, so soll der freischöffe“²²⁾ uffen stehen, ob es dem Noth geschick, daß er darin gestehen möchte, und er darin queme, so soll er Frid u. Geleit darinne haben und ia islich Herr zu Rieneck das Jahr getreulich vor ihnen stehindigen, ob er das zu Richtung bringen mocht, und soll das thun allen meniglichen, mag es den nit gerischen, so soll er denselben gelei den in Teil von der Statt ohn schaden, ob es begere, ohn georde. Auch haben sie getheilt, ob es wär, daß ein Edelmann in die Freiheit also queme, der hat dieselben Recht, und soll ein Herr zu Rieneck einen Monat teglich umb in stehindigen. Nach den flandrischen Rechtsbestimmungen wurden dem Föhrbansmadr²³⁾

drei Freistätten zugesichert, nicht über eine Tagreise von einander; auch auf den Wegen dazwischen war er frei, sowie pflichtigswort (nach der Gragas 240 Geden weit) von der Freistätte und ihren Wegen, er durfte aber nicht öfter, als ein Mal des Monats reisen; begagnete er unterwegs andern Leuten, so mußte er ausweichen, soweit man mit einem Speer reichen konnte. Hierzu bemerkt Jac. Grimm“²⁴⁾ weiter, daß diese Bestimmungen durch Pfeilschuß und Speerweite sichtlich mit dem Hammerwurf und Steinwurf der Weisthümer zusammentreffen und keinen Zweifel über das hohe Alterthum der letzteren lassen; der Flüchtling, der sich auf dem Freisof auf die Straße hammerwurfweit begeben dürfte, sei ganz jener Föhrbansmadr.

Während die Kirchen das Recht der Freistätte oder die Freiheit eines Asyls ipso jure hatten, gebührte es unter die kaiserlichen Vorrechte, einem Orte eine solche Freiheit zu ertheilen. Viele Beispiele davon, daß die Kaiser Klöstern, einzelnen Städten, Schöffren, sowie auch ganzen Ritterorden, Familien u. s. w. dergleichen Freiheit ertheilt haben, lassen sich nachweisen“²⁵⁾. Dergleichen“²⁶⁾ Apsle waren sehr verschiedenartig; einige gingen nur auf eine Sache, andere auf mehrere Zufälle; einige gingen nur auf die Einwohner des Ortes, oder des Landes, andere nur auf Fremde, und noch andere auf beide. In einigen Apslen konnte derjenige, welcher sich dahin geflüchtet, bei seines Lebens verbleiben, in andern hingegen nur eine gewisse Zeit. Einige gingen nur auf einen gewissen eigen Bezirk, andere dagegen auf den ganzen Ort, oder das ganze Gebiet. Somit bei andern Privilegien, so hatte es auch im Betreff der Privilegien der Apsle statt, daß sie

haugr, Ring, Gese, Gesebuse, bedeutet Föhrbegelbuse, mola r. relegatio pro redimenda vita, Pengebüße oder Landföhrbegel for at mato beholde livet, Gesebuse oder Landföhrbegel, was ein freies behalten zu dürfen, wie Bilen Schöffe (Lex. Isau. — Lat. — Dan. Vol. 216) es erklärt. Föhrbegel bedeutet: 1) die Unschuld, das Gesehe eines Gerichtstages nur einer andern heiligen Stätte, ohne welcher ein Verurtheilte nicht hineinkommt; oder der einseitige Gerichtstap, der einseitig den Ort selbst, in welche ein Freischöffe nicht hineinkommt; 2) die miltäre Verweilung gemönllich nur auf drei Jahre und ein völliges Begesfrein, in welcher Bedeutung es den Gegenstand des völligen Begesfrein, das Landesverweilung mit der Erstoft in völligen Begesfrein macht; 3) die Anwesenung von Föhrbegelgarder und sködgänger in der Gragas Wigloshi (bei Dietrich. Künertisches Archiv S. 63. 64). Föhrbegelgarder (bezeichnet) macht den Gegenstand des sködgamdr (Waldewerth, in Freischöffe mit völligen Begesfrein) und Obdammung, „penn corporis promittit, Ubedamm, hvil Föhrbegelgarder, die luno assonnes mer Böder.“ Unbedammung, dessen Bedeuten nicht durch Weisthümer abgesehen werden können, einer, welcher ein Obdammung einer Sache, begangen, welche durch keine Gesebuse gerichtet werden kann. Den Gegenstand machen Föhrbegelgarder, Föhrbegelgarder, Bedeuten, welche durch Gesebuse oder Vererbung auf gewisse Zeit gerichtet werden, und sködgänge-anke, Waldbegang, d. h. sködgänge-anke; J. Kgl. Sags Gap. 84 (Föhrbegelgarder Zugabe von 1499). S. 723.

24) Deutsche Rechtaltersbücher S. 892. 25) J. Job. Jac. Moser, Apsle des Staatsrechts. Bgl. denselben, Von den kaiserlichen Regierung's Rechten und Privilegien S. 509. Von den besondern Art einer Apsle war, wenn die Kaiser Jemandem die Freiheit ertheilten, Käter, d. h. gedächte Personen, aufzugeben.

17) Htzer, Werner, eines Geschlechts im 12. Jahrh., Gedicht zur Ehre der Jungfrau Maria S. 90. 18) Ziemann, Mittheilung des Reichsarchivs vom Föhrbegelgarder S. 509. 19) ebenda. 20) Sowie in der vorstehenden Stelle heissen Reichs S. 63, nämlich: Abthaler der bischof, der hies da uf den frithof, alle die menige entwichen und beten innelichen, ein (allein) ging er in den sal, woeil Werner zu „frithof“, „Borhof des Tempels“ und zu „sal“, „Tempel, Heiligtum“, zur Erklärung fest. 21) Jac. Grimm, Deutsche Rechtaltersbücher S. 891. 22) Könnte man vielleicht in „Freisof“ verwechseln; wenn; doch ist „der Freischöffe“ wahrscheinlich der Name für den Weisthümer zu koch, in welchem die Schöffen Gericht halten. 23) Föhrbansmadr ist ein Erbannier, Freischöffe, Werr meistent gerlanger Strafen. Föhrbeg, der Bär, Föhr, und

confirmirt, erneuert, extendirt, oder auch nach Beschaffenheit der Umstände restringirt, oder gar wieder aufgehoben werden konnten und wurden. Der Reichshofrath war zuletzt das Gericht, welches die nöthigen Verordnungen ergehen ließ, wenn sich der Flüchtling, oder der Privilegirte, oder beide bei ihm darüber beschwerten, daß wider die Freiheit des Asyls gehandelt werde. Mißbrauchte hingegen Jemand sein Asylrecht und nahm Personen in seine Freistätte auf, welche hierzu nicht fähig waren, so konnte der Kaiser Befehl ertheilen, solche Leute nicht darin zu dulden, oder, wenn man diesem nicht nachkam, sie mit Gewalt herauszunehmen zu lassen. Für sich hingegen durften ein Reichsfürst es nicht thun²⁷⁾. So wie der Kaiser das Asylrecht ertheilte, so gab er zuweilen auch Privilegien wider den Mißbrauch des Freistättenrechts; dergleichen Privilegien ließen sich vornehmlich die Reichsfürsten wider die in ihren Ringmauern befindlichen Klöster, Tzertzer oder Johanniter Ordenshöfe und dergleichen ertheilen. Kaiser Friedrich I. sagt in seinem Freibrief²⁸⁾ vom J. 1188, welchen er den Abt des Klosters der Kirche zu Goslar gibt, daß es sein unbewegliches Wille sei, ut fratres Goslariensis ecclesie in ea libertate et honore permaneat, quod videlicet in domibus eorum et curtiis claustralibus nullus advocatus nec aliqua persona secularis, praeter nostram propriam, aliquid juris vel iudicii habeat, sive in posterum sibi usurpare praesumat. Volumus etiam et auctoritate imperatoria mandando precipimus, quatenus quicunque in periculo vitae constitutus in domum claustralem confugerit, ibi ab omni persecutione et iudicio securus permaneat, nec inde cum quicquam violentur educere praesumat, nec aliquis praeter ipsum canonicum aliquem de familia²⁹⁾ iudicet. König Heinrich VII., wie er sich nennt, bestättigt im J. 1234 dieses Privilegium des Kaisers Friedrich, seines Urgroßvaters³⁰⁾. Ein Mensch aus der Hofe des Volke, welcher sich mit einem schweren Verbrechen beledet und die gerechte Strafe des göttlichen Rathes verdient halte, rannnte um das J. 1312 in eine Curia claustralis und verbüßte die Schuldigkeit der ihm verfolgenden Häupter. Der Rath ließ den Schuldigen aus dem Hofe herausziehen. Dieses brachte das Capitel der Höpferen sehr auf, und es erhob wider den Rath einen Rechtsstreit, indem es die Privilegien der Päpste und Kaiser, durch welche der Kirche eine volle Sicherheit ertheilt war, vorbrachte, und zeigte, daß die Stadt durch diese That ohne Weiteres in die Strafe der Excommunication verfallen sei. Nachdem der Gottesdienst eine Zeit lang aufgehoben und der Rechtsstreit in die Länge gezogen war, wurde endlich der Bischof Heinrich von Hildesheim erwählt, um in der Sache zu erkennen. Durch seine Vermittlung wurde die Eintracht

durch diese Befehle wieder hergestellt, daß die Stadt, von der Excommunication befreit, ein ewiges Licht in der Kirche unterhalten und von der Verlegung der Kirchengüter in Zukunft absehen, die Kirche oder die öffentlichen, der Stadt zum Nachtheil gereichenden, Wirtshäuser ganz abschaffen sollte. Dieser Vertrag ward am Tage des heiligen Mauritius und seiner Schwestern 1313 geschlossen³¹⁾. Kaiser Karl IV. führt in seinem im J. 1369 zu Prag über die Kirchensfreiheit gegebenen Diplom³²⁾ unter andern Beinträchtigungen, welche die weltlichen Herren, die Rathmeister der Städte und die Rectoren (Vorsteher) der Reichsstädte und der Dörfer gegen die Freiheiten der Kirchen durch weltliche Thaten verüben, auch diese auf: *Et conflagrantes ad Ecclesias et cimiteria (cimiteria) inde extrahere contra sanctiones imperiales praesumunt*. Die Unbeschränktheit des Asylrechts mußte zu großen Uebständen führen, welche eine Beschränkung erheischten. In erster Beziehung führen wir folgende Beispiele auf. Bischof Meinwerk von Paderborn besenkte und zeichnete das von ihm in Sulstz zu Ehren des heiligen Marius gestiftete Kloster mit solchen Rechten aus, *ut quicunque forensi lege convictus et sententiae damnationis addictus, capellam contigisset, ad dictae poenae obnoxius non esset*. In dem Vergleich des volderdten Senates mit dem Kloster in Doborn vom J. 1315³³⁾ heißt es: *Monasterium omni immunitate ecclesiastica et canonica gaudent liberatè, quia cimiteria et alia loca sacra gaudere consueverunt*. Ita ut etiam *cujuslibet criminis rei* ad eam fugae confugio confuzientes ab ea minime extrahi valeant per potentium manus violentiae. Der Bischof Rudolf von Minden sagt in dem Diplom für die Collegiatkirche Lubeke vom J. 1295³⁴⁾: *Adiungimus etiam quod si quicquid hominum necessitatis causa ad praedictorum Canoniceorum domos³⁵⁾ confugerit, quantumcumque gravia maleficia perpetraverit, non*

31) *Ex litris ecclesiae SS. Sin. et Jud. Henricus I. l. l. lib. III. p. 329.* Nachdem Hattung (Gloss. Germ. cod. 501) die fest und andere Befehle anführt, wie die weltlichen Richter, um dem Mißbrauch, daß auch die verbrüderlichen Mönchen, wenn sie an heilige Orte geflohen, geschützt worden sein, sie mit bewaffneter Hand aus der Immunität gezogen, schließt er: *Item ferri potest iudicium, an Indultum ne per omnia certum sit, dispositionem Iuris Can. c. b. X. de immu. Eccles. c. circa asyla ecclesiarum, quatenus homicidia dolosa aliterque scelera immunitatem praebent, nunquam in Germania receptum esse, ita ne quidem recipi potuerit: id quod statueretur auctor est Chrp. Joh. Carr. Fugitivus in Dias, de Injusta Asylorum immunitate Ecclesiarum ad crimina dolosa extensione. (Helms 1720.) c. II. §. 17. 32) *Bei Heindl. Docum. Wurt. p. 636 und bei Schaten. Annalium Paderbornensium Pars II. Edit. II. p. 246.* 33) *Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cod. IV. P. II. Art. 6. 684.* 34) *Die Stelle bei Hattung l. c. col. 488.* 35) *Der Reichs Fürst von Baiern sagt in einer Urkunde vom J. 1284 (bei Hund, Metrop. Salzburg. T. II. p. 350): Et quod fugitivi ad Monasterium in Morpurgae et ad domos eorundem Canoniceorum, quas inhabitant, gaudent immunitate debita et consueta. Die Stelle über die Freiheit über das Asylrecht der Höpferen aus der Urkunde des Bischofs Philipp von Eichstätt vom J. 1307 f. in der Allgem. Encycl. d. Ed. u. F. l. Sect. 45. Art. 6. 255, 256.**

27) Doch findet man, daß, weil die Stadt Neutlingen sich ihres Asylrechts öfters zum Nachtheil der Herzoge von Württemberg bediente, diese dagegen auf Kapuzinensklöster zu Wüßlingen, einen ihnen gehörigen, nahe bei Neutlingen gelegenen Ort, den Streitlingen das Asylrecht zu Gute kommen ließen. 28) *Bei Henricus Antiquitate Goslariensis. Lib. II. p. 185.* 29) *Der Freistättensache.* 30) *f. die Urkunde bei demselben Lib. III. p. 249.*

est ab eorum domibus extrahendus. Et sic praedicti Canonici et eorum aereae ea gaudebunt libertate quam vicuntur Mindensis ecclesiae canonici obtinere. Herzog Heinrich von Niederbairern thut in der Urkunde für die Kirche in Eßsau vom J. 1335³⁵⁾ fund: das wir den erbergen Gottshaus ze Sassow bey Straubing u. s. w. von unseren besunders Gnaden die Gnad gethan haben, also dass wir wollen, wellich Mann oder Frau darin gesessen kumbt *umb welcherley schuld und sach das geschieht, wie die genannt ist*, dass derselb Mensch darin von uns, von unsern Amptleuten und gemainlich von allen Leuthen frey und sicher soll seyn, und sollen wir, unser Vizeumb noch kain unser Amptmann dieselben Leut, die darin gesessen sind, nit heraus nehmen noch mit nicht nach ihm stellen, dieweil si darinn sind. Der Wönd von Pirna sagt im Artikel *Briestel*: In Francken II. Meilen von Jphosen dem margrafen jussendig, do haben mordir und ander obblittete grose freikeit. Die Rößlinger führten im J. 1353 bei K. Karl IV. Beschwerde³⁶⁾, dass man bey- weilen *Mörder* mit Vorsatze, Rote und bednechten Muthe hinhülfe wider ein gemain Recht, ihrem Ge- richt zu schanden und schaden. Daber beschränkt die Kaiser im 14., 15. und 16. Jahr. die Bügellostigkeit und Ungerechtigkeit der Äpste. So A. B.³⁷⁾ seht Kaiser Friedrich III. in der zu Nürnberg 1480 gegebenen Ur- funde³⁸⁾, nachdem er angeführt hat, dass früher den Hö- fen des teutschen Rittersorden durch Privilegien demüthigt gewesen: welch Ubelthäter oder Überfahrer in ihres Ordens hauser kommen, dass die Freyheit und Sicherheit haben sollen, jetzt mit bestem Rathschlusse fest: Dass wo hinfuro Jemand — einigens Mord oder gefährlichen Todtschlag begiebt, oder jemand gefährlich so schwerlichen wundet, dass die ge- schworen Aertst bey ihren Pflichten erkennenet, dass der verwundet deshalb mehr zum Todt dann zum Leben geschickt were — dass dieselben Ubelthäter oder Überfahrer solche Freyheit und Schirm noch (lies nicht) surtragen soll, mit Vorwissen des Comptoirs zu ihrer Gewalt annehmen. Graf Ludwig von Randerb. bestätigte im J. 1355 der Stadt Dendermonde das Äpfrecht, dessen sie unter din alten Dynasten der Stadt genossen hatte, ausgenommen jedoch diejenigen, welche wegen Verschwörungen wider den Herrn in der Verbannung sint, welche dem Herrn oder den Dienern der Gerechtigkeit Gewalt angethan haben, die Straßendücker³⁹⁾ überließ, die Räuber⁴⁰⁾, die Wort- brenner⁴¹⁾ und diejenigen, welche einer Weibsperson Ge- walt angethan haben⁴²⁾. In der Stiftungsurkunde des

Klosters Marienborn vom J. 1286⁴³⁾: Item volumus hanc Ecclesiam hac libertate gaudere, ut quicu- que infra septa ejusdem Ecclesiae confugerit, cu- juscunque causae reus, exceptis incendiariis noctur- nalibus et agrorum praedonibus, nec a nostris vil- leis, nec ab aliis capitum seu per violentiam ex- trahatur, sed jure suo, ad libertate immunitatis fieri solet etc. Ähnliche Bestimmungen enthalten die Statu- ten des Erzbischofs Ernst von Prag aus dem 14. Jahr- hunderte⁴⁴⁾. Die schwersten Mißbräuche des Äpfrechts verdammt und beschränkt zum Äpfel das im J. 1279 unter dem Erzbischofe Sigfrid gehalten öfter Concil⁴⁵⁾. Auch die Päpste selbst mußten zur Beschränkung des Äpf- rechts Hand anlegen. In diesem Sinne überschiede Paps Innocenz VIII. im J. 1487 eine Bulle, welche auch Paps Alexander III. im J. 1193 bestätigte, zum Eng- land, wo man auch schon lange Beschwerde über den großen Mißbrauch der Kirchen zum Schutze der Äpfel- ter Beschwerde geführt hatte. Durch diese Bulle wurde verordnet, daß, wenn Diebe, Todtschläger, Straßendü- ber wieder aus der Freistätte gegangen, um neue Freid auszuübten, sich aber darauf wieder dahin begeben hätten, von den Königlich Beamten herausgeholt werden könn- ten. Im Betreff der Schulden⁴⁶⁾, welche sich in ein

43) Bei Jo. Ad. Koppius, De Diff. inter S. R. J. Comites et Nobiles immed. Edit. auctior p. 358. 45) Bei Lünig, Spicil. Eccles. Cent. III. Joril. S. 124: Licet talis in Eccle- sia Ecclesiasticave persona ac eorum bona, omnis authori- tas ab soluta tam Jure Can. quam Civil — — — districtio- nis inhibemus, ne de eorum aliquem confugientem ad Ecclesiam, quantumcumque malefactoris commiserit grave, Juxta laicos — — — de Ecclesia violenter praesumit extrahere, immunitatem Ecclesiae taliter violando: sed potius ad instantiam Rectoris Ecclesiae, ad quam fugit, eidem vitium et membra illata cor- sorrent, et ipsum pecuniaria vel alia disciplina puniant mitiori, nisi malefactor ad Ecclesiam fugiens, publicus latro fuerit, vel nocturnus praedator agrorum, aut al in ipsa Ecclesia, vel ejus coemeterio homicidium vel membr truncationem sub spe immunitatis perpetraverit. 46) Can. XIII. bei Lünig, Spicil. Eccles. P. II. Joril. S. 381.

47) Die Freistätten in Beugung auf die Schulden macht der Gesetzgeber auch Poituz mit zu schließ- se A. B. entschieden sich im J. 1724 verordnete aus ihrer Befreiung zu beschneiden. Vorausgesetzt wurde, daß die Ver- wunden, den gerichtlichen Verfahren ihrer Klagen zu entgehen, in dem Wappensgericht nahe bei dem Theur ein, wechsen könn- als ein ganz besondrer Fall, vertheilt ungleiche Gewaltthätig- keiten, und begraben selbst den Richtern sehr ungemüß. Das Just der Gemeinen, bei welchem man darüber Beschwerde führte, was sogleich einem Aufschuß auf, es zu unterlassen, wenn einmahl in Freiheit dieser Orte bestre, und was für Verbrechen damit ver- bunden seien. Sobald jene Klagen dieses erlöseten, verlornehmte sie sich unter großem Lärmen, und bedreten einen jeden, der sie in ihrem Aufschußorte benutzten weile. Um sie zu Poituz zu re- den, wurde Gewalt gebraucht werden. Etzwey waren gefangen. Die andern verurtheilten, daß sie ihre Verbrechen bis auf den ersten Winterstreifen vertheilichen wollten. Zwei aus dem Theur abgehört Compagnien machten 35—40 nen denischen zu Pfaffen. Hin- auf mußten sich die übrigen ergeben. Das Parlament bedrö- die mit jener Gegend des Wappensgerichts verurtheilt Freiheit nicht auf, gebot aber, daß die Gemeinen, welche ihre Ansprüche auf- nehmen würden, weiter keinen Theil davon haben sollten, als daß sie Schulden wegen nicht schlagemamen werden dürften: hin- gens aber sollten sie den Gefangen, sowie andere, unterwerfen sein: diejenigen, welche sich unterlegen würden, dieser Befreiungen we-

36) Bei Hand I. I. Tom. III. p. 340. 37) f. Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cent. IV. P. II. p. 6. 38) Die Stelle, wie K. Karl IV. im J. 1390 das Äpfrecht der Klöster und Kirchen der sechs Städte der Rauf aufhebt, f. im Artikel Freilung. 39) Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cent. IV. P. II. p. 155. 40) intronibus. 41) praedonibus. 42) incendiariis. 43) Londonus, Antiq. Teueremont. Lib. I. c. 8. p. 39.

Asyl begeben, um ihre Gläubiger zu hintergehen, verordnete die genannte Bulle, daß ihnen das Recht der Freistätte nicht anders, als bloß für ihre Person zu flatten kommen sollte. Im Betreff derjenigen, welche sich des Hochverrats schuldig gemacht hätten, sollte dem Könige erlaubt sein, Leute dahin zu schicken, welche sie in den Freistätten selbst bewachen könnten, um ihre Entweichung zu verhindern⁴¹⁾. In den neueren Zeiten wurde das Recht der geistlichen Freistätten immer mehr und mehr beschränkt, so daß J. B. von Sonnenfels⁴²⁾ behauptet, daß ein Landesherzog nicht nur befugt, sondern es auch schuldig sei, alle geistlichen Freistätten aufzuheben. Außerdem, daß die Freistätten dazu dienten, Flüchtlinge vor ihren Verfolgern zu schützen und selbst dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, wurden, abgesehen von der Beziehung auf Rechtspflege, die Kirchen als Freistätten auch zu Orten der Unterdrückung benutzt, wenn beide Theile, oder wenigstens ein Theil, Missethäter gegen den andern begte. So J. B. als der König von Castilien sich im J. 1394 nach Rom begeben hatte, schickte er der Königin von Ravenna ein sicheres Geleit zu. Hierauf fand sie sich in einer Kirche ein, sprach mit ihm und klagte ihm ihre Noth. Der König erwiderte, daß sie in verschiedenen Punkten strafbar wäre, willigte doch endlich ein, ihr gewisse Einkünfte zu lassen, und nachdem dieser Vergleich geschlossen war, begleitete er sie nach dem Altar⁴³⁾. Unter die kirchlichen Freistätten sind endlich gewisse Einsiedeleien zu zählen, welche dazu privilegiert waren, vor Arrest zu schützen. Don Diego de Fuenalida, welcher von dem Papste zum Commissar in der Untersuchung, welche der König Johann von Castilien im J. 1423 wider Don Johann de Zorcedilla, Bischof von Segovia, wegen eines ihm von Don Heinrich, des Königs Vater, anvertrauten Schatzes führen ließ, ernannt ward, brach mit 30 Reitern auf, den Bischof von Segovia in Verhaft zu nehmen. Als er ihn in der Einsiedel unter lieblichen Frauen von Parrag antraf, zweifelte er Anfangs, ob er ihn an diesem Orte würde aufheben können, und entschloß sich, hierüber des Königs Meinung zu vernehmen. Dater ließ er den Bischof von Segovia einen Eid ablegen, daß er die Einsiedel nicht verlassen wolle. Sobald aber Diego sich auf die Reise zum Könige begeben hatte, floh Bischof Johann zu Pferde und entfernte sich nach Salgins, und von

da nach Portugal, begab sich zu Schiffe und wandte sich nach Balenzia zu der Infantin Donna Katharina.

Im Artikel Frauen (ihre Rechtsverhältnisse bei den keltischen, germanischen und slavischen Völkern) haben wir angegeben, daß die Mäde der Frauen rettend war. Hier bemerken wir nur ihr Vergeltung noch Folgendes: Bei den Ascherischen ist der fliehende Feind, dem es gelingt, sich in die Wohnung einer Frau zu retten und ihren Wufen oder nur ihre Hand zu berühren, so lange er unter ihrem Dache weilt, vor jeder Rache seines Verfolgers sicher. Im Gegenwart einer Frau darf kein Streit, kein Kampf, keine Straßschlichtung und selbst die sonst überall erlaubte Blutrache nicht stattfinden, sondern muß bis zu einer andern Gelegenheit verschoben werden. Wenn die Frauen mit fliegenden Haaren und entschleierten Antlitz sich zwischen die Kämpfenden werten, so hört sofort alles Blutvergießen auf.

(Ferdinand Wacker.)

FREISTÜHLE. Die abgeleitete Bedeutung von *Stuhl* ist *Gerichtssitz*¹⁾ und das *Gericht* selbst. So J. B. heißt es in den alten mährischen Statuten²⁾: wil un abir amir vordire bin dem deure iure die sal her in kum in dis richis — — var dis *Richis Stal* unde sal un vordire vor mit schulthezin unde din burgeren. *Freistühle*³⁾ heißen die Stühle des Lehngerichts, weil es Reichs Stühle waren, oder mit andern Worten, weil sie unmittelbar unter dem Kaiser oder rücksichtlich dessen Statthalter standen, und doch nicht die Sachen, die vor sie gehörten, vor die kaiserlichen Hofgerichte gezogen werden konnten. So J. B. wird gesagt in dem Formulare der gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Lehngerichts vom J. 1334 Lit. G.⁴⁾: Ich a. b. c. eya gewert richter des aller-durchleuchtisten forsten Romschen Konings etc. Mit vrygreden des hogenbornen etc. a. b. c. Erkenne unde betuge overmits desen breve var alle den ghenen de desen breiff und scrijft moghen sich off horen gelesen werden, de vrygreden sint in des billighen riches hemeliche acht⁵⁾, dat ich sal in der stede und *stoll der hemeliken achte* to rechter dagetyt Fer. q. 5. datum des briffs up den vrygenstool etc. gelegen etc. to richten over lyss und ere to behooff myns vurg. a. b. c. Daer vor my quamen de eersame vrome Rait des vurg. a. b. c., Sonderlinx de vromen und va-

gen besondere Einrichtungen zu machen, sollten nach aller Strenge bestraft werden. Um den Befehlen der Strafe mehr Nachdruck zu geben, vermehrte man die Macht derselben, und setzte zugleich ein gewisses Geld zur Unterhaltung einiger Mannschaft, um dieselbe bei Vollziehung der Strafe zu gebrauchen, aus. Vergl. Paul von Rapin, *König. Geschichte von England*. 10. Bd. (Halle 1760.) S. 457. In Teutschland war Vorderecht eine Freistätte für die geschützten Kaufleute, welche in Gefahr standen, in den Stadthürnen in kommen; sie konnten hier so lange verweilen, bis sie mit ihren Gläubigern zum Vergleiche gekommen waren. *Vorderechten*, De Rebus publ. Hans. F. IV. p. 891. *Fr. Chr. Jen. Fischer*, *Geschichte des teutschen Handels*. 4. Th. S. 819.

41) Vergl. Paul von Rapin a. a. O. J. B. (Halle 1756.) S. 642. 42) J. B. teutcher Rechtskloster, 12. Bd. S. 281. 378. 50) J. Joh. von Ferreras a. a. O. 6. Bd. (Halle 1756.) S. 84.

1) Im J. 1337 am Saar St. Gallen kauft die Herzog Otto und Wilhelm von Braunschweig vicum Valerisleva cum villa (mit dem Stuhl) in Grevels et omni jurisdictione illuc pertinentem, praeterquam comitem super Poppendick, wie sich bei Grunp, Discept. For. p. 693 findet. 2) Bei Grunhof, *Annal. Muhl.* p. 252. 3) Im lateinischen *sedes liberae*. So J. B. wird in der kaiserlichen Urkunde vom J. 1372 gesagt, daß die Untertanen des Erzbischofs nicht sollen geloben werden: ad Sedes liberae alias, nisi illas duntaxat, quae ad Archiepiscopum et ecclesiam Locum pertinent (occal. Regum S. 185). Dinsthet noch ist die Bezeichnung *Privatviciatus sedes*, wie es in der kaiserlichen Urkunde vom J. 1374 heißt: quod velus ipse Archiepiscopus in suo dominio constituisse debeat *Privatviciatus sedes* et Comites praedictos habere (vergl. Ropp S. 289). 4) Bei Sigant S. 239. 240.

sten erlihen der Vryenstoil, und worven umb enen vorspreken als der heimlichen achte recht is, unde de geworven vorspreke warff ene achte, der ich en gunde van gherichtes wegen, unde quemen alle weder umb in mit den vorspreken unde vrageden enes rechten ordels: Want de grote Keyser Karl hevet alle vrygestole gesatet unde gemaket in westphalen to den ersten mailt umb veir artickle, und mer artikle uit den veiren senamen sint, daer doch de vryestoel umb gevriget sint, unde want men de veir artikle to geynre uitdracht en mach brengen to have noch to daghe, noch to holte, noch to velde, dan allene an den vrygenstoile, dar de vrygestoel der hemeliken kameren umb gemaket sint in westphalen wer dan enich keyser off koningh mit rechte eyne vymoroge sake van den veir artickelen off alle vor en moege eysehen und ropen de saken to richten, wan he selven nicht en sitte in westphalen up einen vryenstoile, off wat daer recht umb sy? dat ordel satte ich a. b. c. vrygreve vorg. an dede Ersamen a. b. c. vrygreven, de nam dat ordel an siok als der hemeliken achte recht is, unde genek uit mit vill ritterschapp, gheachtet wal up tweehundert, unde mit Tien vrygreven und vill vryscheppenbaren mannen, gheachtet wal up anderhalff hundert und meer, unde bereit³⁾ sich dar mede lange itzta genioich, und quam weder yn als recht is, unde wisede vur recht na anwisinge der Ritterschapp, Vrygreven, und Vryschepen, die umb bestain hatten⁴⁾ dat gerichte, unde he selvers nicht beters en vuste: na dem de groete Keyser Karl to macht hatte van gode van himelrich, dat he mochte maken de vrygenstoile in westphalen up anders geynre Stede to behoiff unde umb noit des rechten kristen geloven, dat men dan de heymlichen beslaten achten benomet, de veir artikle up geynen steden der vryenstoil, so dat der geyn Keyser noch Koningh vor en nicht eschen, noch ropen en solle in den rechten, silt en were dat he selven mit tyne Koninglicher personen queme in westphalen up enighen vryenstoil, want se dan alle open⁵⁾ staen sollen, na dem he der overst richter is. Und so mochte he alsdan eyne vymoroge sake vur sich eysehen, de to richten vur enighen anderen vrygreven. Dat ordel wart besat as recht is; dner ich myn oerkunde up ontfangen hebbe u. f. w. Die Weisthümer⁶⁾, welcke die Freigrafen dem R. Ruprecht fanden, beginnen: Ruprecht, der Römische König und Pfalzgraf bei dem Rhein, hat in Westphalen Land gesandt an etliche Freigrafen, und die thun fragen zu dem ersten, was Recht ein Römischer König habe an die freien Stühle und die freien Gerichte. Die Freigrafen haben dar (darauf) geantwortet und bekant, daß ein

jeglicher Freigraf von dem Römischen König be-
lehnt soll sein, „wenn“ (weil) er anders keine Ge-
walt soll haben, noch habe zu richten an den freien Stüh-
len, er habe denn solche Gewalt von dem Römischen Kö-
nige oder Kaiser; darum soll jeglicher (jeder) Freigraf dem
Römischen Kaiser oder König gehorsam und unterthan
sein, als (wie) er das auch schreiden muß, wannoch das
man ihn zu einem Freigrafen macht und confirmirt,
und der Römische König sei allen freien Stüh-
len und der freien Gerichte ein oberster Hete
und Richter. Ferner räumten die Freigrafen dem Kö-
nige Ruprecht ein, daß der Kaiser allein Weisung geben
könne, unterließe jedoch nicht, hinzuzusetzen: doch so
geburth seynen gnaden wol mehr, das er das heil-
ig freie gerichte merke und das nit krenke, dann
einen ändern. Die dortmunder Weisthümer sagen S.
113 bei Emdenberg⁷⁾: Kein Weistig gegen die Frei-
stühle sei so alt und fridtig, daß sie ihre Rechte könne
schwächen und mindern. Es gebürde dem Kaiser vornehm-
licher Verpflichtung, ein Mehrer des Reichs zu sein, nie-
manden zu befreien und zu begnaden, zu Verjährung
des Reichs Rechte der Freistühle. S. 116 findet sich auch
noch eine ernste Mahnung an den Kaiser, die Freistühle nicht
zu schwächen, keine fernwärtigen Sachen vor andere Ge-
richte zu ziehen, und zu entlassen das Schwert, das ihm
so hoch befohlen sei. Freigrafen schrieben sich in Bezie-
hung auf die Abhängigkeit ihrer Gewalt von dem Kaiser
z. B. im J. 1486⁸⁾: Ich Lambert Rover von kaiser-
licher gewalt frygreve des hilgen Rycks und der
vrygraveschopp van heyden, doe kund, bekenne
und bezhuge yn desen openen brieve, dat vor ey-
nen frygreven und vryscheppen fry unbeschreven
yn eyne openbaren vryen gehegeden Gerichte, dar
ich stede ind stail, den vryenstoil yn den Hasel-
have, myt ordell und rechte besetten hat⁹⁾, ge-
kommen yss de erbar und frome Wemmer von
Heyden u. f. w. Ein anderer Brief vom J. 1575¹⁰⁾ be-
ginnt: Ich Mathias Ilake, confirmirter freygraffe zu
Arnsbergh, als zu Hoeffde, vor Ruhden, Eyvers-
bergh undt Bülstene, thun euch dem Erbaren Jo-
han Rhoden, freygravenn zu Varendorpf hiemit
kunnnt undt zu wissen u. f. w. Die Freigrafen wur-
den nicht nur von dem Kaiser oder König belehnt und
confirmirt, sondern dieser hatte auch die Macht, Freistühle
zu verleißen. So z. B. verleiht Karl IV. im J. 1354
dem Bischofe Dietrich von Minden zwei Freistühle, und
bemerkt dabei, daß sie im Volksausdrucke Fehmting
genannt wurden¹¹⁾. Der dortmunder Codex sagt¹²⁾:

9) Corp. Jur. Germ. p. 113. 10) f. die Urkunde über die
gerichtliche Verhandlung vor dem Freistuhle im Hofstosse in der Frei-
grafschaft Siedern im J. 1486 bei Blagau S. 565, 566. 11) Bull.
12) Der Freigraf zu Arnsbergh tritt den Freigrafen zu Warendorf
nach Arnsbergh, weiden der Gograf zu Kald appellirt bei. 1575,
bei Blagau S. 567, 568. 13) Karl IV. sagt in der Urkunde
vom J. 1354 (bei Sauter S. 158): ei (nämlich dem Bischofe Diet-
rich von Minden) in persona et successoribus suis, ac ipsi eccle-
siae Mindani dunt liberis eorum, quae proprie et vulgariter
Fehmting nuncupantur, unam videlicet ante villam Walken
prope Mindam, de liberalitate Regia et certa nostra scientia

3) belehnt. 4) Von dem, daß sie das Gericht umfassen,
hätten sie Umfänge, und in anderer Form Umfänge, Umfänge.
7) Emden. 8) Bei Emdenberg, Corp. Jur. Germ. p. 60, bei
Zerf S. 17.

Der Erzbischof zu Köln hat etliche Stühle im Land Westphalen, der Herzog von Berg etliche Stühle in dem Lande von Reinsberg, der Herzog von Geldern einen Stuhl und nicht mehrere, der liegt am Weidenfurt, der Herzog von Cleve das Gericht in der Herrschaft von der Mark und in der Herrschaft Wülffeln, der von Bielefeld in der Mark, unter dem Herzog von Cleve neun Stühle in der „Fryngumengrasschaft“, der Bischof von Münster auch Gericht, und etwan elf Stühle in seinem Lande, der Bischof zu Paderborn, der zu Dinslbrück, und der Graf von Waldeck haben Stühle. In dem Protokoll des Synodenconcilii im J. 1490¹⁾ wird gesagt: *Ad emanatam concordatorem generalem* allinger zum Overveingereichte tho Arnesberge in dem Bohnwarden behöriger Stoelsheren, Fryrgesen, Fryschellen, und Fryfroyen synd erschienen, wie folget. *Als Stoelsheren* 1) Imo Gotthardt van Kettler, van wegen des Frynstoels tho Hovestadt. 2do Gotthardt Wreden tho Reigeren, van wegen des Stoels in Ilaechen. 3to Conrad van Broiche Droste, van wegen des Stoels tho Hundemen. 4to Johann van Fürstenberg tho Hollinghoven, van wegen des Frynstoels da sülvest. 5to Johann Vogt van Elspe, wegen allinger eme und synen Vedderen hörigen Frystühlen, als 1) in welschen Ennest, 2) in Hundemen, 3) in Heunersberg. 4) in Broichhusen. 5) an der breiden Ecke. 6) in Ramenol. 7) in Elspe, 8) in der Frygrasschaft Waldenberg. 6to Johannes Rump unde 7mo Theodorus Rump zu Wenne, van wegen des Stoels tho Oedingen. 8to Antonius Schurmann. 9mo Henneke van Haxledien. 10mo Wiegand van Haxledien. 11mo Johann Vehlen van Wiglinghoven. 12mo Johann van Thülen. 13do Rembert van Galhen. 14to Adrian van Ense. 15to Herman van Scholenborg. 16to Johann van Ole.

damus, concedimus et donamus, statuimus, decernentes, auctoritate presentium et valentes ut dictus Episcopus, successorumque et ac ipsa Mündensis Ecclesia, dictas duas ordines cum universis et in singulis jurisdictionibus, honoribus, prerogativis, iuribus, gratiis, utilitatibus, commodis et libertatibus tenere, habere, ac ipsa quodlibet debeat, quibus ceteris consimiles sedes habentes sicut quondam Acanicie et Westfalie gaudent, iure vel consuetudine quomodolibet potantur. 14) Bei Henckenberg, Corp. Jur. Germ. P. II. über die, welche Freistühle hatten, I. auch die alte weisfälische Gerichtserhebung bei Hahn, Collect. Monumentor. T. II. p. 611.

15) Bei Wigand S. 262 f. 16) Dötter S. 38 sagt: „Die Richter, welches Fürsten aus dem weltlichen und geistlichen Stande, wüthener auch Grafen und Edelsteine waren, hießen Stuhlherren, dirigirten das ganze Gericht und hatten den ersten Rang. Datt (Des pace Imperii publica) behauptet, daß die Stuhlherren in dem Gerichte nicht prädicirten, sondern durch ihre Freigrafen das Präsidiumamt verrichten lassen. Er merkwürdig sich aber selbst, weil im oben angeführten Buche Nr. 12 Heinrich von Vindenberg als ein Freigraf zu Dortmund und Richter der kaiserlichen Kammer und Grafschaft besetzt angeführt wird, und als Stuhlherren und Freigraf an einem Orte und in einer Person war.“ Aber dieses hatte nur ausnahmsweise Statt. Außer dem Heinrich von Vindenberg hat Datt uns noch einige Namen von Stuhlherren aufgezählt, als: Dietrich von Wipfede zu Brunnenhufen, Gerhard von Adelf von Weßlingen und Heinrich von Weßhofer.

17mo Bernhard van Lethmathe. 19mo Theodorus van Treiseken. 20mo Hermann van Meschede. 21mo Henrik van Beringhusen van wegen des Frynstoels in Bettinghusen. *Als Fryrgesen Aus der Grapsschaft Arenberg* 1mo Gerhard Struckelmann Overfrygraff. *Aus dem Münsterland.* 2do Georg Darleder, van wegen des Stoels in Dollenorden. 3to Henrick Ringenberg, van Stoile tho Raesfeldt. 4to Berendt Dücker, van Stoile tho Gehmen. 5to Herrman Middeldorp, van Stoile tho Münster. *Aus der Grapsschaft Marke* 6to Lüddecke van der Mollen, van Stoile tho Soeste. 7mo Everhardt van Heldt, von Stoile tho Unnan. 8vo Röttger Hardekop, vom Stoile tho Vilgeste. *Aus der Grapsschaft Waldeck.* 9mo Steffen Steinweg van Stoile in Corbach. 10mo Sylvester Berends, van Stoile tho Landau. 11mo Volemar genandt Tweren, van Stoile tho Fienhagen. *Aus dem Paderbörnschen.* 12mo Herrman Kleinsmidt van Stoile tho Paderborn. 13to Berend Ludowig, van Stoile tho Brakel. 14to Johann Pipling van Stoile tho Dringeleberg. 15to Peter Pispink, van Stoile tho Suthem. *Aus dem Vest Limburg.* 16to Diederich in den Wyden van Stoile tho Limburg. *Aus der Grapsschaft Rittberg.* 17mo Innas Graven, vom Stoile tho Reutberge. *Aus dem Herzogthum Westphalen.* 18mo Henrick Kleinsmidt, van Stoile tho Volkmussen. 19mo Henrick Wincandes, vom Stoile tho Medebach. 20mo Theodorus Dortenleben, vom Stoile tho Fredeburg. 21mo Bernhard Rotendorpe, van Stoile tho Balve. 22do Heinemann Weller, van Stoile tho Cannstein. 23do Johann Ising, van Stoile tho Astinghusen. Uythliven sind 38 Stoilheeren. 62 Fryrgesen als hierna geschrieven steet u. f. w. Um zu veranschaulichen, wie zahlreich die Freistühle waren, führen wir aus dem gerichtlichen Verzeichnisse der freien Stühle der Freigrafsschaft von Eßl und der Renten eines soßter Freigrafen vom J. 1505¹⁾ jene an. Nach dem hier gesagt ist: Das ist die Freigrafsschaft derer von Eßl und die Freim-Stühle, die darin liegen. Die Freigrafsschaft gehet an bei dem Kalden Hove auf den Hüllweg dair de biecke kombt, dorech den Doirfloet, langs na Oostenen vor den Kerhove her u. f. w., und die Grenzen auf das Genaueste beichrieben worden sind, wird weiter gesagt: Item die Stöhlische Herde scheidet die Freigrafsschaft von Eßl und das Gericht. Item die Kirchspiele Dinker, Welter und Evers gebören alle drei in die Freigrafsschaft von Eßl. Item dieß sind die freien Stühle, die in der Freigrafsschaft von Eßl liegen. Item einer zu Eßl auf der Trepp vor dem Rathhause. Item einer zu Eßl auf dem Rathhause vor der roten Tzel. Item einer vor der Elwerkes-Pforte „up dem wrelde pote.“ Item einer zu Lütken-Annepen auf dem Brinde an dem Hellwege, da sich zum mindelsten zwei Gerichte zu halten gebühren binnen Jahres, das eine nach St. Michaelis-Tage, und dann sollen die Wauerschaften aus den zwei Kapellen

17) Bei Trapp S. 61—63.

Meiwer und Sweve nach alter Gewohnheit da sein, das andere Gericht kurz nach Pöschten (Düster). Item einer (ein Freistuhl) zu Döfönen in des „Wulves Horv“ hinter dem Hause unter dem Apfelbaume nach Söst wärt (jugesetzt). Item da gebührt dem Hausherrn, der auf dem Hofe wohnt, die Töschin zu bereiten, und wannher da ein Freitag und (die) Stuhlherren dreier von Söst das Gericht alda befehlen haben, dann gebührt demselben, der auf dem Hofe wohnt, einen neuen Beger mit Meine, ein gebräutes Huhn, und fort (ferner) two gebräutes wegge (zwei Pfennigreden) zu bringen. Item demselben gebührt vor alle freie Stühle dreier von Söst zu gehen. Item wannher ein Hausherr, der auf demselbigen Hofe wohnt, er sei, wer er sei, der eine Jungfrau oder Frau zur heiligen Ede nimmt, so gebührt einem Freigrafen von Söst desselbigen Braut zu empfangen vor dem Hofe und (zu) nehmen sie bei ihrem Arme und (zu) leiten (führen) sie auf ihren Brautstuhl, und (zu) gehen bei ihr sitzen, und dann gebührt dem Freigrafen von Söst von dem Hausherrn und (der) Braut zwei neue Handschuh, ein Gulden, darin des Kaisers oder Königs Münze stehen, ein neuer Becher mit reinem Wein und ein gebratenes Huhn. Item es soll kein Mann auf dem Hofe wohnen, der eigen oder unecht (unechtlich geboren) sei, mer (ferner) he sal so gekleidet syn, dat he vor alle vrygestoerte, wo vursso moege gehen. Item up der vursso hove hevet niemand gebott, noch verbonth mit geuerley Recht, den allein ein vrygreve der van Soest. Item noch einen freien Stuhl zu Marwy in Johann Fürstberg's Hofe. Item einen zu Rytven. Item einer zu Dorpe Flederike in dem Dorpe (Dorfe) unter der großen Eiche. Item noch einer zu Mebele in dem Dorpe up dem Tigge auf dem grünen Brinke, auf dieselbigen des Weges, der nach dem weissen Hofe befiehet. Item einen freien Stuhl bei Sypbinder, geheßen an dem Rodensteele, den ein Freigraf von Söst befiehet, und lehtet sich (ist gerichtet) nach Söst, und ein vrygreve des hertzogen van Cleve (d. h. eine einen Freigrafen vorstellende Bildsäule) und lehtet sich nach dem Hamme. Item einer zu Ende up dem Tygge. Item noch einen freien Stuhl bei der Heyden-Mühle up der Roden beche (an dem roten Bach), den auch ein Freigraf von Söst befiehet, und lehtet sich (ist gerichtet) nach Söst, und des hertzogen van Cleve u. f. w. vrygreve (d. h. die denselben vorstellende Bildsäule), und lehtet sich nach dem Hamme und dem Lande von der Wart. Item einen freien Stuhl zu Reeklingheuss unter der Linde upp dem Tigge vor derer von Meiwer Hofe, der nun zur Zeit der Kuyse unterhat. Item wannher ein Freigraf von Söst mit den Stuhlherren diesen Stuhl befehlen wollen, so gebührt dem Schulzen auf dem Hofe die Töschin mit Kissen, Bänken, Stühlen und andrer Geräthschaft zu bereiten, und als (nachdem) der Stuhl befehen und das Gericht geschehen ist, gebührt demselbigen zu bringen einen weissen Ledden, einen neuen Söschigen Becher mit Wein, ein gebratenes Huhn und vier Wecken, „so vaccken“ (so oft) als der Freistuhl befehen wird. Item noch einen Freistuhl zu Gindhuys, vor des Latke Hofe, den nun zur Zeit Hermann Stolle un-

terhat, und (es) gebührt dem Schulzen des Hofes zu thun in allen Maassen, als von dem Schulzen von Rodlingshus stetet geschrieben. (Ferdinand Wachter.)

FREITAG, heißt der sechste Tag unserer Woche, welcher bei den Juden die Woche beschließt, bei den Muhammedanern dagegen ein Feiertag ist, und von der Versammlung in den Rosenen Dschuma, oder Tag der Zusammenkunft, genannt wird. Seine deutsche Benennung ist eine Uebersetzung des lateinischen *dies Veneris*, nach dem Namen der nordischen Venus *Frige* oder *Fria*, wobei sich im Schwedischen sein Name *Freitag* von *Frída* für *Freitagsdag* oder *Freiheitsdag* unterzeichnet. Die Ursache seiner Benennung ist der ägyptische Glaube an die Planetenherrschaft, welche vom Saturn in der ersten Stunde des Sonnabends an stündlich wechselnd für die Venus auf die erste Stunde des Freitags trifft. Viele Bauern betrachten diesen Tag um seines Namens willen als den schicksalsten zum Freien, und wählen ihn daher vorzugsweise zum Hochzeitstage. Er gilt aber auch als wennwändig, oder als ein Tag, welcher gern sein eigenes Better habe. Der Freitag vor Dilem ist bei den Christen ein streng gefeierter Fasttag, weil Christus auf diesem Tage gekreuzigt wurde, und wird ebendeshalb *Scharfreitag* oder auch der stille Freitag, als der wichtigste Tag der Ghar- oder Lebens- und Mitterwoche, genannt. Obgleich dieß er auch der gute Freitag, wie im Englischen *good Friday*, im Dänischen aber *Langfredag*, dessen Bedeutung nicht verschieden scheint vom französischen *Vendredi saint*, welches der Bezeichnung der stillen Woche durch *semaine sainte* entspricht. (G. F. Grottefeld.)

FREITAG, ein niederländischer Kriegsbaumeister, der die Grundzüge der von den Niederländern bei ihrem Festungsbau angenommenen Regeln in ein System brachte und sie auf diese Art der Nachwelt überlieferte. Als dieses Volk sich von der spanischen Regierung löst, nahm ihm aus leicht begreiflichen Ursachen Kriegsplätze notwendig, zu deren Bau nach der alten spanischen Beschaffenheit es an Zeit und Materialien fehlte. Doch kam ihnen der niedrige Boden zu Statte, der ihnen erlaubte, sowohl den Hauptwall als die Außenwerke mit Wassergräben zu umschließen, dem östern noch ein Vorgehen, außerhalb des bedeckten Weges, beigefügt ward. Eine Kauffriede umschloß die ganze Festung, zur Vertreibung der Contrabande und des nassen Grabens. Viele und mannichfaltige Außenwerke umgaben diesen, bald weniger, bald mehr den Hauptwall vorgegeben. Die Außenwerke bedeckt wurden sehr häufig angebracht, wenn die Fronten der besiegenden Stadt nur einigermaßen Belegenheit darbot; doch wurden auch Kronenwerke (w. n. i.) und viele andere kleinere angebracht. Wie schon seit Anfang, stand die Flanke stets senkrecht auf der Courline, die stets 30 Ruthen lang ist, um die Streichlinie nicht zu groß werden zu lassen, und dennoch 24 Ruthen zur Besetzung der Face mit Kanonen übrig zu haben. Der Schwenkwinkel ist $\frac{1}{4}$ des Polygonwinkels, der wegen einer großen Nebenflanke nicht über 90 Grad sein darf.

Alle Festungen dieser Art werden in Groß- und

wegen, so *sye* begangen hetten, und in das Schloss Burgberg kommen würden, einnehmen und enthalten soll und mag, die auch alldann in demselben Schloss, als lang *sye* darinnen sein, *keyerliche Freyung, Fridt und Sicherheit* haben, von niemand daraus genommen, noch darin beschwert werden sollen, doch hierinn hindangesetzt und ausgenommen, solche Personen, die sich mit Belaydigung unserer und unserer Nachkommen am Reiche, Kays. Mayest. verhandelt hetten, auch offibar Morder und Brenner. Nach einem Document des Klosters Hirtau *) wird ein Räuber von der weltlichen Gewalt aus der dem Kloster gehörigen öffentlichen Herberge, in welcher er geflohen war, genommen, und macht die Einrede und beweist aus Documenten, daseibst sei eine Freistätte seit langer Zeit, „und habe sich der Freyung menger (mancher) beholfen.“ Durch diese Verweigernde bewogen, „haben (die Richter) ihm mit Recht wieder in die Freyheit erkennen.“ d. h. haben das Erkenntnis gegeben, daß er wieder in die Freistätte zurückgesetzt werden solle. „Freiheit“ **) bedeutet nämlich hier (soviel als Freistätte. Dieses bedeutet in übertragener Bedeutung auch Freyung. So j. B. heißt es bei Feider aus Acten vom J. 1514 *): Solchen grossen Frevel und Muthwillen der Beklagte vor Ir Gnaden (der Abtissin) uff der Pfaltzen in der Freyung, welche dann von Königen und Kaysern hochloblich gefrigt ist, begangen hat u. f. w. Kaiser Karl IV. sagt in der nürnbergert Urkunde vom J. 1374 *): Auch wollen wir, durch Mehrung des Friedens, dass kein Mörder, der einen Mord und firliehen Tod begangen und das kundlich und gewiss ist dem mehrten Theil Rath und den Schöffen, der soll keine Freyung geniessen weder zu St. Gilgan zu den Teutschen Hauss, noch

auf der Burg, noch keiner Statt, wann ob er dahin fliehe, so mag ihn der Schultheiss und die Burger aus der Freyung nehmen, ohn alle buss und poen, darinn sie gegen uns, dem Reich und allen Leuthen verfallen möchten. Zusammenfassen wir die Freyung sind 1) das Freizugsrecht, juxta syti, das Recht, eine Freyung (Freistätte) zu haben; 2) der Freizugschein ist eine Art der Marktscheine (Strassscheine), und bedeutet einen solchen, durch welchen die Grenze bestimmt wird, wo weit der Zuzug der besondern Freistätten, deren man sich in demselben bedienen kann, sich erstreckt *).

(Ferdinand Wachler.)

FREIZÜGIGKEIT, freier Zug, heisst in der bedeutungsvollen Bedeutung des Wortes ein solcher Übergang des Vermögens von Einheimischen auf Auswärtige, oder aus einem Staate in einen andern, welcher durch keine Abgabe von diesem Vermögen bedingt ist. Die gewöhnlichsten, hieher gehörigen, Fälle sind Auswanderung und Succession eines Fremden durch Erbschaft, Legat, Laus, Kauf, Schenkung, Wittigst u. f. w. Die Freizügigkeit läßt sich demnach nicht etwa blos bei eigentlichen Vermögensexportationen, welche der Natur der Sache nach nur das bewegliche Vermögen treffen können, sondern auch bei dem Übergange von Immobilien auf einen Angehörigen eines andern Staates denken. An und für sich ist die Freizügigkeit Nichts weiter, als eine sich von selbst ersetzende Folge aus der Freiheit der Person und des Eigentums, sobald eine Beschränkung oder gar eine Verweigerung derselben nie aus der Idee des Staates, welcher jene Freiheit zu respectiren und zu sichern hat, hergeleitet, sondern nur als eine Schwäche seiner innern Ausbildung, seines Rechtszustandes oder seiner materiellen Substanzmittel geachtet werden kann. In besondern Betracht kommt daher die Freizügigkeit nur in sofern, als sie entweder in manchen Staaten noch nicht vollständig besteht, oder aber da, wo sie besteht, erst durch positive Bestimmungen, unter andern durch die sogenannten Freizügigkeitsverträge hat eingeführt und gesichert werden müssen. In dieser historischen Beziehung ist sie also die Aufhebung aller der Arten von Vermögensabgaben aufzulassen, welche vordem in einem der vorhin gedachten Fälle, vorzugsweise aber bei Auswanderungen und Vetterungen, dem Staate, oder einer Ständes- oder Grundherrschafft, einer Corporation, einem geistlichen Stifte oder einem Privatberechtigten zufließen, und welche unter mancherlei Benennungen, z. B. gabella emigratoria, detractus, Abzug, Nachsteuer u. f. w. bei Auswanderungen — gabella hereditaria, Erbschaftsgeld, Abschoss u. f. w. bei Vetterungen — vorkommen. In obiger Bedeutung nimmt der unten näher zu erwähnende Beschluß der teutschen Bundesversammlung vom 23. Juni 1817 das Wort Freizügigkeit, dem dort ist eben nur von dem Vermögensübergange die Rede, welche bis dahin im Falle eines Vermögensüberganges der fraglichen Art erhoben

10) Bei Bernold, Documenta Monasterii Hirsaug. p. 611 sq.
11) „Freiheit“ hat nämlich unter seinen vielen Bedeutungen die eine mit Privilegien begabte Orte, namentlich gewisse Häuser und Straßen, welche von manchen bürgerlichen Leuten aus Einrückungen besetzt sind. So j. B. ist in Nuremberg die zum Domthum gehörige Berggasse und der um die Domkirche hinführende Weg die Herren- oder die Domfreiheit, und dient zur Vergleichung mit dem Namen: „Die Freyung“, wie der berühmte Platz in Wien heisst. In Weiskalen werden Hütten oder Wirtshäuser, nämlich große, mit gewissen Gerechtsamen begabte, Dörfer, durch die Benennung „Freistätten“ bezeichnet. Diese Bezeichnung ist eine übertragene von der Bedeutung von Privilegium; s. Beispiele bei Hallens col. 496. Wie Freyung und Freiheit beides Privilegium bedeuten, so auch haben beide die auf den privilegierten Ort übertragene Bedeutung. So j. B. wenn es bei Hund (Abtlicher Annalen zum J. 1410) heisst: hatz Hoppel Stillmacher zum Rademarchen bezeugnet, das er sein Haus auf der Stelle, da zuvor die alte Strasse gangen, aus Gunst gesezet, ist schuldig, wenn es der Rath wieder haben wil, abzubrechen, dieweil es auf der Freyheit stehet. Hierfür teante chensz gut „auf der Freyung“ gebraucht werden. Ebenso j. B. in dem Privilegium des R. Elagimund (bei Lünig, Reichsarchiv. Spill. Sec. T. I. p. 1605): in den Walden Frökunde. 12) Land. Deduct. p. 821.
13) Bei Lünig, Reichsarchiv. Pars Spec. Contia. IV. P. II. p. 91. Bezieht derselben Kaiser Privilegium des Teutschen Hauses zu Brüllern vom J. 1355 bei Fessendorf, De Jurisdiet. Germ. p. 343 sq.

14) Heier, Rildebrand, Diss. de Diversitate Lapid. Anal. eorumque Jure. (Aldorf. 1710.) §. VII. p. 8 seqq. Schramm, Saxonia monumentis viarum illustrata p. 55.

werden konnten. Nun bestand aber auch hier und da der Grundsatz, daß die Erbschaft eines im Inlande verstorbenen Fremden nicht dessen Erben, sondern dem Kiskus gehörte, oder auch, wie namentlich ehedem in Frankreich, daß ein Fremder in die ihm dort anfallende Erbschaft nicht succediren könne, sondern daß hier, beim Mangel französischer Erben, eussalls der Kiskus eintrete (Fremdlingserb, jus albinagii, droit d'aubaine). Hier konnte also der Erbe selbst nicht einmal durch eine Abgabe das Vermögen seines Erblassers lösen. Auch das Wegfallen dieser Beschränkung wird man, wenn man will, unter dem Namen Freizügigkeit begreifen können. In der einen wie in der andern Bedeutung ist die Freizügigkeit eine Errungenschaft, an welcher Jahrhunderte des Mittelalters, wie der neuern Zeit, zu arbeiten gehabt haben. Sie ist ein, wenn auch nur untergeordneter, Bestandteil der Aufgabe gewesen, deren allmähliche Lösung in der Entwicklungsgeschichte der Staaten eine Hauptrolle spielt; denn ihr Gesichtspunkt ist die sittliche Freiheit, die sich nach Außen hin wesentlich im Eigenthume betheiltigt und durch den diesem Momente angethanen Zwang selbst beeinträchtigt wird; das klare Bewußtsein und der reine Genuß dieser Freiheit konnte aber erst im Laufe der Geschichte allmählig gewonnen werden, und unmöglich schon damals stattfinden, als die Gesellschaft oder der Staat erst anfang, sich aus dem Chaos der Verhältnisse und aus den ersten Anfängen der Cultur herauszubilden. Der Grund, weshalb ursprünglich gar keine Freizügigkeit und späterhin nur eine mehr oder weniger unvollkommene bestanden hat, ist daher keineswegs in willkürlichen positiven Satzungen und Einrichtungen zu suchen; er liegt vielmehr darin, daß die individuellen Interessen im Anfange der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt nicht schon freigegeben werden können, weil diese Freiheit auf einem solchen Standpunkte der Cultur in eine, aller Ordnung zuwiderlaufende, Willkür ausarten würde, sondern daß sie vorerst von einer, nach äußerer Befestigung strebenden, Macht mehr oder weniger willkürlich bewilligt und zur Begründung einer dauerhaften Einrichtung verwendet werden müssen, deren wesentlicher Charakter es ist, sich in selbstlicher Abgeschlossenheit die Integrität ihrer Bestandtheile und Mittel zu erhalten, und ebenso sich oor der Einmischung fremdartiger Momente, welche nicht in ihrem Plane liegen, zu bewahren. Wird jedoch ein solches Institut — sei dies nun schon der Staat selbst, oder eine Abtheilung der Staatsgewalt — in seinen einzelnen Beziehungen durch positive Bestimmungen weiter normirt, so ist dies bereits ein Fortschritt seiner Ausbildung und Festigung; und je weiter die gesellschaftliche Ordnung auf diesem Wege sich entwickelt und dadurch, daß der Einzelne sich in seinen Interessen als solcher einem allgemeinem Gesetze fügen gelernt hat, zugleich an innerm Bestande gewinnt, desto freier wird auch das Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern, desto unfangener und liberaler von dem Staate der Kreis anerkannt und freigegeben, innerhalb dessen das individuelle sittliche Interesse unbedenklich sich selbst überlassen werden darf und muß. Dies ist im Kurzen nun auch die ältere

meine Geschichte der Freizügigkeit als eines solchen individuellen Interesses, dessen Freizugung auf einer gewissen Höhe der Cultur kein Staat mit Grunde verweigern kann. Hiermit ist nun aber nicht gesagt, daß eine jede staatliche Entwicklung unter Andern auch mit Nichtfreizügigkeit anfangen, am allmählig auf Freizügigkeit binzuwirken; es hängt vielmehr von äußern Umständen ab, ob die ursprüngliche Unfreiheit des individuellen Interesses nun gerade in einer solchen Beschränkung und allmählichen Freizugung des Eigenthums, wie diese hinsichtlich der Freizügigkeit voraussetzen ist, sich äußert, oder auf andre Weise, z. B. darin, daß dem Einzelnen überhaupt kein Eigenthum zugesprochen wird. Jedenfalls haben fast alle christlichen Staaten mit einem scharffen Gegenätze zwischen Freien und Unfreien angefangen; und die vorchristlichen oder nichtchristlichen sind diesen Gegensatz, wenn er in ihnen lag, selbst während einer langen Zeit über sich selbst nicht los geworden. Da, wo solchen Unfreien ein Eigenthum zugesprochen wurde (eine Erfindung, die erst in der mittelalterlichen Staatenbildung unterdrücklich hervortritt), mußte dasselbe wegen seiner Abhängigkeit von der Gnade des Herrn doch sehr beschränkter und animalischer Natur sein, und konnte am wenigsten eine solche Veränderung erleiden, wodurch es der Oberbottmigkeit des Herrn ohne dessen Willen entzogen werden wäre. So war es nun im früheren Mittelalter oorzugsweise mit dem Institute der Leibeigenschaft oder der Hörigkeit (einem mildern Form der Unfreiheit und Rechtsunfähigkeit) besprochen. Der Leibeigene oder Hörige war gewissermaßen Eigenthümer, d. h. es hing mit seiner Person ein Complex materieller Güter zusammen, als dessen Seele unantastbar er selbst erschien. Im letzten Grunde aber besaß der Herr dieses Eigenthum in seiner Person; er selbst war daher zu jeder Eigenthumsübertragung auf Andere unfähig, welche für den Herrn eine Veräußerung gewesen sein würde. — Eine ähnliche relative Rechtsunfähigkeit fand bei Fremden statt; d. h. bei solchen Fremden, welche nicht zu dem engern Gesellschaftsverbände gehörten, mit dessen Angehörigen sie in Beziehung traten, und welche daher nach der solchen Genossenschaften (im weitesten Wortsinn dem Staate) zu Grunde liegenden Idee einer in sich abgeschlossenen Gesamtschicksalsgemeinschaft keine Rechte innerhalb dieses Vereins haben und ausüben konnten, außer in soweit sie dazu durch die Vertretung und den Schutz eines Genossen in den Stand gesetzt wurden. Durch diesen Schutz, welcher im Zweifel dem Staate überhaupt zustand, gerietten sie in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältniß, wie das des Leibeigenen oder Hörigen zum Herrn; hieraus bildete sich dann — ursprünglich für den Schutzherrn überhaupt, in der Folge bloß für den Staat — das oben erwähnte Fremdlingrecht, wonach selbst die eindenischen Erben eines verstorbenen Fremden von dessen Nachlass ausgeschlossen wurden. Umgekehrt folgte aus jener Idee die Unfähigkeit des Fremden, innerhalb der Gemeinde oder des Staates zu reisen; eine solche Erbschaft fiel in Frankreich gleichfalls an den Kiskus, in Teutschland wurde sie jedoch gegen Abzug der gabella freigegeben. — Andere Bestimmungen der neu-

tätlichen Eigenthumsfreiheit, welche, wie z. B. beim Erbn, keine Rechtsanzhängigkeit zum Grunde hatten, interessiren und hier nicht, weil sie mit der Freizügigkeit in keiner historischen Verbindung stehen. — Die ursprüngliche unbedingte Unfähigkeit einer Vermögensübertragung der fraglichen Art verschwand allmählig, indem sie in das Institut des Abstoßes und der Nachsteuer überging, oder die Idee von der Rechtsanzhängigkeit des Fremden sich nicht mehr unterschiedlich festhalten lassen wollte. Die unabweisbaren Einwirkungen eines sich ausbildenden Verkehrs, einer mit dem Christenthume fortschreitenden Cultur lösten allmählig die starren Formen der gesellschaftlichen Ordnung, verfehlständigten die verschiedenen Momente derselben, und verhalfen diesen zu einer freieren Entwicklung und Beziehung zu einander. So auch bei der Hörigkeit und jenen ausschließlichen Rechtsgenossenschaften. Der Herr fand sich mit der Zeit veranlaßt, die Erbchaft des Hörigen auch solchen Erben zuzugestehen, welche ihm nicht gleichfalls als Hörige unterworfen waren, oder den Hörigen selbst freizulassen; jedoch bedurfte er nunmehr einen Theil der Erbchaft oder der Habe des Freigelassenen als Entschädigung zurück. Mit dem Übergange der Herrschaft über Anseile in die mildere Form der Voigtei, sowie mit der Erweiterung der letztern selbst über die historischen Grenzen der Hörigkeit hinaus erhielt die Idee, daß das Vermögen, welches dem Abhängigkeitsverhältnis seines bisherigen Herrsers entzogen werden sollte, durch eine Abgabe erst gelöst werden müsse, sogar eine breitere Basis, indem man nun überhaupt aus der Voigtei herleitete, was ursprünglich doch nur Folge der Hörigkeit gewesen war. Als die Voigtei ein Vorrecht der Landesherrschaft geworden war, nahm diese auch den Abstoß und die Nachsteuer vorzugsweise in Anspruch; doch verschwand das gleiche Recht solcher Personen, welche bisher soignterrechtigt gewesen waren, darum noch keineswegs; wenigstens wußte man es sich nunmehr durch eine anderweitige privatrechtliche Begründung, namentlich durch Berufung auf unvorzähllichen Besitz, oder durch Erwerbung von Privilegien zu sichern. Überhaupt ist anzunehmen, daß man, als das Institut des Abstoßes und der Nachsteuer einmal thatsächlich vorhanden und sogar Gegenstand der juristischen Dogmatik geworden war, seinen historischen Ursprung und die dadurch bezeichneten Grenzen vergaß und ihm Ideen unterlegte, die zu einer Erweiterung seiner Anwendbarkeit führten. So z. B. schrieb man der Gemeinde, welcher der Außenwandernde angehört hatte, oder dem Gerichtsherrn, welchem er unterworfen gewesen war, einen Anspruch auf die Nachsteuer aus dem Gesichtspunkte zu, daß Niemand seine Kräfte einem solchen Verlus willfürlich entziehen könne; insbesondere bei Gemeinden wurde das Vermögen des Gemeindeglieds als für die Schulden der Gemeinde mit haften angesehen, ein Grundsatz, welcher den Gemeinden auch vielfach zu dem Rechte auf den Abstoß verhalfen haben mag. Kurz, das Institut erhielt eine Ausdehnung und Ausbildung, welche beweist, wie sehr man noch immer von der Idee besangen war, daß das individuelle Interesse dem allgemeineren oder äußerlich mächtiger untergeordnet bleiben müsse. Dieser Grund, welcher

das Institut auf einer gewissen Stufe der Culture immer noch rechtfertigen konnte, fiel dagegen mit der fortschreitenden Ausbildung aller Verkehrsverhältnisse mehr und mehr weg. Für diese Ausbildung gab es keine privatrechtlichen, communalen und politischen Grenzen, wie sie dem Vermögen gesetzt worden waren; es war vielmehr ihr Beruf, solche Schranken zu überflügeln. Mit ihr wurde dem Vermögen ein größerer Wirkungskreis überwiesen, es sollten jetzt höher und umfassender Zwecke damit erfüllt werden, als vordem. Was in dieser Hinsicht den Einzelnen beschränkte, mußte mittelbar auch von dem größern Ganzen als ein Hinderniß seiner Fortbildung empfunden werden; und das um so drückender, je häufiger der erweiterte Verkehr Anlaß zu Vermögensübertragungen der fraglichen Art gab. Seitdem ist das Bedürfnis der Freizügigkeit allmählig lebhafter geworden, und hat sich nicht allein in einem allgemeinen Rechtsbewußtsein und im Handel und Wandel, sondern auch in positiven Satzungen seinen Ausdruck gegeben. So wurde die Beschränkung des Instituts des Abstoßes und der Nachsteuer zunächst für engere Kreise ohne Zweifel schon dadurch begünstigt, daß der Staat das Recht auf diese Abgaben an sich gebracht hatte; denn hierdurch wurde wenigstens die Regel nach die Rechtsansicht geltend, daß jene Abgaben nur bei Exportationen von Staat zu Staat, nicht auch bei Vermögenstranslocationen innerhalb des Staats, z. B. von Gemeinde zu Gemeinde, begründet seien. Im Handel und Wandel mußte das Vorurtheil gegen die Rechtsfähigkeit der Fremden sich immer mehr verlieren; der Fremde fand schon eine willigere und günstigere Aufnahme, zumal wenn er Vermögen mitbrachte; so kam man denn auch dahin, seinen einheimischen Erben die Succession in seinen Nachlaß, oder ihm selbst die freie Werbung seines einheimischen Erblassters nicht mehr zu verweigern, wenn nicht etwa Rücksichten der Retorsion entgegen waren. Ein altes Sprichwort sagt: Wenn Einer zieht ein, soll man ihm helfen mit Rath, wenn er zieht aus, soll man ihm nehmen was er hat. Von positiven Bestimmungen ist hier besonders ein Gesetz von Kaiser Friedrich II. vom J. 1220, die sogenannte Authentica Omnes peregrini C. communia de successione (6, 59) zu erwähnen. Hiernach sollen die letzten Willensverordnungen der Fremden unverbrüchlich befolgt, und wenn sie ohne Testament versterben, so soll ihr Nachlaß so möglich ihren Erben durch den Bischof ausgeantwortet werden, und nicht auf den hospites (etwa den Schuldherrn oder Vertreter) übergehen — eine Bestimmung, die das Fremdlingrecht eigentlich gradezu aufhebt, jedoch nicht überall zur Anwendung gekommen sein dürfte, da dieses Recht noch lange nachher der Theorie gegenwärtig war und wenigstens jure retorsionis auch ausgeübt wurde, namentlich gegen Frankreich. Von ferneren positiven Bestimmungen zu Gunsten der deutschen Freizügigkeit sind die Verträge zwischen den verschiedenen Staaten und mit ausländischen Staaten, Übereinkünfte zwischen Landständen und Landesherren, Privilegien, die einzelnen vorzugigen Personen, Corporationen u. s. w. ertheilt wurden, und selbst ein Paar Reichsgesetze zu nennen. In dem tübinger Vertrage von 1514 erwei-

ten wie württembergischen Landstände, namentlich die Städte und Ämter, von dem Herzoge Ulrich das Zugerständniß, daß jeder Unterthan fürs Erste gegen Erlegung des zehnten Pfennigs, nach 20 Jahren aber völlig frei das Land verlassen dürfe. Freizügigkeitsverträge waren wenigstens im 18. Jahrh. schon ziemlich gewöhnlich; ähnliche Staatsverträge setzten wenigstens den Betrag der Abgabe gegenseitig fest, z. B. auf den 10. und 20. Pfennig, während ohne eine solche Uebereinkunft eine viel höhere Abgabe, z. B. der dritte Pfennig, genommen zu werden pflegte. Mit Frankreich wurde auch über die Aufhebung des *droit d'aubaine* pacificirt, so z. B. braunschweigischer Seits in der Convention vom 16. Oct. 1778, wonach in den braunschweigischen Ländern als und jedes dem *droit d'aubaine* entsprechende Recht zu Gunsten der französischen Unterthanen wegsallen, der Abchoß jedoch im Betrage von 10 Procent beiderseits beibehalten werden sollte. Nach häufiger waren die Privilegien. Die braunschweigischen Herzoge Heinrich Julius, Friedrich Ulrich und August ertheilten in den Jahren 1590, 1623 und 1651 *) den im römischen Reiche angefallenen Erben ihrer „vornehmen Diener“ in auf- und absteigender Linie die Freiheit vom Abchoß; im Ubrigen sollte der dritte Pfennig abgegeben werden. Den Adel sprach z. B. die magdeburger Polizeiordnung von 1688, die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte, die Kammer-, Gerichts- und die Reichshofrathsorden von Abzug und Nachsteuer frei; die Privilegia der Unterthän Söldlingen von 1736 ertheilten diese Freiheit allen Unversitätsverwandten; Kirchen, Waisen- und Findelhäuser und dergl. Stiftungen ertheilten sich derselben Begünstigung. Ein königl. sächsisches Rescript von 1721 hob den Abchoß von den Erbgütern zwischen Ältern und Kindern auf. Nebenher hatte sich auch die Gewohnheit gebildet, gewisse Sachen, wie namentlich Bibliotheken, Ackergeräth und das einem Auswärtigen gegen Verzinsung zugehende Darlehen zu erimiren. — Was die Richtgesetzung betrifft, so konnte sie von ihrem Standpunkte aus sich kaum eher für die Sache interessieren, als bis ihr die seit der Reformation um der Religion willen zum Bedürfnisse gewordenen Auswanderungen aus katholischen Ländern in protestantische und umgekehrt, einen allgemeinen Anlaß dazu boten. Für solche Fälle bewilligte der K.-A. von 1530, §. 60 sogar schon den freien Ab- und Zuzug „ohne Beschränkung einiger Nachsteuer oder Abzug der Güter“ der nachherige Religionsfriede (K.-A. von 1555, §. 24) dagegen nur den „Ab- und Zuzug, auch Verkaufung der Hab und Güter gegen ziemlichen billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer, wie es jedes Orts von Ältern anders üblich hergebracht und gehalten worden.“ Eine ähnliche Bestimmung wurde im württembergischen Frieden getroffen (instrum. pacis Osnabr. art. V. §. 37). — Im Ganzen kann man annehmen, daß schon im 17. und jedenfalls im 18. Jahrh. Abchoß und Nachsteuer überebervoll nur noch jure reformationis erhoben wurden, wo-

von einzelne Landesverordnungen und die gerichtliche Praxis Zeugniß geben. — So hatte die Zeit schon erheblich vorgearbeitet, als der Art. 18 der teutschen Bundesacte die Freizügigkeit innerhalb der Staaten des teutschen Bundes endlich grundgesetzlich sanctionirte, und zugleich durch die gleiche Gleichstellung der Unterthanen der verschiedenen teutschen Bundesstaaten unter einander die etwaigen Reste des Fremdlingsrechts in Teutschland beseitigte. In dem Bundesbeschlusse vom 23. Juni 1817 ist der Grundzug der Freizügigkeit näher bestimmt und namentlich angewendet auf jede Art von Vermögen, welches von einem Bundesstaate in den andern aus Veranlassung einer Auswanderung oder eines Erbfolgeanfalls, eines Verkaufs, Tausches, einer Schenkung, Wittgalt oder auf andere Weise übergeht; dergleichen auf jede Abgabe, welche eine solche Vermögensverpachtung oder den Vermögensübergang auf Angehörige eines andern Bundesstaats beschränken könnte, worunter jedoch diejenigen Abgaben nicht begriffen sind, welche bisher ohne Unterschied, ob das Vermögen exportirt oder auf Fremde übertragen wurde, oder nicht, beim Übergange desselben auf Andere entrichtet werden mußten, wie Collateral-, Erbfolge-, Erwerbs-, Stempelabgaben und dergl.; auch Zollabgaben werden durch die Nachsteuerfreiheit nicht ausgeschlossen. Ferner soll es keinen Unterschied machen, ob jene Vermögensübergänge bither dem Fiscus oder einem andern Berechtigten (z. B. Gemeinden zu Gunsten der Tilgung ihrer Schulden) zulaut; auch begründet die Aufhebung der Abgabe für dergleichen Berechtigten keinen Entschädigungsanspruch an den Landesherren. — Durch Verträge sind diese Bestimmungen auch auf die nicht zum teutschen Bunde gehörigen preussischen Provinzen ausgedehnt. — Seitdem ist überdies die nachsteuerfreie Auswanderung im Allgemeinen und ohne Beschränkung auf Teutschland in teutschen Landesgrundgesetzen als ein Recht der Landesbewohner anerkannt. — Das ganze Institut des Abchoßes und der Nachsteuer liegt den gegenwärtigen Verhältnissen so fern, daß es auch in Beziehung auf außerteutsche Staaten vorzüglich für antiquirt anzusehen ist und sich etwa nur noch in wenigen Retentionsfällen ein schwaches Dasein fristet. Dauerhaft erscheint es in Ländern, wo, wie in Rußland und den slavischen Provinzen, die Leibeigenschaft in strenger oder milderer Form noch fortbesteht. Dem Principe nach ist es außerdem in Dänemark, den Niederlanden und der Schweiz zu Hause; mit dem Königreiche der Niederlande und später mit Belgien, sowie mit der schweizerischen Eidgenossenschaft, sind von Teutschland aus noch in letzter Zeit Freizügigkeitsverträge geschlossen; mit Dänemark schon vor der teutschen Bundesacte. In England ist es unbekannt; noch dort dem *droit d'aubaine* Ähnliches in Bezug auf Immobilien gilt, muß vielmehr aber erst in England vorderrschenden Lehnqualität derselben erledigt werden. In Frankreich wurde das *droit d'aubaine* schon in den 90-ger Jahren durch Decrete der Rationalversammlung, vollständig jedoch und nachdem inzwischen der Code Napoleon die reformationiswärtige Ausübung wieder eingeführt hatte, erst durch ein Gesetz vom 14. Juli 1819 aufgehoben.

(Ad. Wirt.)

*) In der Verordnung von 1651 wird es bereits als ein Ueberdruß gerügt, wenn der Vermögensveräußerung innerhalb des Hauptgrundes der Abchoß erhoben sei.

FREJUS, FREJULS, 24° 24' 13" E. 43° 25' 46" Br., Hauptort eines Cantons im Bezirke Draguignan des französischen Departements (nach alter Einteilung: Provence, Niederprovence, Landvogtei von Draguignan, Viguerie Draguignan), $\frac{1}{2}$ Meile vom Ausflusse des Tignes in das Mittelmeer und zunächst in den Golf von Frejus, in einer wegen naher Sumpfe und Moräste sehr ungesunden Gegend. Frejus hat 3250 Einwohner, eine Kathedrale und Bischof (Anfangs unter Arles, dann unter Aix), fünf andere Kirchen, Hospital, Handelsgericht, Sägemühlen, Parfumerien, Verarbeitung des Seidenrohrs, das in den diesigen Morästen in solcher Menge wächst, daß man jährlich für 50,000 Fr. erhält und es zu Blumenstäben, Kiebbölgern, Fischreusen, Jalousien, Dachschindeln und Geflechten aller Art verarbeitet; Fischerei, Handel mit Sardellen, Wein, Feigen und Schisfrohr. Hier, seit dem 8. Jahrh. versandt ist; im 16. br. mühte man sich vergeblich, ihn auszuschlücken; gute Rinde; Fundort von Amethysten und Krystallen in der Nähe des Gulle de Grone, eines mit rothem und weissem Jasps bedeckten Hügel, Steinkohlengruben. In der Nähe der Fischerhafen St. Raphael. Überbleibsel aus der Römerzeit, Thor, Porte dorée, Leuchtturm, Tempel, Aquadukt. — Frejus ist das alte Forum Julii; es lag in Gallia Cispadana, und war von Julius Cäsar angelegt, oder auch nur colonisiert, und ursprünglich eine Ansiedlung der Massilier. Augustus verschönerte die Stadt, indem er die Wasserleitung, Wälder, Circus und einen Hafen anlegen ließ. Im Mittelalter theilte Frejus die Schicksale der Provence. Gegen das Ende des 9. Jahrh. zerstörten es die Araber von Grund aus und lange blieb die Stadt wüste. Wilhelm, Graf von Arles, vertrieb 970 die Ungläubigen, Nikulf, Bischof von Frejus, 974 — 1000, baute die Stadt wieder auf und erhielt sie dafür von dem Grafen daß, sammt der Hälfte ihres Gebietes, geschenkt. Das Recht gemessen Nikulf's Nachfolger bis 1189, wo sich Bischof Bertrand wider Alfons von Aragon, Grafen von Provence, auflehnte. Durch Graf Alfons II. erlangten sie es wieder, und bis zur Revolution waren die Bischöfe (zu deren Sprengel 88 Pfarren gehörten) Herren über die Stadt, in der sie Gericht und Weiskrat besaßen. Nach altem Recht gehörte das Kleid, welches der Bischof bei dem ersten Einzuge trug, dem Capitel. Die bischöflichen Einkünfte betrugen 28,000 Livres, und zu Rom ward der Bischof von Frejus mit 1000 Gulden angesetzt. Das Regale fand bei diesem Bisthume nicht statt, sondern wenn der bischöfliche Stuhl erledigt war, vergab der Generalvicar die Pfründen bischöflichen Patronates. Als erster Bischof gilt Acceptus um 374. Auch in der Provançgeschichte wird Frejus öfter genannt. Bei Frejus landete Bonaparte 1799 bei der Rückkehr aus Aegypten und fuhr von hier den 27. April 1814 nach Genua. Frejus ist die Vaterstadt des Julius Agricola, des Cornelius Gallus und des Abbe Sieyès. Vergl. Jos. Antheimus, De initio ecclesiae Forejalis. (Aix 1680.) Jac. Fel. de Gérard, Histoire de la ville et de l'église de Frejus. (Paris 1729. 12.)

(Densel.)

FREKE (John), ein Gelehrter des 18. Jahrh., Arzt am Bartholomäushospital in London, hat über chirurgische und physikalische Gegenstände geschrieben. In den Phil. Trans. finden sich von ihm kurze Mittheilungen über eine Entzündung des Rückenmarks (T. 41. p. 368), über eine Fractur des Oberarms (T. 46. p. 397) und über einen neuen Apparat zur Reposition der verrenkten Schulter (T. 42. p. 556). Seine besondern Schriften sind: Essay to shew the causes of Electricity. (Lond. 1748.) (Diese Schrift wurde ins Französische übersezt und Freke ließ sie selbst wieder abdrucken in: A Treatise on the nature and properties of fire, in three Essays: 1) shewing the causes of vitality and muscular motion, with many other phenomena; 2) on electricity; 3) shewing the mechanical cause of magnetism and why the compass varies as it does. [Lond.]). — An Essay on the art of healing, in which pus laudabile, or matter, as also incarning and cicatrizing, and the causes of various diseases are endeavourd to be accounted for, both from nature and reason. (Lond. 1748.) Freke vertheidigt in dieser Schrift noch manche ältere chirurgische Vorurtheile, z. B. daß die Schußwunden vergiftet seien, daß Erysipelas von der Galle, Krebs von der schwarzen Galle herrühre. Den Eiter hält er für durch Luft veränderte Lymphe und für das eigentliche Mittel zur Vernarbung. Bei den Wunden stützt er sehr den Zutritt der äußern Luft. Bei Entzündungen räth er scharfe Mittel an, um dem Krankheitsstoffe einen Ausweg zu verschaffen u. s. w. Plain Account of the cause of Earthquakes, being a Supplement to the treatise on fire. (Lond. 1756.) (F. W. Theile.)

FRELICHO-USERO, ein See in der kurländischen Statthalterkammer im asiatischen Rußland, an der Nordostseite des Balts, ungefähr unter dem 55. Grade der nördl. Br. Seine Länge beträgt etwas über zwei Meilen und die Breite $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Meile. Ausser verschiedenen Klippen hat er drei bewohnte Felseninseln; die Fische geben die Tungen aus an einigen Stellen unergreiflich an. Rings um ihn herum sind, bis auf einige Thäler, hohe und jähe Felsenberge. Gegen ein Thal in Nordosten macht er einen kleinen Bufen, und in Westsüdwest hat er einen Abfluß, der einen vier Klaster hohen, prächtigen Fall bildet. Sein Wasser ist sehr rein und klar, und enthält Fische, Quappen, Hechte, Schleißen und viele andere Arten von Fischen, weßhalb er oft von den Tungen besucht wird. (J. C. Petri.)

FREMDE und FREMDLINGSRECHT (in Beziehung auf Rechtsalterthümer, vornehmlich im Betreff des Mittelalters), fremd, göttlich, vornehmlich ¹⁾, althochdeutsch framadi ²⁾, mittelhochdeutsch fremede, fremde ³⁾, alt-

1) *illius drist* durch *framathia alioq̃ue*, *amalgamavoc*, und durch *framathia*, *amalgamavoc*, *erfennen* und f. d. Nachweisungen bei A. Heister und Eddi, Glossarium der geistlichen Sprache S. 295. 2) *Glossae Keronis* Cap. 5: *alioquo iudicio et imperio fremdenum summi iudi iubetur*; Cap. 8: *alioquo radicis*, *non fremdenum radicem*; *Matth. 24. 82. 7. 8* (bei Schaller, Theol. 1. p. 168); *advenio non civili animo, sed alieno* (französisch *nahe mit fremdlichem* *mote*, *souvent mit*

(schlecht fremdlich, höflich fremd, altfremdlich fremd, fremd, dänisch fremmed, angelsächsisch fræmd, fremd*), ist aus einem Zeitworte gebildet, und gibt sich als Participium Praeteritum fund, sowie das isländische fræmandi*), schwedisch främmande, sich als Participium Praesentis darstellend. Die Wurzel, aus welcher das Zeitwort als gebildet am wahrscheinlichsten zu vermuthen, hat man*) wol am richtigsten in der Präposition fram*) gefunden, welche zur Bezeichnung des Räumlichen von etwas aus, von etwas her, sowie von der Zeit von an, seit, gebraucht wird. Hierzu paßt, daß in fremd die Bedeutung von fern, entfernt*) wahrscheinlich die

ursprüngliche ist, und diese die Bedeutung von extraneus*) (französisch étranger) nahe liegt. Nach Grimm*) ist das zweite für unsern Gegenstand wichtige Wort Gast, gothisch gasis**), altsächsisch, mittelhochdeutsch und hölländisch gast, altnordisch gestr**), schwedisch gäst, dänisch gæst. angelsächsisch gest, englisch guest. hiez ursprünglich nicht bloß die heutige engere Bedeutung von einem, der an einem öffentlichen Orte oder anderswo für Geld speißt, nämlich Kischgast, oder von einem, der zu Gast geladen wird, j. B. Hochzeitsgast, oder wenigstens, wenn er umgesehen kommt, als Gast aufgenommen wird, die Bedeutung von conviva, convivialor, sondern auch die von Ankömmling, Fremdling**), und ist dann mit dem lateinischen hostis in seine obsoleten Bedeutung zu vergleichen und entspricht dem lateinischen hospes in den Bedeutungen von Fremdling und Gast. Das Gast in alter ursprünglicher Bedeutung beides, sowohl Fremdling als Gast, in unserer heutigen Bedeutung bedeutet, ging aus dem Sittengesetz der alten Teutschen hervor, aus welcher Cäsar, Pomponius Mela und Tacitus folgende Nachricht geben. Der Celler*) sagt: Fremde (welche er durch hospites gibt) zu verletzen, halten sie für göttlos (oder nicht für recht); diejenigen, welche aus fremder Uebersache zu ihnen gekommen sind, schätzen sie vor Beleidigung und halten sie heilig**) (für unverletzlich, d. h. verletzen sie nicht); ihnen stehen die Häuser Aller offen, und Nahrung wird ihnen mitgetheilt. Pomponius Mela**): Das Recht haben sie in den Kerkern (in der Stätte), so daß sie sich nicht einmal der Räuber schämen; nur gegen Fremde***) (d. h. solche, die als Gäste kommen) sind sie gütig, und mild gegen Lebende. Tacitus****) berichtet

fremdenn); ebenfalls ist: alienae, aliunde gentis (ander wemmen bairisch); Glosse Lipsi, alienigenae, fremdioribus (Ostf. I, 5, 111; III, 18, 2); fremdlich glänzen, fremd machen, aufschneiden. 3) Witzungenbuch 3, 155: den fremden und' den chunden bot man anen gemach; fremde, fern, unheimlich, ausländisch, fremdbar, unheimlich, fremden, Præs. fremdeite, in der fern lassen, fern oder fern von jemand oder etwas bleiben oder sein, meiden, vermeiden, entfernen in seelischer und geistlicher Beziehung; die fremde, die Entfernung, das Fremdsin, das Fremdsinn, das Ausland verweisen in geistlicher und seelischer Beziehung; f. Nachweisungen bei R. R. E. Kndt, Glossar für den letzten des Fieders der Witzungen und der Rote 3, 17, R. v. d. Hagen, Der Witzungen Fied. (Breslau 1816). Fieders, Witzungen zum Witzgen 3, 578. Witzgenbuch 3, 60. Jernann, Witzgenbuches Witzgenbuch 3, 580; fremde-lich: fern, entfernt, ausländisch, unheimlich. Mundartlich wird vromede für fremde gesagt, so im Freiburger Stadtrecht vromede (extraneus) als Gegenstück zu: von der stat (indigena); vergl. Schiller, Glossarium Teutonicum pag. 891. Fremd wurde nicht nur in der Bedeutung von extraneus, alienus, sondern auch den inusitatus, insolens gebraucht. König Sigismund sagt im Obit vom J. 1417: Was auch fremder Leutle, Unfride und Ungerichte (d. h. Verbrechen) in dem R. R. Riehe sind, die zu bessern, und in gut Ordnung zu bringen u. f. w. Im Tugendpiegel (vom J. 1511) Fied. 122 b heißt es in Beziehung auf eine Exortation zu einem geistlichen Gerichte in weltlicher Sach und wachte der Krieger und die cotten von seines fremden sinne wegen angefochten werden. In einem Schreiben des Papstmanns Epistol von Stein in Oberkirch an den Bischof zu Reuburg vom J. 1554 (bei Neumann, Opus. p. 276, vergl. p. 162) wird ein neuer, im bairischen Rechtsbuche noch nicht enthaltener, Fall fremdes Recht genannt, nämlich: ob das war das ein fremdes Recht an die scrannen kam (töme), des das Puch nicht bet u. f. w.; f. Holtz, Gloss. Germ. col. 486.

4) Angelsächsisches Witzgenbuch Exad. XX, 3: ne lusa thu othere fremde godas ofer me, nicht lüge du andere fremde Götter außer mir. 5) Biörn Halldorson, Lexicon Islandico-Latino-Danileum. Vol. I, p. 213: Fræmandi, hospes, advena, fremmed. 6) Joh. Georg. Wachter, Glossarium Germanicum col. 481. 7) Heubrich, fram (f. die Nachweisungen bei v. Gabelitz und Fiedt a. a. D. 2, 297), altsächsisch fram (f. die Nachweisungen bei Schiller, Glossarium Teutonicum p. 313), altsächsisch fram, angelsächsisch fram, frem, englisch from, altnordisch fra, dänisch frem, fra, schwedisch fram, från. 8) In der Stelle des Witzgenbuches 3, 2913: das ist (nämlich) Etwas, den Bruchteil noch den ihr von den übrigen gemachten Verpflanzungen für Götter's eigen hielt, und Etwas (nämlich) in vromede waren, das war in harte leit, das man in so selten dienste von Striden lant, wird vromede durch fram erklärt (f. von der Hagen a. a. D. 2, 12). Doch liegt hier in vromede doch mehr, als bloß fram. Heimlich (Heimlich, heimlich 15. Bd. 2, 5) fast unter, Fremd*) eigentlich: entfernt, fern, in welcher annahme veralteten Bedeutung es sich zeigt, 2, 12 verkennt man, daß hier zu derselben Zeit wort — fremde von den Teufeln der Verführung. Doch wird frow durch fremde*) ausgedrückt, nämlich die Stelle: 'On frow fr toj

regei lufro zwelc Xpant, daz lufrozwelc ruc waltit reit lufro, mit frow to daz lufro daz frow lufro, welches frow gibt durch: 'Das hier zu derselben Zeit wort ohne Striden, fremde und außer der Bürgerhaft stand, und fremde von der Teufeln der Verführung.' Weiterwärtig ist die Vergleichung mit Ullrich, weil hier beide Wörter, nämlich Fremder und Gast, angewendet werden, und zwar auf folgende Weise: uno wozum das in jinnam mela ihm Xristan framwilt unueta israeli ja gastei gebalte traunte.

9) Gloss. Bonhor. fremder, extraneus. 10) Ullrich drückt frow durch gasts, und frowdiziv. Fremde aufstehen, und gastsine andinnen auf; f. die Nachweisungen bei v. Gabelitz und Fiedt a. a. D. 3, 36. 11) Wie Gestr. (ohne Fiedt) bei Romualdus Gest. m. hospes, advena, extraneus bedeutet, f. die Nachweisungen in den Oberkirch u. bei Grimm, der Rota Samundar. 1. Bd. 2, 329, 2. Bd. 2, 689, 3. Bd. 2, 22. Wie sich zugleich aus Zulammenstellungen des germanischen Wörter mit den gleichem oder ähnlichen Wörtern in fremden, nämlich lateinischen und slavischen, Sprachen finden. 12) Diese Bedeutung von Gast wird besonders durch die bildlichen Redemarten der Dichter des Mittelalters veranschaulicht; j. B.: die fremde war in hosen gast, die Fremde war ihrem Drogen fremd; die gote in j. ein gast, er was den gelouben gast, unguibig. Witzgenbuchten der Dichter auch gast für fremd. Ohne bildliche Zuwendung gast, d. h. Fremder, als Gegenstück zu landliche, j. B. text des Landes (latinerisch landmann), gebraucht; f. die Nachweisungen bei Benedikt, Wörterbuch zum Witzgenbuch 3, 584. Jernann, a. a. D. 2, 93. 13) De bello Gallico. Lib. VI, Cap. 21, §. 9. 14) non fas habent. 15) ab injuria prohibent, maciosque habent. 16) De Situ Orbis. Lib. III, Cap. 7. 17) tantum hospitibus milites. 18) Germ. 21.

umpländlicher: Gastfreier (*convivibus*) und Bewirthungen (*hospitiis*) gibt sich kein anderes Volk in solchem Uebermaß hin. Einen Sterblichen, wer es auch sei, von seinem Dache abzuhalten, wird sehr gottlos gehalten. Nach seinem Vermögen nimmt ihn jeder mit seinen zugerichteten Speisen auf. Wenn sie zu Ende gegangen sind¹⁾, wird der, welcher so eben Bewirthet (*hospes*) gewesen war, Wegweiser zu einem Bewirther (*monstrator hospitii*) und Begleiter, und sie gehen in das nächste Haus eingeladen; und es hat Nichts zu sagen: sie werthen mit gleicher Höflichkeit empfangen. Zwischen Bekannten und Unbekannten macht, soweit es das Gastrecht (*jus hospitii*) betrifft, Niemand einen Unterschied. Wenn der Abreisende etwas verlangt, so ist es Sitte, es ihm zu schenken; mit ebenselben Ungezogenheiten kann man dagegen auch etwas von ihm verlangen. Sie freuen sich über die Geschenke, rechnen aber weder die gegebenen an, noch werden sie durch die empfangenen verpflichtet. Die Lebensart zwischen dem Bewirthter und dem Bewirtheten²⁾ ist lieblich. Die Wichtigkeit des Gastrechts bei den Germanen wird auch durch die einheimischen Denkmäler bestätigt. Die *Haravald*, eine Sammlung fahrgemeiner Sitten; und anderer Lehren, beginnt mit der Lehre, wie vorzüglich Jemand in ein Haus gehen soll, und sagt Str. 2—3: *Pril den Gebenden!* Ein Gast (*gæstr*) ist hergekommen. Wo soll er sitzen? Es ist sehr düssig derjenige, welcher auf Wegen soll kein Frommen versuchen. Feuer ist demjenigen nöthig, der hergekommen und an den Knien erkaltet ist. Speise und Kleider sind demjenigen nöthig, der über die Heide geritten ist. Wassers des darf derjenige, welcher zum Mable kommt, Hanttuch und freundlicher Einladung³⁾. Jeder Gessinnung bedarf es, wenn man sich erwerben möchte Ruf und Wiederempfang. Die letzte Sittenlehre bezieht sich auf den Bewirthter und dessen Familie, und der Wiederempfang (*end-thagan*) stimmt mit dem, was Tacitus von der gegenseitigen Beschenkung des Bewirtheten und des Bewirthers sagt. In der *Vör Skirnir*⁴⁾ sagt Gerður, nachdem die Wagg gemeldet, daß ein Mann draußen von des Rosses Rüden geliegen: Wilt du ihn, herinzugehen in unser

Haus und zu trinken den klaren Met, obgleich ich das fürchte, daß hier außen bei meines Bruders Elfter. Die *Lex Burgundionum* Tit. 38⁵⁾ schreibt vor: Wer immer einem als Gast Kommen⁶⁾ das Dach oder den Herd verweigert, werde durch Einbringung von drei Schillingen bestraft. Geschah die Verweigerung von einem Tischgenossen des Königs (*conviva regis*), so mußte er sechs Schillinge als Strafe zahlen. Das fünfte Capitulare des Jahres 803 Cap. 16 besteht: *Ut infra regna Christiano propitio nostra* (Karls des Großen) *omnibus*⁷⁾ *itinerantibus nullus hospitium denegat, mansionem et focum tantum. Similiter pastum nullus contendere faciat, excepto prato et messe.* Der *Sachsenpiegel*, Buch II. Art. 68, enthält dagegen die Ausnahme: *Erleget dem wegfertigen⁸⁾ Manne kein Pferd, er muß (darf) wol Korn⁹⁾ schneiden und ihm geben, also fern (soweit), als er es ertheilen mag, stehend in dem Wege mit einem Fuße, er soll es aber nicht von bannen führen¹⁰⁾.* Der *Schwabenspiegel*, Cap. 197. §. 10. 11¹¹⁾, sagt: Ein Mann schneidet wol seinen milden Pferden ein Futter, das gegen einen Pfennig werth ist, ob (wenn) er wohnt, das es ihm erliegen wolle. „Des“ (deshalb) muß er auch schwören, ob (wenn) jener, dessen das Korn ist, es nicht entbehren (nachlassen) will. Er läßt auch seine Pferde treten mit den vorderen Füßen in das Korn, und läßt es essen „unz“ (bis) er wieder kommt, und er soll „des futezr nizi“ (von dem Futter nicht) von bannen führen. Das hochm. Landrecht §. 47 sagt: *Item ein Fuhrmann, der über weg kommt gefahren, der mag (kann) drei Garben gegen dem Stück fordern (für tern) und die Orte (d. h. das, was das Vieh vom Futter übrig gelassen hat und verwirft)*¹²⁾ in dem Weg

23) De hospitalitate legatis ceterarum gentium, et itinerantibus non deneganda. Nachdem die Vorlesungen gegeben sind, was ein Gesandter fremder Nationen zur Bewirthung erhalten soll, wird Leg. 6 von dem gehandelt, die in eigener Sache reisen, nämlich: Si causa privata (nach andern Kiste, casa proliata, nach andern praelata) ihre agens ad Burgundionen domum venerit, et hospitium petierit, et ille domum Romani ostenderit, et hoc potuerit approbati, inferat illi, cuius domum ostenderit, solidos tres, et multas nomine solidos tres. 24) Hospitali venient, nach andern fectat hospitium venient. 25) Hierdurch erhält sich die Stelle im ersten Capitulare des Jahres 802 Cap. 27. De hospitalitate. Principiumque ut omni regno nostro neque dives neque pauper peregrinus hospita denegare audeant, id est, sive peregrinus propter Deum ambulans pro terram, sive cultus itinerans propter amorem Dei et propter salutem animae suae tectum et focum (et) aquam nemo illi denegat. Si autem amplius eis aliquid boni facere voluerit, a Deo sibi sciant retributionem optimam, ut ipse dicat: Qui autem suscepit unum parvulum propter me, me suscepit. Et alibi: Hospes sui et susceptus me. Aus dem Ergl. mit dem fünften Capitulare des Jahres 803 Cap. 16 geht hervor, daß das propter amorem Dei et propter salutem animae suae nicht auf Itineranten, sondern auf hemo denegat zu beziehen. 26) Nach dem lateinischen Text: si equitantis seu viatoris equus fuerit fessus. 27) eidem licet sata seu annonam iuxta viam postum non statuat succedere, et apcas (sic) famina fugat Cod. Lips. 4 et Edit. Bas. sicut) ad pabulumque equos ponere etc. 28) et ea post equi aut equorum pastum nulli ferat ad sui profectum. 29) R. Schütz, Thesaurus p. 118. 30) über Ort, Ortel in dieser Bedeutung f. Ziliing, Woruch eines vierfüßigen beschliffenen Hiebtruchs. 3. 23. S. 272. 273.

1) Quom delescere; doch war es nicht Regel, wenigstens später nicht, daß der Gast blieb, bis in dem Hause seines Bewirthers Alles aufgebraucht war, welches auch in Rücksicht auf die Familie des Bewirthers nicht Rathhaben konnte. Über die Bedeutung der Zeit sagt ein angelsächsisches Gesetz: twa nigt gest, thrid nigt agen hine (daraus nochtibus hospes, tertio nocte familiaris habendus est) (Lex Edwardi 37; vgl. Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 400). Der Verfasser der *Egilasaga* Cap. 81 sagt: oder das war nicht Eltte, zu sitzen länger, als drei Nächte; at kinni, welches in der Uebersetzung der koppenbegeren Ausgabe der genannten Sage vom J. 1809 S. 688 richtig gegeben ist, durch: „in hospitio familiaris,“ und nicht bloß, wie Jac. Grimm that, durch: „in hospitio“ zu erklären ist; denn Fremde blieben düssig länger, und durften länger bleiben, ohne gegen die Eltte zu verstoßen; ja! manche Fremde blieben den Winter hindurch in einem und demselben Hause. 20) victus inter hospites comis.

21) thiods, Gæmthin thiodsladar, vnn thiod, Volk, und thid, Einladung, schreibt, wie es in der großen Ausgabe der *Kdda Samundar* 3. 28. S. 70 und 259 öftter vorkommt, liberalis (vi vocis: popularis) invitatio. 22) Str. 16 in der großen Ausgabe der *Kdda Samundar*, 3. 28. S. 76.

liegen lassen; wenn er aber die Orte auf das Stück würfe oder die Garben auf sein Vorr (Futtwert), soll er um Brüche und Schaden angehalten werden. Des benter Heitrichts §. 10. II sagt: De frümde Fohrmann, so dar kompt fahren, as deselbe welk Garzen untimbt und vor denselben Stücke halten thut, dar sin perdt etwas *gesudert* (füttert) dat overige op dat Stück wider werpen wird, sall sorder kein klage over gahn und nit beak werden; . . . so ein Heuter come reiten und hedde ein meide Perdt, so sall hei vor ein stück reiten, und rüken sein *per* aus und *spellen* (spießen) *darin een oder twee garzen*, und riden damit an dat negste Werthshus und trinken eine Masse oder twee und rüken dan voort. Die altenstatter Weistümer vom J. 1485 sagen: Auch weisen die Räter (Markgenossen) vor ein alt herkommen Recht, wäre es Sach, daß ein fremd Mann käme gefahren mit seinem Vieh und Geshirz, daß ihne die Nacht in der Mark überfiele, der möchte seine Nachtrube da nehmen, und die Nacht sein Vieh auf die gemeine Weide treiben, beschleichen in den Unten (zur Zeit der Winttrubel). Die Westgotalag Bygd. 4, 1 besagt: Reitet ein Mann auf dem Wege, der durch die Weide der Menschen fällt (geht), und bedarf Weide für sein Pferd, soll er haben ein fünf ellenlanges Tüchler (Züverseil)³¹⁾ und ein siebenlanges Grimmsknep (Zaumholz), dann soll er den Tüver Pfost (Tücherhalm) mitten auf dem Wege einschlagen, so kann er in der Weide schuldlos weiden. Das jüdische Gesetz sagt: weghfarind man ok gäst mugh äi gräs synia, auf dem Weg fahenden (b. b. reisenden) Manne und Gasse mag (kann) man nicht Gras verweigern. Die Frostadings-Lög 15, 40 schreiben vor, daß, wenn ein Mensch seinen Weg zu Pferde fährt (geht, reitet) und her nächst dem Wege steht, er da soviel nehmen mag (kann), als sein Pferd zum Futter braucht; daß er aber, wenn er etwas mit sich davon führt, ein Dieb ist. Die Lex Wisigothorum Tit. IV. Leg. 27. Antiqua: Ne iter agentibus pascua non conclusa vententur, besagt: Reisenden soll nicht verboten werden, auf Weiden, welche nicht verschlossen³²⁾ sind, das Gras abzupacken und die Saumthiere³³⁾ oder Ochsen zu

weiden, sobald sie an einem Orte nicht länger als zwei Tage, wenn sie dieses nicht von dem, dem die Weiden sind, erlangt haben, verweilen. Noch sollen sie größere³⁴⁾ waldbaumtragende³⁵⁾ Bäume, wenn es der Waldherr nicht gewährt, von der Wurzel abbauen. Zweige aber, zum Füttern der Ochsen gebrüht, abzuhauen, seem sie nicht gehindert werden. Das lither Weistum und Weistann vom J. 1423 besagt: Item hat mein andiger Herr einen Wald liegen zwischen Lorch und Bursfelde, gen der³⁶⁾ Lorchfeld Wald, dadurch gehen Straßen, die ein jeglicher Widermann gebrauchen mag mit Eren; wäre es Sach, daß ein Mann dadurch mit seinem Geshirz fahre, so mag er und sich sehen, sihet er dann einen Stamm, damit er seinem Geshirz zu Holz kommen mag, den mag er abhauen, und sein Geshirz damit machen, und das Altholz wieder uf den Stamm legen, und wäre es aber, daß es ihm das Altholz gefiele und mit ihm fahrt, so soll er drei Wurmher Pfennig uf den Stamm legen. Nicht bloß für sein Zug: ein Reitvieh und Geshirz konnte der Reisende, wenn es auch that, sich auf obige beschriebene Art und Weise helfen, auch für sich selbst. Er durfte den Sandstich voll Rufe pflücken, drei oder vier Trauben in die Hand fassen, drei Äpfel sich vom Baume brechen³⁷⁾; auch durfte er fischen³⁸⁾. Das altenstatter Weistum sagt: Auch weisen sie: käm ein fremder Mann von hundert Weiden her und wolt einmal die fischen, der mag einen Samen entziehen von einem Räter (Markgenossen), und mag in die Wad fischen gehen, und was er von Fischen fängt, mag er Feuer machen auf den Staden und die fische da fieden und essen, und er soll sie auch nicht auf der Mark tragen. Am Ufer sollte er sie fieden und essen, um nicht für einen Dieb gehalten zu werden, aus welchem Grunde auch der Fremde, der sein Zug: oder Reitpferd fütterte, vor dem Grundstücke halten mußte und die Überbleibsel nicht mit sich nehmen durfte, oder wenn er nicht vor dem Grundstücke fütterte, vor dem Weisthaus füttern mußte. Ine, der König der Westsachsen, schreibt in seinen Satzungen Cap. 20. Be seorran cennum men, über von fern her gekommenen Menschen, vor: Wenn ein aus der Ferne kommender Mensch (seorcan man, nach anderer Lesart seorcan man, aus der Ferne kommender Mensch) oder ein Fremder³⁹⁾ aser Wege durch das Holz geht, und nicht ruht oder das Horn bläst, muß er für einen Dieb angesehen, und entsetzt

31) Um das Pferd zu führen, b. b. an einen Pfost oder Pfahl anzubinden, daß es das Gras nur an einem bestimmten Raume abweiden kann.

32) In pascuis, quae conclusa non sunt. Die XXV. Antiqua. De servando jacta via publica habetis jactis pascuis, daß die an dem Wege liegenden Getreidefelder, Weinberge und Wälder mit Zäunen, oder wenn der Besitzer arm ist, mit einem Weiden eingezäunt werden sollen. Die XXVI. Antiqua. Si de campis vacantibus iter agendum animalia expelluntur scribitur: Si aliquis de apertorum et vacantium camporum pascuis, licet eos qualesque fossis praecinxerit, caballos aut boves, vel cetera animalia quocunque ejusmodi licet agendum ad domum suam inclusurus eduxerit, per duo capita tremissem cogatur exolvere: si vero ut non pascatur expulerit, per quatuor capita tremissem accipiat, qui excepit injuriam. That dieses, so sollte er von dem Grafen der Stadt oder vom Richter 100 Weistheile erhalten, und sein Herr keine Gefährde oder Schaden erleiden.

33) Jumenta, hier als Gegenstück zu boves, Pferde, Ranthiere, Gsel.

34) arbores majores vel glandiferae. 35) Fichten oder Buchen tragende. 36) Gegen den Wald der Lorchfelder. 37) Sit Grimmin, Deutsche Reichthümlicher. 38) Hieret gibt nur auch, daß, nachdem im lateinischen Hebräer von Weiden und Weisthümern von ihm gesagt werden, daß er, als er auf seine Fische sich besah, Weist mit Weistgen und auf dem Staden fangen, es J. 421 — 422 (Ausgabe von Glicker S. 32) weiter heißt:

Aut ubi pervenit, quo flumina curva fluent, Immittens humanum, rapuit sub gurgite praedam, Atque famis pestem populi, tolerando laborem. Beral. S. 340—341, wo gesagt wird, daß Weistler, als er sein Weist angetreten, eine Angeltube mit sich genommen, um Fische für seine Nahrung zu fangen. 39) odhde fremde.

erschlagen, oder ausgeföhrt werden. Die Lex Wisigothorum Lib. VIII. Tit. II. §. 3 Antiqua. Si dum iter agitur, ignis longius dilabitur, schreibt vor: Wenn ein auf der Reife Besindlicher an dem Felde eines, wer es auch sei, angehalten, und um Speise zu kochen, oder oon der Noth der Kälte gezwungen, Feuer angemacht, so sei er vorständig, daß das Feuer sich nicht zu weit oerbreite. Oder wenn in Dornen, oder in trockenem Futter, in welchem meistens die Flamme genährt wird, ein Brand stark wird, so löschet es das Feuer, wenn es möglich, aus. Wenn sich die Flamme weiter ausbreitet und die Ernte, oder die Tenne, oder die Weinstöcke, oder das Haus, oder eine Obstpflanzung durch die Feuersbrunst oerbrannt werden, so werde er genüthigt, soviel, als die Flamme verzehret hat, zu erstatten⁴⁰⁾, oder zu componiren, weil er das Feuer, das er gemacht hatte, auszulöschen vernachlässigt hat. Eßlichem Versehen waren die Fremden, so sehr sie auch als Gäste bei den Germanen geschützt wurden, durch die Gesetze ausgeföhrt, welche man in Betreff der Fiskus (s. d.) gab. Die Lex Burgundionum Tit. XXXIX. De receptis advenis, schreibt vor: Wer immer einen zu ihm kommenden fremden Menschen, von welcher Nation er auch sei, aufgenommen, stelle ihn dem Richter zum Discutiren dar, damit er durch Anwendung von Hölterungen besinne, wer er sei. Wenn Jemand es binnen sieben Tagen nicht that, und jener von seinem Herrn erkannt ward, war derjenige, bei welchem der Sklave gefunden ward, zur dreifachen Zahlung des Preises desselben gehalten, ausgenommen bei demjenigen, welche durch Gefangenhaft hinweggeführt, zu ihren Herren oder Blutsfreunden und dem eigenen Boden zurückkehrten. Wurde jedoch ein kommander Unbekannter von dem Actor oder dem Colonus irgend eines ohne Wissen des Herrn aufgenommen und verhehlt, erbieth der Actor oder der Colonus 30 Prigelstöße, und der Herr mußte schwören, daß er oon dem Schlafwinkel des Ruchlings keine Mitwisserschaft gehabt habe. Knut's angelsächsische Gesetze haben Ges. I. Cap. 32: Ut alienigenae libidinosi ejiciantur. Aethelthode men, gif hig heora haemed ribian nellan, of land mid heora achton and synnan gewitan. Ausländische Männer sollen, wenn sie ihre Furerer nicht bessern wollen, mit ihren Gütern und Sünden aus dem Lande reichen⁴¹⁾. Übrigens standen die Fremden unter dem Schutze des Königs. Im Friedensschlusse zwischen dem Schwabard, dem Könige der Engle (Angeln), und Guthrum, dem Könige der Dene (Dänen), findet sich Cap. 13: Be gehadedum and aethleo-

digum. Ben Geweithen und Fremden. Wenn Jemand einen Geweithen (Gehadodene) oder Fremden durch einig (irgend ein) Ding erräth (Vertrath an ihm begeh), an Gut und Leben, dann soll ihm der König oder der Earl da im Lande, oder der Bischof des Volkes sein für Wage und für Mundbrod (Schäfer, s. d. soll die Stelle des Blutsfreundes und des Schutzwährernden vertreten), außer wenn er einen andern hat. Und man böse gern (willig), je nachdem die That ist, Christo und dem Könige, so (wie) es gebührt, oder der rädhe streng die That, der König im Volke ist. In den langobardischen Gesetzen (sagt Rotharis Leg. 390): Alle Gargangi (Wargangi)⁴²⁾, welche oon äußeren Gebieten in unsere Reichs Gebieten angekommen und sich und die Ihrigen unserer Gewalt⁴³⁾ unterworfen haben, sollen nach unsern Gesetzen der Langobarden leben, wenn sie nicht ihr Geseh von unsrer Liebe erlangt haben. Wenn sie eheliche Kinder haben, sollen sie als ihre Erben in Allem, sowie auch die ehelichen Kinder der Langobarden, sein. Wenn sie aber keine ehelichen Kinder haben, sollen sie es nicht in ihrer Gewalt haben, ohne Befehl des Königs ihr Vermögen leihen, wenn sie wollen, zu thingiren (schenken), oder auf welche Art sie wollen, oder durch welchen Titel sie wollen, zu veräußern. Dieses Geseh ist in doppelter Beziehung merkwürdig, einmal darum, weil es bestimmt, daß die aus dem Auslande kommenden Wargangi nach den Gesetzen der Langobarden leben sollen, wenn der König ihnen nicht gestattet, nach ihrem Rechte zu leben; zweitens, weil die Beschränkung der Freiheit der keine ehelichen Kinder habenden Wargangi, über ihr Vermögen ohne Bewilligung des Königs zu verfügen, ein Keim zu dem nachmals sich so streng ausbreitenden Fremdlingsrechte ist. In ersterer Beziehung bemerken wir, bevor wir von letzterem Rechte handeln, Folgendes: Nach dem Westgotalag Mandr. 9 haßete der, welcher einen ausländischen⁴⁴⁾ Menschen erschlug, zu keiner Artarbot (Geselächterbusse, Busseid, das an das Geschlecht des Getödteten gezahlt werden mußte), wurde nicht striclos und landflüchtig. Dabzi entsteht die wichtige Frage im Betreff der germanischen Volksstämme, welche sich als ausländisch betrachteten, und welche nicht. So läßt sich z. B. vermuthen, daß die Ost- und Westgothen in Skandinavien im Gegen-

40) Mit der Lex Wisigothorum verbinde man Lex Burgundionum Tit. XXXVIII. Leg. 7—10 (s. Georgisch, Corp. Juris Germ. antiqu. col. 365); Si quis (es ist von einem in Priuotangelegenheit stehenden die Rede, im Ökonomie zu einem Gesandten ausländischer Herr) in agro regio vel colonica uoluerit adplicare, non permissus fuerit, colonus sustineat. Si autem hospes huiusmodi aliquid inuolenter euerit, in noxigilio restituit. Si in uia conductor ingenuus est, et lectum aut focum non dederit, inferat mulctam nomine sui. III. Si seruus est, sustineat. Quod de Burgundionibus et Romanorum annulum colonie et seruici praeceptum custodiri.

41) N. Schm.

Die Gesetze der Angelsachsen. I. 29. S. 163.

42) Nach der Fassung des Cod. Cathedr. Mutin. Wargangi, die Form ist die ursprünglich testliche, Gargangi die italienische. Muratori (Rer. Italic. Script. T. I. p. II. p. 48), Neage (S. 54) und Andere stellen Wargangus mit dem Vargus der Lex Säch. Tit. LVII. Leg. V. Wargan an, was erst deponere da vordem pagt, allmählich wargt (küst), Geschlehter, zukommen. Daß man bemerkt hat. Grimm (Deutsche Rechtsalterthümer S. 396, 397), Wargangus ist ein Compositum, dessen erster Theil, wie er glaube, Wogung, Aufenhalt, allmählich Her, bezieht; dem Sinne nach also ein Wogabund, her zu den Häusern der Ernte kommt und betritt; voral das allmähliche Wergang, mendicatio, Wandern den Haus zu Haus. Die angelsächsische Sprache habe in dem Gargangus völlig entsprechendes Wergene, aduana; Cudmon 80, 11 den Reuocodiner: widra wergene of wadde com; alldeutlich findet sich camestengo (gyrotango). 43) Nach dem Cod. Cathedr., unter den Schwid unsrer Gewalt. 44) d. h. derer nachher ausländisch man, eigh ma frid skyn or jandi skyn ok i ätt hana.

satz zu den Schweden in engerer, ursprünglicher Bedeutung nicht als Ausländer betrachteten, weil sie ein Ding (Rechtsgerichtsvorstellung) aller Gothen hatten. Ebenso hatten die Westfalen und Ostfalen und Engern, ungeachtet sie trotz eines allgemeinen sächsischen Rechts in vielen Punkten verschiedene Rechtsbestimmungen hatten, ein Aiding, und standen also nicht einander als Fremde gegenüber⁴³⁾. Die Verhältnisse⁴⁴⁾ scheinen so gewesen zu sein, daß, sobald verschiedene Völkerschaften in einen Bundesstaat oder in ein Reich zusammentraten, jede Völkerschaft zwar ihr Recht behielt, aber den andern Völkerschaften desselben Reichs nicht als Rechtlose, namentlich nicht als kein Vergeld (s. d.) Erhaltende gegenüberstanden. Dieses wird deutlich aus Vergleichung des sächsischen Gesetzes, in welchem nicht gesagt wird, daß Jemand nach dem Rechte seines Volkes im Lande der Salier gerichtet werden soll, mit Vergleichung des ripuarischen Gesetzes, nach welchem den in das Land der Ripuarier kommenden Alamannen, Baiern, Friesen und Sachsen ein Vergeld geschieht ist⁴⁵⁾. Der Rechtsgrundsatz, daß jeder Reichsgenosse in dem Lande einer Völkerschaft desselben Reichs nach dem Rechte seiner Völkerschaft leben sollte, ward mannigfach beschränkt, vornehmlich in Beziehung auf das Verbrechen. Der Sachsenspiegel Buch I. Art. 30: Jeglicher in komen man⁴⁶⁾ (hereingekommener Mann) empfängt Erde binnen dem

Land zu Sachsen nach des Landes Rechte, und nicht nach des Mannes Rechte, er sei Baiern, Schwabe oder Friesen. Über die Hinterlassenschaft Fremder bemerkten wir Folgendes. Kaiser Friedrich II. sagt in den der Stadt Goslar im J. 1219 gegebenen Privilegien⁴⁷⁾: Item Advocatus Civitatis nullius haereditatem debet accipere, praeterquam historionum, jocularum et advenarum, sed advenae haereditatem per unius anni circulum in manu alicujus Burgensis salvam faciet observari. Kam innerhalb dieser Zeit Niemand, welcher sie verlangte, dann erst konnte der Voigt der Stadt solche Erbschaft für sich behalten. In einem alten Gesetze⁴⁸⁾ über die Rechte der hildesheimer Voigtei heißt es: Si aliquis advena moritur, ejus bona debent in eadem advocacia revari anno et die indistructa, und wenn innerhalb der genannten Zeit der geistliche Erbe nicht gekommen, soll über jene Güter (d. h. hier bewegliche Güter) der Voigt Nichts verfügen ohne die Stadt, noch die Stadt ohne den Voigt. Der Bischof Otto von Hildesheim sagt in dem von ihm im J. 1280 den Städtlern in Nibem (oppidanis nostris in Nibem) gegebenen Privilegien: Si vero⁴⁹⁾ advena fuerit, bona ipsius ad annum et diem integra per Judicem et Consules servabuntur. Und wenn kein wahrer (rechter) Erbe innerhalb der genannten Zeit gekommen, sollen die Güter (d. h. die bewegliche oder fahrende Güter) unsre sein. In diesen Stellen ist die Rede von frei oder für frei gehaltenen Menschen, oder wenigstens von solchen, welche noch nicht als Wilsfänge (Wildsiegel⁵⁰⁾, Wildfänge, Bachtsteken) in Anspruch genommen worden sind. Es galt nämlich der Rechtsgrundsatz, daß wer seine Wohnung da aufschlug, wo er mit Freien keine Gemeinschaft hatte, bei Föhrigen bloß lehte, die Freiheit verlor. Man sagte, die Lust nicht eigen. Dieses Recht der Herrschaften ward dann überhaupt auf gewisse Landstriche ausgedehnt, wo auch nicht bloß Freie, sondern Freie und Unfreie vermischt wohnten. Leht in einem solchen Landstriche, für welchen das Wilsfänge recht⁵¹⁾ galt, ein eingewandter Fremder über Jahr und

43) f. das Röhre über das Aiding der Sachsen in der Küm. Annot. d. B. u. R. I. Sect. 25. Th. S. 236. 44) Nach Cassian's und Moyses's Meinung wäre das System der persönlichen Rechte erst durch die Erhebungen der Aestiden auf römischem Boden hervorgerufen worden. Der Art. Grimm (a. a. D. S. 398) zeigt, daß die Stelle des ripuarischen Gesetzes, auf welche sie sich stützen, diese Annahme nicht erweist. 47) f. das Röhre in der Küm. Annot. d. B. u. R. I. Sect. 47. Th. S. 250. 48) Waldbrecht S. 250. 49) f. die Stellen über die Vererbung des sächsischen Reiches aus außerhalb des Landes der Salier, und selbst bis nach Italien, angestrichen. Wie noch spät in der letzten Hälfte des Mittelalters auf die persönlichen Rechte der Stämme gesehen ward, hierfür findet sich eine Stelle aus einem Landgerichtsbuch vom J. 1455 in der Küm. Annot. d. B. u. R. I. Sect. 42. Th. S. 256. 46) Nach dem lateinischen Text: Quilibet advena die hujusmodi iustitiae iure in terra Saxoniae in percipiendis haereditate, non secundum iura personae, sed secundum iura terrae Saxoniae, cuiuscunque etiam sit, Bavariae, Franciae, vel Sueviae nationis. In-komen (ein-komen) man wird im Röhre übergeführt durch kommander (Ankündigung). Später als in-komen man kommt der her-komen man, z. B. bei Gertr. mann von der Art im Jem. Der Ungenannte in der österr. reichlichen Annot. Cap. 43 (bei d. Neukirchberg, Nel. Jur. T. V. p. 158) sagt nach dem allen werft die gewain auff zu ihrem vorgeher und redner den Odenacker als neu herkommen man. Der (18) Cap. 41, S. 161: die wästen nit vil Gelegenheit umb der Stadt Freyheit noch nach die Regier des Landes, wie all suchen von Alter herkommen waren, nachdem sie all neu herkommen Leut waren und in dem Rath vor mit gewesen waren. In den freiburger Statuten, Tit. vom Landt-Richter (die Stelle bei Heltius, Glossarium Germ. col. 894): Ist er ein herkommen Man, er sey Ritter oder Knecht, und setzt sich in die Stadt wohnhaftig, er muos schossenn, und wachenn mit den Burgern, sie wölleu ihn dann erlassen. Die engelsburger Bergflucht vom J. 1338 sagt: fortan all unser gnädiger Herr beschurren und beschirren Witwen und Weisen, den herkommenen Man mit seinem rustigen pfeise, gleich den inwendigen.

49) f. Heltius, Antiqu. Gossolensis. Lib. II. p. 219. 50) Bei Grusen, Antiqu. Hanover. p. 234. 51) Berossus sagt nämlich: Item si aliquis in dicto Oppido (Nibem) decenerit, liberi vel cognati secundum quod proximiores iudicia operarii fuerint, defuncti recipient bona, seu haereditatem, quae Arvord elector sine Rada (Gerabe, d. h. Gertr.) Sed si infra oppidum consanguinei non fuerint habitantes, consanguinei extra oppidum admittuntur iure suo. Si vero advena sit, d. h. Wildfänge, ist nämlich von wild eingefangenen Bögeln genommen. Wildfang heißt in der Sprache der Polsterer ein wild eingefangener Falt, im Organon vom Felling, einem Falt, der aus dem Reste genommen und aufgezogen ist. 53) Ursprünglich galt das Wilsfänge recht im Betreff dieser Föhrigen, welche dem Herrn entschlössen waren, und welche der Herr innerhalb Jahresfrist nicht in Anspruch genommen hatte. Es z. B. heißt es im Bericht der Oberförster: Item und sich behältet sich in demselben vertrag des all wästen Wilsfänge empfohen, keme aber ein nachfolgender Herr in der Jores-frist, so rühlet man von ihm als nicht recht were, keme aber kein nachfolgender Herr in der Jores-frist, so sollen sie den stumen (Stamm) und was davon kome sich behabben. Der sequens dominus tenent sigen in der Les Alamannorum per: f. die Stelle in der Küm. Annot. d. B. u. R. I. Sect. 45. Th. S. 246. 247. Was in diesen und den andern

Tag⁴¹⁾, so fiel er dadurch in den Stand der Hörigkeit. Da Vermögende die Mittel hatten, nicht so lange an einem Orte in der Fremde bleiben zu müssen, und sich, wenn sie sich in denselben niederlassen wollten, ankaufen konnten, so trafen jenes Unglück hauptsächlich nur Verbannte und arme Leute, welche sich, ohne Vermögen zu haben, nothgedrungen in der Fremde niederließen. Arme konnten überhaupt leicht für mildeere Verhältnisse gehalten werden. Das eigentliche und ursprüngliche Wildfangsgericht bestand darin, daß alle fremde Personen, welche in Jahr und Tag keinen nachfolgenden Herrn hatten, Leibeigene der Herrschaft des Landes wurden, und in solcher Eigenschaft gleich Anfangs den Habsburgern, auch hernach theils jährlich, theils bei Sterbefällen etwas Gewisses erlegen mußten. Kurfürst hatte dieses Recht nicht dem Bisthumsrechte, dem Bisthumsfalle, in einem gewissen Districte, welcher sich in vieler Herren Länder erstreckte; und setzte den Ursprung desselben in einem uralten Herkommen, und dieses sei dann in neueren Zeiten durch ausdrückliche kaiserliche Privilegien bestätigt worden. Namentlich geschah dieses

Wesigen durch *fugitivus servus*, oder doch durch *fugitivus et servus* fugiens ausgedrückt wird, bist in den Besitzungen herkommender Mann, nämlich in dieser speziellen Bedeutung, welche aus dem Zusammenhange erhellt, wie von dem nachfolgenden Herrn die Rede war, mochten das münchseinerleiber, weltlicher, bannförmiger, pommeraner und andere Bisthümer Bisthümer geben. Aus dem pommerschen Bisthume bemerkte wir: Vort wiesent die heimbürgen unsern Herrn von Teler, einen ankomen u. stifte die clocke, die volge, den bann, den herkommenen Mann, den graven walt, den sunn, den prunt, den roztigen spleas, die krumme bach, wasser, weide, nichte, herberge, die gebot u. alle gewalt. Beral. die Urkunde von J. 1507 (bei Lünther, Cod. diplomatische Rheino-Mosellanus. T. V. p. 147) und aus unserm geistl. (a. Xer) von heimbürgen, geworen und ganzer gemeinde alle jertliche zugewiesen wird wasser und weide, der grae walt, herkommende man, der glockenklang, das gemein geschrei, die folge. Die Gerichte, welche man brauchte, mit welcher man sich des herkommenden Mannes, nachdem er Jahr und Tag im Lande gebauet hatte, demüthigte, und welcher der kommende Büttel sprach, war dieses: Ich nehme dich im Namen unser gnädigsten Herrschaft zum Wildfang und begehre von dich den Habsburgern (vergl. Wöhner, Ausgabe des Schiller S. 512 b, und Jac. Grimm a. a. D. S. 309).

54) Dieses ist die alte Frist, wodurch einer da, wo er seine Wohnung aufsucht, wenn sein Widerspruch der Nachbarn erfolgte, das Recht, da zu wohnen, wie dieser, erhielt. Die Lex Salica Tit. 48. De Migrationibus, beginnt: I. Si quis super altarium in villa migrare voluerit, et aliqui ex eodem, qui in villa constant, cum auspicio voluerint, et vel unus vel aliqui ex ipso extiterit, qui contradicat, migrandi licentiam ibidem non habeat. Si vero contra interdictum unius vel duorum in villa ipsa sedere praesumpserit, tunc testare illi debent, et si noluerit exinde exire, ille qui testat, cum testibus sic ei debet testare, ut inter noctes exinde exeat, und befristet weiter, was zu thun, wenn der Eingewanderte in dieser Frist nicht wieder fortging, welches Verdicten endlich damit endigt, daß er durch den Grafen auf dem Orte vertreiben wird, und sagt dann: Il. Si quis vero admigravit et ei aliqui inter XII menses nullus testatus fuerit, ubi admigravit, securus sicut aliis vicini consistat. Jac. Grimm (a. a. D. S. 309) setzt fragen zu *securus fere*. Aber von Hörigkeit, in welcher Beziehung er hier fragt, ist gar nicht die Rede, sondern securus bedeutet hier unangefochten, d. h. es konnte nach einem Jahre keiner der Nachbarn mehr ihn hindern, gegen, oder wenn er nicht ging, einen Proceß zu seiner Vertreibung anstellen.

im J. 1518 vom Kaiser Maximilian I., und dessen Urkunde wurde dann wieder von andern Kaisern bestätigt. Über dieses Privilegium, welches Kurfürst im J. 1616 dem Kammergerichte insinuirte ließ, wurde von diesem im J. 1618 eine Urkunde ausgestellt. Über die allzu weite Ausdehnung dieser Freiheit wurden bei den weltlichen Friedensunterhandlungen Beschwerden geführt. Nach geschlossenem Frieden führten die benachbarten Reichsfürsten Klage, daß Kurfürst diese Gerechtsame zu ihrem und ihrer Unterthanen Nachtheile wider die Rechte und den mächtigsten Friedensschluß allzu weit ausdehnte, namentlich thaten dieses Speier, Worms, die Rheingrafen und die Reichsritterschaft der drei Kreise in der den 29. Nov. 1653 bei dem Reichshofrathe abhängig gemachten Klage. Im J. 1654 brachten die Benachbarten ihre Klagen bei dem Reichsconvent an. Da aber nichts Eigentliches daraus beschloffen war, schlossen im J. 1654 Kurtrier, Kurland, die Hochstifte Speier, Worms und Würzburg, der Herzog von Lothringen, die Rheingrafen und alle drei Reichsritterschaften wider Kurfürst ein Bündniß, zu Folge dessen erst mit der Feder, dann aber mit den Waffen gekämpft ward. Nachdem wieder die kaiserlichen Befehle, noch die verschiedentlich geschlossenen gültigen Conferenzen diesen Streit⁴²⁾ halten schlichter können, compromittirte man auf die Kronen Frankreich und Schweden. Ihre Subdelegirten thaten den 17. Febr. 1667 zu Heilbronn in der Sache einen schiedsrichterlichen Ausspruch⁴³⁾, und bestimmten die Schranken, innerhalb welcher Kurfürst sich in Ausübung dieser Gerechtsame halten sollte. In dem Vertrage zwischen Kurfürst und der obers und niederhessischen Ritterschaft vom J. 1717 werden unter den kurfürstlichen ständigen und unsändigen Ueiden⁴⁴⁾ nach dem Lande Heilbronnens aufgeführt alle Leibeigenschaftsrechte, der Wildfang, Unterthänigkeit und Leibeigene. Dem Johanniterorden überließ Kurfürst im J. 1721 in des Ersten, in dem Oberamte Germerheim gelegenen, Dörfern die Wildfangs-, Leibeigenschafts- und andere Gerechtsame auf Art einer Erbverleibung. Da der Kurfürst Karl Theodor an diesen Vergleich nicht gebunden sein wollte, klagte der Orden Anfangs bei dem Reichshofrathe. Jedoch ward im J. 1749 ein neuer Vergleich⁴⁵⁾ getroffen. Als Graf zu Hattenstein schloß der Herzog zu Lothringen und Großherzog zu Toscana den 24. März 1733 mit Kurfürst wegen des Wildfangsrechts einen Vergleich, um dessen kaiserliche Bestätigung im J. 1739 bei dem Reichshofrathe gebeten ward. Durch einen Vergleich vom 10. Febr. 1698 gab das rheingräfliche Haus an Kurfürst um

55) Schriften über denselben f. bei Lünig, Grundr. europ. Potenz. Verträge. I. 2b. S. 552, 553, und Selecta Script. illust. pag. 436, und Beilage und unvollständige Nachrichten bei Joh. Jacob Moser, Kurfürstliches Staatsrecht. Cap. 7. §. 15. S. 336 fg. 56) f. Landau Heilbronnensis in Theatrum Paviae T. II. p. 323, bei Gattolina, De Statu publ. Europ. noviss. p. 447; Londorp, Act. publ. T. IX. p. 490; Lünig, Archivio, Pars sept. unter Eberw. Mainz S. 424; de Meur, Corps diplom. T. VII. p. 1. p. 10. 57) f. die übrigen bei Joh. Jac. Moser, Teutsches nachrichtliches Staatsrecht. 4. Buch. Cap. 14. S. 407. 58) Bei demselben, Teutsches Staatsrecht. 1751. 2. 2b. S. 81.

ter Anderem den ganzen kreuznacher Lehen, das oberberger Gericht, nebst dem Orte Rheingensheim, mit allen Gerechtigkeiten ab, und erhielt von Kurfürst alle vor und nach dem heilbronner schiedsrichterlichen Aufspruche in den wild- und rheingräflichen Fürstenthümern ausgeübten Widsfangs- und Leibeigenschaftsrechte, mit allen davon fallenden ständigen und unständigen Rechten und mit den damit verknüpften Privilegien übertragen. Durch einen Vergleich⁵⁹⁾ vom 3. 1717 überließ Kurfürst der ober- und niederrheinischen Reichsritterschaft in den derselben zuständigen Orten sein Widsfangsrecht und Leibeigenschaftsrecht zu Lehen, worüber im J. 1748 ein neuer Vergleich⁶⁰⁾ zu Stande kam. Im J. 1761 den 17. Sept. resolvierte der Reichsrath in Sachen: Reichsritterschaft am niederen Rheinstrom, contra Kurfürst, daß dieses sich des Widsfangsrechts in dem Orte Wandel ungebührlich angemacht habe⁶¹⁾. In Sachen: Degensfeld: Schomburg contra Kurfürst, resolvierte der Reichsrath den 22. März 1746 ein Rescript an den Kurfürsten, daß derselbe den inpetranischen Grafen von Degensfeld wider die in Ansehung der Widsfänge von seinen Vorläuren theils eingegangene, theils durch wirkliche Belegung bestätigte Transaction nicht graviren, sondern die Widsfangsgerechtigkeiten belassen sollte⁶²⁾. Das Mandat ward den 3. März 1747 auch auf die gefallenen neuen Attentate ausgedehnt. In Frankreich hatten die Barone das Privilegium des Fremdlingenrechts mit dem Könige gemein, und dieses gehörte daher nebst dem Vasallenrechte (jus bastardiae, Droit de Vataraise) und dem Rechte der Consecration unter die mit der Würde eines Barons verknüpften ersten Vorzüge. Das Fremdlingenrecht heißt französisch Droit d'Aubaine, lateinisch Jus albanagii. Für Aubaine⁶³⁾ wurde auch Aubaine, Aubaine und Aubenage gebraucht. Letzteres entspricht das lateinische Albinagium. Aubaine⁶⁴⁾ ist französisch, mit lateinischer Endung versehen, Form von Albani, oder, wie Andere wollen, aus Advienne⁶⁵⁾. Daß jedoch das Erstere der Fall ist, zeigt im Altfranzösischen nicht bloß die Form Aubains, sondern auch, daß Aubains vorkommt. Albani wird von einem Theile der Erstler aus als albi nicht personend genannt. Andere meinen, daß Albani ursprünglich die Schotten⁶⁶⁾

genannt worden, und da diese so häufig auszuwandern pflegten, so hat Albani die übertragene Bedeutung von Ankömmlingen erhalten, so daß die Bezeichnung der Fremden durch Albani eine ähnliche Benennung wäre, wie das deutsche Elaren, gebildet aus dem Volksnamen Slavi, geschrieben und gesprochen im Latein des Mittelalters Slavi. Gewiß ist, daß Albanus einen Ankömmling, einen aus der Fremde Gekommenen⁶⁷⁾, bedeutet, und speciell einen Fremden, welcher unter ungewissen Vorgesetztenverhältnissen steht. Den Gegensatz zu den Freien machen sie z. B. in der Urkunde⁶⁸⁾ der Könige Lothar und Ludwig von Frankreich: Nec de liberis hominibus Albanisque ac colonis in supradicta terra commenantibus aliquem censum vel retributiones accipere praesumant. Doch waren sie von den eigentlichen Leibeigenen, nämlich den servis, verschieden. So z. B. heißt es in einer Urkunde vom J. 1065: Vel homines potestatis ipsius Comitis, vel advenis, quos Albanos vocant, vel servis tam dacturum quam hominum⁶⁹⁾, infra prociunctum commanentibus. Albanen hatten sowohl geistliche, als weltliche Herren⁷⁰⁾. Der frühere ursprüngliche Herr konnte sie

bias, Pictos et Scotos Albaniae — per universam monarchiam regni Britanniae (s. das Gesetz der Schottl. Ges. der Zeitgenossen S. 180), und was in den Gesetzen, welche dem König Edward dem Bekennere zugeschrieben werden, Cap. 5 (der Schottl. S. 200) bemerkt wird: Principes vero Albaniae duxit eam in aliam burgundiam, die Tochter Emma's der Schottinnen, von welcher er eben gesagt wird: Margareta, quae fuit postea regina Scottiae in uxorem casu sortuito. Picti enim a Pictis duce, Scotti vero Albaniae a Scottis duce. Eae enim Albania pars Moenchiae regni bujus, quod olim vocabatur regnum Brytanniae. In Beziehung auf die Auswanderungstheorie der Schotten folgt man sich auf Walfried Strobo, De Vita S. Galli. Lib. II. Cap. 5, welcher von ihnen sagt, die consuetudo peregrinationis sit itina sed per statum generet. Aber diese Schotten, welche aus dem Heilande als Zister und Weidener von Kloten eine große Zahl späten waren nicht die Schotten in Schottland, sondern die Schotten in Irland, von welchen Strobo (Ibid. Lib. I. Cap. 1) sagt, daß er ursprünglich das Baccanum der Schotten sei. Daher werden in den angeführten Gesetzen die Schotten in Schottland durch Scotti Albanie, in dem Gegensatz zu Scotti Hiberniae. Welche hierher f. in der Art. Scotti und Scotia, und eintheilen bei Du Fresnoe unter Scotti Schotten aus Schottland werden auch durch Albanici designirt. z. B. Leges Edovardi Confessoris Cap. 85 a. §. 8: Et si leges apostolice, si fuerit Angliens, vel Ducis, vel Walliens, vel Albanicus, vel Insulicola Werat aures reus sit apud regem etc.

67) Man findet den Ausdruck erstlich z. B. in Tabular. Molesmense: Omnibus autem extraneis hominibus, undecumque adventantibus, quos Albanos vocant, auctor sancti illis auctor cupientibus, dedit in totum usuarium, in aqua scilicet et filii alva et in communi pascua. 68) IX. Regestum Philippus Fulebri charta V. in Tabulario regio. 69) h. s. de Rebus. 70) Dominus de Arilleris tenet de Romano medietatem S. Stephani et Justitiam, et Brandeviller et Julii, et Albanos, et homines Sanctorum; weiter unten f. 71: Hageno de Saron ligas de forti domo de Alveai etc. — et de Justitia et de rebus, et de pedagio Merici, et de hominibus Albanis de Merico, aut ipso inventis; noch weiter unten f. 111: Feodum est in hoc, quod habet in foro, et justitia, et pedagio de Marico, et hominibus Albanis, et in fortioria etc.; endlich f. 116 b: Feodum est domus sua et in maris, qui sunt in capite illius, et homines Albani de Talci, et illi Albani de Charlemagne, et illi qui possunt ire in potestatem Joyac.

59) Joh. Jac. Moser a. a. D. I. Th. S. I. 60) Eben dasselbst S. 14. 61) f. das Reichsgerichts-Gesetzbuch bei demselben, Zweites nachträgliches Staatsrecht. J. Buch. Cap. 4. §. 12. S. 218. 62) f. das Ritters ebenfalls J. Buch. Cap. 4. §. 7. S. 410. 63) Du Fresnoe, Glossar. Lat. unter Albani bemerkt: nostris (nämlich den Franzosen) Aubane seu Aubaine est jus, quod habet sacra in Albanorum decedentium bonis, ut in Consul. Benesensi art. 9. Altioldi. art. 13 etc. In den andern Gemeinheitsrechten kommen die von uns eben angeführten andern französischen Formen des Ausdrucks vor. 64) Statutum Philippus Fulebri Reg. Franc. no. 1301 in Regesto 38. Charophylaci Regii fol. 124: Collectores per nos deputati in negotiis maouum mortuorum, Aluenerum et bastardorum, und weiter unten: lo bona suisio percipiendi et habendi bona talium bastardorum et Aluenerum decedentium. 65) Du Fresnoe l. I. bemerkt: Aubane quasi advenae idem qui Albani. 66) Zum Beweise führt man an, was Wilhelm der Kaiser, König von England, sagt: per totum Regnum nostrum — inter Anglos et Normannos, Franco et Britones Walliae et Corn-

aussuchen und ihnen folgen, und sie in sein Land zurückholten. Dieses kommt in den französischen Gewohnheitsrechten ähnlich vor, wie wir es in den teutschen Rechten gesehen. So auch in Urkunden ⁷¹⁾. Das Recht der Albanen ⁷²⁾ war nicht überall gleich; doch unterschied man zwei Hauptklassen, gebildet durch zweierlei Personen, 1) solche, welche aus einem andern Gebiete, aus einer andern Diöces des Königreichs gebürtig waren und sich in diesem oder jenem Gebiete niedergelassen hatten, und 2) solche, welche außerhalb des Königreichs geboren waren, und deren Herkunft ungewiss war ⁷³⁾. Die erste Art Albanen gehörte zur Classe der Freileute, doch mußten sie für das Fremdlingrecht vier Denarien ⁷⁴⁾ erlegen. Jeder aus dieser Classe mußte sich binnen Jahr und Tag einen Herrn erwählen, und wenn er es nicht that, so mußte er die Geldstrafe zahlen. Wenn er darüber hinaus, ohne daß er im Testament die Erlegung jenes Tributs verordnet hatte, so fielen alle seine beweglichen Güter dem Könige oder Barone anheim, in dessen Gebiete er gestorben war. Starb ein Albane ohne Erben, erbte ihn der König oder der Baron, unter dem er stand. Die Statuten des Königs Ludwig des Heiligen besagen Buch II. Cap. 30: *Se aucuns albanus ou bastard meurt sans heir, ou sans lignage, li Roy est hoirs, ou li Sires sons qui il est, se il meurt el cuer du Chastel (wenn er stirbt unter dem Schilde (d. h. im Gebiete) des Schlosses). Das Regest über die Champagner Messen: *Toutes manieres d'aulbanus d'outremontains, qui sont marchans des Foires, se ils meurent dedans le cours de la Foire sans loire de leurs corps, l'avoir est acquis au Roy.* Die andere Classe der Albanen, welche wie Leibeigene, und vielleicht noch schlimmer als die eigentlichen Leibeigene, behandelt, und mit den Ausdrücken *meserus* oder *miscovinus* belegt wurden, konnten die Herren nach Belieben mit Abgaben und Lasten beschweren, nämlich nach ursprünglichem Rechte. Da aber auch Einzelne zu Albanen, welche mit Abgaben und Lasten belegt wurden, gemacht wurden, so bildeten sich auch in dieser Beziehung Gewohnheitsrechte. So z. B. heißt es in einer Urkunde des Königs Philipp August von Frankreich vom J. 1222 ⁷⁵⁾: *De Albanatis forinsecis* ⁷⁶⁾, *concedimus quod sol-**

vant Episcopo in una septimana consuetudines debitas, ac si nunquam fuissent albanati, nec de cetero albanentur, nisi sint estagarii ⁷⁷⁾ Parisienses. *De albanatis, qui sunt de corpore Parisiensi et de suburbis ejusdem civitatis, non potest episcopus nec ejus successores aliquam exigere consuetudinem.* Die Werbung der Albanen durch ihre Herren wurde durch die Verordnung des Königs Ludwig IX. gemildert, daß der Herr, welcher den Albanen erbte, seine Schulden und Vermächtnisse zu bezahlen habe. In den älteren Zeiten war den Albanen, die dem Stande der Leibeigene so nahe standen, nicht gestattet, zum Nachtheile desjenigen, in dessen Gebiete sie sich befanden, Testamente zu machen. Durch Aufhebung der Leibeigenschaft wurden diese Fremdlinge den Gewaltthaten der Barone entzogen, und konnten als freie Leute im Königreiche leben. Der König allein blieb und ward ihr Erb, wenn keine rechtmäßigen und in seinen Staaten lebenden Kinder sich vorfanden. Der König hatte dieses Erbrecht, weil er allein im Stande war, die Fremdlinge zu naturalisiren ⁷⁸⁾. Um Fremde nicht abzulassen, des Handels wegen nach Frankreich zu kommen, erließen Lyon und andere Städte die Freiheit, daß das, was ein dalselbst Sterbender Fremder hinterließ, seinen im Auslande befindlichen Erben nicht entzogen ward. Endlich wurde in neueren Zeiten das Fremdlingrecht auch dadurch sehr beschränkt, daß die Krone Frankreich mit auswärtigen Staaten Verträge über die Aufhebung desselben schloß. Die Republik Frankreich schaffte es durch ein Decret der Nationalversammlung vom 6. Aug. 1790 gänzlich ab; aber es wurde im Code Napoléon wieder eingeführt.

Der Fremde durfte, wenn er über einen Inländer zu klagen hatte, unausschießliches Gericht fordern, welches Obergericht und Nothgericht ⁷⁹⁾ hieß. In der Bestätigung

littern Westrogo vom J. 1403 findet sich die Bestimmung, daß keiner, als nur ein Bürgerlicher, zum Alban gemacht werden dürfe, nämlich: *Nul ne soit fait Albanais, s'il n'est Bourgeois* (s. daselbst auch p. 30, 51, 59, 85—89). Der Strafe wurden auch Ritter zu Alban gemacht. *Jean, Hoxemien, Adolphe a Marka Cap. 5 demerit: Et communi consilio quatuor nostri Principes, Milites ac Burgenses suis preceptis parere nolentes, Albanos fecerunt, quodam genere proscribendi.* Das heißt, den Rittern wurde das Ritterrecht und den Bürgern das Bürgerrecht genommen und sie in den Stand der Albanen herabgesetzt. Da dieser weit geringer als der Bürger, und weit tiefer stehend als der Ritterstand war, wurde der Fremdlingssatz, da er den Stand der Leibeigene ähnlich war, als Vorwand gebraucht. *Rambertus* Krebitz sagt: *Sec dum contra eos rixarentur, et decertarent, quandoque Ardennes, Adventibus illis, et servilis conditionis opprobrio notabilis esse, verborum objectione turpiter improperaverunt.* *Regesta Philippi Augusti*: Major et Jurati Calniaci dixerunt, quod adventis Castellaniae Calniacensis sunt domini Calniaci.

77) *estagerius, atagerius* (französisch *estagier*), einer, der das *Stagium* (s. d.) zu leisten schuldig ist. 78) *Berg. Weissel*, Geschichte von Frankreich in der Fortsetzung der Käm. Zeitg. Bd. 37. Ab. c. 13. 10. 79) Doch war nicht ein jedes Nothgericht ein Obergericht. Ein Nothgericht wurde z. B. auch wegen Franken gehalten; s. *Hollens*, Glossen c. 1420, über die Rothbühne als Obergericht handelt vornehmlich *Wesseler*, De Justitia indultata p. 72 seq.

71) f. z. B. die Urkunde der Frau Walpide von Dendermonde vom J. 1221 (*Vir Mariani*, Donat, Belg. Lib. I. Cap. 81), wo sie Albalen genannt werden.

72) über das Recht der Alban oder des Fremdlingerichts in Frankreich haben vornehmlich *Chopin* und *Baron* in ihren Büchern über das Dominium geschrieben. 73) *Alban* sein advenae ex alio regno egressi, quorum origo incerta est et incognita. *Bergl. Lauriere*, Ordonn. T. I, p. 187 seq.

74) So z. B. besagt das Statut des Königs Philipp des Schönen von Frankreich vom J. 1301 (im Reg. 36. *Chartophylaci Regii* f. 134): *in presentia nostra et Baronum, Militum et multorum aliorum, declaratum est per judicium apud Selmarium, quod nos habemus in tota terra Regalis Abbacie Cormeriacensis, raptum, murtum, et quatuor denarios de singulis Albanis, et exercitum et equitationem.* 75) In Tabul. *Episcopos*. Paris, in der Pisanischen Bibliothek, und die Stelle daraus bei *De Fremde unter Albanis*. 76) *albanus* bedeutet zum Albanen machen, in den Stand der Albanen bringen, so daß die Albanen demselben Freiungen und Diensten, wie die übrigen Albanen, unterworfen waren. In dem im Magno Recorda Leodiensi p. 29 befind-

der freiberger Statuten durch die Markgrafen Friedrich, Balduasar und Wilhelm von Meissen vom J. 1372 wird bestimmt: Man sal eynes ding da siczen in der Wochen, das sal syn an der methewochen. Ist aber das man dinges bedarf umb totslege umb wunden *adire gessen* ⁸¹⁾ *adire weggefertigen Lüten*, den sal man gerichte sirzen yn der wochen also dicke also des not ist. Die freiberger Statuten bestimmen, wer in Beziehung auf das Gericht ein Gast sei, oder nicht, auf folgende Weise: Welch Mann umb Freyberg in den vier *Meil Weges gessen*, *ut kein Gast*, als zu Meyssen, Cemuicz, zu Dressenda unnd da bynen, die wegen zu Ding wohl kommen, den soll man beschneiden inn das geding, welch mann aber aus den vier *Meil Weges gessen*, der ist ein *Gast*, dem soll man richten zu handt, aber zu bezeugen ⁸²⁾ über zweyer ⁸³⁾ nach. In den Statuten der Stadt Cassel vom J. 1384 heist es: den Fremden (sol) von einer Saunen zur andern gericht — — — werden. In dem alten braunschweiger Stadtrecht (Sf. 49 ⁸⁴⁾): Swat eyn man eneme gaste gheden schal, kumpt he des vor gherichte, he schal eme ghelden hude unde morne. Im Ende der erstern Statuten hat eine neuere Hand hinzugefügt: „Gastgericht. Proceß ist vor die fremdden so bey Tage nicht zu Gerichte kommen mögen, der mag ein Gast-Gericht bestellen über einen Bürger — — — In Gastgericht. Frist aber, das ist 24 stunden, muß er das Gericht bestellen und seine notdurfft einbringen.“ Der Ueber des alten bairischen Rechts sagt Tit. VI ⁸⁵⁾: „Das recht ist darun gesetzt, daz ein Gast seiner tageweide“ nicht verseumpet werde, und Tit. XXIII ⁸⁶⁾: „Wer das ein Bürger einen Gast verpüt mit den rechten, der sol des tags von dem Gaste ein recht nemen, und sol der Gast dem, der in verpoten hat, kunnt tun mit frompote, das er ein Recht von im nem. Wolt er dann des tags nicht recht von im nemen, so mag der Gast wol gen varen oder riten, wo er hin wil, im selbst o schaden. Das beschneit der Brühmann vom J. 1439 sagt: Item keme ein fremder Man und beehrte ein *Notgericht*, dem soll man unverzogenliche gehorsam sein. Kaiser Sigismund in der görtlicher goldenen Bulle vom J. 1433 Art. 7: es sey zu rechter Dingen zeit oder in *Nothdingen* u. s. w. In den im J. 1565 bestätigten görtlicher Statuten, Abschnitt: Von dem *Nothgeding* oder *Gastrecht*, wird folgendes aus einander gesetzt: „Nachdem für Alters im Gebrauch gehalten worden, wann bisweilen sich zugetragen, daß außserhalb der ordent-

lichen Dingtage ein fremder wider einen einheimischen, oder ein einheimischer wider einen fremden, so ratione contractus allhier zu antworten schuldig, oder auch sonst jemandes, so wegen Leibes-ungelegenheit verhindert worden, und dorthalen für dem gehörigen Gedinge nicht erscheinen, und Aufgaben, und anders daran ihre gelegen, verrichten könnten, ein Gastrecht oder Nothgeding begehrt hatt, daß ihm dasselbe gehalten worden, als soll es künftig auch darbey bleiben, und wann in solchen Fällen ein Gastrecht begehrt wirdt, soll der Richter, doch mit Vorwissen und Einwilligung des Hrn. Bürgermeisters, ein solch Gastrecht auch außserhalb der Dingtage entweder in loco iudicii, oder bei dem, so es Leibes-Schwachheit wegen, anderswo begehrt, zu begn und zu halten, Macht haben, auch die Schöppen, so wohl Procuratores, undt den Fretoboten darbey zu gebrauchen, und sollen die fürfallenden Sachen dem Richter und der Billigkeit nach, wie sonst bei dem ordentlichen Gedinge, wie allenthalben bräuchlich ist, verrichten, davon derjenige, der es begehrt, die Gebühr erlegen soll.“ Aus den auferordentlich in nöthigen Fällen sich versammelnden Gastgerichten sind in Städten, in welchen viel Gewerbe, Handel und Aufströmung von Fremden ist, besondere Gerichte entstanden, welche zu Gunsten derselben angeordnet wurden, und bei welchen der Spruch an vielen Orten, wie bei den ursprünglichen Gastgerichten, nur von einem Sonnenschein zum andern, oder wenigstens nicht länger, als von drei zu drei Tagen aufgeschoben werden darf. Da solche Gerichte hauptsächlich zum Besten des Handels angeordnet worden sind, haben sie den Namen Kaufrecht, Handelsrecht und Handelsgerecht erhalten. Durch Verfügungen wurden die fremden Handelsleute theils begünstigt, theils beschränkt. So z. B. enthält die Urkunde des Grossfürsten Wladimir von Rußland für die nach Riga reisenden „Gastii“ (Gäste, Fremde) das Besprechen des Schutzes und der Sicherheit im Gebiete des Grossfürsten ⁸⁷⁾. Beschränkungen der Handelsfreiheit der Fremden waren sehr zahlreich. So z. B. finden sich in dem Rechte der meissen Handelsstädte, welche dem Kunte der Hanfa angehörten, und namentlich im lübbischen Recht, die Verordnungen, daß den Fremden nicht verstatet werden soll, ihre Kaufmannsgüter in die Stadt zu Lande zu bringen, und hernach zu Schiffe an andere Orte auszuführen, oder umgekehrt, zu Wasser einzubringen und an andere Orte zur Vertreibung Handels und Handels zu schicken, und daß Niemand mit fremdem Gelde Korn oder andere ankommende Waaren kaufen sollte. Kein Gast durfte mit einem andern, oder sein Fremder mit einem Fremden einen Kauf und Verkauf treffen, sondern ein mit seinem Gute in die Stadt Lübeck ankommender Gast oder Fremde konnte dasselbe an Niemand anders, außer an daffige Bürger verkaufen. Wollte er gleich dasselbe Gut oder Waaren auslegen, so hatte er doch die Macht nicht, solche alsdann den Fremden zu verkaufen, wie die daffigen Bürger, welchen diese Freiheit allein zustand. That er es aber dem

81) Kilian sagt, ohne zu bemerken, woher es es hat: *Gast, extraneus, peregrinus: qui longius decem miliaribus extra civitatem habitat.* 82) Durch Zeugen zu überführen. 83) Durecht, d. h. eine Nacht, welchen welcher keine andere ist, also hier über Durecht heist, heisst den folgenden Tag. Was in den damburgischen Statuten Tit. XIV (angeführt von Heumann S. 268) durch: „über zweyer nacht heissen als einen Gast“, ausgedrückt wird, wird anderswärts gelehrt durch: „von einem Sonnenschein bis zum andern.“ 84) Bei Leibnitz, Script. Rer. Brunsvic. T. III, p. 437. 85) E. 73. 86) Zeit, Raum einer Tagesreise. 87) E. 133 ff.

87) Hgl. Püttmann, Städtegesch. des Mittelalters. I. 2. S. 205.

nach, und ward darüber betroffen oder dessen überwiesen, wurde er bei und von dem Wettergerichte (Strafgerichte) nach der Größe des Verbrechens bestraft“).

(Ferdinand Wachter.)

FREMDE KÖRPER im Organismus (Ghr.). Durch die natürlichen Öffnungen an der Oberfläche des Organismus gelangen Körper in die natürlichen Hohlräume, welche naturgemäß nicht dahin kommen sollen, und es dringen andererseits auch durch Continuitätsstrennungen fremdartige Körper in den Organismus ein und legen sich in oder zwischen die verschiedenen Organe oder Organteile, oder dringen auch wol auf ihrem Wege bis zu natürlichen Hohlräumen vor. Im letztern Falle ist die Continuitätsstrennung, die Wunde, der wesentliche Punkt, welcher die Hilfe des Wundarztes in Anspruch nimmt; die eingebrungenen fremden Körper, wie Kugeln, abgebrochene Instrumente u. s. w., bilden, streng genommen, bloß eine Complication der Wunde. Von solchen fremden Körpern wird deshalb das Nöthige in den Artikeln Wunden, Schlusswunden angegeben, und nur von jenen fremden Körpern kann hier die Rede sein, welche durch natürliche Öffnungen eingebrungen sind. Diese können nun aber wieder den gasförmigen, den tropfbar-flüssigen oder den festen Zustand besitzen. Gasförmige und tropfbar-flüssige Körper, wenn sie nachtheilige Wirkungen hervorgerufen, Schaden aber wol immer nur durch ihre chemischen und pharmakologischen Eigenschaften, sobald weniger eine chirurgische Hilfe, vielmehr ein pharmakodynamischer oder therapeutischer Beistand erfordert wird; sie bleiben aus diesem Grunde auch hier ausgeschlossen, und nur von den festen Körpern soll hier die Rede sein, welche durch natürliche Öffnungen in natürliche Hohlräume gelangen und chirurgische Hilfe erheischen.

Solche fremde Körper belästigen meistens zunächst durch Druck auf die Höhlenwände, oder durch eine mehr oder weniger vollständige Versperrung des Weges, wodurch je nach der speciellen Function des betreffenden Hohlraumes besondere Erscheinungen hervorgerufen werden. Weiterhin pflegt es dann durch die anhaltende Reizung der Höhlenwände zur Entzündung und deren verschieblichen Folgen zu kommen. Sogen die Körper fest, dann sind die krankhaften Erscheinungen mehr gleichbleibend; sind jene aber mehr oder weniger beweglich, dann können letztere auch einen Wechsel zeigen.

Das Vorkommen der fremden Körper ist der Reihe nach im Besondern zu betrachten im äußern Gehörgange, im Auge, in der Nase, in den Respirationswegen, in der Mundhöhle, im Schlunde, im Magen und Darne, im Mastdarne, in der Harnröhre und -Harnblase, in der Scheide und im Uterus. Anfangsweise ist dann auch der umgekehrten Fälle zu erwähnen, wenn nämlich von hohlen, und zwar mehr oder weniger ringförmigen, Körpern vorragende Körpertheile umschlossen worden und diese letztern anschwellen, so daß sie durch den fremden Körper eine Einschnürung erleiden.

1) Im äußern Gehörgange. In diesen kriechen bisweilen Insekten oder Würmer, oder es schlüpfen darin Larven aus Insekteniern aus; Kinder spielen beim Spielen oder aus Unachtsamkeit verschiedenartige kleine Körper hinein, Erbsen, Bohnen, Nüssen, Beeren, Kirschkerne, Kaffeebohnen, Glasperlen, Stüchchen Zucker oder Kreide, Steine, Papiertügelchen; bei Erwachsenen findet man wol Baumwollstückchen, die sie früher einbrachten und wieder herauszunehmen vergaßen, und die nun durch das verhärtete Ohrschmalz in eine den Gehörgang verstopfende Masse umgewandelt worden sind; endlich rufen auch wol einfache Massen verhärteten Ohrschmalzes oder durch Caries abgestoßene Knochenstückchen die Erscheinungen heroor, wie sie sonst von fremden Körpern auftreten.

Wenn solche Körper den Gehörgang nicht ganz ausfüllen und nicht an das Trommelfell anstoßen, so veranlassen sie oftmals keine auffallenden Erscheinungen, ausgenommen etwa Insekten, welche durch ihre Bewegungen die Theile reizen. Wird aber der Gehörgang ganz erfüllt, dann entsteht nicht nur Schwerhörigkeit oder Taubheit des betreffenden Ohrs, die indessen vielleicht unbedeutend bleibt, wenn das andere Ohr gesund ist, sondern es wird durch den anhaltenden Druck und die Reizung der empfindlichen Theile eine Entzündung hervorgerufen, die im einzelnen Falle mit den heftigsten Schmerzen, mit Krämpfen, Delirien verbunden sein kann, und zu Carie, zu Entzündung im Innern der Schädelhöhle, selbst zum Tode führt, wie einzelne Beobachtungen lehren. Steckt eine Erbsen, Bohne oder ein ähnlicher Körper im Gehörgange, so kommt noch in Betrachtung, daß dieselben ihn vielleicht Anfangs nicht ausfüllen, wol aber dann, wenn sie durch Feuchtigkeit aufschwellen; und bleiben sie längere Zeit eingeschlossen, so erleiden sie wol noch als organische Substanzen eine an Fäulnis angrenzende Veränderung, welche als neues schädliches Moment zu betrachten ist. Eine derartige Umänderung erleiden auch Insekten, die etwa im Gehörgange gestorben sind.

Bei der Untersuchung des Gehörganges muß natürlich das Sonnenlicht oder Kerzenlicht gehörig einfallen, und der Eingang muß auf passende Weise erweitert werden. Nur selten wird man sich eines sogenannten Speculum auris bedienen können, da diese den ohnehin engen Gang nur noch mehr beengen; am meisten dürfte dann wol noch der von Buchanan empfohlene Inspector auris passen. Um über die Anwesenheit und die Natur des fremden Körpers ins Klare zu kommen, dazu wird eine gefühnste Sonde am geeignetsten sein. Zur Herausförderung desselben bedient man sich, je nach Umständen, eines Ohröfflers, einer Pinzette oder Zange, eines behaartigen Instrumentes. Diese Instrumente müssen immer am Boden des Gehörganges eingeführt werden, wegen der tiefen Stellung des Trommelfelles, damit sie ohne Verletzung des Trommelfelles bis hinter den fremden Körper gelangen können. Matthias Mayor in Lausanne will sich, nach Jurin's Rath, stets mit Erfolg der lauwarmen Einspritzungen bedient haben, um fremde Körper jeder Art aus dem Otre zu entfernen; nur müßten diese Einspritzungen mit einer gewissen Kraft geschehen (Gaz. med. de Paris. 17

88) J. E. de la Roche, *Erörterungen des tibischen Rechtes*. Buch III. Tit. VI. Art. 7. Nr. 10 und 20.

X. Geogr. d. B. u. A. *Grise Section*. XLIX.

1835. No. 29). — Ist der fremde Körper ein lebendes Insekt, und läßt sich dasselbe wegen Unruhe der Kinder weder mit dem Eßfischen oder der Vincette fassen, noch mittels eines an einem Stäbchen befestigten Baumwollenes Stücks auffangen, so ist es zweckmäßig, Es in den Gehörgang zu tropfen. Dasselbe ist zur Abtödtung des Insekts wenigstens ebenso wirksam, für den Gehörgang selbst aber gewiß geeigneter, als die verschiedenen andern zu Entropfungen empfohlenen Substanzen, nämlich Sublimatlösung, Essig mit Oel oder Camomium, Aconitetur, Decoctum Absinthii, Ledi palustris, Veratri albi.

Nach Entfernung des fremden Körpers bedarf der Gehörgang noch der geeigneten Nachbehandlung durch warme Bähungen, durch Einlegen von Baumwolle u. s. w.

2) Im Auge. Wenn kleine Körper auf den Augapfel treffen, so erfolgt ein augenblickliches Schließen der Augenlider, und da die hintere Fläche der Augenlider rauber ist, als die Hornhaut und die zunächst umgebende Conjunctiva, so werden jene Körper sehr leicht nach Abwärts oder Aufwärts verschoben, wenn sie nicht etwa gleich beim Auffallen dahin gelangen, und sie kommen mithin in den Raum zwischen dem Augapfel und den Augenlidern zu liegen. Abgehen von cauterisirenden Substanzen, wie Parafischen von Asfalt, Höhlenstein, Phosphor, Tropfen von Säuren, von siedendem Ei oder Blei u. s. w., gelangen auf solche Weise Ähre, Staub, Sandkörner, Schnupftabak, ausgefallene Augenwimpern oder andere Haare, Splitter von Holz, Stroh, Glas, Steinen, Metallen, Getreibegannern, kleine pflanzliche Samen oder Hülsen derselben, Feber- oder Nageleschnigel, kleine Insekten oder Theile derselben, zerbrochene Perlen von Kindermühen und dergl. ins Auge. Bisweilen findet man aber auch verhältnißmäßig große Körper in der Ausfodung zwischen Augenlidern und Augapfel. Zu den Volksmitteln, um fremde Körper aus dem Auge zu entfernen, gehört auch das Einschleiben von Krebssteinen oder Krebsaugen zwischen den Augapfel und das Augenlid, die bisweilen dadurch nützen können, daß sie einen starken Thränenfluß erregen, wodurch kleine Körper vielleicht mit fortgeführt werden. In manchen Fällen, dergleichen von Weer und von Ammon berichtet worden sind, blieben solche Krebsaugen bei unachtamen Personen zurück und verursachten nun die gewöhnlichen Zufälle fremder Körper. Ich selbst bin mit folgendem hierher gehörigen Falle bekannt geworden. Ein Geselle wurde bei einer Prügelei mit dem zugespißten hölzernen Abgüsse einer Tabakspfeife ins Auge getroffen. Er befiel einem gereizten Zustand des getroffenen Auges, und als er deshalb endlich nach mehreren Wochen augenärztlichen Besuche suchte, fand sich ein ziemlich augenblicklich abgestoßenes Hornstück von der Tabakspfeife zwischen dem untern Augenlide und dem Augapfel. — Nicht selten werden die fremden Körper, wenn sie scharfe Kanten oder Spitzen besitzen, secundär durch die Bewegungen der Augenlider in die Conjunctiva eingestochen, oder dies geschieht auch gleich von vorn herein, wenn Holz- oder Glasplitter, Stacheln, Grannen, Metallstückchen, sogenannte Stachelsunken und dergl. mit einer gewissen Kraft gegen das Auge geschleudert werden. Die Hölle,

wo solche Körper ganz in die Augenhäute eindringen, oder selbst ins Innere des Augapfels gelangen, gebören nicht hieher.

Ein fremder Körper im Auge veranlaßt immer einen mehr oder weniger bedeutenden Thränenfluß, eine traumatische Zusammenziehung der Augenlider, einen stechenden, drückenden Schmerz. Die vermehrte Thränenmenge macht den Körper sehr häufig beweglich; er wird gegen den Thränensee hingetrieben und ausgefloßen. Wird er nicht entfernt, so bildet sich eine traumatische Entzündung der Conjunctiva aus, vielleicht mit abwechselnden Eracerbationen und Remissionen, die sich bisweilen selbst auf die tieferen Theile fortpflanzen. Manchmal hört die Entzündung nach einiger Zeit auf, obwohl der Körper noch da ist; er wird von einem Walle der Conjunctiva umgeben und festgehalten, und kann dann Jahre lang im Auge verweilen.

Wird der Körper nicht durch den Thränenfluß weggeführt, so wird vielleicht einer der folgenden Handgriffe zum Ziele führen: man streicht mit dem Finger über das Augenlid nach dem innern Augewinkel hin; man spült das Auge mit warmem Wasser oder mit Milch aus; man streicht über die verdächtige Stelle mit einem feinen Nadelspindel; man sucht den Körper mit einer Fälschbinde fortzuschleichen, oder mit einer Vincette zu fassen, oder aber, wenn er eingeklinkt ist, mittels einer Staarnadel oder einer Daviell'schen Scheere auszulösen. Nicht selten ist es schwierig, den vermuteten oder vom Patienten angeführten fremden Körper zu Gesicht zu bekommen: in einem solchen Falle faßt man die mittleren Wimpern des Augenlids, zieht dasselbe vom Augapfel ab und läßt den letztern nach Aufwärts oder Abwärts rollen. Um den Körper fassen zu können, muß man wol das Augenlid umstülpen, indem man seine mittleren Wimpern faßt und jenseit des Zues eine Sonde aufdrückt. Besonders schwierig ist es, Splitter rothen Hartholzes auf der gerötheten Conjunctiva zu entfernen. Auch Körper, die in der angesehnen Caruncula lacrymalis stecken, sind oftmals schwer zu erkennen. — Wenn Eisensplitter in das Auge gefallen sind, so konnte man wol daran denken, zu ihrer Extraction den Magnet zu Hülfe zu rufen. So gut dies aber auch theoretisch aufgebracht ist, die praktische Ausführung dürfte wegen der Kleinheit und Einklemmung der Eisensplitter selten zum gewünschten Ziele führen. Zur Auslösung von Stachelsunken empfiehlt Krimer die Anwendung verdünnter Salzsäure; gewiß ein sehr verdächtiges Mittel, dessen Nutzen, nach Schindler's Bemerkung, wol nur auf einer Täuschung beruhen kann.

3) In der Nase. Am häufigsten gelangen bei Kindern fremde Körper in die Nase, wie Bohnen, Erbsen, Stacheln, Papierzettel, Stüchchen Holz u. s. w., die sit spielend hineinschlucken. Bei Erwachsenen können aber auch in Folge eines Hülles fremde Körper verschiedener Art eindringen. Ferner sind manchmal die zur Stillung eines Nasenblutens eingebrachten Lampson aus Gharpe oder Wachsstromen schwer herauszubringen, weil sie durch das Blut fest zusammenkleben, sich in die umliegenden Theile

lungen der Nasengänge fest einklinken und ihre Häden beim Versuche der Extraction vielleicht abreißen.

Die Gegenwart fremder Körper in der Nasenhöhle kann Niesen, Tränen der Augen, drückenden Schmerz am leidenden Theile hervorrufen; auch kommt es wol zu einer mehr oder weniger heftigen Entzündung und deren Folgen, zu Athmungsbeschwerden u. s. w.

Manchmal kann gleich zu Anfang des Zufalles eine Pinzette Schnupstafel nützlich sein, um den Körper durch Niesen herauszubefördern. Sonst hält es meistens nicht schwer, denselben mittelst einer Pinzette, einer Korn- oder Polypenzange auszuziehen, zumal wenn er mehr vorn in der Nase steckt. Zusammengeballte Tampons wird man vorher erst durch lauwarme Flüssigkeiten zu erweichen suchen. Kinder müssen bei einer solchen Operation wegen der Unruhe von einem starken Manne gehalten werden, und es darf dieselbe nicht im Liegen vorgenommen werden, weil sonst der bemehlig gewordene Körper leicht in die Choanen geräth, oder gar in die Luftröhre fällt.

4) In den Respirationswegen. Fremde Körper gelangen aus der Mundhöhle in den Kehlkopf, in die Luftröhre oder in einen Bronchus beim unachtsamen tiefen Inspiriren, z. B. während des Schlüpfens, oder wenn während des Schlüpfens der Kehlkopf durch Sprechen, durch Lachen rasch gehoben und dadurch die Cavitas supraglottica geöffnet wird. Manchmal geriehet auch ein in den Mund geworfener Körper ohne Weiteres in die Luftröhre. Diese Körper sind übrigens sehr verschiedener Art: Fischgräten, Knochenstücken, Seehäute, ausstulende eigene oder künstliche Zähne, Bohnen, Haare, Ohrläusche, Graupenkörner u. s. w. In einem merkwürdigen, durch von Walther mitgetheilten, Falle war eine Krebschere in die Luftröhre eingebrungen. (Gräfe und Walther, Journal der Chirurgie und Augenheilkunde. 3. Bd. S. 379.)

Die sich einstellenden Zufälle werden durch den gehinderten Luftzutritt bedingt, sowie durch die Reizung der empfindlichen Schleimhaut. Es entsteht ein bestiger convulsivischer Husten, verbunden mit Pfeifen und Rasseln, Heiserkeit bis Stimmlosigkeit, heftiges Angstgefühl und Erstickungsgefahr mit den bekannten Erscheinungen, nämlich Bewußtlosigkeit der Halsreize, Anschwellung und bläuliche Färbung des Gesichts, Vorwärtsschieben der Augen u. s. w.; auch entsteht wol beim Schlucken ein mehr oder weniger bestiger Schmerz an einer bestimmten Stelle, auf welche der Kranke mit den Fingern zeigt. Kleinere Körper werden nicht selten selbst durch den convulsivischen Husten ausgeworfen. Die genannten Zufälle dauern nun manchmal lange Zeit in ziemlich Heftigkeit fort; andere Male verschwinden sie theilweise, oder auch selbst gänzlich, kehren aber in unbestimmten Zeiträumen wieder. Während eines solchen Anfalles kann dem Körper nach Wochen, nach Monaten, vielleicht auch erst nach Jahren noch ausgeworfen werden.

Die Folgen folgen, welche überhaupt von fremden, in den Luftröhen stehenden bleibenden, Körpern zu befürchten haben, sind folgende: Erstickungstod, wenn der Luft durch den fremden Körper oder durch die krampfhafteste Ver-

schließung der Stimmritze der Weg vollständig versperrt wird; apoplektischer Tod durch Anheftung des venösen Blutes im Gehirne; Lungenerweichung; Entzündung und Eiterung im Kehlkopfe, in der Luftröhre, oder selbst in den Lungen, durch welche der Körper bisweilen auch noch nach Außen befördert werden kann.

Die Zufälle gestalten sich zum Theil verschieden, je nach dem besondern Sitze des fremden Körpers, und wol auch nach seiner Form. Am reizbarsten ist die Schleimhaut im Kehlkopfe, namentlich in der Stimmritze. Liegt ein fremder Körper hier, und wird er nicht etwa durch den Husten in eine andere Lage gebracht, so kann der Kranke leicht ersticken; selbst kleine Körper, ein Stückchen Haut eines Eies, ein Haar, konnten daher durch die erregte krampfhafteste Schließung der Stimmritze einen schnellen Erstickungstod bewirken. Die Gefahr eines raschen Todes ist etwas geringer, wenn sich der Körper noch oberhalb der Stimmritze in der Cavitas supraglottica befindet. Ist der Körper groß, so verweilt er in der Mitte dieses Hohlraumes, und dies war wol der Fall in der neuerlich von Dr. Vogelwanger mitgetheilten Beobachtung. Ein Kind hatte ein Stückchen Wölle von etwa 1½ Zoll Länge verschluckt und darnach Erstickungszufälle empfunden. Das Kind konnte Wasser schlucken, und erhielt ein Brechmittel, aber ohne Wirkung. Es wurde daher die Laryngo-Tracheotomie ausgeführt; das Athmen erschien darnach frei, wurde aber wieder gehemmt, sobald man die Wunde zuheilt. Mittels einer Pinzette wurde nun ein Körper nach Aufwärts geschoben, und darauf verschwand die Zufälle: das Stückchen Wölle war in den Pharynx gehoben und verschluckt worden. (Ann. méd. de Paris. 1846. p. 234.) Kleinere, in der Cavitas supraglottica verweilende, Körper hingegen treten wol in einen Seitenventrikel des Kehlkopfes, wie man Fälle von kleinen Seehäuten und Kugeln beobachtet hat. — Ist der fremde Körper in die Luftröhre eingebrungen, so hebt und senkt er sich mehr oder weniger beim Aus- und Einathmen, der Schmerz wechselt die Stelle, der convulsivische Husten tritt häufig ein, und es droht Erstickungsgefahr, wenn der Körper gegen die Stimmritze in die Höhe getrieben wird, ohne durch dieselbe hindurch zu gehen. — Am schwächsten pflegen die Zufälle dann zu sein, wenn der fremde Körper in einen Bronchialast eingetreten ist; es kommt aber dann wol allmählig zu Entzündung, Eiterung, Blutspewen, Schwinbuckel auf der leidenden Seite, und der Körper kann vielleicht unter der äußeren Hülle des Halses oder der Brust zum Vorschein kommen. — Raube, spitzige Körper, z. B. Fischgräten, verursachen in der Regel bedeutendere Zufälle, als kleine, rundliche, glatte, weil sie die Schleimhaut stärker irritiren. Gefährlicher sind auch jene Körper, welche durch die Beschaffenheit der Luftröhre anschwellen.

Die Diagnose eines fremden Körpers in den Luftröhen ist im Ganzen nicht leicht, weil die Fälle am häufigsten bei Kindern vorkommen, auf deren Aussehen man sich nicht verlassen kann, und weil auf den unmittelbar nach dem Verschlucken eintretenden Anfall oftmals eine so vollständige und langdauernde Remission eintritt. Da übri-

gens fremde Körper im Schlunde ähnliche Erstickungszustände veranlassen können, als wenn sie in den Luftwegen wären, so muß man häufig durch Anwendung der Schlundsonde die Diagnose sichern. In manchen Fällen glauben Ärzte es mit einem Groug zu thun zu haben, wo bei Kindern ein fremder Körper in die Luftwege eingetreten war. Eine solche Verwechselung wird aber vermieden werden, wenn man den Mangel des Fiebers, dem vollen Wohlbefinden vor dem Zufalle, der Möglichkeit des Hustens und der lebensgefährlichen Erscheinungen gebührende Rechnung trägt.

Die Entfernung eines fremden Körpers aus den Luftwegen erfolgt nicht selten während eines Hustenanfalles. Deshalb liegt der Gedanke nahe, durch Brechmittel oder künstliche Niesmittel diese Entfernung zu beschleunigen. Da indessen die spontanen Hustenanfälle schon stark genug sind, um den fremden Körper auszuwerfen, falls er beweglich ist, und da durch den Brechact, wie durch den Hustenanfall, allemal Erstickungsgefahr droht, so kann man die Anwendung der Brechmittel keineswegs im Allgemeinen empfehlen, ja man muß sie wohl eher verwerfen. Das einzige Mittel zur sichern Entfernung des Körpers durch künstliche ist daher der Kehlkopf- oder Luftröhrenschnitt (Laryngotomia, Tracheotomia), und diese Operation muß immer möglichst frühzeitig vorgenommen werden, da nicht die secundären Zufälle, die Entzündung der Luftwege, das Lungenemphysem, auch nach der Entfernung desselben noch tödlich werden. Diefelbe ist indicirt, wenn Erstickung droht, oder bereits Asphyxie eingetreten ist, wenn man das Auf- und Abrollen des Körpers in der Luftröhre wahrnimmt, oder wenn sein Eig durch einen firen Schmerz deutlich bezeugt ist. Bäre der Patient frei von allen Zufällen und der Sitz des Körpers nicht sicher zu ermitteln, dann muß man stillschweigend der fortwährend drohenden Lebensgefahr zuwarten und eine diätetische, krampfsstillende, antiplogistische Behandlung als Palliativum anwenden.

5) In der Mundhöhle. Spizige, eckige Körper können in der Wangengegend, in der Zunge, besonders aber in den Mandeln stecken bleiben, oder auch in hohle Zähne eindringen. Bei genauer Untersuchung wird man sie bald entdecken, und leicht mittels einer Pinzette oder Kornzange entfernen können, sonst werden sie früher oder später durch Entzündung und Eiterung ausgehoben. Besondere Aufmerksamkeit verdienen jene Fälle, wo Spizen von Fischgräten oder andere kleine spizige Körper in einen Speichrüßgang eindringen.

6) Im Schlunde. Körper bleiben im Schlunde stecken wegen ihres Volumens, ihrer Härte, ihrer ungleichen Oberfläche, oder weil ihre Spizen in die Wände der Speiseröhre eindringen. Zähne oder zu große Speiseröhren, wie Fleisch-, Knoch-, Kartoffel-, Obststüben, Eisbein, Kaffee, ferner Knochen, Nüsse, Krüben, Knöpfe, Steine, Nadeln, Fischgräten, Schüssel, Böfse, Scheeren u. s. w., das sind die Körper, welche am häufigsten im Schlunde stecken bleiben. Sehr merkwürdig ist der von Rob. Jackson erzählte Fall, wo eine Frau in selbstmörderischer Absicht sich einen vier Zoll langen Schüssel

in den Schlund schob und das Factum fortwährend verheimlichte; sie starb erst am 58. Tage. (Edinb. Journ. Oct. 1843. Schmidt's Jahrbücher der Medicin. 48. Bd. S. 83.) Bei großen, spitzspizigen Körpern rührt die Zurückhaltung deutlich genug von der unpassenden Bräutlichkeit dieser selbst her. Wenn dagegen manchmal Körper stecken bleiben, die, nach ihrem Volumen und ihrer Beschaffenheit zu urtheilen, ohne Beschwerte hätten durchgehen sollen, so muß man wol an eine krampfartige Kontraction in der Speiseröhre denken. Unrichtig ist es aber, wenn Manche auch eines paralytischen oder katapaltischen Zustandes der Speiseröhre unter den Ursachen der Retention erwähen.

Am häufigsten bleiben Körper am Anfange der Speiseröhre hinter dem Kehlkopf stecken, weil dies die engste und zugleich auch unangenehmste Stelle des Schlundes ist. Sie bleiben ferner auch nicht selten am unteren Ende der Speiseröhre stecken, weil diese sich meistens etwa 1/2 Zoll vom Magen, wiederum etwas verengt, und weil hier der Schlund von den muskulösen Schenkeln des Zwerchfells umsoßt wird. Selten werden sie in der Mitte der Speiseröhre ausgehalten.

Wenn fremde Körper in der Speiseröhre stecken bleiben, so entsteht örtlicher Druck und Schmerz, Abgang zum Erbrechen, Würgen, und das Schlingen ist mehr oder weniger gehindert. Spizige Körper verursachen besonders heftige Schmerzen bei Berührung und Bewegung des Halses, oder wenn der Kranke schlucken will. Sehr häufig entstehen aber auch, besonders wenn der Körper hoch oben steckt, Erstickungszustände, ja wirkliche Erstickung durch consensuelle krampfartige Constriction der Stimmritze, wobei durch den gleichzeitigen Druck auf den Kehlkopf oder die Luftröhre hervorgerufen wird. In solchen Fällen kann der herbeigerufene Arzt den fremden Körper eher in den Luftwegen, als im Schlunde vermuten. Die Größe des verschluckten Körpers, die Abwesenheit des röchelnden, zischen Athmens, die Unmöglichkeit des Verschluckens und nur flüssiger Substanzen, endlich die Untersuchung des Schlundes mittels des Fingers oder passender Sonde sichern dann die Diagnose. — Ferner entsteht wol durch die locale Reizung eine mehr oder weniger heftige Entzündung, eine Durchbohrung, selbst Brand der Speiseröhre. Kleinere Körper werden wol durch Eiterung ausgehoben. Manchmal durchbohren Nadeln, Stacheln u. dergl. die Speiseröhre und gelangen hier oder dort an die Oberfläche des Körpers.

Um im besondern Falle über den Sitz und die Einklemmungswiese eines fremden Körpers den nöthigen Aufschluß zu erlangen, dazu führt, außer den Angaben des Kranken über Sitz und Heftigkeit des Schmerzes, die locale Untersuchung des Halses und der Speiseröhre. Sitz der Körper hoch oben, so kann er wol mit den Fingern gefühlt, ja bei passender Stellung des Patienten selbst wol gesehen werden. Sonst untersucht man die Speiseröhre mittels einer elastischen oder silbernen Sonde, oder mittels Dupuytren's Schlundsonde von elastischem Silber, woran eine Kugel sitzt.

Ein fremder, im Schlunde stehender Körper muß ent-

weder durch den Mund nach Außen gezogen, oder er muß in den Magen hinabgerathen werden. Auf die Wahl zwischen diesen beiden Methoden wird die besondere Beschaffenheit des Körpers von Einfluß sein, aber auch der Sitz desselben. Im Allgemeinen wird man freilich versuchen müssen, fremde Körper nach Oben heraus zu befördern, namentlich harte, spizige Körper, und solche, die oben sitzen. Dagegen wird man Speiseklumpen eher in den Magen zu stoßen sich veranlaßt fühlen müssen, zumal wenn sie unten im Schlunde stecken. Die Instrumente, welche dabei etwa in die Speiseröhre eingeführt werden, müssen immer sorgfältig auf die hintere Wand des Pharynx aufgesetzt und gegen die Wirbelsäule gedrückt werden, um die Verletzung der Epiglottis zu vermeiden.

Soll die Extraction versucht werden, so muß sich der Kranke gegen das Licht setzen, sodaß man, bei niedergebückter Zunge, durch den Mund in den Schlund hineinsehen kann, und bisweilen wird man den vielleicht sichtbarsten Körper mit den Fingern, oder doch mit einer Korn- oder Polypenzange fassen können, namentlich kleinere spizige Körper, wie Nadeln, Fischgräten, kleine Knochenstücken, die häufig hoch oben liegen bleiben. Zum Fassen der Körper haben Dionis, Heister, Garengeot, Escholtz und Andere eigene Schlundzangen empfohlen. Sie reichen aber alle nur dann aus, wenn der fremde Körper weit oben ist, und können dann sogleich durch eine Korn- oder Polypenzange ersetzt werden. Auch für die Fälle, wo ein fremder Körper tiefer im Schlunde steckt, sind eine Menge Instrumente empfohlen worden, die den Namen der Schlundfänger führen und auszüglich in Escholtz's Schrift (über das Ausziehen fremder Körper aus dem Speisekanale und der Luftröhre. [Leipzig 1799. 2. Aufl. 1809.]) ausgezählt werden. Dahin gehört z. B. das Instrument von Fabricius Hildanus, nämlich eine lange, gebogene, vielfach durchlöchernte silberne Röhre von der Dicke eines Schwannenseiterkells, an deren unterem Ende ein Stückchen Schwamm befestigt ist, damit die Nadeln, Gräten u. s. w. in den Schwamm oder in die Röhre gerathen; ferner die einfache Drahtschlinge, die jedoch schwierig tief in den Schlund hinabzuführen ist, weil sich der Draht gewöhnlich eher krümmt, als daß er über den eingestellten Körper hinabgleitet, weshalb man den Draht auch wol mit einer silbernen Röhre oder einem elastischen Katheter umgeben hat. Im Nothfalle hat sich Rastbach mit Erfolg eines zusammengebreiteten Wachsstockes bedient, zur Extraction kleiner Körper ebenso wol, wie zum Hinabstoßen in den Magen. Als praktische Extractionsinstrumente sind nur zwei zu nennen: der Fischbeinfab mit einem Schwamm am Ende und der mit einem Doppelringe versehene Fischbeinfab. Beim ersten Instrumente muß der runde Fischbeinfab 13—16 Zoll lang sein, oben eine verästelte dicke Handhabe besitzen und nach Unten bis zur Dicke eines Stängels abnehmen. Das fest damit verbundene Stückchen Pressschwamm muß im aufgequollenen Zustande die Größe einer Walnuß, für Kinder aber die Größe einer Haselnuß erreichen. Der Kranke sitzt mit nach Hinten übergebogenem Kopfe, und das eingelegte Instrument muß schnell hinabgeschoben werden, daß der

Schwamm unterhalb des fremden Körpers befindlich ist. Nachdem nun der Schwamm durch die Wärme und die eingesaugte Flüssigkeit sich vergrößert hat, zieht man das Instrument langsam zurück, und der fremde Körper wird im günstigen Falle mit nach Oben geführt. Den mit einem Doppelringe versehenen Fischbeinfab benützt man besonders zum Herausziehen von Münzen und ähnlichen Körpern; nur bewirkt die Stahlfeder, welche die Ringe mit dem Stabe verbindet, leicht eine Excoriation des Schlundes.

Einzelne Fälle können übrigens ganz specielle Apparate erfordern. So berichtet Britte (American medical Recorder. 1823. July. p. 581) von der Ausziehung eines verschluckten Angelhakens, dessen Schnur noch zum Munde herausging. Sie wurde dadurch bewirkt, daß man den Haken durch eine durchlöchernte Bleifugel führte und diese verschlucken ließ, damit sie als Träger des Hakens diene.

Die Weiterbeförderung eines eingekleiten Körpers in den Magen hat man auch auf verschiedene Art zu erreichen gesucht. Das mehr oder weniger als Volksmittel zu betrachtende Verfahren, daß Jemand, dem etwas im Halse stecken blieb, ein Stück trockenes Brod laut und verschluckt, um den fremden Körper von der Wandung des Schlundes fortzubringen, ist im Allgemeinen verwerflich. Denn spizige Körper, wie Gräten, Nadeln, Knochenplitter, werden durch den anbringenden Bissen vielleicht nur noch tiefer in die Schlundwände eingesogen; wäre aber ein großer Bissen eingekleitet, so wird dessen Volumen nur noch vergrößert. Besondere Instrumente zum Hinabstoßen (Repoussoir) sind die sogenannten Bleihämmer der Alten, nämlich eine an einer Schnur befestigte Kugelfuge, oder nach Meänier olivenförmige Bleimasse, welche wiederholt geschluckt und wieder in die Höhe gezogen wurde, bis der sesshafte Körper der anbringenden Bleimasse wich. Das beste Repoussoir ist ebenfalls ein einfacher geglätteter Fischbeinfab, der oben in einen Handgriff ausläuft, und an dessen unterem Ende ein rundes Stückchen Wachs- oder Pressschwamm befestigt ist. Wenn der eingekleite Schwamm auf das Hinderniß trifft, so sucht man den Körper vorsichtig durch allmählig verstärkten Druck und damit verbundene rotatorische Bewegungen zu lockern und weiter abwärts zu schieben. Zweckmäßig ist es, an dem Schwamme noch einen hinreichend festen Faden zu befestigen, der um den Fischbeinfab gewickelt bis zum Handgriffe reicht, damit, wenn der Stab etwa im Schlunde abbrechen sollte, das abgebrochene Stück am Faden herausgezogen werden kann.

Die erwähnte Instrumentaltabelle wird geeigneten Falls, namentlich wenn der Zustand schon einige Zeit gedauert hat, durch Antispasmodica und Antispasmodica, nämlich durch Aderlässe, durch örtliche Einreibungen, durch Klystiere, durch warme Bäder und dergl. unterstützt werden müssen. Gleich im Anfang kann auch wol das gewöhnliche Volksmittel beim sogenannten Verschlucken, nämlich ein plüschiges Kissen in den Rücken, dazu beitragen, den Krampf im Schlunde zu vermindern und den stöckenden Körper beweglich zu machen.

Wenn sich im oberen Theile des Oesophagus ein fest-

weicher, zerdrückbarer Körper befindet, ein Kartoffel- oder Obstküßel, ein Klopflumpen, so kann man auch wol versuchen, denselben durch die Bedeckungen des Halses hindurch zu zerdrücken. Dupuytren hat dies mit Erfolg versucht.

Gelingt weder die Extraction, noch das Hinabstoßen des fremden Körpers, so steht noch ein Mittel zu Gebote, ehe man zur Entfernung mittels der blutigen Operation schreitet, nämlich das man Erbrechen erregt. Dies kann durch Reizung des Rachens erzielt werden, oder durch Darreichung eines Brechmittels, wenn das Schlingen nicht ganz gehindert ist. Da der Schlund ohnehin sich schon im gereizten Zustande befindet, so beizien man sich etwa des warmen Wassers mit Öl oder Butter als Brechmittel; reicht man aber Tart. emeticus, so verdient gewiß Sedolfs Rath alle Berücksichtigung, nach dem Einnehmen des Brechmittels das Weige von einigen Eiern verschlucken zu lassen. Ist der Schlund aber ganz verstopft, so daß der Kranke Nichts hinabschlucken kann, dann muß eine Öffnung von 2—4 Gran Tart. emet. in $\frac{1}{2}$ —2 Unzen Wasser lauwarm in die Vena mediana infundirt werden (s. Infusio). Übrigens verlangt die Anwendung von Brechmitteln besondere Vorsicht. Im Allgemeinen wird das Erbrechen nur dann vortheilhaft wirken können, wenn der fremde Körper den Schlund nicht ganz erfüllt, und wenn er nicht durch Kanten und Ecken geeignet ist, das Übel zu verschlimmern und selbst eine Zerreißung des Schlundes herbeizuführen.

Ist der Schlund auf die eine oder die andere Weise befreit worden, so muß die etwa vorhandene entzündliche Affection durch schleimige und kühlende Mittel besänftigt werden. Als spätere Folge, namentlich wenn der Körper lange stecken blieb, oder die Entzündung nicht gehörig beseitigt wurde, kann eine Verengung der Speiseröhre auftreten, vielleicht aber auch wol eine Erweiterung, wenn der fremde Körper sehr voluminös war.

Gelingt es auf keine Weise, einen größeren, in der Speiseröhre eingeklemmten Körper zu entfernen, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als ihn durch den Speiseröhrenschnitt (Oesophagotomie) zu entfernen, oder doch wenigstens dem dringendsten Symptome, nämlich der Erstickungsgefahr, durch den Luftröhrenschnitt (Tracheotomie) zu begegnen. Den Luftröhrenschnitt unternahm Habicot (Question chirurgicale, par laquelle il est démontré que le chirurgien doit assurément pratiquer l'opération de la bronchotomie. (Par. 1820.)) zwei Mal wegen Erstickungsgefahr; er empfiehlt denselben, als die weniger gefährliche Operation, immer zuerst vorzunehmen, weil sich nach Beseitigung jenes dringendsten Symptoms der fremde Körper oftmals leichter extrahiren oder in den Magen stoßen läßt. Gallien, Richerand, Rust, Dieffenbach stimmen Habicot bei. Die beiden Ersteren wollen wenigstens nur dann unmittelbar zum Speiseröhrenschnitt schreiten, wenn man den fremden Körper außerstichig führt.

7) Im Magen oder Darne. Feste Körper, welche abichtlich oder unabsichtlich verschluckt, oder bei einer Entleerung im Schlunde in den Magen hinabgestoßen wurden, können, wenn sie keiner Auflösung unterliegen, durch

ihre mechanischen Eigenschaften sehr verschiedenartige Zufälle hervorrufen. Die verschiedenartigen Gegenstände selbst schon, bald unabsichtlich, bald abichtlich, von sogenannten Weiserfressern oder von Weiserkranken verschluckt worden, und manche solcher Beobachtungen gehören zu den wahren medicinischen Curiosis. Ältere Fälle findet man in Schurigii Chyologia Cap. 5 gesammelt. Um nur einiger neuern zu erwähnen, so erzählt Hierländer (Neue schweid. Abhandlungen. 3. Bd. 1790.), daß ein Mann ein Renge Kupfermünzen, ein Eingemessert, einen Feuerstein und einen Feuerstein verschluckte, die theils nach einigen Tagen, theils erst nach Monaten durch den After abgingen, und Schmäuder (Bernische chirurg. Schriften. 1. Bd. [Berlin 1776.] S. 332) führt eine Beobachtung von einem melancholischen Manne an, der vom Monat December bis zum Juli mit dem Stuhlzuge 157 Stühle scharfes und röthiges Glas (die größten 2 Zoll lang), 109 messingene Stednadeln, 150 eiserne Nadel, drei Haarnadeln, zwei Paar messingene Schnallen, 15 Stiel Eisen von verschiedener Größe, sechs preussische Scher, ein großes Stiel-Mel und drei Zeltbaken entleerte. Alle diese Gegenstände hatte er nach und nach innerhalb einiger Wochen verschluckt; die Nadel und das Glas hatte er, um sie leichter hinabzuschlingen zu können, in Papier gewickelt gehabt. Der Mann befand sich während der Zeit, daß diese Substanzen durch den Darmkanal gingen, sehr wohl, er hatte guten Appetit, erbrach sich aber zwei Mal täglich.

Diese Fälle beweisen schon zur Genüge, daß sehr sehr voluminöse und scharfkantige Körper durch das Darmrohr hindurchgehen können; es entstehen in solchen günstigen Fällen nur mehr oder weniger heftige Leibschmerzen während des langsamen Durchgangs. In andern Fällen entstehen aber üble Zufälle von solchen fremden Körpern im Darmtrakte, und diese lassen sich auf zwei Hauptpunkte zurückführen: sie bewirken Verstopfung an einer Stelle des Darmrohrs, wodurch die Zufälle des Ileus entstehen, oder es erfolgt, zumal von spitzigen Körpern, eine Reizung und Entzündung einer Darmpartie. Die Darmentzündung führt wol zur Verwachsung des Darmtraktes mit den Bauchwandungen oder mit einem andern Organe, so daß dann, wenn es zur Eiterung kommt, der fremde Körper vielleicht an den Bauchwänden, an den Extremitäten oder sonst wo an der Oberfläche des Körpers eliminirt wird, oder im weniger günstigen Falle in eine andere Höhle übertritt, z. B. in die Blase. So beobachtete z. B. Brownbill (Lond. med. Gaz. 1845. Oct. — Dec.) bei einer im achten Monat schwangern Frau den Abgang eines ziemlich großen Hornsteines, der sich um eine Haarnadel gebildet hatte. Diese Nadel hatte die Person vor 27 Monaten verschluckt, und vor fünf Monaten hatte sie mehrere Wochen hindurch an anhaltenden Schmerzen in der linken Leistengegend, an Incontinentia urinae, an Verstopfung und an Blutungen aus dem After gelitten. Wahrscheinlich war daher jetzt die Nadel aus der Flexura sigmoidea in die Blase übergetreten.

Wol nur in seltenen Fällen darf man erwarten, einen mechanisch schädlichen fremden Körper im Magen durch ein Brechmittel zu entfernen. Man wird vielmehr vor

Allem aus durch schleimige, ölige, demulcirende Substanzen, durch gelinde Purgirmittel den Durchgang durchs Darmrohr zu befördern suchen, die Darmentzündung und den Fleus aber mit den geeigneten Mitteln behandeln.

Fremde Körper im Darmrobre bleiben vorzugsweise an bestimmten Stellen stecken. Im Magen werden einzelne Körper kaum zurückgehalten, es sei denn ihrer Größe oder ihre besondere Form daran Schulte. Werden aber viele Körper auf ein Mal eingeführt und wird dadurch der Tonus der Magenwände herabgelist, dann häufen sie sich allerdings darin an. So erzählt Kournir (Journ. de Médecine, Chirurgie et Pharm. 1774. Tom. 10. p. 211) von einem Galeerenflaven, der seit Jahren allerlei fremdartige Dinge verschluckt hatte und endlich am Fleus starb, daß man in seinem Magen 28 Holzstückchen, einige kleine kinnerte Kiesel, mehre Nägel, Schnallen fand, die zusammen 1 Pfund 20 Loth wogen. Ferner stellen sich fremde Körper häufig an der Valvula coli, ohne jedoch grade immer gefährliche Zufälle herbeizuführen. Sie können vielmehr bisweilen Wochen, Monate, Jahre lang verweilen, ohne ihre Anwesenheit andrer als durch einen stumpfen Druck und Verdauungsbeschwerden zu verrathen. Endlich werden fremde Körper, zumal kleine, gern im Coecum, und vorzüglich im Proc. vermiformis, aufgehalten, z. B. Döhlsteine, Fischgräthen, Schrotkörner, Knochenstückchen. Ihre Gegenwart im Proc. vermiformis kann einen langen Zeitraum hindurch die heftigsten Schmerzen und Leiden herbeiführen; es kommt aber auch wol durch die Entzündung zur Verwachsung, Vereiterung u. s. w.

Wenn fremde Körper im Darmrobre stecken bleiben und Lebensgefahr drohen, so kann unter Umständen die Entfernung derselben durch Eröffnung des Magens oder des Darmes, oder durch den sogenannten Bauchschnitt indicirt sein (s. Laparotomia). Es wird aber im einzelnen Falle immer schwieriger sein, bestimmte Indicationen zu dieser gefährlichen Operation aufzufinden. Vor Allem aus wird eine zuverlässige Kenntniss vom Sitz des fremden Körpers erfordert, und grade in dieser Hinsicht können die Erscheinungen vielleicht sehr zweifelhaft sein. Auch wird der Erfolg der Operation ein ziemlich unsicherer, wenn der Magen oder der Darm noch nicht mit den Bauchwänden verwachsen sind. Die bedenklichen Zufälle endlich, welche überhaupt dazu auffordern können, diese Operation zu unternehmen, machen ihren Erfolg immer sehr zweifelhaft.

Im Magen kommt noch eine eigenthümliche Art von fremden Körpern vor, nämlich lebende, von Außen eingebrachte Thiere. Daß Blutegel in den Magen gelangen, das ist durch zahlreiche Beobachtungen erwiesen. Dagegen erscheint das angebliche längere Verweilen von lebenden Schnecken, Eidechsen, kleinen Schlangen, Kröten im Magen in jedem Falle um so mehr eine sorgfältige skeptische Beobachtung, als ungewißheit hin und wieder merkwürdige Betrügerien mit solchen Thieren im Magen stattgefunden haben. Unter den anzuwendenden Mitteln steht hier das Emeticum oben an. Wenn die Thiere dadurch nicht ab, so läßt man Essig, Salzwasser trinken, um sie

zu tödten, oder um die Blutegel wenigstens von den Magenwänden zu lösen, und gibt dann neuerdings ein Emetikum.

8) Im Mastdarne. Fremde Körper können, nachdem sie durch den Darmanal gewandert sind, im Mastdarne stecken bleiben, und kleinere, spitzige Körper, wie Knöchelchen, Fischgräthen, Nabeln, Döhlgebäude, können zu Mastdarmschleimen Veranlassung geben, weil sie durch die festen Kostmassen gegen die Mastdarmswände angebracht und beim Fortbewegen dieser Massen vielleicht in die Wandungen selbst eingefloßen werden. Ferner werden die Excremente, wenn sie geraume Zeit im Mastdarne verweilen, bisweilen steinhart und so voluminös, daß sie nicht austreten können, während die flüssigen faeces nach dem Gebrauche von Purgirmitteln noch zwischen ihnen und den Mastdarmswandungen hindurchgehen. Man kann diese verhärteten faeces auch den fremden Körpern zufügen, und zwar um so mehr, da nicht selten Darmsteine oder Gallensteine, oder eine Menge von Döhlsteinen in die Massen mit eingebettet sind. Sodann gelangen die Abdominalschwangerschaften nicht gar selten die Knochen des Fötus durch Abresorption in die Mastdarmschleime. Endlich gelangen auch direct durch die Afteröffnung fremde Körper in den Mastdarmsraum, durch Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit, durch Nuthwillen, aber auch sogar, um Körper darin zu verbergen. Namentlich sind mehre Beobachtungen mitgetheilt worden, daß Stüke Holz, zum Theil sehr lange, beim Wiederlegen im Bette eindringen und abdrücken, oder zur mechanischen Reizung des Mastdarms behufs der Kohtentleerung eingebracht wurden und der Hand entschlüpfen. Am merkwürdigsten ist aber wol der bei einem Schulmädchengellen vorgekommene Fall, welcher sich eine Schuhmadergange in den Mastdarm einschob, die ihm entglitt und eine beträchtliche Strecke weit hinaufstreckte. Dierbe suchen bisweilen Feilen, Edelblätter, Uhrenfedern im Mastdarne zu verbergen.

Die Erscheinungen von fremden Körpern im Mastdarne sind zum Theil von deren Beschaffenheit und von der Art ihres Eindringens abhängig. Gewaltsam eindringende Körper veranlassen nicht selten gefährliche Verletzungen, welche nach der Entfernung jener Körper eine besonders aufmerksame Behandlung erfordern. Im Allgemeinen zeigt sich ein unangenehm dumpfer Schmerz, ein Gefühl von Vollen, Stuhlverhaltung, Tenesmus, Störungen der Körperbewegung, Harnbeschwerden. Bei längerem Verweilen kann Entzündung des Mastdarms entstehen, die sich auf die nachgelagerten Unterleibs- und Beckenorgane fortpflanzt, Verdrückung und Entartung der Hauto, Verwachsungen, Eiterung, Brand. Kleinere, in die Mastdarmswände eindringende Körper erzeugen zunächst eine mehr locale Entzündung und Entartung des Mastdarms.

Um einen fremden Körper aus dem Mastdarne zu entfernen, führt man zunächst den bollen Zeigefinger der linken Hand ein, um sich von seiner Lage zu überzeugen, und dann sucht man ihn mittels einer auf diesem Finger eingeführten Korn-, Polypen- oder Strimpzange zu fassen und auszuziehen. Bei heftiger Entzündung müssen Blutentziehungen vorhergehen und bei krampfhafter Contraction

des Sphincter an Einreibungen oder Suppositorien mit frampfstillenden Mitteln. Auch wird im Allgemeinen die Extraction erleichtert werden, wenn man vorher Oleosa in den Mastdarm spritzt. Große Körper, die es gestatten, namentlich Excrementklumpen, müssen wohl zerstückelt werden, damit die Ausziehung gelinge; die einzelnen Brocken können dann mittels einer Klystierspritze ausgespißt werden. Bei sehr großen Körpern hat man sich auch wol einer Zange bedient, deren Öffnung, wie beim Gebrauche der Geburtszange, einzeln eingeführt und passend angelegt werden. Auch kann es wol nöthig werden, den Sphincter an einzuschneiden.

Für einzelne Fälle wird das Extractiionsverfahren noch besonders modificirt werden müssen. So bediente man sich in einem Falle, wo ein Glas im Mastdarme steckte, das bei Anwendung der Zange hätte zerbrechen können, einer Kinderhand zum Herausziehen. Leber konnte ein langes Stück Holz, welches in den Mastdarm eingebracht war, nicht mit einer Zange fassen; er schraubte deshalb einen kleinen Bohrer in das Holz und zog es damit heraus. Marchetti kam der Fall vor, daß einem Mädchen aus Wuthwülen ein getrockneter Schweineeschwanz, dessen Borsten abgeschnitten waren, mit dem Wurzeltheile voraus in den Mastdarm geschoben worden war. Er brachte ein glattes, ausgehöhltes Stück Schilf über denselben, um die Mastdarmhaut beim Herausziehen vor Verletzung zu sichern.

Auch in den Mastdarm sind bisweilen Blutegel gezogen, die am After applicirt werden sollten. Sie setzen sich im Mastdarme fest und verursachen Schmerzen, Teufelsmus, Blutungen. Man hat in solchen Fällen, um die Thiere zu tödten, Injectionen von Zwiebelsaft, Asa foetida, Infus. Nicotianae, aromatischen Bässern empfohlen. Es genügt aber ein Klystier aus Salzwasser, nach welchem der Blutegel sogleich abgeht.

9) In der Harnröhre und Harnblase. In die männliche Harnröhre gelangen von Außen her mancherlei Körper, die bald zu einer unternatürlichen geschlechtlichen Reizung, oder aus Wuthwülen eingebracht wurden und den Fingern einschlippten, wie Nadeln, Holzstäbchen, Metallstäbchen, Bleistifte, Fruchtkörner, Ähren, bald unabsichtlich dahin gelangen, wie Bruchstücke von Instrumenten, die zur Linderung von Harnbeschwerden eingeführt wurden, von Kathetern, Bougies, oder auch schlecht befestigte Hüllenstückchen. In der Harnröhre bleiben aber auch Steine oder bisweilen andere Körper stecken, die aus der Harnblase kommen durch sie hindurch nach Außen bringen wollen. In der weiblichen Harnröhre bleiben nicht leicht von Außen eingeführte Körper stecken, weil sie eher in die Harnblase übertreten; wol aber bleiben auch in ihr bisweilen Körper stecken, welche die Harnblase verlassen wollen.

Je nach dem Umfange eines solchen Körpers wird die Harnentleerung nur erschwert, oder vollständig behindert; es entstehen entzündliche Schmerzen, und es kommt wol zur Eiterung. Über den Sitz des fremden Körpers erhält man Aufschluß durch den steten Schmerz und durch die Untersuchung der Harnröhre, äußerlich mit den Fingern

und innerlich mittels Sonde. Der hinter ihm gelegene Theil der Harnröhre wird beim Versuche des Harnlassens durch den aufgehaltene Harn ausgedehnt und strangförmig geföhlt. Bisweilen wird nun der fremde Körper durch den andrängenden Harn ausgetrieben, namentlich Harnsteine, manchmal um verhältnismäßig großem Durchmesser. In andern Fällen muß der Körper erst durch die Entzündung und anfangende Eiterung gelockert werden, und er wandert dann nach Außen. Dies geschieht namentlich bei spitzigen Körpern, wie Nadeln, die beim Versuche der Extraction vielmahl mit der Spitze in die Wandungen eingebracht sind. Auch kann sich der Körper wol ganz in die Wandungen einsinken, sobald der Harnabfluß wiederum frei wird. Endlich gebären jene Fälle nicht zu dem seltenen, wo an der Stelle der Einklemmung des fremden Körpers oder gleich dahinter die Harnröhre ganz durchbohrt wird und eine Harnfistel sich bildet.

Die instrumentale Entfernung von Körpern, die in der Harnröhre stecken, geschieht mittels einer langsamigen feinen Hakenpinzette. Ist es gelungen, den Körper damit zu fassen, so kann man mit den Fingern der linken Hand den Penis umfassen, um durch Druck von Hinten die Extraction zu unterstützen. Für solche Extractionen ist das Hunter'sche Instrument sehr passend, nämlich ein gekrümmter, schmaler, mit einem Schieber versehener Doppelhaken. Für besondere Fälle paßt auch recht gut das von Giviale empfohlene, ähnliche Instrument, das aber drei oder vier Arme hat, sowie die Curette articulaire von Larrey & Collot.

Gelingt die Extraction nicht, so macht man am dem fremden Körper einen Einschnitt in die Harnröhre und entfernt ihn dann mittels Pinzette oder Zange durch die Wunde.

Bei Männern wandern die in die Harnröhre eingebrachten fremden Körper im Ganzen selten bis zur Harnblase fort; dagegen kommen bei Weibern die Fälle verhältnismäßig nicht gar selten vor, daß von Außen her der Körper in die Harnblase gelangen. Die Extraction derselben ist auch bei Weibern nicht grade schwierig, da man durch Erweiterung und vielmahl auch durch Incision der Harnröhre zu Hülfe kommen kann. Neuerer Zeit hat man auch mittels der lithotritischen Instrumente solche Körper gelöst, bei Weibern sowohl, wie bei Männern; und wäre der Körper zerstückelt, so könnte auch mit die Zerstückelung in der Blase ausgeführt werden. Ein besonderes jagentartiges Instrument zur Extraction fremder Körper aus der weiblichen Harnblase empfiehlt neuerer Zeit Bianchi. (Schmidt's Jahrbücher der Medicin. 34. Bd. S. 74.) — Bisweilen wird die Anwesenheit fremder Körper in der Harnblase aber auch den Einschnitt nöthig machen.

10) In der Scheide und der Gebärmutter. In die Scheide bringen Frauenzimmer bisweilen im Drange einer unnatürlichen Geschlechtslust Nadeln, Nadeln, Wachskerzen, Klüben oder andere Analoga des Penis ein, die sie nicht wieder herausbringen können, wenn jene Körper eine Querrage angenommen haben. Dupuytren hat den Fall beobachtet, daß sich eine Frau in einem Instill

von Amphomanie einen Pomadenstopf in die Scheide geschoben hatte. Hiervon werden auch fremde Körper in bestlicher Absicht eingebracht. Diefenbach erwähnt z. B. des Falles, daß ein eifriger Liebhaber einem jungen Mädchen einen Tannenzapfen in die Scheide steckte, dessen Blätter sich beim Aufquellen aufrehten und als ebenso viele Wiederhaken gegen die Wandungen der Scheide stammten. Auch kann wohl zufällig bei einem Falle auf die Geschlechtstheile ein fremder Körper in die Scheide eindringen. Endlich üben nicht selten Mutterkränze oder deren Analoga, welche den vorsehenden Uterus zurückhalten sollen, als fremde Körper eine schädliche Wirkung aus, bald auf die Scheide, bald aber auch auf den Uterus, indem ein Theil der vordern oder hintern Muttermundslippen sich durch die Öffnung des Mutterkranzes drängt und darin einsteckt. Die nämliche Wirkung wurde von Schlesinger in dem in Casper's Wochenchrift, 1835. Nr. 6 mitgetheilten sonderbaren Falle beobachtet: Ein Mann hatte sich zum Behufe des Beischlafs, um bei dem Frauenzimmer die Vollstumpfung zu erhöhen, einen Ring von Gummi elasticum, einen Keilring, über die Eichel gestreift, der in der Muttergehe zurückblieb. Das Mädchen wurde daraus leidend; sie menstruirte nicht mehr, bekam Fluor albus, Schmerzen und Anschwellung des Unterleibes, so daß sie sich für schwanger hielt. Schlesinger fand den Ring drei Monate nach dem Einbringen um den geschwollenen und sehr empfindlichen Gebärmutterhals herum liegend, und vermochte ihn nur mit Schmerzen zu lösen. Nach einigen Tagen entleerten sich dann große Massen geronnenen Blutes aus der Scheide.

Entzündung der Scheide und der benachbarten Organe, Funktionsstörungen derselben, Eiterung, Brand, Blasenscheidenfisteln, Mastdarmscheidenfisteln u. s. w. können, je nach den Umständen, die Folgen solcher fremden Körper in der Scheide sein.

Ihre Extraction geschieht unter den gehörigen Vorsichtsmaßregeln mit den Fingern, mit der Korn-, Polypen- oder Steinzange. Man reinigt nämlich erst den Mastdarm durch ein Klistir, macht ölige, schleimige Injectionen in die Scheide, sucht den Körper in eine für die Extraction günstige Lage zu bringen u. s. w. Große Körper kann man vielleicht innerhalb der Scheide zerbröckeln und die Fragmente theils direct extrahiren, theils durch demulcirende Injectionen auflösen.

Selten gelangen fremde, etwas größere Körper durch die Scheide hindurch in die Gebärmutterhöhle; es wird dies immer nur dann geschehen, wenn der Muttermund weit offen steht. So bleiben durch Nachlässigkeit biwonnellen wohl Bourdonnets, Charpielumpen, Stüden Schwamm in der Gebärmutterhöhle zurück, oder es können auch wol bei geburtsärztlichen Operationen Theile von Instrumenten oder Knochen splitter zurückbleiben. Dagegen sind allerdings solche Fälle nicht gar selten vorgekommen, und namentlich aus Irland werden sie berichtet, wo sich Frauen, um die Befruchtung zu verhüten, ein Stückchen Schwamm in den Muttermund einbrachten, durch dessen Verwelling besondere Beschwerden entstanden. — Man sucht die fremden Körper in der Gebärmutterhöhle, wenn sie sich

nicht gleich bei der Exploration lösen lassen, zunächst durch Einspritzungen von warmem Wasser zu entfernen; gelingt dies nicht, so müssen sie mittelst einer Polypenzange ausgezogen werden.

11) Einklemmung von Körpertheilen durch fremde Körper. In diesem Falle befindet sich biwonnellen, wie schon erwähnt, die Portio vaginalis uteri, indem sie durch Mutterkränze oder ringförmige Gebilde eingeklemmt wird.

Auch an den Fingern kommt biwonnellen etwas Ähnliches vor. Der fortwährend getragene Fingerring erzeugt nämlich eine mehr oder weniger stark ausgeübte Rinne. Allmählig bei zunehmendem Wachstume des Körpers, oder auch mehr plötzlich durch krankhafte Anschwellung der Weichtheile des Fingers kann der Ring so fest anliegen, daß der Rückfluß des Blutes gehindert und ein Abziehen des Ringes unmöglich ist. Kann in einem solchen Falle nicht ein hinreichender Collapsus durch Kälteeinwirkung erzielt werden, so bleibt nichts Anderes übrig, als zur Heile, zur Nagel- oder Drahtzange die Zuflucht zu nehmen. Der Vorschlag, an jener Stelle, wo geklemmt werden soll, ein Stückchen Leder oder dergleichen unter dem Ring durchzuschneiden, ist zwar verständlich genug, wird aber wol meistens unausführbar sein. Vielleicht könnte aber in einzelnen Fällen, wo man es mit einem goldenen oder silbernen Ringe zu thun hat, die drückende Einwirkung von Quecksilber Dienste leisten, um ein solches Amalgam zu bilden.

Häufiger noch kommen die Fälle vor, wo das männliche Glied durch Fäden, durch Ringe oder ähnliche Körper eine Einklemmung erfährt, welche Körper wegen geschlechtlicher Küsterneit oder aus Dummheit, aus Muthwillen, biwonnellen aber auch in der Absicht, Pollutionen zu verhüten, über das Glied geführt wurden. Es entsteht durch den gehinderten Rückfluß des Blutes Anschwellung des Gliedes, oftmals so heftige, daß der einschnürende Körper nicht gelöst, noch viel weniger gesehen werden kann, Harnverhaltung, Entzündung, Brand. — Fäden wird man mittelst eines schneidenden Instrumentes trennen, wenn dies auch meistens nicht ohne Verletzung der Weichtheile wird geschehen können. Bei andern einschnürenden Körpern wird man je nach Umständen mit Feilen und Zangen helfen müssen, wobei vielleicht aber auch tiefe Excarnationen nöthig werden können, um nur die Geschwulst soweit zu mindern, daß der einschnürende Körper zugänglich wird. (P. W. Theile.)

FREMERY (Nicolaus Cornelius van), wurde 1793 zu Leyden Doctor der Medicin, und erhielt schon 1795 eine ordentliche Professur der Chemie, Naturgeschichte und Medicin in Utrecht, die er bis zu seinem am 16. Nov. 1844 erfolgten Tode bekleidete. Ich kenne solches Verzeichniß seiner Schriften, das aber wol kaum auf Vollständigkeit Anspruch machen dürfte: Diss. de mutationibus figurae pelvis, praesertim iis, quae ex ossium emollitione oriuntur. (Lugd. Batav. 1793. 4.) 63 pag. — Oratio de arceutismo, quo chemia cum physica scientiis conjungitur vinculo. Publice habita d. 13. Dec. 1795, quam ordinariam professio-

nem solemniter capesseret. (Ultraj. 4.) 59 pag. — Specimen osteologicum sistens Observationes praesertim osteologicas de Casuario Novae Hollandiae. Respond. *Petr. Joann. Isaac. van Fremery.* (Traj. ad Rhen. 1819.) 86 pag. — Specimen anatomico-zoologicum de Phocis, speciatim de Phoca vitulina. Respond. *W. Frolik.* Ibid. 138 pag. (Wie groß Fremery's Antheil an diesen beiden vergleichend anatomischen Abhandlungen ist, vermag ich nicht sicher anzugeben; jedenfalls hat er aber an denselben Antheil.) — Over eenen hoorn en gedeelte des bekkens van Bos primigenius in Febr. 1825 by de Eemruggen gevonden. (Amsterd. 1831. 4.) 22 pag. (Über ein Horn und einen Theil des Schädelknochens von Bos primigenius u. s. w.) — Fremery ist ferner der holländische Übersetzer von *Matthew Carey, A short account of the malignant fever, lately prevalent in Philadelphia etc.* (Kort berigt wegens de kwaadaardige koorts, welke onlangs in Philadelphia heerschte etc. [Haarlem 1794.]), sowie von *Chaptal's Elements de Chimie* (Grundbegrissen der Scheidkunde. [Amsterd. 1808.]).

(F. W. Theile.)

FRÉMIOT, ein in der Hagiographie, wie in den Jahrbüchern von Burgund und den Annalen des Parlaments von Dijon gefeierter Name. Johann Frémot, auf Saulx und Barrain, Auditor bei der Chambre des comptes zu Dijon, gelangte 1526 zu einer Kathedrale bei dem bairgen Parlament. Aus seiner Ehe mit Wilhelmine von Gondram kamen drei Söhne: Andreas Benignus, Johann und Benignus. Davon kommt Johann 1585 als Großprior von Val-des-chaux vor, zu einer Zeit demnach, wo von diesem Großpriorat noch ein ganzer Orden abging. Benignus, auf Tote, im Amte Semur, war 1571 Maître extraordinaire bei der Chambre des comptes, und erhielt 1573 den Posten eines Avocat-général bei dem Parlament, von da er 1581 zu der Würde eines Président-à-mortier aufstieg. In dieser Stellung erlebte er schwere Prüfungen, die ihm jedoch Gelegenheit gaben, sich als ein Mann von seltenen Gaben, von eiserner Festigkeit, und den Traditionen der Monarchie unverbrüchlich ergebend, zu bewähren. Das republikanische Parlament, welches sich nicht länger in Dijon behaupten konnte, nahm er in seine Burg Tote auf, 1588, wegen der Ewigkeiten, in deren Gewalt sein Sohn Andreas gefallen war, drohten, ihm den Kopf des Liebblings zu überlenden, falls er nicht mit ihnen gemeine Sache mache. Solcher Bottschaft folgte Benignus entgegen: „Ich würde mir es zum Glück rechnen, falls es mir befielen, mein Kind der Wahrheit und dem Rechte zu opfern, besser, daß es unverfälschet sterbe, als daß der Vater, meinerseits seinem Gotte und seinem Könige leide.“ Auch der Herzog von Mayenne setzte alle Anstrengungen in Bewegung, um den störrigen Royalisten zu gewinnen, bis er endlich, in dem Unmuthen über die viele vergebliche Bemühung, ausrief: „Fürwahr, ein rares Zintensaf, das so spröde zu thun weiß,“ wegen der Präsident Jeannin erinnerte: „Aus diesem Zintensaf werden Kugeln aufsteigen.“ Es hat auch die Erfüllung dieser Prophezeiung sich nicht lange erwar-

ten lassen. Durch seinen Schwiegersohn Desfrans, der sich in St. Cloud befunden hatte, von dem tragischen Ende Heinrich's III. in Kenntniß gesetzt, eilte Frémot nach Duesmes, das eden der Straf von Lavanens befragte, um dem kleinen Belagerungsheere und seinem Anführer das Gelübde der Treue für den angehenden Herrscher abzunehmen. Einige der bedeutendsten Gelehrten, auf die man rechnen konnte, fanden sich anderweitig befristet; sie ohne Zeitverlust von dem Vorgefallenen zu unterrichten, befiel sich Frémot einer Trommel als eines Schreibpultes. Er war im eifrigsten Schreiben begriffen, als eine Musketenkugel, aus der Feste abgeschossen, durch die Trommel schlug, ohne doch die Gemüthsruhe des concipirenden Präsidenten stören zu können, eine burgundische Tradition, in welcher wir das Urbild der Geschichte, das unsere Zeit von dem ersten Zusammentreffen Napoleon's mit dem Burgunder Junot zu erzählen sich gefiel, zu erkennen glauben. Schlimmeres stand bei einer andern Gelegenheit dem unerschrockenen Präsidenten bevor. Wilhelm Duprat, der Baron von Viteaur, war durch seine Befragungen in den Schöffsen zu Viteaur, Juilly und Les Daurées, durch eine Kriegsmacht, die er bis zu dem Belaufe von 120 Reithen, 200 Argouten und 1800 Fußgängern, die respectabile Artillerie ungerichtet, gestellt hatte, der Provinz eine wahre Landplage geworden. Die Fürchterlichen für des Königs Dienst zu gewinnen, versuchte Frémot, unter Vermittelung eines Betters, des Drouas de la Plante, und des künftigen Hauptmanns Eponois; dieser gedroht auf der Burg Rovers, die von Viteaur hatte Duprat dem la Plante anvertraut. Die Unterhandlung zu beleben und zu beschleunigen, mochte der Präsident sich nach Viteaur, wo aber Duprat und sein Officiere, jedem Gedanken an Unterwerfung abhold, zu halten trafen, den allzu verwegenen Unterhändler festhalten. La Plante und Eponois, welche für dessen Sicherheit sich verbürgt hatten, gerieten in die äußerste Bellegenheit, denselben aber doch hinlänglichen Einfluß, um ihren Wast der drohenden Gefahr zu entreißen. Da noch Flavius haben sie ihm das Geleite gegeben. In der Gnade seines Königs fand jedoch Benignus reichlichen Ersatz für die überflandenen Mühseligkeiten und Gefahren. Zum Staatsrath und zum Maire von Dijon ernannt, 1595 und 1596, sollte er auch die Stelle eines ersten Präsidenten haben; er verbat sie aber, vielleicht, damit er, der Witwer, desto ungehörter der Erziehung der drei Kinder seiner Ehe mit Margaretha von Dersitz obliegen könnte. Benignus war nämlich, als ein sehr gärtlicher Vater, beflissen, eines solchen Pflichten nach ihrem ganzen Umfang zu erfüllen. Die ältere Tochter, Margaretha, wurde an den bereits genannten Jacob Desfrans, Baron von Duesmes-paule, im Amte Aray, verheirathet. Der Sohn, Andreas Frémot, geb. den 26. Aug. 1573, hatte einen Aeltern von Ruf, den nachmaligen Archidialonus in Chalon-sur-Saône, den Claudius Robert, zum Präsidenten, bereiste auch, unter dessen Aufsicht, Italien und Frankreich, nachdem er in Pavia längere Zeit Jura gelebt, auch den Döchterbot empfangen hatte. Nach zurückgelegten Reisen trat Andreas bei dem Parlament von Dijon

als Rath ein, den 17. März 1599, obgleich er bereits von des Königs Gnade verschiedene geistliche Pfründen empfangen hatte. Er war nämlich Kanonikus bei der Chappelle aux riches zu Dijon, Dedant der Collegiatkirche zu Saulieu, und seit dem 15. April 1595 Abt zu St. Stephan, der nachmaligen Kathedrale von Dijon. Ständischer Elu von 1598 — 1602, wurde er am 16. Juni 1603 zum Erzbischof von Bourges ernannt, und in dieser Eigenschaft am 7. Dec. n. J. consecrirt, wiewol er erst am 24. Oct. 1604 zu Bourges einzog. Auch in den Staatsrath hat Heinrich IV. ihn eingeführt, aber des Königs Abticht, ihm den Cardinalshut zu verschaffen, war nicht durchzuführen. In der Leitung seiner Diocese verdient Andreas Lob; die Nützlichkeit der höchsten Institute anerkennend, suchte er ihre Zahl zu mehren, wie er denn verschiedene Orden, namentlich Paulaner und Salesianerinnen, herbeigerufen und ihnen zu Niederlassungen in den Städten der Landchaft Berry verhoffen hat. Auch dem weltlichen Klerus wendete er eine gewissenhafte Sorgfalt zu; dessen Ausbildung, die Aufrechterhaltung einer heilsamen Kirchenordnung zu befördern, erließ er die zweckmäßigsten Anordnungen, denen sein erbaulicher Wandel eine gar eindringliche Empfehlung war. Von Ludwig XIII. als Gesandter nach Rom geschickt, 1622, empfing er am Schlusse seiner Sendung von Urban VIII. ein ehrenreiches Zeugniß: ornamantum ecclesiae gallicanae, wird er in dessen Schreiben an den König genannt. Auf der Rückreise besuchte der Erzbischof Venedig, das Bisthum, die Schweiz, allenthalben mit vieler Umsicht die Entwürfe seines Hofes verfolgend, wie er denn insbesondere Venetianer und Schweizer in ihrer Anhänglichkeit zu Frankreich bekräftigte. Zuletzt trat er sein Erzbisthum an Gläubigen Hebert ab, um fortan seinen beständigen Aufenthalt in Paris zu nehmen; andere Pfründen hat er aber bis zu seinem Ende beibehalten, namentlich die bei Abouars belegene Abtei Ferrières, die er, stets ein Beförderer der höchsten Studien, in die Congregation von St. Maur aufnehmen ließ. Andreas starb zu Paris, den 13. Mai 1641, und wurde in der Kirche der Salesianerinnen, Straße St. Antoine, beerdigt, indessen sein Herz nach Dijon in St. Stephan's Kirche gegeben worden. Er hat Andres geschrieben, namentlich Ordonnances ecclesiastiques et statuts synodaux, fairs en 1608. (à Bourges). — Seine Schwester, Johanna Franziska Fremont, geb. zu Dijon den 23. Jan. 1572, wurde in der Pfarrkirche zu Notre-Dame aus dem Namen Johanna getauft, dem sie jedoch in der Firmelung den zweiten Namen, Franziska, hinzufügte. Um so sorgfältiger von dem Vater erzogen, weil sie in dem Alter von 18 Monaten die Mutter verloren hatte, war sie, kaum fünf Jahre alt, besüßigt, bei einem Gespräche über verschiedene religiöse Fragen sich zu betheiligen, und sogar ihren Gegner, einen protestantischen Edelmann, in Verlegenheit zu bringen. „Sie glauben also nicht,“ sprach die Kleine mit Lebhaftigkeit, „an Jesu Gegenwart in dem heiligen Sacrament? Er hat aber gesagt, daß er darin gegenwärtig sei, Sie halten ihn folglich für einen Lügner.“ Der Fremdling suchte sie durch freundliche Worte und durch Auserwerf zu befrichtigen; die Gabe warf sie

augenblicklich in das Kamin, mit den Worten: „So müssen die Ketzer insgesammt in der Hölle brennen, weil sie nicht glauben, was der Herr gesagt hat.“ Das Kind, zur Jungfrau erwachsen, ließ Gesäß, in den Schlingen, durch ein verführtes, lächerliches Weib geleigt, sich zu vertheidigen, entging aber der Nachstellung durch den unmittelbaren Beistand der allerheiligsten Jungfrau, wie Johanna fest glaubte. Darauf wurde ihr, bei Gelegenheit eines Besuchs bei der Schwester, ein Freier, ein reich begüterter Edelmann, angetragen; daß er ein Calvinist sei, verschwieg man ihr. Sie ersah es dennoch, und auf der Stelle wies sie den lockenden Antrag zurück. Glücklicher war in seinen Bewerbungen Christoph von Rabutin, Baron von Chantal; ihm wurde die Ehebrüder Johanna zu Dijon angetraut, und das junge Ehepaar bezog die Rabutin'sche Herrschaft Bourbilly, in dem Amte Semur, am Cerain. Bunt war es da bisher, bei den vielfältigen Abwesenheiten des Eigenkumers, zugegangen, und es kostete nicht wenig Mühe, statt der verährten Unordnung einen regelmäßigen Hausbau einzuführen. Als der Keim sicherer Grundlätze betrachtete Johanna die Religiösen. Streng wurde die Dürerschaft zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten angehalten. An Sonn- und Festtagen wanderte die ganze Bevölkerung des Schlosses nach Vic-Chassenai, um der Pfarrmesse beizuwohnen, an Festtagen wurde für sie in der geräumigen Schlosskapelle Messe gelesen. Auch der gemeinamen Abendandacht durfte keiner sich entziehen. Jeder Diener hatte sein bestimmtes Geschäft, und es waren ihm, zur Vermeidung jeglicher Verwirrung, die darauf zu verwendenden Stunden genau vorgeschrieben. Allen ohne Ausnahme gab die Hausfrau das Beispiel der wohlthätigsten Thätigkeit; wie ihr Willkür in der Schlosskapelle, so hat sich auch der gewaltige Backofen erhalten, in welchem sie, Woche für Woche, das den Armen bestimmte, von ihren Händen gebadene, Brod vollends zuricht machte. Hingegen wurde der Dienestand, den sie in einer Mauer angebracht hatte, nach mehr als hundertjährigem Bestand, um 1755 abgebrochen. Folgte der Baron von Chantal dem Hof: oder Feldlager, dann lebte die Strohwinde in stiller Zurückgezogenheit, die einzig durch seltsame Besuche unterbrochen wurde; zur Genüge mit den Kindern, mit dem Hauswesen beschäftigt, suchte sie ihre alleinige Zerstreuung in einem guten Buche, am liebsten in einer Erbauungsschrift, oder im Gebet. Befand sich aber der Gemahl zu Hause, dann war die jährliche Gattin besessen, durch mancherlei Vergnügungen ihn zu übertrachen; eine Gesellschaft, in der er sich gefiel, festzuhalten, gewann sie es wol über sich, ihre Andachtsübungen abzufürzen, was ihr jedoch stets Gemüthsruhe verursachte. Außer dem Heilverlust beflagte sie eine merkwürdige Erhaltung in ihrem Verkehr mit Gott, als eine Folge der vielfältigen Zerstreuung, an der sie allmählig Gesandmad zu finden beschloß. Um sich gegen diese Gefahr zu waffnen, setzte sie sich, etwa 1600, vor, unter keinem Vorwande mehr ihre Anbachtübungen abzufürzen, es geschehe denn aus Beweggründen der Nachsicht, oder unter dem Einflusse einer wesentlichen Pflicht, oder eines unabwiesbaren Anstaltgebots. Hierüber ließ der Baron von

Chantal ihr vollkommene Freiheit; denn jählich geliebt von seiner Lebensgefährtin war er ein sehr jählicher Herrmann; aber zu vollkommen war der beiden Blick, um dauerhaft sein zu können. Ein unglücklicher Zufall, oder das Verschicks eines Freundes auf der Jagd, wurde dem Baron tödtlich; er starb in der erlauchtesten Weise, nachdem er selbst noch dem verzweifelnden Freunde ein Tröster geworden (1600). Erregt war der Schmerz der jungen Witwe, zumal durch die Ständhaftigkeit, mit welcher sie litt; sie selbst erkaute zuweilen aus der Tröhlungen, welche in dieser Trübsal der Herr ihr verlieh. Ihm brachte sie dagegen sich als ein Schlachtopfer dar, das bereit war, jede Art von Kreuz auf sich zu nehmen; ihm weihete sie sich ganz und gar in dem Gelübde immerwährender Keuschheit und in der Lebensregel, der sie von nun an sich unterwarf. Einen Theil der Nacht brachte sie im Gebete zu; möglichst den Armen sich gleichzustellen, verkaufte sie, in Folge eines gewissen Gelübbes, ihre kostbaren Kleider gegen einen wellenen Anzug, in dessen sie zugleich ihre Almosenpenden verdoppelte; sie entließ den größten Theil ihrer Dienerschaft, sie fastete häufig und streng. Der Welt gänzlich abgewandt, ordnete sie ihre Stunden dergestalt, daß sie abwechselnd dem Gebete, der Arbeit oder der Belehrung ihrer Kinder zugetheilt waren. Von sechs Kindern, die sie geboren, waren ihr der Sohn, dann drei Töchter geblieben. Bereits aus dieser Periode weiß man von einer Schergabe, die der jungen Witwe in Bezug auf ihr eigenes Heil verliehen worden wäre, zu erzählen. Einst, als sie unter vielen Abdränen um einen Führer, der sie auf den schlüpfrigen Pfaden des Lebens geleite, gebeten hatte, schaute sie, so erzählt man, einen Mann im schwarzen Zalar, mit Chorrock und Mäntelchen. Ein anderer Rat, während sie an einsamer Stätte betete, fiel sie in Vergeltung; vergeblich bemühte sie sich in diesem Zustande, die nahe Kirche des Heiligtums öffnete ihr seine Pforten nicht; im Gegentheil wurde ihr angedeutet, daß zuvörderst alles Unvollkommene in ihr durch das göttliche Feuer verzehrt, sie selbst durch schwere innerliche und äußerliche Trübsal gekütert werden müsse. Nach Ablauf der Trauerzeit zog die Witwe nach Dijon zu ihrem Vater, ohne jedoch im Mindesten der einmal angenommenen Lebensweise abzuweichen, ohne irgend Besuche, außer von einigen tugendhaften und bejahrten Mätronnem, anzunehmen. Indessen äußerte ihr Schwiegersvater, Guido von Rabutin, der bei seinen 75 Jahren ungemein gebrechlich war, den Wunsch, seine Enkel um sich zu haben, den konnte die gehorsame Tochter ihm nicht versagen, und sie kam 1603 mit ihrer kleinen Familie nach Chantal, dem göttlichen Castell, das des alten Herrn ordentlicher Wohnsitz war, dessen Gebiet er auch durch den Ankauf des benachbarten Kirchdorfs Montbelon (1580) bedeutend erweitert hat. Dasselbst brachte sie 7½ Jahre zu, saure Jahre für jedes Gemüth, das nicht ganz und gar dem Willen des Herrn unterthan ist. Der Schwiegersvater war nämlich in volle Abhängigkeit von einer Dienstmagd, die gewohnt war, seine Person, sein Haus, sein Vermögen als ihr Eigenthum zu behandeln, gerathen. Einer solchen Regimin mußte die Einführung der Schwie-

gertochter höchst unlegen kommen, und sie ließ deshalb Nichts unversucht, sich des lästigen Besuchs zu entziehen. Durch die widerwärtige Zuträgerei suchte sie den alten Baron unheilbar mit seiner Schwiegersvater zu entwöhnen, und weil das nicht vollständig glücken wollte, verwarf sie in grenzenloser Unverschämtheit gegen die unbedachtete Frau. Die mußte bei dem geringsten Anlaß die verlegentlichsten Dinge hören, und zugleich hatte jene Creatur die Dienerschaft dergestalt zugeschnitten, daß Johanna auch nicht ein Glas Wasser haben konnte, außer mit Wissen und Willen der Unverschämten, die noch dazu, nach den Sitten der Zeit das Unfehlliche, ihre fünf Kinder auf dem gleichen Fuße mit der rechtmäßigen Nachkommenschaft ihres Herrn behandelt wissen wollte. Alles trug Johanna mit der Geduld eines Engels; eigenbändig wusch, kammte, bekleidete sie die Kinder der Woge, sie war ihre Lehrerin, sie erwieß ihnen alle und jede, auch die niedrigsten, Dienste. Dabei aber blieb sie in ihren Andachtsübungen unermüdlich; in der tauhen Jahreszeit, im Noem und in den Fasten, trippelte sie, Tag für Tag, nach Autun, 1½ Meile weit, um die Predigt zu hören. Für die Fasten von 1604 war ihr ein eigenthümlicher Genuß beschieden. Während derselben zu predigen, kam der heilige Franz von Sales nach Dijon, und der Präsident Brémont verordnete nicht, seiner Tochter Gelegenheit zu geben, daß auch sie den großen Kanzelredner höre. Eine Einladung erging nach Chantal, und der zu folgen hat die Zuchtschwestern der Herrin vergnügt. Johanna, den Gehorsam aus der Zeit zum ersten Male hörend, schloß sich um so mehr ergriffen, da sie in ihm den Mann im schwarzen Zalar, der ihr einst im Gebete als der ihr verheißene Führer gezeigt worden, zu erkennen glaubte. Auch der Bischof von Genf hatte eine ähnliche Vision gehabt, und Geisteswandte erkennen sich alsbald. Johanna wünschte schließlich, über die wichtige Angelegenheit ihres Seelenheil den Rath des unübertrefflichen Seelenarztes vernehmen zu können, dem stand aber ein Gelübde entgegen: Ihm Beichtvater, einem Ordensmann, hatte sie versprochen müssen, daß sie hinsichtlich ihrer Geistesrichtung einzig ihrem Rath einholen werde, befolgen wolle. Es folgerte ihr ein langer, schwerer Kampf, bevor sie ihre Verlegenheit dem Bischofe zu entdecken wagte; er fand das ihr abgemene Gelübde mit dem Geiste des wahren Christenthums unverträglich, und Johanna wurde dessen entbunden. Darauf reiste sie nach St. Claude, wohin der Bischof, in Begleitung seiner Mutter, sich begeben hatte, und selbst legte sie vor dem neuen Gewissensthron das vollständige Bekenntniß aller Fehler und Sünden ihres bisherigen Lebenslaufes ab; statt aber hierdurch sich erleichtert zu fühlen, empfand sie bittere Trostlosigkeit und bange Besorgnis um ihre Zukunft. Aber der erfahrene Freund lehrte sie, wie diese Prüfung zu benutzen sei, auf daß die Finsterniß dem Lichte weiche, in Ruhe der Sturm übergehe. Er gab ihr auch eine Lebensregel, und nebenbei Anweisung, ihre Andachtsübungen dergestalt zu ordnen, daß sie, denselben obliegend, von dem Willen der sie umgebenden Personen, namentlich des Vaters oder Schwiegersvaters, abhängig zu sein, scheinen konnten. Das ge-

lang ihr auch so vollständig, daß Jedermann ihr die ganze Rücksicht für die Hausordnung Dank wissen mußte. Sogar bei dem Gefinde hieß es: „Die gnadige Frau bedet unablässig, wird damit aber keinem lästig.“ Um 5 Uhr Morgens stand sie auf, um sich in der ungeheibten Stube, ohne Beihilfe einer Kofe, anzukleiden. Nach der Mahlzeit las sie eine halbe Stunde lang in einem geistlichen Buche; Abends trug sie ihren Kindern die Lehren der Religion vor, und von diesem Unterricht waren fremde Kinder keineswegs ausgeschlossen. Daraus nahm sie wieder ein geistliches Buch zur Hand; vor dem Nachschlafen betete sie den Rosenkranz. Niemals entäußerte sie sich des Bewußtseins von der Allgegenwart Gottes; niemals ließ sie sich bei Tische durch die Gelüste der Sinnlichkeit hinreißen, aber daß sie in solcher Enthaltsamkeit eine Abtödtung des Zwecks, wußte sie Aller Augen zu verhindern. Höchst einfach gekleidet, trug sie aus dem bloßen Erbe ein härenes Mützchen. Unermüdllich in ihren Besuchen bei armen Kranken brachte sie bei Sterbenden ganze Nächte zu, um sie durch ihren Aufpruch zu einem göttlichen Ende zu bereiten. Lange Zeit ernährte sie eine mit Geschwüren bedeckte arme Frau, deren elstehste Wunden sie eigenhändig verband, bei der sie daneben jede andere Art von Dienstleistung übernommen hatte. Alle Morgens, beim Aufstehen, wiederholte sie in ihrem Herzen den Voratz, Nichts zu lieben, außer Gott, ihm allein ihre Gedanken, Wünsche und Handlungen darzubringen. Durchdrungen von den Empfindungen einer heiligen Liebe, wünschte, auch durch ein äußerliches Zeichen anzudeuten, daß sie einzig für Jesu Ehre lebe, schrieb sie sich dessen geheiligten Namen in unausslöschlichen Zügen mittelst eines glühenden Eisens auf die Brust. Je vollständiger sie aber von der Welt sich löst, um so reichlicher fielen übernatürliche Tröstungen und Erleuchtungen auf ihre dürstende Seele. In namenloser Entzücken schwelgend, in diesen heiligen Gemüthen unerfättlich, schmehte sie sich, vollends der Bande, durch welche sie noch an die Welt geknüpft war, entledigt zu werden. Diesen innern Drang offenbarte sie dem heiligen Franz von Sales, der jedoch Bedenkzeit forderete, bann der Reize nach verschiedene Orden, in denen sie den Gegenstand ihres Verlangens finden könne, als die Clauisten, die Hospitalisirenden zu Beaune und die Karmelitessen, vorschlug. In der vollkommensten Hingabe entgegnete Franziska, ihm allein gebühre die Wahl; den Weg, den er ihr anweisen werde, sei sie entschlossen zu wandeln, indem sie nichts Anderes suche, als die größere Ehre Gottes. Der Bischof theilte ihr hierauf seine Absicht mit, eine religiöse Gesellschaft, unter dem Titel der Heimsuchung Maria, zu begründen. Freudig ging die geistliche Witwe auf sein Vorhaben ein, ohne doch die Schwierigkeiten sich zu verhehlen, die mannichfaltige und verwickelte Familienbeziehungen ihrem Wunsch, die Welt zu verlassen, entgegenstellen konnten. Diese Schwierigkeiten allmählig zu beseitigen, fand ihr abermals mit gutem Rathe der Bischof bei. Vor Allem kamen die Kinder in Betracht. Die älteste Tochter, Annie, wurde auf der Burg Chantal dem Refessen des Bischofs von Genf, dem Baron von Thorens, Johann von Sales, angetraut,

und es ist bis auf diesen Tag der Einwohnerschaft von Monthelon Stolz geblieben, daß die kleine Schloßkapelle bei dieser Gelegenheit durch die Anwesenheit der beiden Heiligen, Franziska von Sales und Johanna Fremiot, verherrlicht worden. Des Sohnes Erziehung, die Verwaltung von dessen Gütern übernahm der Großvater, der Präsident Fremiot. Die beiden andern Töchter sollte die Mutter bei sich behalten; es ist aber die eine, Christina, bald nach diesen Verabredungen mit Ade abgegangen, wogegen Franziska in der Folge dem Grafen Anton von Loulongen heirathete. Als aber die Stunde gekommen, von Vater, Bruder, Schwiegervater, mit denen Alles verhandelt worden, zu scheiden, erhob sich von Selten dieser Männer ein Widerstand, den zu überwinden Johanna ihre ganze Seelenstärke aufbieten mußte. Sie warf sich vor ihrem Schwiegervater auf die Knie und bat ihn um Verzeihung für Alles, womit sie ihn beleidigt haben möchte; dann kniete sie um seinen Segen, um sein Wohlwollen für ihren Sohn. Der alte Herr, obgleich untröstlich, unarmte die schwebende Tochter in der vollen Zärtlichkeit eines Vaters, und wünschte ihr das Glück, dessen sie würdig war. Die Inassen von Monthelon, besonders die Armen, zerfloßen in Thränen, denn sie sollten in der göttlichen Witwe von einer barmherzigen Mutter sich trennen. Johanna bemühte sich, die guten Leute zu trösten, ermahnte sie zur Ausdauer in dem Dienste des Herrn und empfahl sich ihrem Gerecht. Zu Dijon begrüßte sie ihre Bekannten; auch nahm sie des Vaters Segen, indem sie dessen Dohut ihrem Sohn anvertraute. In Schmerz sich auflösend, seufzte der betagte Präsident: „O, mein Gott, es ziemt mir nicht, deinem heiligen Willen zu widerstehen, sollte es mir auch das Leben kosten; ich opfere dir, o Herr, mein geliebtes Kind; würdige dich, dieses Opfer aus meinen Händen zu empfangen, und sei mein Trost!“ Darauf gab er der Tochter den Segen, erhob sie vom Boden, umarmte sie zärtlich. Der junge Chantal fiel schluchzend seiner Mutter um den Hals, suchte in den zärtlichsten Worten sie zurückzuhalten, streckte sich schließlich, durch die Vergeltlichkeit seiner Bemühungen keineswegs entmutigt, quer über die Thüschwelle aus. Einen Augenblick zögerte die Mutter, die thränenreichen Augen auf den Knaben gerichtet; dann schritt sie über ihn hin, und fort ging die Keise, vorläufig über Anney nach dem Schloß Thorens, wo das junge Ehepaar zu hausen hatte, wo auch Johanna einige Tage zubrachte. Sie kehrte hierauf nach Anney zurück, wo sie am Dreifaltigkeitssonntage, den 6. Juni 1610, zugleich mit fünf andern frommen Frauen, das Kleid eines Ordens anlegte, welcher von dieser Keiser seine Existenz datirt. Das Nothjag war kaum zurückgelegt, und Johanna, oder la mère de Chantal, wie sie von jetzt an genannt wurde, mußte wegen des Ablebens ihres Vaters (1611) eine Keise nach Dijon antreten; mehre Monate widmete sie den Angelegenheiten ihres zum andern Male verwaisten Sohnes, dann eilte sie zurück nach Anney in das stille Haus, um für der Schwermern, wie für das eigene Heil unausgesetzt zu wirken. Einer christlichen Gesinnung Grundlage ist die Demuth: „sie lehrt uns“, sagt Johanna, „wenn Andere und de-

müthigen, noch tiefer uns zu demüthigen, noch ernstlicher uns anzuklagen, wenn wir von Andern angeklagt werden; sie führt uns dahin, daß wir inmitten der erniedrigenden Beschäftigung in der uns zu Theil gewordenen Behandlung eine unwerdende Schonung erkennen, daß wir in der Verachtung uns glücklich fühlen. Eine gottgeweihte Person, die sich zu irgend etwas tauglich wähnt, offenbart hiermit in der auffallendsten Weise ihre Hoffahrt, d. i. ihre Unmöglichkeit. Es thut dem Geiste Gottes schwere Verunglimpfung an, wer sich erhebt, vor zur Schau sich zu stellen trachtet. Besser das Feuer vom Himmel herab auf uns ruhen, als daß wir dieses Lasters uns theilhaftig machen sollten, eine Wahrheit, die ich in blutiger Schrift euren Herzen einzugraben wünschte, gleich wie ich freudig meine Rippen mit glühendem Eisen durchbohren lassen würde, wenn ich damit erreichte, daß den Frauen, die Gott sich geweiht haben, kein der Demuth widerstrebendes Wort entwiche.“ Sie hielt auch, dieser Ansicht folgend, eine Klosterfrau nicht eher für wahrhaft demüthig, als bis sie dieselbe in Zurechtweisung, in Tadel sich gefallen sah, wobei jedoch nicht außer Acht zu lassen, daß Johanna jedes Mal ihre Verweise in Güte und Liebe einschickte, so daß Niemand sich dadurch beleidigt fühlen konnte. Wenn in dieser Weise eine Verirrte auf den rechten Weg zurückgeführt war, dann wurde sie schließlich ermahnt, durch ein glühendes Gebet das in Demuth, Gehorham und Selbstverleugung begonnene Werk zu krönen. Die Pünktlichkeit, in welcher Johanna Alles, was aus den Dienst Gottes bezüglich, abwartete, oder durch Andere abwarten ließ, ging beinahe in Anglistheit über. Zufällige Unruhe und Geröse in der Kammer, unter welcher die Kapelle angebracht war, schien ihr eine schwere Verletzung der dem allerheiligsten Sacrament des Altars schuldigen Eufordist; diese Verletzung, an welcher sie nicht die geringste Schuld hatte, zu büßen, daß sie die im Scriptorium versammelten Schwestern um Verzeihung, denen sie zugleich die Füße küßte; dann nahm sie, noch weiter ihre Zerknirschung zu bezeigen, vom Fußboden ihre Mähleinheit ein. Unterließ eine Schwester bei dem Anzeichen der Glocke aufzustehen, dann empfieng sie alse bald und öffentlich einen Verweis: „Bedächten wir,“ sagte bei solcher Gelegenheit die schmerzlich aufgeregte Vorsteherin, „bedächten wir, daß es die Stimme Gottes ist, die uns ruft, ihm unsere Huldigungen darzubringen, so würden wir auch seinen Augenblick jögern.“ Sie wurde zum Hstern durch schmerzhafteste Krankheiten beimgesucht. Die Ärzte, in dem Unvermögen, ein physisches Ubel aufzufinden, meinten beharrlich, es sei eine Folge der Liebesgluth, durch welche das in Gott verfunken Gemüth vergehrt werde. In Erinnerung der in Folge dieser Ansicht ihr gemachten Zumuthungen schrieb Johanna an den Bischof von Genf: „Alle Welt würde aus Liebe für einen so liebenswürdigen Gott sterben wollen, wenn sie die Süßigkeit kenne, von der eine Gott liebende Seele kostet.“ Zuweilen empfand sie, und nicht bloß vorübergehend, schwere, innere Keltten, die durch die übergroße Furcht, den Schöpfer zu beleidigen, veranlaßt, aber um so reichlicher, um so außerordentlich flossen auch die Tröstungen, deren sie im Laufe

dieser Prüfungen gewürdigt wurde. Gleichwie die gottselige Mutter ihre Töchter von der Nothwendigkeit, sich selbst abzustern und alle natürlichen Triebe zu kreuzigen, überzeugt hatte, so wurden sie auch von ihr über die sehr Art zu belehrt. Vortzöglich ermahnte sie zur Beharrlichkeit im Gebet. „Werdet Ihr durch Zerstreuung gestört, so opfert das Gebet der Schuld und Demüthigung, stehet zu Gott, daß er Euch das Verlangen gebe, ihn zu lieben, zu ihm zu beten, oder irgend eine diesen verwandte Gabe zu erlangen.“ Bei einer andern Gelegenheit äußerte sie: „Allesit soll unser Herz beten und lieben, mögen wir auch was immer vornehmen.“ Ein Gebet, das sie zu ihrem eigenen Gebrauche entworfen und niedergeschrieben, und das sich zu einer Gesammübung von Liebe, Lob, Dankagung und Zerknirschung, zu einer Fürbitte für Freunde und Feinde, für die Sinder, für die Abgestorbenen gestaltete, war ihre Zuflucht in den Zeiten der Herzensbitter. Tag und Nacht trug sie das Papier auf der Brust, und häufig, in dem Uebermaße der Liebe, in dem stürmischen Verlangen, unaussprechlich Gott zu preisen, drückte sie es an ihr Herz. Auch über der frommen Frau Scharfsinn werden einige merkwürdige Apg aufbewahrt. Christlich befragt über ihre Meinung von einer Irdenperson, die nicht nur im Rufe hoher Tugend stand, sondern von der man auch erzählte, daß sie von Gott außerordentliche Gnaden empfangen, erwiderte sie: „Ihr habt mir von den Blättern des Baums geschätzt, laßt mir auch einige seiner Früchte zukommen, auf daß ich sie beurtheile. Die Blätter achte ich wenig. Einstweilen lasse ich mich darauf beschränken, das glänzende Vergessen seiner selbst, das unbegrenzte Wohlgefallen in Demüthigungen, die Freude über alles Gut, das zu Gottes größter Ehre gewirkt wird, als die Früchte eines guten Herzens, welches durch die Gnade Gottes begunnt und ernährt wird, aufzuzählen.“ Noch ausfallender bewährte sich dieser Scharfsinn in dem, was einer frühen Periode angehörenden, Verlechte mit der Nicole von Niemand. Dieses Mädchen übte nicht unbedeutenden Einfluß auf seine Zeit, und es schien vielen Geistlichen und Weltlichen, welche der Person Wandel auf das Scharfsinnig gewirkt zu haben wähten, als verdiene sie diesen Einfluß durch ihr Tugenden, und sie verdante ihn einer besondern Erleung und Gnade von Oben. Sie hatte die vielfältig bemänt Gabe der Weissagung, und benutzte sie zur Beförderung derer, mit welchen sie in Verührung kam. Auf ihre Vorstellungen drängte das Volk sich wieder zu den verlassenen Kirchen; Fürsten und Könige, hochgeleitete Personen in In- und Auslande schickten ihr Abgordnete zu, um sich ihrem Gebet zu empfehlen, ihren Rath sich zu erheben. Zu Meudon in der Weste wurde sie einst förmlich ernüdt und fortgetragen, und man mußte eine ganze Stunde nicht, wo sie bingekommen sei. Ihre Reden schienen in der höhern Welt entstammt, manche Stelle des heiligen Liebes wußte sie gründlicher als der erfahrenste Theolog zu erklären. Esälen waren etwas Gewöhnliches, und einst, in der Krankenstube, als sie von Theologen und Irdenmännern umgeben war, ward plötzlich ihr Welt von stupelndem Lichte umflossen, und der Ruf: Ave soror, sal-

viere fräres, vernommen. Als das Licht verschwunden, fühlte sich die Kranke, Allen zum Erschaunen, vollkommen gesund. Während das Mädchen, wegen dieser wunderbaren Ereignisse, der Gegenstand der allgemeinen Verehrung war, konnte die einzige Frau von Chantal, in deren Hause die Nicole lebte, sich eines Zweifels über den göttlichen Ursprung dieser seltenen Gaben nicht entledigen; immer schien es ihr, daß sie unter erborgtem Lichte von dem bösen Geiste verdammt. Um sich einigen Aufschluß über des Mädchens Inneres und Gemüthsstand zu verschaffen, gab sie ihm einen Brief zu besorgen, den so zusammengelegt war, daß ein unfesugtes Öffnen sorglich entdeckt werden konnte. Nicole ließ sich durch ihren Rortwis verführen und suchte ihn durch eine Lüge zu bemänteln. Von da an wurde ihr ganzer Wandel schärfer betrachtet, und es ergaben sich manche Entdeckungen, in deren Folge Johanna erklärte, die angebliche Beate werde nicht von dem guten, sondern von dem bösen Geiste der Täuschung und Lüge geleitet. Einflens, als sie, diese harten Worte zu rechtfertigen, in des Mädchens und mehrer Freunde Gegenwart den Hergang mit dem Briefe erzählte, erschien plötzlich auf dem Tübrenboden ein langer, feuriger Streifen, von unaussprechlichem Gestank begleitet. Der Geist der Lüge war entwichen, die Nicole fortan nicht mehr zu erkennen. Die Ekstasen blieben aus, seine tiefsinnigen Reden führte sie mehr im Munde; dämmig, ungebildet, ungeschickt, konnte sie nicht mehr, wie vorher, fesseln, noch lange in der Kirche weilen; endlich heiratete sie gegen der Ältern Willen, und daß sie nicht eine Hugenottin werde, verbanderte mit Nähe ein geheimer, frommer Priester, der sich ihrer angenommen hatte. — Am 15. Jan. 1615 verließ die Mère de Chantal abermals, von einigen Schwestern begleitet, ihr Kloster, um zu Lyon das zweite zu begründen; hierauf besuchte sie in der gleichen Absicht und mit dem gleichen Erfolge Moulins, Grenoble und Bourges, wo ihr Bruder, der Erzbischof, sie längere Zeit festzuhalten wünschte. Sie konnte ihm aber nur ein halbes Jahr schenken, wegen bringender, an sie ergangener Einladungen, auch nach Paris ihren Orden zu verpflanzen. Wie schnell sie aber dort von Vielen begehrt wurde, so lebhafter Widerspruch gegen das neue Institut sprach sich dort von vielen Seiten aus. Johanna hatte ganz eigentlich eine Verlopfung zu erbulden, aus der sie jedoch, im Vertrauen auf Gott, durch unerschöpfliche Sanftmuth und Liebe, siegreich hervorzing. Am 6. April 1619 war sie zu Paris eingetroffen, im Februar 1622 verließ sie das zu Stande gebrachte Haus in der Vorstadt St. Jacques, um eine ähnliche Stiftung zu Dijon zu beginnen. Am 28. Dec. desselben Jahres entschlimmerte ihr liebevoller Freund, der heilige Bischof von Genf, für sie zumal, in jeglicher Beziehung, ein unersetzlicher Verlust. Ihm folgte eine Reihe von Trauerfällen, die nicht minder schmerzlich waren, die Johanna aber ebenfalls in bewundernswürdiger Standhaftigkeit, in vollkommener Ergebung ertrug. Ihr Sohn, Grisus Benignus von Radrutin, Baron von Chantal, dessen ganzer Lebenslauf beinahe nur ein sorgfältiges Dwell gewesen war, fiel, die Engländer bekämpfend, und vielleicht von Cromwell's Hand,

auf der Insel Ré, den 22. Juli 1627, aus seiner Ehe mit Maria von Goulanges eine einzige, zu Paris den 5. Febr. 1626 geborene, Tochter hinterlassend, die als verwitwete Marquise von Saligny die Zierde ihres Vaterlandes und ihres Geschlechts geworden ist. Dem Baron von Chantal folgte im Tode seine Witwe 1631 und 1633 sein Schwager, der Graf Anton von Toulougeon, Gouverneur von Pignerol. „Herr, vernichte, fülle, verberne Alles, was deinem heiligen Willen zuwider ist,“ sprach bei solchen Trauerposten die tiefbetrübte Mutter, für die alle diese Prüfungen sich doch nur zu einer Folge gestalteten, geeignet, ihre große, ihre hegelige Seele in dem erhabenen Standpunkte zu zeigen, wie dies auch mit einer Pest, die über Anancy verhängt war, der Fall gewesen. Der Herzog von Savoyen und die Herzogin riefen, verlangten insänblichst, daß Johanna alsbald den Schauplatz der Gefahr verlasse; allein keine Betrachtung war vermögend, sie zu einer Trennung von ihren geliebten Kindern zu bestimmen. Sie wurde der ganzen Stadt ein Engel des Trostes, durch Ermahnung, Almosen und Gebet, und das Kloster der Salesianerinnen blieb von der Seuche unberührt. Durch Betrug von 1631 hatte Johanna den Dorfnachbarn zu Bourblis, das sie als Wittum besaß, das Recht, „le champioie“ genannt, in allen ihren Weisen, von der Heuernte bis zum 25. März, zugestanden. Auf der Herzogin von Savoyen Verlangen besuchte sie 1638 die Hauptstadt von Piemont, um daselbst ein Kloster ihres Ordens zu begründen, dann wurde sie von der Königin von Frankreich nach Paris gefordert. Besändig verlegten die von den Pariser ihr bewiesenen Ehrenbezeugungen die demüthige Klosterfrau, wiewol der allgemeine Enthusiasmus ihr gar sehr für die Stiftung des zweiten, in der Straße St. Antoine belegenen Klosters zu Etatten kam. Vorseherin des Hauptklosters zu Anney, forderte die Mutter von Chantal unerwartet ihre Entbindung von diesem Amte, 1641; gleich darauf aber wurde sie von den Schwestern zu Moulins einstimmig zu ihrer Vorseherin erwählt. Sie weigerte sich, die Wahl anzunehmen, begab sich aber nichtsdestoweniger, am 28. Juli, auf die Reise nach Moulins, wo sie alsbald eine anderweitige Wahl veranlaßte, dann die fernere Reise nach Paris antrat. Dort verwelte sie eine längere Zeit, dann kehrte sie nach Moulins zurück, wo sie fünf Tage nach ihrer Ankunft von einem Fieber ergriffen wurde, das in eine Brustentzündung überging, und nach einem Tager von andern fünf Tagen ihres Lebens Ende herbeiführte. Sie empfing die Sterbesacramente, verwandete drei volle Stunden, um die letzten, an ihre geliebten Schwestern gerichteten Leben zu dictiren, und entschlimmerte sanft den 13. Dec. 1641, schmerzlich beweint von Allen, die jemals mit ihr in Beziehung gekommen. Einige Tage vorher hatte der heilige Vincentius von Paulo, der zu Paris ihr Beichtvater gewesen, ihretwegen ein Geheiß gehabt, das nach seinen Einzelheiten in die Bulle über seines Beichtvaters Festsprechung aufgenommen worden ist. Bekümmert über Auserungen, die er in der letzten Unterredung mit der Mutter von Chantal vernommen, und die er als lästige Stunden zu betrachten geneigt war, hatte er sich im Freien in den

Staub geworfen, um für die Sünderin zu beten. Gesprochen war kaum das Gebet, und es bildete sich vor seinen Augen ein feiner Feuerball, der, allmählig in die Höhe aufsteigend, zuletzt mit einer größern Kugel, die auch heller leuchtete, sich vereinigte. Der hierdurch entstandene eine Ball erhob sich immer höher, bis er ebenfalls in einen unendlich großen und leuchtenden Ball aufgenommen wurde. Zugleich beschrie eine innere Stimme den Seher, der erste Ball sei die Seele der Mutter von Chantal, der andere jene des seligen Bischofs von Genf, der dritte das Wesen der Gottheit. Als hierauf nach einigen Tagen die Hofkapelle von dem Ableben seines vormaligen Beichtkinds erfuhr, da zweifelte Vincentius nicht, daß Johanna in die Herrlichkeit Gottes eingegangen sei, und dahin sprach sich auch die Meinung des Volkes aus, welches in der Bereuung eine Heilige verehrte, lange vor ihrer am 13. Nov. 1751 von Benedict XIV. ausgesprochenen Beatification. In die Zahl der Heiligen wurde Johanna Franziska von Chantal von Clemens XIII. durch Definitivdecret vom 2. Juli 1767, welchem am 16. Juli die Feier der Kanonisierung folgte, aufgenommen. Ihr Fest fällt den 21. August. Zur Zeit ihres Ablebens besaß der Orden 87 Häuser, eine Zahl, die sich in der Folge beinahe verdoppeln sollte *). — Die zweite Linie der Frémot stammte von Andreas Benignus ab, dem ältern Sohne Johann's, aus dessen Ehe mit Wilhelmine Gendram. Andreas Benignus wurde auf seines Vaters freiwillige Abbanfung zu einer Kathedrale im Parlament von Dijon eingeführt, den 1. Juni 1663, und dessen Sohn Glaubius kommt 1693 als Rath und ferner als Präsident vor. Jener Präbiter Glaubius Frémot, der 1655 Baigneur, in Châtillonais, verkauft und 1666 als Seigneur-engagiste im königlichen Prévôté Bouilland und Chevrons in Beaunois erscheint, mag wol ein Sohn dieses ältern Glaubius sein. Er starb 1670; durch Testament hatte er einen Theil seines Vermögens, 100,000 Livres etwa, seiner Cousine, der Marquise von Saligny, gegeben. „N'est-il pas trop bon, le président,“ schreibt sie den 16. April 1670, „d'avoir pensé en mourant à me donner son bien, lorsque j'y pensois le moins? Je l'aime fort, et j'y joins présentement une grande reconnaissance, de sorte que ma douleur est véritable. Cela est honteux, comme vous dites, que la présidente survive à un si admirable mari.“ Daß dieses Präsidenten Witwe 1678 die zweite Ehe mit dem Präsidenten Baillet eingingen konnte, scheint uns ein schlagender Beweis, daß Glaubius Frémot von 1670 nicht aus jener von 1693 sein kann. (v. Stramberg.)

FRENKEL, I) Christian Constanx, geboren am 5. Juli 1772 zu Bloßweg bei Döbzig, wo sein Vater, Moriz Gottlob Frenkel, Prediger war, erhielt den ersten Unterricht in der Schule zu Döbzig und ging dann

zu seiner weitem Ausbildung nach Dresden. Auf der Universität Leipzig widmete er sich seit 1788 dem Studium der Theologie. In der öffentlichen Prüfung vor dem Oberconsistorium zu Dresden erhielt er die erste Classe. Hierauf lebte er einige Jahre zu Dresden als Hauslehrer, zuletzt in der Familie des königl. sächsischen Erbkammerers Demiani, dessen Tochter (späterhin seine Gattin) war. Der Empfehlung des Ministers v. Einsiedel verdankte er 1796 eine Pfarrstelle zu Diesa in der Oberlausitz. Der Rath zu Görlitz wählte ihn im J. 1800 zum Archidiaconus. Im J. 1802 ward er nach Dresden als Prediger an die Sophienkirche berufen. Späterhin erhielt er das Amt eines Nachmittagspredigers an der Kirche vom heiligen Kreuz. In den Jahren 1808—1822 bekleidete er die Stelle eines Pastors und Superintendenten zu Görlitz. Um diese Zeit (1822) ward er zum Kirchen- und Schulrath in Lublitz ernannt. Dies Amt vermalte er jedoch kaum ein Jahr. Er ward als zweiter evangelischer Hofprediger nach Dresden berufen, wo er am 30. Nov. 1827 starb. Schon während seines Aufenthaltes in Lublitz waren seine Kräfte durch überhäufte Geschäfte und mehre Reisen, die sein Amt als Kirchen- und Schulrath nöthig machte, erschöpft worden. Bald nach dem Antritte seiner Hofpredigerstelle in Dresden warf ihn ein heftiges Hämorrhoidalulcer als Krankenlager. Sein physisches Leiden war der Hauptgrund, weshalb er sich dem gesellschaftlichen Leben immer mehr entzog und sich zuletzt nur auf seine Amtarbeiten und auf seinen Familienkreis beschränkte. Der Mittheilung seiner wissenschaftlichen Ansichten, Urtheile und Ideen hatte er sich dadurch allmählig ganz entzogen. In Bezug auf theologische Gegenstände suchte er weitläufige Erörterungen, die ihn leicht auf das Feld der Polemik führen konnten, das er nicht ungern betrat. Nur selten, und fast mit Widerwillen, ließ er seine gründlichen Kenntnisse im Hebräischen und Griechischen und sein sorgfältiges Bibelstudium hören. Unverkennbar trat dagegen seine umfassende Belanntschaft mit der kirchlichen Dogmatik in seinen Kanzelvorträgen hervor. Die Disposition in seinen Predigten war streng logisch, leicht faßlich und dabei dem jedesmaligen Orte in den Hauptgedanken genau angemessen. Aus der Natur und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes entwickelte er in seinen Predigten allgemein religiös-moralische Sätze, die er auf der Kanzel speciellen Lehren und Lebensregeln vorzog. Die Wärme und Würde seines Vortrags war noch erhöht durch die darin sichtbar hervorretende Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit der Lehren, die er verkündete. Er predigte mit allgemeinem Wohl. Auch seine kleinen Amtserben, seine Ermahnungen an Zuhörern, sein Aufspruch im Beichtstuhle erwarben ihm in seiner Stellung überall Liebe und Vertrauen. Sein ruhender Beweis seiner Selbstbeherrschung gab er durch den Muth und die Standhaftigkeit, womit er seine oft wiederkehrenden physischen Leiden ertrug. Seine Ergebenheit in den Willen Gottes, seine wahrhaft christliche Gesinnung gaben ihm selbst eine Art von Heiterkeit, die ihn im Kreise seiner Familie und einiger bewährten Freunde nie ganz verließ. Den festen Glauben und die thätige

*) Von den Briefen der Mère de Chantal, 1660, 8., erschien die andere Ausgabe Paris 1750, 12, 3 Bde. Die neueste hat Halls verlegt, der Buchhändler, dem wir auch die schöne Ausgabe von den *Choix* Briefen verdanken. Der v. Rich. Maupais du Tour, Marquis, der v. Beauville, Gocarell (Rom 1734, 4., italienisch) haben dieser Heiligen Leben beschrieben.

Liebe hatte er selbständig in sich ausgebildet, und die von Natur ihm eigene Innigkeit des Gefühls mochte sich, wie einer seiner Freunde meinte, besonders in frühen Jahren, wol mitunter in dem Tone der Brüdergemeinde, ausgesprochen haben. Durch seine erste Hauslehrerstelle war er mit mehreren eifrigen Herrnputern in eine Verbindung gekommen, die er auch noch während seines späten Aufenthaltes in Dresden unterhielt, ohne jedoch der Brüdergemeinde je angehört zu haben und mit ihren einzelnen Lehren übereinzustimmen. Die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten, vielleicht auch seine Verschwiegenheit, ließen ihn ab, als Schriftsteller aufzutreten. Nur auf Verlangen seiner Zuhörer ließ er einzelne Predigten drucken. Zur Beruhigung der Gemüther bei der Einführung der allgemeinen Weichte wählte er die Lehre vom Amte der Schlüssel zum Thema einer zu Görlitz 1801 erschienenen Fastenpredigt. Ebenfalls ließ er 1802 seine Abschiedspredigt drucken. Die Hinzunahme einer Wöhrdin in Dresden veranlaßte ihn zur Herausgabe einer am 14. Sonntage nach Trinitatis gehaltenen Predigt. Sie erschien zu Dresden 1804. Ebenfalls ließ er 1824 eine Rede drucken, die er bei der fünften Jahresfeier des dreidehnten Missions-Hilfsvereins gehalten hatte¹⁾.

2) Ferdinand Gotthelf, jüngerer Bruder von Christian Konstant, geb. am 28. Jan. 1787 zu Wlositz bei Ditzau, von wo er seinem Vater in seinem siebenten Jahre nach Lippa folgte. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er in dem Gymnasium zu Görlitz, wo sein älterer Bruder, Konstantin, Diakonus geworden war. Durch seltene Geistesanlagen, verbunden mit einem rastlosen Fleiße, zeichnete er sich vor manchem seiner Mitschüler aus. Auch durch sein sittliches Betragen erwarb er sich die Liebe seiner Lehrer. Er hatte sein 16. Lebensjahr erreicht, als er 1803 die Universität Leipzig bezog. Neben der Theologie beschäftigte er sich mit physiologischen und philosophischen Studien. Sein wissenschaftliches Streben und sein Stillsitzen, in sich gekehrtes Gemüth entzogen ihn gerdäufvollen Vergnügungen. Poetische Versuche füllten einen Theil seiner Mußstunden aus. Mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet verließ er 1806 die Universität Leipzig, und ward in Dresden Hofmeister in dem Hause der Witwe des Kapellmeisters Naumann; ein ähnliches Amt verschaffte ihm Reinhardt's Empfehlung bei dem königl. sächsischen Minister, Grafen von Hohenhausen. Er lebte abwechselnd in Dresden und in Königsbrück. In Dresden, wo die Familie gewöhnlich den Winter zuzubringen pflegte, fand sein Geist reiche Nahrung in einem Kreise wissenschaftlich gebildeter Freunde, unter denen die meisten Theologen waren. Der Empfehlung des Grafen von Hohenhausen verdankte Frenkel 1811 eine Pfarrstelle zu Weitra. Im 3. 1821 ward er Prediger zu Triptitz an der Elbe. Er starb am 11. Dec. 1845. In einer 25jährigen Amtverwaltung hatte er eine in jeder

Beziehung segensreiche Wirksamkeit gezeigt. Als Seelsorger und Kanzleibekannter war er allgemein geschätzt. Für das Kirchen- und Schulwesen des neustädter Kreises blieb er unermüdet thätig, besonders aber für den dort gestifteten Predigerverein, in welchem er mehrere Jahre den Vorsitz führte. Er verband damit die Begründung eines Kreiszeitschrifts, der sich über die Grenzen des neustädter Kreises hinaus erstreckte. Seine theologischen Ansichten waren schon früh durch den Umgang mit Reinhardt, Kittmann u. a. vielseitig gebildeten Theologen geläutert worden. Sein sanftes Gemüth entfremdete ihn der Polemik. Er haßte alle Glaubensstreitigkeiten, und äußerte sich einst darüber in einer öffentlichen Rede, indem er meinte, daß der Hellsand, wenn er wieder in unsere Mitte treten sollte, schwerlich eine der christlichen Parteien als seine wahre Kirche anerkennen möchte. Bei der gewissenhaften Erfüllung seines Berufs fand Frenkel wenig Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Außer einer Sammlung seiner Gedichte, die zu Neustadt a. d. Orla 1811 erschien, ließ er mehrere einzelne Predigten drucken. Mit dem Prediger Anger in Weltwig gab er eine Wochenchrift unter dem Titel: „Der neustädter Kreisbote“, heraus. (Neustadt 1818 u. f. 3.) Gemeinlich mit dem genannten Geistlichen und mit K. B. Meißner besorgte er auch die Herausgabe des seit dem 3. 1825 zu Neustadt erschienenen Journals: „Zur Erläuterung der sonn- und festtägigen Perikopen des neuen weimarischen Evangelienbuchs“ u. s. w. 3. J. R. H. b. r.'s Predigermagazin enthält von ihm mehrere theologische Abhandlungen und Reden. Auch hatte er Anteil an dem ersten Bande der von Schwabe 1824 herausgegebenen Mittheilungen aus den Arbeiten des Predigervereins im neustädter Kreise²⁾.

(Heinrich Döring.)

FRENSDORF UND ABENBERG (von), eine gräfliche Familie des Mittelalters. 1) Wolfram I., Graf von Abenberg und Frensdorf, erscheint 1094. 2) Wolfram II. kommt 1120 als Schulzooigt des Bisthums Bamberg vor, war erster Sohn des Vorigen und hatte Hedwig, Tochter des Markgrafen Hermann von Böhburg, Stifters des Klosters Banj, zur Gemahlin. 3) Otto, des Vorigen Bruder, erscheint auch 1127 als Schulzooigt des Bisthums Bamberg, 1171 als Zeuge für die Güterübergabe des Markgrafen Hermann und der Gräfin Aldebrada zur Stiftung der Abtei Banj, über welche das Bisthum Bamberg ewigen Schutz ausüben sollte. 4) Rapoto, Sohn Wolframs II., 1130 auch Advocat von Bamberg, bezeugte den 2. Juni 1136 eine Verbindlichkeit des Stephaniterabtes Beringer zu Würzburg, wie den 25. Mai 1137 die Stiftung St. Gtrey zu Bamberg, und schenkte 1136 mehrere Güter an das Kloster Heilsbrunn, mit Zustimmung der Bischöfe von Bamberg und Würzburg. Er übergab 1150 dem Bisthume Bamberg die durch den Grafen Poppon von Henneberg abgetretenen Schlösser Nordack und Eirnad, für welchen Dienst er den 27. März 1152 vom Bischof Eberhard II. und dessen Domcapitel ein jährliches Einkommen von 40 Talen-

1) Bergl. Otto's Verzeichnis der oberlausitzischen Schriftsteller. 3. Bd. 2. Abth. S. 682 fg. Neues lausitzisches Magazin. (1827.) 2. Bd. S. 596 fg. Meusel's. Hist. Teutschland. 17. Bd. S. 617. 22. Bd. Vater. 2. S. 214. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. V. 2. Bd. S. 1016 fg.

2) Meusel. l. h. u. s. s. Größ. Section. XLIX.

3) Bergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XXIII. 2. Bd. S. 948 fg. Meusel's. Hist. Teutschland. 17. Bd. S. 617. 22. Bd. Vater. 2. S. 214.

ten, zahlbar zwischen Abenberg und Kranach, vor drei Zeugen zugesprochen erhielt. Am 21. Aug. 1153 bezugte er einen Gütertausch zu Lambach zwischen den Klöstern Langheim und Michelsfeld, den 6. April 1157 zu Speier für Würzburg eine Solbesserungsurkunde K. Friedrich's I. und den 28. Jan. 1158 einen kaiserl. Schutzbrief für das Kloster Münch-Aurach. Im J. 1160, den 14. Febr., beschwerte er sich zu Pavia vor K. Friedrich I. über die schon 1158 auf der Reichsversammlung zu Bamberg angezeigten Eingriffe des würzburger Bischofs Gebhard in seine Rechte des Bistumsraumes. Im J. 1163, den 15. Febr., bezugte er und sein Sohn Konrad II. für die Töchter des Burggrafen Eberhard des Schwarzen von Nürnberg zu Würzburg eine Urkunde des Bischofs Eberhard II. von Bamberg, und 1165 einen Zehntentausch des Klosters Heilsbrunn und der Pfarrei Eribach. Er schenkte ferner dem Nonnenkloster St. Theodor zu Bamberg einen Hof zu Reundorf, dem Domcapitel den Brudermühl nächst der Stadt, dem Kloster Michaelsberg den Wald Diselbrunn, und legte den Grund zum Priorate der Abtei Heilsbrunn, in welcher er und seine Gemahlin begraben wurden. 5) Hedwig, Kapoto's Schwester, bewilligte ihr Erbgut zum Kaufe des Schlosses Nordert. 6) Stilla, Kapoto's Schwester, wurde in die Zahl der Heiligen aufgenommen und im Bisthume Eichsfeld am 30. Mai verehrt. 7) Konrad II., Bruder Kapoto's und Domcapitul zu Bamberg, bezugte im Juni 1154 eine Urkunde Bischofs Eberhard II. für das Domcapitel. 8) Konrad III., Kapoto's erster Sohn, unterzeichnete 1163 eine Urkunde desselben Bischofs zu Würzburg für die Töchter des Burggrafen Eberhard von Nürnberg, und 1165 einen Zehntentausch des Klosters Heilsbrunn und der Pfarrei Eribach mit seinem Bruder Friedrich. 9) Friedrich I., zweiter Sohn Kapoto's, bezugte 1165 und 1168 zwei Urkunden, dann den 11. Aug. 1182 zu Nürnberg die Schuturkunde K. Friedrich's I. für das Nonnenkloster St. Theodor zu Bamberg, war des Bisthums Bamberg größter Gläubiger, und fiel 1184 zu Erfurt durch den Einsturz eines Saales in die Einfassung des Gebäudes, in welcher er erstickte. 10) Hedwig, Tochter Kapoto's, starb 1176. 11) Rheinhard, Reinhard, Richard, Regindard, dritter Sohn Kapoto's, Bischof zu Würzburg und Biedling K. Friedrich's I., starb zu Rom den 15. Juni 1184. Er war vordem Propst am Stifte Rumbach zu Würzburg, wurde 1171 wegen seiner Klugheit und Günst bei dem Kaiser vom Domcapitel gewählt und 1181 vom neuen Papste Lucius III. zur Befestigung der Eintracht mit dem Kaiser nach Rom eingeladen. Urkundlich erscheint er noch den 19. April 1172 für das Kloster Scherzheim, den 15. Juni 1179 für das Kloster Biechtelheim, den 15. Nov. 1182 für das Kloster Amorbach u. s. w. ¹⁾

1) Mitter's würzburger Chronik bei Riez v. Ludwig S. 368 sagt zwar, Rheinhard sei ein Graf von Henneberg gewesen, und beruft sich auf Spangenberg's Hennebergische Chronik. Allein daselbst steht bloß, daß Poppe ihn eingeführt und von der Gemahelung zweier Kirchen getrennt habe. Später (Beschichte von Henneberg) wieder wieder, und das wenig. Aufwärtig zu Würzburg vertrieben, des Henneberg's Geschichte nicht zu dieserlei Gewissheit ermittelt werden könne.

12) Friedrich II., Sohn Friedrich's I. und letzter Votec des Bisthums Bamberg, hat 1189 den Bischof Otto II. und dessen Domcapitel um Rückzahlung seines Darlehens von 400 Mark Goldes, und erhielt viele unter der Bedingung, daß er die Schutvogtei über das Bisthum und die ihm verpfändeten Städte, Klöster, Dörfer und Güter abtrat. Er bezugte ferner 1188 die Stiftung des Klosters St. Theodor zu Bamberg und 1191 eine andere Urkunde. Mit ihm erlosch 1199 auf der männlichen Seite die gräfliche Familie von Abenberg und Frensdorf zwar, aber sie pflanzte sich durch die weibliche Linie in den Burggrafen von Nürnberg fort, von welchen Konrad III. das Schloß Abenberg im J. 1296 an den reichsfürstlichen Bischof Reimboto verkaufte. 13) Eberhard I. und II. von Frensdorf, Vater und Sohn, waren um Ministeriale des Herzogs Otto I. von Meran im Anfange des 13. Jahrh. Ebenso kommen 14) Herdgen, der Vater und Sohn, von Frensdorf, und dessen vier Töchter in einer Urkunde vom 23. Juni 1305 für die Burg Rabenstein (in deren Beschreibung von Herreicher) vor ²⁾. (Nach.)

FRENSDORF, FRENSDORF, in Oberfranken, das gräfliche Gut, lag an der rauhen Erach in einem schönen und fruchtbaren Ebene, auf der Grenze des Bistumsraumes gegen den Gau Volkfeld, ist nach bambergischen Stiftungsurkunden des 11. Jahrh. durch Archivar Herdgen's topographische Karte anerkannt, und hatte von vielen Jahrhunderten eine hohe Straße in seiner Nähe, welche sich von der Übersahrt über die Regnitz bei dem Rittergute Salsanfahrt, über Schöffelsfeld, Bieselsdorf und Rippingen nach Würzburg zog. Über das Alter der Grafen von Frensdorf, wie über die Beugte des alten Schlosses daselbst, ist durch Urkunden noch nichts Gewisses ermittelt worden; wol aber, daß letzteres nach dem 1248 erfolgten Tode des Herzogs Otto II. von Meran, aus Nothwendigkeit gegen das mitternde Bisthum Bamberg, 1250 durch die Burggrafen von Nürnberg und durch die Grafen von Trubenburg erobert und zerstört wurde. Im J. 1253, unter dem Fürstbischof Heinrich von Schaffelsfeld, wurde es zwar wieder mit Mauern und Gräben hergestellt; allein die früheren Gewaltthaten der Burggrafen und Trubenburg an zu veräußernden Käufern, Viehherden und Reisenden ebenso ungehindert ausgeübt. Deshalb brachte das Fürstbisthum Bamberg am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrh., besonders unter den Bischöfen Leopold I. von Grundlach und Welfing von Stutenberg, so viele Beschwerden an den kaiserlichen Hof, daß die neue Eroberung und Zerstörung des Schlosses durch den Grafen von Kassel, als Feindesfall eben Reichthum von Franken und Schwaben, 1353 auf Befehl K. Albert's vollzogen wurde. Erst von dieser Zeit

2) Scripta. Bamberg. c. de Ludwieg p. 124, 129, 140. Gernmann, Episc. wirceburg. p. 70 et bamberg. p. 113. Faberstein, Cod. prob. IV, 14, 24 und Korymburg's Mittelalt. II. 300. Hoffmann's Annal. bamberg. ap. Ludwieg p. 140 et 141. Homan's, Archiepisc. Salisburg. p. 202. Harscher, Const. germ. III, 341. 351. Godesc, Kirchengeschichte XVII, 126. Biechermann, Biechtersgüter. Dr. Lenz, Regesta Bav. I, 277 — 349. Paris, Monum. Germ. IV, 104.

kom Bamberg in den wirklichen Besitz der Rechte desselben und genoss die Einkünfte. Bald hernach verließ der gelehrte Fürstbischof Leopold III. von Wehrburg, unter Einwilligung des Domcapitels, den durch Graben umgebenen Schlossraum mit den dahin gehörigen Rechten und Gütern als ein 5 Pf. Heller einträgendes Mannlehen unter der Bedingung des Wiederkaufs um 50 Pf. Heller den Ritters und Brüdern Konrad und Hermann Tenschler, welche das Schloß im J. 1365 wieder herstellten, um dem Fürstbisthume Bamberg als ihrem rechtmäßigen Herrn ebenso zu dienen, wie andere Lehnsträgerbesitzer. Am 24. Juni 1364 bestätigte der Fürstbischof Friedrich II. Graf von Leuchtenburg, mit Einwilligung des Domcapitels, den zwei Ritters Tenschler den Besitz des Burgschloßes Frensdorf, und 1365 dem Eigthum von Wilschensheim die Früchte des nürnbergers Bürgers P. Steininger als Leihgeding an einem Hofe zu Frensdorf. Unter dem Fürstbischöfe Kammerer von Brunn wurde der Lehnbrief den 4. Juli 1375 an dieselben erneuert. Unter dem Fürstbischöfe Anton von Rotenhan (1431—1456) wurde Frensdorf mit vielen andern Dörfern an Wothob von Eichtenstein und dessen Verwannte um 3600 fl. zwar verpfändet, allein 1448 wieder eingelöst, und zugleich vom Domcapitel beschossen, daß jeder neu zu machende Fürstbischof und jeder aufzunehmende Domherr schwören sollte, daß von diesen Gütern nie mehr etwas verpfändet oder veräußert werden sollte.

Die Tenschler'sche Familie blieb in ruhigem Besitze bis zu ihrem Erlöschen im J. 1507 durch den Tod Johannes von Tenschler, welcher für sein Begräbniß in der Pfarrkirche einen Jahrestag mit vier feierlichen Messen stiftete. Nach zehnähriger Verwaltung der Schloßrechte für die fürstbischöfliche Kammer verkaufte der Fürstbischof Georg Eberhard von Limburg den 23. Febr. 1517 dieselben an den Ritter Alweg von Hemmenhofen, welcher sie theils eigenthümlich, theils lehnbar unter der Bedingung erwarb, daß das Patronat und die geistliche Gerichtsbarkeit der Pfarrei dem Fürstbisthume Bamberg blieben, was auch alle folgende Besitzer des Schloßes unterzeichneten. Nach dem Tode Alwegs von Hemmenhofen stellte dessen Schwager, Fr. Gottfried von Einkeim, als Vormund der vier hinterlassenen Söhne, den 5. Oct. 1524 dem Fürstbischöfe Weigand von Redwitz einen schriftlichen Revers aus. Nach der Zerstörung des Schloßes im Bauernaufstande 1525 verkaufte der Vormund, mit Genehmigung des bamberger Lehnshofes, einen zur Burg Frensdorf gehörigen Hof, nebst Aedern und Wiesen zu Aneggau, das Burggut Übersberg und zwei Weingärten bei Zeil; allein weder er, noch einer seiner Söhne konnten das Schloß wieder erbauen. — Am 8. Jan. 1538 revertisirte der ältere Sohn, Hans Kasper von Hemmenhofen, nach dessen Tode, den 12. Mai 1542, Hans Burdorf von Hemmenhofen, welcher auch den 11. Nov. d. J. 30 fl. jährlich Zins für 400 fl. Darlehen dem Dr. Paul Reudecker verschied. Dennoch wurde dieser durch viele Schulden zur Einleitung veranlaßt, daß das Rittergut den 12. Aug. 1545 an seinen Schwager, den Ritter Thomas Truchß von Reichmannsdorf und Pommeresieden, als Amtmann zu Höchstädt übertrug worden. Dieser revertisirte zwar nach

Bischof Weigand's Tode dessen Nachfolger, Bischof Georg IV. Fuchs von Rügheim, verkaufte aber den Eig. Frensdorf als frei eigen am 23. Jan. und 27. Juni 1559 um 6700 fl. an seinen Schwager, Siegmund Fuchs von Rügheim. Dieser überließ das Burggut den 2. Juni 1561 durch Tausch an seinen Bruder Matern Fuchs, und revertisirte dem Fürstbischöfe Georg IV. schon am 17. Juli d. J. Am 18. Dec. 1570 vereinigte derselbe sich als Amtmann zu Senftenberg mit Fürstbischof Veit II., Hrn. von Würzburg, daß er seinen eigenen Hof Frensdorf ihm lehnbar machte und von ihm wieder als Mannlehn zurückerkämpfte. Nach dessen Tode kam das Gut 1571 an Joachim Fuchs von Wosfurst um gleichen Preis bei der Übernahme der bambergerischen Mannlehen auf das Schloß Frensdorf; allein keiner dieser Besitzer konnte die Pflicht des Wiederbaues des Schloßes im Verlaufe von mehr als 30 Jahren erfüllen. Am 29. Juli 1572 willigte der Fürstbischof Veit II. in den Übergang des Mannlehen auf Joachim Fuchs ein. Am 5. Aug. 1581 revertisirte dieser dem Fürstbischöfe Martin von Egb., am 5. Sept. 1583 dem Bischofe Ernst von Wengersdorf, am 19. Aug. 1592 dem Bischofe Reihard von Erlangen, und am 12. Febr. 1594 verschrieb er das Gut an seinen Schwager, Siegmund, und an dessen Brüder, Veit Ulrich und Michael Marschall zu Ebneth, welche gegen die Zahlung von 7000 fl. und 100 Kronenthaler Weingeld in dessen Besitz am 10. März 1594 eingewiesen waren. Nachdem beide Letztere ihren Antheil an Veit Ulrich 1597 abgetreten hatten, ließ dieser die Ruine abbrechen und 1598 ein neues Schloß mit Umgebung aus dem Grunde errichten. Zum Beweise dient noch die Inschrift seines Namens, wie seiner Hausfrau Ursula, Geborne von Rotenhan, die Laubeshals, sein gefärbtes Wappen und jenes seiner Agnaten am linken noch übrigen Flügel sichtbar. Auf dem rechten Flügel ist noch ein Ahlrmann mit einer Stocke für den einfl. jugendlichen protestantischen Privatgottesdienst an Fuß-, Sterbe-, und Abendmahlstagen. Ein breiter, mit Quellschloß gefüllter Fingerringen zog sich um das ganze Schloß, und Spuren der Zugbrücke ertheilen sich bis auf dieses Jahrhundert. Eine genaue Abbildung findet sich noch im Archive der Familie von Marschall; doch scheint dieses dritte Schloß nicht so groß gewesen zu sein, als die beiden ersten, oder es wurde zum Theil auf einem andern Plage errichtet, indem eine der ehemaligen Hofmieggebäude, welche jetzt in Wohnhäuser verwandelt sind, einen langen und gut gewölbten Keller neben einer 7 Fuß dicken Mauer hat. Nach dem Tode des Fürstbischöfs Reihard revertisirte Veit Ulrich Marschall am 27. April 1600 dem Fürstbischöfe Joh. Philipp von Seckelstadt, wie am 11. Sept. 1606 über ein Gut zu Wingersdorf, welches er von der Familie von Sieber erworben hatte. Am 7. Mai 1610 revertisirte er dem Fürstbischöfe Joh. Gottfr. von Aschhausen, den 21. Oct. 1623 dem Fürstbischöfe Johann Georg II. Fuchs von Dornheim. Nach dem Tode Veit Ulrich's Marschall revertisirten dessen Neffen Georg Christoph, Hans Eitel und Hans Hieronymus Marschall, Söhne Siegmund's Marschall zu Weingartengereuth, am 12. Febr. 1628 dem Fürstbischöfe Joh. Georg II. Fuchs von Dornheim. Am

26. Dec. 1635 reverterte Hans Eitel Marschall von Ebnet zu Willenberg und Frensdorf dem Fürstbischof Franz Grafen von Hatzfeld und am 10. März 1649 dem Fürstbischof Melchior Otto Voit von Salzburg. Nach dessen Tode reverterten die Söhne Wilh. Heinrich, Hans Hieronymus und Adam Ernst Marschall dem Fürstbischof Philipp Balthasar Voit von Rieneck und am 13. Jan. 1673 dem Fürstbischof Peter Philipp von Dornbach. Nach dem Hinscheiden derselben trat Philipp Friedrich Marschall von Ebnet unter dem nämlichen Fürstbischofe am 27. Juli 1682 und Adam Ernst Marschall unter dem Fürstbischof Marquard Sebastian von Stauffenberg ein. Nach dem Tode desselben kam am 14. Dec. 1691 unter dem nämlichen Fürstbischofe die Reihe an Georg Christoph Marschall von Ebnet, welcher auch am 23. Jan. 1694 dem Fürstbischofe Lotbar Franz von Schönborn reverterte. Im J. 1728 starb Wilhelm Georg Friedrich von Marschall ohne männliche Erben, was den Lehnhof zu Bamberg veranlaßte, in zwei erledigten Rittergütern, Frensdorf und Ebnet, in Besitz nehmen und erkerter mit dem nahen fürstbischöflichen Amte Schlüsselfau vereinigen zu lassen. Gegen diesen Schritt erhoben die Marschälle zu Weingartengereuth und die H. von Adewitz, welche gleichen Schild und Helm in ihren alten Wappen mit ihnen führten, Beschwerden am Reichskammergerichte zu Wehlart. Während des vieljährigen Rechtsstreites ermahnten die Gegner, und das Fürstbisthum blieb bis zur Secularisation von 1803 im ungetheilten Besitze aller Güter und Rechte. Das Schloß hatte zwei Flügel, einen großen Hinterebau und mehrte Nebengebäude für die Ritter, die Verwalter, Jäger, die Diensthöten, verschiedenes Vieh, Getreide, Heu und Stroh, 15 Tagw. Garten, 95 Tagw. Wiesen, 150 Tagw. Acker, 28 Tagw. Hühnerfeld, 168 Tagw. Wadung, 585 fl. feldfrucht an jährlichen Ertrinken und Steuergesällen, 195 Simmer Stirkorn, 11 S. Gerste, 15 S. Weizen, 106 S. Hafer von 51 Untertanen und 200 Lehnteuten, nebst Schäferei und Pferde- recht auf der ganzen Fure des nahen Dorfes Borra; dann Jeht von 50—60 Simmer verschiedener Getreide- sorten, Fischecht in der rauen Erbach von Borra bis zum Steg der reumdorfer Mühle, Jagdrecht in der ganzen Hutmartung Frensdorf, nebst den angrenzenden Waldungen, Eichen- und Brauercht, nebst einem großen und guten Feilenstall, endlich vier Gemeinde- und drei kämmerliche Laubgerechtigkeiten und die hohe Rüge bis zur Übergabe der Verbröcher an das fürstliche Amt Burgebrach. Alle Schloßbesitzer übten die Dorfs- und Gemein- deberrschaft, den Kirchweisdienst aus, ordneten den Markt, nahmen Standgeld ein und erhoben Abgaben vom Kegel-, Büchel- und anderem Spiele. Unter der fürstbischöflichen Verwaltung war das Pachtgeld des frensdorfer Gutes bald auf 1000 fl. feldfrucht gestiegen. Im J. 1750 ließ der Fürstbischof Philipp Anton H. von Frankenstein die letzte Ausbesserung des Schloßes für seinen jährlichen kurzen Sommeraufenthalt mit einigen Hofpersonen vornehmen. Allein nach seinem baldigen Tode ersahen seiner feiner Nachfolger mehr, daher die Gebäude wieder in Verfall gerieten; deswegen gab der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal 1786 die Befehlung zum Verkaufe der Neben-

gebäude und aller iener Grundstücke, welche hieher auf Rechnung des Hofes verwaltert, zum vortheilhaftesten Bieten. Im J. 1787 kam das Schloß mit den vortheilhaftesten Bietern in den Privatbesitz, welcher 1802 veräußert, bis 1806—1807 eine gänzliche Verzeigung eintrat. Durch die gewannen der Staat eine jährliche Einnahme von beinahe 8000 fl., welche 200 Jahre früher der ganze Kaufschilling waren, und die umliegenden Bewohner einen besseren Vieh- und Kellbesitz. (Jaeck.)

FRENSDORF, katholische Pfarrei, südlich im De- kanat Burgebrach, breitet sich in dem Landgerichte Bamberg II. und Burgebrach, wie im Patrimonialgerichte Botzenheim aus, liegt zwischen den Pfarreien Stegaurach, Reumdorf, Herensdorf und Burgebrach, ist durchschnitten von der rauen Erbach, umfaßt sechs Dörfer, eine Kirche, 1200 Seelen, unter welchen 95 Juden sind, zwei Schulen und einen Todtenacker. Schon seit dem 11. Jahrh. mag das gräfliche Schloß eine Kapelle gehabt haben, in welcher die umliegenden Bewohner ihren Gottesdienst ge- sucht haben. Da aber das Schloß nach der Mitte des 13. Jahrh. und im Anfange des 14. wiederholt zerstört worden ist, so wurden jene Bewohner des privaten Gottesdienstes verlustig; deswegen ließ der Fürstbischof Leopold III. von Weidenburg aus einem Theile der dringst- lichen Schloßgüter 1353 eine Pfarrei stiften und zugleich eine öffentliche Kirche bauen, welche beide der fürstbischöflichen Gewalt vorbehalten wurden, als die übrigen Schloßgüter an die ritterlichen Brüder Konrad und Hermann Zewcher verlichen wurden. Im J. 1713 wurde der Ge- bäude der Kirche verändert, neu bedacht und mit Seiten- altären versehen; 1779 die ehemalige Orgel der Dom- kirche zu Bamberg dahin verlegt. Die Pfarreirückung wurde auf Befehl des Fürstbischofs Joh. Georg Falt von Dornheim 1630 durch den Baumeister Bonanni er- richtet. Die Pfarrei gehörte vor der Reformation zu je- nem Archidiaconale, welches mit dem Dekanate der Dom- kirche zu Bamberg verbunden war. Sie wurde gewöhn- lich von einem bamberger Collegialkathen als Pfarrherrn an einen Pfarrpriester verlichen, der dessen geringem Ein- kommen während des Interims aus Nachsicht statthat, daß der katholische Pfarrmeister Lorenz Weigel bewußt war und sieben Kinder hatte, als er 1575 starb; wie sein 1617 verschiedener Sohn, Philipp Weigel, als Pfarr- meister auch vier Kinder hinterließ. Die jüdischen Fam- ilien, welche durch Begünstigung der ehemaligen Dürst- schaft, des Freiern von Marschall, sich noch und noch ansiedelten, batten eine Synagoge mit einem Häuschen für den Rabbiner *). (Jaeck.)

FRENTANI, ein altitalisches Volk sammtlichen Stammes, wohnte theils in der jetzigen neapolitanischen

*) Pfarreiregistrator von Frensdorf. Koppel's Rechi- tung des ehemaligen geistlichen Fürstenthums Bamberg. Bam- berg. Annal. Bamberg. a. J. P. de Ludewig. Unermann, Reym- berg. Biedermann, Christlichegeograph der Ritterzeit von Stegaurach, Burach und Gebürg. Das. Geschichte des Stegaurach an der Riß. 2. Th. S. 168 und 472. Pfarreir- che, umgeben zur Geschichte der Burg Rosenheim und des Bur- ges Otto II. von Meran.

Proving Abruze citreus, theils in Weisse, zwischen den Klaffen Sagrus (Sangro), welcher sie von den Pellignern trennte, und Frento (jetzt Forore), welcher die Grenze gegen die Apulien bildete (Strab. V. p. 242), obwohl Plinius (III, 17 [12]) die Frentaner südlich nur bis an den Tiberius legen läßt; doch scheint der Name des Flusses selbst auf die wenigstens ursprünglichen Sitze des Volkes hinzuweisen (verg. Strab. V. p. 283. 285). Das Land ist gebirgig (Strab. p. 241), doch fruchtbar. Ortona, Bula, Histonium und Carinum nennen Strabon und Plinius als Städte der Frentaner. Sie waren, wie alle Samniter, ein tapferes, freilebendes Volk, welches aber im J. 435 v. St. R. vom Consul D. Julius besiegt und gezwungen wurde, den Römern Geiseln zu geben als Unterworfenen (Livius IX, 16). Späterhin, als sich die Samniter mit den Etruskern gegen die Römer in Verbindung zu legen suchten, zugleich aber die Äquer und Herniker der römischen Übermacht erlagen, so suchten die Marler, Pelligner, Marruciner und Frentaner eiligst Frieden und Freundschaft mit den Römern, und erzielten sie im J. 449 (Livius IX, 45. Diodor. XX, 101). Daraus geht hervor, daß die Frentaner die 14 Jahre vorher mit Rom eingegangene Verbindung wieder aufgelöst haben müssen, wahrscheinlich, wie es denn sehr nahe liegt, durch die Samniter gedrängt, welche sich nur durch ihr Land die Verbindung mit den Etruskern eröffnen konnten. Nach dieser Zeit begegnen wir den Frentanern nur noch im zweiten punischen Kriege (Livius XXVII, 43), in welchem sie von Rom nicht abgefallen zu sein scheinen; denn als der Consul G. Claudius dem Hasdrubal aus Unteritalien nach Umbrien in Eilmärschen entgegenzog, schickte er auch an die Frentaner Boten voraus und ließ von ihnen Lebensmittel zur schnelleren Verpflegung seiner Truppen an die Heerstraße liefern. Im maritischen oder Bundesgenossenkriege nennt Livius (Epit. 72) die Frentaner zwar nicht unter den aufständischen Völkern; allein Appianus (Bel. civ. I, 39) läßt sie sich ebenfalls erheben; und eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht für die Wahrheit dieser Angabe, da wir alle Völkernschaften rings um sie herum im Kriege gegen Rom begriffen finden. Darauf bezieht sich auch Strabon (V. p. 241). (L. Zander.)

FRENTO, jetzt Forore, ist ein Fluß, welcher auf den Apenninen entspringt und im adriatischen Meere mündet, den ehemaligen Diomedischen (jetzt Armiti) Inseln gegenüber. Er machte daher die Grenze zwischen Samnium und Apulien. Plinius (III, 16 [11]) nennt ihn portuosus. (L. Zander.)

FRENULUM, das bei den Glaffiren, wie es scheint, nicht vorkommende Diminutivum von frenum (Zaum, Zügel), ist der anatomische Kunstausdruck zur Bezeichnung kurzer Halsen, Kammeln oder Streifen, durch welche ein beweglicher Theil an einen festen Theil wirklich oder doch scheinbar angeheftet wird. Hauptsächlich in der Mittellinie des Körpers kommt an diesem oder jenem Eingeweide ein Frenulum vor.

a) Frenulum labii, Lippenbändchen. Von der Mitte der Kiefern tritt eine Schleimhautfalte an die Innenfläche der oberen sowohl, wie der unteren Lippe. Das Bändchen

der Oberlippe ist das längere. Bei manchen Operationen, z. B. bei einseitiger Fakenscharre, beim Lippenkrebse, muß das Lippenbändchen vorläufig durch einen Querschnitt geschnitten werden, damit die Lippe leichter hin und her bewegt werden kann.

b) Frenulum linguae, Zungenbändchen, heißt die senkrechte Schleimhautfalte, welche von der Mitte der Innenfläche des Unterkiefers zur Unterfläche der Zunge verläuft. Im normalen Zustande läßt diese Falte etwa die vordere Hälfte der untern Zungenfläche frei, so daß sich die Zunge bequem nach oben und nach den Seiten bewegen kann. Reicht die Falte weiter gegen die Zungen Spitze oder bis zu dieser selbst, so kann die Zungenbewegung etwas gehindert, das Saugen, das Sprechen erschwert werden. In einem solchen Falle ist das Zungenbändchen eigentlich länger, als im Normalzustande. Weil aber die Wirkung die nämliche ist, als würde die Zunge gegen den Unterkiefer hin mehr oder weniger straff gezogen, so bezeichnet man diesen Zustand auf entgegengesetzte Weise als ein zu kurzes Zungenbändchen. Derselbe erfordert eine mit einiger Vorsicht vorzunehmende kleine Operation, die sogenannte Lösung des Zungenbändchens.

c) Frenulum praeputii s. glandis, Vorhautbändchen, Eichelbändchen, ist die Hautfalte, welche der Länge nach an der Unterfläche der Eichel, zwischen deren beiden sogenannten Hügelchen, ansitzt und zu beiden Seiten in das die Eichel umhüllende Praeputium übergeht. Normal bleibt zwischen dem vordern Rande des Eichelbändchens und der Harnröhrenöffnung eine freie Strecke übrig, und die Falte ist so schlaff, daß die ganze Vorhaut über die Eichel zurücktreten kann, ohne Zerrung oder Spannung ihrer Unterfläche. Bei manchen Individuen reicht aber das Eichelbändchen weiter nach vorn bis gegen die Harnröhrenöffnung, und es ist dabei so kurz und straff, daß die Vorhaut nur unvollkommen oder gar nicht über die Eichel zurückweichen kann.

d) Frenulum clitoridis, Kiekerbändchen. Von der Eichel des Kiegers verläuft eine rechte und eine linke Schleimhautfalte zu den innern Schamlippen.

e) Frenulum vulvae s. pudendi, Schambändchen, Schamlippenbändchen, Schiffbändchen, französisch la Fourchette. Die beiden großen Schamlippen vereinigen sich vorn und hinten durch eine sogenannte Commissur. Auf der hintern Commissur erhebt sich aber noch eine besondere quere Schleimhautfalte von einigen Linien Breite und 1—1½ Linie Höhe, welche sich spannt, wenn die Schamlippen aus einander gezogen werden. Zwischen diesen Bändchen und dem Schideineingange befindet sich eine Vertiefung, die sogenannte fahnförmige Grube, Fossa navicularis. Gewöhnlich jreißt das Schambändchen bei der Geburt, und damit verschwindet auch die Fossa navicularis.

f) Frenulum heißt auch ein kleiner Gehirnbändchen, nämlich das mittlere, dicke, markige Gebilde der Gehirnflappe oder des vordern Markfells (Valvula cerebri, Velum medullare arterius), wodurch die in der Furche zwischen den hintern Vierfüßeln angeordnet ist.

g) Das Lig. glosso-epiglotticum medium ist auch wol Frenulum epiglottidis genannt worden.

b) Auch unterscheidet man wol an der Synovialkapsel des Schultergelenkes, da wo die Sehne des Biceps aus ihrer Höhle heraustritt, ein Frenulum tendinis musculi bicipitis. (F. W. Theile.)

FRENZEL, 1) Joachim, ein Arzt und Anatom des 17. Jahrh., der unter dem Namen Frencelius bekannt ist. Im J. 1611 zu Gernitz in der Oberlausitz geboren, besuchte er das Gymnasium zu Görlitz; von dort aber begab er sich, um den Kriegsstudien auszuweichen, im J. 1632 nach Frankei und studirte Medicin. Beschränkte Vermögensumstände veranlaßten ihn, die Stelle eines Erzieher's zweier adeliger Herren, Willem und Ernst von Haren, anzunehmen. Mit einem derselben betrieb er seit 1647, zwei Jahre hindurch Frankreich, und als dieser durch den Tod des Vaters nach Holland zurückgerufen wurde, ging Frenzel nach Padua, hörte hier noch Vesling und Rhodius, und wurde dann Doctor der Medicin in Padua. Er lebte nun in die Niederlande zurück und ließ sich in Grave an der Maas als Arzt nieder; bald aber erhielt er einen andern Wirkungskreis. Sein früherer Bögling, Willem von Haren, benutzte nämlich seinen Einfluß als friesischer Deputirter, und ließ ihn 1651 als Professor der Medicin und Anatomie nach Frankei berufen an von der Linden's Stelle, welcher nach Leyden ging. Als von der Linden 1664 in Leyden starb, wurde dessen Stelle Frenzel'n angetragen. Durch Verbesserung seiner Stelle ließ er sich in Frankei zurückhalten; er starb jedoch wenige Jahre nachher, am 27. März 1669 in Grönningen, wohin er zu einer angesehenen Kranken berufen worden war. Frenzel hat nur eine einzige kleine anatomische Schrift herausgegeben: *Exercitationes anatomicae in historiam Mesenterii*. (Frankei 1660. 4.)

2) Johann Samuel Traugott, Arzt und Privatdocent in Wittenberg, wurde zu Schöna in der Oberlausitz im J. 1743 oder 1746 geboren, und starb in Wittenberg am 8. Nov. 1807. Er hat sich durch mehrere Schriften bekannt gemacht, deren einige zum zweiten Male aufgelegt worden sind: *De torpedine veterum generis ranae*. (Viteb. 1777. 4.) — *Gerichtlich-polizeiliche Arzneiwissenschaft, für alle Stände und zum Gebrauche meiner akademischen Vorlesungen bestimmt*. (Wittenberg 1789. Leipzig 1794.) — *Unterricht für Wehmütter aus dem Lande*. (Leipzig 1791. Ebenfalls. 1794.) — *Vergleichniß wildwachsender Pflanzen und ihres Entstandes in der Nähe vom Wittenberg*. (Wittenberg 1799.) — *Von dem Unvermögen zur Fortpflanzung in Hinsicht auf beide Geschlechter, nebst Heilmitteln*. (Wittenberg 1800.) — *Beschreibung der Bögel und ihrer Eier in der Gegend von Wittenberg*. (Wittenberg 1801.)

3) Johann Theodor Gottlob, Thierarzt, Bruder von Johann Samuel Traugott. Über seine näheren Lebensumstände habe ich Nichts in Erfahrung bringen können. Er soll 1780 Lehrer der Veterinairkunde in Dresden gewesen sein. Dagegen datirt er im J. 1793 die Vorrede zu seinem „Praktischen Handbuche“ von seinem Geburtsorte Schöna in der Lausitz, und dies führt auf die Vermuthung, daß er damals wenigstens als Thierarzt und Landwirth dort lebte. Er schrieb: *Stylge über die*

Thierarzneiwissenschaft. (Bien 1788. Ebenfalls. 1789.) — *Praktisches Handbuche für Thierärzte und Ökonomen, nach alphabetischer Ordnung in drei Theilen*. 3 Theile. (Leipzig 1795 (nach der Vorrede 1793) bis 1797.) — *Über die Franzosenkrankheit des Rindviehes*. (Leipzig 1799.) — *Sammlung für praktische Thierärzte und Landwirthe, als Zufolge zum Handbuche für Thierärzte und Ökonomen*. 2 Theile. (Leipzig 1800 — 1801.) — *Handbuche für Landwirthe, ihre kranken Hausthiere selbst zu heilen*. (Leipzig 1806.) (F. W. Theile.)

FRÉRET (Nicolaus), bekannt und ausgezeichnet durch seine scharfsinnigen Forschungen aus dem chemisch-historischen Gebiete, war Mitglied und Secrétaire de l'Académie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris, Mitglied der dasigen Akademie der Medicin, sowie der gelehrten Gesellschaften zu Bordeaux und Gortona. Geboren am 15. Febr. 1688 zu Paris, wo sein Vater, Karl Anton Fréret, Parlamentsanwalt war, entwickelte sich in ihm von jarter Jugend an ernster Sinn, Thätigkeit gegen das Vergnügen, wenn auch nicht Abneigung gegen das Frivole, dagegen schnelle Ausbildung in der Verstandeskräfte mit so frischem Fleiße, daß das Lernen und Studiren sein einziger Genuß, seine Lebenskraft wurde, ihn aber ohne Geschmeidigkeit des Charakters ließ und demselben einen äußerlich wilden, rauhen und abschreckenden Ton aufdrückte. Unter der Pflege Ruffin's, der sich alle Mühe gab, das Genie seines Bögling's zu leiten, machte er rasende Fortschritte in der wissenschaftlichen Erkenntniß, während er in der Lehranstalt zu Paris, wo er Philosophie studirte, durch Antworten und Anwendungen seinem Lehrer merken ließ, daß er einen Schüler vor sich hatte, welcher, in den Schriften Plato's, Descartes' und Mellebranche's bewandert, nie mit einer oberflächlichen Prüfung zufrieden war, sondern in Alles tief eindrang und in den Quellen selbst zu schöpfen sich genohnte. Daher entwickelte sich durch seinen unermüdeten Forschungstrieb sehr bald Liebe zur Wahrheit und unerschütterlicher Eifer zur Befämpfung irriger Meinungen, wozu er nicht gern schonte, sondern eine an Unabwieslichkeit erinnernde Reizbarkeit gegen jeglichen Widerspruch trieb. Diese Eigenschaften traten in seinen ersten Jahren so deutlich hervor, daß man zu glauben versucht war, er versähe in gelehrten Streitigkeiten immer feindselig, was jedoch häufig nicht der Fall war, weil er da, wo er anzugreifen schien, sich nur vertheidigungsweise verhielt, und nur nach reifer Überlegung zur Partei griff, wenn seine Ansichten verfochten werden sollten; denn er trachtete der Größe seines Verstandes in der That zu wenig und schätzte auch das Geschick der Hypothesen zu sehr, ob schon er stets aus eigener, auf erworbenere Kenntniß begründeter Überzeugung sprach und schrieb. Gleichwohl lag ihm Widerstand nach, er habe immer recht, sobald er nur zuerst erbe. Seine Streitsucht, seine erste Neugier und seine Härte gegen gefällige Heiterkeit erragten indessen oftmals Mißfallen; jedoch hatte er auch wahre Freunde und verdiente, sie zu besitzen. Denn trotz seiner Empfindlichkeit besaß dieser Stoiker Edelmuth und Ungeheuerlichkeit, Jugendhaftigkeit aus Grundfals und Achtung vor

dem Verdienste, während die ihm eigenen freundschaftlichen Gefühle sich in warmen, wohlthuenden und biederem Besinnungen bewährten und seine ausgedehnten gelehrten Kenntnisse allen denjenigen, welche von ihm Belehrung suchten, nicht verschlossen blieben.

Die philosophischen Wissenschaften studirte Freret unter großem Besatze vorzugsweise mit Eifer, weil sie ihm einen besondern Reiz gewährten, und blieben, ohne doch dabei andere gelehrte Dinge, wie die alten und neuen Sprachen, zu vernachlässigen, sein Hauptstudium, namentlich die Geschichte und deren Hilfswissenschaften. Schon in seinem 16. Jahre hatte er die Werke von Scaliger, Dodwell, Warham, Usserius, Pétau und anderer bedeutenden Chronologen gelesen und Auszüge aus ihnen gemacht. Auch fing er frühzeitig an, sich mit der Mythologie zu beschäftigen und für seinen Gebrauch ein mythologisches Wörterbuch auszuarbeiten, das man nach seinem Tode noch unter seinen Papieren fand. So setzte er aus voller Neigung seine wissenschaftlichen Studien fort und trat zu Ende des Jahres 1707 in seinem 19. Jahre in einen ziemlich zahlreichen Gelehnstercien, der sich zwar vorgenommen hatte, nur der heiligen Schrift seinen Fleiß zuwenden, aber gar bald zur allgemeinen Geschichte überging. Freret hielt in dieser Gesellschaft unter Aufsehen erregendem Beifalle Vorlesse über die griechische Religion, besonders über den Dienst des Bacchus und Apollo, der Ceres und Cybele. Waren diese Arbeiten noch nicht reif zu nennen, so vertieften sie doch ausgezeichnete Anlagen und seltene Kenntnisse ihres Verfassers. Indessen trat ihm der Wunsch seiner Ältern, die ganz andere Pläne mit ihm im Sinne hatten, bald hemmend entgegen. Sie verlangten, daß er sich dem Rechtswissenschaft widmen sollte, und weil er ein folgsamer Sohn war, entschloß er sich wider seine Neigung, der Rechtswissenschaft, die ihm bereits nicht fremd geblieben war, seinen Fleiß zu opfern, und führte auch als Anwalt einige Rechtsabhandlungen aus; ja er schrieb sogar Commentarien über das alte Herkommen zu Paris, verließ aber allbald mit Zustimmung seiner Ältern, die er nur mit großer Mühe erlangen konnte, diesen Beruf wieder, und widmete sich, von der geräuschvollen Welt abgeschnitten, mit unwiderstehlichem Drange den Studien des Alterthums wieder, obgleich er immer mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, die seine Schuld auf die Probe setzten. Sein Umgang beschränkte sich von nun an auf Gelehrte vom Range, und unter diesen wird der Graf von Boulainvilliers genannt, welcher die Bestrebungen des jungen Freret schätzen lernte. Dieser vollendete in wenigen Jahren die Lectüre aller Schriftsteller des classischen Alterthums, las daneben alle wissenschaftlichen Journale und eine ansehnliche Menge von Chroniken verschiedener Art, arbeitete überdies noch ein chronologisches System aus, und hatte bereits ein Urtheil über fast alle wissenschaftliche Gegenstände gewonnen, die er nachmals als Akademiker behandelte.

Durch den gelehrten Abt Savin, zu dem ihn verwandte Studien hinzogen, wurde Freret zu Ende 1713 mit dem Abte Bignon bekannt, welcher, über die ausgezeichneten Kenntnisse des jungen Mannes entzückt,

ihn für die Akademie geeignet fand, und bewirkte, daß er am 23. März 1714 in der damals noch geltenden Eigenschaft eines Eleven in gedachte gelehrte Gesellschaft aufgenommen wurde; seine Antrittsrede aber hielt er erst am folgenden 13. Nov. in einer öffentlichen Sitzung. Jedoch war dieser Discours nur l'origine des Français in einer so leichten Sprache abgefaßt, daß das Ministerium darin nicht allein eine Bezeugung des Nationalstolzes, sondern auch eine unangenehme Prüfung der damals obwaltenden Streitigkeiten zwischen den Königen vom Gebirge und dem Regenten finden zu müssen glaubte. Freret wurde verhasst und ein halbes Jahr in die Bastille gesetzt. Hier hatte er fast keine Unterhaltung weiter, als Bayle's historisch-kritisches Wörterbuch, welches er so oft durchlas, daß er es fast auswendig wußte, daraus aber auch sich eine Freigeisterei in religiösen Dingen aneignete, die sich nie wieder verwischte, sondern in mehrern Schriften deutlich hervortrat, wie weiter unten gezeigt worden ist. Nach ausgehaltener Strafszeit zog er sich wieder in die Einsamkeit zurück, arbeitete sich Wörterbücher über verschiedene Sprachen, deren man 32 angibt, aus, las den größten Theil der griechischen und römischen Classiker nochmals durch und schrieb eine Abhandlung über Xenophon's Exporpédie. Anzwischen tobte eine königliche Verordnung 1716 die Classe der akademischen Eleven aus, und Freret wurde nun wirkliches Mitglied dieser Gesellschaft. Von jetzt las er dort mehr merkwürdige Abhandlungen vor, von welchen die über den Ursprung des Schachspiels die wichtigste ist¹⁾. Derselbe trat er den 24. Juli 1719 in Gegenwart des jungen Königs vor. Um dieselbe Zeit übernahm er die Aufsicht über die Erziehung der Kinder des Marschalls Noailles, entzog sich aber dabei seinen akademischen Arbeiten nicht und schwächte seine Gesundheit dadurch dergestalt, daß er seinen Beruf wieder abgeben und ernstlich an Erholung denken mußte. Er bezog das Haus des Dratoriums bei Paris, stärkte hier seine Gesundheit und kehrte zu Anfange 1723 gesund in das Haus seiner Ältern zurück. Der Öffentlichkeit und dem gefälligen Vergnügen fast ganz entzogen, setzte er nun sein einsames Leben fort und widmete seine volle Zeit ganz seinen gelehrten Studien, seinen Freunden, deren er eine kleine Anzahl hatte, und der Akademie, wo er 1736 in die Classe der Pensionnaire hinaufstiege. Er hatte von Jugend an sich gewöhnt, bei Tage und bei Nacht zu studiren, brach sich den Schlaf ab, und um sich vor Ermüdung zu schützen, trank er täglich vier bis fünf Rast Kaffee, wodurch er freilich möglich machte, daß er sich einen ungeheuren Schatz von Kenntnissen sammelte und in seiner Wissenschaft ein Fremdling blieb, aber auch seine Gesundheit schwächte, da diese Lebensart den Lauf seines Blutes störte und ihn vielen körperlichen Unfällen unterwarf. Daher kam es, daß er das akademische Secretariat, das ihm am Boye's Stelle den 8. Jan. 1743 übertragen wurde, nicht in der Rasse verwaltend konnte, als es die Umstände ver-

1) Diese Abhandlung: sur l'origine du jeu des echecs, ist erst lange nach seinem Tode in Druck gekommen. Später nahm sie 1792 in seine Ausgabe von Freret's oeuvres philosophiques auf.

langten. Schon 1744 bekam er Anfälle von Schmerzen in allen seinen Gliedern, die sich immer wiederholten, wenn er sie durch anhaltendes Arbeiten zu betäuben gesucht hatte; denn diese Anstrengungen vermehrten die trauersamen Zufälle, und weil man Alles seiner Kräfte überließ, und er sich mehr zu eigenen Arbeiten, als zum Geschäft der Redaction der *Mémoires de l'Académie royale des inscriptions etc.*, angetrieben fühlte, so wurde die Fortsetzung dieses Werkes sehr gehindert. Die Herausgabe des 14. und 15. Bandes dieser Denkwürdigkeiten durch den altersschwachen Boze half der seit 1741 fühlbar gewordenen Etodung von acht Jahren nicht ab, da auch mit dieser Arbeit ein Reisetat über die Leistungen der Akademiker und sonst noch Berichtstellungen verbunden waren. Freret übernahm in dieser Zeit bios die Gedächtnisreden auf die verstorbenen Mitglieder der Akademie und hielt deren auch 16, welchen in den 16., 18. und 21. Band gedachter akademischen Denkschriften aufgenommen worden sind¹⁾. Da sein körperlicher Zustand immer bedenklicher wurde, so starb er endlich an einer langwierigen schmerzhaften Krankheit am 8. März 1749 zu Paris unverheirathet, nachdem er bios mit einer Familie in engem Verhältnisse gelebt hatte, deren großer Wohlthäter er gewesen sein soll.

Als Freret starb, war erst ein geringer Theil seiner Arbeiten gedruckt worden, eine große Masse davon hinterließ er in Handschrift. Bei seinen vortrefflichen Geistesanlagen, seiner rastlosen Thätigkeit und seinem äußerst glücklichen Gedächtnisse war es ihm leicht geworden, nicht nur einen erstaunlichen Vorrath von Kenntnissen sich zu sammeln, sondern auch mit großer Leichtigkeit zu arbeiten. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind fast alle im Gewande der Dissertationen geschrieben und verrathen durch die Masse und Mannichfaltigkeit ihres Stoffes den großen Polyhistor, welcher in den alten und neuen Sprachen, in der Mythologie, Literatur, Geschichte und Geographie des Alterthums der mittlern und neuen Zeit, sowie in der Naturgeschichte, Physik und Philosophie trefflich bewandert war und große Überlegenheit vor seinen Fachgenossen entfaltete, sobald es galt, auf der Stelle eine gelehrte Darstellung zu entwerfen. Es fehlte aber diesen Abhandlungen jumeilen an Genauigkeit und an bühnigem Zusammenhange, wie er denn sich auch nicht immer einer planvollen Lecture befähigte. Dieser Umstand und der große Vorrath von fremden mannichfaltigen Gedanken, die er sich zu eigen gemacht hatte, versenkten ihn jumeilen in eine peinliche Ungewissheit, während seine Schriften eher durch die große Masse von Kenntnissen, als durch classischen Berich, eine Berühmtheit bekamen. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er sich bestrebt, Ordnung und Sicherheit in die Chronologie der alten Geschichte zu bringen, die Mythen vom reinhistorischen Thatbestande auszusondern und über die Hypothesen von der Bildung des

Unterschieds Klarheit zu verbreiten. Indessen haben seine, wie Savin's und Brosses's Bemühungen neuere Forschungen nicht unnöthig gemacht, da er juma den Fehler beging, die Nachrichten von Schriftstellern verschiedener Nationen auch dann zu einem Ganzen zu ordnen, wenn sie ganz verschiedenen Perioden angehörten, wie es z. B. mit den jüdischen und griechischen Geschichtsschreibern und dem Verosus der Fall ist. Nach der ihm eigenen Methode brachte Freret durch mühsame Forschungen heraus, daß die ägyptische Geschichte, als die älteste von allen Völkern, erst mit 2900 vor Christus anfangt, mitbin um mehrere Jahrhunderte jünger sei, als die Zerstörung der Menschheit, wie sie in der Bibel bemerkt wird, und als die Epoche der Bildung verschiedener Menschengeschlechter. Die Methode, nach welcher er combinirte und rechnete, findet man in seinen *Réflexions sur l'étude des anciens historiens, et sur le degré de certitude de leurs preuves*, welche Abhandlung im 6. Bande der akademischen Denkwürdigkeiten zu finden ist und als Einleitung zu Allem betrachtet werden kann, was er über das hohe Alterthum geschrieben hat. Da er seine Schwierigkeit scheute, das Alter der Völker und Staaten in der grauen Vorzeit zu erschöpfen, so wagte er sich auch an die Geschichte des chinesischen Reiches. Um sich hierin Sicherheit und Klarheit zu verschaffen, entschloß er sich 1714, selbst nach China zu reisen, um die Geschichte dieses merkwürdigen Landes an den Quellen zu studiren; allein Familienverhältnisse hielten ihn von diesem Vorhaben ab. Indessen half er sich, so gut er konnte, durch die Bekanntschaft mit dem gelehrten Chinesen Arcadio Hoangh, welchen der Bischof von Kionne 1712 nach Paris gebracht und durch dessen lehrreichen Umgang er sich seit 1713 die Bahn zu dem chinesischen Alterthume gebrochen hatte. Überdies unterließ er mit den gewandtesten französischen Wissenschaftlern fleißige Correspondenz, und verdankte namentlich dem gelehrten Vater Sautais große Aufschlüsse für seine Forschungen. Das Resultat dieser Studien war, daß die chinesische Geschichte nicht über das Jahr 2575 vor Chr. hinausreichte, und von da ab mit der Mosesischen Erzählung übereinstimmte. Er legte seine Ergebnisse in der Abhandlung: *De l'antiquité et de la certitude de la chronologie chinoise en trois mémoires*, nieder, dont le second contient des éclaircissements sur le premier, et le troisième une suite. Sie ist abgedruckt im 10., 15. und 18. Bande der mehrerwähnten Denkwürdigkeiten. Und wenn er auch der chinesischen Sprache nicht ganz mächtig wurde, so glaubte er doch ein System in ihrer Schrift entdeckt zu haben und eine Theorie über ihre Buchstaben und Schriftzüge aufstellen zu können, womit er in jener Zeit allerdings Aufsehen erregte. Die darüber aufgearbeitete Abhandlung: *Réflexions sur les principes généraux de l'art d'écrire, et en particulier sur les fondements de l'écriture chinoise* theilt, trug er im November 1718 in der Sitzung der Akademie vor, und sie wurde auch im 6. Bande der historischen *Mémoires* dieser pariser Körperschaft aufgenommen.

Während Freret glaubte, mit seiner Methode die ge-

1) Es sind die Kloges über Eschale, P. Warburton, den Cardinal von Fleury, den Abt Bignon, von Cambray, die Abte Rochefort, Choisy, Manganot und Goudet, über den Marquis von Caumont, den Ältern und jüngeren Fourmont, Burette, Walost, Dandret und Mandajore.

nachte Mitte gefunden zu haben, wornach das chimärische Alterthum gewisser Völker und Staaten geklärt werden müßte, versehen andere Chronologen in ein entgegengesetztes Extrem, indem sie den Bestand und die Dauer solcher alten Staaten zu sehr verkürzten. Dies schien ihm in geradem Widerspruch mit der wahren Geschichte zu stehen, und er erklärte namentlich, als er vernahm, daß sich Newton für die abgeklärte Zeitrechnung laut erklärte. Dieser Erfinder eines neuen Systems verkürzte die Dauer der historischen Zeiten geradezu um 500 Jahre, und gründete sein Verfahren dabei theils auf eine ganz neue Schätzung der Generationen, theils auf die Epoche Chiron's, welche sich mittels einer astronomischen Methode dem Ptolemäischen Zeitalter näherte. Newton suchte dies in einer umfangreichen Arbeit nachzuweisen, woraus er für die Prinzessin von Wales einen Auszug machte, welcher dem gelehrten Franzosen absichtlich in die Hände gerieth. Dieser überlegte und gab ihm mit widerlegenden Bemerkungen unter dem Titel: *Abbrégé de la Chronologie de M. le chevalier Isaac Newton, traduit de l'Anglais, 1725* heraus. Newton antwortete nicht allein sehr heftig, sondern nach seinem Tode nahm sich auch Hallet gegen Freret seiner an. Zuletzt griffen diesen auch der gelehrte Astronom Wilston und der Vater Souciel an. Freret antwortete ihnen Allen theils in einzelnen nachher bemerkten Abhandlungen, theils in einer größeren Schrift über die alte Zeitrechnung, welche allerdings auch zum Druck bestimmt war, aber noch in Handschrift an seinen Freund Bougainville gerathet wurde, der sie 1758 in Paris in 4. unter dem Titel: *Défense de la Chronologie fondée sur les monuments de l'histoire ancienne, contre le système chronologique de Newton*, mit einem Vorworte herausgab. In diesem Werke entwickelte Freret eine ungewöhnliche Kenntniß der alten und neuen Astronomie, wovon auch J. B. seine *Dissertationes sur les Calendriers des Chaldéens, des Perses, des Romains* und einiger andern Völker auffallendes Zeugnis ablegen. Die Verschiedenheit der Jahrgerechnung bringt er sämtlich auf einen Vereinigungspunkt, nämlich auf das Maß, wornach die Dauer der Zeit durch die Revolutionen des Mondes und der Sonne abgemt, oder auch durch die Vereinigung dieser Gestirne mit andern Himmelskörpern in den begrenzten Punkten ihrer Ekliptik. Diese astronomischen Kenntniß brachte er auch zu seinen geographischen Studien, denen er für das Alterthum und Mittelalter gleiches großen Fleiß mit Erschöpfung aller zugänglichen Hilfsmittel zuwendete. In seiner Abhandlung: *sur l'origine des Grecs*, entfaltete er namentlich seine Kenntniß in der alten Geographie; und weil ihm die damals vorhandenen Karten nicht zusetzen, so entwarf er selbst für die alte Welt und für das Mittelalter neue, und man fand nach seinem Tode unter seinen Papieren nicht weniger als 1357 solcher geographischen Karten von seiner Hand, welche der Geographische Baude sorgfältig prägte und sie für verdienstlich erklärte. Die auf diese Studien zieltende Schrift schrieb Freret unter dem Titel: *Observations générales sur la Géographie ancienne*, in drei Abtheilungen. Diese Forschungen brachten ihm eine hohe Meinung von

den philosophischen Verdiensten der Alten bei, und grade aus diesem Gesichtspunkte lernte er das Alterthum schätzen. Selbst Willens und aufgefodert, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, da er die Systeme der Alten, Neuren und Neuesten kannte, kam er wieder davon ab, weil ihn vorzugsweise gern das Studium der verschiedenen Hypothesen über die Bildung des Universums beschäftigte. So finden wir in seinen Schriften die vornehmsten Kosmogonien der Alten entwickelt. Ebenso gern beschäftigte er sich mit der Natur der verschiedenen Religionen und Mythen der alten Völker, und suchte hierin Licht zu verbreiten. In seinem *Mémoire de l'ancienne année des Perses; de l'intercalation qui leur est propre, et de l'usage qu'on en peut faire pour couformer, ou pour déterminer quelques dates de leur histoire* (tom. XVI der akademischen Denkwürdigkeiten), besonders aber in seinen *Observations sur les fêtes religieuses de l'ancienne persane*, et en particulier sur celles de Mithra, tant chez les Persans que chez les Romains (in demselben Bande gedachter Mémoires), entwickelt er die Dogmen der Zoroastriischen Lehre; dergleichen erklärt er in seiner Denkschrift sur les antiquités de Babylone die Theogonie der Götter. Anderwärts thut er dasselbe über die indischen Religionen, während sein traité sur l'origine des Grecs sich umständlich über die Religion dieses Volkes verbreitet. Man findet diese Abhandlung unter dem Titel: *Observations générales sur l'origine et sur l'ancienne histoire des premiers habitants de la Grèce*, mit einer Karte, im 47. Bande gedachter Mémoires. In seiner Streitschrift gegen Newton findet man auch das religiöse System der Ägypter entwickelt. Ähnliche philosophische Aufmerksamkeit schenkt er dem Bachusdienste und der Höhenverehrung bei den Galliern und germanischen Völkern, wie seine *Recherches sur le culte de Bacchus parmi les Grecs* (in tom. XXIII) und seine *Observations sur la religion des Gaulois*, et sur celles des Germains (in tom. XXIV) verrathen. Noch andere Schriften von ihm, die ins Gebiet der philosophischen Behandlung des Götterdienstes, der Sündenfluthen und Wunder der Alten einschlagen und in den verschiedenen Theilen der *Mémoires historiques de l'académie royale des inscriptions et belles-lettres* gefunden werden, sind seine *Recherches sur le Dieu Endovellicus* et sur quelques autres Antiquités libériques (in tom. III), *Reflexions sur les prodiges rapportés dans les anciens* (tom. IV), *sein Reflexions sur un ancien phénomène céleste observé au temps d'Ogygès* (in tom. X), *seine Observations sur les deux déluges ou inondations d'Ogygès et de Deucalion* (in tom. XXIII) und seine *Observations sur les Oracles rendus par les ames des Morts* (ebend.), nebst seinen *Observations sur les recueils de prédictions écrites, qui portaient le nom de Manée, de Balaïs et de la Sibylle* (ebend.) und den *Recherches sur les Cabires* et sur le mystère de Samothrace (in tom. XXV).

Überdies schrieb Freret noch eine Menge anderer Abhandlungen über das Alterthum, die seine geographischen,

chronologischen und historisch-kritischen Kenntnisse vortheilhaft bereichern. Dabei grüßen seine Observations sur la Cyropédie de Xenophon, principalement par rapport à la géographie (in tom. IV und VII). Recherches sur la chronologie de l'histoire de Lydie (in tom. V), Essai sur l'histoire et la chronologie des Assyriens de Ninive (ebendasselbst), Remarques sur la bataille donnée à Tymbrée entre les armées de Cyrus et de Crésus (in tom. VI), Observations sur le temps auquel a vécu Bellérophon (in tom. VII), Recherches sur l'ancienneté et sur l'origine de l'art de l'équitation dans la Grèce (ebendasselbst), Observations sur la généalogie de Pythagore, et sur l'usage chronologique que l'on en a tiré pour déterminer l'époque de la prise de Troie (in tom. XIV), Recherches sur le temps auquel le philosophe Pythagore, fondateur de la secte italique, a vécu (ebendasselbst), Observations sur les armées employées à Babylone, avant et depuis la conquête de cette ville par Alexandre (in tom. XVI), De l'ère des Grecs de Syrie, nommée plus ordinairement l'ère des Séleucides (ebendasselbst), Réflexions sur l'opinion dans laquelle on prétend que Jules César, lors de la réformation de l'année Romaine, n'a fait autre chose qu'adapter à cette année la forme de celle qui était employée depuis 280 ans dans l'usage civil par les Grecs d'Alexandrie (ebendasselbst), De l'accroissement ou élévation du Sol de l'Égypte par le débordement du Nil (ebendasselbst), Observations générales sur l'étude de la philosophie ancienne (in tom. XVIII), de l'année vague cappadocienne, in zwei Abtheilungen (in tom. XIX), de l'année Arménienne, ou Suite des Observations sur l'année vague des Perses (ebendasselbst), Observations sur l'histoire des Amazones (in tom. XXI), Observations sur l'époque d'une ancienne inscription grecque, apportée de Tripoli d'Afrique en Provence, et placée dans le cabinet de M. le Bret, avec un supplément (ebendasselbst), Eclaircissement sur l'année et sur le temps précis de la mort d'Hérode le Grand, roi de Judée (ebendasselbst), Observations sur plusieurs époques de la chronique de Paros (tom. XXVI), Eclaircissement sur la nature des années employées par l'auteur de la chronique de Paros (ebendasselbst), Remarques sur le canon astronomique qui se trouve dans les manuscrits de Théon d'Alexandrie, et dans lequel la suite des rois de Babylone, de Perse et d'Égypte, et celle des Empereurs romains sont marquées par les années égyptiennes de l'ère de Nabonassar (in tom. XXVII), Observations sur les causes et sur quelques circonstances de la condamnation de Socrate (in tom. XLVII), Observations sur la situation de quelques peuples de la Belgique, et sur la position de quelques places de ce pays lors de sa conquête par les Romains (ebendasselbst). Daneben schrieb er noch: Essai sur les mesures longues des anciens und Observations sur le rapport des mesures grecques et des mesures romaines (in

tom. XXIV); ferner de la poésie des Chinois (in tom. III) und Observations sur le nom des Mérovingiens (in tom. XX). Mehrere andere Abhandlungen und Schriften von ihm sind bloß im Auszuge abgedruckt in der historischen Abtheilung der Mémoires de l'Académie des Inscriptions; auch gibt der Baron von Sainte-Etoir in dem Magazin encyclopédique, Jahrgang 2, Band 5 ein langes Verzeichniß von seinen Schriften, deren die gedachten Memoiren nicht erwähnen. Noch verdient bemerkt zu werden, daß Freret der Academie auch einen Versuch über die Chronologie der heiligen Schrift vortrug, welcher in eine umfangreiche Arbeit aufgenommen werden sollte, aber nicht vollendet wurde.

Wie sehr er bei allen diesen Forschungen, vielleicht die Folge von seiner Vorliebe für Bayle, wenn nicht die Frucht seines Studiums der neuen französischen Philosophie, von den wahren christlichen Principien sich entfernte, davon zeugt seine Schrift: Lettre de Thrasylule à Lencippe, ouvrage posthume de M. F. (Konstanz ohne Jahr, erschien aber dort 1768 in 12.) Obgleich attheistisch ist sein Examen critique des apologistes de la religion chrétienne (Paris 1767.); allein Boutermagne und andere seiner gelehrten Genossen haben behauptet, daß diese Schrift nicht von ihm herrühre; sie wurde übrigens auch unter des bekannten Historikers und Journalisten Durigni Namen gedruckt, wiewol später unter Freret's gesammelte Schriften aufgenommen. Erst in neuerer Zeit hat man mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß sie nicht von Freret verfaßt ist. Eine gleiche Veranlassung hat es auch mit dem Examen critique du Nouveau Testament avec le Supplément¹⁾. Man theilt ihm übrigens mehrere triviale Schriften zu, die ohne seinen Namen erschienen sein sollen, unter andern auch die Übersetzung des spanischen Romans „Tyrant-le-Blanc“, der mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet zu London und Paris 1773 in 3 Bänden in 12. erschien. Indessen gestehen seine eignen Freunde, daß er eine große Romankenntniß besaß und mit den Böden und Intriguen fast aller Theaterstücke vertraut war; auch mußte er auf der Stelle Stücke aus der dramatischen Literatur der Franzosen, Engländer, Spanier und Italiener zu analysiren. Des bekannten italienischen Theaterdichters Marchese Alfieri Trauerspiel Mérope übertrug er ins Französische und gab es 1718 heraus. Wie üffentlich sich mit Ludwig Riccoboni's Theaterstücken beschäftigte, ebenso that's auch Freret, der dessen Sampson in einer Übersetzung seiner Nation zugänglich machte. Dieses Trauerspiel erschien 1717 unter dem Titel: Sanson, tragi-comédie, traduite de l'italien.

In die Sammlungen seiner philosophischen Schriften, welche nach seinem Tode erschienen, ist Vieles eingeschlichen, was er gar nicht geschrieben hat, so in seinen Oeu-

1) Bergl. hierüber das Dictionnaire des Anonymes. Die Letzere des Thrasylule wurde späterhin von Raigern durchgesehen, verbessert und an mehreren Stellen verwechselt und so wieder abgedruckt in dem Dictionnaire de la philosophie ancienne et moderne in der Abtheilung Encyclopédie méthodique unter dem Worte Freret.

vres philosophiques, die zu London 1776 in 5 Bänden in 8. erschienen, wie in denselben Werke unter demselben Titel, welches der gelehrte Buchhändler Joh. Franz Bader in Paris in 8., 4 Bände stark, 1792 herausgab. Bester ist die Ausgabe seiner sämtlichen Werke, welche 1799 (nicht 1796) 20 Bände stark in 12. in Paris erschienen, unter dem Titel: *Ouvrages complets, nouvelle édition, considérablement augmentée de plusieurs ouvrages inédits, et précéd. de l'éloge de Fréret par Le Clerc de Sepehènes*, und nach dessen Tode von A... vollendet. Gleichwohl ist diese Ausgabe nicht vollständig, da hierin nicht einmal Alles, was bis dahin schon gedruckt war, aufgenommen worden ist, am wenigsten die feinen Abhandlungen, welche von ihm verschiedenen literarischen Zeitschriften gewidmet worden waren. Daher übernahm in neuester Zeit der berühmte Archäolog Joh. Joseph Champollion-Figeac eine vollständige Ausgabe von Fréret's sämtlichen Schriften in 8 Bänden in 8. zu besorgen, die schon 1825 angekündigt wurde, wovon aber erst 1829 der erste Band erschien. Dem Herausgeber wurden hierzu alle Handschriften Fréret's zur Verfügung gestellt, darunter befanden sich manche noch gar nicht bekannt gewordene Abdrücke desselben Gelehrten, als seine *Recherches relatives à la chronologie romaine*, sein *Mémoire sur l'origine des Francs et leur établissement dans les Gaules* und seine Abhandlung: *sur les états-généraux et sur les finances, leur origine et leur administration en Fennec*. Der Titel dieser neuen Ausgabe von Fréret's Werken ist: *Ouvrages complets, mis en ordre, et accompagnés de notes et d'éclaircissements historiques, publiés par M. J. J. Champollion-Figeac, avec une notice sur la vie et les ouvrages de Fréret*. Als besonderes Verdienst dieser Ausgabe wird gerühmt, daß die Fortschritte und Veränderungen in dem Reize der Literatur, welche Fréret bearbeitet hat, in einem Anhang mit historischen Bemerkungen beigegeben und dieselben mit Fréret's Leistungen verglichen worden sind, während Abt de Rémusat die China betreffenden Schriften unserer Akademiker einer Prüfung unterworfen und seine beleuchtenden Bemerkungen dazu, wie über das chinesische Volk selbst hinzugefügt hat. Ein allgemeines Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes, sowie die Ausgabe von Handschriften bei demjenigen Deutschlands, deren Persönlichkeit sie nöthig macht. (B. Röse.)

FRERICHS (Johann Heinrich Friedrich), geb. am 1. Febr. 1803 zu Ehorten in der Herrschaft Jever, wo sein im J. 1813 zu Deppen gestorbener Vater damals Prediger war, zeigte schon früh eine entschiedene Neigung zum geistlichen Stande, auf den sich selbst seine

jünglichen Spiele bezogen. Mit einem gewissen Pathos hielt er als Knabe allerhand Reden, die er aus biblischen Geschichten und lehrreichen Sprüchen zusammengesetzt hatte. In der Stadtschule zu Jever, wohin sich seine Mutter begeben hatte, erhielt er den ersten Elementarunterricht. Sein mütterlicher Oheim Reuter, der an jener Schule als Lehrer angestellt war, ertheilte ihm Privatunterricht im Französischen und Englischen. Er fand auch Gelegenheit, die italienische Sprache zu lernen. Durch seinen hellen Kopf und durch das unablässige Streben nach höherer Ausbildung that er sich unter seinen Mitschülern ebenso rühmlich hervor, als durch sein sittliches Betragen. Durch Privatunterricht, den er einigen Schülern ertheilte, erleichterte er seiner Mutter die Sorge und die Kosten seiner Erziehung. In wohlwollenden Eltern, die ihn unterstützten, als er 1824 die Universität Halle bezog, schloß es ihm nicht. Ein Freund seines Vaters, der verstorbene Pastor Müssen in Badwarden, nahm sich vor Allen seiner an. In Halle besuchte er die Collegien von Gesevius, Wegscheider und Gerlach. Die beiden zuletzt genannten Professoren schätzte er vorzüglich, ohne deshalb dem von ihnen begünstigten Rationalismus unbedingt zu huldigen. Bedeutenden Gewinn für seine wissenschaftliche Ausbildung brachte ihm, wie er in späteren Jahren selbst gestand, sein Aufenthalt in Jena. Unvergesslich blieb ihm Lütken's geistreiche Darstellung der Geschichte. Den entscheidendsten Einfluß auf seine theologische Ansicht und Geistesrichtung gewann Baumgarten's *Enfuss*. Unter den Auspicien dieses vielseitig gebildeten Gelehrten versuchte sich Frerichs, nach gründlichen Vorstudien, in der Beantwortung einer von der theologischen Facultät gestellten Preisfrage über die Lehre Abtals. Diese gekrönte Abhandlung, die er aus Dankbarkeit dem früher erwähnten Pastor Müssen in Badwarden gewidmet hatte, erschien unter dem Titel: *Commentatio theologicæ-criticæ de P. Abelardi doctrina dogmatum et morali*. (Jenae 1827. 4.) Zugut dem Zuwachs an wissenschaftlichen Kenntnissen, den ihm diese Arbeit brachte, verschaffte sie ihm auch die Mittel zu einer Reise durch Thüringen und Franken. Von Interesse war für ihn die Bekanntschaft Jean Paul's, den er in Weimath besuchte. Einen ausfallenden Contrast mit seinem biederigen Leben, das durch den Umgang mit gleichgesinnten Freunden erheitert ward, bildete die Zurückgezogenheit im ältlichen Hause zu Jever, wohin er um dies Zeit (1827) zurückgekehrt war. Er lebte dort als Candidat seinen theologischen Studien. Nach rühmlich bestandnen Examen mußte er zunächst an eine Verforgung denken. Zu einer Lehrstelle wies sich ihm weder in Oldenburg, noch in Jever eine nahe Aussicht. Er nahm daher zur Erhaltung von Privatunterricht seine Zuflucht. Neben der Beschäftigung mit den ältern und neuern Sprachen, mit der Geschichte und Literatur, wozu ihm sein Unterricht Anlaß gab, widmete er sich mit Eifer seinen theologischen Studien. Im J. 1829 erhielt er eine Pfarrstelle auf der Insel Wangerooge. In seiner Antrittsrede stellte er Christus als den Grundpfeiler der Kirche und als Centralpunkt in allen Lebensverhältnissen dar. Bald gewann er die Liebe und das unumschränkte Ver-

1) Benutzt wurden außer den *Mémoires historiques de l'Académie royale des Inscriptions et belles-lettres*, wenn auch tom. XXIII. 314—337 des Akademikers Bougainville's *Biographie* auf Fréret zu finden ist, noch *Dictionnaire universel*, *historique, critique et bibliographique* VII, 186, *Revue*, *Dictionnaire historique* I, 1144 und *Quérard*, *France littéraire* III, 202 und 210.

trauen seiner Gemeinde. Es gelang ihm, dadurch manche Vorurtheile einzelner Mitglieder zu beseitigen, und manche Streitigkeiten zu schlichten, die sich über den gemeinschaftlichen Grundbesitz erhoben. Seine Vermittelung in geistlichen und weltlichen Dingen war bei Vielen von günstigem Erfolge. Eine besondere Sorgfalt widmete er dem Jugendunterrichte, den er theils selbst übernahm, theils durch eine strenge Aufsicht über die Schullehrer förderte. In Ruhestunden studirte er mit Eifer besonders Herder's und Schellermacher's Schriften, unter denen der Letztere einen entscheidenden Einfluß nicht bloß auf seine theologischen Denkart, sondern auch auf ihn als Kanzelredner gewann. Rühmlich saßlich und auf das praktische Leben anwendbar schienen seinem Predigten. Vorzüglich war dies der Fall, wenn er vor den zahlreich herbeiströmenden Fremden, die zur Badzeit nach der Insel Bangeoge strömten, die Kanzel betrat. Ein eigenthümliches Interesse gewachte ihm das Studium der altfranzösischen Sprache, deren Uebersetzung er sorgfältig sammelte, um sie in einem Idiotikon herauszugeben. Er beschäftigte zugleich die Mittheilung sprachlicher Vergleichen zwischen dem Altfranzösischen im Saecralande und in Westfrankland, nebst einer historischen Nachweisung der Veränderungen seit der Zeit des Aufgebachs. Zu diesem Zwecke studirte er fleißig die Geschichte und Literatur Frankreichs. Bei der geringen Mühe, die ihm gekostet war, konnte es zu umfänglicher Werk nur langsam fortschreiten. Fast völlig ausgegeben ward die Arbeit, als er gegen körperliche Leiden, besonders einen oft heftig wiederkehrenden Kopfschmerz, vergebens Hilfe in dem fortgesetzten Gebrauche der Seebäder suchte. Schnell wünschte er eine Veränderung seiner Lage. Zu Trov war ihm das Conrectorat an der dortigen Schule angetragen worden. Er gab indessen der Stelle eines Pastors zu Obernburg den Vorzug. Dies Amt erhielt er im Juli 1834. Er war dadurch in einen neuen und fremdartigen Wirkungskreis getreten, in welchem er sich den verschiedenartigsten Fähigkeiten und Anforderungen einer Gemeinde accommodiren mußte, die aus schlichten Landleuten und Handwertern, doch auch zugleich aus fein gebildeten Städtern, Hof- und Staatsbeamten bestand. Seine Amtsgeschäfte wurden noch vermehrt durch die ihm obliegende Prüfung der Candidaten des Predigteramts und als Mitglied einer Commission für die Verbesserung der Volksschulen. Er brüskte sich zu wenig dem Zustand seiner Gesundheit, als er der Aufforderung gesehte, in der 1835 für Lächer aus angehenden Familien errichteten Säcularschule den Religionsunterricht zu übernehmen. Im J. 1836 folgte er einem Rufe nach Odenburg als Hof- und Garnisonprediger mit dem Charakter eines Confessorialassessor. Er hatte noch nicht die Kanzel betreten, als er von einem heftigen Bluthusten befallen ward, der seine Kräfte völlig erschöpfte. Er starb am 14. Jan. 1837. In seinem Grabe sprach der gelehrte Kirchenrath Dr. Köbel wenige, aber gehaltvolle Worte. Nach seinem Tode erschien zu Odenburg 1837 eine Auswahl seiner Predigten. (Hainrich Döring.)

FRERON (Elias Katharine), ein berühmter Journalist und Kritiker des 18. Jahrh., stammte aus einer gu-

ten, wie es scheint, demittelsten Familie zu Quimper in der Bretagne, und war daselbst 1719 geboren worden. Frühzeitig in die Hände der Jesuiten gerathen, erwarbte unter deren, besonders Brumoi's und Bougeant's, Leitung sein Studieneifer und die Entfaltung seiner geistigen Kräfte, welche zuvor so fest geschlummert hatten, daß ihn seine Ältern, wie er selbst erzählt, nur zur Beausichtigung ihrer Arzthöhner im Bisthofs hatten gebrauchen können. Er war auch eine Zeit lang Lehrer an der Schule Louis-les-Grand, verließ dieselbe aber schon 1739 wieder, um mitten unter Hohn und Aischerei, Fanatismus und Freigeisterei, despotischer Willkür und Ungebundenheit ein behagliches literarisches Leben zu führen, ohne jedoch der Gesellschaft Jesu, viel weniger ihren Grundsätzen, ganz untreu zu werden. Ob er mehr eine geistliche Pirinde suchte und erlangte, wie mehre Gleichgeinnte seiner Zeit, ist zwar ungewiß; allein er erliefen eine geraume Zeit hindurch zu Paris, jedoch in der Tracht eines französischen Abtes, und schrieb sich auch Abbé Fréron. Unter solchen Verhältnissen schloß er sich dort dem bekannten Journalisten und Segner Voltaire's, dem Abbé und Jesuiten Guyot Desfontaines, und somit der Schule eines höhnennden, beißenden Scherzes, welche sich die Vertheidigung des Fanatismus und der despotischen Willkür zur Aufgabe stellte, an, und wurde unter dessen Leitung Mitarbeiter an den Observations sur les écrits modernes, welche jener Gelehrte seit 1735 in Paris erscheinen ließ. Nachdem aber diese Zeitschrift 1743 unterdrückt worden war, trat Desfontaines mit einer andern unter dem Titel: Jugements sur quelques ouvrages nouveaux, hervor, an welcher Fréron gleichfalls Theil hatte. Desfontaines starb jedoch im December 1745, und sein Schüler glaubte nun fähig zu sein, selbst ein periodisches Werk regieren zu können. Dies geschah denn auch in seinen Lettres de Madame la Comtesse de *** sur quelques écrits modernes (Genf und Paris 1746. 12.); weil er aber die berühmtesten Schriftsteller, die der neuen philosophischen Schule angehörten, darin derabog und ansehnliche, so wurde die Schrift schon im ersten Jahre ihres Bestehens unterdrückt, wiewohl ihr sonst guter Geschmack, Geist, Witz und Satyre nicht auszusprechen und große Theilnahme zugewendet worden war.

Um sich in Zukunft vor ähnlichen Unfällen zu schützen, suchte Fréron nun hohe Protection, die ihm auch nicht fehlen konnte; denn er war ein Mann von trefflichen Anlagen, besaß große Gesinnungsmacht, Feiertel, sichern Geschmack, Fruchtbarkeit in der Denbung, Mannichseltigkeit in der Einleitung und Reichthum in Erfindung der Gedanken, glänzende Einbildungsraft, eine lebhafte, bildnerische Sprache und die seltene Gabe, die Fehler Anderer, wenn es zumal der Vortheil gebot, in ein glänzendes Licht zu stellen; und ob er wol seit Desfontaines's Tode sein geistliches Kleid abgelegt hatte und sich gern, da er durch seine Ritter von der Familie de Walherbe abzustammen glaubte, so lange mit dem adeligen Titel eines chevalier schmückeln ließ, bis ihm die Eitelkeit verriet, daß er nicht der Art im Grunde doch ein verkappter Jesuit, war eifriger Vertheidiger der königlichen

Regierung, des alten Principis und bestiger Gegner der neuen Philosophie und aller literarischen Erscheinungen, welche durch ihre Lehren eine Erschütterung im Staate, wie in der Literatur hervorzurufen schienen. Hohe Beschützer fand er bald in dem gebildeten Erdnige von Vollen, Stanislaus Leszcynski, und in dessen frommer Tochter Marie, der Gemahlin Königs Ludwig XV., späterhin auch in dem Dauphin Ludwig, dessen Gemahlin und in dem Kanzler, und als diese ihm abgestorben waren, in einigen Prinzenlinien von Schöle und den Frommen, die jedoch eine schwache Partei bildeten. Diese Gunst hatte er ursprünglich dem alten Könige Stanislaus Leszcynski ausschließlich zu verdanken, weil derselbe seine Schriften gern las, seiner Person überhaupt wohlwollte, mit seiner Familie von den Vätern der Gesellschaft Jesu beherrscht wurde, und in sich selbst das Bedürfnis fühlte, einen Bestdiger gegen seine eigenen Verfolger haben zu müssen. Unter solchen Umständen trat Fréron 1749 abermals als kritischer Journalist auf in seinen *Lettres sur quelques écrits de ce temps*, die er unter mancherlei Mißbilligungen, verdrießlichen Händen und zuweilen sogar mit Gefängnisstrafe, (sobald der Einfluß seiner Gegner seine erlauchte Protection der Hofe überzog, in Verbindung mit dem Abbe de Raporte das 1754 fortsetzte und davon 13 Bände zu London und Paris in 12. erscheinen ließ. Und als auch dieses Anfangs sehr beliebte Werk unterdrückt worden war, oder richtiger zuletzt an Beifall verloren hatte, setzte er es ohne laßes Bedenken in größter Ausdehnung unter dem Titel: *Ancien littéraire*, fort. Von dieser periodischen Schrift, die auch nach seinem Tode ihren Fortgang betrieß, erschienen 1754 noch sieben Bände und in jedem der folgenden Jahre, mit mehr oder weniger Unterbrechung, regelmäßig acht Bände bis an seinen Tod. Neben demselben arbeitete er noch an dem *Journal étranger*, dessen Redaction er nach des Abbe's Privat Tode ganz übernahm, doch bald auch wieder abgeben mußte, weil er aus Trägheit und Wollust, aber aus Mangel an tüchtigen Mitarbeitern zwien Werken nicht vorzuschieben vermochte. An Mitarbeitern von Verdienst fehlte es ihm zwar nicht, allein keiner hatte das Talent, welches Fréron in der Journalistik auszeichnete. Der Raporte, der eine Zeit lang mit ihm die Arbeiten theilte, war allerdings thätig, genau und sorgfältiger ziemlich gut, es fehlte ihm aber an Wärme, Frischheit und Glut des Ausdruck; er konnte sich neben seinem Genossen nicht halten, und man machte folgendes Epigramm auf beide:

Fréron de la Porte d'effire,
Voici leur devise à tous deux:
L'un fait bien, mais est paresseux;
L'autre est diligent à mal faire.

Der Abbe du Port du Tertre hatte dagegen mehr Talent, das Chaos starker Werke zu entwirren; es fehlte ihm jedoch an Annehmlichkeit und Witz, und war unfähig, Fréron im Reiche der leichten Literatur zu helfen, während Polissot und der Abbe Brozier von allen diesen Fehlern eines Journalisten frei waren, gleichwohl aber ihrer Grobheit und Bosheit vor ihren literarischen Schlachtopfern nicht so sehr verschleiern konnten, als Fréron, der darin

ein Meister war. Oassel Dubois endlich, ein guter Essigler, war zu wortreich, weiterschweifig, trocken und im Scherz nicht fein. Auch Dorat kam Fréron nicht gleich; dieser im Grunde kein gründlich gebildeter wissenschaftlicher, am wenigsten ein philosophischer Kopf, und ebenso wenig fähig, Werke von geistiger Anstrengung zu liefern, als seinen bedürftigen Gegnern an Talent und Kenntnissen überlegen, zeichnete sich durch Geschmack, leichte, gefällige Kritik, antigen Scherz und ganz besonders durch seinen ironischen Ton, der auch wol, wie es bei Sprudelsköpfen dieser Art zu geschehen pflegt, in Mystification überging, vorthailhaft aus; daher seine Nachgierde und Bosheit, wenn er durch dämliche Angriffe dazu gereizt war, durch die ihm eigene muntere Raune und durch große Feinheit gemildert, niemals stark und grell hervortrat; allein schließlich war er durch das geteime Gift, welches er in bösslicher, heuchlerischer und beschämener Sprache gegen seine Widersacher in seinen Schriften aufstaute. Kurz er triete in der Journalistik nach den Anforderungen seiner verdorbenen Zeit die Reuten, die sich auf sein Urtheil verließen, eine Überlegenheit, die Erstaunen erregte, seinem Charakter aber in den Augen aller Besten keine Ehre machte. Seine geistreichen literarischen Gaunerstücke verbarben in ihm alles solide Ergesüß und alle sittliche Scham, die er auch öffentlich zu verhehlen keinen Anstand nahm. Indessen wurde er durch die großen Mißhandlungen seiner Gegner, wie durch die über ihn verhängten Entsetzen der französischen Regierung, welche er in der That doch gegen ihre Feinde öffentlich in Schutz nahm, nach und nach abgestumpft, gemein, unempfindlich, lächerlich und niederträchtig, ein Beweis, daß ihm das stultische Gefühl eines Boissieu abging, vielmehr sich, ohne auszuweichen, muthwillig der despotischen Gewalt, wie der Privattraße preisgab und mißhandeln ließ sowohl von denen, welche er angriff, als von denen, welche ihn eigentlich in Schutz nehmen sollten. Er begriff in seiner eignen Verblendung und Verborenheit nicht, daß damals alle ausgezeichnete Männer sich von der Regierung, welcher doch alle edle Grundbesitze fehlten, entfremdet dielten. Um das Unglück der Verfolgungen, welchen er oftmals ausgelegt war, nicht zu fühlen, ergab er sich allerlei Aufschwärmungen, besonders dem Trunke, und war oft Tage lang nicht nüchtern; hatte er aber alle Gegenwart des Geistes zur Arbeit wieder, so setzte er diese in dem gewohnten Tone fort, um wieder ins Gefängnis zu kommen. Auf diese Weise machte er Bekanntschaft mit Kerlern verschiedener Art, und zog in seiner Gemeinheit die Kritik zum Handwerk und die Fedit zur Verkäuflichkeit herab. Während er alle Werke der Partei, welche er dagte, schriede fand und heruntermachte, war er bereit, diejenigen zu pressen, bei deren Verfassern er seine Rechnung zu finden wollte, oder er ließ sich auch wol so weit herab, daß er einen und denselben Schriftsteller in seinem Journale lobte und gleichzeitig in einem andern beschimpfte. Ein solcher Reducteur konnte nur Mitarbeiter von demselben Schlage haben; Leker aber, die sich auf sein Urtheil verließen, vermodten die Verborenheit seiner feilen Gesinnungen nicht zu entziffern; doch entging er der Gefahr nicht, von Schalken betrogen zu werden, wo-

fern er selbst nicht, absichtlich zuweilen, den Wolf aus dem Schafpelze hervorschlüpfen ließ, um sich unter dem Scheine der Heuchelei für erlittene Strafen an der höchsten Staatsbehörde zu rächen. So nahm er 1763 in seine Blätter eine ihm zugesandte Satyre auf das französische Ministerium in dem Gewande eines Briefes über eine großmüthige Handlung, deren Schilderung Thérèse erweckte, auf, unter dem Vorwande, den wahren Sinn der Sache und diese selbst nicht gekannt, und in der Meinung, seinem Journale eine große Bereicherung verschafft zu haben. Die besidende Satyre betraf den Colonisationsversuch in Capenne mit fremden Familien, welche unter lockenden Versprechungen herbeigeföhrt worden waren, aber vor der Einschiffung meistens verhungerten. Das Pamphlet ward iibel genommen, und Fréron mußte zur Strafe in die Bastille wandern.

Ob er sich bei dem Empfange des königlichen Privilegiums für seine kritischen Blätter verbindlich machen mußten, die Regierung, wie behauptet wird, gegen die neue Philosophie und die Encyclopädisten in Schutz zu nehmen und diese zu vernichten, ist nicht entschieden gewiß; indessen ist nicht zu leugnen, daß sein unbedingter Haß gegen dieselben, so sehr er auch in vielen Dingen Recht hatte, aus seiner lauten Quelle floß, sich in seinen Kämpfen zu lächerlichen Ungerechtigkeiten und gegen die wahren Vorföhre seiner Gegner zur Windstille bineinließ. Er war übrigens, wie sie, dem beglückten Leben, den Genüssen der Sinne und des Geistes, der ausgelassenen Festigkeit und der gemeinen Lust ergeben. Voltaire, das Haupt der Encyclopädisten, war einer seiner ersten bedeutendsten Gegner, obgleich er anfänglich große Verehrung gegen den berühmten Dichter heuchelte. Voltaire's Überlegenheit im literarischen Kufe brachte ihm zuweilen empfindliche Streiche bei. Müdigte er ihn nicht mit seiner Grobheit und mit seinen injuriösen Aufsätzen in öffentlichen Blättern, so wußte er seine Schreibfreiheit durch den Einfluß seiner Richte zu Paris, Traulain Denis, zu unterbreiten, wie z. B. im J. 1752, als ihn Fréron im ersten Briefe des sechsten Bandes seiner periodischen Blätter durch besidende Persöhnlichkeit hart mitgenommen hatte; allein Voltaire selbst, sagt man allgemein, habe die Strafe seines Gegners durch Fürbitte großmüthig wieder aufgehoben, wiewol dieser den Erlaß der Strafe lediglich der Günst des Erbprinzen Stanislaus zu verdanken vorgab. Dies widerlegte jedoch das beliebte Blatt le contrepoin des fauilles, worauf Fréron Voltaire'n von Neuem lästerte, und diesem dadurch die verdächtige Äußerung entlockte: Que me veut donc le ver sorti du cadavre de l'Abbé Desfontaines? Gewöhnlich suchte Fréron gegen seinen gefährlichen Feind, dessen Fehler er fortwähre stets aufzudecken, in besidenden Spatschreiben die größte Ruhe zu erweisen, wurde aber gleichwol oftmals von ihm drunruhigt und wol gar seinetwegen aus Geringschätzung des Ministeriums im Gefängniß gesetzt, obwohl bekannt war, daß Voltaire den Hof und die Großen der Monarchie ebenfalls verlästerte. Bide blieb 30 Jahre lang in offener Feindschaft mit einander, während welcher Voltaire's Verfolgungssucht zuweilen einen erschauernswor-

then Grad von Frechheit erreichte. In seinem paurre Diable entwarf der Philosoph von Jernay ein Bild von dem pariser Journalisten, das eher von der Hand des Juriern, als der eines Schriftstellers gezeichnet worden zu sein scheint. Diese Schilderung lautet:

*Je m'accoutai d'homme à sourde mine,
Qui sur la plaque a fondé sa cuisine,
Grand cœmneur des bourbiers d'Helicon,
De Loyola chassé pour ses fredaines,
Vermissecu né du cul de Desfontaines,
Lache Azelle, wutewich bald Otton,
Cet animal se nommait Jean Fréron.*

Der größte Schimpf aber, der ihm von Voltaire auferdrückt ward, wird immerdar, wenn auch alle seine Kritiken sollten vergessen werden, merkwürdig bleiben, als ihn der nachgiebige Dichter zum Hohne jener überseimerten Zeit in seinem Schaufpiele l'Eccossaise im J. 1760 öffentlich spielen ließ. Zwar hat man geglaubt, daß dieser Ertrag von Unverschämtheit eine Gegenentschuldigung wider Voltaire's Theaterstück des Philosophes sein sollte; allein der Dichter hatte es ja dabei nicht auf den Verlust dieses Stückes abgesehen, und man wußte nicht, ob ihm Fréron Muth oder Unverschämtheit entgegenzusetzen wollte, als derselbe der ersten Vorstellung der Schottländerin beizuwohnte, und sah, wie seine Person die Rolle eines Schelten und nichtsnutzigen Bösewichtes vor dem Auge des Publicums spielen mußte. Er sprach darüber in seinen Blättern mit einer Wuth, die ihm Ehre gebracht hätte, wenn sie nicht auf Rechnung einer schlaun und überdachten Eigenliebe gestellt gewesen wäre, die auf eine gute Gelegenheit zur Rache laurerte. Die Schaufpieler, und insbesondere die berühmte Clairon, welche schon öfters seine bestigen Kritiken empfunden hatten, waren nicht böse, daß sie in diesem Theatersstücke Gelegenheit zu seiner Demüthigung fanden, und so oft sie sich über ihn zu beklagen hatten, schlugen sie die Schottländerin an und nannten diese Rache: dem Fréron die Peitsche geben. Der mussele Clairon, welche in den Voltaire'schen Theaterstücken ihre Talente ganz besonders einsetzte, mit dem großen Dichter überdies noch, wie mit etlichen Encyclopädisten, in Verbindung stand und wider Fréron Partei genommen hatte, behandelte dieser stets schlecht, und hatte deshalb zuweilen die Wuthungen seiner hohen Protection nöthig. So hatte er sie Eingangs des Jahres 1765 in seinem Journale Nr. 2 öffentlich geküßert, wosobal sie in Gemeinschaft der Schaufpieler der Comedie française aus exemplarische Strafe bei Hofe anrug und der König auch auf den Vortrag des Marschalls von Richelieu, welcher Voltaire's Protector war, ihm eine harte Gefängnißstrafe im Fort l'Écluse ausbedacht hatte. Fréron aber, da malis krank, benutzte diesen Umstand zur Fürsprache bei der Königin Marie, mittels deren Verwendung die Strafe in die Drohung verwandelt wurde, für ähnliche Vergeltungen künftig des Königs Ungnade unvermeidlich erdulden zu müssen. Ferner wollte sich die Clairon dabei nicht beruhigen, sondern verlangte, unter Drohungen, das Theater zu verlassen, volle Genugthuung; indessen wurde die

müßige Schauspieler in durch einen Lagenichts auf dem Theater, der große Schmecker hatte, bald darnach gefürst und selbst ins Gefängniß abgeführt. Nach ihrer Befreiung ging sie als Geliebte des letzten Markgrafen von Ansbach mit diesem nach Aachenland.

Außer den Schauspielern zu Paris, und außer Voltaire, hatte Fréron noch mit d'Alambert, D'Alembert, La Harpe und vielen andern Händel und literarische Streitigkeiten, zeigte sich aber ihnen gegenüber stets mit einer Kaltblütigkeit, die äußerlich das sichere Zeichen für ihn abgab, daß das Recht immer auf seiner Seite stehe. In der That zog das große Publicum seine Spöttereien gewöhnlich den Schmähungen seiner Feinde vor. Dies bewies nicht allein der große Vertrieß seiner periodischen Schriften, welcher erst dann geringer wurde, als er sie vernachlässigte, sondern auch der Vorzug, welcher ihnen vor allen andern Journalen eingeräumt wurde und diese niederknüchte. Was aber seinen Triumph vollkommen machte, war seines größten Feindes eigenes Geständniß, daß er ihm unter Umständen doch auch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. So wird nämlich von Voltaire erzählt, er habe dem Marquis de Prél auf dessen Frage, wer wol in Paris seine Schriften am besten zu beurtheilen verstehe, Niemanden, als Fréron empfohlen, und auf dessen geduldetes Erklaren, da er alle Schmähungen Voltaire's gegen Fréron kannte, geantwortet: „Ja, ja, der ist der einzige Mann, welcher Verstand besitzt. Ich bin gezwungen, dies zu gestehen, ob ich ihn gleich nicht liebe, und gute Gründe habe, ihn zu verabscheuen.“

Richt die Journale allein, die er redigirte, brachten ihm Ansehung, Misgunst und Verfolgung, sondern auch einzelne Pamphlete, die er mit satirischer Laune über gewisse Persönlichkeiten verfaßte und durch den Druck ins Publicum brachte, um sich dessen Gunst stets rege zu erhalten. So schrieb er 1760 eine oraison funèbre auf den Marquis von Bacqueville, der, durch seine Aufschreiwesen verdächtigt, so eben das Opfer seiner tödtlichen Hartnäckigkeit geworden war, weil er sein Haus, das in Flammen stand, nicht verlassen wollte, und darum verunglückte, unter dem Titel: *Kloge prononcée par la folie*, welche Brochüre zu Paris öffentlich verkauft wurde. Fréron hatte darin seinen Helden zwar nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, und aus Vorwitz dessen Sohn mit Lobe überschüttet, damit dieser über das Lächerliche seines Vaters, was gerügt wurde, hinwegsehen sollte; allein er mußte dessenungeachtet ins Gefängniß für l'Édique wandern.

Im Ubrigen war dieser gefürchtete Kritiker, der seine Feinde aus das Absprechensblei zu schützen wußte, allen Nachrichten seiner Zeitgenossen zufolge der angenehmste und liebenswürdigste Gesellschafter von der Welt. Merkte persönlich nicht gekannt, fand im Umgange mit ihm in seinem Erklaren das Gegentheil von dem, was er sich in ihm vorgesetzt hatte. So glaubte die Präsidentin von

Aligre sich ihn als eine Art von Ungeheuer denken zu müssen, wurde aber gewaltig enttäuscht, als einer seiner Freunde ihn einst unter einem fremden Namen bei ihr eingeführt und sie durch die verabredete Erwähnung eines Dritten plötzlich von seinem wahren Namen Kenntniß erholten hatte. Sie unterdrückte ohne langes Bedenken den Verdruß über den ihr gespielten Streich, und äußerte dann zu Fréron: „Reinnetwegen mögen Sie der Ansehnlichkeit von Fréron selbst sein, ich muß Ihnen wol Gerechtigkeit widerfahren lassen und Sie recht sehr lieben.“ Freilich ließ er in Gesellschaften niemals den Gelehrten, sondern, wie Viele seines Schloßes, darin auch die Jesuiten Gieset und Lamettrie geüben, den Weltmann spielen, der den Wein, die Weiber und das Spiel liebe und die ernsthaftesten Dinge leichtfertig zu behandeln verstand. Gute Honorate der Buchhändler hatten ihm die Mittel verschafft, die Rolle eines eleganten Edelmannes zu spielen. Der Buchhändler Duchesne gab ihm für den Bogen seiner *Lettres sur quelques écrits modernes* zehn Karolin oder Louisdor und 30 Freiremplare; Kampert hingegen zahlte ihm für den Bogen seiner *Lettres sur quelques écrits de ce temps* 15 Louisdor, und als diese herabgekommen waren, brauchte er folgendes Schlußstück, um sich wieder empor zu heben. Er kündigte seine *Année littéraire* auf das Jahr 1754 anonym an und protestirte in seinen *Lettres sur quelques écrits de ce temps* wiederholt und feierlich, daß er seinen Antheil an diesem neuen Journale habe. Kaum aber war dieses von gutem Abgase beglückt, so erklärte er sich auch öffentlich in einem *Avis au Public au Sujet du nouvel ouvrage périodique intitulé l'Année littéraire*, par Mr. Fréron, des Académies d'Angers, de Montauban et de Nanci, für den Herausgeber desselben. Auch dieses Blatt wurde ihm ebenso gut, wie das vorige, bezahlt, und seine Mitarbeiter sollen ihm fast Nichts gekostet haben. So lange er neben dieser Zeitschrift noch das *Journal étranger* redigirte, zog er jährlich 40,000 Livres Honorar; dennoch sparte er Nichts, weil er ein Verschwendter war. Auch in schlechten Zeiten hatte er mehr Einkünfte, als ein anständiges Leben fordernte, allein er kam nie aus; denn er überließ sich Abzehrungen, die auch ein ansehnliches Vermögen aufgerieben haben würden. So ließ er sich einst ein Zimmer errichten, in welchem die Vergoldungen allein mehr als 30,000 Livres an Kosten betrugten und der Kammin darin auf 20,000 Franken geschätzt wurde, ohne die andern Weibeln zu rechnen. Er bezog ein Landhaus vor den Thoren von Paris, schaffte sich Kutsche und Pferde an und hielt offene Tafel für Schwächliche und Lustigmacher. Seine Nachbarn sollten wahr Drogen gewesen sein. Ausgesessenheit, Weiz und Witz waren die Elemente seiner Gesellschafter, die sich nicht scheuten, manden Gast zum Gegenstand ihres frivolen Scherzes und ihrer Ungezogenheiten zu machen. Natürlich mußte Fréron, der in diese Gesellschaft aufgenommen sein wollte, etwas ertragen und am Schlüsseln kom dabei der Schriftsteller Poinfinet weg, der bei seiner Aufnahme Fréron's Hintern küssen mußte. Kurz, der Ton, der die ganze Gesellschaft beziele, paßte nicht zu der Peuschei, mit der Fréron als

2) So z. B. kamen der Fréron's Journale nicht auf: der Observateur littéraire, der Censeur hebdomadaire, die Renommée littéraire, die Observations sur la littérature und der Avant-Censeur.

Rächer des guten Geschmacks, der beleidigten Religion und der guten Sitten in seinen periodischen Blättern auftrat. Diese Lebensart, der Trunk, den er sich allmählig angewöhnt hatte, und die Ausschweifungen in der Gesellschaften zerstörten natürlich seine Gesundheit, wie seine äußern Verhältnisse. Um das Jahr 1768 heirathete er als Wittwer eine Frau aus der Familie Koyou, deren Brüder der gelehrte Abt und der Parlamentsadvocat Koyou, jener als Journalist, dieser auch als Schriftsteller und dramatischer Genos bekannt waren. Mit ihr bekam er eine Mitgabe von 20,000 Franken, die aber schon vor Ablauf von drei Jahren verzehrt waren. Das Weib wurde gemißhandelt und aus dem Hause geschickt, worüber er sich zwar von seinem Schwager, dem Advocaten Koyou, Zurathweisungen zuzog, allein gegen denselben aus Rache und Verleumdung einen Verfaßtsbefehl auswirkte, sich nicht schäme, ihn an der Spitze von Polizeischarren zu überfallen und ihn gefesselt in einem Wagen nach dem Gefängnisse für l'Écôle zu begleiten. Diese nichtswürdige That machte Koyou nachmalig im Journal étranger vom 6. März 1770 bekannt.

In Schulden verfallen, wurde Fréron von seinen Wüthigern aufs Äußerste verfolgt, endlich aller seiner Mobilien beraubt, und genöthigt, aus Stroh zu schlafen. Seine hohe Gönnerschaft war bis auf etliche Prinzessinnen von Gebülte abgefallen, und es schickte ihm zuletzt an Credit, an Gesundheit und an Ruß zu Arbeit. Sein Journal erschien in der letzten Zeit unregelmäßig und verschwand auch an der öffentlichen Theilnahme, die man demselben zuvor freigebig zu schenken gewohnt war. Als seine Gesundheit endlich, wie man sagt, durch Nicht schon sehr zerrüttet war, fürzte ihn der Minister Mironesnil vollends ins Verderben. Dieser hob, wie es ihm aus Schwäche und Nachsicht gegen Verleumdungen, oder aus gerechten Gründen, das Privilegium für sein Journal gänzlich auf, und schnitt ihm somit die Mittel zu seiner und seiner Familie Erzielen ab. Auf die Nachricht hiervon äußerte er: Je suis victime de l'ingratitude; c'est un malheur particulier qui ne doit détourner personne de la défense de la monarchie: le salut de tous est attaché au sien. Der Schreck aber wirkte so sehr auf ihn, daß sich zu den Gesichtszügen ein Schlag gesellte, der ihn plötzlich tödtete. Seine Gattin war inzwischen nach Versailles geeilt, um das Verbot des Ministers rückgängig zu machen. Ein Fußfall vor den Prinzessinnen erweckte Mitleiden, und sie kehrte mit dem erneuerten Privilegium nach Hause zurück, fand aber ihren Mann schon todt. Er starb den 10. März, wenn nicht etliche Tage später, 1776, viele Kinder hinterlassend.

Fréron hatte sich spät verheirathet, nachdem er bei dem Gatten seiner Schwester, einem armen Musiklehrer, Namens Duche, gewohnt und mit demselben gemeinschaftlich gewirksamster hatte, dafür aber hintennach Verdruß, Unand und Proceß einkassirt^{*)}. Von seiner ersten, nicht namhaft gewordenen, Gattin hatte er unter

andern einen Sohn, Ludwig Stanislaus (f. d. Art.), welchen der abgestorbene König Stanislaus von Polen aus der Taufe gehoben hatte und der dem Vater an Nüchternheit, der Gesinnung vollkommen ähnlich war. Seine Witwe ging zur Zeit der Revolution in des Fürsten Kaiserlichen Dienste und leitete die Erziehung der Tochter desselben.

Mit den bereits genannten periodischen Schriften und Broschüren schließt sich übrigens die literarische Thätigkeit Frérons noch nicht ab: er gab auch 1753 zu Amsterdam und Paris in 12. ein drei Bände starkes Werk, die Opuscules de Mr. F***, contenant des critiques de quelques ouvrages littéraires, heraus, in welchem man unter andern viele seiner gelungenen Dichtungen, seine Lettres de Madame la comtesse de *** und einen Abdruck von Karl Battaure's parallèle de la Henriade et du Lutrin und von Franz Véron de Gerdons nait' Extrait du livre de l'Esprit des lois, chapitre par chapitre, avec des observations widerfindet. Ferner gab er mit dem Abte von Marly eine Histoire de Marie Stuart, reine d'Ecosse et de France (London und Paris in 12.), zwei Bände stark, heraus, wozu Marly noch einen dritten Band aus den übersehten Memoiren Melville's lieferte. Hieran schloß sich die Lettre à Mr. l'abbé Guyot-Desfontaines sur son ode intitulée: La convalescence du Roi (Paris 1774. 4.), sodann ein satyrisches Pamphlet gegen die französische Akademie, unter dem Titel: Lettre de l'abbé Cottin à Momerif, dem Günstlinge Ludwigs XV., in 4., die Vie de Thomas Koulikan in 12., zwei Bände stark, und les Vrais plaisirs, ou les Amours de Venus et d'Adonis (1748. 12.), welches Werk eine Uebersetzung des berühmten italienischen Heldengedichtes Adone von Giambattista Marini enthält, und dessen Verfasser in mehrfacher Hinsicht ein Schicksalsgenosse Frérons gewesen war. Eine Uebersetzung des Lucretius unterdrückte er, weil sie nicht gelungen war, und von einer bessern damals im Druck erschienenen übertroffen wurde. Réponse du public à l'auteur d'Acenjou (London und Paris 1751. 12.), Plan et statuts d'une nouvelle Académie, avec des éclaircissements in 4., Description du catalogue exécuté pour le service de la reine d'Espagne (1761. 4.), Description du manuscrit érigé dans l'église de Saint-Denis, pour les obscures de Monstr. le Duc de Bourgogne (1761. 12.) gehören (sämmlich kleine Fleise an. Auch gab er von des Vaters Joseph de la Barre's bekanntem Geschichtswerke über Teutschland einen Auszug unter dem Titel heraus: Histoire de l'empire d'Allemagne et principalement de ses révolutions, depuis son établissement par Charlemagne jusqu'à nos jours (Paris 1771. 12.), 8 Bände, der aber ebensov wenig Glück machte, als das Original. Dagegen erwekte seine Ode sur la bataille de Fontenoi (1745. 4.) vielen Beifall ein, und in neuerer Zeit noch wurden Strophen daraus gern wiederholt. Endlich ist Fréron auch Verfasser von der Vie de Lafontaine, die seiner Mitgabe von Jean Contes 1757 vorgelegt und von der Histoire de Louis IX., roi de France, welche in der 1760 erschienenen Histoire des Dauphins von Regnier

*) Orig. befindet der Katalog: Fréron et sa famille, in der Revue rétrospective. 2. Sér. Tom. X. p. 449 sq.

de la Neufville abgedruckt worden ist, während ihn die Koper'sche Uebersetzung der damals noch sehr gelesten Lettres du Comte de Tessin, 1755, und Labeaumelle's Commentaire sur la Henriade, 1775, zum Herausgeber gehabt haben.

Die Zeitgenossen dieses merkwürdigen Gelehrten und Schriftstellers waren gewohnt, seinen Charakter, seine Sitten und Talente jumeist nach Voltaire's Caraktern und groben Injurien zu beurtheilen, und diese waren gegen seine Kritiken so hart, froßbar und herrschend geworden, daß diejenigen, welche des Philosophen von Jerny Unparteilichkeit nicht bezweifelten, hätten glauben müssen, er sei wirklich zur Galerrenstraße verurtheilt, oder sein Name doch zum Schimpfworte bei der französischen Nation geworden. Ein gleiches Schicksal hatte auch sein Freund Labeaumelle, der ebenfalls ein giftiger Widersacher Voltaire's war. In neuerer Zeit aber ist man von dieser Keckheit zurückgekommen, und man hält diesen charakterlosen und schlüpfrigen Journalisten für einen der edelsten und liebenswürdigsten Männer, die zwar sündbar in Ausübung der Kritik waren, doch niemals die Grenzen des Anstandes dabei überschritten, und stets weise Mäßigung und Fassung beobachteten. Allerdings hatte Fréron auch unter seinen Zeitgenossen Freunde und Schmeichler, die ihn trotz aller Verleumdungen und Beschimpfungen sogar auf Kosten der Wahrheit für einen edelmüthigen, braven, hochherzigen und liebenswürdigen Schriftsteller erklärten, während gerechte Richter dieses Volk beschändeten und seine Tugenden und Taster, seine charakterlose Jovialität und seinen Stumpfsinn in das hellste Licht setzten, so sein eigener Schwager ihn als Spion öffentlich brandmarkte. Und so konnte Fréron von einer bereits moralisch gesunkenen Regierung, wie die Ludwig's XV. war, keinen besondern Gewinn ziehen und ihr keine Schonung, wenn er sie auch niemals in Verlegenheit gesetzt hätte, nicht doch anrechnen. Sie war in der That nicht dankbar für den Rath, mit welchem er sich gegen ihre Feinde erhob, sondern mißhandelte ihn zuweilen ebenso stark, als ihre wirklichen Gegner, durch die größte Geringschätzung seiner Person und seiner Verdienste. Man dichtete eine Grabschrift, die aber nicht auf seinen Leichenstein gesetzt wurde. Sie heißt:

Ci git Fréron, et le Diable en enrage,
Il ne veut pas qu'il y soit davantage.)

(B. Riese.)

FRERON (Ludwig Stanislaus), Sohn des Vorkämpfenden aus erster Ehe und politischer Journalist. Geboren zu Paris 1757 und vom Erbprinzen Stanislaus von Polen aus der Taufe gehoben, wurde er im Collège Louis-le-Grand unentgeltlich erzogen, und stand in seinem 20. Jahre, als sein Vater starb, war aber noch nicht fähig, selbst seinen Annual Année littéraire, welches die Regierung

der Familie fortzusetzen erlaubt hatte, selbst zu redigiren. Daher übernahmen zu seinem und der Seinen Besten der Abt Rogou, Bruder seiner Stiefmutter, hernach der gelebte Abt und Erzieher Grozier, welcher schon früher Mitarbeiter an dieser periodischen Schrift gewesen war und 1779 ein eigenes kritisches Journal gründete, und endlich der Professor Julian Ludwig Grostoup dieses Amt und setzten im Geiste des verstorbenen Kritikers diese Blätter fort, bis Grostoup, welcher durch seine Aussätze über die Reize des jüngern Anacharsis dem bereits tief gesunkenen Journale einen bleibenden Werth zu geben versah, beim Ausbruche der Revolution mit dem Abte Rogou den Ami du roi zu schreiben begann, beide aber bald wieder davon absteigen mußten, weil sie Gegner dieser neuen Bewegungen waren.

Inzwischen hatte der junge Fréron nur seinen Namen zur Herausgabe der Année littéraire vergehen und war nach erlangter Reife zwar in die Reihe der Mitarbeiter dieses Journals getreten, lieferte aber lieber in den Almanacs des Muses und in andere ähnliche Werke delirirische Aufsätze und poésies fugitives, welche von seinen Geistesanlagen ein günstiges Zeugniß ablegten. Doch bildete sich seine Festigkeit des Charakters und der Gesinnungen in ihm aus; er liebte leichtfertige Gesellschaften und die sinnlichen Genüsse, zog die Unterhaltungsliteratur schweren wissenschaftlichen Arbeiten vor und wählte den Petrarca zu seinem Lieblingschriftsteller, aus welchem er auch mehrere Stücke übersetzt hat. Inzwischen besorgte er das neben unter dem Titel: Eloge historique de Louis XIV., eine neue Ausgabe der Campagne de Louis XIV., welche unter Voltaire's Namen erschien, in der That aber Racine und Boileau zum Verfasser hat. Bei Hofe hatte Fréron des Königs Base, Madame Adelaide, zur Beschützerin; allein weder diese Günst, noch die Ehr, vom Großvater dieser Prinzessin aus der Taufe gehoben worden zu sein, hielten ihn vom plötzlichen Uebergange zu den neuen politischen Grundfäßen ab, die er beim Ausbruche der Revolution mit Wärme und Eifer zu verteidigen begann. Die Veranlassung hierzu soll folgendes Ereigniß gegeben haben.

Als er die literarische Laufbahn seines Vaters betrat, erschienen seine Gesinnungen und Ansichten in demselben Lichte, in welchem sich sein Vater gezeigt hatte. Die Regierung erneuerte also gegen ihn mehrmals dieselben Acte der Willkür, welche gegen jenen angewendet worden waren, und als er einst wegen einer Kritik über das Talent eines Schauspielers vom Polizeileutnant zur Rechenschaft gefordert und ihm unter Androhung der Gefängnißstrafe im Bistric ein demüthigender Widerruf vorgeschrieben worden war, so gehörte er zu den Bänkenrischen, blieb aber in Aufwallung, und in dieser leidenschaftlichen Geistesreiztheit ging er zu den Volksbewegungen über, welche sein Vaterland zu erschüttern begannen. Er wurde in seinem gemeinen Fanatismus eine Hauptstütze der Demotratie. Seit 1789 gab er ein politisches Journal: l'Orateur du peuple, heraus, und zeigte darin mehr Aufregung, als Talent, weniger gebräunete Aufklärung, als die Gabe, das Feuer der Freiheitsdrammer anzuführen

4) Benutzt wurden: Dictionnaire universel, historique, critique et bibliographique VII, 198—200; *Renouvier*, Dictionnaire historique I, 1144 sq.; *Quérard*, La France littéraire III, 210 sq.; *Hoffmann's* Kurze Biographien II, 137—168; *Wetzelin's* Chronologie IV, 201—222, und V, 197 sq., nebst dem bereits angeführten periodischen Werke.

X. Ouyet, d. M. u. z. Erste Section. XLIX.

und den Monarchen den Beschimpfungen des Vöbels preisgegeben. Er und Marat, dieser in seinem Ami da peuple, machte heillosen Eindruck auf das Volk. Sie weitestreteten mit einander in Schmähebungen und verlesenenberücker Lügengastigkeit, und Fréron überbot diesen wol noch darin. Sobald er sah, daß die niereere Volkseclasse die Gerechtigkeitspflege mit roher Raufk übte und die Rolle des Richters, wie des Denkers, zugleich übernahm, bearbeitete er diese, und gebrauchte die Hefe des Volkes, die Masse der in Paris sich sammelnden Verbrecher, die Fréron und Arnen, um die alte Ordnung der Dinge mit der Wurzel zu vertilgen und der neuen einen freien Spielraum zu verschaffen. Er soberte sie zur Vertilgung der Volkseinde, zur Auflösung aller geselligen Bände der alten Zeit und zur Ausrottung Aller auf, welche den herrschend gemordenen Fanatismus für das Neue nicht theilten. Er wollte Güter und Stellen an die Freunde der neuen Ordnung der Dinge bringen und vermuthlich erst dann zum Gelehe wieder zurückkehren, wenn die Vernichtung der alten Ordnung vollendet und überall die Unterthanen die Dürstlichen geworden wären. So wirkte Fréron durch seinen Volksredner, so der scharfliche Marat durch seinen Volksfreund, so mehrere andere Gleichgesinnte in ihren Tagesblättern und endlich Robespierre durch seine öffentlichen Reden in allen Zusammenkünften. Natürlich nahm Fréron an allen Begebenheiten und Erscheinungen Theil, besprach Alles in seinem Blatte nach dem Tone seiner Charlatanerie. Dabei fanden Materialismus des Lebensgenusses und wilde Anarchie in engem Bunde mit ihm. Er war neben Marat das Hauptorgan für die heftigste Classe der Jacobiner, die Cordeliers. Er tabelte Mirabeau in den vöbelhaftesten Angriffen, schmähete auf die neue Constitution, die ihm als ein neues Bollwerk der Aristokratie erschien, verbreitete über die Flucht des Königs die schändlichsten Lügen und ergoß sich in die gemeinsten Schmähebreden über ihn und seine Gemahlin. Seine Anklagen, Schmähebreden und Verberungen vergisseten die öffentliche Meinung. Doch zogen ihm und seinen Gleichgen den Lauf am 17. Juli 1791 und die gleichzeitigen Vorfälle auf dem Marsfelde Untersuchungen zu, vor welchen er sich durch die Flucht rettete. Er schloß nun, wie Desmoulins, eine Zeit lang sein Journal, zeigte sich aber nach der verschwundenen Gefahr in aller Unverschämtheit wieder und vereinte sich zuletzt mit Marat zur gemeinschaftlichen Herausgabe des Volksfreundes, sein eigenes Blatt aufgebend. Zur Bergpartei endlich übergegangen, machte er mit Robespierre, der im College Louisle Grand sein Mitschüler gewesen war, gemeinschaftliche Sache, und wüthete in den Septembertagen 1791 gegen die gefangenen Royalisten, obgleich man ihm und Marat, so z. B. Barrere in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten, irrigerweise schuld gab, daß sie im Solde der ausgewanderten Prinzen ständen und von deren Agenten Galonne geizt wurden. Ihr wider, blutigerer Fanatismus brachte sie in den Nationalconvent, wo Fréron die Rednerbühne jedoch selten bestieg, wiewol ihm die Gabe der Beredsamkeit nicht abgesprochen werden konnte. Vier stünnte er für des Königs Tod, wirkte fortwährend zu

Stunken der Schreckens- und Gewalttherrschaft, schmähete brutalen Leidenenschaften, um den niedrigen Vöbel in den Massen zu erhalten.

Als der Sturz der Gironde zu Paris eine begiersternende Theilnahme in den südlichen Provinzen, namentlich in deren Städten, erweckte und diese jumeist einen royalistischen Charakter in ihrer reactionären Erscheinung verrieth, der Nationalconvent aber Anstalten traf, diese Elemente niederzubrechen, den Geßorlam gegen die Gewalttherrschaft wieder herzustellen und die Districte zu organisiren, so wußte sich Fréron im J. 1793 neßl Barrere, einem ehemaligen Landjunker und Glückritter der Revolution, welchen der Stroom der Demagogie ebenfalls in die Versammlung der Volkvertreter geschwemmt hatte, die Vollmachten der Regierung zur Sendung in das reiche Departement der Rhodemündungen zu verschaffen. Dort begingen beide durch ihre Raserei die graußerstesten Ausschweifungen der Barbarei. Fréron errichtete in Marseille ein Revolutionstribunal ohne Geschworne und nahm den Auswurf der Menschheit, die wegen grober Vergehungen zur Galerenstrafe verurtheilten Verbrecher, zu Richtern, die zuvor aus cannibalischem Vergnügen Unschuldige gemordet hatten. Die Hinrichtung und unsinnige Verberung währte Monate lang, sobal es schien, als sollte die Stadt gänzlich vernichtet werden. In der That thatete Fréron seine Briefe von da an den Convent nicht nach dem Namen der Stadt, sondern er nannte sie die Gemeinde ohne Namen. Italien, der Herausgeber des Ami des citoyens, wüthete ebenso gräßlich in Bordeaux und Granc in Lyon, nachdem diese Stadt sich ergeben hatte. Hierauf wandten sich Fréron und Barrere nach Toulon, sammelten Truppen zur Belagerung dieser Stadt, wohnen derselben bei, wo der Erstere Feigheit beweißen haben soll, und thaten nach Einnahme derselben Gericht über sie, wie es die blutigen Gelehe des Wohlthattsaufschwunges vorschrieben. So loßten sie sämtliche Einwohner der Stadt, welche Vermögen besaßen, auf Marsfeld vor eine verüllte Batterie, die aufgedacht wurde und Kartätschen auf die Unglücklichen feuerte. In Betreff der andern dort vorgenommenen Hinrichtungen klagt sich Fréron durch die Entschuldigung, die er seinen zahlreichen Anhängern späterhin entgegensezte, selbst am härtesten an, wenn er sagt, er habe von 10,000 Menschen nur 800 hinrichten lassen. Gleichwol verbreitete er zu Toulon ein solches Schreden unter der Bevölkerung, daß von den 28,400 Seelen der Stadt alle bis auf 7000 flüchtig wurden. Die gänzliche Vernichtung der Stadt unterließe, obwohl sie aus der Reihe der Städte gestrichen werden sollte. Barrere hielt unter den dasigen Einwohnern bloß die Galerenflaven für erbliche Leute; er und Fréron aber hatten sich in dieser Commission der Verberwundung und des Unterschleifes von 800,000 Franken, die der Staatseasse gehörten, verdeckt gemacht, und zurück nach Paris gerufen, brachten sie zu ihrer Verantwortung von einem Drittheile der der Straße von Marseille nach Paris das Protokoll mit, wornach ihr Wagen auf der Richtsteie in einen sumptigen Graben gesürzt, ihr Gepäc dabei beschlädigt worden und alle ihre Assignaten verloren gegangen wären. Cambon, wenngleich

ein wüthender Republikaner, doch ein getreuer, ehrlicher Finanzverwalter, untersuchte nebst Kamel den Hergang der Sache, und fand, daß Fréron und Barraas Betrüger waren. Er berichtete darüber mit Beisatz der Acten an den Volksfahrtsauschuß, der sich jedoch ihrer, da sie sich zur Verantwortung erbieten, annahm und sie auch gegen Robespierre's Drohungen schützte. Dieser ließ sich, nebst 16 andern Deputirten, welche ihre Vollmachten auf der Sendung in die Provinzen überschritten hatten, auf die Proscriptionsliste setzen, und Fréron, ungeachtet die Jacobiner denselben bei seiner Rückkehr als den Retter des Landes ausgerufen hatten, als einen Verdächtigen aus ihrem Club stoßen. Doch fand er bei Frau de Saint-Brice, wo er sich mit seinen Schicksalsgenossen verborgen hielt, bei den zahlreichen Gegnern Robespierre's und bei dem Volksfahrtsauschuße, besonders bei Barrère, wie dieser selbst versichert, die gewöhnliche Sicherheit und Ermutterung, um als eine Hauptperson unter den Verschworenen zu Robespierre's Sturze herbeizutreten zu können. Er, Tallien und andere Versorgte ließen durch Recointe aus Versailles eine Anklage gegen Robespierre ausarbeiten, und halfen die Begebenheiten des 9. Thermidor (27. Juli 1794) vorbereiten. Fréron wurde dem Befehlshaber der bewaffneten Macht, Barraas, zugeordnet, um Robespierre im Stadthause, wohin sie ihre Truppen führten, gelangen zu nehmen. Als dies gelungen war, fand er sich von aller Anklage frei, bemächtigte sich der Acten, die ihn des Unterschiedes und der Spitzbüberei beschuldigten, und nannte sich mit Allen, welche Robespierre gestützt hatten, Thermidoristen. Diese waren aber nicht alle einerlei Meinung, sondern es befanden sich unter ihnen Gemäßigte, aber auch gewaltthätige, ruchlose Schergen der Schreckensherrschaft, wie Fréron, Tallien und Barraas, deren Genossenschaft jene wol ertragen lernen mußten. Sie wollten Gegner und Kämpfer der Terrorismus sein, denn sie tuzt zuvor selbst noch angehetzt hatten, und stellten sich dem Verdachte bloß, die eine Partei zu verfolgen, um an der Spitze einer andern, weit blutdürstiger, zur Herrschaft zu gelangen. Fréron und Tallien wurden die eifrigsten Wortführer derselben.

Fréron zog für seine Zwecke einen jungen Gelehrten, Namens Johann Joseph Dussault, welcher sich seit dem Beginne der Revolution verborgen gehalten hatte, aus dem Dunkel hervor und besetzte ihn als Journalisten¹⁾; sodann bestürmte er den Nationalconvent, um die unbefangene Pressefreiheit, welche während der Schreckenszeit geahgelt worden war, zu erlangen, und als diese in der besten Absicht ertheilt worden war, trat er mit seinem Orateur du peuple wieder hervor, während ihm Tallien mit seinem Citoyen français (Ami des Citoyens) un-

terstützte, um fortan gemeinschaftlich die öffentliche Freiheit und persönliche Sicherheit durch die Aufstellung eines neuen Systems zu untergraben. Bei Leuten, wie Barrère, kam Fréron leicht in Veracht, er empfang monatlich 12,000 Franken aus London, um damit die Kosten seines Journals zu decken und den Volksfahrtsauschuß zu vernichten. Dussault, der seinen Volksredner schrieb, empfing für jede Nummer 24 Franken, und durch Leconte, den er ebenfalls bezahlte, ließ er die berühmte Schmähschrift: Dénonciation des anciens membres du Comité de salut public, schreiben, welche gedruckt in 10—12,000 Exemplaren verbreitet wurde. Hierin wurden Barrère, der Retter seines Lebens, Collot, Willaud und Badier angegriffen, während im Volksredner die abgeschmacktesten Erzählungen und die nichtwürdigsten Verdächtigungen gegen diese Glieder des Volksfahrtsauschusses auf die Bahr gebracht und unaussprechlich gegen sie geschrieben wurde: tuez-les, ou ils vous tuent.²⁾ Fréron blieb natürlich in den Formen des Schreckenssystems, das er doch verfolgte, und berief sich sogar gern auf das Beispiel des ermordeten Marat, auf dessen ehemalige vertraute Freundschaft er sich viel zu Gute that. Er half die vorhin genannten Männer des Volksfahrtsauschusses stürzen. Ebenso erlangte er, obgleich sein Antrag zur Niederreißung des Stadthauses seinen Beifall fand, die Anklage und Verhaftung Fouquier-Timille's, wüthete im heftigsten Zorn gegen den sogenannten Schweiß Robespierre's, d. h. den Rest der Terroristen, und trat dem Sensculottismus in seiner äußern Erscheinung der Zerklümptheit und des Schmutzes mit der Eleganz des Lebens plötzlich entgegen, worin ihn die Salons dorés unter Tallien's Leitung unterstülzten. Er sammelte nämlich um sich die jungen, noch nicht entarteten, Ebdne vornehmer und wohlhabender Familien und bildete aus ihnen eine Gegensemacht gegen den Pöbel, dessen Verführer er zuvor Jahre lang gewesen war. Diese jungen Leute mit gepuderten Köpfen, in grauen Röcken mit schwarzen oder grünen Aufschlägen und Kragen und mit Knitteln in den Händen nannte man Mouskadin, oder die goldene Schar Fréron's (la jeunesse dorée de Fréron). Ein anderer Bundesgenosse des Jugendverführers, Despaze aus Bordeaux, dichtete das berühmte, allenthalben hin verbreitete, Lied: Reveil du peuple; und mit den Nummern des Volksredners, worin die Jugend mit den Worten: Les armes vous manquent, creusons la terre sur les places publiques, vous y trouverez les os de vos parents! angehetzt wurde, versetzten diese unentgeltlich ausgegebenen Feuerbrände ihre Wirkungen nicht. Die vergoldete Jugend versammelte sich nach Fréron's Anleitung im Palais Royal, durchzog die Straßen und Pläze der Stadt und setzte, unterstützt von gebornen handfassen Kerlen, den Käufern der Jacobiner und Hofmännern ihre neumodischen Anitel, der Warsillaire der Terroristen ihr Lieb vom Erwachen des Volkes entgegen³⁾. Es kam unter ihnen zu Prügeleien und Aufständen, während Fré-

1) Dieser junge Mann, welcher, 1799 geboren, Journalist blieb, seit dem 18. Brumaire, da das Journal der Débats gegründet wurde, an demselben mitwirkete und den 14. Juli 1824 zu Paris als ständiger Bildhauer an St. Germaine starb, ist nicht zu verwechseln mit Johann Dussault, welcher zu Gisors 1728 geboren und 1799 gestorben, in J. 1796 einige Lettres au citoyen Fréron richtete, die auch im gedachten Jahre zu Paris im Druck erschienen.

2) Dieses Lied findet man vollständig bei Bachmann's, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter II, 378 fg., worin unter andern folgende Strophen vorkommen:

ron mit den Leuten seiner Farbe bei den Jacobinischen Hosenlosen, deren eifrigster Wortführer er einst gewesen war, alles Ansehen verlor, und auch aus ihrem Club verflohen, dieser aber hinterdrein geschlossen wurde. Seine Jugend vergriß sich auch an Marat's Büste, und er selbst nahm, mit Berufung auf die Pressfreiheit, sogar royalistische Schriftsteller in Schutz. Er galt nun für einen Gemäßigten und Aristokraten, und sein System wurde vorübergehend eine Zeit lang vom Convente gebilligt. Diese von ihm geleitete Reaction erregte auch in den Provinzialstädten, wie zu Avignon, Arascon, Toulouse, Nîmes, Lyon, Marseille und Nantes, die blutigen Auftritte. Es bildeten sich hier, wie die vergoldete Jugend zu Paris, Bunden von jungen Leuten unter verschiedenen Namen und machten auf die Terroristen Jagd. Das Lieb vom Erwachen des Volkes war ihre Lösung. Auch hier mischten sich royalistische Elemente mit unter; allein dieser reactionäre Geist wurde dem Nationalconvent dann doch abgemacht zu gefährlich, und weil auch priestertliche Umtriebe sich einmischten, so ward Fréron selbst genöthigt, ein strenges Decret zu beantragen und durchzusetzen, welches die Priester, die zur Deportation bestimmt waren, zwar dieser entzogen, dagegen aber zur Verbannung verurtheilt wurden. Mittlerweile hatte der Convent Abgesandte zur Stillung der Unruhen in die Provinzen geschickt, und später folgte ihnen auch Fréron nach, welcher, da es im Grunde seine Partei galt, in Marseille und andern Städten diechmal mit mehr Schonung verfuhr, als zwei Jahre zuvor. Nach seiner Rückkehr verwickelte er sich mit Maximin Isnard (s. d. Art.) in einen heftigen Streit über das Verfahren, welches beide nach einander zur Dämpfung jener Unruhen befolgt hatten, und Fréron schrieb, als die Sache im Frühjahr 1796 mit aller Leidenschaft erneuert wurde, zu seiner Rechtfertigung das bekannte *Mémoire historique sur la réaction royale et sur les massacres du Midi, avec des pièces justificatives*, welches sofort in 8. zu Paris im Druck erschien und nachmals (1824), obgleich nur eine Abtheilung davon vorhanden ist, in die Collection des *Mémoires relatifs à la Révolution française* aufgenommen wurde. Dieser mit ängstlichen Auftritten verbundene Handel führte zu keiner gerichtlichen Entscheidung, da man sich inzwischen Fréron's zu entziehen wußte, wiewol er bei der Umwandlung der Dinge im Herbst 1795 seinem Freunde Barras treulich an die Hand gegangen war.

Man hatte gar wohl gemerkt, daß sein sanftlicher Eifer, aus keiner lauten Quelle floß, sondern dem Einflusse fremder Bestrebungen würdevoll gebilhet war. All sein Loben, Schreiben und Berednen und seine Anbiederung mit der vergoldeten Jugend brachten ihm bei Auflösung des Nationalconventes so wenig Credit zu Wege, daß man ihn nicht einmal in den Rath der Hundshunden aufnehmen wollte. Seine Wahl für die südamerikanische Colonie Cayenne wurde nicht anerkannt. Verlassen von

seinen ehemaligen Freunden verlor er seine politische Bedeutung und mußte sich in die Verborgenheit zurückziehen, wo er, wie behauptet wird, seine Feder an die Journale verschiedener Farben verkaufte. Auch soll er um die Verschwörung Babeuf's und der pariser Anarchisten gegen das Directorium 1796 gewußt und dieselbe begünstigt haben.

Nach den Verfällen am 18. Brumaire (den 9. Nov. 1799) riß Bonaparte den unseligen Politiker aus dem Exile und verschaffte ihm die Verwaltung der pariser Spitäler. Fréron hatte die Familie des ersten Consul's 1793 zu Marseille, wohin sie sich aus Genua geflüchtet hatte, und diesen selbst vor Toulon kennen gelernt. Dessen zweite Schwester, Carletta, nachmals Marie Pauline genannt, verliebte sich in ihn, und war eben im Begriffe, ihm die eheliche Hand zu reichen, als ein anderes Weib sie verdrängte, welches Fréron auch heirathete. Dieser bewahrte gleichwohl noch Anhänglichkeit an Napoleon Bonaparte, sprach von dessen Verdiensten im Nationalconvent, als derselbe hilflos und von seinem militärischen Pöbel entsetzt 1795 nach Paris gekommen war, und verhalf ihm auch zu einer Anstellung bei der Armille, woraus jedoch Nichts wurde, weil ihn Barras unzulässig bar darnach zu einem wichtigeren Pöbel bei den Conventstruppen berief. Fréron aber, der als Spitalverwalter nicht auf die gewöhnliche Weise aus der Noth gerissen worden war, ließ Bonaparte's keine Ruhe, bis er besser versorgt wurde. Der Consul machte ihn, um seiner Los zu werden, zum Unterpräfekten in St. Domingo, wohin er auch zu Ende des Jahres 1801 mit dem Generale Leclerc, der Napoleon's Schwäger Carletta geheirathet hatte, abreiste, dort aber zwei Monate nach seiner Ankunft, 1802, starb, sei es an den Folgen des schädlichen Klimas, oder aus Gram, da er, wie man sagt, diese Versetzung als eine Verbannung aus seinem Vaterlande ansah.¹⁾

(B. Röse.)

Frescomalerei, s. Malerei.

FRESENBURG, ein abliges Gut in Holslein, im Kirchspiele Driesloe. Im 16. Jahrh. wohnten hier Mennonische Friesen, die später nach Altona und Hamburg zogen. Hier soll 1561 Menno Simonis gestorben sein.

(v. Schubert.)

Fresenonia Cand., s. Diplopannus.

FRESENIUS, 1) Johann Philipp, war den 22. Oct. 1705 zu Niederwiehen in der Pfalz, unweit Kreuznach, geboren, wo sein Vater Johann Wilhelm Fresenius, früher Schullehrer zu Wertheim auf dem Hundsrück, damals eine Pfarrstelle bekleidete.²⁾ Seine Mutter, Marie Margarethe, war die Tochter des OberSchultheiß Weg zu Wertheim. Den ersten Unterricht verdankte Fresenius sei-

1) Benutzt wurde außer dem angeführten Werke von Babeuf auch die *Mémoires de Barrère* (Paris 1842—1844.), in vier Bänden; *Dictionnaire universel, historique, critique et bibliographique* VII. 200 sq.; *Revue, Dictionnaire historique* I. 1145 und *Biographie des Contemporains* VII. 344—348, nebst *Quirard, La France Littéraire* III. 211. Ausgabe aus Fresenius's Collezioner findet man in der *Histoire parlementaire de la révolution française* von Buchez und Roux.

2) Er starb zu Niederwiehen am 25. Mai 1737; s. *Stricker's Geschichte* 4. Bd. S. 167.

Manes plaintifs de l'innocence
Apalors - vous dans vo tonbonous,
Le Jour tardif de la vengeance
Vait enfin pallé vos bourreaux.

am Vater. Späterhin sorgte der Prediger Hofmann in Herrheim für seine höhere wissenschaftliche Ausbildung. In Straßburg widmete er sich seit dem Jahre 1723 dem Studium der Theologie. Die Professoren Elber und Lorenz waren seine Hauptlehrer im Gebiete seiner Wissenschaft¹⁾. Mangel an Unterbringung verlegte ihn während seiner akademischen Laufbahn oft in die drückendste Lage. Unverändert aber blieben sein Fleiß und das Streben nach einer vielseitigen gelehrten Bildung. Den Plan, zu seiner höhern Ausbildung noch eine andere Universität zu beziehen, mußte er aufgeben. Er übernahm 1726 eine Hauslehrstelle bei dem Kreisgrafen zu Grumbach. Der Herzog von Weirüden ersuchte ihn, Auswärtigen zu einer Feldpredigerstelle in französischen Diensten. Er zog es jedoch vor, sich in seine Heimath zu begeben, wo er in seinem Geburtsorte Niederwießen 1727 der Amtsnachfolge seines Vaters ward. Diese Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1734, wo ihn die damals am Rhein ausgebrochenen Kriegsunruhen nöthigten, in Darmstadt ein Asyl zu suchen. Noch im J. 1734 folgte er dem Rufe zum zweiten Burgprediger nach Gießen. Im J. 1735 erhielt er auch eine Lehrstelle an dem dortigen Pädagogium. Er las philosophische und theologische, vorzüglich aber ergetische und aesthetische Collegien. Im J. 1736 ward er Diaconus bei der Hofgemeinde in Darmstadt und 1738 Director des dort errichteten Prosesterninstituts²⁾. Im J. 1742 ging er wieder nach Gießen zurück, wo man ihm die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie und zweiten Stadt- und Burgpredigers angetragen hatte³⁾. Er bekleidete dies Amt nur kurze Zeit. Bereits im Mai 1743 folgte er dem Rufe zum Prediger an der St. Peterskirche in Frankfurt am Main. In seiner daselbst 1743 gedruckten Antrittsrede sprach er von der apostolischen Lehrtätigkeit, als dem besten Muster, nach welchem ein Prediger des Evangeliums sich einrichten habe. Neben seinem Amte an der St. Peterskirche übernahm Fresenius zugleich die Wittwochsprebigen in der Hauptkirche zu den Barfüßern. Er vicarirte auch mit andern Pfarrern seit 1744 für den damals schwer erkrankten Prediger Pfefferkorn an der St. Katharinenkirche, bis er an derselben 1747 als Sonntagsprediger angeßellt und nach Walter's Tode (1748) Senior, Consistorialrath und ordentlicher Sonntagsprediger an der Hauptkirche zu den Barfüßern ward⁴⁾. In diesen Ver-

hältnissen sätete er sich so glücklich, daß er mehrere Anträge zu auswärtigen Beiderungen ablehnte. In Neuningen hätte er Generalsuperintendent werden können. Eine gleiche Stelle war ihm in den Herzogthümern Schleßwig und Holstein angetragen worden, so auch eine ordentliche Professur der Theologie zu Helmstedt, mit der Würde eines Abtes zu Marienbutel und Michaelstein. Im J. 1749 erhielt er von der theologischen Facultät zu Göttingen die Doctorwürde⁵⁾.

Fresenius starb am 4. Juli 1761, im 56ten Lebensjahre. Er war einer der eifrigsten Beförderer der reinen evangelischen Lehre, die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen gegen die Angriffe der römischen Kirche zu vertheidigen suchte. In eine frühere Periode fällt seine literarische Thätigkeit mit dem katholischen Priester Johann Nicolaus Weislinger zu Gappeln im Breisgau. Durch eine unter dem seltsamen Titel: *Fiß Vogel, oder firs! herausgegebene Schrift* dieses Mannes, den Fresenius in Straßburg persönlich kennen gelernt und über Religionsangelegenheiten sich mit ihm besprochen hatte, ward Fresenius zu einer gründlichen Widerlegung veranlaßt, die er 1731 ohne Angabe des Druckortes bekannt machte⁶⁾. Weislinger setzte den Streit fort, und räumte sich so heftige und unwürdige Angriffe gegen die Lutherische Kirche, daß Fresenius es unter seiner Würde fand, sich dagegen zu verantworten⁷⁾. Auch mit den Herrnhutern verbandelte ihn sein Eifer, über die Reinheit des evangelischen Lehrbegriffs zu wachen, in mancherlei Streitigkeiten. Im J. 1745 erschien von ihm zu Frankfurt seine vorläufige Antwort, die er denen zu ertheilen pflegte, die ihn fragten, ob sie zu der herrnhutischen Gemeinde übergehen, oder in derselben bleiben sollten. Ausführlicher handeln von diesem Streite seine „Berühmten Nachrichten von herrnhutischen Sachen“⁸⁾. Als Seelforger und Kanzelredner war er allgemein geschätzt. Durch seinen sanften, einmündigen Vortrag wußte er die Herzen seiner Zuhörer für sich zu gewinnen und manden aus den Fesseln des Unglaubens und einer verkehrten Sinnart zu retten⁹⁾. Zu

in der Katharinenkirche und seine Antrittsrede in der Barfüßerkirche findet man in den von Fresenius herausgegebenen „Heilamen Betrachtungen über die Sonn- und Festtagevangelien, nebst einem Anhange von Gausalpredigten.“ (Frankfurt und Leipzig 1750. 4.) S. 1525 fg. 1541 fg.

h) Seine Jeunargydischerion ist betitelt: *De prudentia pastoralis ad signa huius temporis composita* (Götting. 1749. 4.); auch gedruckt in seinen Pastoraliaumlagen. 16. 28. S. 183 fg. i) Kraff's Theologische Bibliothek. 34. 28. S. 575 fg. Weislinger gel. Zeitung. 1749. 108. St. S. 857 fg. 7) f. die Rezension dieses Werkes in der Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen. 1740. S. 191 fg. 8) Die Hauptangänge Weislinger's enthält die von ihm 1738 zu Straßburg herausgegebene Schrift unter dem sonderbaren Titel: *Zuerstehende Werthwägungen von alten und neuen theologischen Werkschreibern, Zeugnissen, Schätzungen, Winkelpredigern, falschen Propheten, Blindführern, Spitterrathern u. s. w.* 9) Frankfurt 1747—1751. 4. Bl. 27. Bergl. Kraff's Theologische Bibliothek. 19. St. S. 733 fg. 37. St. S. 579 fg. 48. St. S. 779 fg. 69. St. S. 771 fg. 10) f. seine Werthwürdige Nachricht von der wunderbaren Besserung eines großen Naturalisten (S. G. von Döhrner), Frankfurt 1759, auch gedruckt in den von Fresenius herausgegebenen Pastoraliaumlagen. 34. 23. S. 47 fg. Eig der Bapst über den Unglaube

1) Unter dem Vortrage des zuletzt genannten Gelehrten vertheilte Fresenius seine Thesen de Justificatione. (Argentor. 1725. 4.) 2) Bergl. seine kurze Nachricht von den neuen Prosesterninstituten zu Darmstadt, nebst einer wohlgemeinten Einladung zu einem milden Beitrag für dieselben (Darmstadt 1738. 8ol.); auch abgedruckt in dem Festschen Beschrey. 21. St. S. 57 fg. — In dieser Schrift klagt Fresenius noch eine Ausübung der Bekehrung der neuen Prosesterninstituten in Darmstadt. (Darmstadt 1739. 4.) Bergl. Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen. 1744. S. 443 fg. Wichtige gründliche Nachrichten von politischen und geistlichen Sachen. 1730. S. 1563 fg. 4) Seine Wittwochsprebigen, die er in der Schleßwiger zu Darmstadt am 23. Sonntage nach Trinitatis hielt, ist betitelt: *Die Fruchtbarkeit eines Felders, der bei dem Reinkorn von seiner Gemeinde mit Weizen gesen kann, daß er rein in den Aker Wut.* (Darmstadt 1744.) Bergl. Frankfurt gel. Zeitung. 1742. Nr. 95. S. 657 fg. 5) Seine Abschiedsrede

diesem Zwecke suchte er als öffentlicher Schriftsteller zu wirken. Sein Reichthum und Communionsbuch, zu Frankfurt am Main 1746 gedruckt, erlebte 1770 die sechste Auflage. Auch seine zu Frankfurt 1755 herausgegebenen Reden über die epistolischnen Texte wurden noch im J. 1782 neue Auflagen. Eins seiner umfangreichsten Werke waren seine Pastoralkalenderungen, von denen in den Jahren 1748 — 1760 zu Frankfurt 24 Detaband erschienen. Mehrere Aufsätze von ihm enthält das „Hessische Herbarium“. Er setzte diese von J. J. Rambach herausgegebene theologische Zeitschrift nach dessen Tode mit G. F. Neubauer fort. Verdienst machte sich Fresenius noch durch die Herausgabe mehrerer Schriften von J. J. Rambach, J. G. Bach u. a. berühmten Theologen“).

2) Johann Friedrich, geb. am 27. Jan. 1717 zu Niederweihen, unweit Keuznach, in der Pfalz, widmete sich zu Siefen der Theologie und bereudete seine Studien in Strasburg. Er übernahm bierauf eine Hauslehrerstelle bei dem geheimen Rath von Bieger in Darmstadt. Als Schulse in den dort errichteten Protestantischen Anstalten reiste er im April 1739 durch einen großen Theil von Obern und Niederachsen nach Dänemark. Sein Bruder, Johann Philipp, war Director der erwähnten Anstalten in Siegen geworden. Dortin begab sich Fresenius 1742 und blieb für dieselben unermüdet thätig. Zugleich beschäftigte er sich mit theologischen und philosophischen Studien. Im J. 1743 ward er Pfarrer zu Rimbach in der Grafschaft Erbach, 1745 Stadtprediger in Erbach und bald nachher dort zum Hofprediger und Consistorialassessor ernannt. Seit 1748 bekleidete er die Stelle eines Consistorialraths, Inspectors und Obergenerals in Schlig. Er starb am 12. Febr. 1783. Seine mannichfachen persönlichen Leiden, die seine letzten Lebensjahre trübten, ertrug er mit wahrhaft christlicher Geduld. Geschätzt war er wegen seines evangelischen Lebenswandels und wegen der treuen Verwaltung seines Predigamts. Um das Kirchen- und Schulwesen machte er sich viel Verdienst. Als Schriftsteller ward er, außer einer Genealogie Christi, vorzüglich bekannt durch ein Werk über Rechtfertigung eines Sünders vor Gott. Zu diesem Werke, das 1747 zu Frankfurt am Main erschien und ebenfalls, zu zwei

Thellen erweitert, neu aufgelegt ward“), schrieb sein älterer Bruder, Johann Philipp, eine lehrreiche Vorrede. Auch mehrere einzelne Predigten von Fresenius erschienen im Druck“).

3) Friedrich Anton, geb. am 25. Sept. 1745 zu Erbach, wo sein Vater, Johann Friedrich Fresenius, späterhin Consistorialrath und Obergenerall zu Schlig, damals Stadtprediger war. Neben der Theologie beschäftigte sich Fresenius vorzüglich mit philosophischen Studien. Er ward Rector zu Schlig und bekleidete dort zugleich die Stelle eines dritten Geistlichen. Späterhin ward er Prediger zu Dack bei Schlig und 1783 Stadtpfarrer in Schlig. Nach vielsähriger treuer Amtverwaltung starb er dort am 11. Juni 1815. Seit 1777 war er correspondirendes Mitglied der caseler Gesellschaft der Alterthümer. Einem Vater setzte er ein biographisches Denkmal in der Schrift: „Der Lebenslauf aus Kindespflicht, oder die Schicksale und der Tod des Herrn Joh. Friedrich Fresenius, gewesenen Consistorialrath“ u. s. w. (Heesfeld 1783. Neue Ausgabe ebend. 1789). Zu den „gemeinnützigen Kalenderlesereien“, die er zu Frankfurt 1786 — 1789 in vier Detabänden herausgab, fügte er späterhin noch die erste und zweite Probe eines „allgemeinen teutschen Wörterbachers“). Über die bekannte, allgemeinen Aufsehen erregende Prophezeiung des Predigers Biehn vom nahe bevorstehenden Untergange der Welt theilt Fresenius in einer 1786 erschienenen Schrift interessante Bemerkungen mit, vorzüglich über die mutmaßlichen Folgen jener Prophezeiung für die Bewohner der Schweiz, der Rhein- und Maingegenden und anderer teutschen Provinzen. Von seinem Nachdenken über Gegenstände der Pädagogik zeugte eine Schrift, in welcher er auf einige Hindernisse bei der Erziehung und Ausbildung der Kinder aufmerksam machte. In seinem Volkstheismus gab er einige Vorlesungen, das menschliche Leben zu verlängern. So schrieb er auch eine aus mehrjährigen Erfahrungen geschöpfte „praktische Wetterkunde“, vorzüglich für Knechten und Landleute bestimmt. Dies Werk, zu Gotha 1790 gedruckt, scheint sein letztes gewesen zu sein“).

4) Johann Christian Ludwig, jüngerer Bruder von Friedrich Anton Fresenius, geb. am 20. März 1748

den, den die Bornbürgigkeit Gottes offenbar werden lassen an dem Herrn Baron von Wunlich, dem Herrn General von Dohren u. s. w. (Frankfurt 1791. Neue Ausgabe ebend. 1796.) Vergl. Allgem. teutsche Bibliothek. 7. Bd. 1. St. S. 259 fg. 8. St. S. 554 fg. 43. St. S. 226 fg. 52. St. S. 98 fg. 105. St. S. 437 fg. Göttinger gel. Zeitung. 1752. 13. St. S. 127 fg. 116. St. S. 1146. 1753. 23. St. S. 206 fg. Jenaische gel. Zeitung. 1753. 75 — 79. St. Abinger Berichte. 1758. 19 — 21. St. Pamburger freimüthige Nachrichten. 1758. 53. St. S. 419 fg. 12) Vergl. Neubauer's Nachrichten von den jetztlebenden Theologen. S. 214 fg. Meiser's Beitrag zu einem Lexicon der jetztlebenden Theologen. S. 210 fg. Schmersbach's Geschichte jetztlebender Gottesgelehrten. 1. St. S. 16 fg. Nachrichten von dem Charakter und der Ausübung rechtschaffener Prediger. 4. Bd. S. 223 fg. Streicher's Heilsche Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 106 fg. Kretsch's Verken der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 470 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 421 fg.

13) Der vollständige Titel lautet: Abhandlung von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, worin dieselbe in ihrem wahren Grund vorgetragen, dabei auch der richtige Weg, dazu zu gelangen, die Befähigung in derselben, sammt den herrlichen Früchten, welche daraus erwachsen, deutlich gezeigt, und das ganze evangelische Christenthum daraus hergeleitet wird. (Frankfurt und Leipzig 1766 — 1767. 2 Bde. 14) Vergl. die von seinem Sohne, Friedrich Anton Fresenius, verfasste Biographie: Der Lebenslauf aus Kindespflicht, oder die Schicksale und der Tod des Herrn Joh. Friedrich Fresenius u. s. w. (Heesfeld 1783. Neue Ausgabe ebend. 1789.) 15) Die Kirchen- und Stadtgeschichte der Grafschaft Erbach. 4. Bd. S. 168 fg. 16) Streicher's Heilsche Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 106 fg. 17) Streicher's Fortsetzung und Ergänzungen zu Döring's Gelehrtenlexicon. Kretsch's Verken der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 478 fg. 18) Meisenburg in Franken 1789 — 1790. 2 Bde. 19) Vergl. Streicher's Heilsche Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 109 fg. Kretsch's Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 423 fg. 2. Bd. S. 376. 11. Bd. S. 248. 17. Bd. S. 619.

zu Schluß, erhielt den ersten Unterricht im ästhetischen Kunst. Seit 1761 besuchte er das Gymnasium zu Weiburg. Aesthetik und Kister waren dort seine vorzüglichsten Lehrer. Er war damals erst 13 Jahre alt. Durch Talent und Fleiß zeichnete er sich unter seinen Mitschülern vortrefflich aus. Mathematik und Naturgeschichte waren seine Lieblingsstudien. Auch an den schönen Wissenschaften und Künsten fand er viel Geschmack. Rasche Fortschritte machte er besonders in der Musik und im Zeichnen. Nur die Mathematik, die sich im Probststudium zu wählen, brachte ihn von diesen Beschäftigungen wieder ab. Er entschied sich für die Jurisprudenz. Im J. 1768 eröffnete er seine akademische Laufbahn in Jena. Das Studium der Rechte betrieß er dort mit großem Eifer. Eine Hofmeisterstelle, die er 1770 in Regensburg angetreten hatte, gab er bereits nach einem halben Jahre wieder auf. Im J. 1771 ward er Advocat und Procurator bei der mitterlehnlichen Reichsritterschaft und kaiserl. Burg Friedberg. Seine gründlichen Rechtskenntnisse erwarben ihm eine ausgedehnte Praxis und das besondere Vertrauen des Grafen von Görz, der ihn 1774 zum Rath und Consulanten ernannte. Dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt verdankte er 1776 den Charakter eines wirklichen Raths. Im J. 1779 ward er als Rath und Syndikus der mitterlehnlichen Ritterschaft nach Friedberg berufen. Den Charakter als Regierungsrath, den er dem gräflich Henburgischen Hause verdankte, behielt er bei. Im Juni 1785 legte er seine bisherige Stelle nieder und trat in hessens-homburgische Dienste als wirklicher geheimer Rath, doch mit der Erlaubniß, in Friedberg zu wohnen und mit der Reichsritterschaft ferner in Verbindung zu bleiben. Der Reichs 1777 hatte ihn die hessens-casselsche Gesellschaft des Adels und der Künste zu ihrem Mitgliede ernannt. Sein Lebensjahr ist nicht auszumitteln.

Seine literarische Laufbahn eröffnete er mit einer Abhandlung über die Verjährung in Schuldsachen¹⁷⁾. Gleichseitig schrieb er über die Rechtmäßigkeit der Steuern¹⁸⁾, über eine neue Gesetzgebung in Teutschland¹⁹⁾ und andere juristische Materien. In den von ihm herausgegebenen Meditationen für Rechtsgelehrte²⁰⁾ lieferte er mehr Abhandlungen aus dem Civil-, Reth- und Staatsrechte. Einen Anhang zu jenen Meditationen bilden seine Betrachtungen über verschiedene Rechtsfragen bei Einziehung der Jesuitengüter²¹⁾. Die Herausgeber zu diesem Werke boten ihm ein Streit zwischen den Fürstern Nassau-Drainien und Wied-Runkel über die Güter des Klosters und nachherigen Hospitals Weslich. Gleichseitig (1779) machte er den Entwurf eines neuen Gerichtsverfahrens bekannt.

Anonym und ohne Angabe des Druckorts erschien 1786 in Koln seine Schrift: Die unumstößlichen Rechte und die Gerichtsbarkeit des Hauses Solms über das Kloster Arnburg, und die kaiserliche obblige Unterwerfung mit den daraus fließenden Verbindlichkeiten und übrigen rechten Verhältnissen.

Seine politischen und philosophischen Schriften sammelte Fresenius zum Theil in dem von ihm herausgegebenen Werke: „Für Regenten und Staatsmänner“²²⁾, in der abwechselnden Form von Reden, Briefen und Dialogen über eine neue Gesetzgebung in Teutschland, über die Ehrenauszeichnungen in teutschen Staaten, über die Staatsverrichtung, über die Mittel, den gefälligen Preis der Grundstücke zu steigern, über die Schlichtigkeit und Unschlichtigkeit der Monopole²³⁾ u. a. Gegenstände. Beweise seiner Freimüthigkeit als politischer Schriftsteller gab er in der Broschüre: „Über Teutschland, dem Genius des Vaterlandes und seinem großen Kaiser gewidmet“²⁴⁾, und in einer andern, ohne Angabe des Druckorts herausgegebenen, Schrift unter dem Titel: „Das Jahr 1783, eine politische Vorlesung auf der königl. Akademie zu Moskau im Jahre christlicher Zeichnung 2050“.

Auch als Dichter versuchte sich Fresenius in „Empfindsamen Rausen“²⁵⁾. Diese Sammlung enthält theils prosaische Aufsätze, theils Gedichte, unter andern den schon früher zu Frankfurt 1775 besonders gedruckten Dialog: „Volemon und Kentas, oder über den Werth der Liebe, und das ebenfalls schon besonders erschienene Epös: „Neveis“ in vier Gesängen“²⁶⁾. Fresenius widmete das genannte Werk der Landgräfin von Hessen-Homburg. Ein anderes vorzügliches Werk, „Zwillinge fürs Theater“ betitelt²⁷⁾, enthält zwei Schauspiele: „Mariane,“ und: „die Gefangenen, oder der Auffstand in Peru.“ Beide Stücke haben eine moralische Tendenz durch die darin dargestellte Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters. Sein vaterländisches Schauspiel „Der mann“²⁸⁾ ward in Wien mit Beifall aufgeführt und von dem dortigen Nationaltheater mit dem Preise gekrönt. In dem Charakter Hermann's soll Fresenius sich selbst geschildert haben²⁹⁾.

5) Philipp Joseph, geb. am 13. April 1752 zu Frankfurt am Main, ein Sohn von Johann Philipp Fresenius, verdankte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Appelmann, Willemar und Zim waren dort seine vorzüglichsten Lehrer. Er war kaum neun Jahre alt, als ihm der Tod (1761) seinen Vater entriß. In der Schule zu Homburg vor der Höhe, wohin ihn seine Mutter um diese Zeit sandte, sorgte der Rector Fild für die weitere Ausbildung seines

17) Frankfurt a. M. 1773, 4. Vergl. Frankf. gel. Anzeig. 1773, 35, St. E. 333 fg. 18) Frankfurt a. M. 1773, 10. Ebenfalls 1774.

19) Das reite Stück erschien zu Gießen 1776, nebst drei Fortsetzungen in 2 Bänden. (Frankfurt 1777—1778, 64 sind 13 Abhandlungen in dieser Sammlung enthalten. Vergl. Allgem. teurisch. Bibliothek, 33, Bd. S. 116 fg. Anh. vom 25—36, Bde. 5. Anh. S. 2514. Anh. vom 37—52, Bde. 1. Anh. S. 121 fg. v. Eichheim's teurische Bibliothek, 4, Bde. S. 500 fg. Gottheide's gel. Zeitung, 1778, 94, St. 1780, 37, St. 21) Frankfurt und Leipzig 1770. Vergl. Emgoer auserlesene Biographien, 10, Bd. S. 412 fg. Frankf. gel. Anz. 1779, Nr. 36.

22) Frankfurt 1776. Vergl. Frankf. gel. Anz. 1777, Nr. 5. Allgem. teurisch. Bibliothek, 29, Bd. S. 112 fg. 31, Bd. S. 274 fg. 23) Auch gedruckt in dem Pantheischen Magazin. (1778, S. 399 fg. 24) (Wien) 1781. Vergl. Frankf. gel. Anzeig. 1782, Nr. 16, 25) Frankfurt und Leipzig 1777. Vergl. Allgem. teurisch. Bibliothek, 35, Bd. S. 496 fg. 26) Frankfurt a. M. 32, Bd. S. 464 fg. 27) Hersfeld 1780. 28) 1782 (ohne Angabe des Druckorts). 29) Vergl. teurisch's Nachrichten von gelehrten den Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 293 fg. Creutzer's teurische Gelehrtengeichte. 4. Bd. S. 170 fg. Meuser's ed. teurisch. land. 2. Bd. S. 424 fg. 9, Bd. S. 378.

Geistes. Im J. 1771 bezog er die Universität Gießen. Er widmete sich dort der Theologie. Böhm, Schulz, Bahrdt, Renner, Duvrier und Ramboch waren seine Hauptführer im Gebiete der genannten Wissenschaft. Im J. 1774 übernahm er das Vicariat für seinen Heim, den Inspector Fresenius in Schlip, der durch Krankheitheit an der Belagerung seiner Amtsgeschäfte verhindert worden war. Für ihn übernahm Fresenius namentlich den Unterricht in den sämtlichen Gymnasialfachdisziplinen. Von Frankfurt am Main, wo er im Sommer 1775 nach einem eingetragenen sehr gründlichen Specimen über Job. 14, 18—21 das Tentamen bestanden hatte, kehrte er nach Schlip zurück. Er blieb dort bis zum Frühjahre 1779. Um diese Zeit begab er sich nach Frankfurt am Main, wo er in die Reihe der Candidaten des Predigamts trat. In einem sehr schmeichelhaften Schreiben erging an ihn im Juli 1783 der Ruf zum Rectorat und der Adjunctur des Ministeriums zu Homburg vor der Höhe. Fresenius wäre gern in seiner Vaterstadt geblieben. Gleichwohl bückte ihm der erwähnte Antrag zu ehrenvoll, um ihn abzulehnen, da mit demselben zugleich die Ernennung zum Inspector der Prinzen von Hessen-Homburg verbunden war. Kurz vor seiner Ordination erkrankte er jedoch so gefährlich, daß er dem Rathe seiner Ärzte nachgeben und auf die ihm angetragene Stelle verzichten mußte. Der frankfurter Senat wählte ihn im December 1783 zum Lehrer der sechsten Classe des Gymnasiums. Im Januar 1784 trat er sein Amt an, und am 16. December des genannten Jahres wurde er zum Schulkollegen der fünften Classe ernannt. Durch seine gründlichen Kenntnisse, wie durch die Lebendigkeit und Wärme seines Vortrags übte er einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Bildung der ihm anvertrauten Jugend aus. Mit seinen öffentlichen Lehrstunden verband er einen ausgedehnten Privatunterricht in mehreren Familien. Was er, durchdrungen von der Wichtigkeit seines Berufes, in einer am 6. April 1784 gehaltenen Rede geäußert hatte, erfüllte er, ungeachtet seiner oft leidenden Gesundheit, aufs Pünktlichste. Als Lehrer vereinigten er Ernst und Zerknirschtheit mit Nachsicht und Milde. Von starrer Pedantismus war er ebenso frei, als von Verzettlung der Jugend. Er gewann dadurch die allgemeine Achtung und Liebe seiner Schüler, die ihm dieselbe auf vielfache Weise bezeugten. Bei der neuen Organisation des frankfurter Gymnasiums im J. 1812 ward er zum Professor der zweiten Classe für das Studium der lateinischen und deutschen Sprache ernannt, und 1818 erstellte ihm die philosophische Facultät zu Gießen honoris causa den Doctorgrad. Das ihm überaus theure Ehren-diplom charakterisirt ihn mit den Worten: *Doctrina, munus tuendi religione et probitate conspicuo, de juventute erudienda, virtutis studio imbuenda, et in sublimitate ingenii excolendi parandis adjuvando per triglota et quod excurrunt annos optime merito.* Im September 1818 ward er, mit gerechter Anerkennung seiner Verdienste, in Rufesland versetzt; doch verließ er noch seine bisherigen Amtsfunktionen bis Ostern 1819, wo A. Ritter, der nachherige Professor in Berlin, als Lehrer an seine Stelle trat. Für das Wohl seiner Anstalt blieb Fresenius

desseingestachtet noch immer thätig, unter andern durch eine von ihm gestiftete Cassé für dürftige Gymnasialisten. Auch durch einige schriftstellerische Arbeiten bezeugte Fresenius seine Amtsfähigkeit, durch ein von ihm herausgegebenes „Genußbüchlein“ und durch ein Osterprogramm, in welchem er 1823 die Geschichte der frankfurter Wissenschaften erzählte. Er starb am 29. Sept. 1830. Einer seiner Schüler rief ihm an seinem Grabe die Worte nach: „Die Quelle aller Tugenden, die dein Leben schmückten, war dein frommer Sinn. Sein Führer war Gottes Wort, sein Trost das Gebet, sein Vertrauen der Erlöser und seine Hoffnung das Vaterland.“

6) August, geb. 1790, studierte zu Heidelberg die Rechte, beschäftigte sich aber zugleich viel mit der schönen Literatur. Sein früher Tod im J. 1813 unterbrach die höhere Ausbildung seines poetischen Talents. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Darmstadt 1812³¹⁾. Nach seinem Trauerspiele „Thomas Anello“, das Fouquet 1818 zu Frankfurt am Main herausgab, schenkte Fresenius der ersten Anlag zum Dramatischen zu befehlen. Auf den ersten Theil seiner hinterlassenen Schriften, der die genannte Tragödie enthält, ist kein weiterer gefolgt³²⁾.

(Heinrich Döring.)

FRESNAY LE VICOMTE. Hauptstadt eines Cantons im Bezirke Warras des Departements der Sarthe, unweit der Sarthe, im alten Ober-Maine, 260 Häuser und 2500 Einwohner. Die Bewohner fertigen treffliche Hanfseiwand und kleine Seerietzen (Zurlaus); Viehwandel. Der Ort hatte in früheren Zeiten den Titel einer Baronie und gehörte dem Hause Froulan.

(Daniel.)

FRESNEDA, bemauerte Villa in der Provinz und Subdelegation Saragossa, unweit der catalanischen Grenze, mit 2500 Einwohnern, vier Adoren, Castell, zwei Pfarrkirchen, Hospital, zwei Schulen. Der Ort war früher etwas besetzt; allein weil er sich im Erbfolgekriege für Karl III. erklärt, ließ ihn Philipp V. 1706 zerstören.

(Daniel.)

Fresnelin *Morb.*, f. Thua.

FRESNOY (Charles Alphonse du), geb. 1611 zu Paris, war der Sohn eines dortigen Apothekers, dem er eine sorgfältige Erziehung verdankte. Der väterliche Wunsch, daß er sich der Medicin widmen möchte, harmonisirte nicht mit seinen Neigungen. In den Schulen seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch Fähigkeiten und Fleiß aus. Die Liebe zur Dichtkunst verdrängte jedoch in ihm das Interesse an den Wissenschaften. Seine ersten poetischen Versuche berechneten zu nicht gewöhnlichen Erwartungen in der Zeit einer reifern Entwicklung seines Talents. Dichtkunst und Malerei beschäftigten ihn fast ausschließlich. Aber sein Entschluß, die letztere zu seinem Lebensberuf zu wählen, stand, ungeachtet des Widerspruches

30) Vergl. ein von dem Rector und Professor Bemet in Frankfurt am Main 1831 herausgegebenes Programm. (Strieders's Geistesliche Gelehrtennachrichten, 4. Bd. S. 181 fg. Den Neuen Krieg der Deutschen, Jahrg. VIII, 2. Th. S. 703 fg.) 31) Mehrere seiner Gedichte enthält das Friedberger Taschenbuch auf das Jahr 1812.

32) Vergl. Krusius's Geistesnachrichten, 2. Bd. Heft. 2. S. 216. Kasmann's literarisches Handwörterbuch der vornehmsten deutschen Dichter. S. 383.

seiner Ältern, unerschütterlich fest. Bei Porier und Bouet nahm er Unterricht im Zeichnen. Zu seiner höhern Ausbildung ging er 1634 nach Italien. Da seine Ältern und Verwandten, die seinen Entschluß mißbilligten, ihn ohne alle Unterstützung ließen, so kämpfte er in Rom oft mit dem Mangel an den nöthigen Bedürfnissen. Einigemmaßen verbesserte sich seine Lage durch seinen jugendfreundenden Mignard, der ihn 1636 in Rom aufsuchte. So trübte Erfahrungen unterdrückten nicht in ihm die Liebe zur Malerei. Er copirte mehrere Gemälde Rafael's und anderer Meister. In die Werkstätten der Kunst suchte er durch fortgesetzte Studien immer tiefer einzudringen und sammelte darüber mehr Notizen, die er in lateinischen Briefen niederschrieb, und dieselben zum Entwurf eines Gedichts über die Malerei (*De arte graphica*. [Paris 1757. 12.]) benutzte. Eine französische Uebersetzung dieses Gedichts von de Piles erschien zu Paris 1658 unter dem Titel: *L'art de la peinture de du Fresnoy*, mit hinzugefügten Anmerkungen. Dieser poetische Versuch, der ihm nach seinem eigenen Geständniß viele Mühe und manche schlaflöse Nacht gekostet, fand im Allgemeinen weit weniger Beifall, als die Ausbildung seiner Kunst, durch die er sich viele Freunde und Gönner erwarb. Das erwähnte Gedicht hat einzelne schöne Züge und zeugt von einem fein gekübten Geschmack. Es ermuntert jedoch durch systematische Trockenheit im Entwurf und selbst in der poetischen Einförmigkeit. Fresnoy starb 1665 in einem bei Paris gelegenen Dorle, im 54. Lebensjahre *).

(Heinrich Döring.)

FRETEAU (Jean Maria Nicolas), Arzt und Wundarzt, geb. zu Vieux bei Rennes in der Bretagne im J. 1763. Er genoß die wissenschaftliche Vorbildung in Rennes, wo sein Vater Advocat beim Parlament war. In Rennes begann er auch das Studium der Medicin und setzte es dann in Paris fort. Nachdem er einige Jahre in Nantes practicirt hatte, wurde er 1793 zum Regimentschirurgen bei den ambulanten Hospitälern der Armee an der Küste von Brest ernannt, und 1802 ernannte man ihn zum Wundarzt beim Bataillone der Freiwilligen von der unteren Loire.

Fretteau hatte nicht Selbstmittel gehabt, um nach Beendigung seiner Studien den Doctorgrad zu nehmen; er holte dies 1803 in Paris nach. Er blieb fortwährend in Nantes, und war besonders als Geburtshelfer und Wundarzt gesucht. Er trug viel zur Ausbreitung der Vaccination in Nantes bei. Auch nahm er thätigen Antheil an der Cultur der Orthopädie. Fretteau wurde Mitglied und später Präsident der Société royale académique de Nantes, sowie Mitglied mehrerer medicinischer und anderer gelehrter Gesellschaften. Auch berief ihn das öffentliche Vertrauen in das Conseil général de la Loire-Inferieure, und hier war er besonders thätig für die Ausbreitung der Methode des wechselseitigen Unterrichts. Ein Schlagfluß machte seinem Leben am 9. April

(August?) 1823 ein Ende. Sein Eloge nebst einem Verzeichniß der schriftstellerischen Leistungen wurde von einem Reffen, dem Arzte Priou, veröffentlicht. (Nantes 1823.) Über Agricultur und Magnetismus finden sich einige Aufsätze Fretteau's in dem Feuille Nantais. Mehrere medicinische Probauchungen und Abhandlungen stehen in medicinischen Journalen, besonders in *Edi-lot's Journ. gén. de Médecine*. Außerdem schrieb er: *Mémoire sur les moyens de guérir facilement et sans danger les vices ulcérés des jambes, même chez les vieillards*. (Paris 1803.) (Er empfiehlt den Druckerband.) — *Thèse: Essai sur l'asphyxie de l'enfant nouveau-né*. (Paris 1803.) — *Considérations pratiques sur le traitement de la gonorrhée virulente et sur celui de la vérole; ouvrage mentionné honorablement par la société de Médecine de Paris et de Besançon, dans lequel on prononce l'identité de nature entre le virus blennorrhagique et le virus syphilitique*. (Paris 1813.) (Die medicinische Gesellschaft in Besançon hatte 1809 die Identität des Trippergiftes und des syphilitischen Giftes zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht. Der Preis wurde Dr. Hernandès in Doulen zuerkannt, der die Identität leugnete; Fretteau, der die Identität behauptete, erhielt bloß eine Mention honorable. Die pariser medicinische Gesellschaft ließ sich von Galleries über Fretteau's Arbeit Bericht erstatten, und sofort ihn in Folge dieses Berichtes auf, dieselbe drucken zu lassen.) — *Traité élémentaire sur l'emploi légitime et méthodique des émissions sanguines dans l'art de guérir, avec application des principes à chaque maladie*. (Paris 1816.) (Eine im J. 1814 von der pariser medicinischen Gesellschaft gekürzte Abhandlung.) — *Considérations sur l'asphyxie de l'enfant nouveau-né*. 1816.

(F. W. Theile.)

FRETELA, ein gothischer Geistlicher, der unter den Goten die Bibelkunde verbreiten half. Er war einer der Goten, welche durch ihre wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit die Bewunderung der Griechen und Römer erregten, und zwar zunächst in Beziehung auf ihr gründliches Studium der Bibel. Fretela und Sumnia hatten, da die griechische und die lateinische Uebersetzung der Psalmen nicht mit einander übereinstimmt, sich an Hieronymus gewendet. Hieronymus sagt in seinem Schreiben an Fretela und Sumnia: *Vudum callosa tenendo capulum manus, et digit trunctandis sagittis apocripes, ad stilum calamumque; mollescent et bellicosae pectora vertuntur in mansuetudinem Christianam*. Hieronymus sagt dieses nicht bloß in Beziehung auf Fretela und Sumnia, sondern überhaupt auf die christlich gewordenen Goten. Christliche Arbeiten in ihrer Muttersprache mußten ihnen daher sehr angenehm sein. Fretela's Blüthezeit fällt nach dem Tode des Alfias (388) und vor dem Absterben des Hieronymus (420). (Ferd. Wachtler.)

FRETUM SICULUM, wurde der Sund zwischen der Südwestspitze Italiens und der Insel Sicilien genannt. Die schönste Stelle desselben wird bei den alten Schriftstellern meistens auf 12—13 Stadien angegeben.

*) Vergl. *Eloge de du Fresnoy* in den von de Piles herausgegebenen *Vies des Peintres*. *Receuil's* Nachrichten von berühmten Gelehrten. 10. Bd. S. 421 fg. Zöcher's *Gelehrten Lexikon*. 2. Th. S. 746.

So nennen Skylar und Polybios (I, 42) zwölf Stadien; Timaeus bei Diodor (IV, 22) 13; Plinius (III, 10 [5]) duodecim stadiorum intervallum; (IV, 14 [8]) eine und eine halbe Millie; Agathemerus (I, 5) hat nur elf Stadien. Mit diesen Angaben stimmt Borels (Reise II, S. 5) überein, welcher zwei Millien anführt. Nach Plinius fand sich die schmalste Stelle zwischen dem italischen Vorgebirge Gamps und dem sicilischen Pelorum. Es ist auffallend, daß gegen alle diese Zeugnisse Strabon (II, p. 122, VI, p. 257) die Breite dieser Meerenge nur auf sieben Stadien angibt. Daß die Durchfahrt durch das Fretum Siculum bei dem Alten sehr gefährlich war, wird uns häufig, unter andern auch von Strabon (I, p. 25, VIII, p. 378) bezeugt, und Crotaphenes suchte die Gefahren, welche Scylla und Charybdis dort den Schiffen drohten, aus der Strömung der höhern Wasserfläche des tyrrhenischen Meeres in das sicilische zu erklären (Strab. I, p. 55); eine Ansicht, welche Strabon mit Recht bestritt. Auch noch in unseren Tagen ist die Durchfahrt durch die sicilische Meerenge zuweilen mit Gefahren verbunden, doch werden in Messina so geschickte Boote gehalten, daß, wenn dieselben nur zu rechter Zeit durch Nothschiffe benachrichtigt werden, jedes Schiff in Sicherheit gebracht wird. Obwohl nämlich Ebbe und Fluth im Mittelmeere fast unmerklich sind, so zeigen sie sich doch in der schmalen Meerenge stark genug; wenn dazu dann Strom und Wind einander entgegenstreifen, so kommen die Schiffe leicht in Gefahr an die felsigen Ufer zu werden. (L. Zander.)

Freude, s. Vergnügen.

FREUDENSTADT, 1) Oberamt im württembergischen Schwarzwalddkreise, 10,1 □ Meilen mit 30,000 Einwohnern. — 2) Hauptstadt darin, 26° 7' 5" E., 48° 27' 55" Br., 2280 Fuß über dem Meere, auf der Wasserscheide zwischen der Murg und dem Neckar, auf einem westwärts gegen die Murg steil abfallenden Berge, in einer frischen Gegend des Schwarzwaldes, unweit des Kniebispasses, wo sich jedoch an hohe, kahle Felsen schöne malrige Berge und liebliche Wiesenthaler anreihen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, mit verfallenen Festungswerten umgeben, hat einen geräumigen Marktplatz in der Mitte der Stadt gelegen und mit Bogenhängen umgeben, 2070 □ Ruthen groß. Die Kirche, welche aus zwei zusammengelegten Flügeln besteht, in denen in einem die männlichen und in andern die weiblichen Zuhörer sich zum Gottesdienste versammeln und doch einander nicht sehen können, sowie die zwedmäßig in der Spitze des Winkels angebrachte Kanzel und die Orgel mit ihrem Hängwerke und ihren Schrauben verdienen bemerkt zu werden. Freudensstadt hat 4400 protestantische Einwohner. Silber-, Kupfer- und Eisenwerke, Ställe und Sensenfabriken, und gibt es viele Tuchmacher, Roggenhändler, Metzger und Weinhandelsleute. Insektischer Korn- und Viehhandel nach Frankreich. In der Umgegend wird viel Salzmilch, Seidenwäse, berliner Blau, Pech, Meer, Terpentinöl, Sauertholz und Pottasche bezogen. Am Christophs- und Friedrichsheide findet man röhlichen Marmor. Der Ort ward 1589 vom Herzog Friedrich von Württemberg

für die aus den österreichischen Erblanden vertriebenen Protestanten angelegt *) und sollte ursprünglich Friedrihsstadt heißen. Die Erulanen, trotz früherer Bedrückung los zu sein, wandelten seinen Namen in den noch jetzt bestehenden um. Die Stadt hat seit ihrer Gründung durch Pest und Krieg harte Schicksale erlitten. Im J. 1632 litt sie großen Brandschaden und wurde 1634 so verwüstet, daß sie über ein Jahr des war. Im J. 1667 ward sie mit regelmäßigem achtstägigen Festungszerren und einer Citadelle versehen. (Daniel.)

FREUDENTHAL, 1) Eine freie Rinderherrschaft im österreichisch-schlesischen Fürstenthume Troppau, zwischen den Fürstenthümern Reiz, Jagendorf und Wäden. Sie hat 13½ □ Meilen und ist sehr geädigt. Hier regiert der Altkaiser, der Peterstein, die große Heide, der Inselnamp, der Wiesenberg, Dohberg, Grüberg u. a. Gewässer: Mora und Schwarzwasser. Zu Karlsbrunn sind die Mineralquellen Maximilians- und Antonbrunn mit der Karlsquelle. Die Herrschaft enthält 17,000 Einwohner in drei Städten (Freudenthal und die Bergstädte Engelsberg und Würrthal), 16 Dörfern und zwei Colonien in etwa 2200 Häusern. Viele Eisenerze. Freudenthal gehörte von 1163—1263 den Herzogen von Teschen, dann den Herzogen von Troppau, bis es Herzog Ernst 1454 an den Herrn von Wehra verkaufte. Nach der Schlacht bei Prag 1620 kauftete Hans von Wehra in das Ausland und Ferdinand II. zog Freudenthal an, er schenkte es aber darnach dem Hoch- und Aufwärtsherr Erzherzog Karl seinem Bruder; dieser gab es darnach dem Orden als beständiges Eigenthum des Ordens. Am 3. 1639 den 12. März wurde Freudenthal zur freien Rinderlandesherrschaft, 1682 zum Fürstenthum erhoben. Es wollte nämlich Kaiser Leopold den Hochmeister von Auspningen zum Landeshauptmann in Schlesien bestellen, was nur ein Fürst sein konnte. So galt diese Erhebung nur für dessen Lebenszeit. Der Orden hat hier einen Landcommenthur und die Ordenskanzlei über seine sämtlichen Besitzungen in Böhmen, Wäden und Schlesien. 2) Freudenthal oder Brunthal, unmannte Hauptstadt der Herrschaft am Schwarzwasser, 3½ Meilen westlich von Troppau, mit der Vorstadt, 470 Häusern, 3000 Einwohnern. Vieckathalter mit Regierung, großes Schloß mit Park, katholische Dedamatskirche, Collegium der Piaristen mit der Hauptschule, Hospital, Almsaal, Tuch- und Leinwandfabriken, Leder- und Kolligionsfabriken, Strumpfffabriken, Eisenerze. Die Stadt wurde 1645 von dem schwedischen General Königsmark geplündert und erlitt am 11. Nov. 1764 großen Brandschaden. 3) Moritz

*) W. Zeller: D. Friedrich hat im Jahr 1600 mitten auf dem Schwarzwalde gleichfalls im Bogard und Gentro beiseite, da sich das Uebeln des Hoch-Aufenthalts von einander löst, und der eine Trauß des Meeres in den Meeren, der ander in den Meeren fällt, ein solch rauber, hize und flacker Widrus, da man vor Toren, für den verfallenen Bäumen und Wäden der Schwärze und Wädenzeit gar nicht so mit fortsetzen können, auf die verfallenen Wäden gar aufstehen, die solche Stadt haben bauen nach den ansehnlichen Boden in Toren u. Wäden zurückten und also jähm modern lassen, das sich folgende auf die 350 Bürger und über 3000 Eeten beiseite aufhalten u. l. w.

haben im Oberen Bessigheim des württembergischen Reichsreifes, 800 Einwohner, worunter fast die Hälfte Juden. Königl. Lustschloß und Park. Früher ein herzogl. Kammerherrenbesitz, das Herzog Ulrich 1504 an sich gebracht und das fürstliche Haus 1731 fest erworben hatte. (Daniel.)

FREUDENTHAL. (Mineralquelle *). Im östlichstesten Schließen, zwei Meilen von Freudenthal, 2300 Fuß über dem Meere, am Fuße des Altvaters, kommen in einem Quellsattel mehrere Quellen hervor, die zusammen unter dem Namen des freudenthals Badens, des Bades Himmewieder, und jetzt sehr gewöhnlich unter dem Namen Karlsbrunn bekannt sind. Der letzte Name bezieht sich auf den Erzherzog Karl. Das Klima ist wegen der hohen Lage rauh und veränderlich; am beständigen ist der Monat September. Das Wasser der fünf verschiedenen Quellen (Marimiliansquelle, Karlsquelle, Antonsquelle, Quelle an der Straße nach dem Hochofen, Quelle an dem Philosophengange) hat eine ziemlich gleichartige Zusammensetzung; es ist sehr reich an Kohlenäure, enthält vorwiegend kohlensäure Erden und Eisen, und steht in der Mitte zwischen den erbgigen Eisenwässern und den eisenhaltigen Sauerlingen. Seit 1768 wurde dem bereits früher benutzten Quellen mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die nach dem Erzherzog Maximilian benannte Quelle wurde 1760 gefaßt, und späterhin wurden auch die nöthigen Gebäude aufgeführt. Seit 1833 ist auch eine Molekulanstalt errichtet worden. Die Quellen wurden früher von Scholz, später von Weisner analysirt. In 16 Unzen Wasser sind in Gramen enthalten:

1) Marimiliansquelle.

	Scholz	Weisner
Schwefelsäure Kalkerde	0,46	0,42
„ „ Natron	0,20	...
Chlornatrium	0,07	...
Kohlens. Kalkerde	2,17	4,12
Chlorcalcium . . . . .	...	0,16
Kohlens. Talkerde	1,53	1,18
„ „ Eisenoxydul	0,36	0,50
Kieselerde	0,15	0,53
Mangan und organische Stoffe . . . . .	...	Spuren
	4,94	6,91
Kohlens. Gas	58,3 G. 3.	44,92 G. 3.

2) Karlsquelle.

	Scholz	Weisner
Schwefels. Kalkerde	0,15	0,30
„ „ Natron	0,20	...
Chlornatrium	0,15	...

*) Physikalisch-chemische Untersuchung des freudenthals Sauerbrunnens in Schließen. Unternommen auf Verlangen des Erzherzogs Maximilian. (Wien 1782.) J. J. Preis, Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn. (Wien 1807.) J. R. Rimm, Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn. (Wien 1820.) Ant. Aug. Wolff, Die Stollquellen zu Karlsbrunn. (Treppau 1837.)

Kohlens. Kalkerde	0,76	—	4,51
Chlorcalcium . . . . .	...	—	0,07
Kohlens. Talkerde	3,98	—	1,99
„ „ Eisenoxydul	0,30	—	0,50
Kieselerde	0,15	—	0,51
Mangan und organische Stoffe . . . . .	...	—	Spuren
	5,69	—	7,88
Kohlens. Gas	53,3 G. 3.	—	43,07 G. 3.
Schwefelwasserstoffgas . . . . .	...	—	Spuren

3) Antonsquelle.

	Scholz	Weisner
Schwefels. Kalkerde	0,30	0,16
„ „ Natron	0,15	...
Chlornatrium	0,07	...
Kohlens. Kalkerde	0,50	2,69
Chlorcalcium . . . . .	...	0,06
Kohlens. Talkerde	0,77	0,62
Chlorcalcium	0,07	...
Kohlens. Eisenoxydul	0,22	0,61
Kieselerde	0,21	0,31
Mangan und organische Stoffe . . . . .	...	Spuren
	2,29	4,45
Kohlens. Gas	48,07 G. 3.	34,67 G. 3.
Schwefelwasserstoffgas . . . . .	...	Spuren

4) Quelle an der Straße.

	Scholz	Weisner
Schwefels. Kalkerde	0,15	0,20
„ „ Natron	0,15	...
Chlornatrium	0,15	...
Kohlens. Kalkerde	0,30	0,80
Chlorcalcium . . . . .	...	0,07
Kohlens. Talkerde	0,60	0,23
„ „ Eisenoxydul	0,15	0,58
Kieselerde	0,15	0,32
Mangan und organische Stoffe . . . . .	...	Spuren
	1,65	2,20
Kohlens. Gas	28,0 G. 3.	26,4 G. 3.

5) Quelle am Philosophengange.

	Weisner
Schwefels. Kalkerde	0,20
Kohlens. Kalkerde	1,36
Chlorcalcium	0,13
Kohlens. Talkerde	0,57
„ „ Eisenoxydul	0,28
Kieselerde	0,57
Mangan und organische Stoffe	Spuren
	3,11
Kohlens. Gas	27,96 G. 3.

Das freudenthals Wasser wird zum Trinken und Baden benutzt bei Schwäche des Nervensystems, bei Verdauungs-, Uterin- und Harnbeschwerden, Schleimflüssen,

veralteten Geschwären u. s. w. Zum Trinken dienen die Maximiliansquelle und die Karlsquelle; letztere wirkt stärker auf den Stuhl. Zu Bädern braucht man das Wasser der drei übrigen Quellen, welches theils durch die Schladen des nahen Hochofens, theils durch Zufuß des vierten Theils von kochendem süßem Wasser erhitzt wird. Das Wasser der Maximiliansquelle wird auch verwendet.

(F. W. Theile.)

FREUDWEILER (Daniel), geb. am 18. Dec. 1793 zu Jülich, der Sohn eines armen Schuhmachers, erlag in seiner Jugend fast dem Kampfe mit körperlichen Leiden. Dürftig war die Erziehung, die ihm seine Ältern geben konnten. Früh zeigte er ein entschiedenes Interesse an Kunstgegenständen. Er kannte keinen höhern Wunsch, als sich der Malerei zu widmen. Seine natürlichen Anlagen und die Lust und Liebe zu seinem Beruf fördernden den Unterricht im Zeichnen, den ihm Pfenninger erteilte. Seine Fortschritte erregten die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger, und mehrere derselben gaben ihm Beweise ihres Wohlwollens. Durch die Unterstützung kunstliebender Freunde fand er sogar die Mittel zu einer Reise nach Rom, die schon längst zu seinen Lieblingsideen gehörte. Höhere Ausbildung in der Kunst galt ihm als Hauptaufgabe seines Lebens, und er glaubte sich stark genug, alle physischen und ökonomischen Hindernisse zu überwinden, die sich der Ausführung seines Plans entgegenstellten. Im Vertrauen auf sein Talent und seine Geduld zweifelte er nicht, überall seinen nothdürftigen Lebensunterhalt zu finden. In solcher Stimmung schrieb er an seine Mutter im September 1817 aus Wintertur, wo er sich während eines mehrmonatlichen Aufenthalts mit Portraitmalen beschäftigte: „Ich bin munter und guter Dinge; wenn ich auch von körperlichen Leiden nicht frei bin, finde ich doch in meiner lieben Kunst reichen Ersatz.“

Im Mai 1818 war er in Rom angekommen. Seinen Kunstudien widmete er sich dort mit rastlosem Eifer. Die Morgenstunden von fünf bis acht Uhr brachte er täglich in der Akademie zu, wo er sich damit beschäftigte, nach dem Leben zu zeichnen. Ununterbrochen arbeitete er dann bis Abends sechs Uhr im Vatican. Rafael war sein Vorbild, und die Manier dieses Künstlers suchte er sich vorzugsweise anzueignen. Aber auch die Werke anderer Meister wußte er nach Verdienst zu würdigen und sie für seine höhere Ausbildung zu benutzen. Dem Trefflichen und Schönen, wo es ihm irgend in Kunstgebilden entgegentrat, sollte er die reinste Anerkennung. Nicht war ihm mehr verhasst als die einseitige Anhänglichkeit an eine besondere Schule. Er eiferte darüber in mehreren seiner damaligen Briefe. „Es ist natürlich zu sehen,“ schrieb er, „wie grausam hier die Maler gegen einander zu Werke gehen. Jeder will seine eigene Manier, jeder glaubt die beste zu haben. Aus Patriotismus glaubt der Deutsche die teutsche Manier annehmen, und um dies recht zu können, auf Dürer zurückgehen zu müssen. Der Italiener will auch seine eigene Manier haben, und die Franzosen meinen vollends die alleroriginellste zu besitzen, und sinnen Tag und Nacht, wie sie wol neue und verfehlte Stellenungen zuwege brächten.“

Durch richtige Zeichnung, durch Reinheit und Zartheit des Colorits empfehlen sich Freudweiler's eigene Compositionen sowol, als seine zahlreichen Copien. Für die letzteren wählte er vorzugsweise Rafael's Gemälde. Die Transfiguration copirte er zweimal ganz. Aus Maria's Krönung wählte er einzelne Figuren, sowie die Apostelköpfe. Auch an anderen bedeutenden Gemälden übte er seine Kunstfertigkeit. Nach Perugino copirte er den schlafenden Wächter am Grabe Jesu, nach Titian eine Danae, nach Guido Reni die Entführung der Europa, nach Correggio eine Madonna mit dem Kinde, nach Giulio Romano eine lebensgroße Venus. Am 26. April 1821 verließ Freudweiler Rom. Mehrere seiner damaligen Briefe zeigen, wie schwer es ihm geworden war, sich von einer Stadt und einem Lande zu trennen, in welchem ihm für die Kunst ein neues Leben aufgegangen war. Seine Verhältnisse gestatteten ihm jedoch dort keinen längeren Aufenthalt. In seiner Vaterstadt fühlte er sich fast fremd, da seine Mutter, an der er mit der ganzen Innigkeit seines Gefühls hing, während seiner Abwesenheit gestorben war. Seine mit unglaublicher Anstrengung erworbenen Kenntnisse ließen ihn in Jülich eine günstigere Lage hoffen, als ihm sein dortiger Wirkungsort als Künstler gewährte. Um sich seine Subsistenz zu sichern, beschäftigte er sich vorzüglich mit Portraitmalerei. In seinen Willkürigen gelang es ihm meistens, für die Darstellung des Individualismus den glücklichsten Moment zu wählen, den er oft erst der Natur ablauschen mußte. Nicht bloß um den Gesamteffect und die Ähnlichkeit im Allgemeinen war es ihm zu thun. Auch jeden einzelnen Theil der Physiognomie arbeitete er auf das Sorgfältigste aus, um auch den Anforderungen der Kunstkenner möglichst zu genügen. In der correcten Modellirung aller Formen war Rafael sein Muster. Dem Portraitmalen, ungeachtet es seine Hauptbeschäftigung blieb, widmete er sich nicht ausschließlich. Einige seiner einzelnen Compositionen und Copien älterer Meister aus der Zeit seines spätern Aufenthalts in Jülich sind Beweise seines gründlichen Studiums der Antike. Sein Unterricht war in jeder Beziehung fördernd. Wenige Lehrer übertrafen ihn an Talent, Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. Literarische Bildung hielt er für eine unerlässliche Bedingung des echten Künstlers, und eben jene Bildung empfahl er seinen Schülern aufs Dringendste. Seine oft wiederkehrenden körperlichen Leiden ertrug er gefaßt, sei er eine in jeder Beziehung seiner würdige Lehrmeisterin glücklich gefunden hatte. Er starb am 30. April 1827. Nicht bloß als Künstler, auch als Mensch war er allgemein geschätzt wegen seines bescheidenen, anspruchslosen und in moralischer Hinsicht untadelhaften Charakters *).

(Heinrich Döring.)

FREUND (sprachlich), gothisch Frijonds *), ohne Zeichen des Rominativs Frijonds, althoch- und mittelhochdeutsch Friunt, altfriesisch Frijond, altfriesisch Friand,

*) Vergl. Kunstblatt zum Morgenblatt. 1827, Nr. 64. Dem Rhein Retrospekt der Teutschen. Jahrg. V. 1. Th. S. 441 ff.

1) Die Bildung der weiblichen Form ist Frijondja, Freundin, q127: Luc. 15, 9.

niederländisch Frund, angelsächsisch Freond, zusammengezogen Frynd, englisch Friend, holländisch Vriend, alt-nordisch Freandi ⁹⁾, schwedisch Frände, dänisch Frænde. Daß das Wort ein als Substantiv gebrauchtes Participium, und seine ursprüngliche Bedeutung Liebender ist, wird durch das Gotische veranschaulicht. Hier wird so viel Freijonds als Substantiv gebraucht, und das griechische φίλος ¹⁰⁾ damit ausgedrückt, als auch kommt als Participium von φίλον ¹¹⁾, φίλος ¹²⁾, lieben, frijonds liebend vor, nämlich 2 Tim. 3, 2: aik frijonds, γάλακτος, süßliebend, und 2 Tim. 3, 4: frijonds gith, γάλακτος, Gott liebend, und frijonds viljan seinana, γάλακτος, seinen Willen liebend, eigenwillig. Feind, der Gegensatz zu Freund, ist gleichfalls ein als Substantiv gebrauchtes Participium, wie ebenfalls das Gotische veranschaulicht. Durch hjan und in anderer Form hian, wird nämlich das griechische ποῖος und durch das Participium hians, und in anderer Form hians (ohne Zeichen des Nominativs hian, hian) εἰσός ausgedrückt, und durch Fijathva, Fijathva εἰσός ¹³⁾, Feindschaft ausgedrückt, woraus die ursprüngliche Bedeutung von Feind, Feinde, erheilt. Fijathva ist nämlich Gegensatz zu Fijathva, ὁμόιος ¹⁴⁾, Liebe. Hieraus erheilt, daß in Freund die ursprüngliche Bedeutung Liebender (amicus), und die andere Bedeutung, nämlich die von cognatus, Blutsfreund, die abgeleitete ist. Wenn Tacitus ¹⁵⁾ bei Schilderung der Sitten der Germanen sagt: Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui, quam amicitias, necesse est, so geht daraus hervor, wie Freund, Liebender, die abgeleitete Bedeutung von Blutsverwandter erheilt. Es bildete nämlich jedes Geschlecht eine Verbindung unter sich, welche mit einander in Freundschaft leben mußte, und daher geschah, daß Freundschaft die Bedeutung von Verwandtschaft erhielt. Hierbei wirkte natürlich auch das Naturgefühl. Dabei hat man für genügend gefunden, die Erklärung Job. Georg Wachter's, welcher im Glossar. Germ. ausführt: 1) Freund, amicus, wozu er bemerkt: Contractum ex participio verbi *freyen*, amare, diligere. Sie et Latiniis ab amo sit amicus et a φίλος φίλος apud Graecos; 2) Freund, cognatus mit der Erklärung des Grundes: Der Sinn ist von den Freunden (amicis) auf die Cognaten übertragen, weil die Cognaten unter Anführung des Blutes und der Natur meistens Freunde (amici) und sich gegenseitig am theuersten sind, wenn nicht andere Gründe vorhanden sind, welche sie anders bestimmen. Krünitz dagegen stellt bei den Bedeutungen von Freund an die Spitze: Eine Person, welche durch die Bande der Verwandtschaft mit uns verbunden und uns folglich zu

lieben verbunden ist, ein Verwandter, eine Verwandte, Fr. Parent. Im Gotischen, wenigstens soweit dessen Denkmäler reichen, kommt Frijonds nur in der Bedeutung von φίλος vor. Durch Kunii (althochdeutsch Kunni, altsächsisch Kunnī, mittelhochdeutsch Kūne, holländisch Kūne, altnordisch und angelsächsisch Kyn, englisch Kin, Kind, dänisch Kjon, schwedisch Kōn, alfrisich Ken) wird in der gotischen Übersetzung des neuen Testaments ausgedrückt: φίλος, γάλακτος, γέννημα, οὐγενής, γάλα ¹⁶⁾. Im Betreff des Althochdeutschen bemerken wir aus Kero's ¹⁷⁾ Glossen über den Worten: Amice ad quod venisti: friunt za ziwu. In Latian's Evangelienharmonie ¹⁸⁾ ist friunta (Freunde) und hianta (Feinde) gegen einander gestellt. In dem 37. ¹⁹⁾ Psalm ist B. 12: Amici mei et proximi mei adversum me appropinquaverunt gegeben durch: Mine friunt und mine gelegenen naheten sih wider mir. Die Dichter des Mittelalters brauchen Friunt (amicus) gern in der Bedeutung von Geliebter, Gatte und die Friundin (amica) in der Bedeutung von: die Geliebte, die Gattin, wovon ungewiß bleibt, ob sie dieses dichterisch thun, oder ob sie sich der Abstammung des Wortes deutlich erinnern, nämlich ob sie es in Rücksicht darauf thun, daß es das Participium von frien, lieben ist, oder endlich, ob sie es in Nachahmung des Französischen thun. Als Beispiele führen wir aus Wirt von Gravenberg an, welcher im Wigalois ²⁰⁾ Frauen's Florie in Beziehung auf Gawein sagen läßt S. 1327: Ouwe, daz ich in ie erkos mir ze friunt! sit ich in verlos so wunderlichen, ichn weiz wie, S. 1395: Ich han verloren den türsten man, den wip ze friunde jo gewan, dar zuo min einiges kint; S. 1755 läßt Wirt die von den verammelten Ritters für die Schönste erklärte Jungfrau sagen: Ichn weiz, ob irz habi vernomen warumb sie alle dar sint komen jeglicher mit siner friundin? Ungewiß bleibt, ob Wirt und andere friunt und friundin in dieser Bedeutung dichterisch auf eignen Antieid, bloß in Beziehung auf die teutsche Sprache brauchen, oder ob es eine Übersetzung oder wenigstens Nachahmung des französischen amis und amie sein soll, denn dieses war ihnen so geläufig, daß sie es auch unübersetzt brauchen. So J. B. läßt Wirt Florie ²¹⁾, als sie Wigalois'n auffodert, die Krone und das Land und ihren Leib in sein Gebot zu nehmen, S. 9391 ihn anreden: Her Wigalois, min amis, u. s. w.; S. 2763 sagt er von dem rothen Ritter, Doyen von Mansfeld: Vil grozzer hochverte er pilac. Er het sich hoveschliche of einen kulte riche in siner amis schoz geleit. Da er den rothen Ritter ungünstig schildert, so

9) Fian Maymorn, Specimen Glossarii p. 2. Theile der großen Ausgabe der Edla Samundar p. 630 stellt zu Freandi vier ten Formen der übrigen germanischen Wurzeln der rindisch Sprachen ach: Zend. Frēm. Cn. Sacer. Prema, amicitia. Seltig stellt Freund von φίλος, mortalis, etc. 3) f. die Nachweisungen bei Gabelentz et Loche, Ulfian. Vol. II. P. I. Glossarium p. 210. 4) Weber frijon (althochdeutsch frij) schuldlos; f. in der Algem. Encycl. d. B. u. K. I. Sect. 48. 2b. E. 324. 5) f. die Nachweisungen bei Gabelentz et Loche p. 330. 6) f. ebenfalls E. 204. 7) ebenfalls E. 210. 8) Germ. 21.

9) f. die Nachweisungen bei Gabelentz et Loche p. 101. 10) Regula S. Benedicti Cap. 61 (bei Schiller, Thessaur. T. I. p. 55). 11) Cap. 196 (bei demf. T. II. p. 81) ist: Et facti sunt amici Herodes et Pilatus in die illa, gegeben durch: Isti warum die giwortun friunta Herodes isti Pilatus in themo tage, wo sich auch zugleich der Gegensatz findet: si warum et untarzuagen hiant, nam anten inuicem erant ad inuicem. Derselb (Buch V. Cap. 2, B. 3) sagt, daß wie uns mit des Kreuzes Erben, mit den Worten Christi sehr selten wider fanden (wider Feinde). 12) Hebräisch 34 (bei Schiller T. I. p. 83). 13) Herausgegeben von Brard E. 52. 54. 95. 104. 201. 345.

Könnte man annehmen, er habe amicé absichtlich wegen des verdächtigen Sinnes, den das Wort in der Prosa, namentlich in Rechtsbüchern, z. B. im Sächsischen Spiegel¹¹⁾, nämlich von Concubine hat, gebraucht. Doch wird auch in den Rinneliechern amicé und amic für Geliebter und Geliebte, ohne das die Rinnelieder¹²⁾ einen verdächtigen Sinn damit verbinden, gebraucht. Namentlich thut dieses auch Wint von Grauensberg, wenn er in Beziehung darauf, daß Wigalois das Abenteuer zwar bestanden, und Karlen und ihr Land gewonnen, aber in Ohnmacht gesunken wie ein Todter daliegt, z. 7906 singt: Wa (wo) ist nu der minne solt, des wunsehens amicé, die schone Larié? Hie lit ir *frunt*, her Wigalois, u. s. w. Friunt ist hier in derselben Bedeutung genommen, wie das französische Amis in der Bedeutung von Geliebter. Doch kommt Friunt auch bei den Dichtern, namentlich bei Wint, in der gewöhnlichen allgemeinen Bedeutung vor, so z. B. auch im Wigalois z. 1755: Ir friunde ir daz rieuu, daz si helfe suochte hie. Hier sind unter Friunde sowohl ihre Blutsfreunde (cognati) als ihre Freunde in ursprünglicher Bedeutung (amici) begriffen. Für Freund in Bedeutung von Verwandter ist merkwürdig im Schwabenpiegel Cap. 142 mit der Überschrift: Wie ein Richter über sin *frund* 13) richten sol, und mit dem Inhalt: Der König und ein leglicher Richter augen wol richten mit recht über sinen mak 14) und über sinen man 15), und über sinin kint, über ir lip und über ir libez ain teil, und tunt wider got nit, noch wider ir trawe, noch wider recht. Er mag nit gerichte über sin klich wip, noch über vater, noch über muter. Im Nibelungenliede, in welchem Friunt auch in seiner ursprünglichen Bedeutung von amicis häufig vorkommt, sagt König Günther zu den Ritters, welche er, um seinen Schwager und seine Schwester zu sich nach Worms einzuladen, absendet, z. 1964: saget auch minn swester, daz si nit lassen daz, si ne rite zuo z'ir vrunden (d. h. Blutsfreunden), wobei für freilich zugleich auch ihre alten Freunde (amici), die nicht mit ihr verwandt waren 16), sap. Als Götterbild

sich wieder im Burgundenlande befindet, und ihr Schwager Sigmund, als er abreist, sie mitnehmen will, bittet ihr Bruder Günther sie bei ihrer Mutter Ute, auch diese steht darum, und Gernot sagt z. 4344: bleibst bi den vrunden, daz wirt zu verlichen sag, und Götterbild spricht zu Sigmund (z. 4353): mir raleut di vrunde min, swaz ich han getruwen (nämlich diejenigen, welche nicht Sigrid'a haben durch Hagen ermorden lassen, wie Günther), ich sal' hie bi in sin, ich habe minen magen in Nibelunge lant. Da Friunt zugleich auch Freund (amicus) bedeutet, dergleichen Götterbild sicher auch in Sigmund's Riede, und namentlich diesen that, so läßt der Dichter Götterbild'en den bestimmten Ausdruck für Blutsverwandten, nämlich Mage, brauchen, so wie auch sogleich darauf (z. 4358) Sigmund'en sagen: vor allen minen magen salt ir din Chrono tragen. Götterbild entgegnet (z. 4367): ich muoz hie bleiben, swaz halt mir gesecht, bi den minen magen, di mit helfen chlagen. Wann z. z. 2964 heißt: mit chüenevrunde rale di boten huoben sich dan, so bedeutet dieses nach der Bräuthung und der Zustimmung der Mägen und Mamen des Königs. Der Kurfürst'sen Freunde wurden, wie aus Wendt (Præsidia p. 359) zu sehen, die Gesandten der Kurfürsten (legati Electorum), und der Städte Freunde, wie ebenfalls S. 361 zu finden, die Abgeordneten der Städte aus dem Stande der Rathsglieder, sowie Rath's Freund, collegæ Senatus hieß, genannt. Im Riech der Städte vom J. 1400 (ebendasselbe S. 367) heißt es: dass wir unser erer Freunde und Rathsgesellen allek und viel geschickt hant zu unsern gnuedigen Herren u. s. w., und z. 4783: ane vrunde rale, ohne vorhergehende Bräuthung mit den Mägen und Mamen. Die abgeleitete Bedeutung Freund, nämlich die von Verwandter, hat sich vornehmlich in der gewöhnlichen Sprache des Volks erhalten, z. B. in den Redensarten, ein nacher Freund, ein vortheilsüchtiger Freund (d. h. Verwandter). Seine Freunde (d. h. Verwandten) wollten die Freiheit nicht zugeben. Besonders auch in den Mundarten der Volkssprache z. B. im Rheinbergischen: mine Frönn 17), meine Verwandten. Mit Freund in dieser Bedeutung stimmt auch die Redensart, seine Freundschaft will es nicht zugeben (d. h. seine Verwandten); er hat eine zahlreiche Freundschaft (d. h. viele Verwandte). Eben so hat im Niederländischen Freund die beiden Bedeutungen: 1) Freund 18), Ver-

14) Buch III. Art. 46 (Förner'sche Ausgabe) S. 424, wo im ersten Satz amys und im letzten consules steht; für erstere ist hier andere Lesart: aneychen. 15) J. B. Meunier, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. S. 7. 16) Götterbild'sen Nibelungen, Thesaurus p. 583 dard: Quomodo Iudex de cognatis vel consanguineis iudicare possit. 17) mak, Genitiv mages, speziell Sohn, in weiterer Bedeutung Vn, Vetter, Neffe, Onkel, Schwagerin, Verwandte von väterlicher Seite, madden den Gegensatz zu Spindelungen. Im Annotate heißt es in Beziehung auf die freigelegte Kluft der Freuden z. 346 (Ausgaben des Gedichtes m. a. n. 102): Gewar bigende nahn zu den sinen aldin magen, ein Franken die edlin. Ir baidere voderin gemen von Troie der alten u. s. w. Im Niederländischen bedeutet kintje, Möger, Sohn, und Mager, Schwager, Schwagerin, Schwägerin. 18) Boffel. 19) J. B. z. 240 sagt Sigmund zu seinem Sohne Eilgisi, welcher in das Land Günther's reiten will: Willt aber du mit rechten ritten in das lant, ob' wir iht haben vrundende, die werden schiere bosant. z. 492 folgt Gernot, welcher Dietrich'en und Hagen'en den Freundschaften gegen Eilgisi abmahnt: wir en mugen's noch wol scheiden mit zihen, — und haben in se vrundende. z. 635 kumert Eilgisi: man sal staten vrundende chlagen herren not, und z. 630: welt ir vrundet suochen, der

sol ich einer sin. Als Beispiel der vorkommenden Begriffe führt er u. z. 1275 an: und dan di rechen seile moer vol bevarn vintelsch' ritten her in tuwer lant. z. 1278: den sinen vrunden wart daz chunt getan u. s. w. z. 1280: da helme ir leben vrundende was nach den hermden was. Wenn er z. 2118 von Brunstlinen heißt: In tugentlichen sühten si ruomet ir eigen lant; si chunt' ir vrunt di nahen, di si bi ir vant, so ist dieses wol nicht dies, wie Fr. z. v. d. Hagen (Zur Niderung'sen Lied. [Breitlau 1816.] Wörterbuch S. 60) ipse, auf Freunde in ursprünglicher Bedeutung zu beziehen, sondern es ist zugleich auch die Verwandten gemeint.

20) Das s. jedoch u. s. 6 auszusprechen. Beral. Rhein's m. a. n. Schwabenländische Wörterbuch S. 37. 21) J. B. in der Sprichwort: Ein Freund in der Noth, ein Feind in dem Dreck, ein

wandter"), Blutsfreund, desgleichen im Holländischen für 1) führen wir an z. B. minn waarde vriend, mein werthster, lieber Freund; vrienden en magen, Freunde und Anverwandte, sich verbindende für sich vermaagschappen, sich in Blutsfreundschaft (bloodverwantschap) einlassen, d. h. sich durch Heirath mit einer Familie, mit der man nicht verwandt ist, verbinden; für 2) op de bruiloft isser niemand geweest als de vrienden aan weerkanten, auf der Hochzeit ist niemand gewesen, als die Anverwandten von beiden Seiten. So auch im Englischen bedeutet Friend nicht bloß Freund²³⁾ (amicus), Handelsfreund, Correspondent²⁴⁾, sondern auch Blutsfreund, und Friendship nicht nur Freundschaft, Gunst, Hilfe²⁵⁾, sondern auch Verwandtschaft. Im Altnordischen ist in Frændri der Begriff von Verwandter so ausgebildet, daß es in der Regel nur in dieser Bedeutung vorkommt. Hätten wir bloß das Altnordische, so würden wir in Frændri die Bedeutung von Blutsfreund für die ursprüngliche halten müssen. Doch kommt es hier noch beiwiegeln in der ursprünglichen Bedeutung von amicus vor²⁶⁾; nicht so im Neunordischen, namentlich im Schwedischen Frände, Verwandter, Frändskap, Verwandtschaft, Frändsamja, Eintracht unter Verwandten, im Dänischen Frænde, Blutsfreund, Verwandter, Frænke, Blutsfreundin, Verwandtin, Frændskal, Blutsfreundschaft, Verwandtschaft. Hier hat res bloß diese Be-

deutung. Zur Veranschaulichung, wie im Isländischen auch dieselbe vorherrscht, führen wir aus Björn Jaldorson's isländischem Wörterbuche²⁷⁾ an: Frændskard n. diminutio, detrimentum familie, einer Familie Verringerung, Frændsemispill n. pl. incestus, violatio cognationis, Blodskaum (Blutsdande), Frændsemi f. propinquitas; cognatio, Slaegtskab (Verwandtschaft); 2) nexus consanguinitatis, Stogerskab (Schwägertschaf); Frændmegr, latae consanguinitatis, som har stor Slaegt, mange Slaegtninger, der et stort Slaegt, gahrreiche Verwandtschaft, viele Verwandte hat, Frænd-båkr, m. familia, prosapia, Slaegt, Stämme, Frænda-skódm f. degner, dedecus familiarie, som er sin Slaegt til Vanacre, der seinem Geschlecht (Familie, Verwandtschaft) zur Ueobre gereicht, Frænda-slet n. domus propinquorum, Frænders Bolig (Wohnung der Blutsfreunde), Frænd-hagi m. propinquitas amicorum, den Egn, hvær man har sin Slaegt og Venner, die Gegend, wo man sein Geschlecht (seine Blutsfreunde) und Freunde (amicos) hat, Frændi, c. cognatus, propinquus, Frænde, Slaegtning; 2) amicus, fortrolig ven (vertrautlicher Freund), frændsamlega amice, ut propinquus decet, wenig (freundlich), broderlig (brüderlich), fortroligen (auf vertrauliche Weise). Bei manchen Stellen, z. B. in dem Stabreime:

Deyr þú, deýja frændar,

Deyr scallir í samna.

Es stirbt das Vieh (Reichthum), es sterben Bluts-Freunde, er selbst stirbt dergleichen, könnte man Frændar vielleicht, wie auch geschrieben²⁸⁾, durch „Freunde“ übersetzen wollen, doch ist die Übersetzung durch cognati²⁹⁾ oder Blutsfreunde³⁰⁾ sicherer. Vornehmlich bedeutet Frændar in Prosa Blutsfreunde, z. B. wenn Snorri Sturluson sagt: Haraldr Grenski frændri hans, sein (nämlich Olafs Traggewohnen's Blutsfreund³¹⁾) und an vielen andern Stellen³²⁾, vornehmlich, wenn er, nachdem er die vier Söhne Hóðarfrá's und deren Nachkommen aufgezählt hat, fortfährt: Thessi ættbogi, dieser Geschlechtsbogen (Geschlechtskreis) var der gróste und ansehnlicste auf Hóðarland. Einn er their frændar spurdo, aber als die Blutsfreunde hörten u. f. w. und weiter unten: Their frændar gerdo, die Blutsfreunde machten³³⁾ u. f. w. Freund in ursprünglicher Bedeutung wird durch Vinr (amicus), schwetlich Wán³⁴⁾, dänisch Wen³⁵⁾, Freund

Frund agter Ruggen (hinter dem Rücken), daß aus drei starke Ruggen (Brüden). Vergl. die hochdeutsche Reime: „Freund“ in der Koth und hinter'm Rücken sind fürwahr zwei starke Rücken.“ und: „Ein treuer Freund, der starke Rücken, in Freund“ in Leib und hinter'm Rücken.“

23) Vergl. (Telling) Versuch eines bremsch niederländischen Wörterbuchs. 3. Ab. S. 456. 24) z. B. many kindred, few friends, viele Anverwandte, wenig Freunde; friends may meet, but mountains never greet, Freunde kommen uns wieder zusammen, aber Berg und Thät nicht; a friend in need, is a friend indeed, ein Freund in der Noth, ist ein Freund in der Thät. Vgl. „Da Rithen erkennt man den Freund.“ Vgl. ähnlich von Putz in dem Schreiben der Franz von Sickingen die Stelle bei Rörke, die Sonettreize und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen S. 119, wo S. 112-2-117 die Freunde u. Anverwandte; betrreffend Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zusammengefaßt sind.

24) Auch im Teutischen pflegen die Kaufleute ihre Correspondenten und Bekannte Freund zu nennen, welcher Benennung aus dem gemeinen Leben genommen ist, wo man nicht selten solche Personen, mit welchen man in entferntesten Verbindungen in Handlung steht, Freunde nennt. Vgl. Krünig, Öconom. Archiv. 15. 2d. S. 361. 25) Vgl. zu frend, ich befrunden, befrunden, unterstützen, befrändigen, und die teutische Redensart: „Wollen Sie mir nicht die Freundschaft erzeigen?“ wo es die Bezeichnung von freundschaftliche Hilfe oder Unterstützung hat. So z. B. sagt der Bischof Magnus von Hildesheim in einer Urkunde vom J. 1467 (bei Lorenzen, Hist. Episc. Hild. P. I. p. 99) vom Rathe zu Hildesheim: hebban se uns durch Frundschap, und anderliche Gunste willen, theil se tho uns haddan, und nicht durch Pflicht, daß se uns des pflichtig waren, eine frundschap gesien, das wie than gortelichen danken u. f. w. Und also Frundschap, de uns de Rade the Hildesheim dartho geschencket hebb, en schall than und den theren waya Pflicht wesen, und wy noch unsse Nakhbalinge en willen des ocht uns affe liersach ver noene Rechtlichkeit affte Pflicht hebben oder beraden s. f. w. 26) Fruv Myrmæus, Specimen Glossarii zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Ræda Saemundar p. 630: Frændli, m. cognatus (olim interdum amicus).

27) Lexicon Islandico-Latino-Danico. Vol. I. pag. 352-28) von Stobach, Samund's Gæda des Wästen. I. Abth. S. 44-29) Die lateinische Übersetzung in der ersten Ausgabe der Ræda Saemundar. 3. Bde. S. 150. 30) Færd. Bæcker a. a. D. S. 106. 31) In der Zusammenfassung in der Olafs-Saga Tryggva-Sonar Cap. 59 bei Færd. Bæcker a. a. D. 3. Bde. S. 301, 32) z. B. ebenbürtig Cap. 68. S. 306 sagt Olaf Tryggva-Son: „Nicht werde ich geben von dem Glaube, den ich vorher gehabt habe, und mein Blutsfreund (frændar minn) vor mir.“ 33) f. ebenbürtig Cap. 60. S. 207. Vergl. Cap. 62, 63, 64. S. 201, 202, wo frændli (Blutsfreund) und frændar (Blutsfreunde) vorkommen. 34) Wánakap, Frændskift, wánlich, wánakaplich, freundschaftlich. 35) Wendinde, Frændvin, Wenskab, Frændskift, Eieie, wenig, freundschaftlich, wenskabelig, freundschaftlich, Wenskabeligkeit, freundschaftlichkeit.

aufgebracht. So z. B. sagt Snorri Sturluson¹⁾: That
 reðu Haraldr frændur hans ok vinnir, das richtend
 „Harald²⁾ sein Blutsfreund und Freund. Derselbe“³⁾
 bemerkt in Beziehung auf Döin's Fertigkeiten: Er war
 schön und statlich von Antlitz da, wenn er bei sei-
 nen Freunden saß (er kann sat med vinum sinnum er
 im Heer war, da eiskinn er grimmig seinen Unfreunden
 (thá syndiz hann grinnalinn sinum óvinum⁴⁾). Der
 beliebteste poetische Ausdruck für Feind ist dölgr, hostis,
 bellator, percussor, con dölgr, hostilitas, pugna, proe-
 llium, mit welchem man⁵⁾ in Verbindung stellt das angei-
 (schäffte) Dölg, vulnus, das almannisfe (althochteu-
 Dölg, periculis). Beispiele, wie Dölgr vorkommt, bie-
 ten dar die Sigurdslara, Quidha Fafnisbana III. Estr.
 21⁶⁾ hve hann um dölgr, collapsus est ejus hostes
 etc., und die Helga-Quidha Hunningsbana II. Estr. 49,
 also tote Feinde (allir dauðir dölgr) werden in den Ad-
 diten stóttir, als an den lichten Tagen⁷⁾. Der in der Über-
 schrift des 30. Capitels der Völsunga-Saga vorkommende
 Bezeichnungsnamen Tanna dölgr, Lunn's Freund, für den
 Schwendenkönig Egil war vielleicht ursprünglich eine skal-
 dische Umschreibung, wahrscheinlich in Thiodolf's von Svinn-
 lingatall, ähnlich wie er in derselben den König Brund
 durch Eistra-dölgr, der Ekken Feind, umschreibt, und
 unter Thor's Kenningar sich findet Jóna-dölgr, Feind
 der Kisten unter Loki's Gotha-dölgr, unter Heimdal's
 Loka-dölgr. Loki's Feind⁸⁾. Dölgr macht den härðastinn
 Segen-sag zu Vinn, Freund, Vinn⁹⁾, Freundin. Vin-
 saell. (buchstäblich freundschaftig, freundschaftlich) bedeutet des-
 lieb, die Volksgenossin beiführend¹⁰⁾. Man findet bemerkt¹¹⁾

daß *Winn*, *amicus*, vielleicht dasselbe sei, als das poetische *uinn* (buchstäblich Gönner) von (at) *uuna*, *favore*. Das angelsächsische *Wine*, der Freund, der Geliebte, findet man unter *Wyn*, *Wynn*, *Wunn*, *fem*, die *Wonne* und die daraus gebildeten Wörter gefüllt ¹⁾, daran schließt *Wunne*, die Gewohnheit und die daraus gebildeten gefüllt ²⁾. Wie verbreitet das Wort *Winn* im Gesamteuropäischen war, zeigen die vielen auf *uinn* endenden Eigennamen ³⁾, deren Aufführung uns zu weit führen würde. Aus dem Althochdeutschen bemerken wir aus *Elfrid* B. II. Cap. 9. B. 61: *Druthin* kon imo einam *uinn* unter worolt menigi, der Herr erlor sich einen Freund (Geliebten) unter der Welt Menge, nämlich den *Abraham*. Im hohen *Liebe* ⁴⁾ wird von *Wilttram* *dilectus meus* durch *uinn* *uine*, und *amica* ⁵⁾ *mea* durch *fruntin* mit gegeben. S. B. Cap. 2. B. 2: *Sicut lilium inter spinas: sic amica mea inter filias. Also diu lilia ut* unter den dornen: *samo bist du fruntin* *uinn* unter anderen tohtern. B. 3: *Sicut malum inter ligna silvarum: sic dilectus meus inter filios; Min uime ist unter anderen huten: samo affalter unter andremo waltholza.* Im Eingange des Annelieses brüht es: *Wi sich libin wincseste* ⁶⁾ schieden, wie sich liebe Freundschaften schieden; häufiger kommt jedoch *Freundschaft* vor, so z. B. im *Ribelungensiede* 3. 3036: *man sold* ⁷⁾ *iuch* *dicher* *sehen* *hie* *in* *dinem* *lande*, *welt* *ir* *uinn* *vrinscheffe* ⁸⁾ *ichen*. Doch bezieht es sich zugleich auch auf die Verwandtschaft, die Eignung voraus-
setzt: *sit* *daz* *Chriemhilde* *ze* *wibe* *gewar* *Sivrit* *der* *min* *uun*. *man* *sold* *iuch* *u*. *f*. *w*. nämlich die *Man*

36) Saga af Harald Grátákel Cap. IX. Fri Harald Grænskia bei Þerð. Wædter a. a. O. d. 2. Bds. S. 143. 37) Vnglinga-Saga Cap. VI ebendeshalb I. Bds. S. 21. 38) Reminative öwilar, ferum der Eingali öwilar, unferat, Reims. Ein anderer öwilar þærð þærðif þi fandsandn, Wædterþi fandsandn. So z. B. Snorri Eriufson (Vnglinga-Saga Cap. 44 ebendeshalb I. Bds. S. 111): Jagaðlænðs Wædterþi habe das sein Ege gefunden, daß, wenn er sich auf die Fingst liegt, von allen Seiten sein Feinde (fandsandn hana) hinfürstürmen würden. 39) Bergl. Finn Mængsæur. Specimen Glossarii num. 2. Bdt. der Köda Saemundur p. 601. 40) Ebendeshalb S. 222. 41) f. das Gefühlig bei Þerð. Wædter, ferum der Artill. 2. Bds. I. Bds. S. 136. 42) Skaldskaparmal Cap. 8 und 15. Snorra-Köda, Ausgabe von 1818. 43) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 44) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 45) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 46) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 47) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 48) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 49) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 50) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 51) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 52) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 53) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 54) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 55) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 56) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 57) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 58) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 59) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 60) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 61) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 62) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 63) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 64) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 65) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 66) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 67) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 68) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 69) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 70) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 71) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 72) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 73) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 74) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 75) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 76) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 77) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 78) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 79) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 80) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 81) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 82) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 83) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 84) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 85) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 86) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 87) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 88) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 89) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 90) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 91) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 92) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 93) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 94) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 95) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 96) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 97) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 98) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 99) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 100) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 101) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 102) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 103) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 104) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 105) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 106) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 107) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 108) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 109) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 110) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 111) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 112) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 113) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 114) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 115) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 116) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 117) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 118) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 119) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 120) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 121) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 122) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 123) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 124) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 125) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 126) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 127) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 128) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 129) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 130) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 131) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 132) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 133) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 134) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 135) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 136) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 137) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 138) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 139) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 140) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 141) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 142) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 143) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 144) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 145) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 146) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 147) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 148) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 149) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 150) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 151) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 152) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 153) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 154) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 155) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 156) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 157) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 158) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 159) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 160) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 161) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 162) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 163) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 164) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 165) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 166) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 167) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 168) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 169) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 170) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 171) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 172) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 173) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 174) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 175) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 176) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 177) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 178) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 179) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 180) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 181) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 182) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 183) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 184) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 185) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 186) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 187) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 188) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 189) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 190) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 191) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 192) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 193) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 194) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 195) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 196) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 197) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 198) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 199) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 200) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 201) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 202) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 203) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 204) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 205) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 206) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 207) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 208) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 209) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 210) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 211) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 212) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 213) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 214) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 215) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 216) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 217) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 218) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 219) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 220) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 221) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 222) Ebendeshalb I. Bds. S. 111. 223) Ebendeshalb

[illegible]

Burggrafen zu Meissen, umbe alle Schlinge, Zwaytnebt und Irrnisse freundlich und gütlich gerieet, und vertragen haben; Und auf dass solche Gütlichkeit und freundlich Vertragen stete ganz und unverbriehlichen gehalten werde, und uns und unsern Brüdern der genannte Herr Heinrich förderlichen dienen möge, so haben wir u. f. w. (er fñhet nun des auf, mit was er ihn beledet dat). Die Gebrüder Friedrich und Wilhelm, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Rhegen und in dem Osterreich, sagen in dem Bergleide zwischen dem Abt Gottschalk und dessen Capitel und den Schutgewerren zu Prag vom J. 1387¹¹⁾. Queque oech ymand czu yn, als ir Morginsprache us ist; und bete den Meister, daz er yme riete czu eyne irme gewercken umme syne gebrechin und schult; daz yme dorumme wandel widerfure; dorumme mog der Meister und die gewerckin wol redin und vorsuchin; daz sy daz in *fruntlichen dingun kintegis und geniss an gerichte*. In einer dano-verfassen Urkunde vom J. 1455¹²⁾ heist es: Und also de Parte to beydent siden so den schell und tosaye by den Rad in rechte to vorscheden do gesath haden, ward twischen do doch in *fruntlichen Dingun* besproken und vor dem Rade uthe secht. König Sigismund sagt in einem Schreiben an Friedrich und Wilhelm, Landgrafen zu Thüringen, vom J. 1414¹³⁾: Uns hal vorgebracht der Erbwürdige Albrecht, Bischof zu Bamberg, unser Fürst und liebt Andächtiger, wie ihr ihm und seinem Stift etliche Einfälle thut, daß ihr auf etliche sein und seines Stiftes Dörfern „uß den elgen zu Towaschiz“ etliche Räger meini zu haben, daß ihr nach seiner Meinung von Rechts wegen nicht haben sollet, „wan“ er und sein Stift in solcher Raß gestreit und bekommen seien, daß er solcher Sachen billigen entlassen sein solle, darum er viel zu Tage und „Tedingen“ (Unterhandlung auf dazu bestimmten Tagen) gekommen sei, „und doch bisher zu fruntlichen Ende nicht kumen mochte und in doch *fruntlichen rechen*, wer in sunst anrede, darum nicht mocht, vor uns wol brumgen solt.“ Darum begehren wir von ewer Liebe mit ersüchtem Fürge, daß ihr bequemlich in den Sachen „gein den von Bamberg in der fruntschaft geun moget, und on elng oder ander ernstlich varen lassen“, daß ihr das thut uns und dem Reich zu Ehren und zu Liebe, „wan“ wir ihn und sein Stift in unsern besondern Schirm genommen, wöllet ihr aber das nicht thun, daß ihr denn zu Tage kommet vor uns, so wöllen wir „die Sachen verhoeren und flassig sin zu richten in der *Fruntschaft oder mit den Rechten*, daran in wol begnügt, und oech sin darzu wol mechtig sin, und das daruß solche sache zwischen euch beyderneyt in *fruntlichen Dingun* bewhe. In einem Bergleide um das J. 1440¹⁴⁾ heist es: welcher schulde uns ansage by uns, Reinbertus Deken to Goslar

und Wilhelmo proveste — in *fruntlichen Dingun*, doch dem *Rechten gelyk* to vorscheden, ghebven sin. Dieses wird auch ausgedrückt auf die Weise, wie z. B. in einer Urkunde der Stögen von Niederbairn vom J. 1425¹⁵⁾ geschieht; und machen der Sachen austrag und endt, im gütlicher Freundschaft oder gleichem Rechten — inner Jars Frist. In einer Urkunde des Königs Georg von Böhmen vom J. 1485¹⁶⁾ heist es: begehren gütliche Austrag oder billigen Rechten Verfolg zu thun. Die Sache wird, wie man bemerkt¹⁷⁾ findet, durch die schöne Formel in einer Urkunde vom J. 1393¹⁸⁾ ausgedrückt: Sollen uns richten, *keinem zu nahe*: Wäre es aber, dass sie mit Freundschaft nicht gerichten, — so mögten sie und sollen uns mit ihne rechten, keinen dar genanten zu nahe. Diese sieht natürliche Art und Weise zu richten kam seider vorzüglich unter Privaten außer Gebrauch. Eine proceßfällige Zeit wollte lieber nach dem höchsten Rechte und durch Umschweife und Weilschigkeiten der Proceße streiten, als nach billigem Rechte kurz und freundlich die Sachen abthun. In den alten Denkmälern dagegen sieht man nicht ohne Vergnügen und Bewunderung, mit welcher Wägigkeit die Schiedsrichter auch in den schwierigsten Rechtsfachen verfahren sind, und wie glücklich sie durch einen feiner Partei beider Spruch, sondern zur Zufriedenheit beider Parteien die Rechtsstreit abgemacht haben. Die Formel der Schiedsrichter war diese: Sprichn wir zu einer Freundschaft u. f. w.¹⁹⁾. Freundschaft macht nämlich den Gegenlat²⁰⁾ zu dem Recht vor den Gerichten. So z. B. heist es in einer Urkunde vom J. 1414²¹⁾: Wenn si inen senlich oder besunders hernach ichts zusprechen gewöden, solten sie recht oder freundschaft nemen und geben vor dem Rade zu Frankfurt. In einer Urkunde des Markgrafen Ludwig von Brandenburg vom J. 1414 (bei König, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. II. IV. 286. III. Abt. S. 8); und man dieselbe (Zurung) mit Freundschaft nicht richten möchte, so man dieselbe mit den Rechten austragen. Der Rath zu Nürnberg sagt im J. 1453²²⁾: baven (über) vele erhe-

11) Bei Horn a. a. D. Nr. 43. S. 613. 12) Bei Oranien, Antiqu. Hanov. p. 265. 13) Bei Horn a. a. D. Nr. 203. S. 408. 14) Bei Harenberg, Antiqu. Ganderub. p. 906.

15) J. Privilegia Ducat. Rav. p. 103. 16) Bei König, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. II. IV. Abt. S. 968. 17) Bei Hatten, Glossar. Germ. col. 492. 18) J. Antiqu. Haas. Coll. II. p. 419. 19) J. de Senckenberg, Selecta Juris. T. II. p. 224. 20) Im Allgemeinen macht Freundschaft den Gegenlat zu Spñcht oder Rechtsbilligkeit. So z. B. sagt der Bischof Regans von Alzeimert in einer Urkunde vom J. 1437 (bei Lauenstein, Hist. Episc. Hildes. P. I. p. 99): Und daz wustschup de uns de Radt tho Hildesem dartho gesachet hove on schall daz und den dñren neyn Pflicht wesen u. f. m. Kurz stñt Recht der Ättern von der Pals sagt in einer Urkunde vom J. 1389 (bei Schiller, Exerc. ad ff. XLVII §. LXXIV): ob der Adel unser lieber Swager und getrewer Johan Gern zu Spanheim uns des Dorff Ekerich als seinen Zugehörigen in Fruntschaffen ingeben hat, des bekömm vil vor uns und unser Erben, welch Zut (Zit) er oder zine ernen dasselbe dorff mit einem Zugehor wider dan wöllen, daz sie zu dan wider nemen mögen uns Widerrede unser, unser erben u. f. m. 21) Bei de Senckenberg l. l. T. II. p. 60. 22) Bei Linsig, De Jure Galliar. Decum. p. 140.

dinge zu ero, so rechtu und to wistlich") fruns-
schupp vor Heren und steden u. f. w. Kaiser Lu-
wig der Baiter sagt in einem Schreiben an die Stadt
Weglar vom J. 1331³³⁾: *du modo eorum dignis et*
honoris personis strictam iustitiam vel equum ami-
icitiam exhibentis. Die Gebrüder Balthasar und Wil-
helm, Landgrafen in Thüringen, die Gebrüder Bernhard
und Heinrich, Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg,
Heinrich, Herzog zu Braunschweig, Hermann, Landgraf
zu Hessen, die Gebrüder Friedrich und Wilhelm, Mar-
graf zu Meissen, Otto, Herzog zu Braunschweig und
Friedrich der Junge, Landgraf in Thüringen, Balthasar's
Sohn, thun in einem Briefe vom J. 1403³⁴⁾ kund:
„Wiz auch, daß nun fürder mehr einige Zwietracht
oder „Schelunge“ zwischen und Herren, die in diesem
Bunde sind, oder noch darin kommen werden, aufstehen
den, so sollen die zwei, die so zwietrachtig geworden wa-
ren, einen unter uns andern Herren kiesen, und der, den
sie also kiesen würden, sollte sich der Sache annehmen,
und sich dessen nicht wehren, „und volmacht habin di
mit freundschaft mit der beider partie wissen und
wollen, adir mit rechte zu scheiden und zu richten.“
Könnten aber dieselben zwei nicht ein (einig) werden um
einen unter uns, so sollte jeder jeglicher einen unter uns
kiesen und nehmen, und die zwei, die sich also beiderseit
kiesen würden und nehmen, sollten sich der Sache annehmen
und sich dessen nicht wehren, „und ganzes und vole
macht habin, die mit freundschaft mit der beider par-
tie wissen und wollen adir mit rechte zu richten
hain ein zu legen.“ In einer württembergischen Urkunde
vom J. 1410³⁵⁾ heißt es: dass sie sich an Glück oder
an Recht begnügen, die Sachen freundlich übertragen
und gerichten. Möchte das nit gesin, so sollen sy
ein *fruntlich* Recht darüber sprechen.

Freundlicher Tag hieß ein Concert, um die Her-
stellung der Eintracht auf freundliche Weise zu versuchen,
und wurde lateinisch durch *amicabilis dies* ausgedrückt.
So J. B. heißt es in einer Urkunde um das J. 1185³⁶⁾:
amicabilis die constituta in loco qui dicitur Stapel-
burche ad placitandum super questione bonorum etc.
In einem Compromiß des Erzbischofs Heinrich von Mainz
und der Gebrüder Albert, Wilhelm, Konrad und Eber-
hard von Braunschweig vom J. 1287³⁷⁾: *fecit secunda post*
dominicum Xaerge Anno Domini MCLXXXVII.
constituta in feriam quartam subsequentem, Die
amicabili apud Mulhausen ad hoc collecta, sponta-
nea voluntate in strenuo viros Gotshalcum de
Pleice, Ludwicum de Rosdorf, Heinricum de Heim-
berg etc. Advocatum de Grane, Milites, tamquam
in Arbitros, arbitratores, seu amicabile Composito-
res, compromissarios et compromissum in his scri-
ptis. Kaiser Friedrich sagt in einem Schreiben an Herzog

Albert von Österreich vom J. 1448³⁸⁾: haben wir mit
ihm reden lassen, und eines freundlichen Tages alle zu
Wien — — — schickte künstig zu halten, zu erfolgen
und zu versuchen, ob wir die Sachen zwischen Euch ohne
Recht und andere Mühe möchten hinfügen. In Stras-
burger Acten vom J. 1419³⁹⁾ heißt es: Als noch solichen
vil grossen geschritten so zu beiden siten gangen
slent, sient sie beider site zu fruntlichen ingen ko-
men von der vorgeschribenen Specie wegen für
den hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Bur-
hart Murggraven zu Baden der inen auch solche tag
für eine gnade beschreiben hatt. (Ferd. Waechter.)

FREUNDSSCHAFT (Orden der treuen, oder vom
goldenen Armband). Im Januar 1692 besuchte der
Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., später Friedrich I.,
König von Preußen, den Kurfürsten Johann Georg I. von
Sachsen in Zörgau. Die zwischen ihnen bestehende
freundschaftlichen Verhältnisse veranlaßten Beider, am
25. jenes Monats, als ein Zeichen der festen Freunds-
chaftsbauer Beider, einen Orden zu stiften, der obige Be-
nennung erhielt, und in welchen folglich von den Hof-
staatsdienern Beider zwölf Ritter aufgenommen wurden.
Auf dem Ordenszeichens sah man vorn eine gebarnsteite,
fest in einander geschlossene Hände, von Palmzweigen um-
geben, und drei kreuzweis gelegte Schwerter, mit den
Worten: Unie pour jamais; und hinten die Wapen-
stücke Beider Fürsten, verschlungen mit den Worten: Sin-
ceram amicitie. Ganz gegen die gewöhnliche Art des Tra-
gens eines Ordenszeichens wurde dieses an einem roten
Bande am rechten Arm befestigt. Von langer Dauer
scheint er nicht gewesen zu sein. (F. Gottschalk.)

FREUNDSSCHAFTSINSELN nannte Cook auf
seiner dritten Reise eine zu Australien gehörige, etwa aus
150 größeren und kleineren Inseln bestehende, Gruppe,
weil er bei den Einwohnern eine sehr gastfreundliche Auf-
nahme fand. Von diesen Inseln sind die höheren, gebir-
gigen vulkanischen Ursprungs, die niedrigen haben Korallen-
grund. Die meisten sind mit Korallenriffen umgeben, und
die Schiffsahrt zwischen ihnen ist daher gefährlich. Das
Klima auf ihnen ist milde, groß ihre Fruchtbarkeit und
ihre Reichthum an Produkten, und Brodfrüchte, Pisang,
Cago, Pampelmusen, Reis und andre Früchte werden
in großer Menge erbauet. Aus dem Thierreich gibt es
vorzüglich Schweine, Hunde, Hühner, Tauben, Papa-
geien, wilde Enten, Reiber; der Tropenvogel wird seiner
schönen Federn wegen zu künstlichem Schmucke verbraucht.
Reich sind die Inseln an Fischen, Schildkröten, Austern.
Die Einwohner, deren Anzahl man auf 200,000 rechnet,
sind hebraun von Farbe, gut gewachsen, fleißige Acker-
bauer, und besitzen große Kunstfertigkeit. Ihre ganz kunst-
losen Wohnungen bestehen aus verbundenen Pfosten in
Luerenbalken, worauf das mit Blättern bedeckte Dach ruht,

33) meistens, furch. 34) Bei *Revererius*. Antiqu. Goe-
tha. IV. pag. 133. 35) Bei Horn Rr. 98. S. 708.
36) Bei *Schütz*. Reichsarchiv. P. Spec. Cent. II. IV. 246ff.
37) Bei *G. G. G. 646*. 38) Bei *Guizot*, Orig. Prémont. p. 22.
39) *Guizot*, Cod. Diplon. Vol. I. No. 390. p. 623.

39) *Corpus Juris Prudialis*. T. I. p. 196. 36) Acta und
Handlungen zwischen der Stadt Strassburg und der damals
ausgewichenen Ritterschaft gegenwärtig, An. 1419. 20. p. 17, bei
G. H. H. v. Jacob's von Königsb. H. G. G. und Anst.
H. G. G. 515.

und von den Frauen geflochtene Matten aus Kokoßzweigen, woraus auch ihre Kleidung besteht, bilden die Zeltenwände. Ungedacht ihrer freundlichen Charaktere ist ihre Religion doch nicht frei von Menschenopfern; jedoch essen sie kein Menschenfleisch. Diese Dpfer finden indeß, seit Missionare das Christenthum hier zu verbreiten angefangen, wenig mehr statt. Die Verfassung ist monarchisch-aristokratisch, unter dem Könige stehen Häuptlinge; die meisten Inseln gehören dem Könige von Tongatabu (die heilige Tonga), und man hat daher die Freundschafts-inseln auch den Tonga-Kripiplagus benannt. Die größte dieser Inseln ist Savau, die fruchtbarste Fikuga, die bedeutendste aber Tongatabu, die einen sehr sichern Hafen hat. Seit 1826 ist hier eine englische Mission. (H.)

FREVEL (etymologisch und als Rechtswort), lautet altdeutsch Fravili, Frasil. Diefid *) singt in Beziehung auf den durch unsere Sünden verschuldeten Kreuzestod des Heilandes:

Wie thu thulot wisi *), thaz denliche kruti,
in managaltun wuntin bi unsern enten,
Thuruch unser ubili, loh managalto fravili *),
Thar wir analan loh hertio sin wagun.

Notker *) sagt: Thaz was anderiu temptatio (chorunga) eniu was ignorantiae (unwizso) disiu praesumptionis (frasali). Althochteutsche Stoffen *) erklären prociac durch fravalter, wobei das er Declinationsendung des Nominativs eines Adjectivi ist. Diefid *) singt:

Zeliet thu gimeit minera dumptheil,
Miner selbes ubili, thaz ih lo ward so fravili,
Joh minera argi silu frun, thaz ih es gouma ni nam;

und an einer andern Stelle *) läßt er den Heiland in Beziehung darauf, daß er seinen Jüngern die Füße, um ihnen ein Beispiel der Demuth zu geben, gewaschen, sagen:

Walt, quod er, thesa dat, thaz si la luch gicet.
Thas le si sit si *) fravili, thaz zeiget in thiz bilidi.

Althochteutsche Stoffen *) erklären prociac durch fravili-lich und Kero *) proterve durch frasalibho. Hieraus folgt man nicht mit Unrecht, daß das althochteutsche Fravali temeritas, protervia, bedeutet habe *). Aus Fravali ist im Mittelhochteutschen Frevele, Berwegereit, Kühnheit, sowie auch Frevelheit, Frevenheit, temeritas *) bedeutet, und Frevel, gefährlicher Muthwill, böse Absicht, ungebührliches Wagemuth, Zorn, geringes Bergehen, und in abgeleiteter Bedeutung die Strafe, welche auf Uebertretung eines Gesetzes gesetzt ist, gebildet, welche Bedeutungen wir weiter unten näher betrachten. Die Adjective lauten im Mittelhochteutschen *frevele, frevel, verbebe, freven* *) und frevellich, ausgelassen, verwegend,

unterschieden, getroffen Rutes, muthvoll, und das Adverbium frevel, frevellich, frevelichen, muthwillig *), kühn, herzhast. So z. B. singt Konrad von Würzburg *): ich wene daz nie man geritte kein orse also frevel so er têt, und an einer andern Stelle *): ir bruder ist Achilles, der frevel ist und ellentrich. Birnt von Graubenberg *): Und waz im daz vil ungemach, daz er disen riter sach so fravelich da riten. Daz er wolde striten mit im, des gedachte er; und an einer andern Stelle *) von dem Boten des Königs Bitalois von Kerentin, welcher an den Fürsten Lion von Ramur gesandt ward, um ihm Krieg anzukündigen: Wider in er fravelichen sprach: Herre, dir widerbient die, die ich dir beneme hie, ir dieneit und ir fruntschafft (nun folgt die Aufzählung der Namen der Könige und Fürsten, welche dem Fürsten Lion widersteht haben). Die Stadt Augsburg sagt im J. 1537 *): wol seind sy ye lenger, ye mer hierinne dest frevelicher und unverschertmer gewesen. Das alte Würzburger Stadtrecht Cap. II *): Swer siner burger (d. h. Rittersbürger) ane den richter oder sinen botten inwendig des ringes siner huses oder hoves freveliche angriffet, umben den frevel so wette: *) er dem richter drisig schillinge, und dem, an dem er ge-
frevelt hat, bessert er sine misciet drivalliche. Für frevellich kam nach und nach die Form freventlich auf und ward später allgemein. In Beziehung auf den ersten Zeitraum dieser Form führen wir an aus dem Würzburger Diplom des Königs Ruprecht vom J. 1407 *): wer solchen zoll wissentlich oder *freventlich* verfahren u. s. w.; aus dem Mandat des Kaisers Karl V. an den Rath zu Hildesheim vom J. 1543 *): *freventlich* und gar vermessentlich vergriffen; aus dem Vergleich des schwäbischen Landgerichts mit dem Abte von Kempten vom J. 1545 *): wo er unsers Landgerichts Botten — — — *freventlich* und ohnrechtlich in ihrem Amte irrete u. s. w. Item, welche die Personen, so das Landgericht suchen, — — — *freventlich* und muthwillig aufhielten und verbanden u. s. w. Als Beispiels für das Bortwort frevel, temerarius, prociac, prorompens in excessum, dienen auf der Rathgebung der schwäbischen Äbte vom J. 1530 *): Auch siehet man, was sich in dieser Spaltung zugetragen, wie der pöbel (Pöbel) frevel worden u. s. w.; aus einer Urkunde des Kaisers Karl IV. vom J. 1357 *):

getrüt fræv; f. Etalder, Schweizerisches Wörterb. I. Bd. S. 394.

14) Urkunde von 1293 in den Monum. Boica, Vol. III, pag. 1293. 15) Arelanischer Krieg J. 1253 bei Müller, Sammlung. 3. Bd. S. 92. 16) Oberbachst. J. 1560. 17) Wigor. l. 3. 6619 (Kaiserthum des Benedict S. 245). 18) J. 10063. S. 300. 19) Bei Spalatin, Annales Reformat. p. 325. 20) Bei Schiller, Die politische Anmerkung zu Jacob's von Jähnsig's böhren Grenzst. S. 704. 21) Jähst als Straß. 22) Bei Hallaus, Glossar, Germ. col. 490. 23) Bei Laurentin, Hist. Eccles. Hildes. P. 17, p. 90. 24) Bei Lomp, Spicil. Eccles. Contin. III. Sect. S. 77. 25) Bei Spalatin, Annales Reformat. p. 320. 26) Bei J. J. G. Pöcher, Supplement zu dem bayerischen Antiquitätenbuch S. 126.

1) III. Buch. Cap. I. S. 59. 2) Straß. 3) fravili. 4) Psalm. 106, 17 bei Schiller, Theat. I. p. 308. 5) Glossar Franciae a M. Z. Borzhorow editae hinter Schiller's Glossarium Teut. p. 904. 6) V. Buch. Cap. 25. S. 62. 7) V. Buch. Cap. 11. S. 87. 8) nimis. 9) Glossarium thesaurico-latinum ex antiquis Codicibus Bibliothecae Regiae Monacensis concinnatum von Meier in dessen Bibliothecar. I. Bd. S. 212. 10) Regula S. Benedicti Cap. 17 bei Schiller, Theaurus. Tom. I. pag. 33. 11) Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 624. 12) Bergl. Bismann, Mittelhochdeutsches Wörterbuch S. 367. 13) Im Schweizerischen ab-

Wer aber daz yeman so *frevel* wurde, daz er diso voren. des Apts und Convents frihrit und privilegie überu, krenckte u. f. w. In einer Urkunde vom J. 1359²⁷⁾ kommt vor: aus *freveler* Getröstigkeit, womit der Ausdruck: *frevele Hand*, zu vergleichen. So *p. B.* in der Reform. Nor.²⁸⁾ So die kinder oder Enkelin *freße Hand* an die Eltern gelegt, und sie geschlagen beten u. f. w. Für *frevele Hand* ward häufiger gebraucht *Frevel-Hand*. So *p. B.* sagt Tengel im *Leinsspiegel*²⁹⁾: wölche Kind *Frevel-Hand* an sein öllter gelegt. Eine Strasburger Chronik sagt zum J. 1415³⁰⁾ in Beziehung darauf, daß die Strasburger den Bischof gefangen genommen: Doch so kame die Stat och umb gross jelt so sy dem Bobest und Keyser geben musten, uff das sy nsser acht und Bann kommen, desshalbten das sy *Frevel-Hand* an den Bischof geleit hatten. Wolfram von Eschenbach³¹⁾ braucht *Frevel-mann* für: kühner Mann, indem er von Parzival singt: dō der künische vrävel man durch zucht sin swert von im bant. Das mittelhochdeutsche Zeitwort *frevelen* wird im guten Sinne für verwegen sein, verwegen handeln³²⁾ gebraucht, welches wahrscheinlich die abgeleitete Bedeutung ist; in eigentlicher Bedeutung hat es den Sinn: temeritate aliqua excedere, injuriam aut violentiam committere³³⁾, und wird, wie man annimmt, im Latein des Mittelalters ausgedrückt durch temeritatem facere, kann jedoch auch einen *Frevel* thun (begheben, verüben) ausdrücken sollen. So *p. B.* in einer Urkunde vom J. 1296³⁴⁾: pignora licebit accipere et contra eos nullam temeritatem facient in hac parte. In Beziehung auf den teutischen Ausdruck dienen als Beispiele folgende Stellen. In der Verathung der Städte zu Nürnberg vom J. 1338³⁵⁾ heißt es: die da Vehde und Vogenschaft nit abtun wollen, sunden wider Recht *freveln* wollten; in dem lichtmeyerigen Statut vom J. 1400³⁶⁾: welcher burger also verr *frevelt*, dass er einen andern burger oder gast liblos³⁷⁾ tete und machte u. f. w.; im Dinghof: oder Salbuch des Klosters Ebersheim vom J. 1320³⁸⁾: Wissen alle die daz Gotzhouses recht sprechint oder hörent sprechin, das diese Stat und die Closter hant Twing und Bann also verro, so Ylle und Branne berinnet, und Mänschlich unz an twerch sich. Swer do zwischen *gevevelet*, der wettet dem Abbeite ein phunt, dem Vogte zehen Schilling. In dem Gesetze der Stadt *Speier*³⁹⁾, welches das beschriebene (geschriebene) Gericht (Recht) genannt wird, sagen die Richter, der Rath und die Bürger Nr. 53: Under diesem Gericht sollent sin alle unsere Burgere,

und alle die in unser Statt wohnent für sich dar, die under unser Gerichte hörent, und ihr Geschafft lieh abent, die sesshaft sind in ihr eigen oder gelehnten Herbergen oder Cammern, die sie bewisen sollent, und die also biederbe sind, das man billig an ihn *frevelt*. König Adolf sagt in der Urkunde vom J. 1297⁴⁰⁾, in welcher er den Bürgern von Worms und Speier ihre Privilegien bestätigt und sie zu beschirmen und ihnen zu helfen gelobt: Wer auch, dass sie sunden oder samet jeman angriffe, oder hâte anegriffen, an Leibe oder an Gute, varent oder ilent sie deme nach, in dess Riches oder in andere Herren Landen, dass sie ihn gerne begrieffen, und suchen sie den in Häusern, und Thüren nach dem uff, und was sie darzu thunt, darane sollent sie nit *freveln* an dem Landfrieden, noch gegen uns, noch gegen andere Herren. Jacob von Königshoven sagt vom Kaiser Ottoianus Augustus: und was doch nit one bresten (Gebreden); wann er treip vil unküschheit und *frevelte* vil Jungfrowen. Von Freveln ist gebildet *Freveler*, durch welches Luther 2. Tim. III. 4 *apostolus* gibt. Im Latein des Mittelalters wird *Freveler* durch temerarius, excessor und praesumptor⁴¹⁾ gegeben, und man⁴²⁾ nimmt an, daß in der Lex Wisigothorum Lib. VI. Tit. IV. 2, wo davon gehandelt wird, wenn einer mit geklümmter Schwerte oder irgend einer Art Waffen versehen, *frevelhafter* Weise, nämlich nach dem Ausdrucke des Gesetzes praesumptivo modo in ein fremdes Haus dringt und daselbst Mord oder Raub thut, oder sonst Schaden thut, oder auch Nichts darin verübt, durch praesumptor⁴³⁾, *Freveler*, ausgedrückt werde. Doch ist un-

40) Bei Lehmann V. Buch. Cap. 122. 2. 662. Daraus ist zu bemerken, daß Lehmann die Urkunde übersezt gibt, sowie auch die in voriger Anmerkung angeführten Statuten; doch bekennt er sich der positiven teutschen Aequivalente. So i. B. V. Buch. Cap. 122, dessen Überschrift lautet: Die Städtlichen Offense *frevelt* an den Burgern *Speier* u. f. w., wo er (S. 653) von der Schiedsgerichte zwischen eiflichen Bürgern und dem Bischöfe der Kirche in der Stadt bei dem Unvermögen der Falschheit in J. 1296 nach einer lateinisch verfaßten Beschreibung handelt. Aus seiner Darstellung bemerken wir hier: bemerkt die Sachschwierigkeit beim Rath anzuhandeln und um der *freveler* Bestrafung gedenken. Als man darauf die selben vor den Richter zu stellen und den *Frevel* zu erwidern dem Thomsprecht gelobt, daß er solchen Bürgern kein Recht geben u. f. w. Dagegen der Rath fürtrah, daß der Städtliche Richter oder jemand andere in der Stadt (Stadt) der Bestrafung der Städtlichen in *Frevel* und Bürgerlichen Sachen nicht verfuhr; und obgleich die *Freveler* der Thomsprecht Aufschicht, so waren sie doch freier u. f. w. Weiter heißt es von der Kirche, welche erklart, daß ihr Gebote der geistlichen Freiheit theilhaftig wäre, „darum als (der Diener) vor die Richter zum *Frevel* (zur Bestrafung des *Frevels*) anzuhaltten standhaftig abgeschlagen.“ Der Rath umkreist nun mit einer starken Anzahl seiner Soldaten und Bürger die Bestrafung des *Demprechts*, senket den halben Rath, nämlich sechs derselben, hinein, und diese werden mit dem *Demprecht* freit, „das er mit Handgegebener Treue, die *Freveler*, unter denen dens Thomsprenger Bürger der Firmbreite, einem Rath zu liefern versprochen, und als sie erschienen, haben sie den *Frevel* im Gefangnis abgehandelt.“ 41) Siehe *p. B.* bei de Westphale, *Mosum*, inedit. T. IV. p. 331. 42) Holzer L. I. col. 400. 43) Die Überschrift lautet: De praesumptorum et operibus praesumptorum, und der Anfang: Si quis aversus

27) Michelbeck, Hist. Frising. T. II. p. 175. 28) T. XIX. p. 179. 29) Bf. 47. 30) Bei Wacker, De Ursprung. p. 224. 31) Parzival S. 1306 bei Meier, Sammlung. I. Bd. S. 106, bei Lehmann, Welfram von Eschenbach S. 210. 32) Lehmann a. a. O. S. 587. 33) Holzer L. I. col. 429. 34) Bei Koppin, Specimen de Jure regim. p. 16. 35) Bei Wacker, *Frevel*, p. 353. 36) Bei Tschudi, Chron. Helv. I. P. p. 607 a. 37) Tschudi, b. b. t. 38) Bei Schiller, Cod. Juris Aemmanici p. 590. 39) Bei Lehmann, Chronica bei Frey Reichs-Stadt Speyer. (Frankfurt 1612.) S. 329.

genieß, welcher göttliche Ausdruck durch praesumtor gegeben wird. Im Teutischen in engerer Bedeutung wäre es *Frevel*, da *Frevel*, *freveln*, und *Frevel* bald umfassender, bald in weniger umfassender Bedeutung gebraucht wird. Zur Erläuterung dient z. B. in einer alten Bibelübersetzung⁴⁷⁾, Deuterom. c. XXVIII: Allesamt mussetu *Frevel* an gewalt liden und werdest von *Frevel* und gewalt nydder gedrucket, und Buch der Richter II. Cap. 6: und slug in umb de getarsteiket *den Frevel*. *Frevel* und Vorsatz werden einander entgegengesetzt. So z. B. in den göttlichen Gesetzen. Zwar könnte Buch II. in Art. 87⁴⁸⁾: Schäder emne, sohade up den alreden vor des Keyzers bus, also begoten were an spottte oder an spele also mon dar pleget, dar ne geit kein gericht over, off seck de sackewolde vreevels unde vorsate entschuldige also recht is, *Frevel* und Vorsatz vielleicht bloß neben einander gestellt scheinen. Aber an einer andern Stelle⁴⁹⁾ heißt es: Wo deme anderen mit vreevel in lorne mit handunde sunder vorsate wat dede, eder up on spreke, dlichtede oder bethege, das an sinen Leib (Leben), Ehre und guts Gerichte (Nuz) ginge, das er auf ihn nicht vollbringen könnte, „also“⁵⁰⁾ recht wäre, und sich „Vorsate“ daran mittigen wölle, ob (wenn) man das von ihm beichte, der sollte dem Kläger büßen mit dreißig Schillingen, und dem Vogte „wedden“ (als Strafe zahlen) sechzig Schillingen „lütliker“ (kleiner) Pfennige. Wo aber in hute eder mit vorsate, unde mit vordedachten unde weme wat dede eder up on spreke, dlichtede oder bethege, das an sinen Leib, Ehre und guts Gerichte ginge, das er auf ihn nicht vollbringen könnte, „also“⁵¹⁾ recht ist, und „der Vorsate“ sich daran nicht entledigen möchte, der sollte dem Kläger büßen mit dreißig Schillingen, und dem Vogte „wedden“ sechzig Schillingen „lütliker“ (kleiner) Pfennige. Daß, wenn Jemand ihn mit vordedachten Muthz ausübt, macht den Gegensatz zu *Frevel*. So z. B. eben

falls in den göttlichen Gesetzen, Van Overhore (H. verpöntigheit), Art. 33⁵²⁾: Welde eyne sinen overhorigen (widerpöntigen) man up (holden)⁵³⁾, de seck des nicht were, unde mit willen mit omne ginge, wunde eder schlohe he deme dar en boven, dorch vreevel oder dorch hat, darum sollte er antworten, „also“⁵⁴⁾ recht ist, ob (wenn) man das beicht, und das sollte dem „overhorigen“ (widerpöntigen) Manne zu „der Orweyde“ (Lichtede) nicht schaden, ob (wenn) er oder seine freunde (Kerparenten) das beichten, daß man das antwortete, möchte (könnte) man aber beweisen mit zwei biteren Männern, daß der „overhorige“ (Lichtedrige, d. h. widerpöntige) Mann sich zu Recht gesetzt hätte mit Unfug, mit Schwerte oder mit Messer, und jener das „Gierocht“ (Gefecht um Hülfe) gerufen hätt, und ihn dann gemundet oder geschlagen hätt, dar se doechte nene not umme liden. *Frevel* wird in einer Urkunde des Königs Johann von Böhmen vom Jahre 1331⁵⁵⁾ auf folgende Weise umschrieben: ut si quis ex ipsorum concubinis vel alterius ejusqueque conditionis aum lemeraris ecclesias sine innocentia aut enormitatis aliquas perpetrare praesumpserit vel innovare, quod de hoc nostri Consules etc. corrigendi et coercendi etc. plenam et omnimodam habent potestatem. In weitester Bedeutung umfaßt der Ausdruck *Frevel* alle Vergehen, und zwar auch schwere Verbrechen, auf welche Todesstrafe stand, wenn sie mit Unfesonnenheit, oder an einem gefreien (göttlichen) Orte begangen wurden. So z. B. heißt es in dem Bupnisse der Bentschysen des Landgerichts zu Wertheim vom J. 1422⁵⁶⁾: Was *Frevels* in der Freyunge der Stadt zu Wertheim geschicht, en sey mit Diebstall, mit Mord, mit Brand, oder wie der *Frevel* anders hiesse, oder Namen gewonne, obngeschrde, denselben *Frevel* — ob beyde gross oder kleine u. s. w. Abgesehen von dem Orte, wo die Verbrechen geschähen, hatte *Frevel* in den meisten Fällen keine so weite Bedeutung, als in dieser zuletzt angeführten Stelle, und es waren namentlich darin die Wortbedeutungen nicht begriffen. So z. B. heißt es im Schwabenspiegel Cap. III (a). §. 4⁵⁷⁾: So sol ein vogt ritten über den toslag und alle *fraue* und wanden und awertzucken und hainsucken und swaz *frauevel* und unzucht heisset. Godtsch, Herr von Eppensgrün, bemerkt in einer Urkunde vom J. 1254⁵⁸⁾: quod Capitulum Maguntinum habet plenum jus, institutiendi et destitutiendi Scultetum in Villa sua *Birgestat*: Ad cujus officium spectat judicare de bonis proprietariis et hereditariis, debitis, aliisque causis civilibus quibuscunque. Nosque in ipsa ha-

gladio, vel quolibet genere amorum munus, praesumptivo modo in domum aliamque introverti, suprema dominum domus coecidere, si ipse fuerit socium, vero ejus nullatenus respirare. Qui scilicet et ben quoniam, sol et solus frater. Gerit et hinc Criminalis (d. h. der Mord), so sol er nach der Betreibung der Gese die in dem Hause gethanen Schaden ersetzen, namentlich desjenigen, moß er aus dem Hause genommen, mit stofflicher Satisfaction temperiren. Dat er Nichts, wenn er compenise, so werde er, um als Esclav zu dienen, übergeben. Dat er in dem Hause keinen Schaden gethan, noch etwas daraus entnommen, so sol er besser, das er in des Haus gezeigen, zehn Schillinge geben und mit ihm freischiden öffentlich geschlagen werden. Sol er Nichts, wenn er compenise, erhalte er 300 Reichthier. Su vero, biß er weiser, aliqui ab ingenuis, cum eo in eadem domo, non ab illo jussu, neque in ejus obsequio vel patrocinio constituti, unanimes tamen vel consensientes praesumptori ingressu fuerint, unusque eorum similis damno et poenae subiacent. Quod si non habuerint unde componant, Cl. flagella suscipiant: nam testacionem non amittant. Quod si in patrocinio vel obsequio praesumptorie rocenti, ab illo hoc facere jussu fuerint, vel cum eo non esse seculum compenise, solus poenam in eadem testacione et poenae et damni tenentur obnoxios.

47) *Alt. Heilbr. I. l. col. 457.* 48) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 49) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 50) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 51) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 52) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 53) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 54) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 55) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 56) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 57) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 58) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.*

47) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 48) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 49) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 50) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 51) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 52) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 53) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 54) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 55) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 56) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 57) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.* 58) *Alt. Heilbr. Rev. Brunswic. Script. T. III. p. 503.*

bere debemus Ointgravium. ad quem de causis sanguinis, et eis, quae vulgo dicuntur *Frevel*, in eadem Villa pertinet iudicare. Der Ritter Johann der Treier, welcher nebst andern Commissären in die Stadt Speier gefandt war, ihre Freiheitsbriefe und Handfesseln zu lesen und verheeren, that in einer in dem Landgericht des Kaisers Ludwig zu Neustadt im J. 1333 aufgeschriebenen Urkunde ⁵³⁾ kund, daß die Stadt und Bürger gemeinlich zu Speier von Römischen Kaisern und Königen sind freigeit, daß sie um alle Sache, Schuld, Frevel, Brand, Heimsuch, Mordhug und Mord an keinem Gericht vor niemand zu Rechte stehen sollen, denn (als) zu Gericht in ihrer Stadt zu Speier. Ungemein häufig habet man neben einander gestellt Dab, Dube, Deube (fortum) und Frevel, und zwar nicht als gleichbedeutend, oder als Erweiterung, ungeachtet Frevel die ganz neue Bedeutung von Diebstahl erhalten hat, z. B. in dem Hofstaatsdrucke „*Frevel, Holzfrevel, welcher Holzdiebstahl ist*“). Was bei der Rebenanerkennungung Dubo und Frevel zu verstehen, erhellt aus der Urkunde des Kaisers Heinrich IV. ⁵⁴⁾, welcher er im J. 1075 dem hiesigen Kloster gab, und in der er sagt, es sei dem Wigste gestattet, tantum tertius bannus et consuetudinaria iustitia et lex, quam caeteri Advocati in alia liberaria Monasterio habent, super sacris, proterea et consualibus etc. In einem Rentenbuche vom J. 1300 ⁵⁵⁾ heißt es: Habet etiam dictus Episcopus in utraque curia, in 8. videlicet et in V. merum imperium, h. e. sicut vulgariter dicitur *Dab* und *Frevele*. In der Urkunde über die Schlichter, Städte und Dörfer des Königs Rudolf vom J. 1299 ⁵⁶⁾: Ze Spreitenbach richtet die Herrschaft, von der Grafschaft wegen von Habsburg, *Dab* und *Frevel*, zu vergleichen mit der ebenfalls befindlichen Stelle: Die Herrschaft hat da zu richten *Dab* und *Frevel*. Es sprechen aber die Halwiz, nie habend da alle Gericht, an *Dab* allein. Dierher gehört auch die Stelle aus dem dachweiser Wäldthum vom J. 1307 ⁵⁷⁾: so weisen wir mit Recht, vor unser oberste Herren aller Obrigkeit, mit nament u. s. w. Gebott und Verbott, über Hals, Haupt und Halsbein (Halsspin), über *Dab* und *Dieb*, Bruch und *Frevel* u. s. w.; und aus dem drehenheimer Wäldthum ⁵⁸⁾: Erkennen die Adtsin vor einen obristen Herrn über Hals und über Hant, über *Dieb* und *Diebinn* wo die wären, die solchs verdient hätten, die hat — — zu binden und zu entbinden nach ihren Gnaden — — so weit die selben Gemarken keren und wenden, zu aller Gewaltthamkeit, überbracht Heyl und Heylgeschrey, Klag, Straffbarkeit, Frühe, Frevel und Bussen.

In einem Theile der Gesichte, namentlich in einigen

oberteutschen Gerichten, wurden die Verbrechen in den großen Frevel, welcher vor die höhere Gerichtbarkeit, und in den kleinen Frevel, welcher vor die niedere Gerichtbarkeit gehörte, getheilt. So, man unterschied: „groß, mittel und klein Frevel.“ In der abelsberger Gerichtsordnung vom J. 1362 ⁵⁹⁾, welche das Nähere darüber auführt. Die kleinen Frevel, d. h. geringe Vergehen, z. B. Scheltworte, Wadenstreiche u. s. w., wurden zum Unterschiede von den höheren Verbrechen häufig bloß schlicht hin Frevel genannt; daher die Ausdrücke *Frevelsache*, eine ein geringes Verbrechen betreffende Rechtsache, *Frevelgericht*, ein nur geringe Verbrechen richtendes Gericht, *Frevelrichter*, der Richter eines solchen Gerichtes. Daher wurde, namentlich in Franken, ein Unterschied zwischen *Frais* und *Frevel* gemacht, worüber wir im Art. *Frais* S. 134 das Nähere angegeben, und namentlich aus dem Vergleiche zwischen dem Bischofe von Bamberg und dem Markgrafen von Brandenburg angegeben haben, was als *Frevelsache* und nicht als *Fraisfall* angesehen werden sollte. Hier bemerken wir noch eine Stelle aus der Urkunde ⁶⁰⁾, welche der Landgraf Hermann der Jüngere im J. 1294 der Stadt Gossel ertheilte: Quod nec civis eivem, nec de extra civitatem manentibus quinquam aliquem — — civium pro verbis contumeliosis vel alius insaniis, quae quasi *frevelae* habendae sunt, evocare poterit. Im Betreff der *Frevelbußen* ⁶¹⁾ führen wir zurh Stellen aus lateinischen Urkunden an. Kaiser Heinrich II. sagt in einer Urkunde vom J. 1015 ⁶²⁾: quibus (procuratoribus ecclesiae S. Michaelis Bambergensis) etiam placationes offensarum, *satisfactorum vel emendas excessuum*, vel injuriarum in omnibus causis civilibus, tam in tribus placitis Maji, autumai et Februarii, quam in omnibus plarie negotiis, ab universis ecclesiae colonis volumus exhiberi. Kaiser Heinrich IV. in einer für das Kloster Tegernsee gegebenen Urkunde vom J. 1193 ⁶³⁾: haec autem scripta in usus Advocatorum sunt deputata, videlicet *satisfactio temeritatum* etc. Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen sagt als Herr des Osterlandes in dem altenburger Privilegium ⁶⁴⁾: de planis et simplicibus emendis recipiet (Scultetus) annos pedes porcos vel duos pullos; de gravius et *temerariis emendis* quid vel quantum recepturus sit, duodecim jurati secundum culpam taxabunt qualitatem. In der Aufzählung der Gerechtsame des Klosters Honorat zur Zeit, als es nach auf der gleichnamigen Rheininsel bestand, wird No. XIV. ⁶⁵⁾ aufgeführt: *Emendarum punitio, Frevellarum* ⁶⁶⁾ *diurnatum et nocturnatum emenda*.

53) Bei Lehmann a. a. O. IV. Buch. Cap. 9. S. 398.

54) Reichliche Rechts- und Sachkenntnis, in der Diana. (Fehl. 1785). S. 294. 55) Bei Herder, Diet. Lind. p. 699.

56) Bei Schiller, Glossar, p. 332. 57) Bei Herrgott, Geneal. Dipl. Habsburg. Vol. III. p. 587. 58) 59) 60) Bei Meisner, Decis. Camer. T. II. Lib. II. p. 702. 61) Bei Koppman, Specim. de Jure pignori. convent. ap. Germ. in Supplim. p. 78.

62) Bei Heald, Docum. Wurtemb. Monast. pag. 63 seq. 63) I. Anst. Hann. Coll. IV. p. 763. 64) I. Marfelder, Cont. Welfum I. I. bei Led. Zwernher, Exerc. de Centra Sublimi, Append. p. XIII sq. 65) Diplomatarium Bambergensium Codicibus No. III. bei Ledwicz, Rec. Bamberg. Script. col. 1118.

66) Bei Hand, Metrop. Schib. Tom. III. p. 275. 67) Bei Herrn. Ulrich von Eingen, Klein teutsche Schriften. I. Bd. S. 125. 68) Bei Schiller zu Jacob von Königseck, Inhang B. 1156. 69) In einigen Gegenden sagt man nämlich statt der Frevel die Frevel.

tio. König Adolf sagt in einer Urkunde vom J. 1294 ⁶⁹⁾: quicunque *autem temerario* earundem Sanctimonialium claustrum intraverit, et infra septa ipsius *exceum* commiserit, quod vulgariter dicitur *frevel*, teneatur eidem Sanctimonialibus solvere decem libras pro *emenda*. Der Schwabenspiegel besagt Cap. 64: *Wer drier buz schuldig wirt: Ez nuz an man umb frevel drier buz schuldig werden: Tut er ain man frevel in der kirchen oder in dem frihof, er muz gaislichem gericht büssen und weltlichem gericht und jenem, an dem er gefrevelt hat, daz sin dri buz.* Mit Frevel hat man mehrte Zusammenlegungen, als Marxfrevel, Feldfrevel, Holzfrevel, Jagdfrevel, welche durch Geld bestraft wurden. Als abgeleitete Bedeutungen erhielt Frevel die Bedeutung von dem Rechte, das der Gerichtsherr oder Richter auf die Freiwildung hatte, und die Bedeutung von der Summe Geldes, welche für den Frevel gezahlt werden mußte. So z. B. heißt es in einer Urkunde der Grafen von Eberstein vom J. 1276 ⁷⁰⁾: nos adstringimus — — quod ipsos Monachos (de Alba) cum suis in claustris, grangiis, curiis, molendinis — — et villis specialiter nullo modo gravabimus, in postulatione, ablatione vel extorsione frumenti, vini, animalium, canum, pullorum, denariorum, seni, pabuli, Hovprecht, Hertrecht, Dube, Frevel, Stewre, Behe, Vogte-habern etc. Die Gebrüder Heinrich und Otto, Grafen von Zweibrücken, sagen in einer Urkunde für das nämliche Kloster vom J. 1296 ⁷¹⁾: vendimus — — curiam ibidem dictam Frohof et Jus Advocacie, Dube, Frevel, betde, census, redditus, usufructus, Landacht. Markgraf Rudolf von Baden verkaufte durch eine Urkunde vom J. 1319 ⁷²⁾ dem Bischofe Gerhard von Basel: Strazberg die burke, die stat zu Burren — — zölle, vogteyre, besserunge, Dube und Frevel, mit allen nutzen u. s. w. In einem Teilungsvertrage zwischen dem Grafen von Gossell und dem Edelfreien von Eimburg vom J. 1414 ⁷³⁾ wird gesagt: und an demselben gemeinem Gerichte sollen alle Frevel und Busse unser beider Teil gleiche gemein sein. Das Recht des Hofes zu Gruffenstein ⁷⁴⁾ bestimmt: Wer och das jeman of ein verboten gut fure, der frevelt ⁷⁵⁾

drissig schilling phenninge, und also dicke er drus vert, so erevelt er. Es ist auch zu wissen, wer seine Bins nicht gibt auf dem Tag, so ein Abt „Gedinge“ (Gerichtssammlung) hat, und seine Bins todert, der soll sie geben oder acht Tage mit der Besserung (Buße). Und wer erevelche von dinge got (aus der Gerichtssammlung geht) aus dem hofe, der frevelt ⁷⁶⁾ drissig schillinge. Man soll auch wissen, daß die Vrevel, die da vallent in dem hofe durch das jar, die zweiteil horet ein Appet an, und ein dritteil eine Vogte. Die adelsherger Gerichtordnung vom J. 1502 bestimmt S. 63 (bei Besold, Docum. Monast. Wart.): Atrincken soll mit einem großen Frevel gebüßt und gestraft werden, und S. 65: Welcher auch sich im Rechten unteset, oder außerbis in Mißhandlung über Frevel zu entschuldigen, dergelalt, er sei voller Weins gewesen, das einen guten Trunk gehabt u. s. w., daß solch Entschuldigung nicht soll angenommen werden, sondern in der Urach sein gebührende Straf aufgiet, und darzu um sein bekante Trunkenheit um einen Mittels Frevel gebüßt und gestraft werden, und ein Tertz trinken soll, damit er wiß, was er thue u. s. w. Der Schwabenspiegel besagt Cap. 177: Und silet ein Mann einen Baum zu (im) Walde dem Wege so nahe, daß er an den Weg fallen mag (soll), schlägt der Baum den Menschen zu Tode, man soll ihm das Haupt ab schlagen, schlägt er ein Vieh zu Tode, er sol ez gelten als ez wert was, und soll dem Richter *sellun ain frevel*. Das rheinlaguer Brithum vom J. 1324 ⁷⁷⁾ besagt im Betreff der Jagdfrevel: Wer in dem vorgenannten Wildbann einen Hirzen fienge, der sal unserne Herrn einen salen Eschen geben und halt zoo Warf verbrochen zu Frevel, und wer eine Hinde fienge, der sal unserne Herrn geben eine salbe Kuse und halt zoo Warf verbrochen; wer ein Rebe fienge, der sal unserne Herrn geben eine salbe Heiß, und halt zoo Warf verbrochen; und wer eine Kolemisse finge mit Eimen ⁷⁸⁾ oder mit Siagegarn, der sal un-

schentlich der Zeitwort frevelen in der das I lichenen mundartlichen Veränderung frauvila für fraevelen, freveln, in der Gesselschaft durch Beugung eines frevels verfallen, sein soll.

75) Hierfür hat der neuer Geber: der besser (b. h. zahlt als Buße). 76) Bei Bodmann, Rheinische Jurisprudenz S. 268. 77) Mit dem; hieraus läßt sich schließen, daß in selbiger Stelle des rheinischen Brithums vom J. 1323 bei Dahl, Beschreibung von Eichen, wie diese meint, Wisse kein bildlicher Ausdruck sei, und barmherzig ein Zeichen des Achtens zu verstehen sei, wenn auch bei der Fassung mit Eimen nicht gerade, nämlich: Wer aber jemand anders der in dem Wildbann jagt aus des Bischofs Laube (Erlaubnis) von Mainz, und fange das ein Hirsch, der ist schuldig für den Hirsch drei Pfund pünktiger Pennings und einen zindelten Ochsen mit offentlichen Hörnern, und für eine Hinde eine Kuse und drei Pfund des vorg. Geldes dazu, und für ein Rebe ein Geisse und drei Pfund des vorg. Geldes; wer ein Bock ein Bock und des vorg. Geldes 3 Pf. dazu, und wer ein Baummeise ein hubenrechte (juristische, b. h. fuppig) Henne mit 12 Hinkel und 3 Pf. pünktiger Pennings dazu. Da eine heubdicke (fuppig) Henne gegeben wird, so kann man vermuthen, daß unser Baummeise-Quadenmeise (parus cristatus) zu verstehen sei, wiewohl diese gern in den niedrigen Ästen der Bäume und in Geshüben, vorzüglich Wacholderbüschen, herumtrifft. Jedoch ist es wichtig für den Vogeljäger, weil sie die Aufzucht von Zup-

69) Bei Besold, Monum. Virg. Sacr. p. 386. 69) Bei demselben, Docum. Monast. Württemberg. p. 142. 70) Emdenbach S. 147. 71) Bei Horvort, Gen. Dipl. Baben. Vol. III. p. 613. 72) Bei König, Reichsarchiv. Spich. Sc. T. I. p. 54. 73) Bei Schaller, Cod. Jur. Alem. Pand. p. 592. 74) Der neuer Geber hat frevelt (verfällt); man könnte nichtig annehmen, daß das ältere frevelt eine Buchstabenverfälschung sei, nämlich fre-velt für verfelt. Aber dies würde unrichtig sein. Gewis nämlich frevel freilich, und in abgeleiteter oder übertragenen Bedeutung die Gesselschaft für die Freiwildung, oder mit andern Worten: die Freiwildung, die Freiwildung bedeutet, so bedeutet auch frevel ein Frevel begeben, und in abgeleiteter oder übertragenen Bedeutung in die Gesselschaft durch Beugung des frevels verfallen. Wenn in einer Urkunde (bei Besold, Monum. Monast. Virgimum p. 267) bemerkt wird: si aliquod fecerint, unde incident in emenda, quae vulgo dicitur frauvila, so ist nicht ganz klar, ob frauvila die Verfallensform von fraevell, also freveln, ein frevel Frevel (Gesselschaft für einen Reben Frevel), oder aber wach-

ferne Herrn geben eine salbe Henne mit sieben Hünteln, und dazu zwei Mark verbrochen zu Frevel. Das dreieckige Beutium vom J. 1338 besagt: Und wer einen Hirsch finge, der soll ihn antworten auf die nächste Wildschabe, der Hühner soll die vier Stück, das Haupt und die Haut antworten zu Hof, thäte er das nicht, so soll er hüben „nechzig Schilling geber Pfenninge und einen Halbeling“ und einen solchen Hosen mit „aufgeruchten“ (aufgerichteten) Hörnern, und mit „einem zinnelechten zaille“ (aus einander geklammtem Zage), d. i. Schwange, und 60 Schill. Pf. u. 1 H. b.; wär es aber eine Hindin, so soll er geben eine salbe Kuh mit „aufgeruchten“ (aufgerichteten) Hörnern, und mit einem „zinnlechten zaille“ (aus einander geklammtem Schwange) und 60 Schill. Pf. u. 1 H. b.; für ein H. soll man geben 60 Schill. Pf. u. 1 H. b.; und eine solche Gais; ist es ein Bod, soll er geben einen solchen Bod, 60 Schill. Pf. u. 1 H. b.; wer da fahet eine Hermeisen⁷⁸⁾, der soll geben eine „koppcheit“ Henne, und zwölf „hinkeln“ (Hühnchen) und 60 Schill. Pf. u. 1 H. b. Die 60 Schillinge sind der Königsbann⁷⁹⁾; da her kommt es, daß die Frevelbuss für das Fangen eines kleinen Vogels ebenso viel beträgt, als für das Fangen eines großen Wildes. Eine Wisse liegt in der Lex Alamannorum⁸⁰⁾ zu pro frevelo als Erklärung h. e. frevelde, und das sedum beträgt 60 Schillinge. Bada-

nus⁸¹⁾ glaubt, daß Frevel aus Fredel, d. i. Fredum, verborben sei. Zwar ist die Nebenart richtig: „Er muss den Frevel, das ist die Buss oder die Straf oder den Frieden zahlen;“ denn Frevel bedeutet in seiner abgeleiteten Bedeutung die Geldstrafe für den frevelhaftesten Friedensbruch, oder Fredum in abgeleiteter Bedeutung; aber Frevel, althochdeutsch *Frevalh*, ist nicht aus Fredum verborben. Großer Streit ist, ob das einzig in dem Decrete des Königs Childerbert vorkommende *farfalius* zu Frevel gehöre. Joh. Georg Wachter⁸²⁾ zweifelt; denn obwohl das Wort dem Künge nach mit Frevel übereinstimme und ohne Schwierigkeit daraus gebildet werden könne, so scheint es doch dem Sinne nach unpassend zu sein. Die um das Jahr 695 gegebene Decretio Childerberti Regis sagt L. 7: *De farfaliis*“ ita convenit, ut quicunque in mallo praesumpserit *farfalius* minare, sine dubio summo Veregidum⁸³⁾ componat, quia omnino volumus, ut *farfalius* reprimatur. Et si forsitan, ut adsolet, iudex hoc consenserit et fortasse adqueat, iustum *farfalius* custodire, vitae periculum pro omnia incurrat⁸⁴⁾. Joh. Georg Ecardus⁸⁵⁾ gibt folgende Erklärung. Vor der Lex de *farfaliis* stehet die Lex de *raptu*“), und dann unmittelbar davor die Lex de *homicidio*“), und es folge nach der Lex de *farfaliis*“ die Lex de *furibus* et *malefactoribus*“). Daher sei nur die Lex de *adulatione inimica* übergangen. Daß diese durch *farfalius* bezeichnet werde, sei nicht ungerecht; denn er habe oben⁸⁶⁾ gezeigt, daß in Leg. Sal. Tit. XVI. leg. 4 et Tit. XVIII. leg. 1 et 2 durch *Alasfacis*, *Alasfalius* und *Falchio* in der malbergischen Glosse aufgeführt sei. *Fal* in den Glosissen Rabboni Mauri „*caus*“ sei daher irrthümlich. *adsalutio*, wofür wir *Fall* sagen. *Far* werde bei den Alten oft, vornehmlich in Composition, für *for* oder *vor* gebraucht. So haben *Kero* und *Andere farrocosus*, *projici farakissit*, *perspexerit*, und hundert dergleichen. Wie aber *forbattatus* vorher gewesen sei, *qui prius percurerat*, so bedeute hier *farfalius prius factam adulationem rive assultum inimicum*. Hinc autem, führt Ecardus fort, eum turbare multae ex vindicta sequantur. praesertim si auctorem adulationis eam publice minatum fuisse, atque ita cogitante perpetrasse constet, veregidum ille summo merito componere seu vitam redimere aut mortem subire cogebatur. Ecardus möchte nun *farfalius* durch „*forfall*“ wiedergeben. Als ein Wort mit Frevel nimmt jedoch Ecardus *Farfalius* nicht an. Dieses thut jedoch Hall⁸⁷⁾. Er glaubt, daß Frevel durchaus aus *for* oder „*far*“ pro zusammengesetzt sei; „*vorfallen*“ bedeute „*irruere*, prorumpere.“ Ohne Zweifel haben die Ältesten „*for-*

pen von Tannenmilch und Weidhühnern mocht. Auch kann Baumseife vielleicht für Baumseife gebraucht sein, und dieses wüßte dann am besten auf die Baumseife (*parus caeruleus*) passen, nach dem steht auch nicht entgegen, daß für den frevelhaftesten Fong einer solchen eine baugleiche (kupfene) Henne gegeben werden soll; die die Baumseife der Kupfhenne so oft ist. Doch thun dieses auch andere Weisenarten im Jense; deshalb paßt die kupfene Henne auch auf die Keimseife des eingelegenen Weidhühners. Doch war natürlich die Buss nicht bloß gegen den frevelhaftesten Fong einer bestimmten Weisenart verhängt und beschränkt, sondern galt für den Weidhühner überhaupt; aber dieser war nicht immer in dem Weidhühner begriffen. So j. B. besagt das bairische Weidhühner J. 1338 nur: Und wer klare jagte auf dem Weidhühner Wald, der nicht darauf jagte, der hat sich bösen von einem Böfchen einen bunten Schen und einen Pfund Pfennig, und jedem Hühner fünf Schillinge Pfennig und von einem Böfen drei Pfund Pfennig und jedem Hühner 20 Pfennig.

78) Cap. Germani (Deutsche Reichsgerichtsordnung S. 588) legt zu *hermelde* fragend (Bergweise), welches noch jetzt übliche Benennung für die Schwärzweife (*parus caeruleus*) ist. Nennen wir das Weid also ansonderst an, so kann *hermelde* sowohl als *baermeise* sein, welche jetzt nicht übliche Benennung am wahrscheinlichsten auf die kleine Kohlmeise, Tannenmeise (*parus ater*) gehen würde, oder *hermelde* bedeutet *selva*, welche Benennung am besten auf die Baumseife (*parus caeruleus*), welche alle Art Birren, namentlich gelblicher und oberhöcker, auffucht und in der Roth, im Winter vornehmlich, von Forstjägern sehr, paßt.

79) f. die Nachweisungen in der *Ulexen*, *Concil.* d. B. u. S. I. *Sec.* 46. *Th.* S. 362. 80) Cap. I. Leg. 2 in der Recension bei Schilter zu *Carob* von *Königshofen* XII. *Ann.* S. 623: *Ki si aliqua persona, res malo ordine ab Ecclesia subtraxerit, quae nam potestiva prius contrahit (et) contracta? o der besser contrahit ad Ecclesiam fuerunt, secundum legem Alamannorum mita, quas in carta commemorata est, in fisco relevant assensu solidos pro frede (h. e. frevelo G.)* Res autem ad Ecclesiam permanent, cum emendatibus hominibus, qui eas malo ordine subtrahere voluit. Hoc est cum supradicto debito res reddat, et XXXX solidos ad Ecclesiam solvat.

2. *Caroli* d. B. u. S. *Grise* *Ort.* XLIX.

81) De Colleg. Lib. I. p. 27.

82) Glossar, German.

col. 468. 83) Nach anderer Lesart *farfalius*.

84) Nach an-

derer Lesart *Widrigildum*.

85) Nach anderer Lesart *ostensit*.

86) *Leges Francorum* Salicae p. 188.

87) *Römisch* L. 5.

88) L. 6. 89) L. 7. 90) L. 8.

91) p. 39.

92) *Halb-*

bus, Glossar, Germ. col. 486. 487 leitet den Artikel ein: „Fre-

vel vox creberrimus usus ac non ignoti sensus, sed ejus (quan-

ta) a nemine satis tentata est derivatio.“

sal“ geschrieben, was wir aus dem Decrete des Königs Childbert lernen, wo „*farfallum* und *farfallus*“ vorkomme. Weiter legt Haultaus „*farfallum*“ mit *Coarctatus* durch „*assensus inimicus*“ aus. „*Inde translatio*“ führt Haultaus fort, „*facta est ad omnem (ut Cicero ait) proruptam audaciam*“. Näher dem Ursprünge nach sei das Wort vorwiegend nach bürgerlicher Mundart in einer nymphencher Uebersetzung des 14. Jahrh.“), ebenso *fravalitio*, proterve, in den Gloss. Keron., und *fravalere*, procaax, in den Gloss. Boxh. Ofrid (schreibe *fravelli*, wodurch sich zeigt, daß schon damals eine Buchstabenverstellung geschehen sei, und der Gebrauch mit einer gewissen zufälligen Schönheit Frevel, eine über Hals und Kopf stürzende Sache über Hals und Kopf stürzend“) ausgesprochen habe; denn Frevel sei *apostasia*, praecipitancia, temeritas, sive caecitudo injuria, delictum quodvis inconsultum, praepereus ac temerarius, in quod effrenata quis prorumpit cupiditate ac audacia. Nach Haultaus haben auch Andere *farfallus* mit Frevel zusammengestellt“). Jacob Grimm“) thut dieses zwar in sprachlicher Beziehung, gibt aber doch dem Wort *farfallus* eine auf einen Frevel bezügliche Auslegung. Er sagt nämlich im Abschnitt „*Kloffen*“ (legitima impedimenta): Ein anderer“) altmodischer Ausdruck forfall (nem. impedimentum), (schwedisch forfall“), dänisch forfald, scheint auch in Franken nicht unbekannt, da es in der Decretio Childberti von 595 heiße: *de farfallis ita convenit, ut quicunque etc.*; etwas Processualisches müsse dieser *farfallus* sein, wie auch minare (französisch mener) und custodiare zu erkennen geben; aber nach der schweren Strafe könne es kein gelegentliches impedimentum sein, sondern nur eine mutwillige, frechehafte Hemmung des Gerichtes. Grimich Leo“) dringt im Betreff des Angelsächsischen“) in die Richtung: „*frófor* (fröser, fern, der Trost; frósforgást, spiritus consolator; frófrjan, trösten (s. fräsele),“ wo er sagt: „*fräsele*, adj., wer getrossen Ruthes ist, lähn, munter; fräsele, lühnlich (mit frófor verwandt); ein altes verlorenes Zeitwort: frasan, frósan, frasen, liegt zu Grunde.“ (Ferd. Wackler.)

93) Die Uebersetzung hat Haultaus (col. 1369) unter *Mul-Metoe* mitgetheilt. Nach dieser Uebersetzung haben die Bauern in dem Dorfe „*cau der groyzin (großen) Parde*“ bei dem Gerichte der Wälfen zu „*Nymphenchen*“ über ungerechte Wälfen in den beiden Wälfen in dem oben genannten Dorfe geklagt. Die Sache wurde gerichtlich untersucht und die Wälfen eines ungerechten abertemmen (überführt), und die Wälfen konnte dieses nicht mitführen, sondern“ heißt es in der Uebersetzung weiter, „*von kraft der orteil und nach gerichtes ordnung* worden die vorbenannten mulnere mit denselben mollen und ungerechten mezin der dicklagenanten vrowen der Ketzschelme *cau gnaden umme den vorseil geteyld*“ (zuertannt). 94) „*pro-nunciancia Frevel, rem praecipuum praecipitauer*“. 95) J. B. Altmann, Mitteldeutsches Wörterbuch S. 367: „*verreil* stammel (farfallus)“ u. s. w. 96) J. dessen Teutischer Rechtsatlas Th. 2. S. 621 und 648. 97) Nämlich als syn. (syn. impedimentum), sondern (legitimum impedimentum). 98) 1) Verfall, 2) gelegliche Ursache. 99) Entscheidendes Verdict der angeklagten Wälfen, in dessen Angeklagte. Schlichtproben S. 133 und 140.

1) Sommer, Diet. Anglo-lat., „*frasele*, *frófor*, *procaax*, *fravellence*, *procaatias*“ wözu Joh. Georg Wackler (Gloss. Germ. col. 468) bemerkt: „*Fora a Gr. ἀνέφαλος*, *audax*, *temerarius*“.

FREY, 1) Johann Jacob, ein theils wegen frühzeitiger Entwicklung, theils wegen des Besalls und der Gutmüthigkeit, die er, obgleich Ausländer, in England fand, bemerkenswerther Gelehrter. Er wurde geboren zu Basel den 6. Juni 1606, besuchte dort die öffentlichen Schulen, wurde, noch nicht völlig 15 Jahre alt, zum Besuche der Universität reisig gefunden, erhielt nach drei Jahren den philosophischen Doctorgrad, studirte dann zwei Jahre theils zu Basel, theils zu Genf Theologie, und reiste hierauf im Juni 1628 nach Paris, wo er mit den dortigen Gelehrten Verbindungen anknüpfte und die öffentlichen Bibliotheken benutzte. Im April 1627 ging er nach England. Von London und Cambridge begab er sich nach Oxford, wo er einige Zeit seine Studien fortsetzte, dann von Richard Boyle, Grafen von Cork, als Erzieher seines erstgeborenen Sohnes berufen, und, da ihn auch der Wunsch von Irland zu beehren wünschte, im Mai 1630 von dem Bischof der Insel Man zum Diaconus der anglicanischen Kirche geweiht wurde. Als er im nämlichen Jahre eine Reise nach Basel machte, wurde er sogleich an die vacante Pfarrstelle an einer dortigen Stadtkirche berufen. Auf einer zweiten Reise, die er im J. 1631 nach England machte, besuchte er auch Irland wieder, wo der Graf von Cork ihm zum Begleiter seines Sohnes auf einer Reise durch England und Frankreich zu gewinnen, und durch ein Schreiben an den Rath zu Basel dessen Einwilligung zu erhalten wußte. Während seiner Reise wurde die Professur der griechischen Sprache an der baseler Universität erledigt. Frey verzichtete nun auf die glänzenden Aussichten in Irland; er folgte dem Rufe seiner Vaterstadt und trat das neue Amt im August 1635 an. Einem Ruf, den er bald nachher aus England erhielt, als Erzieher des jüngeren Sohnes des Herzogs von Buckingham, lehnte er ungerathen der lockenden Anerbietungen ab. Als ihn dann aber der berühmte Jacob Ulster, Erzbischof von Armagh, zum Decanaten an der dortigen Kathedrale ernannte, und der Wunsch von Irland selbst den Rath zu Basel um seine Entlassung bat, entschloß er sich, dem Rufe zu folgen. Allein während er mit den Anstalten zu der Reise beschäftigt war, verfiel er in ein heftiges Fieber, welches ihn den 21. Aug. 1636, im dreißigsten Altersjahre, wegrastete. — Frey hat sich zwar nicht durch Schriften bekannt gemacht; allein das Bestreben des großen Gelehrten Ulster, ihn in seine unmittelbare Nähe zu ziehen, gibt neben Einigem, was er in Handschrift hinterließ, ein genügendes Zeugnis von der gründlichen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit des jungen Mannes, der bei längerem Leben in der angebotenen günstigen Stellung ohne Zweifel Ausgezeichnetes geleistet hätte.

2) Johann Ludwig, ein gelehrter Orientalist zu Basel, geboren daselbst den 16. Nov. 1682. Er war der Urenkel des Vorigen, dessen Vorbild, sowie dasjenige seines mütterlichen Großvaters, Euzas Bernier, und ebenfalls von Seite der Mutter die Veranlassung zu den Orientalisten Wurstorf ein mächtiger Sporn der Nachforschung für den Knaben war. Eine außerordentliche Lernbegierde zeichnete ihn früh aus; sie beschränkte sich nicht bloß auf dasjenige, was ihm die öffentlichen Lehran-

halten boten. So als ihm in seinem zehnten Jahre eine berühmte Grammatik in die Hände fiel, erlernte er ohne Lehrer aus derselben die Elemente dieser Sprache. Seine Begierde, sich einen guten Bücherhaushalt anzulegen, wurde durch günstige ökonomische Verhältnisse unterstützt, und die zweckmäßige Auswahl war für die Seinigen ein Vergnügen, ihn wenig darin zu beschränken. Dies war der Anfang der ausgezeichneten Bibliothek, die bei seinem Tode ungefähr 4000 Bände enthielt. Auch die arabishe Sprache studirte er ohne Lehrer, die übrigen orientalischen Sprachen unter Burtori. Eine Probe seiner Fortschritte gab er 1703, als er nach Vollendung seiner theologischen Studien die *Domination* erhielt; seine Dissertation: *de Mohammedis de Jesu Christo sententia*, ist nach arabischen Quellen abgefaßt. Im September desselben Jahres ging er nach Gien und von da Anfangs Mai 1704 nach Paris, vorzüglich um sich hier im Arabischen zu vervollkommen. Ohne weitere Empfehlung als das Zeugnis der theologischen Facultät zu Basel, worin seine Kenntnis der orientalischen Sprachen gelobt war, begab er sich zu dem berühmten Ludwig Dufour, Herrn von Kongurée. Dieser legte ihm einen arabischen Schriftsteller vor, und da der Jüngling mit Fertigkeit übersehte, so bot ihm der erste Mann seine Hilfe an. Kongurée hatte sich damals vorgenommen, das Arabisch von Damascus Lebewitzschs Timur's aus dem Arabischen ins Lateinische zu übersetzen. Frey brachte ihm täglich den ganzen Vormittag bei ihm zu. Er las den Autor vor und übersehte, wobei Kongurée die Uebersetzung verbesserte. Sie findet sich bis zum 43. Capitel (so weit kam er in diesen Stunden), nebst einer Fortsetzung, die Frey später machte, unter seinem Manuscripten. Außer Kongurée gab sich damals kaum Jemand zu Paris mit den orientalischen Sprachen vorzugsweise ab. Dagegen war häufiger Umgang mit Montfaucon, Nablium, de la Rue, Puet, Maketranche, Arnould, Nicole für Frey in anderen Beziehungen höchst bildend. Nach einem Aufenthalte von ungefähr vier Monaten ging er nach Holland, wo er bis in den März 1705 meist zu Leyden blieb. Dann kehrte er nach Basel zurück und hielt einige Jahre Privatvorlesungen, besonders über orientalische Sprachen; die Ertheilung des nachgeachteten Titels eines außerordentlichen Professors wurde aus Eifersucht verweigert. Im J. 1710 wurde ihm die neuerrichtete Pfarre zu Klein-Hünningen übertragen. Im folgenden Jahre entstand nach dem Tode des Professors der Theologie, Joh. Aub. Wetstein, ein heftiger Partikampf um seine Stelle; denn bei Erledigungen von Staats-, Kirchen- und Schulämtern fanden damals zu Basel die ausfallendsten Wahlintrigen statt. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem der Professor der Geschichte, Jacob Christoph Iseli, die erledigte Stelle, Frey dagegen die Professur der Geschichte und eine außerordentliche Professur der Theologie erhielt. Bald darauf wurde er auch in den akademischen Senat gewählt. In dieser Stellung blieb Frey bis 1731, wo er nach Iseli's Tode zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. Sein Hauptbestreben blieb immer die durch die Burtorfe begründete orientalische Schule zu Ba-

sel neu zu beleben und fortzupflanzen. In dieser Absicht machte er auch eine testamentarische Veranordnung, nach welcher ein gelehrter Theolog freie Wohnung in seinem Hause, die Hälfte des Ertrages von dem dazu gehörigen Grundstücke, die Benutzung der von ihm hinterlassenen Bibliothek, und den Genuss der Zinsen eines Capitals von 4000 Gulden, welches sein Freund, Johann Grundt, ihm geschenkt, haben sollte, gegen die Verpflichtung, den Studierenden wöchentlich einige Stunden theologische Vorlesungen, besonders über orientalische Sprachen, zu halten. — Für die Abschaffung der *formula consensus* (s. Helvetischer Consensus) wirkte Frey thätig mit und zeigte auch in anderen Beziehungen einen ziemlich freien Will. Desto auffallender und tadelnswürdiger ist die Rolle, die er bei den Verfolgungen gegen den gelehrten Herausgeber des Neuen Testaments, Joh. Jac. Wettstein, spielte, der 1730 unter dem Vorwande Socinianischer und anderer feigerlicher Lehren auf unregelmäßige Weise seines Predigerstells zu Basel entsetzt wurde. Frey erdient in diesem böshartigen Handel als leidenschaftliches und unversöhnliches Parteihaupt. — In spätern Jahren hatte er viel mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Er starb den 28. Febr. 1759. — Neben mehreren Dissertationen hat man von ihm eine vermehrte Ausgabe von *Casp. Suicer's Thesaurus ecclesiasticus*. (Amst. 1728 fol.) 2 Vol.; ferner viele Beiträge, besonders über orientalische Literatur, in Jseil's *Allgemeinem Verkon*. (Basel 1744 fg.) — *Excerpta nonnulla ex Comment. inedito. R. Aaronis ben Joseph, Judaei Caraitae*, cum Vers. lat. et not. (Amsterd. 1705.) — *Epistolae SS. Patrum Apostolicorum, Clementis. Iguatii et Polycarpi, aique duorum posteriorum Martyria; gr. et lat. cum Var. Adnotat.* (Basil. 1742.) — Auf die Wettsteinische Angelegenheit bezieht sich: *Epistola ad V. C. Jac. Krigsholm, Remoustrantiam Amstel. Professorem, Stricturnonnullas ad Sermoneum funebrem, quem suo nuper Collegae, Joh. Jac. Wetstenio, habuit, continens.* (Basil. 4.)¹⁾

3) Johann Nicolaus, geb. am 2. Mai 1679 zu Darmstadt, der Sohn eines Handelsmannes, war in seiner Jugend so schwächlich, daß man für sein Leben fürchtete. Mit den wachsenden Kräften entwickelten sich schnell seine Geistesfähigkeiten. Aus der öffentlichen Stadtschule trat er in das Pädagogium, wo Dreußen, Seig und Gorte seine vorzüglichsten Lehrer waren. In Wittenberg besuchte er seit 1695 die philosophischen Vorlesungen von Tiegmann, Planer und Michalis. Geschichte hörte er bei Bernsdorff. Seine philosophischen Kenntnisse erweiterte und berichtigte Pandius. In der Theologie, die er zu seinem Lebensberuf wählte, unterwies ihn Eischner, Reumann und Daffoo. Im J. 1697 begab er sich nach Jena und von da nach Gießen. Auf der zuletzt genannten Univer-

1) Bergl. Wetstein's Prolegomena zu seiner Ausgabe des N. T. — Leob. Krieger's Geistliche Gärten des neuen Schmämerer und Jostens. (Jahrg. 1755.) 2) *De vita et Meritis Joh. Lud. Frey; Oratio funebris habita a. Jov. Christoph. Beckio.* (Basil. 1760. 4.) — *Nova Acta Historico-Rechnastica.* 3. Bd. 21. 22. S. 600.

stand war Vegetius sein Lehrer in der Mathematik, Kämpfer in der Philologie, Hebräer in der Naturgeschichte und Rädiger in der Metaphysik. Theologische Collegien hörte er bei Bielefeld und Marp. Unter dem Vorstehe des zuletzt genannten Gelehrten verteidigte er seine Abhandlung de justificatione hominis coram Deo. Im J. 1698 erlangte er die Magisterwürde durch Vertbeidigung seiner Disp. inaugur. de libertate omnis liberum. In Darmstadt, wohin er sich um diese Zeit begeben hatte, hätte er unter vortheilhaften Bedingungen eine Hauslehrstelle übernehmen können. Die Regierung aus akademischen Gründen bestimmte ihn jedoch, nach Siegen zu gehen, wo er den Sohn des Kanzlers Ritsch und einen Baron von Rabenau unterrichtete. In Siegen ließ Frey seine Diss. de nullitate actionum hominis indifferencium drucken, die jedoch einigen Anstoß fand. Er durfte diese Abhandlung, ungeachtet sie noch die Censur passirt war, nicht öffentlich vertbeidigen. Doch erhielt er durch fürstliche Gnade den dadurch bezweckten Grad eines Licentiaten der Theologie. In allerlei vertbeidigte Pöndel gerieth er durch ein öffentliches Collegium metaphysico-juridicum. Er ward dadurch bewogen, die Theologie mit der Jurisprudenz zu verlassen. Bei Ritsch hörte er das Staatsrecht, bei Wollenberg die Institutionen. In seinem Vaterlande schienen sich ihm wenig Aussichten zu rascher Verbesserung zu zeigen. Er übernahm daher eine ihm angetragene Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Batons von Limbach, der sich als kurfürstlich hanoverscher Gesandte in Regensburg aufhielt. In der Hoffnung, seine juristischen Kenntnisse zu erweitern, sah er sich gedrückt, da der erwähnte Gesandte durch den Widerstand der Fürsten und Stände nicht zu Sig und Stimme auf dem Reichstage gelangte, und daher auch keine eigene Kanzlei hielt. Den Antrag des dänischen Gesandten von Kronbrunn, ihn nach Dänemark zu begleiten, lehnte Frey unter dem Vorwande ab, daß er der Theologie noch nicht gänzlich entsagt habe, und auf diese Weise jenem Studium zu sehr entfremdet zu werden fürchte. Er fand Seligenthal, daselbst mit neuem Eifer zu betreiben, als ein reicher Kaufmann in Regensburg ihm den Antrag machte, seinen Sohn nach Leipzig zu begleiten. Im J. 1704 erhielt er die Stelle eines Hofpredigers bei dem Generalfeld der Kreistruppen am Oberrhein. Dies Amt bekleidete er bis zum Jahre 1706. Um diese Zeit ernannte ihn der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Kassel zum Hofprediger in Darmstadt. Er starb als zweiter Prediger an der dortigen Stadtkirche im März 1727. Geachtet war er wegen seiner gründlichen theologischen Kenntnisse und seines Eifers für die Reinheit der evangelischen Lehre. Noch als Hofprediger war er mit dem Professor der Theologie zu Mainz, Johann Remming, in eine literarische Fehde gerathen wegen der von diesem Manne in einem Schreiben an den ehemaligen Subprior des Augustinerklosters J. J. Spengler ausgesprochenen Behauptung, daß es besser wäre, ein Jude, dessen ein Calvinist, als ein Lutheraner zu sein. Aus Darmstadt vom 22. Mai 1716 ist die Vorrede zu der ohne Angabe des Druckorts erschienenen Schrift datirt, in welcher Frey jene Behauptung zu widerlegen

sucht. Der Titel lautet: *M. Jo. Nic. Frey, Eccl. Aul. Darmstad. Diac., Jasta animadversio in Rever. Patris Jo. Remmingeri Ord. Erem. S. August. apud Mogunt. Lectoris sive Professoris Theol. Zelum Dei non secundum scientiam, quem habuit in literis d. 2. Octobr. A. C. 1715, ad clariss. et doctissim. Jo. Jac. Spenglerum, hactenus praedicti Ordinis Eremit. S. Aug. apud Mogunt. Sub-Priorem et Concionatorem celeberrimum, nunc vero per Dei gratiam conversum Lutheranum, et acerbissimis his verbis evocavit: eligibilis foret, esse Judaeum quam Lutheranum, eligibilis quoque foret, esse Calvinistam quam Lutheranum* *). (Heinrich Döring.)

4) Jacob, geb. zu Luzern 1681. Seit seiner frühern Jugend zeigte er eine große Neigung für die Kunst, worin ihn sein Vater, ein Künstler in Messing und Eisenblech, unterstüzte, aber eine Reihe des Letzten nach Italien raubte dem Knaben jeden fernern Unterricht, welchem geachtet folgte seiner Lieblingsneigung, zeichne und schnitte in Holz, bis die bürgerlichen Umstände seiner Eltern ihn nöthigten, bei einem Wagner in die Lehre zu gehen. Bei des Vaters Rückkunft aus Italien war dessen erstes Geschäft, den jungen Frey aus einer Lage zu befreien, in die er unfreiwillich versetzt war. Dieser wackerer Mann nahm sich jetzt ganz des Jünglings an, unterrichtete ihn ferner im Zeichnen, und machte ihn mit den Vortheilen des Grabstichs bekannt. Durch das Wohlwollen mehrer Freunde, die seine Talente erkannten, gelang es ihm endlich, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre nach Rom zu reisen. Um hier nicht ganz mit dem Mangel zu kämpfen, legte er sich einzig auf die Kupferstecherkunst, und war so glücklich, die Belanntschaft einiger wackeren Geistlichen zu erlangen, für welche er einige Heiligenbilder schuf. Zufrieden mit seinen Leistungen, empfahlen sie ihn dem berühmten Arnold von Weserhout aus Antwerpen; dieser redliche Mann nahm ihn zu sich, machte ihn nicht nur mit allen Vortheilen des Grabstichs und des Radirnabels bekannt, sondern empfahl ihn auch dem Maratti. Dieser große Meister, der ihn im Zeichnen weiter unterrichtete, leitete auch das fernere Studium von Frey; aus dessen Rath mußte er sich mit der Radirnabel noch vertrauter machen, weil diese mehr Malerisches als der Stichel mit sich führte. Er besorgte diesen Rath, und brachte es bald so weit, daß selbst Bernhard Picart von ihm sagte, daß seine Arbeiten mehr gemalt als geschnitten schienen. Da er sich um diese Zeit viel mit kleinen Arbeiten beschäftigten mußte, um sich eine erträgliche Erziehung zu verschaffen, verbrachten seine Reider, er besaß nicht die Fähigkeit, etwas Großes hervorzubringen. Der Künstler mußte dieses Gerücht nicht besser zu widerlegen, als daß er die berühmte Madonna von Oedingst heimlich nachschuf; diese treffliche Arbeit erregte, als sie bekannt wurde, allgemeine Bewunderung und beschämte seine Feinde. Aber auch

*) Vergl. ungeschickte Nachrichten. 1717. S. 1004 fg. J. J. Schaub's Jüdische Verwerthungen. 4. Bd. S. 182 fg. Stricker's Jüdische Verwerthungen. 4. Bd. S. 100 fg.

sein Ruhm war von jetzt an gegründet; mehr bedeutende Männer ersuchten ihn, die Kupfer und das Bildniß zu dem Preibuche des Cardinals Cassini zu stechen, wobei die Steche aber mit dem Grabstichel ganz ausgeführt werden sollten. Sobald er diese zeitraubende Arbeit beendet hatte, kehrte er wieder zu seinem Lieblingsgeschäfte, wo er das Meiste in seinen Platten radirte, und diese Radierungen dann mit dem Grabstichel vereinigte, zuruck. Er wußte zu weitläufig sein, alle die vielen und trefflichen Arbeiten hier anzuführen, wie verweisen daher auf Kasper Jäger, der sie vollständig ausgeführt hat. — Da er in Rom allgemein geachtet wurde und überall die freundlichste Aufnahme fand, glaubte er auch in seinem Vaterlande nicht weniger Anerkennung seiner Verdienste zu finden, fand aber hier eine nur kalte Aufnahme; er beschloß daher, sein Vaterland nicht wieder zu sehen, kehrte nach Rom zurück, ließ sich daselbst häuslich nieder, und beschloß sein ruhmvolles Leben im Jahr 1752. — Aus allen den Werken großer Meister, nach welchen er schuf, wußte er den Charakter treu wieder zu geben, und ohne diesen zu schaden, verstand er, wo es nöthig war, dieselben noch mehr zu verbessern. In seiner Behandlung ist er zart und feig, und in seiner Wirkung nie verlegen; ja er wußte diese noch zu erhöhen, um sich des malerischen Reizes zu versichern. Mag auch ein neuerer Schriftsteller¹⁾ Mängel an seinen Werken hervorheben, vermuthlich waren es schlechte Abdrücke seiner Platten, nach welchen er diesen ausgezeichneten Meister beurtheilte. (A. Weiser.)

5) Johann Rudolf, geb. 1727 zu Basel, widmete sich der militairischen Laufbahn, und trat 1742 als Fähndrich in französische Dienste. Als Hauptmann erhielt er 1756 eine Compagnie. In mehreren Feldzügen, bei Belagerungen und Schlachten gab er Beweise seiner Tapferkeit und seines Muthes. Er erhielt den Orden pour le mérite und ward im Mai 1783 in dem Regiment Salis-Gemalde zum Major ernannt mit dem Range eines Oberstlieutenants. Er starb 1800. Als Krieger besaß er gründliche Kenntnisse in der Taktik. Er war aber zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Lebhaft interessiert er sich besonders für physikalische und naturhistorische Forschungen. Ein von ihm gesammeltes Naturalienkabinet war vorzüglich reich an allen Gattungen von Seethieren. Auch als Schriftsteller zeigte er sich in diesem Fache thätig, indem er mehrere deutsche Werke naturhistorischen Inhalts ins Französische übersehte. Unter seinen Schriften sind vorzugsweise zu erwähnen: Voyage en Sicile et dans la grande Grèce, traduit de l'Allemand du Baron de Riedesel (Lausanne 1773.) und die zu Bern 1779 — 1786 in sechs Detachirten erschienene Histoire des decouvertes, faites par divers savans voyageurs dans plusieurs contrées de la Russie etc., relativement à l'histoire naturelle. Die naturforschende Gesellschaft zu Zürich und die ökonomi-

schon Gesellschaften zu Bern und Hannover ernannten ihn zu ihrem Mitgliede²⁾.

6) Franz Andreas, geb. am 20. Juli 1763 zu Bamberg, trat nach vollendeten Gymnasial- und Localstudien in den Weltpriesterstand. Am 13. März 1787 erhielt er die Priesterweihe. Im J. 1788 übernahm er eine Hofmeisterstelle, die er aber bald wieder aufgab. In Bamberg, späterhin in Würzburg, studirte er die Rechte. Dort waren Schott, Schöner und Reider, hier Gregel und Embacher seine vorzüglichsten Lehrer. In dem Stifte St. Stephan in Bamberg erhielt er hienach ein Kanonikat. Er ward Doctor der Theologie und der Rechte. An der Universität bekleidete er seit 1795 eine ordentliche Professur des Kirchenrechts, mit dem Charakter eines wirklichen fürstbischöflichen geistlichen Rathes. Im J. 1801 ward er zum Synodus des bischöflichen Generalvicariats ernannt. Als die Universität Bamberg aufgehoben ward, erhielt er an dem dort neu organisirten königlichen Lyceum eine Professur des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte. Diesen Vesseln vorwaltete er mit rühmlichem Eifer, unter oft überhäufigen Geschäften, die durch seine beibringenden Aemter als Vicariatsrath und als Synodus seine Zeit und Kräfte vielfach in Anspruch nahmen. Er starb am 24. Juli 1820 an einer Hirnentzündung. Seine sehr bedeutende Bibliothek hatte er durch eine testamentarische Verfügung theils dem bischöflichen Seminar, theils dem Gymnasium vermacht. Seinen Verwandten legte er 2000 fl., eine gleiche Summe dem Domcapitel in Bamberg. Ein Grundzug seines Charakters war sein allgemeines Wohlwollen und seine rege Theilnahme an Leidenden und Hilfsbedürftigen. Arme Kranke wurden von ihm täglich mit Kost und Arznei, arme Studierende mit Büchern, Kost, Geld und Kleidung unterstützt. Den Hausarmen verschaffte er Holz, und bezahlte oft für sie die Wohnungsmiethe. Lankegeistliche, die nach Bamberg kamen, sanden eine gastreiche Bewirthung an seinem Hause. Mit so liebenswürdigen Eigenschaften und seinem Charakter als Mensch vereinigte er gründliche Kenntnisse und eine umfassende Gelehrsamkeit. In den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens war ihm keiner ganz fremd geblieben. Vorzüglich bewandert war er im Kirchen- und Staatsrecht. Zu seinen frühesten Schriften gehören seine Theses theol. de religione, nec non de principis theologicis. (Bamb. 1787. 4.) und die Theses ex Theologia exeget. dogmatica, morali, nec non ex historia ecclesiastica. (Ibid. 1788. 4.)³⁾. Großentheils vom religiösen Standpunkte aus betrachtete er in seinen spätern Schriften die verschiedenartigen Rechtsmaterien. Zu scharfsinnigen Erörterungen voranlagte ihn das von Joh. Philipp Gregel herausgegebene Werk: „Das landesherrliche Patronatrecht nach den verschiedenen Verhältnissen der bischöflichen Herrschafte betrachtet.“ Frey's Schrift, in der er diesen Gegenstand näher erörterte, erschien zu Bamberg 1805⁴⁾. Auf die beiden Principien des Staats-

1) 3. Th. S. 53 — 58. 2) Binkemann und sein Jahrbuch, dert S. 277, 278. Bregal, auch Bortsch, Anleitung zur Kupfer-Steindrucke. 1. Th. S. 222.

3) Bregal, W. u. d. Ketzler, denkwürdiger Schwärzer. (Aarau 1812.) S. 135 ff. 4) Bregal, Auerleins Literatur des katholischen Teutland. 1. Bd. 4. St. S. 592 ff. 5) Bregal, Ober-

recht und der Staatsökonomie gründete er seine frühzeitig (1805) zu Bamberg herausgegebene Abhandlung von dem Rechte der Staatsgewalt über das Kirchengut. Ähnliche Ideen entwickelte er in einer Schrift über das Eigentum an den Erbstöchungen der Kanoniker in Teutschland (Bamberg 1806). Zu dem von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Religions-, Kirchen- und Kirchenstaatsrecht“ (Bamberg 1809, n. A. Kissingen 1822.) fügte er später noch einen vorzüglich schätzbaren triftigen Commentar, bearbeitet für Katholiken und Protestanten“). In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn hauptsächlich die Feststellung der Verhältnisse seiner Kirche und ihrer neuen Organisation durch den Abschluß eines Concordats zwischen dem Papst und den Fürsten, als ihren geistlichen und weltlichen Oberhäuptern. Ein Wort zu seiner Zeit sprach er in einer den Fürsten des Rheinbundes gewidmeten Schrift über das denselben zugesprochene Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eine bischöfliche Diöceseneinrichtung zu geben. Die erwähnte Schrift erschien zu Bamberg 1813. Einen nicht unwichtigen Beitrag zu einem künftigen Concordat lieferte Frey auch in den 1815 zu Bamberg herausgegebenen Bemerkungen zu der Schrift: „Ideen zu der Organisation der deutschen Kirche.“ In einer andern Broschüre stellte er die Frage auf, ob der westfälische Friede vom Jahre 1648 den Bestimmungen des Artikels V. nach, in Bezug auf den Religionszustand der christlichen Hauptcongregationen in Teutschland durch die rheinische und wiener Bundesacte abgesehafft und aufgehoben sei“). Unter dem angeblichen Druckort Rom machte er zu Bamberg 1816 eine Schrift bekannt über die Ernenennung des damaligen Generalvicars von Bressen zum Coadjutor des Bisthums Constanz“).

7) Konrad, geb. 1764 zu Bamberg, vollendete dort seine Studien und widmete sich dann dem Weltpriesterstande. Als Alumnus des Ernestinischen Seminars erhielt er 1791 die Stelle eines Bibliothekars. In den Jahren 1793—1794 besuchte er die Universität Würzburg, wo er vorzüglich die dortigen Vorlesungen über Naturgeschichte und Chemie fleißig benutzte. In dem Exceum zu Bamberg erhielt er ein Lehramt der Mineralogie und Zoologie. In den Jahren 1803 und 1804 las er dort hauptsächlich

Collegien über Encyclopädie und Alterthumsgeschichte. Seine bibliographischen Kenntnisse beschäftigten ihn zu der Stelle eines königlichen Bibliothekars, die er bis zu seinem am 17. Sept. 1813 erfolgten Tode bekleidete. Ausser einer zu Bamberg 1795 gedruckten Rede über die Naturgeschichte lieferte er mehrere Aufsätze in mehreren Zeitschriften, unter andern „Nachricht auf die Geschichte des Bisthums Bamberg, von der Errichtung im Jahr 1007 bis zu dessen Auflösung im J. 1809“). In von Armin's „Neuem literarischen Anzeiger“ (1807. Nr. 32. S. 497 u. f.) steht von ihm ein Aufsatz unter dem Titel: „Phalaena Bibliothecaria, der Bücher-Minier, oder Beschreibung eines seltenen Insekts, aus dem Lepidopterengeschlecht der Phalaena Tinea, wie solches sich 1803 häufig im südlichen Teutschland, und seitdem nicht mehr da seyn lassen. Für die „Würzburger gelehrten Anzeigen“ lieferte Hrn. Kerschner“).

8) Friedrich Wilhelm, geb. am 12. Jan. 1797 zu Darnstadt, erhielt den ersten Unterricht in einem Institut des Lectors Beauchair und besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt. Durch Fleiß und mühevollen Betragen zeichnete er sich vortreflich aus. Im J. 1816 bezog er die Universität Gießen. Seine dort begonnene theologischen Studien setzte er 1818 in Heidelberg fort. Er fand dort Freunde, die seine durch den teutschen Freiheitskampf gemedete Begeisterung für Wissenschaft, Religion und Vaterland theilten. Im J. 1819 vollendete er seine akademische Laufbahn. Nächstmlich bestand er das zweifache theologische Examen zu Gießen und Darnstadt. Familienverhältnisse nöthigten ihn, sich sofort um das Vicariat der reformirten Gemeinde zu Walldorf zu bewerben. Er erhielt dies Amt im Febr. 1820. Bereits im December des genannten Jahres ward er definitiv als Pfarrer angestellt, elf Jahre später jedoch (1831) zum ersten reformirten Prediger in Umstadt bei Darnstadt ernannt. Er starb am 26. April 1843 zu Darnstadt, wo er nach einem viermonatlichen Krankenlager verstorben von der Hülfe geschiedener Arzte Genesung gehofft hatte. Ein feierliches Begräbniß erliefte ihn Anderten. Die sämmtlichen Geistlichen und viele seiner Freunde folgten dem Sarge. Der Staatsrater Stüber und der Oberpfarrer Neuenhagen hielten ergreifende Reden an seinem Grabe.

In seiner befreundungswürdigen Wirkthamkeit als Prediger und Seelsorger hatte sich Frey durch seinen unermüdeten Eifer für Kirche und Schule unbestritten Verdienste erworben. Was er für wahr, recht und gut erkannt, suchte er aus, ungeachtet durch alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Seine populären Vorträge verschafften ihm ein großes Publicum. Nach seiner Ernenennung zum Dekan im Jahre 1833 machte er sich besonders verdient durch die Gründung eines Predigervereins und einer damit verbundenen Bibliothek für die beiden

teutsche Literaturzeitung. 1805. I. S. 852 fg. Jematische Literaturzeitung. 1809. II. S. 437 fg.

6) Bamberg 1812—1820. 3 Bde. Bergl. Feilber's Literaturzeitung. 1814. I. S. 129 fg. Maxiaur's Literaturzeitung. 1819. I. S. 305 fg. 1821. I. S. 225 fg. Eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des oben erwähnten Werkes, durch den Bibliothekar S. F. 344 zu Bamberg besorgt, erschien zu Kissingen 1823—1824 in drei Bänden. 7) Bamberg 1816. Bergl. Feilber's Literaturzeitung. 1817. I. Bd. S. 225 fg. 2. Bd. S. 89 fg. 8) Frey 344's Pantheon der Kisten Bamberg. Heft 2. S. 257 fg. Heft 3. S. 2103 fg. Feilber's Geheimtenzen der katholischen Gelehrten seit. 1. Bd. S. 243 fg. 2. Bd. S. 490 fg. Maxiaur's Literaturzeitung. 1820. 3. Bd. Intelligenzblatt Nr. 8. S. 125 fg. 4. Bd. Intelligenzblatt Nr. 10. S. 159 fg. Frey's Geheimtenzen. 17. Bd. S. 619 fg. 22. Bd. Heft. 2. S. 218. Heft. 3. S. 219 fg. Maxiaur's ersten verstorbenen. 2. Bd. 1. Th. S. 53 fg.

9) In den Bamberger Quartalen 1802—1804. 10) Bgl. Feilber's Literaturzeitung für katholische Religionisten. 1816. I. Intelligenzblatt Nr. 4. S. 39 fg. 344's Pantheon der Kisten Bamberg. Heft 2. S. 289 fg. Heft 3. S. 2103. Frey's Gelehrten. 17. Bd. S. 620 fg. 22. Bd. Heft. 2. S. 218.

Deutsche Umstadt und Badenhausen. Mit gründlichen theologischen und philosophischen Kenntnissen und einer vielseitigen Bildung vereinigte er große Gemandtheit im vortragenden Vortrage. Er hatte ein richtiges und treffendes Urtheil über jede bedeutende literarische Erscheinung, besonders im Gebiet der Theologie und Pädagogik. Auch als Schriftsteller zeigte er sich von einer vortheilhaften Seite in mehreren, seinen Gegenstand gründlich erschöpfenden Aufsätzen. Davon gehört unter andern das in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ (1842, Nr. 133) von ihm mitgetheilte „Gutachten eines Süddeutschen über die erste Zusammenkunft des Vereins zur Unterstüttung protestantischer Gemeinden in Leipzig.“ In den von ihm herausgegebenen „Werkden über Lutherthum und Union“ beschäftigte ihn die Idee einer Vereinigung der gesammten protestantischen Kirche im Glauben und in der Liebe. Für die Realisirung dieser Idee, die seine ganze Seele erfüllte, suchte er mit allen Kräften zu wirken. Strenge Moralität und unerschütterliche Rechtlichkeit waren die Begleiterinnen auf seinem Lebensgange. In seinen Familienverhältnissen zeigte er sich von einer sehr achtungswürdigen Seite. Seine Mutter, die er zu sich genommen hatte, genoß bei ihm bis zu ihrem Tode die sorgsamste Pflege. Mit seiner Mutter, einer Tochter des Hch. Rath's Ludwig in Dornstätt, lebte er seit 1828 in einer sehr glücklichen, durch mehrer Kinder gegangenen Ehe. Ungeschäft seiner vielen Amtsgeschäfte und seiner Neigung zu literarischen Beschäftigungen übernahm er einen Theil des Unterrichts seiner Kinder, und sorgte auf diese Weise für die Entwicklung ihrer Fähigkeiten. Kostlose Thätigkeit war ihm Bedürfnis. Mit stiller Ergebung ertrug er manche physische Leiden und den Schmerz über den Verlust geliebter Kinder“).

9) Johann Rudolf, geb. am 9. Mai 1797 zu Basel, mo sein Vater, Remigius Frey, früher Lieutenant in dem Schweizerregimente Salis-Gemadi in Frankreich, damals belvetischer Platz- und Garnisonscommandant war. Seine Mutter, Anna Margarethe, war eine Schwester des durch seine Reisen nach Rußien bekannten Schriftstellers Johann Ludwig Burckhardt. Seit einer Reihe von Jahren hatten die Mitglieder der Familie Frey sich dem Wissenschaften gewidmet und in der französischen Schweiz gerade gebient. Frey widmete sich den Wissenschaften. Berechtig ist er dazu durch seine Gesinnungen, die sich schon früh in den Schulen seiner Vaterstadt und in einem Institute zu Mündendorf am Jürchersee entwickelt hatten. Ausgerüstet mit gründlichen Elementarkenntnissen bezog er in seinem 16. Jahre die Universität Bern. Er studirte dort von 1813—1817 Philosophie, Philologie und Theologie. Durch eine Analyse von Cicero's *de natura Deorum* Lib. I erwarb er sich die von der Regierung zu Bern für diese Aufgabe bestimmte goldene Preismedaille. Seine gekürzte Abhandlung bezichnete das Motto: *Cogitatione coeli munimenta perumpit, nec contenta est id quod ostenditur scire*. Mit Beifall trat Frey auch einige Male die Kanzel. Nach der Rückkehr in seine Va-

terstadt Basel erlangte er dort den Grad eines Doctors der Philosophie. In Tübingen, unter Bahnmale's Leitung, setzte er seine theologischen Studien fort; bald aber überzeugte er sich, daß die von ihm gewählte Wissenschaft ihn in das Gebiet des Scepticismus führte und seinem nach Licht und Wahrheit strebenden Geiste nicht genüge. Er vertauschte das Studium der Theologie mit der Jurisprudenz. Der eben genannten Wissenschaft widmete er sich in den Jahren 1819—1822 Anlang zu Göttingen, dann zu Heidelberg mit rastloser Eifer. Seit dem Herbst 1822 arbeitete er als Prokurator in der Cantonskanzlei zu Basel. Im J. 1823 erhielt er, nach räumlich bestandnem juristischen Examen, eine Anstellung bei dem Criminalgerichte zu Basel. Seine gründlichen Kenntnisse und sein Scharfsinn bewährten sich in der schwierigen Untersuchung einer Reihe von Strafrechtsfällen, die ihm, der in dem Rufe eines geschickten Inquirenten stand, übertragen worden waren. Im J. 1824 erhielt er den Grad eines Doctors beider Rechte. Er verteidigte bei dieser Gelegenheit eine von gründlicher Gelehrsamkeit zeugende Abhandlung über das Wiedererwerbungsrecht. Sie erschien unter dem Titel: *Diss. historico-juridica de primordius juris criminalis apud varias antiquas et recentiores gentes etc.* (Basel, 1824, 4.) Die Stimme warnender Freunde überdörte Frey, als er um diese Zeit mit dem Herzoge Calvello in Verbindung trat, der eine Capitulation zwischen Neapel und der Cantonsregierung betrieb. Mit der letztern, die die Anträge jenes gewandten Diplomaten verworf, geriet Frey in einen gefährlichen Conflict. Außer perculierten Verurtheilen versetzte er seine Lebensruhe und jede Aussicht auf weiteres Fortkommen in seinen Vaterlande. Gestürzt in der Hoffnung, durch seinen Söhner eine ehrenvolle und einträgliche Stelle zu erhalten, reiste in ihm der Entschluß, seine Vaterstadt zu verlassen, wo er, gefallen mit der Cantonsregierung, auf keine Beförderung rechnen zu können glaubte. Er wandte sich nach Rußland und schiffte sich am 7. Aug. 1828 in Venedig ein. Nach kurzem Aufenthalt in Petersburg begab er sich nach Moskau. Eine freundliche Aufnahme fand er dort in dem Hause seines Landmannes, des schweizerischen Handelsconsuls Lucas Burckhardt, durch den er eine Anstellung als Hauslehrer und Sprachmeister erhielt. Mehrfachen Aufforderungen, in den russischen Staatsdienst zu treten, gab er kein Gehör. Seinen geraden Charakter schiedten die Gesichte von der Beschäftigung der russischen Civilbeamten, mit denen er in keine collegialische Verbindung zu kommen wünschte. Mit russischen Sitten und russischer Lebensweise war er allmählig vertraut geworden; dennoch regte sich oft in ihm die Sehnsucht nach einem andern Himmelstriche. Schon seine leidende Gemüthsart und der Rath seiner Ärzte. forberten ihn auf, ein milderes Klima zu suchen. Im Herbst 1831 trennte sich Frey von den „schaurigen Steppen und Eisfeldern,“ wie er seinen disterigen Aufenthalt in seinen Briefen zu nennen pflegte. Über Putawa wandte er sich nach Odessa. Auf der Reise schützte ihn seine durch frühe Übungen gekräftigte Körperkraft gegen die rüberischen Angriffe eines russischen Postillons auf seine Borse und sein

1) Berz. Allgem. Kirchenzeitung, 1842, Nr. 173. Den Neuen Reichthum der Anstalten. Jahrg. XXI, 1. 2p. S. 330 fg.

Leben. Auch bei der Überfahrt von Odessa nach Konstantinopel entging er mit Mühe den Gefahren eines heftigen Sturmes. Er soll damals, obgleich der protestantischen Kirche angehörend, das Glück einer Pilgerreise nach dem heiligen Grabe gethan haben. In der Türkei sicherte er während eines dreiteilhalbjährigen Aufenthaltes seine Subsidien durch Jugendunterricht; doch war er auch ein thätiger Mitarbeiter an dem von Blake zu Konstantinopel herausgegebenen *Moniteur Ottoman*. Als Hauslehrer lebte er längere Zeit auf dem romantischen Eilande Principi. Im J. 1834 besuchte er Palästina, wo er zufällig Ibrahim Pascha's Vater, den „ausgelärten Frankenfreund“, wie er ihn in einem seiner Briefe nennt, kennen lernte. Er machte auch einen Ausflug nach Ägypten, durchstriefte dies Land nach den verschiedensten Richtungen und sammelte reiche Materialien zu einer Beschreibung der dortigen Zustände und Sitten. In Kairo traf er mehre Bekannte seiner vor 17 Jahren dort als Aufsehlmann verlorenen mütterlichen Heimats, Scheil Ibrahim, aus dessen Grabe er etwas Erde in eine Leidenurne sammelte. Er nahm sie mit in seine Heimath, auch er nach einem kurzen Aufenthalte in Alexandrien auf Cypern sich nach Beneß einstellte. Im December 1834 traf Frey, nachdem er auf der Durchreise die vorzüglichsten Städte Italiens besucht hatte, in Basel ein. Das Wiedersehen seiner Verwandten und Freunde und der allgemeine Jubel, den seine unermüthliche Heimkehr veranlaßte, führten ihn tief; doch vermochte seine Bitte ihn an seine Vaterstadt zu fesseln, die keinen Reiz mehr für ihn zu haben schien. Er konnte den Wunsch nicht unterdrücken, die Schweiz abermals zu verlassen. In diesem Entschlusse ward er noch bekräftigt durch die seitlich einander gegenüberstehenden Parteien, die nach den blutigen Zerwürfissen zwischen Stadt und Land in den Jahren 1830—1833 sich in dem Canton Basel gebildet hatten und keine sozialen Verhältnisse gestatteten. Unter diesen Verhältnissen ergriff Frey abermals den Wanderstab. Seine Reise ging zunächst nach dem mitleidigen Frankreich. Von Marseille, wo er seinen Bruder, einen dort seit 20 Jahren ansässigen Kaufmann, besuchte, ging er nach Bordeaux; dort schiffte er sich nach Mexiko ein. Mehr im Süden von Amerika, noch in Newport fand er ein seinen Wünschen entsprechendes Unterkommen. Bereits im Winter 1835 landete er wieder in Bremen, und traf bald nachher in Basel ein. Seiner Vaterstadt entlockte ihn wieder die Aussicht auf eine vortheilhafte Anstellung zu Kroups in Kleinaffen bei einem dort als Kaufmann etablirten Verwandten. Am 18. Juli 1836 reiste Frey nach der Levante ab, sah sich aber in seinen Hoffnungen so völlig getäuscht, daß er, um sich eine Subsidien zu sichern, eine Lehrstelle in einem Anodeninstitute zu Ghatti annahm. Als sich diese Anstalt bald nachher auflöste, wandte er sich nach Konstantinopel. Mitter getäuscht und betrogen durch fränkische Randsleute, die sich ihm unter der Maske der Freundschaft genähert hatten, fast aller Subsidienmittel beraubt und von der Pest ergriffen, grenzte seine Lage an die äupferste Verzweiflung. In Liebesheim bei Basel, wo er im November 1837 eintraf, genas er unter sorgfältiger

Pflege nur langsam durch die Hülfe geschickter Ärzte. Den vielfachen Aufforderungen, seine erlittenen Reiseabenteuer in einem umfassenden Werke zu schildern, gab Frey kein Gehör. Selbst ein sehr schmeichelhafter Brief eines vieljährigen Freundes (des bekannten Schriftstellers Heinrich Heide), dem Frey ein Fragment seines Werkes mitgetheilt hatte, vermochte nicht, ihn zur Ausarbeitung und Herausgabe desselben zu bestimmen. Einmalen Bruchstücke theilte er jedoch in der von Dr. Widemann herausgegebenen Zeitschrift „das Ausland“ mit. Unter der allgemeinen Überschrift: „Aus dem Tagebuche eines Schwiegers“, befinden sich dort die Aufzüge: Ghatti; erste Reise dahin; die angetragene Lehrstelle (a. a. D. 1838. Nr. 316 und 317). Aufenthalt daselbst; Rückreise nach Galata (Nr. 347—351). Die Fahrt nach Konstantinopel (1839. Nr. 38—38). Ein unbekannter Geist, der ihn der sorgfältigen Beschäftigung mit jenem Werke, oder Aufseherungen seiner Freunde ungeachtet, immer wieder entzog, ließ ihn auch in den Kreisen eines stillen Familienlebens keine Beschäftigung finden. Mit Unmuth wurde er oft, daß es ihm in der Schweiz nicht mehr gelänge, und ein längerer Aufenthalt daselbst ihm die größte Pein bereiten würde. Aller Gegenversprechungen ungeachtet blieb er bei seinem Entschlusse, nach der Baladire zu ziehen. Mit ungewöhnlicher Heiterkeit trennte er sich im März 1839 von seiner Heimath. Über Wien ging er nach Bucharest. Als Advocat oder Lehrer gedachte er sich dort die Mittel zu seiner Subsidien zu verschaffen. In Bucharest lebte er in beschänteter Zurückgezogenheit. Am 25. Aug. 1839 fand ihn sein Hauswirth, der ihn scheinbar völlig wohl verlassen hatte, Abends 9 Uhr todt in seinem Bette. Über die Ursache seines so plötzlichen Todes herrscht ein bisher unaufgeklärtes Dunkel. Wahrscheinlich endete ein apoplektischer Anfall sein Leben. Einem ähnlichen Uebel war er wenigstens während seines Aufenthaltes in Konstantinopel mehrmals ausgegesetzt gewesen.

Nach dem fast einstimmigen Zeugnisse Aller, die ihn näher gekannt, vereinigte sich in dem Charakter dieses durch seine seltsamen Schicksale merkwürdigen Mannes Biederkeit und lokale Befinnung, ein unverdorbenes, allem Guten und Eiteln offenes Herz, das keine Falschheit kannte. Seine Vorkenntnisse waren früh durch rastlosen Fleiß und ein treffliches Gedächtniß unterlegt worden. Durch fortgesetzte Studien hatte sein Geist eine seltene Reife erlangt. Als Jurist, besonders im Civilrechte, wurde er sich noch mehr ausgezeichnet haben, wenn er sich mit größerer Ausdauer seinem Fache gewidmet und seine Praxis nicht bloß auf das Criminalrecht beschränkt hätte. Im Gebiete der Philosophie waren Kant und Fichte seine Hauptführer gewesen. Leider Systeme hatte er fleißig studirt, und sie dienten ihm bei seinen metaphysischen Bestrebungen zum Leitstern und Vorbild. Auch an philosophischen Kenntnissen fehlte es ihm nicht. Seine genaue Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Classikern bereicherte ihm zeitlebend und noch im höheren Alter einen

12) In dies Schreiben im Neuen Nekrolog der Zeitungen. Jahrgang XVIII. 1. 2b. S. 47 fg.

immer neuen Genuß. Für Sprachkunde blieb ihm fortwährend ein entschiedenes Interesse. Außer dem Englischen, Französischen und Italienischen besaß er auch gründliche Kenntnisse im Russischen, Türkischen und Arabischen. Mit diesen Geistesvorzügen vereinigte er eine rühmliche Bescheidenheit. Er war weit davon entfernt, Andern seine geistige Uebergangenheit fühlen zu lassen. Uebrigens haßte er jede Eitelkeit und Anmaßung. Ein Gespräch mit schlichten Landleuten schien ihm mehr zu bezaubern, als die Unterhaltung in gelehrten Gesellschaften. Er galt nicht selten für einen Sonderling, weil seiner einfachen Natur das Widersitzte, was von Andern als Urbanität und seine Besittztheil gepriesen ward. Seinen Freunden empfahl er sich durch seine Treueherzigkeit und seinen unverwundlichen Witz und Humor. Selbst seine mannichfachen Unfälle und Widerwärtigkeiten vermochten die Stimmung in ihm nicht ganz zu unterbrechen. Auch unter den Stürmen seines vielfach bewegten Lebens suchte er sich immer den Blick in eine leibliche Zukunft, oder, wie er sich auszudrücken pflegte, „auf den dritten und letzten Abschnitt seines Erdwanderns“ frei zu erhalten. Zeugen läßt sich gleichwohl nicht, daß sein früheres, soß kindliches Vertrauen gegen Jemandem in den letzten Jahren seines Lebens einer besseren Bestimmtheit wich, die ihn immer mehr dem geselligen Umgange entzog.¹³⁾ (Heinrich Döring.)

FREYCINET (Louis Claude Desoulès de), französischer Schiffs capitain und Weltumsegler, geboren am 7. Aug. 1779 zu Montelimart (Departement der Drôme), stammte aus einer angesehenen, sehr gebildeten Familie¹⁴⁾, und trat, nachdem er die nöthige Schulbildung erlangt hatte, bereits am 29. Jan. 1794 in die Marine der Republik. Im J. 1796 machte er die Züge der französischen Flotte nach dem Mittelmeere mit und wurde im J. 1797 Schiffsführer. Von nun an widmete er sich mit besonderer Vorliebe und mit unermüdlichem Eifer naturwissenschaftlichen Studien, weshalb er vor vielen Andern von der Regierung geeignet befunden wurde, an der von Napoleon im J. 1800 nach der Südküste unter dem Capitain Nicolas Baudin¹⁵⁾ abgeschickten Expedition Theil zu nehmen. Auf der Insel Timor ward er am 20. Oct. 1801 zum Schiffsintendant ernannt und befehligte in dieser Eigenschaft die Corvette Casuarina, welche man in Port Jackson auf Newholland als Begleitungsschiff kaufte und aufbrachte, vom 23. Sept. 1802 bis zum 29. Aug. 1803, an welchem sie auf Isle de France abgetakelt wurde. Freycinet gebührt ein nicht geringer Antheil an den geographischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten der Expedition, und ganz besonders verdienen seine Bemühungen zur näheren Kenntniss des Neoparapaterrschels (von 13° 15' bis 14° 47' 50" südl. Br. und von 123° 40' bis 121° 40' östl.), der Küstenstrecke Newhollands, welche den Namen Napo-

leonland führt, und der Shaks- oder Baienbai hervorzuheben zu werden. Baudin starb auf der Rückfahrt am 2. Sept. 1803 auf Isle de France, und auch François Péron¹⁶⁾, der Naturforscher der Expedition, welchem nach der Heimkehr die Herausgabe des Reiseberichts übertragen worden war, wurde nach der Beendigung des ersten Bandes (1807) vom Tode hinweggerafft. Freycinet besorgte nun den zweiten Band der Relation historique du Voyage de découvertes aux terres australes (Paris 1816. 4. Neue Aufl. Paris 1825. 8.), sowie den dazu gehörenden, meisterhaft gearbeiteten Atlas, nachdem er bereits ein Jahr früher die von ihm auf dieser Reise gesammelten naturhistorischen Bemerkungen unter dem Titel: Voyage de découvertes aux terres australes, exécuté par ordre du gouvernement (Paris 1815. 4.), nebst einem Atlas, veröffentlicht hatte. Nach der Zurückkunft von seiner Reise war Freycinet fortwährend thätig, seine Kenntnisse durch umfassende Studien im Felde der Mathematik und der Naturwissenschaften zu erweitern¹⁷⁾ und Erfahrung und Theorie mit einander zu verbinden. Die von ihm erdachte Methode, den Reich der Seefarten auf Kupferplatten zu erleichtern, ward später mit Erfolg angewendet; auch die von ihm und dem bekannten Chemiker Element erfundene Maschine zur Trinksäurebereitung des Seewassers durch Destillation gekamelt sich durch Bequemlichkeit und geringen Bedarf an Brennmaterial aus¹⁸⁾, findet aber jetzt, sowie auch andere zur Entsalzung des Seewassers vorgeschlagene Mittel, bei der soweit gediehenen Vervollkommenung der Kunst, keine Anwendung. Seine Bemühungen zur Verbesserung der Schifffahrt hatten indessen im J. 1811 seine Belohnung zum Capitain und im J. 1813 seine Ernennung zum Correspondenten in der geographischen Section des Instituts, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, des Bureaus der Vögel, der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Rochefort, der philomathischen Gesellschaft und anderer gelehrten Vereine, sowie später seine Erhebung zum Ritter des belgischen Ludwig und der Ehrenlegion zur Folge. Im J. 1817 erhielt er von Ludwig XVIII. den Befehl, mit der Corvette Urania eine Reise um die Welt zu meist wissenschaftlichen Zwecken zu unternehmen, und unterzog sich demselben mit vielerprechendem Eifer. Nach den mit großer Umsicht getroffenen nöthigen Vorbereitungen ging die Corvette mit 20 Kanonen, mit einer Besatzung von 120 tüchtigen Leuten und einem hinreichenden Vorrathe trefflicher Lebensmittel an Bord, am 17. Sept. 1817 zu Zoulon unter Segel. Da die Hauptaufgabe der Expedition darin bestand, genaue Forschungen über die wahre Gestalt der Erde und die Intensität der magnetischen Kraft

3) f. d. Art. 3. Sect. 17. Bd. S. 192. 4) Zu dieser Zeit veröffentlichte er auch sein *Mémoire sur la géographie et de la navigation de l'île de France*. (Paris 1812. 8.), dem nur in wenigen Exemplaren gedruckten *Voyage au 3. Océan* (Librairie Voyage pittoresque à l'île de France. Paris 1812.) 2 Völk. 5) *Geogr. Freycinet's und Element's. Mémoire sur la distillation de l'eau de mer et sur les avantages qui en résultent pour la navigation* in ten *Annales de Chimie*. Tom. IV. p. 225. *Annales des Mines*. Tom. III. p. 147. Vergl. den *Moniteur* vom 18. Mai 1817.

13) *Verz. den Neuen Nekrolog der Zeitgen. Jahr. XVIII.* I. Th. S. 41 fg.

14) Sein Vater, Louis de Freycinet (geb. zu Epem im J. 1751, gest. zu Freycinet bei Verdel im Departement der Drôme im J. 1827), machte sich durch seinen *Kaasi sur la vie, les opinions et les ouvrages de B. Faujas de St. Fond* (Valence 1820. 4.) als Schriftsteller bekannt. 15) f. d. Art. 1. Sect. 8. Bd. S. 156. 16) *Geogr. I. Bd. u. S. Dritte Section. XLIX.*

anzuküßen, so hatte man alle dazu erforderlichen Instru-
mente, eine große Menge Karten und eine ausgewählte
Bibliothek naturwissenschaftlicher Werke eingeschifft. Die
Akademie der Wissenschaften hatte der Expedition überdies
die Lösung einer langen Reihe meteorologischer Fragen
anempfohlen; die Geographie mußte demnach etwas in den
Hintergrund treten; man näherte jedoch die gerechte Hoff-
nung, manche zweifelhafte Punkte feststellen und berich-
tigen zu können. Freycinet berückte Lamerica, Rio-Ja-
neiro und das Cap, stellte an den beiden letzteren Orten
die sorgfältigsten Beobachtungen an und ließ am 5. Mai
1818 in Port Louis auf Ile de France ein, um seiner
Mannschaft eine längere Erholung zu gönnen und die
Beschaffenheit und die Zustände dieser während der Re-
volutionskriege von den Briten eroberten und jetzt wieder
an Frankreich zurückgegebenen Insel genau zu ermitteln.
Am 16. Juli lichtete die Corvette wieder die Anker und
erreichte am 12. Sept. die Startebai auf der Westküste
Neuhollands. Die dünnen, traurigen, von elenden, auf
der niedrigen Stufe der Cultur stehenden Bewohnern
dünn besiedelten Küsten, sowie die davor liegenden Ein-
lande, besonders Diet-Hartig, wurden genau durchforscht.
Angenehmer war der Aufenthalt in der von einer üppigen
Vegetation betränkten Bai Kouang auf der Insel Timor,
wo man am 18. Oct. ankam. Während man hier die
magnetischen und astronomischen Beobachtungen eifrigst
fortsetzte, vernachlässigte man keineswegs, nähere Erkun-
digungen über die natürliche Beschaffenheit und die Be-
wohner der Insel einzuleiten, und noch jetzt gebören die
über sie in dem Reiseberichte niedergelegten Bemerkungen
zu den zuverlässigsten und werthvollsten. Nicht minder
schätzbar sind die auf der weiteren Fahrt gesammelten
Nachrichten über die an der nordwestlichen Küste Neugu-
inea's liegenden Eilande Waigiu, Mauauaran und Kowal,
über die Marianen, den Sandwicharchipel und Port Jac-
son in Neusüdwales auf der östlichen Küste Neuhollands.
Auf der Fahrt nach dem letzten Hafen entdeckte man
östlich von dem Schifferarchipel ein Inselchen, und legte
dieser Entdeckung, der einzigen geographischen, auf welche
die Expedition Anspruch machen kann, den Namen Rose
bei. Am 25. Nov. 1819 verließ die Urania Port Jac-
son und nahm ihren Weg nach der südlichen Küste des
Feuerlandes; hier wurde sie von einem so furchterlichen
Sturme überfallen, daß sie in großer Eile Schutz bei den
Falklandinseln suchen mußte, wo sie aber am 15. Febr.
1820 in der Permettidai scheiterte. Es ging insofern bei
diesem Schiffsbruch kein Menschenleben verloren, und es
gelang sogar den Anführern der Mannschaft, die In-
strumente, die Tagebücher und die werthvollsten Gegen-
stände zu retten. Zum Glück lag ein amerikanisches Fähr-
zeug in derselben Bai, welches Freycinet, nachdem er auf
ihm mit seinen Leuten nach Rio Janeiro gelangt war,
kaufte. Er legte ihm den Namen la Physicienne bei und
ließ mit ihm am 30. Nov. 1820 in Havre ein. Alle
Mühseligkeiten dieser schwierigen Fahrt theilte seine Gat-
tin, welche sich ohne kein Vorwissen in Mannschleiden
an Bord des Schiffes begeben hatte, und sich erst zu er-
kennen gab, als dieses bereits auf offener See war. Die

Reise, welche drei Jahre und zwei Monate gedauert hatte,
trug nicht wenig zur Bereicherung der Wissenschaften bei;
besonders fand sie auf ihr angestellter Beobachtungen über
den Magnetismus von höchstem Werthe. Sie beweis-
ten, daß auf der südlichen Halbkugel eine der nördlichen
diametral entgegengesetzte Bewegung stattfindet. Die auf
der ganzen Fahrt emsig fortgesetzten Pendelmessungen zur
Bestimmung der Gestalt der Erde ergaben als Resultat,
daß die Abplattung der südlichen Halbkugel sich nicht merk-
lich von der der nördlichen unterscheidet, daß beide größer
als $\frac{1}{230}$ seien, und daß die mittlere Abplattung des Er-
dballes = $\frac{1}{230}$, anzunehmen sei. Nicht unerwähnt dürfen
hier bleiben die Versuche zur Bestimmung der specifischen
Schwere des Seewassers, die meteorologischen Beobach-
tungen, die Beiträge zur Naturgeschichte und die hydro-
graphischen Arbeiten. Mehrere Küstenkriege von Timor und
einige nahe liegende Eilande wurden genauer bestimmt,
vielse Punkte in der Meerenge zwischen Borneo und
Indien Amboina und Ceram berichtigt und zum ersten
Male zuverlässige Angaben zur Entwerfung einer genau-
gebenden Karte der Marianne geliefert. Freycinet legte die
handschriftlichen Bemerkungen über seine Expedition in 31
Quartbänden in dem Archive der französischen Akademie
nieder, und daraus entstand später das Prachtwerk: *Voyage
autour du monde, fait par ordre du Roi sur les
corvettes l'Uranie et la Physicienne, pendant les années
1817—1820. (Paris 1824—1844. 4.)* 9 Voll.,
mit vier Bänden Kupfern und Karten in Folio. Das
ganze Werk zerfällt in folgende Abtheilungen: *Histoire
du Voyage.* 3 Voll. 4. *Atlas in fol.* *Zoologie,*
1 Vol. 4. *Atlas in fol.* *Botanique,* 1 Vol. 4. *Atlas*
in fol. *Figure du globe et observations du pendule,*
1 Vol. 4. *Magnétisme terrestre,* 1 Vol. 4. *Navigation*
et hydrographie, 1 Vol. 4. *Atlas de 22 cartes.*
Météorologie, 1 Vol. 4. — *Berichte über dieselbe Reise*
um die Welt geben auch noch zwei Teilnehmer an der
Expedition, der Zeichner J. E. B. Arago (Promenade
autour du monde pendant les années 1817—1820
sur les corvettes du roi l'Uranie et la Physicienne,
commandées par M. Freycinet. [Paris 1822.] 2 Voll.
8. Atlas in fol.) und der Marinechirurg P. Gaillard (in
dem *Journal de la marine,* 1833 und 1834). — *Da*
Freycinet Schiffsbruch gelitten hatte, so wurde er, wie es
Gebrauch ist, vor ein Kriegsgericht gestellt, oder nicht nur
von diesem unter Anerkennung seiner Leistungen gänzlich
freigesprochen, sondern auch von Ludwig XVIII. in einer
besondern Audienz ehrenvoll empfangen. „Sie sind,“ sprach
der König zu ihm, „als Fregatencapitain hier eingetret-
ten, Sie verlassen das Zimmer als Schiffscapitain; dan-
ken Sie mir aber nicht dafür, sagen Sie vielmehr, was
Jean Bart zu Ludwig XIV. sagte, als er ihn zum Be-
satzhaber eines Geschwaders ernannte: Sie! das haben
Sie recht gemacht!“ — Freycinet stieg von nun an in
der Hofgunst immer höher und Karl X. schickte ihn im
J. 1829 als Gouverneur nach Martinique. Seine Amts-
führung muß indessen nicht ganz unparteiisch oder allzu
streng gewesen sein, denn sie veranlaßte von Seiten der
Farbigen vielerlei Beschwerden, welche so gewichtig gema-

den wurden, daß die Regierung sich veranlaßt sah, ihn im J. 1830 nach der Julirevolution zurückzuberufen. Er beschäftigte sich von nun an fast nur noch mit den Wissenschaften und lebte sehr zurückgezogen, meistens auf seinem Landgute Freycinet bei Coriol (Département der Drôme), wo er auch am 18. Aug. 1842 starb *). (Ph. H. Kuhn.)

FREYCINETIA. So nannte Gaudichaud nach dem Schiffsarzt des Schiffes, auf welchem er die Reise um die Welt machte, dem französischen Fregattenkapitain Claude Louis Desaulles der Freycinet, eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 23. Einkeimigen Classe und aus der natürlichen Familie der Pandaneen. Char. Die polygamisch-bisexualen, mit einer zuweilen gefärbten Scheide versehenen, einfachen Blütenhüllen sind dicht mit nackten Geschlechtstheilen bedeckt; jeder Staubfaden trägt eine Anthere; der Fruchtknoten ist kantig, mit aufsteigender, scheibenförmiger Narbe; die Frucht ist beerenartig, einschälerig, mit sehr kleinen, spindelförmigen, an den Bandungen hängenden Samen. Die acht bekanntesten Arten wachsen als pandanartige Sträucher oder Bäume mit meist schwarzem, kletterndem oder kurzelnem Stunke auf den Inseln des indischen und stillen Meers. 1) *Fr. arborea Gaudich.* (Fregesia. voy., Bot. p. 431. t. 41), auf den Sandwichinseln; 2) *Fr. scandens Gaud.* (l. c. p. 432. t. 42), auf den Molukten; 3) *Fr. radicans Gaud.* (l. c. t. 43), ebenda; 4) *Fr. strobilacea Blume* (Rumphia p. 136. t. 39, Pandanus fuscicularis Rumph. amb. p. 133. t. 82), auf Amboina; 5) *Fr. imbricata Blum.* (l. c. p. 157. t. 40), auf Java; 6) *Fr. javanica Blum.* (l. c. t. 41), ebenda; 7) *Fr. insignis Blum.* (l. c. p. 158. t. 42), ebenda; 8) *Fr. angustifolia Blum.* (l. c. p. 159. t. 43), ebenda. (A. Sprengel.)

FREYER (Hieronymus), ein in seinem Zeitalter und in seinem Wirkungskreise ausgezeichneten Schulmann. Geboren zu Gantkau in der Prignitz 1675, studierte er seit 1697 zu Halle, ward 1698 Lehrer am königlichen Pädagogium daselbst und 1703 von dessen Stifter, A. H. Franke, zum Inspector desselben ernannt. Von 1698—1747 lebt er in dieser Anstalt, wie Wenige seines Standes, und kann wegen seiner monnischaltigen Verdienste um sie in ihrer, wie überhaupt in der Geschichte des deutschen Schulwesens, nicht vergessen werden. Zu einer gründlichen Gelehrsamkeit gefüllte sich ein praktischer Verstand, dem die Anstalt eine Menge durch die Erfahrung bewährte Einrichtungen zu danken hat, und die ihm das hohe Zutrauen Franke's erwerben mußten. Sehr viele Aemter, welche in der Periode der Waisenhäuser Reformen und bei der Anlage der Philanthropien als neu ausgegeben, auch wol von Waisenhöfen, der immer das deutsche Schulwesen nur nach den Schulen, die er fannte, beurtheilte, dasse gehalten wurden, waren längst durch Freyer aufgeführt. Auch er hatte eine Neigung, mehr Realien mit dem bloßen Sprachstudium zu verbinden, aber er hütete sich wol, dieses dadurch zu beschränken; vielmehr hielte er seine Schüler so unabhängig, besonders im Lateinschreiben, daß man

kaum glauben würde, daß soviel in einem Semestre von den fleißigsten Schülern geleistet werden könnte, wenn nicht noch jetzt diese Arbeiten in dem Schularchio vorhanden wären. Mit so gewissenhafter Treue er das Amt eines Aufsehers der Böglinge verwaltete, so vielen Antheil er auch immer noch selbst am Unterricht nahm, so sparte er dennoch Zeit, um nützliche Schulbücher zu liefern. Sein Fasciculus poematum graecorum, seine Anweisung zur deutschen Orthographie, Geographie, Dramaturgie, seine Colloquia Terentiana, und besonders seine Vorbereitung zur Universitätsstudien (über welche noch Erneß in kritisch Vorlesungen hielt) haben, so stark man auch damals die Auflagen machte, doch zum Theil 8—12 Ausgaben erlebt, und sind eine lange Zeit als Lehrbücher in sehr vielen Schulen gebraucht worden. Sie tragen die Farbe und den Koss ihrer Zeit; aber sie gebühren in ihr zu den besten. Vorzüglich bildete er in seinen Schülern das Talent der Berechnung; daher zu seiner Zeit fast monatlich öffentliche und Privatrechnungen ange stellt wurden; daher sehr viele, welche am Jene Zeit im Pädagogium studirt haben, die Fertigkeit, mit Freimüthigkeit, Gewandtheit und selbst ohne längere Vorbereitung reden zu können, Freyer's zu danken pflegen. Er starb am 24. Sept. 1747, fast bis an sein Ende arbeitsam und thätig in seinem Berufe. (A. H. Niemeyer.)

Freyaer Reichenb., f. Myrrhus.

Freyaer Leop., f. Mayopia.

FREYLINGHAUSEN (Johann Anastasius), am 2. Dec. 1670 zu Gandersheim im Fürstenthume Wolfenbüttel geboren, war der Sohn eines dortigen Kaufmanns, der zugleich die Stelle eines Bürgermeisters bekleidete. Seiner Mutter, der Tochter eines Predigers, verdankte Freylinghausen den ersten Religionsunterricht, für den er schon in jugendlichem Alter sehr empfänglich zu sein schien. Einen tiefen Eindruck machten auf ihn, nach seinem eigenen Geständnis¹⁾, die Schilderungen des jüngsten Gerichts und der Qual der Verdammten. „Ich warh," schreibt Freylinghausen, „in die äußerste Furcht gerieth, wenn ich Jemanden sprechen hörte; weinte auch zuweilen, wenn ich nicht einschlafen konnte, wegen der ewigen Pein der Seelen in der Hölle." Zeit seinem gewöhnlichen Besuche der Stadtschule zu Eintrich und genos zugleich den Privatunterricht seines Großvaters mütterlicherseits, des Seniors und Pastors Pelenius, bei welchem er Koss und Wohnung hatte. Dieser vielfeitig gebildete und dabei fromme Mann empfahl ihm das Lesen der heiligen Schrift. Zugleich mußte er die Psalmen und die evangelischen und epistolischen Lesarten auswendig lernen. Dabei blieb aber sein Religionsunterricht, selbst in den obern Classen der Stadtschule, höchst mangelhaft. „Meine ersten Lehrer," gestand er in spätern Jahren, „ließen es alle an gehörigem Fleiß, gutem Exempel und nöthiger Aufsicht fehlen." Vor sittlichen Beirathungen, zu denen ihn die Nothwendigkeit seiner Mitschüler hätte veranlassen können, bewahrten ihm nur die frühen Jugendindrücke und die Warnungen seiner frommen Mutter.

1) In einer Art von Selbstbiographie, die sich unter seinen nachgelassenen Papieren befindet.

6) Nach dem Monsieur (27. Aug.); nach dem Journal des Debats (27. Aug.) starb er zu Sautes bei Vienne (Département der Isere).

Im J. 1680 bezog Freylinghausen, nachdem er sich ein halbes Jahr im ästhetischen Hause aufgehalten hatte, die Universität Jena. Nach damaliger Sitte hörte er dort zuerst den ganzen philosophischen Coursus und hierauf philologische, ergeetische und theologische Collegien, vorzüglich Dogmatik bei Johann Wilhelm Baier, der 1695 als Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Weimar gestorben. In mehrfacher Hinsicht wichtig war für Freylinghausen die in der letzten Zeit seines Aufenthalts angeknüpfte Bekanntschaft mit einem jungen Manne, Namens Homayer, der späterhin eine Pfarrstelle zu Lebnort erhielt. Der genannte Freund, der früher in Erfurt studirt hatte und mit Breithaupt in Briefwechsel stand, empfahl ihm Arndt's, Spener's und Luther's Schriften, aus denen er, nach seinen eigenen Worten, „einen Anfang des Lichts und manche gute Bewegungen in seinem Herzen verspürte.“ Verklärt wurde dieser Eindruck noch durch seinen Freund Homayer, der ihm viel von Breithaupt's Gelehrsamkeit und dem exemplarischen Lebenswandel jenes berühmten Theologen erzählte und ihm einzelne Stellen aus seinen Briefen vorlas. Seit auch August Hermann Franke, der nachherige Stifter des halle'schen Waisenhauses (1690), seinen bisherigen Aufenthalt in Leipzig mit Erfurt vertauscht hatte, und dort als Diakonius durch seine „ernstlichen Predigten,“ wie man sie nannte, großes Aufsehen erregte, trat der Wunsch, nach Erfurt zu reisen, immer lebhafter vor Freylinghausen's Seele. Im Oftern 1691 begab er sich dorthin mit einigen jenseitigen Freunden, zu denen, außer Homayer, auch sein nachheriger Amtsgenosse, M. Wiegand, gehörte. Sie brannten vor Begierde, Franke und Breithaupt sprechen und predigen zu hören und in ihnen die merkwürdigen Männer persönlich kennen zu lernen, welche die neue, damals übel berücksichtigte, Lehre des Pietismus zu verbreiten strebten.

Aus seinem eigenen Geständniß in späteren Jahren geht hervor, daß Freylinghausen jene Reise weniger aus eigenem Antriebe, als aus Zureden seiner Freunde unternommen hatte. „Wir gingen,“ erzählt er, „bald nach unserer Ankunft in Erfurt zu M. Franke's, der zwar eben nicht viel redete; doch war Alles, was er sagte, mir als eine neue Sprache ganz annehmlich zu hören, daß ich es auch, sobald ich in mein Quartier zurückkam, mir pro memoria aufschrieb. Und so ging mir's auch bei Dr. Breithaupt. Die Predigten, die ich von ihnen hörte, gingen mir gar sehr süß ein, sodas ich den Unterschied zwischen denselben und denen, so ich bisher in Jena gehört, gar wohl merkte. Doch war ich nie gewillt, daß ich um deswillen Jena verlassen und mich nach Erfurt begeben wollte; sondern war zufrieden, daß ich die Leute, deren künftig in der Kirchengeschichte, und zwar nicht im Besten, gedacht werden würde, nun selbst gesprochen hätte und mein Jubicium von ihnen geben könnte.“

Der Eindruck, den Freylinghausen auf Breithaupt machte, muß sehr günstig gewesen sein. Als er einige Wochen später eine abermalige Reise nach Erfurt unternahm, um dort die Pfingstferien zuzubringen, bot ihm Breithaupt Kost und Wohnung in seinem Hause an. In einem Zustand von Unentschiedenheit verlegte ihn der An-

trag, in Erfurt zu bleiben und dort eine vortheilhafte Hofmeisterstelle zu übernehmen. „Ich wollte,“ äußerte Freylinghausen in späteren Jahren, „mich nicht gern aus der bisherigen Freiheit herausbegeben, noch eine berühmte Universität, als Jena war, verlassen.“ Er machte daher die Annahme jener Stelle von der Einwilligung seiner Ältern abhängig. In der Antwort auf seinen nach Sandersheim gesendeten Brief ward er jedoch ernstlich gemahnt von dem Umgange mit den „irrigen und verführerischen Männern in Erfurt.“ Seine Ältern legten ihm die Bitte an's Herz, nicht durch Ungeschick eine künftige Beförderung in seinem Vaterlande und zugleich sein Lebensglück für immer zu verschätzen. In seiner Verlegenheit sandte er dem Brief seinen Ältern an Breithaupt, mit der Bitte, ihn durch seinen Rath zu unterstützen. Bald nachher aber fühlte er, wie er sich selbst darüber äußert, „großen Trieb und Frigidität, bei seinem einmal gefassten Entschlus zu bleiben und ihn folglich auszuführen.“ In Erfurt, wohin er, aller Gegenvorstellungen seiner Freunde ungeachtet, sich begeben hatte, widerrieth ihm zwar Breithaupt die Annahme der vorgelegten Hofmeisterstelle; Freylinghausen trat sie jedoch desungeachtet an, und es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Mühe, seine Ältern über diesen Schritt zu beruhigen. In seinem neuen Verhältniß fühlte er sich sehr glücklich, besonders in dem Umgange mit seinen beiden Lehrern. Er benutzte fleißig ihre Vorlesungen, Predigten und Erbauungsschriften. Die neue Lehre, die sie zu verbreiten strebten, hatte indessen zahlreiche Gegner gefunden. Unter den sogenannten Prophetenkindern und Pietistenschülern, von denen eine in Erfurt an den Salgen gebefete Schmähschrift ein langes Verzeichniß enthielt, war auch Freylinghausen genannt. Sein deshalb besorgter Vater schickte seinen ältesten Sohn nach Erfurt, um den verirrten Bruder von dort abzuholen. Jener sagte aber, nach einer nähern Bekanntschaft mit Franke und Breithaupt, eine so günstige Meinung von ihnen überprüften Männern, daß er sie bei der Heimkehr nach Sandersheim fräfig in Schutz nahm und die besorgten Ältern völlig beruhigte. „Sie legten,“ schreibt Freylinghausen selbst, „ihre bisherigen Vorurtheile ziemlich ab und reinigten ihr Haus von verschiedenen unchristlichen Gewohnheiten, daß dasselbe auch als pietistisch überall bezeugt wurde. So gering und schwach mein damaliger Anfang des Guten war, so segnete ihn doch Gott zur Erweckung und Aufmunterung einiger Andern in meiner Vaterstadt.“

Die veränderte Ansicht seiner Ältern begünstigte auch den von Freylinghausen entworfenen Plan, seine Studien auf der neugestifteten Universität Halle fortzusetzen. Seinen geliebten Lehrern Breithaupt und Franke, die dorthin berufen worden waren, folgte er um Oftern 1692 nach Halle, wo er fast alle theologischen Collegien hörte, die damals gelesen wurden, und sich in praktischen Vorträgen übte. In seinem Privatstisch war er unermüdet. Voriglich beschäftigten ihn *Chemnitz's* Loci theologici, die er in Tabellen brachte und die wichtigsten Bemerkungen ercerpirt. In Sandersheim, wohin er zu Ende des Jahres 1693 zurückgekehrt war, blieb sein Fleiß sich gleich.

Er las Luther's Schriften und andere theologische Werke. Über den Religionsunterricht, den er in einigen angesehnen Familien erteilte, äußerte er in spätem Jahren: „Er meine davon wol soviel Nutzen verspürt zu haben, als von irgend einem akademischen Collegio.“ In diesen Verhältnissen übertrug ihm im December 1694 Frank's Antrag, nach Halle zu kommen, um ihn als Gehilfe im Predigamt zu unterstützen. Freylinghausen stand in seinem 22. Jahre, als er jenem Rufe folgte. Noch ob' er ordnet war, hielt er die gewöhnlichen Nachmittagspredigten in der glauchoischen Kirche. Eine rastlose Thätigkeit bewies er auch bei vielfach verzweigten Unternehmungen seines von ihm hochgeachteten Vorgesetzten Frank. Beihilflich war er ihm vorzugsweise bei der Einrichtung der Arzneykassen, der Freischule für die Studierenden und des Pädagogiums. Eine freudige Uebersetzung war es für ihn, in den ersten Böglingen des zuletzt genannten Instituts Kinder aus seinem Geburtsort Ganderkesheim zu erblicken, die dort seinen eigenen Unterricht genossen hatten. Als Prediger gewann er erst nach und nach die Liebe seiner Gemeinde, die sich selbst seiner Ordination widersetzte, und dieselbe bis zu Anfange des Jahres 1696 verweigerte²⁾.

Um diese Zeit begann seine volle Thätigkeit, die sich die Förderung gemeinnütziger Zwecke zur Hauptaufgabe machte. Unausgesetzt hielt Freylinghausen die sonntäglichen Nachmittagspredigten, die Wochenpredigt, die öffentlichen und Privatcatechisationen, die Erbauungsstunden in der Kirche, oft auch im Waisenhause. Häufig übernahm er auch die Vormittagspredigten in der Universitätskirche. Den Wünschen der theologischen Facultät entsprach er durch ein homiletisches Collegium, das er für die ältern Studirenden unentgeltlich las. Bei der theoretischen Anweisung, die er ihnen gab, ließ er es nicht bewenden. Sie mußten auch in seiner Gegenwart predigen, und er machte sie auf die Fehler aufmerksam, die sie sich dabei zu Schulden kommen ließen. Seinem hochverehrten Lehrer Frank, dem Stifter des Waisenhauses, war er beihilflich bei seiner weitläufigen Correspondenz. Er unterstützte ihn bei dem Wissenschafts- und vielen andern Arbeiten. Aus dem Religionsunterricht, den er während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Halle in dem dortigen Pädagogium erteilte, entstand seine „Grundlegung der Theologie“³⁾. Alle seine Bestrebungen concentrirten sich, wie er selbst äußert, in dem Wunsche: „sich selbst und die ihn hörten, seglich zu machen.“ Mit diesem unablässigen Trachten, das Reich Gottes unter den Menschen zu fördern, verband er eine seltene Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung in Bezug auf die Feinden der Welt und alle irdischen Genüsse. Er fand darin eine Art von Vergnügen und volle Zu-

friedenheit mit seinen Lebensverhältnissen. „Gott ließ meine Arbeit,“ schreibt er, „nicht ohne Segen sein, und vielmehr ich davon mehr Salarium, noch Accidenzen zu genießen hatte, nämlich ganzer 20 Jahre lang (von 1685—1715), so war ich doch mit den damaligen Umständen sehr wohl zufrieden, und sann Gott zum Preise sagen, das darin keine Begierde, ein Mehreres zu haben, oder zu ansehnlichen und einträglichen Diensten zu gelangen, mich angestochen habe, sondern daß ich darin wol gern bis an mein Ende geblieben wäre.“

In Begegnung, seine äußern Umstände, die nicht die glänzenden waren, zu verbessern, fehlte es ihm nicht. Er lebte jedoch 1711 den Ruf zum ersten Prediger zu Glems in Ostfriesland und auch späterhin mehrte nicht unvorteilhafte Anträge entschieden von sich ab. Was ihn dazu bewog, war der Wunsch, die wissenden Geschäfte, denen sich Frank unterziehen mußte, ihm zu erleichtern. Diese Arbeit dankte ihm eine segensreiche, und es ward ihm leicht, aus jedem Gewinn dabei zu verzichten. „In einem gewissen Salario,“ schreibt er, „hätte ich der liebe Professor Frank wol nicht seilen lassen; aber er hatte selbst von den Pastoralintakünften nicht soviel, als die nöthigen Kosten der Haushaltung erforderten. Das Bäckergeld hätte zwar den übrigen schlechten Gehalt in etwas ersetzen können: besser wir uns aber bald begaben; und von der Professoren hatte er mehrer Jahre weder Heller, noch Pfennig einkommen. In der ersten Zeit meines Amtes empfing ich auch die Kleider von meinen Eltern. So habe ich auch bei Niemand Schulden machen dürfen, sondern immer völlig übriggelassen, daß ich andern Nothleidenden etwas zuwerfen können. Eine große Befriedigung und Erleichterung des Amtes aber war mir, daß ich solche Kollegen und Gehilfen hatte, mit denen ich sie mit mir ein Herz und eine Seele waren.“ Zu diesen Gehilfen gehörte vorzüglich auch sein früher erwähneter jenseitiger Universitätsfreund Wigler, der 1701 durch Frank als Diakon auf der glauchoischen Kirche nach Halle berufen worden war und zugleich als Rectorat an der dortigen Schule verwaltete. Gewöhnlich pflegte eine Morgensunde die genannten Freunde zu vereinigen, die dann nach gemeinschaftlichem Gebet über die Tagesgeschäfte sprachen und sie unter sich vertheilten.

Eine Verbesserung seiner äußern Lage, deren Druck er nicht zu fühlen schien, trat für Freylinghausen erst mit dem Jahre 1715 ein. Um diese Zeit hatte Frank das Pastoralat an der Ulrichskirche erhalten, und Freylinghausen ward ihm abjungirt. Er stand in seinem 45. Jahre, als er sich mit Frank's einziger Tochter verheiratete, die er aus der Laute gehoben. Aus dieser Ehe hatte er einen Sohn, Gottlieb-Anastasi, der späterhin Professor der Theologie in Halle ward, und zwei Töchter. Er geschah auf seiner Schwiegeraters Veranlassung, als er nach Herenfried's Tode (1733) durch ein königliches Patent zum Subdirector des Pädagogiums und des Waisenhauses ernannt ward. Er hätte auch Professor der Theologie werden können. Aus anspruchsvoller Bescheidenheit, die ihn immer klein von sich selbst denken und die Kenntnisse Anderer übersehen ließ, lebte er jedoch die durch

²⁾ Nach seiner früher erwähnten Selbstbiographie (s. ob. Freylinghausen) jenseitiger Thätigkeit weniger auf die glauchoische Gemeindegemeinde, als auf die damaligen Geschlechter, von denen die meisten, wie er sich darüber äußert, „lieber zur Feinde, als zur Prediger, die sich ihrer Seelen ernstlich annähmen, geholt hätten.“
³⁾ Vgl.: Fundamenta Theologiae christianae. (Halle 1733.)
⁴⁾ Epitaphia (s. ob. Freylinghausen) nach: Definitiones zur Grundlegung der Theologie (ebend. 1733.) und Fundamenta theologiae historicae. (ibid. 1734.)

Herschmidt's Tod erlebte die theologische Lehrstelle ab. Nicht bloß das Urtheil seines Schwiegersvaters, auch seine Schriften schienen dafür zu sprechen, daß er hinsichtlich seiner Kenntnisse den meisten damaligen Theologen in Halle sich ohne Anmaßung hätte an die Seite stellen können. Besonders fleißig hatte er seit früher Jugend auf das Studium der Ergese und Dogmatik gewandt und die damals vorhandenen Hilfsmittel fleißig benützt. Ein so brauchbares theologisches Compendium, wie seine bereits früher erwähnte „Grundlegung der Theologie,“ war, wenigstens in deutscher Sprache, bis dahin noch nicht vorhanden. Für die oberen Classen des Pädagogiums und der lateinischen Schule des Waisenhauses hatte Freylinghausen dies nützliche Werk geschrieben, das sich durch Fäßlichkeit und durch den biblisch-praktischen Vortrag der darin enthaltenen Religionswahrheiten empfahl. Im Allgemeinen hatte er bei der Abfassung dieses Compendiums Spener's Glaubenslehre zum Grunde gelegt, und die meisten Glaubensartikel in derselben Ordnung vorgetragen, doch mit Hinzufügung mancher geistvollen Stellen aus Luther's Schriften. Durch Wundt, dem er den hankirchlichen Entwurf seines Lehrbuchs mitgetheilt hatte, ward er zur Herausgabe desselben ermuntert. Selbst Baumgarten legte dies Werk in seinen dogmatischen Vorlesungen zum Grunde⁴⁾. Einen Auszug aus jenem Lehrbuche, zunächst für die mittleren Classen des Pädagogiums und für die oberen Classen der Bürgerschulen des Waisenhauses bestimmt, lieferte Freylinghausen in seinem „Compendium der christlichen Lehre“⁵⁾. Zum Gebrauche in den unten Schulclassen schrieb er seine „Ordnung des Heils in Fragen und Antworten,“ die dem erwähnten Compendium als Anhang beigelegt, doch auch einzeln erschienen ist. Wie sehr die von Freylinghausen verfaßten Lehrbücher ehemals verbreitet und geschätzt waren, beweisen die zahlreichen, mitunter ziemlich starken Auflagen, die sie erlebten. In gleichem Grade ward er durch seine Vorlesungen den Studierenden nützlich, bei denen er in großer Achtung stand.

Die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, mit welcher Freylinghausen ein ihm angetragenes theologisches Lehramt von sich gewiesen hatte, war ein Grundzug seines Charakters, der sich in seinen Handlungen und Worten offenbarte. Er arbeitete gern geräuschlos und ohne irgend Aufsehen zu erregen. Gegen fremdes Lob war er nicht bloß gleichgültig, es war ihm sogar unwillig. Minder heiter, als Franke, und mehr in sich gekehrt, war er doch nicht verschlossen, finstern und zurückhaltend. Wohlwollen und Freundlichkeit, besonders in jungen Jahren, besetzte seinen Umgang. Durch lebhafte Gespräche wußte er Personen von dem verschiedensten Alter und Stande für sich zu gewinnen. In geistigen Sirkeln ließ er selten die Gegenwart andern, das Gespräch auf religiöse Gegenstände zu lenken, um dadurch zur Besserung der Menschen und ihrer Befähigung im Guten beizutragen. Nicht bloß Mitglieder seiner Gemeinde, auch fremde Personen

suchten in zweifelhaften Fällen bei ihm Rath. Er besaß eine scharfe Urtheilskraft, und auf seine Aere und Verschwiegenheit konnte sich Jeder verlassen. Sein gesäßvolles Herz blieb nicht gleichgültig bei der Noth irgend eines Hilfesuchenden, und er brachte oft Opfer, die seine Kräfte überstiegen. Von leidenschaftlicher Aufwallung war er völlig frei. Rühm und Beschäm in allen seinen Handlungen, ließ er selten eine begonnene That unvollendet. Die Hindernisse, auf die er dabei stieß, scheuten ihn nicht. In dem, was er nach reifer Überlegung für gut und heilsam erkannt hatte, machte ihn ein Urtheil Anderer nicht leicht irren. Unerschütterlichen Gleichmuth und ausdauernde Geduld bewies er unter mannichfachen körperlichen Leiden. Die heftigsten Schmerzen bekämpfte er oft durch angestrengte Thätigkeit. Erklärte wird, daß er unter suchtohem Jahnweh die trefflichsten seiner geistlichen Lieder gedichtet⁶⁾. In seinem vorsichtigen, sanften und gelassenen Benehmen lag auch der Hauptgrund, weshalb es ihm mehrmals gelang, Berithe, an denen die Bemühungen seiner Freunde gescheitert waren, vom Verderben zu retten. Ihr Vertrauen zu gewinnen, hielt er dabei für das wirksamste Mittel. Er gelang aber zugleich, daß er erst, durch die Erfahrung belehrt, diesen einigen richtigen, aber gewöhnlich verfehlten, Weg betreten habe. So hatte er einst einem jungen seines unflüchtigen Lebenswandels überdrüssigten Jüngler, der sich bei ihm zum Genus des Abendmahls gemeldet hatte, eine scharfe Strafpredigt gehalten, war aber deshalb von einem seiner Freunde, einem bejahrten Schulmann, hart getadelt und besonders darauf aufmerksam gemacht worden, daß er jenen Mann vielmehr hätte beneiden sollen, um sein Vertrauen zu gewinnen. „Das befehle mich Anfangs,“ schreibt Freylinghausen, „dann ich glaubte es sehr gut gemacht zu haben; aber ich merkte mir's. Der Freund urtheilte ganz recht; ich habe es in der Erfahrung immer so beunden.“

Zur Belehrung und Widerlegung der Irrenden benutzte Freylinghausen vor allem die Bibel. Auf die heilige Schrift gründete er seine ganze Theologie, und suchte besonders unabhängig in den apostolischen Schriften. Die darin enthaltenen Aussprüche wußte er so geschickt und glücklich anzuwenden, daß er den Einzelnen in zweifelhaften Fällen oder über schwierige Fragen völlig beruhigte. Daher galt ihm auch als Maßstab für den Werth theologischer Werke und Vorträge hauptsächlich ihre Übereinstimmung mit dem Sinne und Geiste der biblischen Schriftsteller. „Was nicht biblisch ist,“ pflegte er zu sagen, „und jede Theoph, die nicht nach apostolischer Kraft einfalt schmeckt, ist mir von Herzen unwillig.“ Dabey eiferte er gegen den Einfluß der Sittenphilosophie, besonders der Wölphschen, auf die öffentlichen Religionsvorträge. Er wünschte, daß es „nieler verderblichen Willkür so geben möchte, wie Pl. 129, 6—8 geschrieben steht.“ Un-

4) Späterhin schrieb Baumgarten darüber seine Theses theologicae. (Halle 1740). 5) Es erschienen von diesem Werke mehre Auflagen, die letzte Halle 1734.

6) Unter andern die Lieder: „Mein Herz, gib dich zufrieden,“ und: „Gedult ist noth, wenn's über geht.“ Von diesen Liedern wurden mehre in die bekanntesten Gesangsbücher aufgenommen. Vgl. Bretel's Harmonographie. 4. Th. S. 143 ff. Hermann's Gesangsbücher der evangelischen Kirchenlieder. 1. Th. S. 173 ff.

erschütterlich fest stand in ihm der Glaube an Jesus Christus als Heiland und Versöhner der Welt. Daß dieser Glaube sich durch die Liebe thätig beweisen mußte, galt ihm als der wesentlichste Theil seiner religiösen Überzeugung, oder nach seinen eigenen Worten: „als Grund und Wurzel aller Tugenden.“ Immer bedrückte er in seinen Religionsvorträgen besonders das Praktische. Sie waren sorgfältig durchdacht, klar und flüßig, und dabei frei von allem rhetorischen Schmuck. Die Art und Weise seines Vortrags lernt man aus seinen apostolischen Schriften kennen, vor allen aus seiner „Einleitung zum heilichen Gebrauch des Leidens Christi in 26 Betrachtungen über das hochpriesterliche Gebet Jesu“ u. s. w. Dagegen seine Predigten⁷⁾ memorirt zu haben, trug er für, nachdem er sein Thema sorgfältig durchdacht hatte, mit seltener Präcision vor. Er dach sich nicht immer streng an den vorgeschriebenen Text. Mit seinen eignen Kanzelvorträge Homilien, in denen er längere Abschnitte der Bibel praktisch durchzog. Daß er, besonders in den Wochenpredigten und Erbauungshunden, selbst ganze Bücher der heiligen Schrift erläuterte, trägt seine im Druck erschienene Erklärung des ersten Johanneischen Briefes. Auch Schriften von Luther, Arnd und Spener, die er dem Volke als nützliche, das Nachdenken fördernde Bücher empfahl, bildeten hiezu die Grundlage zu seinen Predigten. Zu Vortragshaupt seiner heiligen Einsicht konnte er sich ebenso wenig erheben, als zu der Fülle des Ausdrucks und der lebhaftesten Darstellungsgabe in Frank's Kanzelvorträgen. Was ihm in dieser Hinsicht abging, ersetzte er durch Gründlichkeit, durch das sichbare Interesse, womit er sprach, und durch die unwiderstehliche Consequenz und Wärme, die ihm alle Herzen gewann. Nicht unpassend pflegte Frank's seines Schwiegersohns Predigten mit anhaltenen, sonst und tief einbringenden Regem zu vergleichen, während er von seinen eignen Kanzelvorträgen behauptete, sie wässerten zwar, wie ein starker Regenguss das Land, stießen aber auch um so schneller wieder ab. Eine wahrhaft eührende Innigkeit verrieth Freylinghausen in seinen Gebeten, und an den Katechisationen, die er mit den von ihm versammelten Kindern in der glauclischen Kirche hielt, nahmen nicht selten auch Erwachsene Theil, und schämten sich nicht, seine Fragen zu beantworten.

Kein geringes Verdienst erworb sich Freylinghausen durch die Einführung vieler neuen und verbesserten geistlichen Lieder. Die von ihm veranstalteten Sammlungen zeichneten sich vor den bisher erschienenen Gesangbüchern vortheilhaft aus. In der Auswahl hätte Freylinghausen vielleicht strenger sein können. Zur Entschuidigung gereicht ihm die damals ziemlich allgemeine Mangel an guten Gesängen. Zur Aufnahme einiger Lieder, die er selbst kaum billigen konnte, da er ein vorzüglicher geistlicher Dich-

ter war, bestimmte ihn wahrscheinlich das Ansehen, in welchem jene Lieder bei einem großen Theile des Publicums standen. Der erste Theil der von Freylinghausen veranstalteten Sammlung erschien 1704 im Verlage des halle'schen Waisenhauses unter dem Titel: „Weistreichs Gesangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten unbekannter Melodien in sich enthaltend.“ Von dieser Sammlung, die über anderthalb tausend Lieder enthält, veranstaltete Freylinghausen einen Auszug von 1056 Liedern, die von ihm zunächst für den Gebrauch der kirchlichen Versammlungen bestimmt, späterhin auch im Waisenhaus, in der glauclischen Kirche und in vielen auswärtigen Gemeinden eingeführt wurden. Freylinghausen selbst hat einige vierzig geistliche Lieder gedichtet.

In Dingen, die nicht zum Wesentlichen des Religion gehörten, war nicht leicht Jemand vorurtheilsfrei, als Freylinghausen. Große Entseten erregte unter der Weislichkeit ein königliches Rescript vom 3. 1736, nach welchem mehr kirchliche Ceremonien, die Lichter beim Abendmahl, die Choräle u. s. w., abgeschafft werden sollten. Als die Sache bei dem halle'schen Ministerium zur Sprache kam, äußerte Freylinghausen zwar manche Bedenklichkeit über diese Neuerung, fügte aber hinzu: „selbst dem Beschele seines Landesherren, einen rothen Rock zu tragen, würde er ohne Weiteres gehören, wenn derselbe ihm nur nicht dabei verböte, die reine Lehre des Evangeliums zu predigen.“ Für die Aufnahme und Verbesserung der Einrichtungen des Waisenhauses blieb er unermüdet thätig, wie seine in dem dortigen Archiv noch aufbewahrten Tagebücher und andern Schriften beweisen. Nach Frank's Tode (1727) hatte er gemeinschaftlich mit dessen Sohne, Gottlieb Anasiosius, die Direction des Waisenhauses und Pädagogiums erhalten. Schon früher (1720) waren beide von der Gesellschaft der Fortpflanzung der Erkenntniß Christi in London zu Mitgliedern ernannt worden. Nach ihm in dem Archive des halle'schen Waisenhauses ein Theil des Briefwechsels aufbewahrt, den Freylinghausen seit 1727 mit Friedrich Wilhelm L. über Angelegenheiten der Kirchen- und Schulwesen geführt hatte. Der König hatte ihn während seines damaligen Aufenthalts in Wasserhausen mehrmals zu seiner Tafel gezogen und ihm bei seiner Abreise ein ansehnliches Geschenk für das Waisenhaus einbändigen lassen. Ungewiß ob der eben genannten Anstalt durch den Verkauf von Aeckern und andern neueröffneten Quellen immer mehr in Aufnahme kom, entsproch sie doch nicht ganz den von Freylinghausen selber gehegten Erwartungen. Er pflegte sich gegen seine Freunde oft darüber mit den Worten zu äußern: „Das Beste im Lande ist gesehen!“

Durch rastlose Anstrengung und überdauerte Geschäfte war seine Gesundheit längst sehr geschwächt worden. Zu dem Schmerz über den Verlust seines Schwiegersohns traten noch neue Anstrengungen und Sorgen zu einer Zeit, wo ihm im höheren Alter die Abnahme seiner Kräfte der

7) Halle 1725. 8) Predigten über die Sonn- und Festtagslehren. (Halle 1728. 4. Neue Ausgabe ebend. 1735. 4.) Betrachtungen von der Gnade des neuen Testaments, in drei Pflichten. (Hersfeld. 1728.) Auspredigten. (Hersfeld. 1734.) Katechismuserklärten. (Hersfeld. 1734.) außerdem mehr einzeln gedruckte Colloquien. Berol. P. Döring, Die geistlichen Theologien. Leipzig. 2. Abt. S. 444 fg.

9) Im J. 1734 ward die Abt. bereits zum 17. Male aufgelegt. Die erste Ausgabe des zweiten Theils erschien 1714. Beide Theile wurden von G. A. Frank zusammen in einem Bande herausgegeben. (Halle 1741.)

zeit sehr fühlbar geworden war. Von einem paralytischen Anfall im J. 1728 blieb ihm eine Schwäche zurück, die ihn nöthigte, seine Thätigkeit immer mehr einzuschränken. An den Folgen jenes Uebels, das seitdem mehrmals wiederkehrte, starb Freytaghausen am 12. Februar 1739 *) im 69. Lebensjahre.

Sein Bildniß befindet sich im zweiten Theile von Dreihaupt's ausführlicher Beschreibung des Saalkreises **). (Heinrich Döring.)

Freylinia Benth., f. Capraria.

Freylinia Coll., f. Beaureria.

FREYREISS (Georg Wilhelm), deutscher Reisender und Naturforscher, am 12. Juli 1789 zu Frankfurt a. M. geboren, war der älteste Sohn unbenannter, aber braver Eltern, welche selbst Entbehrungen nicht scheuten, um den talentvollen Knaben einen genügenden Unterricht genießen zu lassen. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und benutzte dabei sorgsam jede freie Stunde, um sich Kenntnisse in der Naturgeschichte zu verschaffen und sie zugleich durch Einsammeln von Thieren, Pflanzen und Steinen praktisch zu üben; durch die von ihm mit Umficht betriebene Seidenwürmerzucht und den Verkauf von Schmetterlingspfeilen erwarb er sich die nöthigen Mittel zur Anschaffung von Büchern und sonstigen Erfordernissen. Er sollte sich dem Handelsstande widmen, und that, obgleich er keine Neigung dazu fühlte, als Lehrling gewissenhaft seine Pflicht; fortwährend aber trieb er in den geschäftsfreien Abendstunden und an den Sonn- und Feiertagen sein Lieblingsstudium und schloß sich im J. 1804 einer Gesellschaft naturhistorischer Freunde an, welche vereinigt sich eine kleine Bibliothek naturwissenschaftlicher Werke und eine Sammlung von Naturalien angelegt hatten. Im J. 1807 kam er nach Eisenbach, um die schöne Sammlung ausgestopfter Nach ausgezeichneten Naturforscher Meyer anzusehen; dieser wohlwollende Gelehrte war erkrankt, in dem jungen Manne, dessen äußeres Ansehen grade nicht viel versprach, nicht gewöhnliche Kenntnisse zu entdecken, und erkundigte sich näher nach seinen Verhältnissen. „Ich heiße Freyreiß,“ erwiderte dieser, „bin der Sohn eines Schuhmachers und Lehrling einer Handlung in Frankfurt. Dieses Fach spricht mich aber nicht an, und gern widmete ich mich ganz der Naturgeschichte, wenn ich nur die Mittel dazu hätte. Abends und Sonntags stopfe ich Vögel aus, suche diese zu verkaufen und schaße mit dafür Bücher an.“ Meyer versprach dem

freubig überreichten Freyreiß, ihn in seinem Streben nach Kräften zu unterstützen, und fand auch bald darauf Gelegenheit, sein Versprechen zu verwirklichen, als der bekannte von Langsdorff ihn ersuchte, ihm für eine naturwissenschaftliche Reise nach der asiatischen oder sogenannten großen Tatarei und Persien einen Diener zu verschaffen, der einige Kenntnisse besäße und mit dem Einsammeln und Zubereiten von Thieren umgehen könne. Freyreiß ergiff, da man ihm ehrsame und gute Behandlung gewährleistete, begierig die ihm dargebotene Gelegenheit, sich weiter auszubilden, gab seine Stelle auf und zog auf einige Zeit nach Eisenbach, um daselbst bei dem in seinem Fache berühmten Wesell im Abziehen und Aufstopfen der Thiere und bei Meyer Unterricht in der Ornithologie zu nehmen; dann hielt er sich noch einige Monate zu Göttingen auf, wo er von Blumenbach nützliche Andeutungen und trefflichen Rath, von Hübner Anleitung zu Querschnittsprisungen und andern Präparationen erhielt. Im Jaber 1809 reiste er mit Langsdorff nach Petersburg; da aber die beabsichtigte Reise wegen der zwischen Rußland und Persien ausgebrochenen Feindseligkeiten unterblieb, so zog er, um seinem Wöhrner nicht länger lästig zu fallen, einige Zeit zu dem als Naturforscher bei der Kaiserlichen Weltumsegelung rühmlichst bekannten Zilless, und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Ornithologie, welches Studium ihm aber durch den Mangel an guten Sammlungen sehr erschwert wurde. Er machte häufige Ausflüge zum Beobachten und Erjagen von Vögeln, und erwarb sich durch den Verkauf der von ihm ausgestopften Exemplare nicht nur seinen Unterhalt, sondern legte sich auch das nöthige Geld zurück, um seinen im J. 1811 gefassten Entschluß, auf einer russischen Universität Medicin und Naturwissenschaften gründlich zu studiren, auszuführen. Vorher beschied er aber seinen Vater, der das Geschäft des Vaters erlernt hatte und in Jena arbeitete, zu sich, um ihn im Aufstopfen zu unterrichten und den theilhaftigen Handel fortzubetreiben. Später wurde dieser in ein kaiserliches Institut aufgenommen und erhielt, nachdem er den erforderlichen Unterricht genossen hatte, die Stelle eines Hofmeisters zu Czarinskam am Dniپر. Leider gab Freyreiß seinen wohlüberlegten Plan, eine Universität zu besuchen, wieder auf, und nahm, weniger der Klugheit, als seinem Hange zu naturgeschichtlichen Forschungen folgend, die Einladung des im J. 1812 zum russischen Generalkonsul in Brasilien ernannten Langsdorff, ihn zu begleiten und bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu unterstützen, an. Man schiffte sich noch im Herbst 1812 ein, mußte aber des stürmischen Wetters wegen in den schwedischen Hafen Karlskrona einlaufen und daselbst überwintern. Freyreiß benutzte diesen gewungenen Aufenthalt, um Stockholm und Upsala zu besuchen und im Umgang mit den dortigen ausgezeichneten Naturforschern seine Kenntnisse zu erweitern, welcher Bekanntheit er seine spätere Aufnahme zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Stockholm verdankt. Am Mai 1813 ging man wieder in See und landete nach einer glücklichen Fahrt am 29. August in Rio de Janeiro. Schon bald nach seiner Ankunft aber trennte er sich in Folge eingetretener

10) Nicht 1739, wie hier und da angegeben wird; s. unter andern Jöcher's Oelehrtenlexikon. 2. Ab. S. 750. 11) Vergl. J. A. Freytaghausen's Obengedachtes. (Jahr 1740.) Götting. Festschrift Gundling über die Geschichte der Gelehrtheit. S. 621 f. Jöcher a. a. O. S. 750. Nachrichten von dem Starstor und der Amtsführung rechtschaffener Prediger. (Jahr 1776.) S. 26. S. 168 ff. J. A. Franke's Stiftung. 2. Ab. S. 345 ff. G. G. Knapp's Erben und Übersetzer einiger gelehrten und frommen Männer. S. 147 ff. G. Döring, Die gelehrten Biologen Teutlands. 1. Ab. S. 439 ff. Wesseli Analecta hymnica. Tom. II. p. 53 sq. Diffen's Homöopathopoeia. 4. Ab. S. 145 ff. Grisebach's Nachrichten den Lieberverstorbenen. S. 14. Bremer's Geschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1. Ab. S. 173 ff. Richter's Verzeichnis glücklicher Kinderzucht.

Widerständnisse von Langsdorf, der den von ihm, wie es scheint, nicht sehr würdig behandelten Mann sogar mehrere Jahre hindurch in deutschen Zeitschriften mit falschen Beschuldigungen und niedrigen Schmähungen verfolgte, wogegen sich dieser jedoch ruhig und beschreibend verteidigte. Aus großer Verlegenheit zog ihn damals der schwedische Generalconsul Ritter von Bessin in Rio de Janeiro, der ihm ein Jahrgeld von 1000 Grusaden (gegen 1500 Gulden) auswarf, um dafür Naturalien und naturgeschichtliche Beobachtungen an die Akademie in Stockholm einzubringen. Nachdem er sich während eines neunmonatlichen Aufenthaltes in Rio de Janeiro mit den Zuständen des Landes vertraut gemacht hatte, trat er im Juli 1814 mit dem Baron von Schwabe, damals Oberstleutnant und Kommandant des Bergwesens in portugiesischen Diensten, seine erste Reise nach dem Innern von Brasilien, und zwar in die Provinz Minas Geraes, an, und durchwanderte eine Strecke von 150 deutschen Meilen, eifrig beschäftigt mit dem Einsammeln von Vögeln, Insekten und Pflanzen. Im Januar 1815 kam er nach der Hauptstadt zurück und sendete einen Theil seiner naturhistorischen Ausbeute und einen Bericht über seine Reise an die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, welche Auszüge aus dem letzteren in ihre Verhandlungen aufnahm; letzter ist aber der ganze, vielfach wichtige Reisebericht noch nicht gedruckt. Alsbald nach seiner Rückkunft nach Rio de Janeiro wurde Freyreiss durch die Fürsprache seines Sohnes, des Staatsministers d'Araujo, Gonde de Barca, zum Naturforscher des Königs mit einem lebenslänglichen Gehalte von 1000 Grusaden und dem Range und der Anwartschaft einer Professur der Zoologie ernannt. In dieser Eigenschaft unternahm er am 4. August 1815 mit dem Fürsten Maximilian von Wied-Neuwied eine zweite Reise an der Südküste Brasiliens bis zur Villa St. Joa de Mucuri (15° südlicher Breite), wo er sich am 3. Februar 1816 von seinem fürstlichen Gesährten trennte, um eine andere Richtung einzuschlagen. Anfangs Mai trafen sie bei der erwähnten Villa wieder zusammen und durchstreiften gemeinschaftlich die Gegend bis Villa Rica, bis sie am 15. Juni abermals Abschied von einander nahmen, da der Fürst nordwärts ging, Freyreiss aber am Mucuri zurückblieb, um Aufspäh nach verschiedenen Seiten hin zu machen. Auf einem solchen traf er zu Bahia zum dritten Male Maximilian von Wied-Neuwied, welcher sich hier nach Europa einschiffte. Dieser erwähnt in seiner Reisebeschreibung öfter des ihn begleitenden Freyreiss mit den ehrenvollen Ausdrücken, und nannte eine von denselben entdeckte neue Fledermaus ihm zu Ehren *Diclidurus Freyreissii*; einen von ihm aus Brasilien geschilderten ausgezeichneten neuen Käfer nannte der bekannte Insektenkenner von Oeyden, um sein Andenken in der Wissenschaft zu verewigen, *Lucanus Freyreissii*. Freyreiss dient sich gewöhnlich um Bahia auf, von wo aus er stets nach allen Seiten Aufspäh machte, um seine Sammlung zu bereichern, von welcher er Reis Exemplare nach Moskau, Stockholm, Leiden, Berlin und anderen Städten schickte. Er hatte sich dadurch

X. Geogr. v. M. u. s. d. Erde Section. XLIX.

ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, welches er aber, als er im J. 1818 von einem Besuche bei den Botocudos zurückkehrte, auf einer Seefahrt von Ilheus nach Caravelhas durch Schiffbruch größtentheils, nebst einer bedeutenden Sammlung, verlor. Im J. 1818 war er Mitglied der neuentstandenen Entenberger'schen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. und machte sich dem Museum derselben durch mehrere bedeutende Sendungen von Thieren aus allen Classen sehr nützlich. Eine große Ausbeute versprach er sich von einer Reise, die er den Amazonasfluß hinauf in das Innere von Brasilien zu unternehmen beabsichtigte; die Vorbereitungen waren bereits getroffen, die verwideltsten Angelegenheiten der deutschen Colonie Leopoldina, die er im Einverständnisse mit der Regierung wissend dem 18. und 19. Breitengrade am Fluße Peruipé, nicht weit von Vicoja, mit Umsicht und Sach- und Verstandnis gelistet hatte, schoben aber stets die Ausführung seines Plans hinaus; als er endlich alle Hindernisse beseitigt zu haben glaubte, erlitt ihn am 1. April 1825 ein frühzeitiger Tod aus der von ihm mit so unfähiger Mühe begründeten Pflanzung, wo er nach seinen unruhigen, sorgvollen Jugendjahren ein frühliches Alter hinzubringen gedachte. Er hatte sich mit einer in Brasilien geborenen Portugiesin verheiratet und hinterließ ein Kind. Um seinen auswanderungslustigen Knecht eine genaue Schilderung Brasiliens zu geben, verfaßte er seine „Beiträge zur nähern Kenntniß des Kaiserthums Brasiliens, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbszweige für europäische Ansiedler, sowie auch einer Darstellung der Ursachen, wodurch neue Ansiedlungen mißglücken“, von denen aber nur der erste Band (Frankfurt 1824.) erschien. Er enthält allgemeine Bemerkungen über Brasiliens geographische Lage, Gebirge und Flüsse, Beobachtungen über das Klima und das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, sowie auch über die Landbewohner, und liefert den Beweis scharfsinniger Beobachtungsgabe und klarer Urtheilskraft. (Vergl. Mappes, Gedächtnißrede auf Freyreiss, in der „Tris, Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.“ (Frankfurt 1827. 4.) Nr. 46. „Neuer Nekrolog der Zeitgen.“ Vierter Jahrgang. 1826. [Meynau 1828.] I. Bd. S. 1—14.) (Ph. II. Kält.)

FREYTAG. 1) Friedrich Gotthilf, achtzehnter Rector der Landesschule Pforta, ein gelehrter und vielfach verdienter Schulmann. Er war zu Burdorf im damaligen Kurfürstenthume Sachsen am 18. Nov. 1687 geboren und hatte seine Bildung auf der Landesschule Meissen empfangen, welche er 1706 verließ, um in Leipzig Theologie zu studiren. Hier erlangte er 1708 die Magisterwürde und machte sich bald unter den jüngern Universitäts-erwarteten durch seine Fertigkeit im Disputiren sehr bekannt. Nachdem er einige Jahre lang mit jungen Leuten als Hofmeister sich auf den Universitäten zu Wittenberg und Frankfurt an der Oder aufgehalten hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, ward hier Professor in der philosophischen Facultät, las fleißig Collegia und arbeitete an den Actis Eruditorum, ließ sich aber auch

unter die Zahl der theologischen Candidaten aufzunehmen. Es geschah dies vermuthlich, weil die Aufsichten zu einem akademischen besondern Erfolge in Leipzig im Anfange des 18. Jahrhunderts eben so (schief) waren als sie es noch im Anfange des 19. gewesen sind¹⁾. Doch ward er schon im Jahre 1722 von dieser Noth befreit, indem er als Lectus nach Pforta berufen ward, wo er sich jedenfalls in einer einträglichen Stellung befand und auch im folgenden Jahre (1723) seine zweite Verbindung mit Johanne Sophia Winder, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Leipzig, vollziehen konnte. Nach neunjähriger Verwaltung dieses Amtes fiel nach dem Ableben des Rectore Schöberl im J. 1730 die Wahl bei Weibens auf Freytag, und obwohl dieser sich auf alle Fälle wehrte, um nicht dem um die Anstalt vertriebenen Comector Schramm vorgelegt zu werden, so bescharte doch der Rectorath zu Dresden bei seiner Wahl und Freytag ward am 6. Nov. 1731 unter dem damals herrschenden Keiserlichen in das Rectorat eingeführt.

Freitag, ein Mann von stattlichem Aussehen und lebender, wohlklingender Stimme, besaß neben großer Gelehrsamkeit alle Eigenschaften eines vortheilhaften Schulmanns. Zuoberst zierte ihn eine gründliche und vielseitige Kenntniß der beiden alten Sprachen, ohne die ein Rektor von Pforta auch gar nicht gedacht werden kann; er verstand in einem für damalige Gymnasiallehrer ungewöhnlichen Grade das Französische und Englische, und zeichnete sich durch eine große Sicherheit in allen Fächern der Literaturgeschichte aus, die durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß beßens unterstützt wurde. Als Lehrer vermodte er durch gute Methode, leichtes Überlick und glückliches Maß im Loben und Tadeln, im Anspornen und Zurückhalten, auf seine Schüler einzuwirken und viele vortheilhafte Leistungen hervorjuraufen, so daß seine mehr als dreißigjährige Verwaltung des Rektorats zu den blühendsten Zeitschnitten jener berühmten Schule gerechnet werden muß. Ein Zeugniß dafür hat einer seiner größten Schüler, Joh. Aug. Ernesti, hinterlassen, der Freitag besonders Geschicklichkeit bei Leitung der lateinischen Schreibübungen gerühmt und durch ein eigenes Beispiel die Nützlichkeit dieser Grundsätze auf das Deutlichste darzulegen hat¹⁾. Nicht minder lobt er die Beschäftigung seines Rektors in allen literarischen Angelegenheiten und bekann dankbar, von ihm mit Büchern fortwährend unterstützt worden zu sein; denn Freitag besaß nicht allein eine reiche Privatbibliothek, sondern hatte auch für

die Vermehrung der Schulbibliothek auf sehr einsichtsvolle Weise Sorge getragen. Zwei andere dankbare Schüler waren H. C. Trubner und W. Strübel, von denen ich der ersten seine Ausgabe der *Drittschen Fasti*, der andere die des *Kallimachos* gewidmet haben. Die letztere Ausgabe fanden wir bei dem gleich zu erwähnenden Hefisch; es ist uns aber nicht gelungen, dies durch Einsicht in die genannte Ausgabe, über welche wir keine Notiz haben finden können, nachzuweisen.

Im Umgange zeigte sich Herzog nach dem Zeugnisse eines pöpstlichen Zeitgenossen, der Mathematischer (Hübner), „war gar retiré, doch taillirte er gern nach laipziger Weis“, das heißt wol, er ging nicht ohne mit der Sprache heraus, ließ aber doch in allerhand Scherzreden oder satirischen Bemerkungen, wie sie die laipziger Freiheit gestattete, seine eigentliche Ansicht hervorleuchten. Herzog leidet der geistliche Verstand sehr durch ein solches Zurückhaltung, namentlich in kleineren Kreisen, wo das eigene Zusammenleben eine herliche Offenheit der Eingebungen so nothwendiger macht. Mit seinem Antagonismus dem als Kaiserskinder und Gelehrten berühmten An: Andre von 1744—1748 in Worta geistlicher Inspector war, lebte er in dem besten Vernehmen und zeigte sich auch sonst guttheils und mittheils gegen Arme.

Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Pfllichttreue veranlaßte ihre Auswanderung, ihn für sich zu gewinnen. Es ward er abwechselnd nach Gießen, Marburg, Kripgen, Naumburg und Weigenfels berufen, lebte jedoch alle diese Stellen ab und blieb zuletzt in seiner Wirthsamkeit, bis er hochbejahrt am 9. Juli 1781 an Altersschwäche starb. Noch ein Jahr vor seinem Tode sah er die ihm so werthe Anstalt den augrenknechtlichsten Gebrauchen ausgelegt, und gerade im Jahre 1780 die Drangsale des siebenjährigen Kriegs die Pforta und ihre Umgegend auf das blutige heimlicheten. Sein Tod veranlaßte allerhand Gerüchte und Schriften von nah und fern. Charakteristisch für den Geschmack der Zeit ist eine im Auftrage der kaiserlich-sächsischen Societät christlicher Liebe und Wissenschaft durch den Rector zu Schneberg, Dan. Traug. Müller, verfaßte und in Friederichstadt bei Dresden gedruckte Schrift unter dem Titel: „Der Tobestag als dorer Schönerbesser Freitag betrachtet, an dem Beispiel des weil. Heidegelbornen u. f. w. Herrn M. Friedr. Gotth. Freitag — darzustellen.“

Als Schriftsteller ist Freitag wenig bekannt geworden. Es war das nicht bei der Art der damaligen schlesischen Schulmänner — mit einigen großartigen Ausnahmen — noch weniger der Lehrer an Land- oder Bürgerschulen. Erst die späteren Verhältnisse haben gezeigt, daß sich die emsige, treue Sorge für den nächsten Beruf mit der Erheiterung und Erholung durch schriftstellerische Arbeiten wohl vereinigen ließ, was zu Freitag's Zeit die überrückte

1) Zu dem alten *Vilpula vult expectari* Heiser *Curba d'.*
Stiftungsbuch (Sipula 1848). den meisten Bemerk. Nach *libro*
de E. E. 148 oder 216. 2) Er sagt in der *Narratio de Orbis*
et Imperio. Orator. p. 406 der lebendigen Ausgabe: *Præyugatus*
primus rationem meam limas sua severitate expolivit, intra-
sumus limas redigere et numerosum efflorere docuit. Et habe-
bit admirabile artificum effluensque orationis puerilis, non
modo ille, quæ scripta essent, castigandis pro cuiusque Inge-
niis et facultatibus modo, sed etiam numerum ipsius et quæ sitis
adhibendi et dissolvendi orationis adveniens præcipiendæ, ad-
hibendi et dissolvendi, cavendæ. Unde erat. I. E. Grægii Elogium J.
A. Mæstii pater deffen Oratorum. Oratorum. Volum. novum
p. 200.

3) Dessen handschriftliche Collectanea ad historiam ehoiae Portensis in dem Rectoratsarchiv zu Porto aufbewahrt werden.
4) Man f. über ihn Schmieder's schätzbare Commentarii de vitis Pastorum et Inspectorum Portennium, (Raumburg 1838), p. 49—51.

ängstliche Bevormundung des Kirchenrathes in Dresden gänzlich in Abrede stellte. Schon seine nächsten Nachfolger und Amtsgenossen in Pforta, Barth und Brieke, haben das bewiesen, um hier die Verdienste der Späteren nicht zu erwähnen. Wir kennen von Freytag nur einige seine Abhandlungen und Aufsätze, antiquarische und theologischen Inhalts, von denen die eine: „de sudario S. Veronicæ in templo Portensis depicto.“ (Numburg. 1726. 4.) jetzt sehr selten ist¹⁾, eine andere „de Diis deabusque veteris ævi æ antiquitate Græcæ“ war die Einladungsschrift zu dem zweihundertjährigen Jubiläum der Schule am 1. Nov. 1743. Denn dieser Tag ward damals noch fälschlich als Stiftungstag der Schule angenommen und ist erst nach der sorgfältigen Beweisführung des Dr. Kirchner, des sechsten Nachfolgers Freytag's im Rectorate²⁾, im 3. 1845 dem 21. Mai gewichen. Endlich hat Freytag noch die „Hymni Portenses“ im 3. 1747 zu Numburg neu herausgegeben.

Sein lebensgroßes Brustbild befindet sich in der Bibliothek zu Pforta.

2) Friedrich Gotthilf, ein durch seine bibliographischen Werke ausgezeichnete Gelehrter des vorigen Jahrhunderts. Geboren zu Pforta im 3. 1723, als der Sohn des nachmaligen Rectors dieser Schule (s. b. Art.), erhielt er seine vollständige Bildung daselbst und konnte sich unter günstigen Verhältnissen und ohne alle Beschränkung durch einen Lectiōis- oder Studienplan, den man in jener berühmten Anstalt in jener Zeit nicht kannte, ausschließlich den wissenschaftlichen Beschäftigungen, wie sie ihn gerade anjogten, hingeben. Diese bestanden besonders in classischer Literatur und Bücherkenntniß, wozu er in der pfortaischen Bibliothek einen guten Grund legen konnte. In Leipzig, wo er sich dem Studium der Rechte widmete, blieb diese vorherrschende Neigung, und da er hiezu noch mehr Bibliotheken besuchte und sich fleißig in den Wohnungen und Buchläden der Antiquare aufhalten konnte, außerdem auch den Auctionen beizuwohnen und Büchercataloge nach Herzenslust zu lesen oder auszuwählen nicht verhindert war, so erwarb er sich bald schätzbare bibliographische Kenntnisse. Nach Verlauf von drei Jahren bestand er die gewöhnlichen juristischen Prüfungen und ward Doctor der Rechte, worauf er dann mit ungeheurer Lust den bibliographischen Arbeiten oblag und mit den ausgezeichneten Kennern dieses Faches, Schellhorn, Walch u. A., in Verbindung trat, auch die Bekanntschaft des Cardinals Durini, eines der gelehrtesten Christen Italiens in einer an großen Gelehrten reichen Zeit, machte. Dies und der Briefwechsel mit demselben veranlaßte ihn bei der Seltenheit eines solchen literarischen Verkehrs zwischen Italien und Deutschland in jener Zeit große Achtung bei seinen Landsleuten. Was Freytag's äußere Verhältnisse anlangt, so ward er, trotz seiner Bücherliebe, dem praktischen Leben nicht untreu und war längere Zeit als Advocat thätig,

bis er zum Bürgermeister in Numburg an der Saale, also in der unmittelbaren Nähe seines Geburtsorts, erwählt wurde. Seine Lebensumstände müssen sehr einfach gewesen sein, indem selbst ein sehr gelehrter Kenner der nürnbergischen Geschichte darüber hat keine Nachrichten auffinden können. Um so besser sind wir von seinen gelehrten Arbeiten unterrichtet, für welche ihm sein Amt, das er in begabiger Ruhe, ohne Hegen und Drängen oberer Behörden, verwaltete konnte, hindernißliche Hürde gestattete. Gelehrte Bürgermeister waren in den sächsischen Städten damals nicht selten; eine tüchtige Schulbildung, das fortgesetzte Studium der alten Classiker und das damit verbundene der eleganten Jurisprudenz gaben ihnen, als deren letzten Repräsentanten man aus unserer Zeit noch den gelehrten Bürgermeister Haupt in Jüttau nennen könnte, hindernißliche Mittel zur Betreibung gelehrter Arbeiten. Unter denen Prioribus stehen oben an die *analecta literaria de libris rarioribus* (Leipzig 1751) und der bald darauf folgende *Apparatus literarius*, ubi libri partim antiqui, partim rari recensentur (ebend. 1752–1756. 3 Bde.), eine zur Bücherkenntniß nützliche und jetzt noch geschätzte Schrift, in welcher an 700 Bücher beschrieben sind³⁾ und in deren zweitem Bande eine früher verfaßte kleine Schrift über die pfortaische Handschrift des Augustinus de civitate Dei wieder abgedruckt ist. Leider unterliegt, weil der Verfasser die alphabetische Ordnung nicht befolgt hat, der Gebrauch dieses Buches trotz der beigefügten Register einiger Unbequemlichkeit. Gleich nach seinem Tode erschien noch: „Nachrichten von seltenen und merkwürdigen Büchern.“ (Gotha 1776), deren Fortsetzung Freytag beabsichtigt hatte⁴⁾. Von einer Anzahl theils literarhistorischer, theils antiquarischer Abhandlungen sind die bedeutendsten: *Spreimen historiae literariae*, quo memoria virorum seminarumque methodo doctore recolitur (Leipzig 1765), die *decas oratorum ex rhetorum Græcorum* (Pericles, Anaximenes, Gorgias, Isocrates, Lycurgus, Isylltrates, Demosthenes, Procion, Demodares), quibus statum honoris causa positae fuerunt. (ebend. 1752), welche dem Cardinal Durini zugeweiht ist, und die *disputatio, quid sit musice vivere*. (Jena 1750. 4.) Außerdem hat Freytag mehr wissenschaftliche Schriften aus dem Französischen übersezt, unter ihnen Prevot d'Exiles bekannte Roman, unter dem Titel: „Geschichte der Humanität und des Muthes des Greis.“ (Leipzig 1756), und war thätiger Mitarbeiter an den älteren eurfürstlichen gelehrten Zeitungen, an dem „Schriftsteller nach der Mode“, an dem „Klebbücher der schönen Wissenschaften“, an dem „Naturforscher“, an dem „Hamburger Magazin“, an den „Schriften der gelehrten Gesellschaft der freien Künste“ und an den „Dreiköniglichen gelehrten Anzeigen.“⁵⁾ So

1) Von f. Siegm. Jac. Baumgarten's Nachricht von merkwürdigen Büchern. I. Bd. S. 456–458 und 2. Bd. S. 452 ff.

2) *Disputatio gratulatoria de codice in membranis, exarato bibliothecæ Portensis publicæ, qui Augustini libros de civitate Dei complectitur.* (Lipsa. 1747. 4.) Beigl. *Gravina*, *Emendationes Orsolinæ* p. 2 et 3.

3) Die Titel dieser Übersetzungen, sowie der übrigen Schriften Freytag's, stehen in *Exzerpt* des *Monasticon Literar.* T. VII. p. 114 sq. und in *Wetzel's* *criticon* 26 *

5) Nach Putsch's Katalog seiner Kunstabtheilung und Kunstsammlung. (Leipzig 1848.) I. Abth. S. 33. 6) In der Vorrede zu der Einladungsschrift zur Secularfeier der Landes Schule Pforta am 21. Mai 1843.

sehen wir ihn fleißig an den verschiedenen literarischen Bestrebungen seiner Zeit theilhaftig, außerdem wollte er auch in dem engeren Kreise seiner Mitbürger zu Raumburg thätig sein und begann im J. 1768 ein Intelligenzblatt unter dem Titel einer „Wochenschrift ohne Namen.“ Aber er mußte schon nach einem Vierteljahre dies Unternehmen wieder aufgeben, indem die von ihm verfaßten Aufsätze zu gelehr und zu trocken waren“), als daß sie hätten ein wirkliches Bedürfniß im Volke ausfüllen können. Freytag starb zu Raumburg am 14. Febr. 1776.

(K. G. Jacob.)

3) Johann Heinrich, geb. am 21. Juni 1751 zu Kennstädt, verbanke der dortigen Schule den ersten Elementarunterricht. Neben den älteren Sprachen regte sich in ihm ein lebhaftes Interesse für naturhistorische Forschungen. Auf der Universität Leipzig widmete er sich dem Studium der Arzneikunde. Er erwarb sich den Grad eines Doctors der Medicin durch Vertbeiligung seiner Disp. inaug. utriusque femoris fracti atque sanati historiam cum episcris. (Lips. 1780. 4.) Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn wandte er sich nach Gernheim, wo er als Stadtphysikus angestellt ward. Seine ärztlichen Kenntnisse und besonders seine Geschicklichkeit in chirurgischen Operationen erworben ihm dort eine ausgebreitete Praxis, die ihm wenig Ruhe zu schriftstellerischen Arbeiten gestattete. Zu Leipzig 1778 erschien von ihm eine Abhandlung unter dem Titel: Glandulae thyroideae partim meliceridis speciem referentis exstirpation. (Lipsiae 1778. 4.) Am bekanntesten ward er durch die von ihm im J. Gernheim 1810 herausgegebene Schrift: „Beschreibung einer von ihm erfundenen Maschine, mit welcher nöthigenfalls ein einziger Wundarzt alle, selbst schwere und veraltete Verrenkungen des Oberarms und Kniegelenks, leichter, für den Kranken minder schmerzhaft und überhaupt zweckmäßiger als bisher einrichten kann. Mit Beobachtungen und andern erläuternden Bemerkungen; nebst einem Kupfer. — Freytag starb im 68. Lebensjahre am 4. Jan. 1820 als Stadtphysikus von Gernheim“).

(Heinrich Döring.)

FREYTAG. Zwei Wundärzte dieses Namens in Zürich, Vater und Sohn, haben sich in der Lehre vom grauen Staare einen Namen erworben. Der Vater, Johann Freytag, hat in der neuen Zeit zuerst die Extraction des grauen Staars versucht. Er operirte im J. 1694 drei Staae, indem er erst einen Einschnitt in die Hornhaut machte, und dann die Linse mittels eines Häkchens durch die Pupille herauszog. Er machte so die Entdeckung, daß die Cataracta oftmals in einer Verdunkelung der Kapsel besteht. Jedoch kam diese Entdeckung des Kapselstaars erst später durch Prof. Johann Muralt von Zürich zur öffentlichen Kenntniß, als dieser in der zweiten Auf-

lage seiner Schriften von Wundarzney (Basel 1711.) 21 chirurgische Krantheits- und Heilungsgeschichten Freytag's mittheilte, deren einige auch die angeborene Cataracta betrafen. Der Sohn Johann Heinrich Freytag setzte den vom Vater nachgewiesenen Kapselstaar in seiner Inauguralabhandlung (De Cataracta. Argent. 1721. Abgedruckt in Haller's Diss. chir. Vol. 2. p. 66) außer Zweifel, und beschrieb Fälle von Extraction mittels des Häkchens, sowie Fälle von plötzlich entstandenen Cataracten und von Wundstaaren. Derselbe verwarf in einer andern Schrift über Hernien (De oschoe-entero- et bubonocoe Helvetica morbis frequentibus. [Argent. 1721. 4.] in: Haller's Diss. chir. Vol. III. p. 65) das damals in der Schweiz noch häufig geübte Verfahren, bei Darm- und Gehbrüchen zu castriren, und den Bruchsaß mit einem Goldstrahle zu unterbinden.

(F. W. Theile.)

FREZIER, Amédée François, ein ausgezeichneter französischer Ingenieur und Reisender, im J. 1682 zu Chamberi in Savoyen geboren, stammte aus einem Zweige der schottischen Familie Frager, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts religiöser Bedrückungen wegen sein Vaterland verlassen und Zuflucht in Savoyen gesucht und gefunden hatte. Nach dem Tode seiner Ältern wurde er sich zuerst der Jurisprudenz, süßte aber alsbald eine so unwiderwärtliche Abneigung gegen diese Wissenschaft, daß er das Studium derselben aufgab und bei einem französischen Ingenieurieremente Dienst nahm. „Der Bau des Weltalls“, sagt er (selbst), „welcher natürlich jeden Menschen zur Bewunderung hinführen muß, war auch stets der Gegenstand meiner Wissbegierde; alles, was mir nähere Kenntniß davon verschaffen konnte, machte mir von Jugend auf das größte Vergnügen, und Weltkugeln, Karten und Reiseberichte halten für mich einen unwiderstehlichen Reiz.“ Jede Stunde, welche ihm sein Dienst frei ließ, erwarbte er emsig zur Erlangung mathematischer und technischer Kenntnisse, und unternahm zu seiner weitem Ausbildung eine Reise durch Italien und einen Theil Frankreichs. Um diese Zeit versetzte er auch seinen Traité des feux d'artifice pour les spectacles. (Paris 1706. 12. av. figg. La Haye 1741. 9. verbeß. Ausg. Paris 1747. av. figg.), treulich unter dem Titel: „Der kleine Feuerwerker“ (Leipzig 1803.) und die trefflich gearbeiteten, auf die großartige Architektur der Peterkirche in Rom bezüglichen Remarques sur le Traité d'Architecture de Cordemoy (in den Mémoires de Trévoux, 1709 Sept., 1711 Sept.) und andere Werke, welche ihm im J. 1707 eine Stelle in dem königlichen Ingenieurcorps verschafften, wodurch einer seiner schänlichsten Wünsche erfüllt wurde. Als Ingenieursofficer ging er nach Saint Malo, um bei den zur Vergrößerung dieser Stadt unternommenen Arbeiten thätig zu sein. Die Umsicht, mit welcher er sich der ihm gewordenen Aufträge entledigte, lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn, und der König, welchem seine Treue und Befähigung bekannt geworden war, ertheilte ihm auf seine wiederholten Bitten die Erlaubniß, an einer

ber vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 493 fg.

10) Mündliche Mittheilung des Geheimraths Kessius in Raumburg.

*) Vergl. Kränzel's Gef. Teuffelsbach. 17. Bd. S. 622, 22. Bd. Vorf. 2. S. 222.

1) Relation du voyage de la mer du Sud. T. I. p. I.

von dem Capitain Duché Bataas beschleunigte Expedition zur Untersuchung der spanischen Colonien in Südamerika zu nehmen. Am 23. Nov. 1711 sichtete der St. Joseph, ein Fahrzeug von 36 Kanonen, in dem Hafen von Saint Malo die Küste, berührte die canarischen und capverdischen Inseln und erreichte nach einer durch wüthige Winde häufig aufgehaltenen Fahrt am 30. März die Insel Santa Catarina an der Küste von Brasilien, welche man aber alsbald, nachdem man die nöthigen Erfrischungen eingenommen hatte, wieder verließ, um noch vor dem Eintritt der schlechten Jahreszeit an dem Cap Horn, wo die heftigsten Stürme während des Winters wüthen, vorüberzuziehen. Am 8. Mai besah man sich vor der Rémairéstraße, welche man bei sehr ungünstigem Wetter, aber unter fortgesetzten Beobachtungen über die Richtung und Beschaffenheit der Küsten und über die Strömungen durchfuhr. Ein Sturm brachte schneller, als man erwartet hatte, die Expedition um die Südspitze Amerika's, und man ließ am 16. Juni in die Bai Concepcion an der Küste von Chili ein. Von hier segelte sie langsam längs der Küste nach Norden, besuchte Valparaiso, von wo Frezier einen Abnehmer nach Sant Jago, der weiter im Innern liegenden Hauptstadt Chili's, machte, und überwinterte dann in der sichern Bai von Coquimbo. Da sich der Capitain Duché, um seine Boaren mit dem möglichst großen Gewinn abzusetzen, in allen Häfen so lange aufhielt, daß seine Küstenreise mindestens zwei Jahre dauern konnte, so ging Frezier, der nur zwei Jahre Urlaub hatte, zu Coquimbo auf ein mit Getreide besdachtes spanisches Schiff und setzte am 30. Mai 1713 auf diesem und andern Fahrzeugen seine Reise fort nach Copiapo, Arica, Ylo, Pisico und Callao. Von hier aus besuchte er Lima, die Hauptstadt Perus, und trat am 9. Oct. seine Küstenreise an. Nach einem Aufenthalte von drei Monaten zu Concepcion umsegelte er in einer ziemlich hohen Breite die Südspitze Amerika's, berührte die Insel Ascension, die Bai de todos Santos und St. Salvador de Bahia in Brasilien und die Azoren, und kam am 17. Aug. 1714 wohnbehalten in dem Hafen von Marseille an. Die Reise, welche beinahe drei Jahre gedauert hatte, blieb nicht ohne erheblichen Gewinn für die Wissenschaft überhaupt; besonders aber leistete Frezier als Ingenieur sehr Anerkennenswerthes; die Karten und Pläne der von ihm besuchten Baien und Häfen zeichnen sich durch Genauigkeit vortheilhaft aus und die Karte der südlichen Küsten der Falklandinseln, des Staatenlandes und des Feuerlandes wurde bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts als die beste betrachtet. Auch andere Küstenpunkte wurden von ihm berichtigt, seine Behauptung aber, daß die der brasilianischen Provinz Espiritu santo gegenüberliegende kleine Insel Ascension (20 1/2 ° S. Br.), mit der Insel Trinidad, welchen Namen Ascension ebenfalls führt, nicht eine und dieselbe, sondern eine ganz verschiedene sei *), beruht auf einem durch die falschen Angaben anderer Reisenden, welche Trinidad besuchten, veranlaßten Irrthume. Noch immer weithin sind dagegen Frezier's Bemerkungen über die

Beschaffenheit, die Producte, die Industrie (besonders die Ausbeutung der Bergwerke), den Handel und die Regierungsform der von ihm besuchten Länder und die Sitten und Gebräuche der Bewohner derselben. Unverkennbar wollen wir nicht lassen, daß Frezier die jetzt in unsern Gärten einheimische süßige Schilberdbeere (*fragaria chilensis*) zuerst nach Europa brachte *). Frezier's Reisebeschreibung: *Relation d'un voyage de la mer du Sud aux côtes du Chili, du Perou et du Brésil, fait pendant les années 1712, 1713 et 1714.* (Paris 1716. 4. Amsterdam 1717. 2 Voll. 12. avec figg.) Ist eben so belehrend als anziehend geschrieben, weshalb sie auch alsbald in andere Sprachen übersezt wurde, in die deutsche von Rudw. Friedr. Wischer (Reise nach der Südsee und den Küsten Chili, Peru und Brasilien. [Hamburg 1718.] Zweite Aufl. nebst einem Anhang aus Anson's Reisen um die ganze Welt (Hamburg 1749. mit Kupfern), in die englische von Edm. Haller (*Voyage to the South-sea and along the Coast of Chili, Peru and Brasil*,... with a postscript and an Account of the Settlement, Commerce and Riches of the Jesuits in Parangui. (London 1718. 4.) und in die holländische von St. Verburg (*Reis door de Zuid-Zee, langs de Kusten van Chili, Peru en Brazil.* (Amsterdam 1727. 4.) Einen Aufzug findet man in A. F. Prevost's *Histoire générale de Voyages.* Tom. XI. (Paris 1753. 4. p. 92 sq.) *Teutsche Übers.* Bd. XII. (Leipzig 1754. 4. S. 91—117) und in der *Histoire des navigations aux terres australes* par Ch. de Brosses (Paris 1756. 4. Tom. II. p. 204—219). *Teutsche Übers.* von Joh. Chr. Adelung (Dalle 1767. 4. S. 434—442). Der Franziskanermönch Louis Feuillée *), welcher um dieselbe Zeit eine Reise nach dem südlichen Amerika unternommen hatte, wird häufig von Frezier seiner ungenauen astronomischen Aufnahme wegen zurechtgewiesen, weshalb er eine sehr heftige Erwiderung drucken ließ; Frezier vertheilte sich ruhig, aber mit desto größerem Erfolg in der *Reponse à la préface critique du livre intitulé: Journal des observations physiques etc. du P. Feuillée, contre la Relation du voyage de la mer du Sud* (Paris 1727. 4.), welche auch der zweiten vermehrten Ausgabe seiner Reisebeschreibung (Paris 1732. 4.) beigesügt ist. Frezier legte nach seiner Heimkehr dem Könige die Resultate seiner Reise vor und gab ihm die dazu nöthigen Erklärungen; Ludwig XIV., welcher wirkliches Verdienst zu würdigen verstand, bezeugte ihm seine Zufriedenheit, gab ihm eine nicht unbedeutende Belohnung und beorderte ihn wieder nach Saint Malo, wo er noch

3) On y cultive (in Chili) des campagnes entières d'une espèce de Fraizier different du nôtre par les feuilles plus arrondies, plus charues et fort velues; ses fruits sont ordinairement gros comme un noix, et quelquefois comme un oeuf de poule; ils sont d'un rouge blanchâtre si un peu moins denses au goût que nos fraises de bois. J'en ai donné quelques pieds à Mr. de Jussieu pour le Jardin Royal, où l'on aura soin de les faire fructifier. *Relation du Voyage etc.* Tom. I. p. 133. Beryl. Duchéine's andere Angaben in der *Kencyclopedie méthodique. Botanique.* (Paris 1790. 4.) Tom. II. p. 537. 4) J. d. Art. I. Sect. 43. Bd. S. 429.

*) *Relation du Voyage etc.* (Amst. 1717. 12.) T. II. p. 515.

drei Jahre lang an den Vergrößerungsarbeiten dieser Stadt eifrigen Antheil nahm, bis im J. 1719 seine Ernennung zum Oberingenieur auf St. Domingo erfolgte. Er entwarf während seines Aufenthaltes daselbst eine Karte dieser Insel nebst einem Plane der Stadt Domingo, welche im J. 1724 herauskam und jetzt noch, obgleich sie in einem etwas zu feinen Maßstabe gearbeitet ist, ihre Brauchbarkeit nicht verloren hat. Frezier mußte bald, da er fortwährend durch das Klima viel litt, um seine Zurückberufung bitten und wurde, als diese im J. 1726 erfolgt war, vorerst als Oberingenieur zu Philippsburg und Candau und dann als Fortificationsdirector in der Bretagne verwendet. Die Zeit, welche ihm sein Dienst frei ließ, verwendete er fast ausschließlich auf in sein Fach einschlagende literarische Arbeiten, welche sich bei seinen Zeitgenossen eines nicht gewöhnlichen Beifalles erfreuten. Es sind folgende: *Dissertation historique et critique sur les ordres d'architecture*, (Strasbourg 1738. 4.) N. Ausg. (Paris 1769. 4.) — *Traité de stéréotomie, ou la Théorie et la Pratique de la coupe des pierres et des bois, pour la construction des voûtes, et autres parties des batiments civils et militaires*, (Strasbourg 1738. 4. 3 Voll. av. figg. Neue, weit verbesserte und sehr verbesserte Ausgabe, Paris 1754. 4. 3 Voll. und wiederholt 1769. 4. 3 Voll. av. figg.; beigefügt ist auch die zuerst angeführte Dissertation. — *Éléments de stéréotomie à l'usage de l'architecture, pour la coupe des pierres*, (Paris 1759. 2 Voll. N. Ausg. Paris 1760. 2 Voll., ein Auszug aus dem vorhergehenden größeren Werke. — *Lettre concernant l'histoire des tremblements de terre de Lima und andere Aufsätze in dem Journal de Verdun* (Nov. 1755 und Apr. 1756). *Lettre concernant les observations de M. Leblanc sur l'architecture des églises anciennes et modernes und andere Abhandlungen in dem Mercure de France* 1734, 1750 und 1754) und noch nicht gedruckte Bemerkungen und Verbesserungen zu den ersten Bänden der *Histoire générale des voyages* von Prevost^{*)}. Im J. 1764 verlangte und erhielt Frezier seine Entlassung aus dem Dienste und starb zu Brüssel am 26. Oct. 1773 in dem hohen Alter von 92 Jahren. Er hatte das Kreuz des h. Ludwig im J. 1728 erhalten, es aber nur bis zum Grade eines Oberflurtenants gebracht, da zu jener Zeit in Frankreich das Avancement des Ingenieurs von der Zahl der Belagerungen abhing, an denen er Theil nahm; Frezier, durch seine Reise und seine Anstellung auf St. Domingo gehindert, hatte nur zweien beigewohnt^{*)}. (Ph. H. Kuhn.)

FREZIERA. Diese Pflanzengattung, aus der ersten Erhebung der 13. Einflüßigen Classe und aus der natürlichen Familie der Zerstörwürmer, hat Swartz (Prodr. fl. Ind. occ. 83) zuerst mit Solanar Eroteum, dann aber nach Amadeus Frezier, (französischem Ingenieur-Capitain (geb. 1682, gest. 1773), benannt, welcher in

den Jahren 1712 und 1713 Südamerika bereiste und diese Reise beschrieb (*Relation du voyage de la Mer du Sud aux côtes du Chili, du Pérou et du Brésil*, 2 Voll. Amsterd. 1717, 12.). Ghar. Der Kelch zerbrechend, mit zwei Stüßblättern versehen, fünfblättrig; fünf eiförmige Geröllblättchen; die Staubfäden fadenförmig, unter dem Fruchtknoten eingefügt, mit fischelweise beisammensiehend, mit elliptischen, angewachsenen Antheren; der Griffel fadenförmig, an der Spitze dreispaltig; die Beere saftlos, dreifächerig, vielkernig, mit ablangen, etwas zusammengedrückten Samen. Die hiesigen bekanntesten Arten sind im tropischen Amerika einheimisch als lorbeerartige Bäume mit abwechselnden, lederartigen Blättern und in den Blattachsen stehenden, gestielten, weißen Blumen. 1) Fr. theoides Swartz (Fl. Ind. occ. 2. p. 972. t. 19) auf den Bergen von Jamaika; 2) Fr. undulata Sw. (l. c. p. 974) in den Wäldern der karibischen Inseln; 3) Fr. nervosa Humboldt et Bonpland pl. aequin. 1. p. 31. t. 9), sowie die folgenden Arten auf dem peruanischen Andesgebirge; 4) Fr. sericea H. et B. (l. c. p. 29. t. 8); 5) Fr. chrysophylla H. et B. (l. c. p. 27. t. 7); 6) Fr. caesecens H. et B. (l. c. p. 25. t. 6), nov. gen. 5. p. 211. t. 463. f. 2); 7) Fr. reticulata H. et B. (l. c. p. 23. t. 5). (A. Sprengel.)

FREZZI (Federigo), aus Foligno in Umbrien gebürtig, trat in den Dominikanerorden und widmete sich neben dem Studium der Philosophie und Theologie auch der Jurisprudenz. Er erlangte den theologischen Doctorgrad und ward 1403 Bischof zu Foligno. In dieser Eigenschaft wohnte er 1409 dem Concilium zu Pisa und späterhin auch der Kirchenversammlung zu Konstanz bei. Dort starb er 1416. Dante's göttliche Komödie diente ihm zum Vorbilde in einem allegorischen Gedicht, in welchem er eine Beschreibung der vier Reiche, des Aues, des Satans, der Tugend und des Vasters, lieferte. Dies Werk erschien zu Perugia 1481 in Folio unter dem Titel: *Quintiregio del decoro della vita humana, diviso in quattro libri partiali secundo quanto regal. für den Beisatz, den dies Gedicht fand, sprechen die wiederholten Ausgaben. Die letzte erschien zu Foligno 1795 in zwei Quartbänden, con le annotazioni di A. G. Astejani, G. Pagnolini et G. B. Boccacini. Die meisten italienischen Literatoren theilen diesem Gedicht ein fast übertriebenes Lob. In der von Quadrio verfaßten Storia e rag. d'ogni poesia wird das Quadriregio des Fretti eine Opera genannt, che non è punto indegna di gir dietro a Dante. Handschriftlich hinterließ Fretti noch ein poetisches Werk unter dem Titel: La Dea che il sierzio ciel volgendo muove^{*)}.*

(Heinrich Döring.)

*) J. Prevost's *Histoire des Voyages*. Tom. XI. p. 93. 6) Bert. *Biographie universelle*. Tom. XVI. p. 61—63. J. M. Quérard, *La France littéraire*. Tom. III. p. 216.

*) Vergl. über Fretti die Nachrichten von seinem Leben vor der zu Foligno 1725 erschienenen Ausgabe seines Quadriregio; die oben erwähnte Storia e rag. d'ogni poesia. Vol. IV. p. 262 sq. Nicéron, *Mémoires* etc. p. 146. Zöcher's *Geschichtswissenschaften*. 2. Th. S. 751 ff. Bouterwek's *Geschichte der Poesie und Prosa* seit. 1. Bb. S. 225. Wachter's *Handbuch der Geschichte der Literatur*. 2. Th. S. 171.

FRIANT (Louis, Graf), einer von den französischen Generalen, die sich durch tüchtige Thaten und Ausdauer in den Feldzügen von 1792 an bis 1815 besonders ausgezeichnet haben, war am 16. Sept. 1758 zu Willers-Morancourt in der Picardie (Sommedepartement) geboren und trat im J. 1781 in die französische Garde, in der er schon nach 18 Monaten Instruktionsunterofficier wurde. Da er aber damals als Nichtbelagerer keine Aussicht auf weitere Beförderung hatte, so kaufte er im Februar 1787 seinen Abschied. Die Revolution von 1789 weckte in ihm von Neuem seine angeborene Neigung zum Soldatenstande. Er ließ sich in die pariser Nationalgarde aufnehmen, diente in ihr eine Zeit lang als Unterofficier und wurde 1792 einstimmig zum Chef eines Bataillons ernannt. Dasselbe erlangte unter ihm durch Fertigkeit in allen Übungen und gute Disciplin bald einen solchen Ruf, daß es 1793, nachdem es mit ihm ins Feld zur Moselarmee getreten war, viele Instruktionsunterofficiere an andere Bataillone abgeben mußte. Bei der Armer nahm er Theil an vielen Gefechten und avancirte bald zum Obersten. Im J. 1794 folgte er dem General Jourdan an die Saar und that sich in dem Treffen bei Arlon und den Schlachten bei Fleurus unter Veldre, sowie unter Championnet so hervor, daß er auf Empfehlung des letztern zum Brigadegeneral ernannt wurde. Aber, zu dessen Corps er in demselben Jahre versetzt wurde, übertrug ihm der interimsässige Befehl über die vierte Division während der Belagerung von Maastricht. Im Feldzuge von 1795 wohnte er unter dem General Sauty der Belagerung von Luxemburg bei. Sein Verdienst, zur Eroberung dieser Festung viel beigetragen zu haben, wurde dadurch gerühmt, daß er mit seiner Brigade zuerst einrückte und Jourdan ihn als Gouverneur der Provinz Luxemburg und der Grafschaft Sivein einsetzte, ein Posten, den er jedoch, mehr zum Wasserdienste als zur Verwaltung geeignet, bald niederlegen mußte, weil er beschuldigt wurde, seine Vollmachten überschritten zu haben. Im Feldzuge 1796 gehörte Friant's Brigade abwechselnd zu den Divisionen Poncet und Marceau, welche in den Rheingegenden suchten, und rückte gegen Ende dieses Jahres nach Italien mit der Division Bernadotte zu Bonaparte's Arme. Als letzterer im März 1797 aus den Winterquartieren zwischen der Piave und Brenta aufgedrungen war, um die Österreicher völlig aus Italien zu verdrängen, fand Friant Gelegenheit, seine Tüchtigkeit als General zu beweisen, besonders bei der Vertreibung des Corps Hohenloern vom Fluße Tagliamento am 13. und bei dem Sturm auf Gradisca am 19. März, der zwar nach wiederholten Anläufen abgeschlagen wurde und viele Opfer kostete, aber doch dazu führte, daß die Festung sich noch am nämlichen Tage ergab. Gleiche Umsicht und Bravour zeigte Friant später bei der Eroberung von Laibach. Bonaparte, der mehrmals Zeuge seiner Kriegerischen gewesen war, wählte ihn als einen der bewährtesten Generale im J. 1798 zu der Expedition nach Aegypten aus. Der Division Desaix zugetheilt und mit ihr vor Malta angekommen, nahm er am 12. Juni an der Spitze einer Grenadiercompagnie persönlichen Antheil an der Einnahme der

festen Insel. In Aegypten entwickelte Friant schon im Laufe des ersten Feldzugs eine außerordentliche Thätigkeit. Er kämpfte in den Schlachten bei Schabreis und an den Pyramiden, in welcher die Rameleuten die ersten und wüthendsten Angriffe auf die neben einander stehenden Diwisions Desaix und Konier machten, die beide unerschüttert blieben, die Anführernden zur Flucht nöthigten, und Bonaparte einen glänzenden Sieg erringen halfen. Dieser theilte nach der Schlacht Friant einem Corps zu, das zur Unterwerfung Oberägyptens bestimmt war. Durch rastlose Verfolgung der arabischen Reiterei unter seiner Leitung wurde sie bewerkstelligt. Dies anerkennend ernannte ihn Bonaparte, als er im September 1799 Aegypten verließ, zum Divisionsgeneral und lieber darauf zum Oberbefehlshaber in Oberägypten, wo er durch Organisirung mobiler Colonnen, welche mit Dromedaren besetzt gemacht wurden, die Angriffsvortheile der noch unerschwärmten Rameleuten und Araber fortwährend vertheilte. In der Schlacht bei Heliopolis, die Kierb am 20. März 1800 lieferte, um die in Aegypten gelandeten Türken zu vertreiben und die in Kairo stehenden Franzosen zu retten, welche eine dazwischen ausgebrochene Empörung zu erdrücken drohte, commandirte Friant den rechten Flügel der dazu versammelten Truppen und erlitt nach erfolgtem Siege nach Kairo, wo er großen Widerstand fand und die Auführer erst am 18. April nach drei Angriffen völlig überwandigen konnte. Nach Kierb's Ermordung am 14. Juni 1800 wurde ihm die Regierung der Provinzen Sebida, Alexandrien und Rosette übertragen. Die Pest war dort ausgebrochen, und es konnte nur seinen mit unermüdlichem Eifer durchgeführten, zweckmäßigen Anstalten gelingen, ihr ein Ziel zu setzen. In allen fernern Kämpfen in Aegypten, namentlich gegen die Engländer bei Abukir, nahm er Theil und kam, da die Franzosen in Folge einer mit Venen abgeschlossenen Capitulation das ganze Land räumen mußten, mit dem letzten von Alexandrien abgegangenen Transporte im November 1801 glücklich nach Marseille zurück. Hier hatte er die Freude, ein sehr schmeichelhaftes Schreiben von Bonaparte als erstem Consul zu finden, aber seine Gesundheit war durch übermäßige Strapazen so angegriffen, daß er eine Zeit lang nicht im Stande war, sich dem Dienste zu widmen. Doch erholte er sich wieder, erhielt den Posten eines Generalinspecteurs der Infanterie und befehligte im J. 1804 eine Division im Lager bei Boulogne, wo Bonaparte, der nun als Napoleon I. zur Kaiserwürde emporgestiegen war, ein starkes Heer, scheinbar zur Bedrohung Englands, eigentlich aber um sich zu einem neuen Continentalkriege in Bereitschaft zu setzen, zusammengezogen hatte. Er folgte ihm im J. 1806 nach Österreich und war Mitkämpfer in vielen Gefechten bis zur Eroberung von Wien. Nach derselben war der Kaiser mit seiner Hauptmacht bis in die Gegend von Brünn vorgedrungen. Die russisch-österreichische Arme machte Bewegungen, welche die französische in die Gefahr bringen konnten, von ihrer Operationlinie abgeschnitten zu werden. Entschlossen, durch eine Schlacht den feindlichen Plan zu durchkreuzen, suchte der Kaiser sich durch Herbeiziehung von Truppen von allen

Seiten der noch möglichst schnell zu verklären und auch Friant, der mit seiner Division 17 tausende Meilen weit von ihm entfernt stand, wurde beordert, zu ihm zu stoßen. Binnen 40 Stunden legte derselbe diese Strecke zurück und überraschte durch seine unerwartete Ankunft in der Nacht vor der am 2. Dec. bei Austerlitz gelieferten Schlacht die ganze Armee, sodas Napoleon selbst sagte: „Dieser Marisch ist einzig in seiner Art!“ Er vereinigte sich mit dem Corps von Davaoust auf dem rechten Flügel der französischen Stellung. Friant hatte das Debusche bei Sokolniz am Goldbach zu verteidigen, wo am heftigsten saß den ganzen Tag über gekämpft und ihm mehrere Pferde unter dem Reiter erschossen wurden. Gegen Abend, als sich der Sieg schon ganz auf die Seite der Franzosen geneigt hatte und sie in der Verfolgung begriffen waren, eroberte Friant auf der vorliegenden Höhe von Pragen noch 20 Kanonen und machte 4000 Gefangene. Der Kaiser belohnte die ganze Division für ihre ungewöhnlichen Anstrengungen mit einem Gelbgewehr und ihren Führer durch das Großkreuz der Ehrenlegion, sowie später durch eine lebenslängliche Pension von 20,000 Francen. Im Feldzuge von 1806 gehörte Friant's Division wie im vorherigen zum Armeecorps des Marschalls Davaoust, was am 14. Oct. einen glänzenden Sieg bei Auerstädt (Hassenhausen) gegen ein noch zahlreicheres preussisches Heer. In der Schlacht befand sich Friant mit gegen 12,000 Mann Infanterie und dem größten Theile der Reiterei vorwärts Eßlsberg auf dem rechten Flügel des Corps und hatte die Aufgabe, den linken Flügel der Preußen anzurollen, während die Divisionen Gudin und Morand die Stellung bei Hassenhausen festhalten sollten. Nachdem er zwei Gegenangriffe zurückgeschlagen hatte, gelang es ihm, die Weichen zu umfassen und in Verwirrung zu bringen, was den allgemeinen Rückzug der Preußen und später ihre fast gänzliche Auflösung zur Folge hatte. Im fernern Laufe des Feldzugs nahm er, auf dem rechten Narewufer angekommen, an den Gefechten gegen die Russen bei Szarnowo am 23. und bei Rastkiel am 24. Dec., welche der Schlacht von Pułtusk am 26. vorausgingen, rühmlichen Antheil und gleichen an der Schlacht bei Eläul am 8. Febr. 1807 unter Davaoust, in welcher dieser den linken Flügel der Russen aus den Stellungen bei Serpalen und Kleinsaugarten vertrieb, was, wenn ein preussisches Corps unter Lessocq seinen weiten Fortschritten nicht noch am Abend ein Ziel gesetzt hätte, zu einem ganz entscheidenden Siege für Napoleon geführt haben würde. Dieser eroberte Friant wegen der Verdienste, die er sich in beiden Feldzügen erworben hatte, in den Grafenstand und verlieh ihm das Commandeurkreuz der eisernen Krone. Im Jahre 1809 erwarb sich Friant, immer noch Gefährte Davaoust's, neue Vorbeeren in der Schlacht bei Bagram am 5. und 6. Juli. Im frühen Morgen des zweiten Schlachttages mit seiner Division, der von Morand und drei Cavalleriedivisionen zu einer weiten Umgebung des linken Flügels der österreichischen Armee bei Warzgrawenfeld entsendet, führte er diese Bewegung in der dafür von Napoleon berechneten Zeit nicht nur pünktlich aus, sondern warf auch ge-

gen 11 Uhr den hinter Oberiebenbrunn sich ihm entgegenstellenden Feind nach einem hartnäckigen Kampfe, bei dem er verwundet wurde, über den Baufen, worauf die ganze zwischen Warzgrawenfeld und Bagram hinter dem Russenbache aufgestellte österreichische Truppenlinie, auch in der Front hart bedrängt, bald den Rückzug antat. Napoleon hatte auf den glücklichen Erfolg jener Umgebung nur gewartet, um 100 durch große Massen unterstützte Geschütze gegen die Mitte der Feindreihen vorgehen zu lassen. Sie wurde erschüttert und zum Weichen gebracht, der Sieg war in Napoleon's Hand, und das er von ihm erlöst werden konnte, dazu hatte Friant wesentlich beigetragen. Während des Feldzugs von 1812 zeigte derselbe seltenen Heldemuth, besonders in der Schlacht an der Moskwa (bei Borodino) am 7. Sept. Schon am 5. war er bei der Erstürmung einer großen Reboute bei dem Dore Schwarzvino, welche Kutusow zum Schutze seiner weiter rückwärts genommenen Hauptstellung hatte erbauen lassen, thätig gewesen. Als am 7. früh die Schlacht begann und Davaoust mit seinem Corps zur Eroberung der bei dem Dore Semenowoslop aufgeworfenen Rebans vorgegangen, war davon die Division Friant auf Napoleon's Befehl bei seinen, hinter der erwähnten Reboute als Reserve aufgestellten Garden zurückgeblieben. Nach zwei Stunden war es den vereinigten Corps von Davaoust, Ney und Junot gelungen, die Rebans und das anliegende Dorf zu nehmen; ihre Behauptung wurde aber sehr zweifelhaft, als bald darauf neue russische Truppen in bedeutender Stärke vorrückten. Junot hatte sich nach einer andern Richtung hin gewendet und Ney, dessen Corps am meisten gelitten hatte, wurde nun von einer demselben überlegenen Truppenzahl so heftig angegriffen, daß er Napoleon dringend anging, ihm eiligt Unterstützung zu senden. Dieser, wider seine Gewohnheit unentschlossen, ließ dazu erst nach einer halben Stunde Friant mit seiner Division abdrücken. Inzwischen hatte sich Ney's Lage noch verschlimmert und Friant hatte einen um so schwereren Stand, als er bei ihm ankam. Dennoch gewann er durch wiederholte Angriffe das von Ney verlorene Terrain wieder und die Russen mochten darauf nicht mehr gegen die Stellungen der Franzosen in dortiger Gegend etwas zu unternehmen. Bei dem Gefechte, als es am höchsten war, erhielt Friant einen Schuß in die Brust und einen in den rechten Schenkel, und führte, obgleich so schwer verwundet, während dessen Dauer aus einer Trage liegend in der Mitte eines Bataillons, gegen welches Cavalerie mehrmals angriff, den Befehl mit der ihm eigenthümlichen Beharrlichkeit und Ruhe fort. Noch am nämlichen Tage wurde aber sein Zustand so gefahrbedrohend, daß er zurückgebracht werden mußte. Er ging nach Frankreich und traf erst im Jahre 1813, während des Waffensstillstandes bei der Armee Napoleon's, in Schlesien wieder ein. Schon seit 1811 zum Obersten aller Grenadiere ernannt, befehligte er nun eine Division der jungen Garde, wohnte mit ihr den Schlachten von Dresden und Leipzig bei, und leistete ausgezeichnete in der von Genua. In dem durch die kühnen Unternehmungen Napoleon's so merkwürdigen Feldzuge von 1814 begleitete ihn Friant auf allen seinen Zu-

663 Lupus (Wolf). Da er seine Untertanen erschrecklich drückte, seine Nachbarn beunruhigte und die Kirche von Aquileja beraubte, so wollte ihn König Grimoald nach seiner Rückkunft aus Benevent in Pavia zur Rechenschaft ziehen. Jetzt empörte sich Lupus geradezu, und Grimoald, der nicht Lombarden gegen Lombarden führen wollte, rief den Khan der Awaren gegen ihn auf. Lupus, in mehreren Treffen Sieger, wurde zuletzt geschlagen und getödtet. Ganz Friaul ward von den Awaren überherrscht, und sie wollten es, trotz der Mahnungen Grimoald's, nicht wieder räumen; „sie hätten es mit ihren Waffen und ihrem Blute erobert.“ Endlich brachte sie der König, mehr durch List, als durch Gewalt, zum Abzuge. Nun wollte Barnefried, Lupus' Sohn, sich mit Hilfe der Slawen des Herzogthums bemächtigen; aber Grimoald schlug die Slawen, tödtete Barnefried und erhob Welfcar oder Welfcaris, Bettaris, einen edeln Vicentiner, zum Herzoge; Lupus' Tochter, Theodoretta, verheiratete er an einen seiner Söhne (*Paulus Diaconus* V, 17—20). Welfcaris regierte rühmlich und mit Gelindigkeit. Im J. 670 kamen die Slawen wieder und lagerten sich in der Nähe von Eibthal de Friuli; aber Bettaris, den sie in Pavia glaubten, kam unermuthet zurück und schlug sie in die Flucht¹⁾. Im J. 678 starb Bettaris und es folgte ihm Landarib oder Auaris. Paulus Diaconus (VI, 24) weiß nichts Näheres von ihm und schließt gleich den Rodobald an. An dem Kriege, den König Gunibert 690 gegen den Ufurpator Alachis zu führen hatte, scheint sich dieser Herzog nicht theilhaftig zu haben. Paulus Diaconus erzählt nur, wie Truppen aus Eibthal de Friuli, Gunibert zur Hilfe bestimmt, von Alachis überlistet und zu seinem Heere gezogen seien; dafür hätten sie aber in der entscheidenden Schlacht doch nicht gegen den rechtmäßigen König gekämpft, sondern sich zurückgezogen. Als Rodobald sich später einmal von der Hauptstadt entfernt hatte, bemächtigte sich ein gewisser Ansfried, Besitzer des Schlosses Reunia, der Stadt und des Herzogthums Friuli. Rodobald floh nach Istrien, dann nach Ravenna, und das König Gunibert um Beistand. Aber auch gegen diesen trat Ansfried im offenen Auftrage auf. Endlich ward der Rebel in Verona gefangen und nach Pavia gebracht. Der König ließ ihm die Augen ausstechen und schickte ihn ins Exil; aber in demselben Jahre 693 nahm der König aus unbekannten Gründen auch Rodobald das Herzogthum und gab es seinem Bruder Ado oder Aldo, doch nur unter dem Titel eines Conservator loci. Nach Paulus Diaconus (VI, 24) lag Aldo nur sieben Monate; Egenius erthelt ihm sieben Jahre. Nach ihm wurde, etwa 694, Farulf oder Ferdulf Herzog, ein rigurer von Geburt und ein wilder, hochmüthiger Mensch. Nach dem Rühme begierig, die Slawen wenig-

stens ein Mal besiegt zu haben, reizte er sie selbst durch Geld zum Einfall. Der Schuldais des ersten Dorfes, das sie erreichten, Argaid genannt, griff sie vergeblich an. Ihm jänzte der zu Hilfe kommende Herdulf: „Man sieht wol, daß ihr keine tapferen That verrichten könnt, weil ihr euren Namen von Argai bekommen habt.“ Das war für einen Langobarden eine große Schmach, und hatte sogar R. Rotharis in seinen Seligen verboten, Jemand Argai zu nennen²⁾. Argaid erwiderte: „Ich wünsche, daß weder Ihr, noch ich die Welt ehet verlassen können, bis wir gezeigt haben, wer von uns Weiden verzogter ist.“ Man traf darauf die Slawen auf einem Berge gelagert. Während der Herzog den besten Angriffspunkt suchte, erinnerte Argaid an den alten Streit. „Der Born Gottes — so schrie er — komme über denjenigen von uns Weiden, der die Slawen zuletzt angreift.“ So spornete er sein Ross den Berg hinan, Herdulf ihm nach; aber der tolle Angriff brachte dem ganzen Heere den Untergang, mit dem auch der Herzog und Argaid fielen. Aus Ruinisch entkam; schwer an den Händen gefesselt, durchsack er einen Slawen, und wälzte sich dann den Berg hinab. Solches geschah 706. Corvulus ward Herzog von Friaul, aber weil er den König (Aripert) Paulus Diaconus nennt (ihm nicht) bald abgesetzt, gebietet. Nach ihm wurde Herzog Pemmo von Belluno³⁾, welcher sich einer Streitsache wegen aus der Heimat nach Friuli begeben hatte. Paulus Diaconus berichtet von ihm Säge von Edelmut und Großherzigkeit⁴⁾. Im J. 723 rüdte er die alte Schmach an den Slawen, welche die Lauriana vorgebrungen waren. Drei Mal schlug sie Pemmo mit den von ihm erzogenen Epigonen in die Flucht, ohne, wie die Sage geht, mehr als einen Mann zu verlieren, den Siguald, der in der ersten Slawenschlacht seine Söhne verloren und nun als Bluträcher wüthete. Erschreckt, verstanden sich die Slawen zum Frieden; doch brachte ihm eine Streitsache mit der Kirche Verderben. Pemmo hatte dem in seinem Siege von heidnischen Willküren bedrängten Bischof Ridentius von Bilsch (Julius Cornicus) erlaubt, in Friuli zu wohnen. Seine Rathsgeber, Friedrich und Amator, blieben dort auch; aber schon lange hatte Callistus, Patriarch von Aquileja, diese Bischöfe mit Unwillen in seinem Sprengel gesehen. Im J. 737 erschien er in Friuli, verjagte den Amator und nahm seine Wohnung in dessen bisheriger Behausung. Der eckelnde Pemmo bemächtigte sich des Callistus, setzte ihn auf das am Meere gelegene Schloß Pontio oder Nello gefangen, und hielt ihn hart. Nun schnitt König Rint-

5) Das Nähere erzählt Paulus Diaconus (V, 23) ziemlich abenteuerlich. Nur mit 25 Jahren sei Bettaris den Slawen an dem Risse Walle de Friuli entzogen geritten. Diese hätten ihn nicht gleich erkannt und geschrien: „Jetzt, so kommt der Patriarch mit seinen Priestern auf uns los!“ Da habe der Herzog den Helm abgenommen und mit seiner Reinen Schut ein schrecklich Blutbad unter den Entsetzten angerichtet.

6) Spitzmann u. A. lesen das fragliche Wort von curruis ab, und geben ihm andere Bedeutung, als Paulus Diaconus (VI, 24). Wodurch in seinem Gloss. Germ. a. v. arg lautet es von *argos* ist; es soll sonst heissen als Faul, Bärenhäuter. Wie heissen die riguri seit kaum zu bemerken, daß unser Sprachsich in polstische Abtheilung theilt. 7) de *Ante* in Monument. Eccles. Aquil. c. 3, fage Pemmo's Wahl schon 705. 8) So ließ Pemmo alle Söhne der in der Slawenschlacht Gefallenen aufwachen und versetzte seine blutdürstige, blühende Gemüthsart Nachsicht, ob sie es gleich verlangte. Dafür gab er ihm weitere Söhne: Rintisch, Raitach, Aripert. Der Erste und Letzte trugen später die lombardische Kreuz.

gründ als Richter ein, setzte Premo ab und gab Friaul seinem Sohne Nachis. Der Vater wollte zu den Slawen hinhin, erschien aber, da Nachis vom Könige Gnade angewirkt, mit den beiden andern Söhnen bei Hofe, wurde dann aber doch in langwieriger Gefangenschaft gehalten. Callistus kehrte dagegen triumphiierend nach Friuli zurück und hat dort die Kirche St. Iohannis und den Patriarchenpalast erbaut. Bald nach diesen Vorfällen (739) drang der tapfere Nachis nach Krain, in der Slawen Land, das er versterben durchzog. Einß von den Slawen überfallen, schlug er, sonst unbewaffnet, den ersten zu blutighell mit der Keule nieder, daß die Andern entwichen. Hernach treffen wir ihn mit Aistulf 741 in dem Kriege Heidenpaten verrichtet, welchen Eistbrand mit Aistulf und von Spoletio geführt hatte. Die Brüder führten die Nachhut und bekanden ruhmwürdige Einzelkämpfe, wie Nachis mit dem Spoletaner Berto, den er mit einem Streich vom Pferde warf, hernach aber mitleidig auf allen Vieren in den Busch kriechen ließ. *Paul. Diae.* VI, 54 sq. Im J. 774 wurde Nachis König der Langobarden, Aistulf an seiner Statt Herzog von Friaul. Seine Thaten auf dem Königsthron, den er 751 einnahm, sind bekannt. Da jedoch die Chronik von Ronanula schon 747 Anselmus als Herzog von Friaul anführt, so muß Aistulf schon früher auf sein Herzogthum verzichtet haben. Der genannte Anselmus, den die Kirche unter ihre Heiligen zählt, war Aistulf's Schwager; da er ganz in frommen Worten ausging (Stiftung von Kanonen und Monastien), gab er bald sein Herzogthum auf, um sich ganz dem Klosterleben zu weihen (751). Nach ihm nennt man Petrus, einen Sohn des obenerwähnten Runicis, als Herzog von Friaul. Als das Langobardenreich sich vor Karl dem Großen beugte — nicht ohne Einfluß des früheren Herzogthums von Friaul — besaß Rotgand oder Rodgaufus dies Herzogthum. Auch er hatte der Franken Hobeit anerkannt, ließ sich aber später mit den Herzogen von Benevent und Eufius in eine Verschwörung zu Gunsten des Adels, des Sohnes des Desiderius, ein; eine christliche Flotte sollte die Verbündeten unterstützen. Aber im Jenz 776 fiel Karl in Friaul ein, nahm Friuli, besam Rotgand gefangen und ließ ihn entdaupten. Auch seinen Schwager, Etablinius, zwang er in Arvegi zur Übergabe. Das langobardische Herzogthum Friaul hatte ein Ende.

Friaul, in seiner ältesten Ausdehnung, erstreckte sich westlich vom Tagliamento (nach Andern von der Eiverna), östlich bis an den Fluß Formio oder Miano, während Meer und Alpen natürliche Grenzen bildeten. Muratori bemerkt zum Jahre 706, da Herzoge von Geneva (in der Provinz Arevio) erwähnt wurden, so könne das Herzogthum Friaul nicht sehr ausgedehnt gewesen sein; doch liegt Geneva außerhalb der oben bestimmten Grenzen. Sie

solten sich durch die Bestimmungen Karls des Großen wesentlich erweitern.

Karl setzte den Franken Marcar in die neu errichtete Mark Arevio ein, mit welcher Friaul verbunden wurde. Im J. 779 war Marcar noch am Leben, wie ein an ihn gerichteter Brief des Papstes Hadrian III. beweist. Mindestens 785 hat ihn Heinrich (Erzbischof, Dux) erlegt; denn im genannten Jahre oder dem folgenden zog dieser Herzog wider die Avaren und nahm einen Ring derselben, mit unermesslichen Schätzen, die er nach Lachen brachte¹⁾. Im J. 799 treffen wir den Herzog beschäftigt, Kurnien für den großen Karl zu gewinnen; er kam aber hier bei einem Aufbruch in der Stadt Tarasica ums Leben²⁾. Ihm folgte als Herzog Markgraf oder Graf — denn diese Namen kommen damals wechselsweise vor — Cabalus oder Cabolaus. Im J. 805 wird er von Karl mit zum Richter über den Herzog Johann von Istrien bestellt; später hatte er auch das französische Dalmatien unter sich, und regulirt 817 mit griechischen Abgesandten die Grenzen zwischen den beiden Reichen. Im J. 818 kamen Klagen von Kndewit, Herzog von Nieder-Pannonien, über Cabolaus' Härte und Unmuth vor Kaiser Ludwig, doch starb der Angeklagte schon 819 am Fieber. Sein Nachfolger war Walderich, welcher schon Kärnten verwaltete. Sowie 819 als 820 mußte er gegen den unruhigen, auch ihm feindlichen Kndewit ausziehen, den er im ersten Feldzuge an der Drau schlug, und im zweiten, wo auch zwei Heere aus Deutschland gegen den aufrührerischen Herzog losbrachen, völlig besiegte. Ganz Nieder-Pannonien wurde mit Kärnten und Friaul vereinigt. Als in dessen Walderich später sich Angriffen der Bulgaren nicht mit gehöriger Kraft entgegensetzte, wurde er 827 oder 828 auf dem Reichstage zu Lachen abgesetzt, seine weitläufige Markgrafschaft in vier Grafschaften zertheilt: Nieder-Pannonien, Kärnten, Krain und Friaul mit Istrien. Nach der Theilung von Verbun fiel Friaul natürlich dem Kaiser Lothar zu. Im J. 846 oder 848 treffen wir als Markgrafen Eberhard, einen Schwager des Kaisers Lothar; denn er war mit Gisela, einer Tochter Ludwigs des Frommen, vermählt. Andreas Presbyter bemerkt: Multum fatigacionem Longobardi et oppressionem a Sclavorum gente sustinuerunt, usque dum Imperator Forojulianorum Eberhardum Principem constituit. Kaiser Ludwig II. nennt ihn 855 in einem Schreiben: Eardardus Illustris Comes dilectusque Compater noster. Sein Testament, geschrieben „in Comitatu Tarvisiano in corte nostra Massistro“, ist von Widus bezeugt gemacht, der es aber fälschlich in das Jahr 837 setzt. Es fällt, sowie der Tod Eber-

¹⁾ Schon Nachis hatte sich der Thronbesteigung des Desiderius entgegengekauert. St. Anselmus scheint gegen ihn die päpstliche Partei gehalten zu haben, und wurde deshalb auch ins Exil geschickt. Karl verbannte dem Einflusse der heiligen Mönche eine große, ihm günstig gestimmte Partei.

²⁾ 10) Annot. Fuld. ad ann. 796: Cagam et Jurguro, principibus Hunorum, civilis bello et intestina ciade a suis occis, campus eorum, quem vocant Hringum, primum per Rhegium, Ducem Foro-Juliensem, deinde per Pipinum, filium regis, captus et abductus est. Anders schreiben die Eroberung Pipin allein zu. Auch ein Elarenflüß, Baromir, wird als Theilnehmer des Zuges erwähnt. 11) Der Beweis identisch diesen Herzog mit dem Duxmar, welcher der Vater oder Großvater des späteren Herzogs Eberhard von Friaul genannt wird.

hard's, wol 867. Seine Güter sind unter seine vier Söhne getheilt, unter denen die ältesten Hunro und Berengar waren. Der Erste folgte ihm; aber mindestens 875 war schon Berengar Herzog von Friaul; er steht in den Streitigkeiten um den Kaiserthron damals auf Seiten Karl's des Kahlen und seine Truppen verwüsten Bergamo. Später stand er auf der Seite Karl's des Dicken und führte für ihn 883 einen Krieg gegen Guido von Spoletto. In das Jahr 886 fallen die Streitigkeiten des Herzogs mit dem Bisthofs Kuitward von Bressäu; um sie für sich günstig zu wenden, erschien 887 Berengar zu Weiblingen am Hoflager Karl's des Dicken. Wirklich ward der einflussreiche Bischof durch Intriguen gekürzt. Im folgenden Jahre nahm Berengar die italienische Königskrone, vertrug sich aber mit Arnulf von Teutschland, der damals durch das Friaul gezogen ist. Die Freundschaft zwischen Beiden brach wieder; 895 stürzte Arnulf Berengar und gab damals Friaul an Wastfried. Dieser starb aber schon 896, und als Berengar 897 Italien wieder eroberte, setzte er Grimoald oder Grimald zum Markgrafen von Friaul ein. Die weiteren Verhältnisse des hernach zur Kaiserwürde gelangten Berengar gehören nicht hierher; ein obermaliger Verlust von Verona und Friaul, das 900 von Ludwig von Provence dem Pfalzgrafen Sieghart von der Lombardie verliehen ward, war nur momentan. Im J. 900 kamen übrigens die Ungarn nach Friaul und brangen überhaupt bei Pavia vor; eine Schlacht an der Brenta ging für die Christen verloren. Im J. 906 und 932 wiederholte sich der Einfall des wilden Volkes, das für Friaul eine schreckliche Seigel war. Die unruhigen Zeiten von Kaiser Berengar's Tode (924) bis zur Herrschaft Otto's I. mögen auch in Friaul die Immunitätsverhältnisse bedeutend weiter gebildet haben. Unendlich wichtig wurde für Friaul das Jahr 952; denn im Vertrage mit dem besiegten Könige Berengar bezieht sich Otto die Marken Verona und Friaul ausdrücklich vor, trennte sie von Italien und schlug sie zum teutschen Herzogthume Baiern, dem sein Bruder Heinrich vorstand. Und in der That kann man diese Landschaften nicht bloß der äußern Lage, sondern auch den innern Verhältnissen nach als eine Übergangsgebildung zu Teutschland ansehen, wie sie etwa Piemont zu Frankreich bildet. Als 976 Otto II. Königen von Baiern trennte, schlug er auch Friaul dazu, indem sich übrige'stens Arien als eigene Markgrafschaft getrennt hatte. Der ganze Strenge östlich vom Rincio heißt damals Austria, daher die Hauptstadt der Grafschaft Friaul jetzt auch wol Cividale d'Austria. Im J. 1028 schenkte Kaiser Konrad II. Friaul als Reichslehen dem Patriarchen Poppon von Aquileia, und diese Verbindung dauert bis 1415 fort. Wol hatten die geistlichen Herren an Venedig, Treviso, den Grafen von Görz böse und gefährliche Nachbarn, aber doch befand sich Friaul zur Hofenlaufzeit in sehr blühendem Stande. Das Land war mit ansehnlichen Städten und einer Menge von Castellen bedeckt, deren Befiger Castellanos hießen. Der Adel war zahlreich und angesehen. Die Castellane und Städte hielten ihre Parlements; unter den letzteren waren noch Cividale und das

volkreiche, durch Handel blühende Gemona die bedeutendsten, doch kommt gegen Ende des 13. Jahrh. auch Udine empor. Die Streitigkeiten zwischen Velsen und Obidelen trugen zur Bevölkerung von Friaul bei; denn jeder vertriebene Edle glaubte in Friaul sicher zu sein; so hatte Gemona z. B. eine große Anzahl florentinischer Familien in seinen Mauern, innerhalb deren meistens auch Konrad III. gewohnt. Der ganze teutsch-italienische Handel in der Richtung auf Venedig wurde damals durch Friaul vermittelt. Innere Unruhen hatten besonders gegen Ende des 14. Jahrh. das Glück Friauls gemindert, die Macht der Patriarchen war sehr gesunken und schon lange hatte sich eine venetianische Partei gebildet. Der großen Republik war Friaul wegen der Handelsverbindungen überaus wichtig. Der Patriarch Ludwig von Tied schloß 1415, als sich schon die meisten Städte mit Wahrung ihrer Privilegien an Venedig ergeben hatten, mit diesem Staate einen Vertrag, nach welchem er Aquileia, St. Daniele und St. Vito behielt. Die Grafen von Görz wurden Vasallen von Venedig, andere Striche wurden österreichisch; eine schöne Landschaft war für germanisches Leben verloren, und Kaiser Siegmund nicht der Mann, sie zu erhalten, überdies den Venedigern 400,000 Thaler Schuldbig¹²⁾.

Rechtlich unbestritten war für Venedig das Besitzthum nicht; das Reich, das Erzbischof Hieronymus, der Papsi gab den Rechte und Protekte nicht auf. Aber gefährliche Zeiten kamen in Wirklichkeit erst 1509 mit der Einnahme von Cambray. Friaul sollte nach Maximilian's Plänen der Republik mit entziehen und dem Erzbischof erworben werden. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke geführt, nahm durchaus den Charakter von Brandschatzungs-Unternehmungen an und verdrängte das Land auf schreckliche Weise. Das erfolglose Resultat ist bekannt; 1515 nahmen die Venetianer Friaul wieder in Besitz¹³⁾. Jedoch hörten auch später die Streitigkeiten zwischen Österreich und Venedig über Friaul nicht auf, wenigstens wurde auch der Krieg zwischen beiden Mächten, 1615—1617, meist in Friaul geführt. Den langen Zwiss über den Sprengel von Aquileia schlichtete Paps Benedikt XIV. 1751 ab, das jenes alte Patriarchat ganz aufgehoben, zu Görz ein Erzbischofthum für das österreichische, zu Udine eins für das venetianische Friaul errichtet wurde. Zu Österreich

12) „Die Herzoge von Baiern und später von Königen waren lange zugleich die Fürsten dieser westlichen Landschaft, die sich erst allmählig von ihrer Gewalt erimirierte; aber auch die erimirierte Arien trugen früher ein teutsches Gepräge, als irgend ein anderes geistliches Fürstenthum in Italien. Kurz lange richteten Grafen in Verona, als schon in der ganzen übrigen Lombardie die Bisthofs Grafschaften erworben hatten, und noch lange waren in der Mark Verona und Friaul ritterliche Gesellschaften mächtig und angesehen, als in der Lombardie schon alle öffentliche Gewalt in die Hände päpstlicher Bisthofs gekommen war. Erst die venetianische Herrschaft erzeugte ein unermessliches italienisches Aussehen auch in diesem Gegenden.“ See, Ital. Geschichte I. S. 14 ff. 13) P. Gentius sagt über diesen Krieg (VII. 3): „maxime calamitosum forebat bellum, nunc Germani, nunc Veneti erant superbiens aliquando a propria nobilitate indignis tractabantur modis, ubique clades, moeror, luctus, caedes, dirupciones, incendia, via atque injuria conspiciebantur.“

hisch-Friaul, 1785: 67 □ Meilen, 119,000 Einwohner, zum österreichischen Kreise gehörig, gebildet die Hauptmannschaft Tolmino, die Grafschaften Görz und Gradisca und das Gebiet von Aquileia. Venetianisch-Friaul, Patria di Friuli (1755: 342,158 Einwohner, 400,000 Dukaten Einkünfte), zerfiel in verschiedene Grafschaften, von denen einige in den Händen venetianischer Adolts waren. Die Besitzer der adeligen Güter hatten zum Theil die Civilgerichtsbarkeit; doch konnte man an den Staatsrepräsentanten in Udine appelliren, und die Criminalsüßigkeit hatte sich die Republik vorbehalten. Sie führte auch das Wappen von Friaul, einen goldenen gekrönten Adler im Blau, im Schilde.

Als das venetianische Gebiet in Folge des Friedens vom Campo Formio an Österreich überging, bildete dies aus dem größten Theile des venetianischen Friaul den Kreis Udine 1797. Schon 1805 fiel es an das Königreich Italien und wurde 1808 bei einem erfolglosen Auszuge durch den im Westen des Monzo liegenden Strich des österreichischen Friaul vergrößert. Das Ganze erhielt den Namen Departement Passeriano, von einem Schlosse des letzten Dogen bei Grottopio. Es umfaßte 53 □ Meilen, 365,000 Einwohner, und hatte Udine zur Hauptstadt. Duroc führte bekanntlich den Titel: Herzog von Friaul. Im J. 1809 verlor Österreich auch das deutsche Friaul an die östlichen Provinzen, erhielt aber nach Napoleons Falle das Ganze wieder. Jetzt bildet das früher venetianische die Delegation Udine im Suberanium Venetig des lombardisch-venetianischen Königreichs (s. d. Art. Udine), das deutsche bildet den Kreis Görz im trüster Suberanium des Königreichs Illyrien.

Vergl. Paolo Fustulario, Della geografia antica del Friuli dalle età più remote suio ai tempi di Constantino il grande. (Udine 1775.) Notizie delle cose del Friuli scritte secondo i tempi da Gian-Giuseppe Lenti, Signor di Villa fredda. (Udine 1777.) Die beste Karte von Gima. (Daniel.)

FRICCO, der Schwedische Gott der Fruchtbarkeit, war der dritte der die Götterwelt bildenden Götter, welche im berühmten Tempel zu Upsala verehrt wurden. Von Fricco und seinem Verhältniße zu den beiden andern Gottheiten gibt Adam von Bremen folgende Auskunft. In dem ganz aus Gold bereiteten *) (d. h. wol überlittert vergoldeten) Tempel verehrt das Volk die Bildsäulen *) dreier Götter, dessen der mächtigste derselben, Thor, in der Mitte einen Stuhl für sich hat (d. h. einen Hochsitz) hat. Auf dieser und jener Seite haben ihre Stelle Wodan und Fricco. Ihre Verehrungen sind dieser Art: Thor herrscht in der Luft; er regiert über die Donner und Blitze, Winde, Regen und heitere Witterungen und Früchte. Der andere, Wodan, d. i. der Stärkere, leitet die Kriege (Schlach-

ten) und ertheilt die Tapferkeit der Menschen wider die Feinde. Der dritte ist Fricco, welcher den Sterblichen Frieden und Vergnügen *) (Ehrlust) schenkt *). Auch gestalten sie sein Bildniß mit einem ungeheuren großen Geschlechtsgliede. Den Wodan aber bilden *) sie bewaffnet, wie die Unsrigen, sagt Adam von Bremen weiter, den Mars zu bilden pflegen *). Thor aber mit dem Scepter *) scheint den Jupiter auszubilden. Sie verehren auch aus Menschen gemachte Götter, welche sie für ausgezehret große Thaten mit der Unsterblichkeit beschenken, wie man in der Vita sancti Ansgarii liest, daß mit dem Könige Hricric (Erich) geschehen *); allen Göttern (sien nämlich Fricco) zugetheilt, daß sie die Opfer des Volkes darbringen. Wenn Pest und Hungernoth droht, opfern sie Thor'n, wenn Krieg dem Wodan, wenn Hochzeiten zu feiern sind, dem Fricco. Aus dem, was Adam sagt, geht hervor, daß Fricco nicht für einen nach seinem Aöde göttlich verehrten Menschen galt, sondern erst später dazu gemacht wurde *). Wenn also Fricco in der Anglinga-Saga *) zu einem Menschen gemacht ist, so ist dies in dem Geiste geschehen, wie ebenfalls auch die Döhm's, die Rüd's *) und die Frepa's-Sage in vermeintliche Menschengeschichte umgewandelt ist. Daß der Fricco mit dem Freyr der Edda und der Anglinga-Saga eine und dieselbe Gottheit ist, geht aus der Vergleichung beider hervor. Nach der Gylfaginning *) scheint Freyr zwar im ersten Theile, was sie darüber enthält, von Fricco verschieden; denn sie sagt, Freyr herrsche über Regen und Sonnenschein, und damit über den Zuwachs *) (d. h. die Fruchtbarkeit) der Erde, welches die Schweden dem Thor zuschrieben *); und es ist, fährt die Gylfaginning fort, gut, ihn anzurufen um fruchtbares Jahr, wegen der Schweden, wenn Hungernoth drohte, dem Thor opfern.

3) Tertius est Fricco, pacem voluptatemque largiens. 4) Cuius etiam aulicorum gurgulio ingreditur Frigo. 5) scilicet.

6) scilicet per aulicorum. 7) Bedeuten sich bei Schweden den Thor, wie die Northmannen (in enacrer Bedeutung, d. h. die Wettergott) und ihre Uebersetzung, die Jätinder, ausgedrückt; so war es eigentlich kein schwedisch, wie es Adam von Bremen nennt, sondern ein Hammer (der Donnerhammer).

8) Eigentlich sagt Adam von Bremen: sicut in vita sancti Ansgarii legitur Hricricus Rex fecisse. Aber in der genannten Lebensbeschreibung (Cap. 26 ap. Script. Monum. Germ. Hist. Script. Tom. II. p. 711) wird es nicht, daß der längst gekrönte König der Schweden und der Götter aufzunehmen, ihm ein Tempel gebaut und bei ihm als einem Götze Götter gedient und Opfer gebracht wurden.

9) Nach der Historica Norvegica apud Olum Warrmum in Mon. Dan. p. 11 war Fricco ein Götze und ward von Döhm unter die asiatischen Götter (die Aen) versetzt. Joh. Georg Wachler (Glossar. Germ. col. 498) hat darüber folgende Vermuthung: Fricco, libidinis Deus apud Septentrionales, forte in numerum Deorum receptus ob virilis membri magnitudinem, ut Priapus apud Lampacconos.

10) Cap. 12 in Gylfaginning's Mithras (Gylfaginning), überlegt von Fricco. 11) 2d. S. 35.

12) Cap. 24 in der Snorra-Edda. Ausgabe von Rask S. 28.

13) nachher fyrri ragni ok alni solar es thor með ævati jarthar.

14) Adam von Bremen sagt: Thor, inquit, praesidet in aëre, qui tonitrus et fulminis (über welche auch der norwegische Thor herrscht), ventos (über den Gang des Windes herrscht) nach der Edda, Gylfaginning Cap. 23. S. 27 Rüdberg, Freyr's Vater (wobaeque, aeris et frugis gubernat, welches bei den Roren wegen Freyr thut).

1) Adam von Bremen (Historia Ecclesiae, Cap. 333. Lib. IV. §. 91 — 94 [ap. Lindesbrogium, Script. Rer. Germ. Sept. p. 622]) sagt: in hoc tempore, quod totum ex auro paratum est etc. 2) statuas trium Deorum; da zur Vergleichung des Tempels selbst selbst verwendet war, daß die Sagen ging, er sei ganz aus Gold gefertigt, so läßt sich annehmen, daß wenigstens die Bildsäulen aus Gold gefertigt waren.

ten, und um Frieden"), wie Adam von Bremen auch von Fricco sagt: pacem — largiens mortaliibus. Die Hysloginnin schließt: „hann raedhr ok fœsaelu manna, er (Freyr) herrscht auch über die Reichthumsglückseligkeit der Menschen," welches aus dem fließt, daß Freyr über den Frieden herrscht; denn im Kriege und auch durch innere Unruhen (denn Fridhr bezieht sich vornehmlich auf den Landfrieden) verlieren die Menschen ihre Habe. Daß dieses die richtige Auffassung, lehrt Enorri Sturluson in der Ynglinga-Saga, indem er von Freyr als drittem Könige von Schweden, nämlich als dem Nachfolger seines Vaters Njördhr¹⁴⁾, sagt: In seinen (Freyr's) Tagen hob sich Frodhi's Friede an; da war auch fruchtbare Zeit (år) durch alle Lænder. Die Schweden hießen dieses Freyr'n zu. Er ward um so mehr verehrt, als die andern Gottheiten, als in seinen Tagen das Volk des Landes reicher ward, als vorher, von dem Frieden und der fruchtbaren Zeit. Der Frodhafridhr (Frodbi's Friede) wird einem dänischen Könige dieses Namens zugeschrieben, welcher dadurch den Bezeichnungsnamen Fridh-Frodhi¹⁵⁾ erhalten hat. Er bewies den Frieden durch seine strengen Befehle. Er ließ goldene Armabänder von schwerem Gewicht an Kreuzerzgen anhängen, und so groß war die Furcht vor ihm, daß kein Räuber und Dieb das Gold zu nehmen wagte¹⁶⁾. Niemand schabete dem Andern, obgleich er den Læder seines Vaters oder seines Bruders los oder gebunden vor sich hatte¹⁷⁾. Dichtisch ward ein

seßer oder heiliger Friede Frodha-Fridhr¹⁸⁾ genannt. Ursprünglich hieß er, wie sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, wol dänisch und schwedisch Frod-Fridhr (Fro's-Friede), norwegisch und isländisch Frey-Fridhr (Freyr's-Friede), schwedisch Frigga-Fridhr (Frigg's-Friede), oder in teutscher Namensform Fricco's-Friede; und war als geistlicher Friede von dem Gotte des Friedens genannt, und erst später knüpfte man ihn an den Ältn Frodhi und nannte ihn nach demselben. Wenn Saxo Grammaticus¹⁹⁾ sagt, daß die Schweden das Opfer von schwarzen Opfertieren, welches von Habing, welcher Schiffbruch erlitten, dem Gotte Frö gebracht wurde, Froblöth (Froopfer) nennen, so muß man schließen, daß Frö und Fricco entgegen zwei ganz nahe verwandte Götter, oder aber ein und dieselbe Gottheit in etwas verschiedener Namensform waren. Die Verwandtschaft Frö's mit Frey ohne Zeichen des Rominativs Frey ertheilt aus darauf, daß Frey's Vater, Njördhr, nach der Edda über den Gang des Windes herrscht und bei Gesessarten anzuweisen ist, und Habing, welcher durch ein Unwetter seine Flotte verlor, dem Gotte Frö ein Opfer von schwarzen Opfertieren bringt, welchen Opferbrauch er dann jährlich wiederholt und so auf die Nachwelt bringt. Wenn wir gesehen haben, daß Frey und Fricco eine und dieselbe Gottheit sind, weil sie beide den Etrübliden den Frieden schenken, so daß doch Fricco eine umfassendere Bedeutung, als Freyr, darin, daß Erstere den Etrübliden die Bollwut schenkte, und ihm bei der Feier von Hochzeiten geopfert ward. Warum dieses im Betreff Freyr's nicht thathat, kommt daher, daß Freyr in zwei Wesen erscheint, nämlich als solcher und als seine Schwester Freya, welche Liebes- und Hochzeitgöttin ist, wie wir in dem Ältn Freia S. 428. 429 entwickelt haben. Was bei den Normen und ihren Abkömmlingen, den Isländern, diese war, war also bei den Schweden Fricco. Hierbei muß in Betrachtung gezogen werden, daß Freia und Frigg, wie wir ebenfalls S. 418—424 gezeigt haben, ursprünglich ein Wesen waren. Da nun Freia und Fricco beide die Gottheiten, jene bei den Nordhmen und diese bei den Swar (Schweden) waren, so leitet uns dieses auf die Namensform, welche im Altnordischen, als Wahrscheinlichkeit nach, Fricco hatte, nämlich Friggi, (wobei eine Gottheit bei den Schweden Friggi, welcher ein Gott, und eine Gottheit bei den Nordhmen Frigg, welcher eine Göttin ist, war²⁰⁾). Sowie wir im Teutschen Frigg

14) ok á hann er gott at heita til æs ok frithar. 15) Enorri Sturluson (Ynglinga-Saga Cap. 12 bei Ferd. Bachter a. O. S. 35) sagt nämlich kurz zuvor: „er (Freyr) war, wie sein Vater, freundlich (winnaell) und glücklich durch fruchtbare Zeit (arsaell);“ und Cap. 11 (S. 33): „In seinen (Njördhr's) Tagen war augster Friede, und so große Freygangsflüsse aller Art (allakomar år), daß die Schweden glaubten, Njördhr wolle über Freygangsflüsse (år) nach der Reichthumsglückseligkeit (fœsaelu) der Menschen.“ Dieses nach der Götterliste, wo in der Hysloginnin Cap. 21 (S. 97) gesagt wird: „Er (Njördhr) ist so reich und gütig (auðgiðr ok fœsaelr), daß er breita Flæder (auðhæð) und breites Geth (Sæð), Geth, lausaf) ertheilen kann, die tha brenn anrifa.“ Boudat geht: „Er herrscht über den Gang des Windes und fließt Eyr und Jætr; in sein Volk anrufen bei Gesessarten und beim Fischfang.“ Die Isländer brauchen den Ausdruck: auðgiðr æm Njördhr, reich, wie Njördhr (f. Vatnshæla-Saga, Ausgabe von Steiurhoff, S. 692). Unter den dichterischen Bezeichnungen (Keningar) oder Umschreibungen werden in den Skaldskaparmál Cap. 6. S. 103 in Beziehung auf Njördhr aufgeführt: fœsafa-guðr, Gott der Gethgaden, der Gethsæm an Geth, Etrüdr und andern Etrüden, und Cap. 7. S. 104: fœr Freyr; år-guð ok fœsafa, Gott der fruchtbaren Zeit und der Gethgaden, meistens an Geth oder fœsafa Etrüden. In der Armbänder-Dräpa (Etrüden-Geschichte mit Schalterren auf Armbändern) Etr. 18 (in der Etrüla-Saga, Etrüden-Ausgabe von 1800, S. 699. 670) sagt Egil Skjalgrímsson: Kn Gríðr-bíðr um gægnad hefr Freyr ok Njördhr at fœr-áll. Aber den Gethen: Bæren (d. h. den Bæren des auf Etrüden gebauten Orkes, welches Umschreibung des Fœr-Bærs bedeutet) Ramin Armbänder (d. h. (haben) brennt) (d. h. der Waage bei Freyr und Njördhr an Geth's Etrüde) Etrüden-Saga, Etrüden-Ausgabe von 1800, S. 699. 670. 16) Enorri Sturluson a. O. S. 35. 17) Enorri Sturluson a. O. S. 35. 18) Skaldskaparmál Cap. 43, 18) Skaldskap-

19) f. das 1. Etrüden des Færl dem Dunsingstetter Etr. 13 bei Ferd. Bachter, Forum der Etrüden, 1. Etrüden, 2. Etrüden, S. 108. 20) Lib. 1. p. 16, wo Saxo Grammaticus den Frö Deos nennt; aber p. 42 drückt er sich aus: Frö deorum satrapa, und sagt, er habe seinen Eig nicht weit den Wapla genommen, wo er den Ältnen, so von vielen Bittern und so viele Jahrhunderte angedauerten Opferbrauch (stationis morem) verläßt und kaiserlichen Opfertieren einschließt. 21) Wozu, Bezeichne des Heiligtums in dänischen Etrüden, 1. Etrüden, S. 253; Fricco bei Freyr; in den Hauptgöttern stimmen Adam und Enorri überein. Der Name aber erinnert an die Etrüden Friga, mit welcher zu Adam's Zeit Fricco irgend eine religiöse Verbindung gehabt habe und eine Doppelgängerin gewesen zu sein scheint, da sein Name ein Weib, sein Phallus den Mann bezeichne.“ Aber er hat wol nicht Frigg, sondern Friggi gemeint.

nach jetzt in der Namensform Frick") (die alte Frich) fern, so muß man schließen, daß Frisco aus Friggi mit den Lauten dieser Bildung erhalten hat, ohne jedoch, wie Ranke") annehmen, eine Entstellung aus Frey (mit dem Zeichen des Nominativs Frey) zu sein. Wo die altnordische Sprache gg zu haben pflegt, hat die angelsächsische eg und die althochdeutsche co oder kk, d. h. wenn nach g oder k absteigend i im Spät ist; z. B. altnordisch egg (acies), angelsächsisch ecg, althochdeutsch ecki; altnordisch bryggja (pons), angelsächsisch brycege, althochdeutsch brucka; (altnordisch hrygg (dorsum), angelsächsisch hrycg, althochdeutsch bruckki, folglich altnordisch Frigg, angelsächsisch Frig, althochdeutsch Frikka, Frickia"). Unter den männlichen Eigennamen im Catalogus nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati. Ex vetustissimo Codice Monasterii S. Galli ordine descriptus. Cap. I.¹⁾ De nominibus propriis masculinis in Alamannia Theutonica") findet man als einen und denselben Namen aufgeführt: Fricho, Fricho, Frich, Frih, welches erstere Frisco, Frikko, anzupassen ist. Die Form Frh, sprich Frigg, kann auf die Ableitung von fri, in der Beugung frig (frei), führen, und dieses ist von Fro, Herr, abzuleiten und als mit dem gotischen frion, altnordisch fria, verwandt anzunehmen"), so daß Frisco seinen Namen von der Frie, als Gott der Erstgeburt, erhalten hat. Seb. Georg Wächter stellt zu Frisco, libidinis Deus"), das altnordische frygd, libido im Ind. Verel. (welches auch

jetzt noch im Isländischen, bei Biörn Halldorson: „Frygd, f., voluptas, Vellyst.“ Mollust bedeutet, und also auf Frisco in nordischer Form Friggi ganz paßt); ferner das angelsächsische frician, appetere, fricio, appetitus"), das althochdeutsche frecki, avaritia"), das gotische fahhu - frikai"), avari, pecunie cupid, fahhu - frikeina"), concupiscentia, das niederländische vrek, avarus, habendi cupidus, vrekheit, avaritia.

(Ferdinand Wächter.)

FRICK, 1) Johann, geb. am 17. Oct. 1634, der Sohn eines Webers, zeigte früh Anlagen und Neigung zum gelehrten Stande. Den Schulen seiner Vaterstadt verbannte er den ersten Elementarunterricht. Im J. 1644 ward er Bögling des Gymnasiums zu Ulm. Der Cantor Bodenslein unterrichtete ihn in der Musik. Er machte darin rasche Fortschritte, und erleichterte als Gesangsleiter seinen unermittelten Ältern die Sorge für seinen Subsistenz. Im J. 1655 bezog er sich nach Straßburg. Seine dort begonnenen theologischen Studien setzte er seit 1660 in Tübingen fort. Durch Vertheidigung seiner Dissertation: De quibusdam casibus conscientiae, hatte er in Straßburg die Magisterwürde erlangt. Seit 1661 vicarirte er zu Ulm als Professor der Logik. Eine ordentliche Professur in der genannten Wissenschaft erhielt er 1664. Von einer Pfarrstelle in Tübingen, die er 1666 erhalten hatte, ward er zwei Jahre nachher zum Diaconus an der Dreifaltigkeitskirche zu Ulm befördert. Er starb dort als Prediger am Münster den 18. Sept. 1689. Materien der Logik und Metaphysik bildeten den Inhalt des größten Theils seiner Programme, auf die sich seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte. Er schrieb: De deo de omni et nullo (Ulmiae 1676. 4). De causa formali (ibid. 1679. 4). De Ennunciationibus exclusivis (ibid. 1680. 4). De Demonstratione in practiciis disciplinis (ibid. 1680. 4). De Syllogismo Pseudographo (ibid. 1682. 4). De Materia (ibid. 1684. 4) u. a. m. Von besonderer Wichtigkeit war ein von Frick zu Ulm 1680 herausgegebenes Werk, in welchem er die angeblichen Irrthümer Jacob Böhm's aus dessen eignen Schriften, zugleich aber auch aus der Bibel zu widerlegen suchte. Dies Werk schuf großes Interesse erregt zu haben, weil es 1729 die dritte Auflage erlebte. Eine Art von Polemik, gegen den Magister Simon Bornmüller gerichtet, enthält das von Frick verfaßte „philosophisch-theologische Bedenken den Kometen, nebst gründlicher Erweisung, daß sie Beothen der Strafe und göttliche Borgezeichen seien.“ Auch dies Werk, zu Ulm 1681 in Quart gedruckt, erlebte 1687 eine zweite Auflage. Seine zu Ulm 1689 erschienene grüneiche Ausführung, warum die evangelisch-lutherische Lehre der reformirten und römisch-katholischen vorzuziehen sei, enthält in einem Anhange zwei Predigten, durch die er eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zu bezwecken suchte).

20) Bei Sommer, Dict. AS. 31) Gloss. Boxhorn. und bei Nodder, Psalms. CXVIII. 32) Goth. Bistchoff, Luc. XVI. 14. 33) Ebenbüchler, Marc. VII. 22.

1) Brat. R. G. E. Strechmeyer's Reichspräsident auf S. Frid. (Um 1689). Partenstein in seiner Abhandlung: De fa-

welches eine der gewöhnlichsten Formen für männliche Eigennamen ist. Im Betreff des Wortes vergl. Veroline, Notae ad Hervarar-S. p. 48 und Dain, Geschichte des Reichs Schweden, aus dem Schwedischen überetzt durch J. Benzelskierna und J. R. Dabbert. I. Bd. S. 60. „Dem Gott Frigi oder Frey hielt man für den Schutzgott aller Krieger.“ Dieses scheint dem Frisco oder Frey als Gott des Frädes zu widersprechen. Da aber Frey in dem Stammbuche vorzüglich Herrschersprüche aufgenommen war, so mochte man sich Frey's auch auf den Fräden günstig denken. Es p. 8. wird von Thiodolf von Hmin im Sagalatal (in der Höglinga Saga Cap. 33 bei Seb. Wächter a. a. D. S. 88) König Alfr's Freya Atlangr, Frey's Erstgeburt, Frey's Vaterfreund, d. h. einer aus der Hochkommlichkeit Frey's, genannt. Daher ist nicht widersprechend, daß wie Jima Waagnen (Lex. Mythol. p. 371) annimmt, Frisco ein hermannsbildliches Götzenbild gewesen. Wenn Frisco und Frey, auch ursprünglich ein Nomen mit Frigg und Freya waren, so müßte dieses doch nicht, wie als zweiter anzunehmen, sondern es wurden zwei Seiten von verschiedenem Geschlecht aus der einen Frucht gemacht.

22) Die Frick lebt noch in der Ulmer im Volksglauben als der Leufels Großmutter und als böses Zauberweib, wozu die Götter durch christlichen Einfluß gemacht ist; f. das Räuber bei Kühn und Schwarz, Rortwörter Sagen, Räubern und Gebräuden. (Stuttgart 1848). S. XXIII. 66. 67. 319—321. 314. 415. 508. 23) Nach Dier (Gloss. a. v. Frigge. I. T. p. 598) und darnach nach Böhm (Geschichte Schwedens. I. Th. S. 33) war der Name bei zu Upsala verbreitet Thiod, vielleicht Frey, der durch Adam in Frisco einfließt worden ist. Nach Jima Waagnen (Lex. Mythol. p. 371) ist Frisco aus dem schwedischen Frigod oder Friged (Freya Deus) verstanden. 24) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. 100—101. 25) Nach dem Gegenf. zu Cap. II. De nominibus propriis masculinis in Alamannia Coriense et Burgundione. 26) Bei Goldron, Res. Alamann. Script. T. II. Edit. III. p. 90. 27) f. Algrm. Gargyl. d. W. a. R. I. Sect. 48. 28. S. 334. 29) Glossar. Germ. col. 406.

2) Johann, Sohn des Vorigen, geb. am 30. Dec. 1670 zu Ulm, bezog 1689 die Universitäts zu Leipzig, nachdem er kurz zuvor in dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter dem Vorstehe des Professors Strobmeier eine philosophische Abhandlung (*De causa Morali*, (Ulm 1689, 4.)) vertheidigt hatte. Durch drei öffentliche Dissertationen¹⁾ erwarb er sich in Leipzig die Magisterwürde, die Freiheit, Collegien zu lesen und die Stelle eines Professors der philosophischen Facultät. Mit großem Eifer widmete er sich seinen theologischen Studien. Er trat in das Collegium Anthologicum und ward Mitglied der donnerstägigen großen Prediger-Gesellschaft. Auch in literarischer Beziehung war er thätig als fleißiger Mitarbeiter an den *Actis Eruditorum*. Fürderlich war ihm dabei die Bekanntschaft und das Wohlwollen des Professors Nitig und Carpsow, die ihm die freie Benutzung ihrer reichhaltigen Bibliotheken gestatteten. Er ward dadurch veranlaßt, eine neue Ausgabe der *Septuaginta* zu besorgen²⁾. Einer ähnlichen Arbeit unterzog er sich bei dem von Morhof herausgegebenen *Polybiblion*³⁾. Auf Carpsow's Empfehlung ging Frick 1698 nach Weimar, wo er nach gehaltenem Probevortrag von dem Herzog Wilhelm Ernst zum Archidiaconus in Almenau ernannt, und bald nachher in Weimar craminirt und ordinirt ward. Ehe er sein Amt antrat, begab er sich mit Erlaubniß des Herzogs in seine Vaterstadt Ulm zurück. Getrübt ward das Wiedersehen seiner Verwandten und Freunde durch eine lebensgefährliche Krankheit, die ihm die Rückkehr nach Sachsen unmöglich machte. Der Rath zu Ulm ernannte den wieder Genesenen zum Pfarer in Pöfchl. Im J. 1699 trat er diese Stelle an, nachdem er die Erlaubniß dazu von dem Herzoge von Weimar angewirkt hatte. Unter dem Namen Eulubus Patianus gab er um diese Zeit (1701) zu Tienopolis (Frankfurt) eine polemische Schrift heraus unter dem Titel: *Epistolae Irenicae. ad summos viros theologos Lipsienses missae, addita et ad Studiosos juvenes paracenetica*. Um diese Zeit ward Frick Prediger im Münster zu Ulm, 1712 Professor der Theologie, und 1728 Senior des Ministeriums und Scholarch. Er starb am 2. März 1739.

In allgemeiner Achtung stand Frick wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seines Rednergabens auf der Kanzel und dem Katheder. Er besaß umfassende theologische und philosophische Kenntnisse. Erwanbert war er vorzüglich in der Kirchengeschichte und Patristik. Dabei war er ein Mann von rastloser Thätigkeit und sehr gewissenhaft in der Erfüllung seines Berufs. Seine geregelte Lebensweise und die genaue Eintheilung seiner Zeit

gönnten ihm noch Muße zu mannichfachen literarischen Arbeiten. Als Schriftsteller war er nicht frei von einer Hinneigung zur theologischen Polemik. Eine deligste literarische Feinde entspann sich zwischen ihm und dem belmstedischen Theologen Johann Fabricius. In einer eigenen Scheift, welche Frick 1707 ohne Angabe des Druckorts unter dem Namen Johann Wernfried herausgegeben hatte, suchte er die von Fabricius ausgeleitete Behauptung zu widerlegen: daß zwischen der augustinischen Confession und der römisch-katholischen Glaubenslehre kein wesentlicher Unterschied vorhanden sei, und daß die Anhänger beider Religionsparteien selb werden könnten. Als Antwort auf ein von Fabricius 1707 zu Helmstedt herausgegebenes „Emschreiben an einen guten Freund über die Erörterung Johann Wernfried's“ schrieb Frick noch seinen „Grund der Wahrheit von dem großen Hauptunterschiede der ewangelischen und römisch-katholischen Religion. Diese Schrift erschien 1707, ebenfalls ohne Angabe des Druckorts“. Gegen Fabricius, an den Leipziger Professor Adam Nitig gerichtet war auch das von Frick verfaßte Werk: *Britannia reclusa de Lutherana elocta, seu de Fide Lutherianorum in Romanam minime prona, et de orta apud Britannos e libello Helmstediensis scandalosa epistola diatribe scripta*. (Ulm 1709, 4.). Einen entsehrten Gegner fanden an F. die Verfuht, den Ursprung des päpstlichen Primats und den der betpistlichen Gewalt des heiligen Vaters in Glaubenssachen aus den Streiktheiten des Papstes Iohannes aus der afrikanischen Kirche im fünften Jahrh. und aus einzelnen Beispielen in der Kirchengeschichte und Patristik herzuweisen. Frick edertete diesen Gegenstand in der Schrift: *In Clementia Clementis examinata, h. e. Bulla Clementis Papae XI. adversus P. Quenellii observationes etc. protrusa cum fulmine, nunc gemina dissertatione discussa*, (Ulm 1714.).⁴⁾ Hierher gehört auch die von Frick verfaßte, eine Einleitung zur Geschichte des Janenismus enthaltende Vorrede zu der Schrift: „Die Bulla unigenitus oder Clementis XI. Konstitution wider die Anmerkungen des Vater Quenell zum Neuen Testament, mit vielen Stellen der heiligen Schrift und der alten Väter beleuchtet.“ (1714, ohne Angabe des Druckorts).⁵⁾ Gegen diese Schrift richtete der Vater Bernhard Deslant seinen Augustinus vindicatus. Auch erschienen dagegen Dissertationes polemicae pro Bulla Unigenitus, verfaßt von dem Vater Leopold in Augsburg und dafelbst 1717 herausgegeben. Den eben genannten Jesuiten, der das päpstliche Primat in Schutz genommen hatte, widerlegte Frick in der Diss. *solemn.*

ita Logica in Gymnas. Ulmense. Heyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm S. 240 fg.

2) De theobris tempore altissimae passionis orbi assualia. (Lips. 1692, 4.) De ortu Philosophiae Graecorum. (ibid. 1695, 4.) De legione fulminatrice. (ibid. 1696, 4.) 3) Biblia Vet. et Nov. Test. Graeca, cum Praefat. Jo. Fricki Historiam LXX Interpret. Vera, tradente, seu Prolegomena editioni Lipsiensis var. LXX Anno 1697 praemissa. (Lips. 1697.) 4) Interpretationes in Morphi Polyblast. Litter. Libri IV posteriores, nempe IV. Grammaticus; V. Criticus; VI. Oratorius; VII. Poeticus. (Lips. 1698.)

5) Berichtigte darüber, wie äter die ganze literarische Fiktion, Kath's Einstellung in die Religionsstrittigkeiten der ewangelischen lutherischen Kirche. I. Bd. S. 369 fg. unzulässige Nachrichten u. f. w. 1707. S. 911 fg. 6) a. a. d. 1709. S. 46 fg. 7) Beigefügt ist dieser Schrift: Instrumentum Appellationis a Constitutione Unigenitus Clementis PP. XI ad Concilium generale futurum, per IV illustrissimos Galliae Episcopos interpositis in Comitibus sacrae facultatis Parisiensis, quae et ipsa appellatione adhaesit. 4. Insulae Fandorum. Berg. Acta Erud. Lips. Anno 1715, mensis Jul. p. 292 sq. 8) Bergl. Zufällige Notizen u. f. w. 2. Ab. S. 180 fg.

de Culpa Schismatis Protestantibus immerito imputata, in Jubilaeo II. Evangelico habita (Ulmae 1717. 4.) und die Abhandlung: Zosimus in Clemente XI. redi-vivus; contra Christoph. Leopoldium, Jesuitam Augus-tanum. (Ulmae 1719. 4.).⁹⁾ Unter mehreren einzeln gedruckten Predigten ist vorzüglich eine über Galat. 5, 1—10 bemerkenswerth, weil Frick darin den durch die Schriften Johann Denbards verbreiteten religiösen Separatismus bekämpfte. Er hielt diese Predigt zu Gengen im Thal am 21. Sept. 1721. Viel Gleichsamkeit und Gleichförmigkeit hat Frick auch, um die durch Richard Simon, J. B. Bossius, Ruffet, Morini, Whiston u. a. Theologen verbreiteten Irrthümer und schwärmerischen Ansichten zu widerlegen. Er that dies in der Schrift: De Cura Ecclesiae veteris circa Canonem S. Scripturae et ad conservandam Codicum puritatem. (Ulmae 1728. 4.) In einzelnen Dissertationen behandelte er Materien der Dogmatik: De Justificatione et annexis capitulis. (Ulmae 1713. 4.) Divinitas Christi ex Oeconomia Graecae. (Ibid. 1616. 4.) *Ἠτοι τοι λόγος*, sive de verbo aeterno Dei filio, ad profumum Evangelii Joannis (ibid. 1725. 4.) u. a. m. Verdienst machte er sich noch als Herausgeber seiner Biblin Manualis Germanica, d. i. der ganzen heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. (Ulm 1712. N. A. ebend. 1714.) und durch die von ihm besorgte Neue große teutsche Ulmer Bibel. (Ulm 1714. Fol. Mit Kupfern.) Er widmete sie dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg. Ausser den Vorreden zu der in Ulm 1728 erschienenen Ausgabe des Schilterschen Thesaur. und zu mehreren theologischen Werken lieferte er jährliche Aufsätze in dem zu Ulm 1717 erschienenen Relationen von alten und neuen denkwürdigen Geschichten, Umständen, Documenten u. s. w.

Frick's Bildniß ist von A. W. Wolsgang nach einem Gemälde von C. Rössig zu Augsburg 1712 in Hol. geschnitten worden, ebendasselbst in Quert von J. A. Friedrich und von S. A. Wolsgang (1670); in Octav ohne Angabe des Jahres und des Künstlers¹⁰⁾.

3) Elias, Bruder von Johann Frick, geb. am 2. Nov. 1673 zu Ulm, bildete sich in dem dortigen Gymnasium, und bezog 1693 die Universität Leipzig. An Carppow fand er dort einen Förderer, der Kost und Wohnung für ihn bezahlte, aber auch zugleich durch Rath und Belehrung auf seine theologischen Studien nicht ohne Einfluß blieb. Er vollendete seine akademische Laufbahn in Jena. Im J. 1704 in seine Heimath zurückgekehrt, erhielt er 1704 eine Pfarrstelle zu Wöhringen und 1708 zu Barmingen. Im J. 1712 ward er Prediger im Münster zu Ulm, 1729 an dem dortigen Gymnasium Professor der katechistischen Theologie, 1739 Senior des geistlichen Ministeriums, Scholarch und Protobibliotekar. Er

starb am 7. Febr. 1751. Als Theolog besaß er vorzüglich gründliche Kenntnisse in der Kirchengeschichte, Patristik und im kanonischen Recht. Mit Klugheit, Ernst und Würde verfaßte er seine Amtsgeschäfte. Um das Kirchen- und Schulwesen empor zu sich entscheidende Verdienste. Seine Thätigkeit war unermüdet. Aus seinem Eifer für die Reinheit des evangelischen Lehrbegriffs floß auch die Strenge, mit der er über die Kirchendisziplin wachte. Schon früh, in seinem 19. Jahre, noch ehe er die Universität Leipzig bezogen hatte, trat er als Schriftsteller auf in seiner 1692 zu Ulm gedruckten Abhandlung: De studio pacis et benevolentiae omnium erga omnes. Bald nach dem Antritte seines Pfarramts in Wöhringen (1704) gab er seine Diss. I. et II. de cura veterum circa haereseos heraus. Eine zweite Ausgabe dieser gegen Arnold gerichteten Abhandlungen erschien zu Ulm 1736 in Quert, vermehrt mit seiner als Professor der katechistischen Theologie gehaltenen Antitribes: De Catechisatione veteris et recentioris ecclesiae¹¹⁾. Die erwähnten Dissertationen wurden einige Jahre nach Frick's Tode (1756) mit seiner Biographie vermehrt, von Albrecht Frick zum dritten Male herausgegeben. Zur Feier des Reformationstjubilsäums schrieb er seinen Unterricht, das andere evangelische Jubelsfest 1717 erbaulich zu begreifen. (Ulm 1717. 4.) Seine gründlichen Kenntnisse in der Patristik bewies die von ihm verfaßte Schrift: „Hellschauende Wahrheit der Lehre vom heiligen Abendmahl, aus dem göttlichen Wort dargelegt, wider irrige Einwürfe gerettet, mit dem Zeugnis der alten christlichen Kirchenväter bekräftigt, und in ein Gespräch verfaßt. (Ulm 1725.)“¹²⁾. Mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt gab Frick W. P. v. Seckendorfs Historie des Lutherthums zu Leipzig 1714 in Quert heraus und sorgte dadurch für die allgemeine Verbreitung dieses ursprünglich lateinisch geschriebenen Werks. Ähnliche Verdienste erwarb er sich durch die eine neue vielfach vermehrte Ausgabe von Schilters bekanntem Thesaur. antiquit. Teutoniarum, ecclesiasticarum, civilium etc. Der eigentliche Herausgeber dieses Werks, das zu Ulm 1728 in drei Folioebänden erschien¹³⁾, war Frick's Bruder Johann, nach dessen eigenen Äußerungen jedoch, ungeachtet Abtheilung dies leugnet¹⁴⁾, auch Frick einen wesentlichen Antheil an dem genannten Werke gehabt zu haben scheint¹⁵⁾.

11) In dieser Schrift sagt Frick nach einer Oratio adititia la Catechisatione veteris et recentioris ecclesiae. (Ulmae 1730. 4.)

12) Bekannt ist nach dieser Schrift durch Sebastian Baader's Hellschauendes Bild von dem heiligen Abendmahl und allerhöchsten Sacrament des Altars. (Ulm ohne Angabe der Jahrszahl.) — Baader war Oberster in dem Augustinerkloster zu den Wägen zu Ulm. Er starb am 4. Mai 1755; s. Wedermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 30.

13) Auf dem Titel des zweiten Bandes befindet sich die Jahrszahl 1727. 14) In der Herausg. und Begründung des Schilterschen Gelehrtenlexicons.

15) In der Vorrede zum dritten Bande des Schilterschen Thesaur. sagt Johann Frick ausdrücklich: Laudatissimum hie opus postulat Frickum, Altes Frickum, frater et collega meus qui, ut et Schiltersum nomen consuevit, et publico prodesset pro viribus, Instituto saluberrimum leon auctorum Tentum allegata evolvit accurate, atque adposuit: tum et Schiltersum, Paltherium, Dicmannum, Arnoldum, Rinzelium, mille pro-

9) Vergl. Acta Acad. Lips. Anno 1719. M. Aug. p. 371 sq. 10) Vergl. Öttingen, Act. Europa. 2. Th. S. 48 sq. Acta diet. eccliae. XXII. Art. VII. Vol. IV. p. 621 sq. Neu. Zeitung von Zeit. Söthen. 1740. S. 471 sq. Jo. Fricki Necrologia, ed. A. Frick. (Ulmae 1755. 4.) Jöcher's Gelehrtenlexicon. 2. Th. S. 752 sq. Wedermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 247 sq.

Von historischem Interesse ist die von Frid herausgegebene Beschreibung des Münsters zu Ulm¹⁷). Er war auch Verfasser der mit vieler Umsicht entworfenen „Ulmschen Kirchenordnung, die er nach dem Tode seines Bruders Johann Frid, von dem der erste Entwurf herrührt¹⁸), vollendete. In den Actis ecclesiast. Tom. XII. p. 590 sq. findet man Auszüge aus dem genannten Werke¹⁹).

4) Johann Georg, ein Sohn des zu Ulm 1739 verstorbenen Seniors und Scholarchen Johann Frid, war am 7. Oct. 1703 geboren. In dem Gymnasium zu Ulm bildete er sich unter der Leitung seines Vaters, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte. Dieser Beruf entsprach auch seiner eigenen Neigung. Im J. 1722 begann er seine akademische Laufbahn in Jena. Er setzte seine Studien in Altdorf fort. Dort erlangte er die Magisterwürde durch seine unter Feuerstein's Vorlesige vertheidigte Diss. de regulis generalibus, quibus Scripta supposititia et interpolata dignoscuntur. (Altd. 1726. 4.) Von einer Pfarrstelle zu Pfuhl, die er 1731 erhalten hatte, ward er 1737 zum Diaconus an der Dreifaltigkeitskirche bestärkt. Er starb wenige Wochen vor dem Tode seines Vaters am 17. April 1739. Die Zahl seiner Schriften ist gering; doch sind sie Beweise seiner gründlichen theologischen Kenntnisse. Außer der oben erwähnten Dissertation, durch die er sich die Magisterwürde erwarb, schrieb er noch: De initiis ereticorum apud Romanos (Altenb. 1728. 4.); de studiis poetici cum philosophia conjunctione. (Ulmae 1731. 4.) Observatio de Joanne Marono S. R. E. Cardinali etc. (in Schellhornii Amoenit. T. XII. p. 557 sq.) u. a. m. Mit vorzüglichem Beifall ward seine Schrift: De Druidis Occidentalium Populorum Philosophia (Ulmae 1731. 4.), von dem gelehrten Publicum aufgenommen²⁰). Die deutsche

Gesellschaft in Leipzig ernannte ihn aus eigenem Antriebe zu ihrem Mitgliede. Zu erwähnen ist noch unter seinen Schriften die von ihm herausgegebene „Sammlung lehrwürdiger Nachrichten, betreffend den bekannten Baron Theodor Anton von Neuhof, König von Corsica.“ Dies Werk, aus dem Französischen übersezt, erschien 1736 ohne Angabe des Druckorts²¹).

5) Albrecht, geb. am 18. Sept. 1714 zu Ulm, studirte zu Leipzig, wo er die Magisterwürde erlangte und Affector der philosophischen Facultät war. Er vertheidigte bei dieser Gelegenheit seine Diss. prior et posterior de traditoribus, oder von denen, welche unter Diocletian's Verfolgung die Bibel zu verbrennen übergeben haben. (Lips. 1737—1738. 4.) Um diese Zeit kehrte er in seine Vaterstadt Ulm zurück. An dem dortigen Gymnasium erhielt er eine Professur der Poetik. Im J. 1743 ward er Pfarrer zu Jungingen, lebte jedoch 1744 wieder nach Ulm zurück, wo er Stadtbibliothekar und 1748 Diaconus an der Dreifaltigkeitskirche ward. Gleichzeitig mit diesem Amte bekleidete er eine Professur der Rhetorik. Im J. 1751 ward er Prediger am Münster, 1763 Katechet an der Barfüßerkirche, und 1768 Protobibliothekar. Bei reich 1754 ward er von der teutschen Gesellschaft zu Helmstedt, und 1760 von der lateinischen zu Jena zum Mitgliede aufgenommen worden. Er starb am 30. Mai 1776, gekrönt wegen seiner gründlichen theologischen und philosophischen Kenntnisse. Sein Zweig der Literatur war ihm gänzlich fremd. Er war Verfasser der bekannten Frid'schen Bibliothek. Die Reichhaltigkeit dieser Büchersammlung, die nach seinem Tode von dem Buchhändler Bartholomäi in Augsburg gekauft, späterhin aber öffentlich versteigert ward, zeigt das darüber 1778 gebrückte Verzeichniß. Außer einer Historia traditionum ex monumentis Ecclesiae Christianae (Ulmae 1740. 4.) schrieb Frid einzelne Dissertationen und Programme. Dabin gehören seine Stromata nonnulla ad rem poeticam spectantia. (Ulmae 1741. 4.) Stromata poetica Decas altera de eo, quod in poemate pulchrum est. (Ibid. 1747. 4.) Progr. de Christo, filio hominis. (Ibid. 1758. 4.) De natura et constitutione Theologiae catecheticae Dissert. II. (Ibid. 1761—1764. 4.) u. a. m. Herausgegeben hat Frid seines Bruders Johann Georg Frid Commentatio de Druidis. (Ibid. 1744. 4.) seines Vaters Johann Frid Meletiana varia, theologica, critica, historici argumenti (Ibid. 1736. 4.), und seines Onkels Elias Frid Schediasma de cura veterum circa haereseis. (Ibid. 1756. 4.) — Sein Widmungs ist von Eschingen geflossen worden²²).

6) Albrecht Philipp, geb. am 18. April 1733 zu Eschingen, wo sein Vater Johann Frid Syndicus war,

in dem fünften Stück der 1744 von Albr. Frid herausgegebenen kritischen Beiträge.

20) Vgl. Zöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 754. Meyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 252 fg. 21) Vgl. Meyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 242 fg. Abzels's Fortsetzung und Ergänzungen zu Zöcher's Gelehrtenlexikon. Gelehrte Teylen der von J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 405 fg.

stantissima observata, suo quoque loco inseruit, ut et Glossas Monacenses magni pooderis, ab eruditissimo P. Bernardo Pazio primum editas; tum Aeronis Integri, castigatis Goldasti glossis, voces omnes cum latina explicatione dedit: denique nihil omisit, quod ad erandum apud peritiosos omnino potuit referre. Bene tibi fide. Lector, asperne, plurima vigiliis consensisse viro optimo laborem, moxque adque dum insumas in pigre, quod numerari nihil attinet; sed quia tamen judicium ab te non iniquum, et speramus, merebitur etc.

16) Templum parochialis Ulmanicum, Ulmscher Münster, oder eigentliche Beschreibung von Anfang, Vollendung und Beschaffenheit des herrlichen Münsters: Gedächtnis zu Ulm, mit eingerückter Nachricht, was sich besonders Merkwürdiges dabei ereignet; aus sichern Urkunden zusammengetragen u. f. w. (Ulm 1718. 4.) Mit Kupfern. (Gumb. 1719. 4.) Aufs Neue vermehrt herausgegeben, mit angehängter Beschreibung des jüngst gebaueten Zubehörs. (Ulm 1731. 4.) Noch zwei spätere Ausgaben erschienen 1766 und 1777, ebenfalls zu Ulm in Quart gedruckt. 17) Freigleich Johann Frid hier und da als der Verfasser jenes Werkes genannt; s. unter andern Dietzmann's Theologische Abhandlungen. S. 741. 18) Vgl. Schmersahl's Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 2. Bd. 4. St. S. 767 fg. Beiträge zu den Actis hist. eccles. T. II. p. 549 sq. Unparteiische Kirchenhistorie. 4. Bd. S. 124 fg. Abzels's Fortsetzung und Ergänzungen des Zöcher'schen Gelehrtenlexikon. Meyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 244 fg. Gelehrte Teylen der von J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 405 fg. 19) Vgl. den Anfang aus dieser Schrift

verdiente den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung dem Gymnasium zu Ulm. Im den Jahren 1751—1756 widmete er sich zu Helmstedt und Göttingen der Jurisprudenz. Die von ihm zu Helmstedt 1755 herausgegebene *Commentatio de perennitate pacis religiosae ducentis abhinc annis istinae* war sein erster schriftstellerischer Versuch²¹⁾. In Helmstedt erwarb er sich den Grad eines Doctors der Rechte durch Vertretung seiner Dissertation, de *testamento parentum inter liberos privilegiato iure civili sine scriptura invalido*. (Helmstadt, 1756. 4.) Der berühmte Gottfr. Ludwig Wenden war Präses bei dieser Disputation. Im J. 1761 ward Frick in Helmstedt außerordentlicher und 1763 ordentlicher Professor der Rechte. Gleichzeitig ward er vom außerordentlichen zum ordentlichen Beisitzer der Juristenfacultät erhoben. Im März 1779 erhielt er den Charakter eines herzoglich braunschweig-wolfenbüttelschen Hofraths. Er starb am 21. März 1798 im 64. Lebensjahre.

Als Rechtslehrer und besonders als Civilist empfahl sich Frick durch seine gründlichen Kenntnisse und durch seinen klaren und anziehenden Vortrag. Auch in literarischer Beziehung zeigte er sich von einer beachtenswerthen Seite, wiewol der größere Theil seiner Schriften nur aus lateinischen Dissertationen und Programmen besteht. Er berührte darin die verschiedenartigsten Rechtsmaterien. Zu erwähnen sind unter seinen Schriften vorzugsweise: *Flores sparsi ad ius caesarum de electione pontificis*. (Helmstadt, 1759. 4.) *De hie antiquarum literarum investiturae recentioribus maioribus*. (Ibid. 1760. 4.) *De iurjurando per genium principis*. (Ibid. 1768. 4.) *De iure bonae fidei possessoris circa fructus et re aliena praecipue*. (Ibid. 1769. 4.) *De iuribus illius, qui alteri ad emendam creditur*. (Ibid. 1771. 4.) *De testamento nullo insequo heredem ab intestato approbatione nunquam in formam testamenti validi recuperascence*. (Ibid. 1771. 4.) *De indebitum solveat per ignorantiam iuris civilis ad indebiti conditionem adductum*. (Ibid. 1778. 4.) u. a. m. Zu bemerken ist noch in Beziehung auf Frick's Schriften, von denen Weusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat²²⁾, daß die Dissertation: *De facto quodam Marchionato Slaviciensis et in illum inique praetensio S. R. O. Imperij iure* (Helmstadt, 1766. 4.) nicht von Frick herrührt, obgleich sein Name als Präses auf dem Titel steht, sondern von F. D. Häberlin, der durch

eine plötzliche Krankheit verhindert worden war, den Versuch zu führen²³⁾.

7) Johann Heinrich, geb. am 1. Nov. 1740 zu Wolfenbüttel, legte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung in dem dortigen Gymnasium. In Helmstedt und Göttingen widmete er sich der Jurisprudenz. Auf der zuletzt genannten Hochschule ward er 1768 Universitätsactor. Noch in dem genannten Jahre erwarb er sich den Grad eines Doctors der Rechte durch Vertretung seiner Inauguraldissertation: *Theses de foro commendatoris Ordinis Teutonici*. (Götting, 1768. 4.) Ungerarbeitet erschien diese Abhandlung unter dem Titel: *Disquisitio de Commandatorum Ordinis Teutonici qualitate civili, et foro eorum in actionibus personalibus*. (Götting, 1769. 4.) Er widmete sich der Laufbahn eines Privatdocenten. Im J. 1770 folgte er einem Rufe nach Kiel. Er erhielt dort eine ordentliche Professur der Rechte. Ein gleiches Amt bekleidete er seit dem Jahre 1773 zu Halle, wo er zugleich Assessor der Juristenfacultät ward. Er starb dort am 9. Januar 1775, gekrönt als akademischer Dozent seiner gründlichen Kenntnisse und seines anziehenden Vortrags wegen. Seine Collegen in Kiel eröffnete er durch *Meditationes de moratorio*. (Kilon, 1770. 4.) In einer im folgenden Jahre herausgegebenen Schrift nahm er die Rechte der Hansewörter in Schutz. In den damals in Kiel obwaltenden Streitigkeiten über die Einführung des herzoglich mecklenburgischen Gesangbuches fand Frick den nächsten Anlaß zu seiner Abhandlung von dem protestantischen Kirchenrecht. (Rostock und Leipzig 1773.) In die Zeit seines Aufenthalts in Kiel gehören noch die *Observationes ex sententia facultatis juridicae Kiloniensis*. (Kilon, 1773. 4.) Sein Lehramt in Halle eröffnete Frick im November 1773 mit einer *Commentatio de Noctambulibus*. In den wöchentlichen „Hallschen Anzeigen“ (1774. Nr. 37. S. 593 u. f. Nr. 38. S. 609 u. f.) hatte er einen Aufsatz über die Werbung drucken lassen in Form eines an einen Werbeofficier gerichteten Schreibens. Als Druckfehler war in jenem Aufsatze (S. 609) bemerkt worden, in der Aufschrift müßte es heißen: „An einen wärtembergischen Officier.“ Dies hinderte jedoch nicht, daß über diese Beurtheilung unwillkürlicher Werbungen bei Friedrich II. eine Klage eingereicht ward. Recensionen lieferte Frick in den „Göttinger gel. Anzeigen“, in der „Allgem. teutschen Bibliothek“, in der „Kieler Zeitung“, in „Wielands's teutschem Mercur“ u. a. Journalen²⁴⁾. (Heinr. Döring.)

8) Melchior, latinisirt Fricius, war ein alter Arzt am Ende des 17. und noch zu Anfang des 18. Jahrh. Über sein Leben ist sonst Nichts bekannt. Er hat

21) F. Weidlich's Biograph. Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. I. Bd. S. 205 fg. Weusel a. a. D. S. 496 fg. 22) Bergl. Pütter's Verzeichnißgelehrten von Göttingen. I. Bd. S. 69. Weidlich's Succession der Rechtsgelehrten auf der Universität Halle, hinter seinem Verzeichniß der juristischen Dissertationen zu Halle. Nr. XLVI. S. 65 fg. Abzugs's Fortsetzung und Ergänzungen zu Pütter's Verzeichnißgelehrten. Weusel's Verzeichn. der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. I. Bd. S. 301 fg.

aber einige Schriften verfaßt, von denen jene über die Gifte in der Geschichte der Arzneymittellehre eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt; Fridt sucht nämlich den Ärzten die arzneiliche Anwendung der giftigen Substanzen ans Herz zu legen. Jetzt, wo die heftigsten Gifte längst allgemein als die kräftigsten Heilmittel in Gebrauch sind, würde es mindestens als gesucht erscheinen, wenn sich Jemand mit besonderer Empfehlung dieser Potenzen abmühte; damals bedurfte es aber eines gewissen Muthes hierzu; und nur ein so erfahrner Arzt, wie Fridt, durfte es wagen, seine Stimme gegen ein ziemlich verbreitetes Vorurtheil zu erheben. Fridt handelt aber nicht blos von den Giften im Allgemeinen, sondern in besonderen Capiteln beschreibt er die Wirkungen der einzelnen Gifte, ihren Nutzen bei bestimmten Krankheiten und ihre Antidota. So durchgeht er Arsenik, Quecksilber, Aconit, Canthariden und andere thierische Schärfen, Purgantia im Allgemeinen, Euphorbium, Esula, Elaterium, Colocynthen, Helleborus, Lapis Lazuli, Nicotiana, Bli, Elixum, Hyoscyamus, Papaver, Cicuta, Mandragora, Solanum, Cynoglossum, Nux vomica, Crocus. In seinem Eifer, die Gifte zu Ehren zu bringen, ließ er sich übrigens auch zu einzelnen durchaus falschen Behauptungen verleiten. So suchte er z. B. in einer andern Schrift (Paradoxa medica etc.) zu beweisen, daß der Biß der Wipern, der Stich der Skorpionen durch bloße Verwundung tödtet, und daß Nichts in das Blut der verwundeten Thiere übergeht. Fridt's Schriften sind: Historia et Consultatio medica pro podagrico. (Ulm. 1684. 4.) Diss. medica de peste, seu nova methodus cognoscendi et curandi pestem. (Ulm. 1684. 12.) Leon podagrae repraesentans morbi podagrici historiam, causas, prognosin et curationem. (Ulm. 1693. 12.) Tractatus medicus de virtute venenorum medica, in quo paradoxologie et contra communem medicorum opinionem experimentis, rationibus et celebrissimorum in arte medica virorum autoritatibus probatur, venena interne et externe usurpata non esse noxia, sed praestantissima remedia etc. (Ulm. 1693. 8. Ib. 1701. 12. Aug. Vindel. 1710. 8.) De colica scorbutica. (Ulm. 1696. 12.) Paradoxa medica, in quibus plurima curiosa et utilia contra communes medicorum opiniones pertractantur. (Ulm. 1699. 12.) (F. W. Theile.)

FRICKARD (Thüring), oder wol richtiger Fricker, wie er selbst seinen Namen schrieb, ein bernerscher Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. zu Brugg im Argau um das Jahr 1429, wo sein Vater, Nicolaus, zuerst Stadtschreiber war, der dann 1446 an eben diese Stelle nach Bern berufen wurde. Das Amt eines Stadtschreibers gabte damals in den Städten zu den bedeutendsten, und man übertrug dasselbe gern Männern, welche juristische Kenntnisse besaßen, auch wenn sie von anderswoher berufen werden mußten. Als Thüring Frickard seine Studien gemacht und den Doctorgrad erhalten hat, ist unbekannt, wahrscheinlich aber in Italien. Er erscheint zuerst 1469, in welchem Jahre ihm die Stadtschreiberstelle zu Bern übertragen wurde. Im folgenden Jahre begann dort der

sogenannte Zwingerherrenstreit über die Befugnisse der Regierung und ihrer Beamten an Orten, die zu adeligen Freiherrenschaften gehörten, deren Besizer in früheren Zeiten das Bürgerrecht zu Bern angenommen hatten. Die gewaltthätige Weise, wie dieser Streit von dem Berner und dann Schultheisen, Peter Kistler, gegen die Adelsgeschlechter geführt wurde, war die Ursache, daß der Streit über einzelne, vorher nie genau aufgeschriebene, Rechte zu einem heftigen Particampfe wurde, in welchem Kistler und sein Anhang den Adel möglichst zu demüthigen strebten. Frickard, der als Staatschreiber aller Verhandlungen beizuhören, daß dieselben mit einer in jener Zeit seltenen historischen Kunst aufs Anschaulichste dargestellt in seiner Beschreibung des Zwingerherrenstreites. Die Hauptpersonen werden lebend eingeführt, wahrscheinlich nach Vorles, die Frickard während der Verhandlungen zu Papier brachte, und der Gang des Ereignisses entwickelt sich wie ein Drama vor den Augen des Lesers. Zugleich gibt die Erzählung ein höchst anschauliches Bild von den damaligen innern und äußern Verhältnissen der Republik Bern, und ist auch für die allgemeine Geschichte der Schweiz von hoher Wichtigkeit. Johannes von Müller nennt daher Fridt's Arbeit „classisch“, und allerdings zeugt dieselbe von Kenntniss der Schriftsteller des Alterthums. Unglücklicherweise bricht die Schrift mitten in der heftigsten Bewegung ab, sobald sogar eine Periode nicht vollendet wird. Ob Fridt sein Werk nicht vollendet, oder ob die Fortsetzung sich verloren habe, kann nicht entschieden werden, da aller Vermuthungen ungeachtet das Original nicht mehr aufgefunden werden konnte. Die Fortsetzung und der Ausgang des Kampfes müssen daher aus anderen Quellen, vorzüglich aus Benedict Nachlaufs Chronik geschöpft werden. Dieser war während des Streites Mitglied des Rathes; seine Darstellung erstet aber Fridtard keineswegs. Des Letztern Geschichte erschien zuerst gedruckt in der „Helvetischen Bibliothek.“ (Zürich 1735. 3. Edit.) Allein schon Haller machte in der Bibliothek der Schweizergeschichte darauf aufmerksam, daß sich bedeutende Lücken in diesem Abdruck fanden. Eine vollständige Ausgabe erschien unter dem Titel: Thüring Frickard's, Stadtschreibers zu Bern, Beschreibung des Zwingerherrenstreites daselbst, im J. 1470. Neue Ausg. u. f. v. von Emanuel v. Rott. (Bern 1837.) — Fridtard erscheint in der Folge bis zum J. 1511 bei allen wichtigen Ereignissen als dummerlicher Beirater; so 1475 in Ballis zur Unterhandlung des Bundes gegen Savoyen, 1476 zum großen Tage zu Freiburg in der Schweiz für die Friedensunterhandlungen mit Savoyen und Genè; 1489 zu Zürich unter Waldmannschem Auftruh, wo er aber als Freund von Bolleman selbst große Gefahr lief und sich entzernen mußte; 1498 auf dem Reichstage zu Freiburg im Breisgau wegen der Streitigkeiten mit Maximilian I., aus denen im Jahre nachher der Schwabenkrieg entstand; 1499 auf dem Friedenscongreß zu Basel, welcher diesen Krieg beendigte; 1507 auf einer Tagelagerung zu Schaffhausen, von wo er mit andern Gefandten nach Constanz, dann nach Kaufbeuren reiste, zu Unterhandlungen mit Maximilian wegen der von Regierem begehrten

Hülfe zum Nöthigen, die aber fruchtlos blieb; 1508 zu Rheinfelden wegen Grenzstreitigkeiten mit Scherzheim; 1511 zur Vermittelung zwischen Solothurn und Georg von Pfirt. Auch an den päpstlichen Hof wurde er drei Mal von seiner Regierung geschickt; 1472 zur Verwirklichung einer Reformation des in empörende Sittenlosigkeit verfunkenen Klosters Interlaken; 1475, um von Sixtus IV. für Erbauung des Münsters zu Bern den von diesem Papste je auf das 25. Jahr angesetzten Jubelablass auszuwirken; 1485 mit dem Domdecan von Sitten, Johannes Armbruster, welcher die Vertheilung der deutschen Ordensherren aus dem Besitze des Münsters zu Bern und Errichtung eines Chorherrenstiftes bei demselben zu Stande brachte. — Nachdem Frickard das Stadtschreiberamt ungefähre 26 Jahre bekleidet, erhielt er 1496 die gewünschte Entlassung, wurde aber in den Rath aufgenommen, und damit er zu Bern bleibe und ferner Dienste leiste, mit einem Einkommen begabt. Noch im J. 1511, wo er also über 80 Jahre alt war, wurde ihm jene Vermittelung zu Solothurn aufgetragen; allein 1512 wurde er mit zwei andern 80jährigen Greisen des Rathes entlassen „als Alters halb unbrüchlich (unbrauchbar) geachtet“. Anheim sagt aber, „alle drei seien weise, erfahrene Männer gewesen, und nach Gestalt ihres Alters gesund und guter Vernunft, daher diese Entlassung großes Mißfallen erregt habe.“ Zwei Jahre nachher wurde Frickard wieder in den Rath gewählt, jedoch ohne Berücksichtigung zu Bern zu wohnen. Er war nach Brugg gezogen, wahrscheinlich bald nach jener Entlassung. Anheim blieb er nicht untätig. Anheim *) erwähnt ein Schreiben, das er von einer Tagelohnung zu Baden 1513 an den Rath sendete, um vor den hochverrätherischen Werbungen für Frankreich zu warnen, während die Eigenen gegen die Franzosen ins Mailändische zogen. Frickard scheint während dieser Tagelohnung von dem benachbarten Brugg nach Baden gekommen zu sein, wo er unter den Gefandten manchen alten Bekannten finden mochte. Ebenderselbe Cronvil erzählt **), daß Frickard 1514 mit andern Rechtsgelehrten in Verathung über Prozesse, welche die fremden Personen betrafen, sei nach Bern berufen worden. Damals war er ungefähre 85 Jahre alt, und nach Anheim blieben seine Greisthekräfte ungeschwächt bis zu seinem Tode, welcher 1519 Diensts nach Valmarum zu Brugg erfolgte. Eine Tochter erster Ehe soll die Mutter des berühmten bernischen Kenners, Nicolaus Manuel, gewesen sein. Gewisser ist, daß er erst in den letzten Jahren seines Lebens, nachdem er sich zu Brugg niedergelassen hatte, mit einem Bauerndochter, dem er die Ehe versprochen, wenn es ihm einen Knaben gebähre, ein Mädchen und dann einen Knaben erzeugte, und hierauf sein Versprechen erfüllte. Dieser Sohn, Hieronymus (1542 Landvoigt zu Denbriß, 1554 zu Nyon, starb 1561), war ein Jüngerling von Petrus und eifriger Anhänger der Reformation ***). Der Vater dagegen hing mit abgriäulicher

Gewissenhaftigkeit an Allem, was die römische Kirche lehrte. Anheim *) erzählt beim J. 1505, wie Frickard zu Bern eine Stiftung von jährlich 40 Gulden gemacht habe, mit der Bedingung, daß der Kaplan und die Kaplanei solle „Aller Seelen Kaplan und Kaplanei“ genannt werden, und daß der Kaplan wöchentlich fünf Seelenmesse auf dem Altar lesen solle, den er mit kostbaren geschmückten und gemalten Bildern von Todten habe zieren lassen, die für sich, ihre Genossen und ihre noch lebenden Wohlthäter Messe lasen. Als dann aber über das Verschalten der Todten zu Bern öffentlich von den Kanzeln gestritten worden, und Anheim auf Frickard's Frage, was er davon halte, geantwortet, „Verschalten gebühre sich allein den Lebendigen und mit den Todten,“ habe ihn Frickard mit mehr zu Rische gebeten. Ebenso nahm Frickard, wahrscheinlich mit voller Überzeugung, Theil an dem Bannfluch, der über die Karren der Märläfer, welche die Gebeiden von Bern überbrachten, 1479 ausgesprochen wurde *). Auch Frickard ist daher ein warmes Beispiel der Vereinigung trassen Abgriäulens mit großer Gelehrsamkeit. (Escher.)

FRICKE (Johann Karl Georg), Erbreuender des allgemeinen Krankenhauses, Director der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt in Hamburg, geb. zu Braunschweig am 28. Febr. (Jan. 1) 1790, gest. zu Neapel am 4. Dec. 1841. Sein Vater, Dr. Joh. Heim. Gottfried Fricke, war zuerst Arzt, wurde aber dann Professor der Physik und Chemie am Collegio Carolino in Braunschweig. Schon früh erwachte bei Fricke die Liebe zum ärztlichen Berufe und bereits im 14. Lebensjahre besuchte er die anatomische Lehranstalt seiner Vaterstadt. Er kam dann als 15jähriger Jüngling nach Göttingen, und schon 1810, erst 20 Jahre alt, wurde er dasebst Doctor. Von Göttingen ging er nach Berlin, wo er unter Gräfe operirte, und hier lieferte er auch sein erstes literarisches Product, und zwar im Gebiete des Lebensmagnetismus. Ein Zufall führte ihn 1813 von Berlin nach Hamburg, wo er bald eine so ruhmvolle Laufbahn beginnen sollte. Die Prinzessin von Cranten nämlich hatte ihm mehrere wichtige Papiere übergeben, die er dem Herzoge von Braunschweig nach England überbringen sollte; in Hamburg erfuhr Fricke, daß der Herzog auf den Continent zurückkehrte, und deshalb verweilte er in dieser großen Handelsstadt. Durch Empfehlung der genannten Gräfin wurde er als Wundarzt bei der sich bildenden hantseitschen Legion ange stellt, und er machte den Feldzug von 1814 mit. Hierauf trat er als Oberfeldarzt in braunschweigische Dienste, aber nur auf kurze Zeit; denn schon zu Ende des Jahres 1814 ließ er sich in Hamburg nieder, das ihm von dem früheren Aufenthalte der lieb geworden war. Fricke wurde bald an dem dort befindlichen russischen Spital angestellt, und dieser Anstellung verdankte er seine rasche Ausbildung zum gewandten und vorsichtigen Operateur; denn an diesem Spital hat er in weniger als zwei Jahren über 60 Amputationen vor-

1) Vaterius Anheim's Bernerchronik. 4. Bd. S. 342, 2) Ebendaf. S. 402. 3) Ebendaf. S. 446. 4) f. Die evang. Gemeinde zu Pecoma von Ferdinand Wied. (Zürich 1830.) 1. Bd. S. 159.

5) Anheim III, 263. 6) Ebendaf. I, 207. 7) f. von Wüster, Schmeitzergeschichte V, 1, 200.

genommen. Von selbst versteht es sich übrigens, daß er in diesem Wirkungskreise nicht bloß als Operateur, sondern auch als Wundarzt überhaupt und als Arzt gefördert wurde; deßhalb stieg aber auch rasch sein ärztliches Ansehen in Hamburg, und in entsprechender Weise wurde er mit ärztlichen Beamtungen betraut. So wurde er 1815 Wundarzt an den Freimaurerkrankenhäusern, 1817 Arzt bei der allgemeinen Armenanstalt, sowie Armenwundarzt der israelitischen Gemeinde, 1818 chirurgisches Mitglied des neuerrichteten Gesundheitsrathes, 1823 zweiter Arzt und dirigirender Wundarzt am allgemeinen Krankenhaus. Im J. 1826 wurde ihm von den hamburgischen Behörden der ehrenvolle Auftrag erteilt, über das damals in Ordnung bringende epidemische Fieber Bericht zu erstatten; er lieferte darüber zwei Berichte, welche der Gesundheitsrath zur Vernehmung des Publicums veröffentlichte.

Als im J. 1830 die Naturforscher sich in Hamburg versammelten, fungirte Bürgermeister Bartels als erster, Fricke als zweiter Geschäftsführer. Im J. 1831 veröffentlichte er eine geschichtliche Darstellung des Ausbruchs der asiatischen Cholera in Hamburg, kaum vier Wochen nachdem die verheerende Seuche in die Stadt eingebrungen war; so mußte der thätige Mann in diesem kritischen Zeitraume mitten unter seinen Berufsarbeiten doch noch soviel Zeit zu erübrigen, um nach Acten und amtlichen Untersuchungen dieses Vorfalles zusammenzustellen. Im J. 1833 wurde ihm die Freude zu Theil, einen seiner Lieblingswünsche realisirt zu sehen. Schon seit Jahren hatte er die theoretische und praktische Bildung der niederen Wundärzte dadurch zu fördern gesucht, daß er gemeinschaftlich mit seinem langjährigen Freunde Dr. Gerson Vorträge über Anatomie und Physiologie hielt, und Anleitung zum Seciren gab; in diesem Jahre wurde endlich von der Behörde eine anatomisch-chirurgische Lehranstalt begründet. Im J. 1836 vereinigte er sich mit Oppenheim in Hamburg und Dissenbach in Berlin zur Herausgabe der „Neuen Zeitschrift für die gesammte Medicin“, an der Stelle des „Magazins“ von Gerson und Julius, und wenn er auch nur nominell an der Redaction Theil nahm, so lieferte er doch wenigstens einige interessante Beiträge in die nun schon seit Jahren von Oppenheim allein redigirte Zeitschrift.

Durch ärztliche und literarische Anstrengungen hatte Fricke's Gesundheitszustand allmählig gelitten, zumal er an und für sich mit seiner sehr robusten Constitution ausgestattet war. Nachtheilig wirkte auch auf ihn die längere Kranklichkeit seiner Frau, die er schon als Student geheirathet hatte, und die endlich im Spätjahr 1840 starb. Seine Ehe blieb übrigens kinderlos. Bedenklicher wurde sein Zustand im Winter 1840 auf 1841; Husten und andere Erscheinungen verriethen den Kungenleiden, oder auch ihm selbst, ein Lungenleiden. Er verkaufte Haus und Equipage, machte sein Testament, und verließ im Sommer 1841 sein liebes Hamburg, um es nie wieder zu sehen. Er verweilte ohne Besserung in Heidelberg, in Gmünd, und zog nun nach dem Elber, in der Hoffnung, der milde italienische Winter werde vielleicht das schwache

Leben wiederum erkräftigen. So kam er erschöpft nach Neapel, wo ihm die Patze den Lebenslaß absperrte.

Fricke's Name wird in den Annalen der Chirurgie lange in gutem Andenken bleiben. Wie ihn seine Zeitgenossen schätzten, das läßt sich schon aus der Anerkennung entnehmen, die ihm durch die Aufnahme in eine große Anzahl gelehrter Corporationen und durch Verleihung von Orden (bäuerischer Dannebrogorden, russischer Wladimirovorden, sächsischer Saxeorden) zu Theil wurde. Fricke hat die Kunst mit einigen neuen Operationen und Heilmitteln bereichert; dahin gehört die Behandlung der Vereitungen, die Behandlung der Orchitis mittelst Druckes, die Operation der Epithoraphie, deren Nützlichkeit freilich weit davon entfernt ist, ganz erwiesen zu sein. Ein anderes Verdienst Fricke's besteht darin, daß er durch das Gewicht seines Namens nützlichen Entdeckungen des Auslandes im Gebiete der Heilkunst sogleich Eingang zu verschaffen wußte, z. B. der antiphlogistischen, nichtmercuriellen Behandlung der Kulkseuche, welche der von Petersburg gefandte Dr. Simon dann wieder unter Fricke's Leitung studirte, Amussat's Lotion der Arterien u. s. w. Fricke erstrebte Einfachheit des Heilmittelapparates, wie er sich denn z. B. des Wassers in großer Aufhebung bediente; dies hinderte jedoch nicht, daß er neuempfohlene Mittel immer auch einer widerholten genaueren Prüfung unterwarf. Er erfruchtete sich des Rufes, geschickt, leicht und mit Kaltblütigkeit die chirurgischen Operationen auszuführen. Insbesondere wurde aber sein Wirken noch durch sein ärztliches savoir faire unterstützt. Darüber brüht sich sein Biograph Dr. Barbarg (N. Nekrolog der Deutschen für 1841. S. 1151—59) folgendermaßen aus: „Fricke wußte ein determinirtes und imponirendes Wesen mit einer ganz eigenthümlichen Freundlichkeit so glücklich zu vereinigen, daß er seine Patienten nicht sowohl für sich einnahm, als gewissermaßen enthusiastische und sonatirte, sobald von Wundheim seine Ansprüche einem Drack gleich geachtet und den feinsten entgegengesetzt wol gar als Leckeren betrachtet wurden.“ Auch gerüht es ihm zum besondern Ruhme, daß er sich stets frei erhielt vor dem Ubel der auri sacra fames, welches renommierte Ärzte so häufig befehligt.

Mit ganzer Seele hing Fricke an dem allgemeinen Krankenhaus, dieser Bierde Hamburgs, und dies wird um so eher begrifflich, wenn man bedenkt, daß Fricke die meisten ärztlichen Einrichtungen desselben in den Jahren 1823 und 1824 selbst angeordnet hatte. Mit unwachsamem Eifer besorgte er Tag für Tag die Wisten in den Krankenställen, und es gewahrte ihm besondere Freude, fremden Kungenleiden die innern Einrichtungen und Apparate zu zeigen, ohne Rücksicht auf den damit verbundenen Zeiterwerb. Ich selbst entsinne mich recht wol mehrerer junger Ärzte, die gegen das Ende der zwanziger oder zu Anfange der dreißiger Jahre Wochen, ja Monate lang in Hamburg verweilten, und für eine medicinische Reise nach Paris in den Ställen des allgemeinen Krankenhauses reichlichen Urfag fanden in Fricke's Umgängen, dessen freundliches Entgegenkommen und Hospitalität sie nicht genug rühmen konnten. Diesen Umstand erwähnte ich um

so sicher, da leider ein nicht wegzuleugnender Mangel auf Fridé's Benehmen gegen seine hamburger Nachbarnossen haften. Nur wenigen der hamburger Ärzte war er wahrhaft befremdet. Dies hatte darin seinen Grund, daß er meistens ziemlich geringschätzig über die Leistungen seiner Kollegen urtheilte, und daß er, zu Consultationen hinzugezogen, häufig sein Bedenken trug, etwaig eine Schwäche der behandelnden Ärzte schonungslos aufzudecken, und so das Vertrauen der Kranken zu ihren Ärzten zu lockern. Andererseits war er dagegen höchst achtenswerth in seinem Benehmen gegen die Hilfsärzte; diesen leistete er allen möglichen Vorstoß, damit sie sich zu wirklichen Operateuren ausbilden könnten.

Fridé ist der Verfasser mehrerer Abhandlungen und Schriften, und wenn es auch wahr ist, daß mancher unter seinem Namen gehende Aufsatz von unbekannter oder offenkundiger Hand verfaßt wurde (Fridé wußte allerdings das Messer besser zu führen, als die Feder), so bleibt er immer der geistige Vater derselben. Aufsätze finden in den verschiedensten medicinischen und chirurgischen Zeitschriften der damaligen Zeit; die besondern Werke aber sind: Geschichte einer durch den Lebensmagnetismus geheilten Epilepsie; mit Bemerkungen von G. Wolffart. (Halle 1812.) (Besonderer Abdruck aus dem Asclepion.) — In memoriam defuncti Jens Imm. Baggesen. Relatio de sectione illaque vitilis, quae in obducto defuncti corpore reperta sunt. (Hamb. 1826. 4.) — Bericht über das allgemeine Krankenhaus in Hamburg von 1825, von Fridé und Joh. Sandtmann. (Hamburg.) — Bericht über seine Reise nach Holland und den angrenzenden Gegenden, zur Erforschung der in den gedachten Gegenden im Sommer und Herbst dieses Jahres geherrschten Krankheiten. Bekannt gemacht von dem Gesundheitsrath in Hamburg, Ende December 1826. (Hamburg 1826.) — Zweiter Bericht u. s. w. Bekannt gemacht im März 1827. (Hamburg 1827.) (Übers. ins Holländische: Berichten wegens de epidemische ziekten etc. (Amsterd. 1827), sowie ins Französische: De l'épidémie qui a régné en Hollande et dans les pays voisins en 1826. Trad. par Jean Bapt. Monfalcon. (Paris 1828.) — Annalen der chirurgischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses in Hamburg. Bd. 1. (Hamburg 1828.) Bd. 2. (Eben. 1833.) — Die Bildung neuer Augenlider (Blepharoplastik) nach Zerföhrungen und dadurch hervorgebrachten Auswüchsenverletzungen derselben. (Hamburg 1829.) — Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg, im September der 1830. Von J. H. Bartels und J. G. S. Fridé. (Hamburg 1831. 4.) — Geschichtliche Darstellung des Ausbruches der asiatischen Cholera in Hamburg. Nach Acten und amtlich angestellten Untersuchungen. (Hamburg 1831.) — Über die Errichtung einer anatomisch-chirurgischen Lehranstalt in Hamburg. (Hamburg 1833. 4.)

(F. W. Theile.)

FRICKTHAL (Geschichte). Dieses schöne, seiner Natur nach den flackeren Gegenden der Schweiz gleichende Land hat seinen Namen nach der Meinung der Einen¹⁾

von dem Fleden Frid, nach anderer Meinung dagegen wahrscheinlicher von dem bei Benkenhof im Frickthale entspringenden, bei Oberfrid zwei Bäche aufnehmenden und unterhalb der Stadt Seeligen in den Rhein fallenden Flüssen Frid, und die Orte Frid haben den Namen von dem Flusse. Das Frickthal hat eine eigenthliche oder engere und eine übertragene oder weitere Bedeutung. In eigentlicher Bedeutung umfaßt das Frickthal ungefähr 18—20 größere und kleinere Ortschaften, in weiterer Bedeutung dagegen, außer dem Frickthale in engerer Bedeutung, auch die Herrschaft oder den Bezirk Möhlbach und den auf dem linken Rheinufer längs dem Schweizer Grenzen nach, getragenen Theil der Herrschaft Laufenburg, so daß das ganze, den Namen Frickthal tragende, aus den beiden k. k. vorerbkürfürstlichen Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg bestehende Land sich von dem Einsusse der Aar in den Rhein und von dem Wälbberg zwischen diesem Strome und den helvetischen Cantonen Aargau und Basel bis an den sich mit dem Getzflusse bei Augg in den Rhein ergießenden Violenbach zog, und dem zufolge gegen Osten an Baden und Aargau, gegen Westen an das Baslergebiert, gegen Süden an ebendasselbe und den Canton Solothurn und gegen Norden an das österreichische Rheinfeld und an den Schwarzwald, von welchen beiden es der Rhein trennte, sich erstreckte²⁾, und war von Osten nach Westen in gerader Richtung 8½ Stunden lang, aber nirgends über drei Stunden breit. Als älteste Bewohner des Frickthals, welche geschichtlich bekannt geworden sind, werden die *Raurici*, später *Rauraci*, angenommen³⁾. Da diese gallische Völkerschaft aber einen eignen Artikel erheischt, so bemerken wir hier nur, daß nach der Meinung des Rhenanus der Name Frickthal aus dem Worte Raurika, Raurigthal, Rauriggow, hervorgeleitet sein soll, weil das Frickthal als ein Haupttheil des ehemaligen Raurachs anzusehen gewesen sei, und daher leicht die Wörter Rauriggow in Virggow, Frickgow, und Raurigthal in Virgithal, Frickthal, durch die Abgrenzung der beiden Anfangsbuchstaben A und a haben verwandelt werden können. Aber diese Ableitung beruht lediglich auf dem alten, aber üblen Ge-

richtliche Frickthal in historisch-topographischer Hinsicht. Als ein Versuch zur älteren Kenntniß einer mit mehreren bestimmten, nachrichtlichen Landtheile. (Basel 1841.) S. 9 und 135. Zehnvierte, u. B. im Allgemeinen. Historisch-statistisch-geographisches Handbuch, Post- und Zeitungsverzeichnisse, angeordnet von Hermann, fortgesetzt von Zschok, 2. Bd. S. 222, wird die Ableitung so ausgedrückt: Das Frickthal habe seinen Namen von den Dörfern Ober- und Unter-Frid.

2) Die in der Hermann'schen Officin herausgegebene Karte von dem Bruggen, zu welchem das Frickthal gehört, und von den vorerbkürfürstlichen Besitztümern, bezeichnet zwar das Frickthal und seine sammtlichen Ortschaften, aber nicht so richtig, als die Herrschaften und Bisthümer Specialkarten des Cantons Basel, welche die Landesgrenzen derselben gegen das Frickthal mit großer Richtigkeit angeben. Nämlich genau und brauchbar ist bei im J. 1768 von dem Grafen des Kantonsvertrudes mit bewogenen Tuggen, Mühlheim, Hasen, Sehen, von Basel entworfene und mit den genannten Tuggen gezeichnete Karte von der Landschaft Basel und dem Frickthal. 3) Rhenanus ist von dem bayerischen Schriftsteller Burckhard, nach dessen Vermuthung das rauracher Land das Frickthal zu diesem gehört.

1) Raurici Luz, Plorer zu Leuzingen, Das vorderösterreichische

brauche, das u durch ein v zu bezeichnen. Wäre die Ableitung des Rhenanus gegründet, dann hätte das flüßigen Fluß den Namen von dem Ländchen, und nicht dieses von jenem. Die römische Colonie Augusta Raurorum ging in der großen Völkerwanderung zu Grunde. Die Alemannen herrschten im Frickthale, bis sie im J. 496, durch die Franken überwand, unter die Obergehalt derselben kamen. Da das Frickthal im Rheingau liegt, kann der Frickgau nur ein Untergau gewesen sein. Der Friccowe *) ist für die Geschichte der Raubzüge der Ungarn im 10. Jahrh. merkwürdig. Im Friccowe lebte nämlich im vierten Jahrzehend des genannten Jahres Irmingar, ein zwar nicht sehr mächtiger, aber durch Stärke und Tapferkeit gewaltiger Mann, und hatte sechs Helmsöhne. Die Ungarn übten in zwei durch den Rhein getrennte Heerhaufen hieselbst und jenem dieses Flusses ihre Raubereien. Derjenige Heerhaufe, welcher am linken Rheinufer sein Hauptquartier hatte, und namentlich das Kloster St. Gallen geplündert hatte, war von da, bis in den Friccowe gekommen, und machte Anstalten, eine Brücke über die Enge des Rheines zu bauen und Erdingen *) anzufassen, saß ruhig und wartete auf ihre Genossen am rechten Ufer, und schloß sich ganz sicher, als diese erschienen und sie mit ihnen über den Fluß hinüber vordringen konnten. Während dessen sammelte Irmingar von überall her Truppen und griff mit ihnen und seinen Helmsöhnen die Feinde in einer finsternen Nacht die von Schlaf und Wein begrabenen Feinde, die sich Nichts versehen, von drei Seiten an. Damit die Angegriffenen Freund von Feind unterscheiden konnten, zündeten Bauern, welche Kohnsleute auf dem nächsten Berge bereit hielten, als sie den Lärm hörten, Fackeln an, hoben sie in die Höhe und leuchteten auf diese Weise. Die Angegriffenen wurden fast alle erschlagen oder ertranken, nur wenige kamen schwimmend glücklich an das rechte Rheinufer. Der andere an diesem befindliche Heerhaufe sah die Niederlage seiner Genossen, ohne dessen zu können, lief, von Zorn entbrannt, während an das Ufer des Stromes, warf, um der Wuth genug zu thun, eine Menge Gefangene, und ließ ein fürchterliches Geheul aus; aber Irmingar sammelte mit den Seinigen im Angesichte der Feinde die Spolien, trug sie triumphirend in die Hauptkirche und vertheilte sie ringsum durch alle Besatzungen. Da er außer den Schiffen, welche zur Vertheidigung der Hauptfestung hinweggeführt waren, keine auf dem Rheine vorfand, berebete er die in der Festung befindlichen Männer, diese Schiffe zu Brücken zu verbinden und unter seiner Aufsicht die bewaffneten Scharen überzusetzen, und mit den Feinden, deren Verbrände in der Flammenführung er bereits kenne, sobald als möglich sich zu schlagen. Aber die Ungarn waren unterdessen bereits auf vielen Schiffen, die sie aus dem Schwarzwalde gefertigt, über den Rhein in den Elsaß übergeführt, erlangten unter großem Verluste einen blutigen Sieg wider Eilfrid, den Nachfahren des Lan-

des, drangen bis Besançon vor, und wurden dann weiter durch die List des Königs Konrad von Burgund mit den Sarazenen von Harinert in einen beiden den Untergang bringenden Kampf verwickelt *). Ein großer Theil der drei Gaue, Augstgau, Frickgau und Säckgau, kam in dem 10. und 11. Jahrh. durch königliche Verleihungen und auf andere Weise an das Bisthum Basel, welchem Kaiser Heinrich III. im J. 1010 eine ansehnliche Schenkung machte, welche Kaiser Heinrich III., als er sie im J. 1048 bestätigte, mit dem Dorfe Mühl, nebst vielen andern, außer dem frickthalischen Grenzen gelegenen, Besatzungen erweiterte. Der Name der Grafen von Rheinfelden wird zum ersten Male bei der im J. 959 vorgenommenen Theilung des Herzogthums Lothringen genannt, indem Herzog Bruno, Erzbischof von Köln, den Grafen Friedrich von Rheinfelden als Statthalter in Deriostringen verordnete. Dieses gräflich rheinfeldische Haus erlosch mit Rudolf von Rheinfelden, dem Segenbüchigen Heinrich IV. Rudolf's Tochtermann, Erzbischof III., Herzog von Böhmen, erbt die Grafschaft Rheinfelden. Die Stadt Rheinfelden verbandte einem der Fürsten aus dem Hause Böhmen ihre Uranlage, Bau und Befestigung, ihre Freiheiten und Rechte. Als mit Herzog Berthold V. das jährliche Haus im J. 1218 erlosch, kamen Schloß, Stadt und Grafschaft Rheinfelden unmittelbar an das Reich. Im J. 1243 finden wir Ulrich von Liebenberg, der sich Burggraf von Rheinfelden und Dienstmann des heiligen Reichs schrieb, als Verwalter dieser Herrschaft im Namen des Kaisers und des Reichs. Nicht lange darauf erscheint Graf Rudolf von Habsburg in verschiedenen Urkunden als Besitzer des Steins zu Rheinfelden (einer im Rheinstrome gelegenen Burg). Man weiß nicht, ob er diese Burg von Kaiser Friedrich II., an dessen Hofe er erzogen worden war, zu Lehen erhalten, oder ob er sie durch Waffengewalt an sich gerissen. Die Stadt Rheinfelden blieb bei dem Friede, stand in dem Kriege zwischen dem Bischofe Heinrich von Basel und dem Grafen Rudolf von Habsburg in den Jahren 1271 — 1272 dem Erstern bei, und half die Burg Rheinfelden erobern, welche aber der Bischof bei der Ausöhnung im J. 1273 wieder an Rudolf abtrat. Ihm als Könige unterwarf sich auch die Stadt Rheinfelden, und er nennt die Bürger derselben in einer Urkunde vom J. 1276 „seine lieben Bürger.“ Kurz darauf erklärte er die Löcher derselben der Reichsgeliebtenfolge fähig, und gab den Bürgern ohne Ausnahme das Privilegium, daß sie vor keinem fremden Richterstuhl gezogen werden konnten. Die Stadt Rheinfelden ward im J. 1330 vom Reiche dem Hause Österreich verpfändet. Daß die Herrschaft Kaufenburg früher die Grafen von Baden im Argau für ihre Herren erkannt habe, und daß im J. 1267 das Eifer Sedingen dieselbe dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem Großvater des römischen Königs gleiches Namens,

4) in pago, quem Friccowe dicunt, sagt Ekkehardus IV. (Cassus B. Gall. Cap. 3 [op. Hist. Monument. Germ. Hist. Script. T. II. p. 110.]) 5) Rechingenem anastae Crucis locum illi invasurum etc.

6) f. das Nähere in der Zügler. Gesch. d. El. u. R. I. Bd. 48. 2p. S. 400.

übertragen habe, geht aus einer Urkunde des genannten Jahres hervor. Der Stifter der habsburg-lauenburgischen Linie, Rudolf, der zweite Sohn des Grafen Albrecht von Habsburg, war der Heirath des gleichnamigen römischen Königs. Graf Johann verkaufte im J. 1386 die beiden Städte Lauenburg sammt der ganzen Herrschaft und den Weigelen Mettau und Kallien an den Herzog Leopold III. von Österreich um 12,000 fl., und starb den 18. Mai 1408. Bei der großen Fehde zwischen Österreich und der Stadt Basel im J. 1411 wies sich Graf Hermann von Sulz mit seiner Mannschaft in den in dem Rheinstrome gelegenen Stein Rheinfelden, konnte von da aus ganz sicher seine Streifzüge in das baselfische Gebiet unternehmen, und plünderte theils, theils überbrannte er metze Dörfer. Die Baseler, durch die ihnen von Bern und Straßburg ausgesandten Hülfsmannschaften verläßt, zogen sowohl vor die feindlich gesinnte Stadt Rheinfelden, als auch vor die obere und niedere Reide Aeln und zerstörten die beiden Schiffe. Ein anrer Mal nahmen die Baseler im Treffen bei Woggen, einem Dorfe ganz nahe ob Rheinfelden, den österreichischen Truppen, welche sich mit der in den Möldern Homburg und Waldenburg gemachten Heute wieder in ihre Stadt und Burg Rheinfelden ziehen wollten, den Raub wieder ab. Von Lauenburg aus hatte Hans von Rechberg die von Bern und Basel viele Male belästigt. Es zogen daher diese beiden im J. 1443 vor Lauenburg und befohlen den Ort zwölf Tage. Die Sade ward mit Geld vertragen und abgelöst um Lantrentii 1443. Auf Palmabend 1444 saßen Hans von Rechberg und andere Edel denen von Basel ab. Diese suchten nun das Frickthal häufig durch Plünderung und Verwüstung heim. Die gegen ihre Privilegien, Freiheiten und Vorrechte den Herzogen von Österreich vom Reiche verpfändete Stadt Rheinfelden benutzte den hilflosen Zustand der österreichischen Partei, und schloß mit Basel ein Schutzbündniß. Die Burg Rheinfelden dagegen blieb in den Händen der Truchseß von Rheinfelden, welches Geschlecht schon im 13. Jahr. in dieser Stadt abblüht. Jetzt hingegen feuerten die Wädhungen des Schloßes und der Stadt aus Büchsen und Handrohren täglich auf einander. Burg und Stadt Rheinfelden ergaben sich den 19. Aug. 1445 an die bundesgenössischen Belagerer aus den drei Städten Basel, Bern und Solothurn. Herzog Albert von Österreich hatte Rheinfelden zu entsetzen vergeblich versucht. Jetzt, als die Feinde sich zur Belagerung Seddingens gewendet, nahm er die Stadt Rheinfelden wieder ein. Die schweizerischen Eidgenossen belamen es jedoch im J. 1446 wieder in ihre Gewalt und suchten das Frickthal durch Streifzüge fürchterlich heim. Wilhelm von Solothurn, welchem zu dieser Zeit der Stein Rheinfelden verpfändet war, Thomas von Kallenstein und Hans von Rechberg nahmen die Stadt Rheinfelden durch einen Überfall ein. Die Bürger von Basel, welche diezemigen, die aus Rheinfelden nun auswanderten, brüderlich aufnahmen, machten mehrere, aber vergebliche, Versuche, Rheinfelden mit List oder Gewalt zu erobern. Durch den Frieden vom J. 1449 wurde den aus Rheinfelden Vertriebenen die Rückkehr nach Hause unter der Bedingung, daß sie

Österreich eine neue Poldigung leisten mußten, gestattet. Unter den acht verdrissenen Weibern und Knechtinnen, in welche der dritte der Kantönde durch die vorderösterreichische Regierung zu Versuch getheilt war, erscheint auch die rheinfelder ober richterliche Rabe. In der Richtung und Schirmverweisung, welche Erzbischof Siegmund von Österreich mit der schweizerischen Eidgenossenschaft errichtete, heißt es §. 18 und 19: Und sonder, daß aus Mannspersonen in den Städten Rheinfelden, Erdingen, Lauenburg und Waldshut mit denen auf dem Schwarzwald und denen, so zu der Herrschaft Rheinfelden geboren, Eid zu Gott und den Heiligen Schwören sollen, daß sie und ihre Nachkommen dies Richtung getreulich gehalten wöllen, und in 10 Jahren solche Eid von ihnen, so das erfordert wird, befehlen und gethan werden. Und sollen auch die genannten Eidgenossen nun und hernach Einnung haben derselben vier Städten und Schloßern zu allen ihren Nothen (d. h. die Eidgenossen sollen sich im Fall der Noth in diese Städte und Schloßern ziehen und sie beschützen dürfen). Zur Vergeltung des Betriffs von Einnung der Waldstätte erbot sich Kaiser Maximilian im J. 1483, den Eidgenossen 10,000 fl. zu bezahlen, sofern die Vereinigung von allen Cantonen angenommen würde; aber die Schwäizer wollten diesen Antrag des Kaisers Maximilian nicht annehmen. Bei dem Kriege des schwäbischen Bundes und der Schwäizer wurde von den Letzteren das Frickthal mehr als ein Mal durch Raub heimgesucht. Von einem kleinen Streikcorps Schwäizer, das sich an den Grenzen des Argaus und der Landschaft Wären gebildet hatte, reiteten die Bürger Lauenburgs ihre weidenden Viehherden dadurch, daß sie dieselben von der linken auf die rechte Rheinfelste Uferseite trieben. Nun verarg sich eine Abtheilung der Streifzügler nach Lauenburg im Geschwe, während die andere den Jörn der Bürger durch Schweltorte reizte. Viele thaten einen Anfall und erlitten, indem sie von dem im Hinterhalte liegenden Feinde im Rücken angegriffen wurden, eine Niederlage. Als der Friede im December 1499 zu Stande kam, traten die Städte Zürich, Bern und die Länder und Waldstätten von Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus zur Versicherung der neuen Freundschaft mit dem Hause Österreich in eine Erbvereinigung von gleichem Inhalte, wie die vormalige Richtung mit Herzog Siegmund. Jedoch wurde die Vereinbarung, daß die vier Waldstätte am Rhein den Eidgenossen offen bleiben sollten, hinweggelassen. Bei der Ritters Ulrich von Habsburg, welcher Pfandherr des Steins zu Rheinfelden war, und ihn im Namen des Kaisers besaß, wegen der Grenzen immer einige Schwierigkeiten hatte, wurden im J. 1505 vom Kaiser sowohl, als von den Eidgenossen, bevollmächtigte Commissarien nach Seddingen abgeordnet. Sie besichtigten genau die streitigen Punkte, und legten den Streit bei, indem in der am Clementstage 1505 zu Rheinfelden gefestigten Kunde der Violentbach als Grenzlinie zwischen der vorderösterreichischen Herrschaft Rheinfelden und der baselfischen Landgrafschaft Eufgau angenommen ward. Dem Hause Österreich verblieb der größere Theil des Dorfes Disberg, und der kleinere Theil wurde, nebst dem Dorfe Ralsprach,

mit Aushof und Herrberg an den Stand Basel abgetreten. An der Empörung des breisgauischen Volkes im J. 1513 nahmen auch die Frickthaler Theil. Den die größten Grauelthaten verübenden Insurgenten brachte das Kriegsheer des schwäbischen Bundes unter Ulrich von Waldburg in zwei Feldschlachten eine solche Niederlage bei, daß sie von ihren Verirrungen zurückkehrten. Im 30jährigen Kriege, vornehmlich im J. 1634, wurde das Frickthal der Schaulap der furchtbaren Verheerungen. Das adeliche Giltrentenrathloher Döberg allein schätzte seinen Verluß in diesem schrecklichen Kriege auf 100,000 Dufaten. Die Stadt Laufenburg gerieth in schwedische Hände, wurde aber (im J. 1633) von den Kaiserlichen wieder erobert. Dieses geschah (den 6. Oct. 1633) auch mit der Stadt Rheinfelden, welches nach einer harten Belagerung von den Schweden eingenommen war. Im J. 1634 hatte Rheinfelden wieder eine harte, 25 Wochen lang dauernde, Belagerung durch den Rheingrafen Johann Philipp zu erdulden, und mußte sich wegen Mangels an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen den 19. Aug. 1634 ergeben. Nachdem die Schweden den 27. Aug. des genannten Jahres die Schlacht bei Nördlingen verloren, mußte die schwedische Besatzung auch Rheinfelden räumen. Dieses mußte sich im J. 1638, nach einer Belagerung von vier Wochen, dem schwedischen Generale, dem Herzoge Bernhard von Weimar, ergeben. Nun sollte die ganze Herrschaft Rheinfelden, das Frickthal und Breisgau als eine Erbevererbung ein Eigenthum des Herzogs Bernhard werden. Da aber dieser den 3. Juni 1639 starb, erbte die Krone Frankreich diese Landschaften als Erbschaft für die Kriegskosten bis zum westfälischen Frieden, welcher bestimmte, daß der König von Frankreich dem Hause Oesterreich die vier Waldstädte Rheinfelden, Laufenburg, Seefingen und Waldbühl mit allem ihrem Gebiete, ihren Vogteien, Weilern, Dörfern u. s. w. an beiden Rheingefläßen zurückgeben sollte. Die französische Besatzung zog sich den 29. Juni aus diesen Waldstädten zurück. Als im J. 1677 die Franzosen Freiburg im Breisgau eingenommen, wurden die Schweizer für die vier Waldstädte besorgt, welche sie nicht gern in französischen Händen sehen wollten. Auf der deshalb im Januar 1678 nach Baden im Zargau ausgeschiedenen Tagung erklärte sich der französische Abgesandte de Graville, daß sein Herr, der König, in die von den Schweizern vorgeschlagene Neutralität der vier Waldstädte unter der Bedingung willige, daß die kaiserliche Besatzung völlig aus denselben herausgezogen und denselben mit Schweizern besetzt werden sollen. Der kaiserliche Abgesandte, Graf von Kadron, aber bestand darauf, daß diese Städte halb mit kaiserlichen Truppen besetzt bleiben sollten. So zerhiel sich dieses Neutralitätsverbot, und die Franzosen belagerten Rheinfelden, aber vergebens. Nach dem blutigen Treffen zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen, den 6. Juli 1678, mußte Rheinfelden neuerdings eine Belagerung bis zum 18. Juli aushalten. Der nimmermehr Friede im J. 1673 machte, daß das Frickthal wieder einmal frei athmen durfte; aber nicht lange, denn Ludwig XIV. benutzte, daß der Kaiser, mit den Türken in Kampf verwickelt, nicht im Stande war, die nöthigen

Kriegsanstalten am Rhein zu treffen. Der kaiserl. Botschafter, Baron von Landfer, ersuchte daher in einem Schreiben vom 12. Oct. 1685 die 13 Cantone der Eidgenossenschaft, einige Truppen in die Nachbarschaft zu postiren, um einen französischen Angriff auf die vier Waldstädte abzuwehren zu können, und stützte sich dabei vornehmlich auf die Erbvereinigung. Die Cantone suchten nun die Stadt Constanz und die vier Waldstädte, sammt einem Theile des belligerenden Landes, in Neutralität zu bringen, und schieden den 17. Oct. (1688) sowohl an den Kaiser, als an den König von Frankreich. Frankreich antwortete den 22. Oct. (1688), daß es diese angebotene Neutralität annehme, mit dem Vorbehalte, daß der Kaiser der Hütung dieser Plätze sich gänzlich entziele und sie vollkommen in die Gewalt und Hut der Eidgenossenschaft gäbe. Das kaiserliche Antwortungsschreiben vom 3. Nov. (1688) war des Inhalts, daß den französischen Neutralitätsversprechungen durchaus nicht zu trauen sei, weil Frankreich keine Verträge halte, deswegen müsse man sich über Truppenausstellung vergleichen. Nun stellte die Eidgenossenschaft auch wirklich einige Truppen bei Basel und in den Gegenden von Laufenburg und von Constanz auf; aber den 10. Dec. (1688) rückten französische Truppen unter dem Grafen von Clermont gegen Seefingen, Laufenburg und Waldbühl hinaus, demüthigten sich auch Waldbühl, erpreßten 7500 Fr. von der Bauerschaft und schossen über den Rhein auf die dafelbst eingerückten eidgenössischen Truppen, wobei zwei Mann tödtlich verwundet wurden. Jedem der übrigen verwundeten schweizer Soldaten ließ im Januar 1689 Graf von Clermont nach Anweisung des französischen Gesandten, bei welchem sich die Eidgenossenschaft beschwerte, 100 Fr. zur Ersgütung bezahlen. Während dessen (auch im Januar 1689) wurde in Baden im Zargau in dem angeregten Neutralitäts- und Secularitätswegen der vier Waldstädte und Constanz weiter gearbeitet. Der kaiserliche Botschafter, Baron von Landfer, wies in einem Schreiben vom 22. Jan. die Neutralität wiederholt zurück, und drang dagegen auf Truppenwerbung. Am 29. Jan. nahm der französische Gesandte in einem Schreiben vom 29. Jan. an, widersezte sich aber dieser, weil sie dem Bunde mit Frankreich zuwider sei, vermöge dessen die Eidgenossen des Königs Feinde keine Hilfe geben können, zumal da die Erbvereinigung mit Oesterreich keine thätliche Hilfe, sondern nur ein freies Aufsehen importirte. Der Baron von Landfer erhielt die Instruction, daß er mit den Eidgenossen einen Tractat wegen Verpfändung oder Verkauf des Frickthales errichten sollte. Zu diesem Zwecke wurde ein unvorgerichtetes Project gemacht und dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zugeschickt. Dieser erklärte zwar den 8. März (1689), daß er diesem Tractat die Hand reichen wolle, sofern Rheinfelden mit darin begriffen wäre. Aber von Seiten des Kaisers blieb die Ratification aus. Am 10. und den 11. von Frankreich schickten die Schweizer folgenden Vorschlag, daß Ihre kaiserl. Majestät die endliche Resolution wegen des frickthaler Kaufs oder Pfandchaft einschieben, auch beide Majestäten die sichere Erklärung thun möchten, daß sie das eidgenössische Territorium mit ihren Waffen allerdings unberührt

lassen, noch Päß nehmen, in das Frickthal kein Volk le-
gen, noch die Garnisonen in Rheinfelden und Laufenburg
über 1000 Mann vermehren wollten. Hingegen wollten
die Eidgenossen den genannten Städten und dem Frid-
thale gute Sicherkeit, Schutz und Schirm gegen allen
feindlichen An- und Ueberfall verschaffen, und zu diesem
Zwecke ihre Mannschaft zu Augst und der Orten nicht nur
stehen lassen, sondern auch vermehren, in dem Verstand,
dass solche auf des Kaisers und des Königs gemeinsame
Kosten verpflegt und unterhalten werden sollten, so lange
der Krieg währen würde. Der König von Frankreich
schloß den 7. Mai (1689) mit der Schweiz eine Capitula-
tion, kraft deren die Eidgenossen auf sich nahmen, 3000
Mann an die Pässe des Frickthales zu legen, der König
aber sich anerkennend machte, für jeden Mann fünf Spe-
cialpater monatlich, zusammen der gewöhnlichen Gratifica-
tion, nämlich neun Mann für zehn zu bezahlen, wie auch
den Fruchtpaß aus dem Elsaß zu deren Unterhalt zu öf-
nen. Dem Kaiser wurde zum letzten Juni aufgelegt und fünf
Artikel hinzugefügt, von welchen der dritte besagt, daß
der Mannschaft der freie Fruchtkauf im Frickthale erlaubt
sein solle. Der Kaiser antwortete, daß man den Vor-
schlag und die fünf angelegten Artikel dem Reichscomen-
tur Begutachtung vorlegen wolle. Im Jahr 1691 wurde
von der Schweiz bei dem Kaiser die Neutralität für Con-
stanz und die vier Waldstädte bedungen, und dem Kaiser
eine Werbung von 2000 Mann in ihren Staaten unter
dem Oberst Brüdlin von Zürich gestattet, um die vier
Städte mit dem Frickthale vor allen feindlichen Anfällen
sicher zu stellen. Nach dem Ausbruche des Krieges zwi-
schen Österreich und Frankreich im J. 1733 wurde von
Seiten des Kaisers eine Schokung im Frickthale, sowie
in allen kaiserlichen Vorlanden, von den beweglichen und
unbeweglichen Gütern nach der selbstigen Angabe ei-
nes Jekes gemacht, und eine im Verhältnisse derselben ste-
hende außerordentliche Kriegsteuer gefordert. Bei Besie-
zung der Winterquartiere des siegreichen österreichischen
Heeres im J. 1743—1744 hatten das Frickthal, die Wald-
städte und das nahe Breisgau die Reiteri in Cantonir-
ung. Da aber im J. 1744 die Preussen in Böhmen ein-
zuziehen und das ganze österreichische Heer sich aus dem
Elsaß dahin ziehen mußte, rückte das französische Heer
vor und nahm unter andern Laufenburg. Die aus 90
Mann bestehende Besatzung Rheinfeldens, das haltbare
Befestigungswerke hatte, warf sich in das Burgschloß,
auf einem Felsen in der Mitte des Rheins, und trugte den
feindlichen Kugeln, bis Feuer ausbrach. Nun mußte sie
die weiße Fahne aufstellen und sich ergeben. Zu Anfange
des siebenjährigen Krieges (1756) wurden im Frickthale,
sowie in dem ganzen obern Rheinviertel, alle Besatzungen
und Grundstücke von einem vom Wiener Hofe Beauftrag-
ten nach ihrem wahren Werthe zum Behufe einer Steuer-
erhebung untersucht. Der zweite Artikel des säcularisir-
ten Friedens vom 9. Febr. 1801 bestimmt: „Das Frickthal
und Alles, was dem Hause Habsburg aus dem linken
Rheinufer zwischen Zurzach und Basel gebührt, werden
Sr. k. k. Majestät der französischen Republik abtreten. Die

französische Republik behält sich vor, diesen Landstrich an
die helvetische Republik abzutreten.“ Als Napoleon im
J. 1803 den Schweizern eine Vermittelungsurkunde gab,
kam das Frickthal an den Canton Aargau, bei welchem
es noch jetzt ist. Im J. 1800 betrug die Bevölkerung
des Frickthales auf einer Fläche von $\frac{4}{5}$ □ Meilen 17,760
Seelen (3372 Familien), also auf der □ Meile 3744 Seelen,
nämlich in der Landschaft Möttbach in den Gemein-
den *) Augst, Elsbach, Wagnen, Möttlin, Balbach, Unter-
Kumpf, Seiningen, Zunigen, Hellingen, Weggematten,
Rheinfelden auf einer Fläche von 25,373 Juchart 188
Ruthen in 1060 Häusern 6548 Seelen (1251 Familien),
in der Landschaft Frickthal, oder dem eigentlichen Frid-
thal, in den Gemeinden Oder-Kumpf, Schupfart, Stein,
Künchweiler, Eiden, Frid Helden, Oder-Krid und
Gispe, Weittau, Wälsliwil und Oberdorf, Herzach und
Ulten und Oder-Zagen, Hornhöfen, Nieder-Zagen, Höggen
auf einer Fläche von 24,458 Juchart 146 Ruthen in 957
Häusern, 6523 Seelen (1224 Familien), in der Herrschaft
Laufenburg in den Gemeinden Eßfeln, Kaßlen, Laufen-
burg, auf einer Fläche von 6222 Juchart 308 Ruthen,
in 390 Häusern 2017 Seelen (409 Familien), in Sulzbühl
in den Gemeinden Oders-, Unter- und Mittel-Sulz und
Kedlen, Rheinfuß, Egen, Mettau, Weil, Steinbof,
Oberbof, Ganlingen, Gulten, Wälen, Schwatterrein und
Reißbühl auf einer Fläche von 11,798 Juchart 334 Ru-
then in 402 Häusern 2672 Seelen (488 Familien).
Im 14. und 15. Jahrh. dübelten die Oeln von Frid. Hans
von Frid und Werner von Frid, sein Sohn, verkauften
im J. 1400 das im nachmaligen Canton Basel gelegene
Dorf Zunigen, sowie ihr Seßhaus an der alten Horn-
burg in Frickthal, nebst der Reuten in der Gispe bei Frid
mit aller Zugehörde dem Edeln Heinzmann von Eptinger
um 800 rheinische Gulden. Als im J. 1389 die ver-
brüdereten Werner und Solothurner in das Frickthal ein-
fielen, erklärten sie den Kirchhof zu Frid, hinter dessen
hohen Mauern die beste Habe des ihnen feindlichen Adels
geschützt und verborgen lag. (Ferdinand Wacker.)

FRICTIO (Physik). Es ist eine sehr alte Erfor-
chung, daß zur Fortschickung eines Körpers, welcher auf
einer horizontalen Fläche liegt, eine gewisse Kraft nöthig
ist. Die Schwerkraft an und für sich setzt aber bekannt-
lich einem in der horizontalen Richtung sich bewegendem
Körper keinen Widerstand entgegen; es muß also das bei
dieser Bewegung zu besitzende Hinderniß aus andern
Umfständen hergeleitet werden. Die Erfahrung lehrt fer-
ner, daß dieser Widerstand bedeutend verringert werden
kann, wenn die horizontale Fläche und die auf ihr lie-
gende Fläche des Körpers durch Schleifen und Poliren
zu möglichst vollkommenen Ebenen gemacht werden. Der
bei dem Uebernanderbergleiten auch der möglichst vollkom-
men eben geschliffenen und polirten Flächen noch übrig-
bleibende Widerstand wird am einschärfen und naturge-
mäßesten seine Erklärung wol darin finden, daß alle
unser Schelf- und Polirmittel nicht im Stande sind,

*) Die Angabe der Größe, der Seelen, der Familien, der Häuser jeder einzelnen Gemeinde s. in der Tabelle bei Zug a. d. S. 1
„Zusatz der Bevölkerung des Frickthales im Jahre 1800.“

eine vollkommene Ebene darzustellen, sodas auch auf den sorgfältigst behandelten Flächen stets noch kleine Erhöhungen und Vertiefungen in regelloser Theilung sich finden. Da nun die Materie aller Körper einen mehr oder weniger hohen Grad von Elasticität besitzt, so werden die Erhöhungen der untern Fläche des Körpers mehr oder weniger tief in die Vertiefungen der untern ihm liegenden Fläche eindringen und umgekehrt; beim Fortbewegen muß der Körper dann entweder sich mit seinen Erhöhungen aus den Vertiefungen der Fläche (und umgekehrt) herausheben, oder er muß die hervorsteckenden Theile aus den beiden sich berührenden Flächen umbiegen und niederlegen (wenn die selben hinlänglich elastisch sind), oder abbrechen (wenn sie nicht hinlänglich elastisch sind). Das auf die so eben näher angegebene Weise bei der Bewegung eines Körpers über die Fläche eines andern hin entstehende Hinderniß bezeichnet man mit dem Namen der Reibung oder Friction; und es läßt sich diese Reibung, wie man sogleich sieht, in der Mechanik betrachten als eine Kraft, welche parallel mit der Richtung der sich berührenden Ebenen in einer der Bewegung grade entgegengesetzten Richtung wirkt. In dem bisher betrachteten Falle entstand die Reibung dadurch, daß die Schwerkraft den gegebenen Körper gegen die horizontale Ebene drückte, und dann die Erhöhungen und Vertiefungen der Oberfläche in einander traten; dieselbe wird natürlich überall stattfinden, wo die Flächen zweier Körper durch eine beständige Kraft gegen einander gedrückt werden und an einander hinglitten, wie auch die Richtung der Bewegung beschaffen sein mag.

Die Reibung ist nach dem Vorhergehenden also gleich zu achten einer Kraft, welche im Zustande der Ruhe nicht vorhanden ist, sondern erst durch die Bewegung entsteht, und welche mit der Änderung der Richtung auch ihre Richtung ändert, da sie stets der Richtung der Bewegung entgegenwirkt. Eine genauere Betrachtung führt aber auch zu der Ueberzeugung, daß die Reibung nicht nur einer schon begonnenen Bewegung ein Hinderniß entgegenstellt, sondern daß sie auch einer erst zur Ausführung gelangten folgenden Bewegung demnächst entgegentritt, was man am leichtesten durch die Beobachtung eines auf einer schieben Ebene liegenden Körpers erkennt. Nach den bekannten Gesetzen muß ein Körper, welcher auf einer schieben Ebene liegt, über dieselbe herabgleiten, wenn keine Reibung zwischen ihm und der schieben Ebene stattfindet; sobald aber letztere eintritt, so kann man den Neigungswinkel der schieben Ebene bis auf eine gewisse Größe steigern, ehe der Körper anfängt, über dieselbe herabzugleiten. Die Größe dieses Neigungswinkels, bei welchem so eben die Bewegung beginnt, wird offenbar mit der Größe der Reibung zwischen beiden Körpern zusammenhängen, und, wie sich nachher zeigen wird, sogar ein Mittel zur Bestimmung der Größe der Reibung zwischen den in Berührung befindlichen Flächen gewähren. Ebenso sieht man deutlich den Widerstand, welchen die Reibung einer erst eintretenden folgenden Bewegung entgegensetzt, wenn man auf die genau horizontal gestellte Ebene eines Tisches einen Körper mit einer seiner Flächen aufliegt, und an demselben eine Schnur befestigt, welche zurecht genau parallel

mit der Ebene des Tisches geht, dann aber über eine an dem Rande des Tisches befindliche Rolle herabläßt und eine Waagschale zum Auswiegen des Gewichtes trägt. Man bedarf je nach der Beschaffenheit des Körpers und des Tisches verschiednen großer Gewichte, ehe die Bewegung eintritt; die Größe des aufliegenden Gewichtes, bei welchem so eben die Bewegung eintritt, kann ebenfalls ein Mittel zur Bestimmung der Größe der Reibung liefern.

Man hat nun die gleitende Reibung von der sogenannten rollenden oder wälzenden Reibung zu unterscheiden. Die erstere findet statt, wenn ein Körper sich so bewegt, daß alle Punkte desselben in parallelen Linien fortschreiten, während die zweite eintritt, wenn jeder Punkt desselben fortschreitend und drehend zugleich ist, und die Entfernung zwischen zweien Punkten seiner Oberfläche, gemessen in der Oberfläche, genau gleich ist der Entfernung der mit diesen Punkten in Berührung gewesenen Punkte der unterliegenden Fläche, gemessen in dieser Fläche. Die Zapfenreibung schließt sich offenbar zunächst an die gleitende Reibung an, weil auch hier die einander berührenden Theile der Körper an einander hingeschoben werden.

Da es nur der senkrecht auf die Unterlage gerichtete Druck ist, welcher die Ungleichheiten der Oberflächen in einander drückt, und zwar um so mehr, je härter er ist, so wird für die Größe der Reibung auch allein dieser senkrecht gegen die Unterlage gerichtete Druck in Betracht kommen, und die einfachste Annahme sein, die Reibung proportional diesem Normaldruck zu setzen, womit auch (vielleicht bis auf zufällige, später zu erwähnende Abweichungen) die Erfahrung übereinstimmt.

Die Erfahrung hat ferner gezeigt, daß (vielleicht bis auf zufällige, später zu erwähnende Abweichungen) die Größe der Reibung von der Ausdehnung der Berührungsfächen zwischen den sich reibenden Körpern ganz unabhängig ist, wenn nur der Druck genau derselbe bleibt. Schon de la Hire suchte diese Erscheinung dadurch zu erklären, daß er die oben erwähnten Unebenheiten der Berührungsfächen entweder als biegsam und elastisch, oder als ganz hart und unelastisch betrachtete. Die elastischen Unebenheiten vergleicht er kleinen biegsamen Federn, welche sich bei der gleitenden Reibung biegen und niederlegen müssen, und der Widerstand wird um so größer sein, je mehr diese Federn sich biegen müssen. Vergrößert sich nun bei gleichbleibendem Druck die Oberfläche, so wird sich die Biegung jeder einzelnen Feder umgekehrt wie die Anzahl sämtlicher Federn, also wenn sie gleichmäßig über die Oberfläche vertheilt sind, umgekehrt wie die Größe der Oberfläche verhalten, so daß der gesammte Widerstand aller Federn bei jeder Größe der Berührungsfächen einerlei Werth bealte. Bei unelastischen Erhöhungen der Oberflächen müßte der reibende Körper sich etwas erheben, um über dieselben hinwegzugleiten, und dann hänge die Reibung wieder nur vom Druck allein ab; müssen jedoch die Erhöhungen abgetrieben werden, so glaubt de la Hire die Behauptung gerechtfertigt, daß dann mit der Größe der Berührungsfäche die Reibung wachsen werde, weil bei der größten Oberfläche um so mehr Theile abzureißen wären. Unterschiede, welche später Coulomb zwischen dem

Verhalten der Hölzer und der Metalle rücksichtlich der Erscheinungen bei der Reibung fand, leiteten ihn zu der Ansicht, daß die Oberfläche des Holzes betrachtet werden könne als bedeckt mit kleinen, elastisch biegsamen Fasern, welche dornenförmig hervorstehen und nach jeder Richtung gleichmäßig eine Kiegung gestalten, wogegen die Oberfläche der Metalle mit etlichen oder sphaerischen Unebenheiten besetzt sei, welche hart und unbiegsam durch keine auf sie einwirkende Kraft ihre Gestalt ändern können.

Um die Größe der Reibung für verschiedene Körper zu bestimmen, kann man zweckmäßig einen der vorhin angegebenen Wege einschlagen. Wählt man den ersten, wobei der Körper also auf eine schiefe Ebene gelegt wird, deren Neigung gegen den Horizont sehr allmählig verändert werden kann, so wird der Körper nicht mit seinem ganzen Gewichte gegen die Ebene angedrückt. Man muß, um den Normaldruck gegen die schiefe Ebene zu finden, das Gewicht des Körpers in zwei Theile zerlegen, deren einer auf der schiefen Ebene senkrecht steht, also den verlangten Normaldruck gibt, während der andere mit derselben parallel ist. Bedeutet α den Neigungswinkel der schiefen Ebene gegen den Horizont, so ist (wie aus dem Gesetze der schiefen Ebene bekannt ist, s. den Artikel Schiefe Ebene) der Normaldruck gegen die Ebene, wenn P das ganze Gewicht des Körpers bedeutet, gleich $P \cos \alpha$, während der parallel mit der schiefen Ebene wirkende Theil, welcher als Zugkraft parallel mit dieser Ebene steht, gleich $P \sin \alpha$ ist. Ist die Reibung nun dem Drucke proportional, und wird sie, wenn der Druck die Gewichte einbringt, gleich f gesetzt, so wächst sie für den Druck $P \cos \alpha$ auf $f P \cos \alpha$. Diese Kraft steht also als Hinderniß der Zugkraft $P \sin \alpha$ entgegen; wird der Neigungswinkel α der schiefen Ebene nun erhöht, bis der Körper eben zu gleiten im Begriff ist, so sind beide Kräfte, die Zugkraft $P \sin \alpha$ und die Reibung $f P \cos \alpha$, im Gleichgewichte; also $P \sin \alpha = f P \cos \alpha$, und hieraus $f = \tan \alpha$. Die Größe f , welche angibt, den wie vielsien Theil vom Drucke die Reibung beträgt, oder, was dasselbe ist, welche angibt, wie groß bei der Deutlichkeit die Reibung ist, nennt man den Reibungskoeffizienten für die auf einander liegenden Flächen. Der größte Winkel α , für welchen der Körper eben noch auf der schiefen Ebene liegen bleibt (sobald bei der geringsten Vergrößerung die Bewegung beginnt), heißt der Reibungs- oder Rubewinkel.

Bei dem zweiten Verfahren liegt, wie schon angeführt, der ruhende Körper auf der horizontalen Fläche eines Tisches auf einer bestimmten Unterlage; an ihm ist eine Schnur befestigt, welche parallel über den Tisch hindurch sich über eine Rolle nach Unten wendet und hier eine Schale zur Aufnahme von Gewichten trägt. Man legt nun soviel Gewicht in diese Schale, bis der Körper eben in Bewegung zu gerathen im Begriffe ist, sobald bei der geringsten Vermehrung des Gewichtes die Bewegung auch wirklich eintritt. Die Gewichte geben jetzt die Zugkraft, welche der Reibung zwischen den sich berührenden Flächen das Gleichgewicht thut. Bei dieser Art des Versuches ist es sehr leicht, die Drucke zu vermehren, ohne an den berührenden Oberflächen etwas zu ändern, indem

man nämlich noch Gewichte auf den oben ruhenden Körper aufsetzt. Auf solche Weise hat man sich nun von der Richtigkeit der beiden oben aufgestellten Gesetze, daß die Reibung dem Drucke proportional ist, und daß sie von der Größe der sich berührenden Flächen unabhängig ist, überzeugt.

Bekannt ist, daß die Theilechen zweier in Berührung gebrachter Körper mit einer gewissen Kraft (Adhäsion, s. d. Art.) an einander haften. Wendet man bei diesen Versuchen für kleine Drucke sehr ausgedehnte Flächen an, so können leicht die vorstehenden Gesetze durch das Hinzutreten einer merkwürdigen Adhäsion gestört werden, und in solchen Fällen müßte bei der Berechnung der Resultate auch auf diese Adhäsion Rücksicht genommen werden. Bei größern Drucken wird der Einfluß der Adhäsion unbedeutend im Verhältnis zu dem angewandten Druck und kann vernachlässigt werden. Bei zu kleinen Flächen und großem Drucke werden obige Gesetze auch nicht gelten, sobald die Fläche des ruhenden Körpers so klein ist, daß sie bei der Bewegung in die Unterlage tief einsinket, wo man den Widerstand dann nicht mehr als Reibung allein bezeichnen kann.

Die beiden bisher beschriebenen Versahrungsweisen lehren nur die Reibung aus der Ruhe kennen, d. h. die Größe des Widerstandes, welchen ein Körper darbietet, wenn er liegend aus einer Unterlage aus der Ruhe in Bewegung gerathen soll. Es fragt sich, ob diese Reibung aus der Ruhe gleich ist der Reibung, welche während der Bewegung stattfindet, und ob die Reibung während der Bewegung sich nicht mit der Geschwindigkeit ändert. Um die Reibung während der Bewegung zu bestimmen, kann man das Gewicht (oder bei der andern Methode diejenige Reibung der schiefen Ebene) suchen, bei welchem der ruhende Körper, wenn er etwas angelassen, oder wenn der Tisch (oder die schiefe Ebene) etwas erschüttert wurde, in einer sehr langsamen Bewegung bleibt. Durch solche Versuchung hat sich ergeben, daß die Reibung aus der Ruhe meist ein wenig größer ist, als die Reibung in der Bewegung; es genügt aber meist die bloße Erhaltung des Tisches (oder der schiefen Ebene), auf welchem der Körper liegt, um diesen Unterschied verschwinden zu lassen, so daß dann der Körper durch dasselbe Gewicht (oder durch dieselbe Reibung der Ebene) aus der Ruhe bewegt wird, welche ihn nachher in Bewegung zu erhalten vermag.

Um sich zu überzeugen, daß die Geschwindigkeit auf die Größe der Reibung ohne Einfluß ist, läßt man den ruhenden Körper auf einer längern Bahn des horizontalen Tisches durch ein in die Wagalsche gelegtes Gewicht fortziehen. Wenn die Reibung dann bei jeder Geschwindigkeit gleich groß ist, so wird die Bewegung des ruhenden Körpers auf der Unterlage eine gleichförmig beschleunigte sein müssen. Der Zug des Gewichtes in der Wagalsche wirkt nämlich mit immer gleicher Stärke, und würde ohne Anwesenheit der Reibung eine gleichförmige Bewegung erzeugen; wirkt auch die Reibung als eine entgegengesetzte konstante Kraft, so wird das Resultat beider Kräfte ebenfalls eine gleichmäßig beschleunigte Bewegung sein, bei welcher die Beschleunigung nur um soviel geringer ist, als

die Reibung eben sie aufhält. Vince, Coulomb und Morin haben die Bewegung eines Körpers, der durch ein Gewicht auf einer horizontalen Unterlage fortbewegt wird, genauer beobachtet; sie erhielten, namentlich der Letzte, durch sorgfältige Messungen der in bestimmten Zeiten zurückgelegten Räume das Resultat, daß die Räume proportional dem Quadrat der Zeiten wachsen, daß also die beobachtete Bewegung eine gleichmäßig beschleunigte, mithin die Reibung von der Geschwindigkeit unabhängig sei.

Um die Reibung zu vermindern, müssen die Flächen, welche zur Berührung kommen, möglichst geodnet und polirt werden, wie oben schon angeführt wurde. Will man die Reibung noch weiter vermindern, so werden die sich reibenden Flächen mit einer Schmiere, welche weder zu zäh, noch zu dünnflüssig ist, eingeschmiert.

Der Reibungskoeffizient ist für verschiedene Substanzen und bei verschiedenen Zuständen der Oberflächen auch bei denselben Substanzen sehr verschieden. Es gibt kein Mittel, um ihn aus den sonstigen Eigenschaften der Körper zu berechnen; er muß immer durch den Versuch für jeden einzelnen Fall bestimmt werden, wenn man ihn mit möglichst Genauigkeit kennen lernen will; für die Praxis genügt oft schon eine annähernde Kenntniß, welche meistens durch Vergleichung des vorliegenden Falles mit bekannten Versuchen gewonnen werden kann.

Die ersten Versuche zur Messung der gleitenden Reibung scheint Amontons (Mémoires de l'Acad. royale des Sciences. An. 1699. p. 206) angestellt zu haben; er legte über Ebenen von Kupfer, Eisen, Blei und Holz, welche mit Wagenschmiere bestrichen waren, andere Körper von verschiedener Form, Gewicht und Substanz, brückte dieselben durch eine gespannte Feder an, und bestimmte mittels einer Federwaage die Kraft, welche nöthig war, um den Körper in Bewegung zu setzen. Er fand gleich die beiden Gesetze, daß der Reibungswiderstand proportional dem Drucke und unabhängig von der Größe der Berührungsfäche sei; er glaubte denselben für alle Körper nahe gleich und ungefähr gleich $\frac{1}{10}$ des Druckes setzen zu müssen. Zu der Annahme dieser Gleichheit gab ihm wol das Einschmieren der Oberflächen die Veranlassung. De la Hire (Hist. de l'Acad. An. 1699. p. 104) sucht, wie oben schon mitgetheilt wurde, auf physikalische Weise die Reibungsgesetze zu erklären, und bestritt das damals so sonderbar erscheinende Gesetz der Unabhängigkeit des Reibungswiderstandes von der Größe der Berührungsfächen; man bildete sich nämlich ein, derselbe müsse mit Vergrößerung dieser Flächen auch wachsen. Parent suchte durch geometrische Betrachtungen die Behauptung Amontons' zu stützen, daß die Reibung ungefähr $\frac{1}{10}$ des Druckes sei (er fand $\frac{1}{10}$); er bestritt, daß die Größe der Berührungsfäche ohne Einfluß ist, und wendete zuerst die schiefen Ebenen zur Bestimmung der Reibung an (Hist. de l'Acad. An. 1700. p. 145 und Mémoires de l'Acad. de Paris. An. 1704. p. 173 und 195). Leibniz (Miscell. Berol. An. 1710. p. 307) spricht es zuerst aus, daß die Reibungswiderstände bei verschiedenen Substanzen verschieden sind, und unterscheidet zuerst die gleitende und rollende Reibung, welche namentlich Amontons nicht trennt.

De Camus (Traité des forces mouvantes. [Paris 1722.] p. 305) findet durch seine Versuche die Verschiedenheit der Reibungswiderstände bei verschiedenen Substanzen und Oberflächen; er bemerkt, daß unter kleinen Drucken die Reibungskoeffizienten der eingeschmierten Flächen größer werden (dies war wol eine natürliche Folge der Cohäsion der Schmiere, die für kleine Drücke merklich hervortritt), und zieht eben aus seinen Versuchen mit kleinem Druck den wunderlichen Schluß, daß die fettige Schmiere zwischen den Berührungsfächen Nichts zur Verminderung der Reibung beitrage. Leupold (Theatr. machin. [Gen. 1724.] Cap. XVI. p. 87) macht Versuche mit größten Belastungen, aber nur mit Holz auf Holz. Büllinger (Comment. acad. se. Imp. Petrop. T. II. An. 1727. p. 403) kommt wieder durch Versuche auf der schiefen Ebene auf den Satz des Amontons zurück, daß der Reibungskoeffizient für alle Substanzen, mit und ohne Anwendung von Öl, gleich sei, und zwar gleich $\frac{1}{10}$. Auch Desaguliers (Course of experim. philos. 1734.) und Leibor (Architectura hydraulique, 1737.) stimmen dem Amontons bei. Desaguliers machte Versuche mittels einer kleinen Welle, welche mit einem kleinen Schwammgatte versehen war, und woran eine Vorfeder so befestigt war, daß die Welle, wenn sie um 90° aus ihrer Lage gehoben wurde, durch die Feder zurückgetrieben, wie die Umräse einer Uhr hin und her schwang. Gegen diese Welle wurden die Körper, deren Reibung untersucht werden sollte, gedrückt, und aus der dadurch erfolgten Hemmung der Schwingungen die Größe der Reibung bestimmt. Euler (Mémoire de l'Acad. royale de Berl. 1748.) betrachtet als Grund der Reibung nur das Herausreißen des Körpers über die noch vorhandenen Ungleichheiten der Flächen; er glaubt die Reibung in der Bewegung nur halb so groß setzen zu müssen, als die Reibung aus der Ruhe; was aber die Erfahrung nicht bestätigt hat. Segner (Diss. de attritu solidorum in motu constitutorum. [Halsae 1758.]) führt die Benennungen der Reibung der Bewegung und der Ruhe ein. Muschenbroek (Essai de Physique. 1739: Introductio ad Philosophiam naturalem, 1762.) hat Versuche angestellt, welche, wenn auch nicht in dem rühmlichsten großartigen Maßstabe ausgeführt, doch an Genauigkeit alle früheren übertreffen, und spricht sich für die Verschiedenheit des Reibungswiderstandes je nach der Substanz und der Oberfläche aus. Er glaubt aber annehmen zu müssen, daß die Reibung stärker als proportional dem Drucke wachse. Er fand, daß zwei Metalle oder Hölzer derselben Art sich mehr reiben, als Körper verschiedener Art. Die Größe der Berührungsfäche ist nach ihm nicht gleichgültig; für jeden Körper soll es eine gewisse Berührungsfäche geben, auf welcher die geringste Reibung stattfindet. Rollet (Leçons de physique exp. 1745.) erklärt die Größe der Berührungsfäche als Einfluß haben; bei seinen Versuchen wandte er die von Desaguliers angegebene Federmaschine an. Bossut (Traité élémentaire de mécanique. [Paris 1775.] §. 306. 307) unterscheidet außer der gleitenden und rollenden Reibung noch die sogenannte gemischte Reibung (die Zapfenreibung); er bestatigt, daß gleichartige Stoffe sich stärker reiben, und fin-

het, daß, wenn die Reibungsflächen längere Zeit in Berührung sind, die Reibung beträchtlich größer ist, als im ersten Augenblicke der Berührung. Den Satz, daß die Reibung mit dem Drucke proportional sei, läßt er nur für Kräfte von mittlerer Größe gelten, nicht für Schiffe, die schon bei einer Neigung von 10—12 Linien auf den Fuß über die schiefe Ebene (beim vom Stapel lassen) hinabgleiten. Er mutmaßt, daß die Reibung von der Geschwindigkeit unabhängig sein könnte, indem der reibende Körper bei größter Geschwindigkeit zwar auf mehr Unstetigkeiten trafe, aber diese vermöchten auch bei der größten Geschwindigkeit weniger tief einzudringen. Vinter hat 1784 Versuche angestellt (Philosoph. Transact. Vol. LXXV for the year 1785. p. 165), wobei er die in bestimmten Zeiten zurückgelegten Räume genau maß. Er fand in der That bei harten Körpern den Reibungs Widerstand unabhängig von der Geschwindigkeit; bei weichem Luth, Woll u. s. w.) nähme derselbe aber mit der Geschwindigkeit zu. Auf der kleinsten Fläche eines Körpers soll nach ihm der geringste Widerstand stattfinden; die Reibungs Widerstände auf der Ruhe seien durch die Adhäsion vergrößert, die in der Ruhe größer sei, als während der Bewegung. Die Belastungen bei seinen Versuchen waren nur gering. Coulomb stellte in Birmingham in Rohrmühlen eine Reihe von Versuchen im Großen an, der Druck ging bis 33 engl. Centner auf die Reibungsflächen; er fand die Reibung während der Bewegung als eine gleichförmig verjüngende Kraft. Zugleich ergab sich dabei, daß in günstigen Fällen die Reibung den 40. Theil des Druckes nicht übersteigt.

Versuche im größten Maßstabe wurden durch die für das Jahr 1779 gestellte und bis zum Jahr 1781 noch mehr prorogirte Preisaufgabe der pariser Academie veranlaßt. Coulomb gewann den Preis. Seine Versuche stehen im 10. Bande der Mémoires des Math. et Physiq. présentés à l'Acad. roy. des Sc. à Paris par divers Savants p. 163 und in seiner Theorie des machines simples etc. (Paris 1821.) Nouvelle édition und ein Auszug davon in der Preischrift von Mettenich, vom Widerstande der Reibung (1789). Zugleich wurden durch diese Aufgabe noch zwei Arbeiten hervorgerufen, Ximenes, Theoria e Pratica della resistenza de' solidi ne' loro attriti. (Pisa 1782.), und Delanges experience intorno alla resistenza dello sfregamento. Coulomb belastete über einen Tisch hinweggehenden reibenden Körper (Schlitten) bis zu 1650 Pfund; unter diesem Schlitten waren die zu untersuchenden Körper befestigt. Im Allgemeinen fand er die Reibung proportional dem Drucke; Abweichungen sind nach ihm dem Einflusse der Adhäsion zuzuschreiben. Diese Adhäsion wächst mit der Größe der Oberfläche, und wird erst so gering, daß sie vernachlässigt werden kann, wenn der Druck auf den Quadratfuß drei Centner übersteigt. Auch bewirkt diese Adhäsion bei geringem Drucke eine merkbare Änderung des Reibungscoefficienten, weil die Adhäsion der Berührungsoberfläche proportional wächst. Daß gleichartige Körper sich stärker reiben, schien sich zwar für Eisen und Messing, nicht aber für die Hölzer zu bestätigen. Nach

Muschenbroek soll die Reibung der Hölzer bei gekreuzten Fasern größer sein, als bei parallelen, Coulomb hat wenig Unterschied. Er bestätigte ferner die Beobachtung Hesse's, daß die Reibung nach längerer Zeit der Berührung größer wird, aber nicht in allen Fällen. Trocken vergrößert sich die Reibung zwischen Metallen nicht mit der Zeit, zwischen Hölzern mit parallelen Fasern erlangt sie nach wenigen Minuten ihr Maximum, bei ungleicherartigen Körpern, wie Holz und Metall, erst nach mehreren Tagen; Schmiermittel ändern diese Resultate natürlich wieder ab. Gleitet Holz auf Holz, so findet er die Reibung während der Bewegung kleiner als die Reibung auf der Ruhe; dies findet nicht statt für die Metalle, wo beide Reibungen gleich groß sind. Gleiten Hölzer oder Metalle trocken über einander, so hat die Geschwindigkeit nur einen sehr unmerklichen Einfluß auf die Größe der Reibung, während dieselbe zwischen Holz und Metall beträchtlich mit der Geschwindigkeit wächst. Zur Erklärung dieser Erscheinungen glaubte er die früher erwähnte Annahme über die Beschaffenheit der Oberfläche der Hölzer und der Metalle hinreichen. Die salzigen Hervorragungen der Hölzer senken sich sehr schnell bei der Ruhe, wie zwei Würfel, in einander, wodurch der Widerstand gegen eine eintretende Bewegung erhöht wird; bei der Bewegung von Holz auf Holz deharen diese Fasern in dem durch den Druck verzeigten Zustande, und die Reibung erhebt von der Geschwindigkeit unabhängig. Bei den mit harten, unbiegsamen Erdbasen bedeckten Metallen kann ein Eindringen nicht stattfinden; durch die längere Berührung kann also die Reibung der Ruhe nicht vermehrt werden, und ebenso kann sie nicht von der Geschwindigkeit abhängig sein. Riegt Holz auf Metall, so sucht bei längerer Berührung die salzige Oberfläche des Holzes die Zwischenräume zwischen den Erdbasen der Metalle ausfüllen und nach auszufüllen, sobald die Reibung der Ruhe mit der Dauer der Berührung wächst, aber erst nach längerer Zeit ihr Maximum erreicht; bei der Bewegung müssen sich die Fasern des Holzes so oft biegen, als sie über den Gipfel einer Erhabenheit des Metalles hinweggehen, während sie sich in Folge ihrer Elasticität wieder aufrichten, wenn sie auf eine Vertiefung treffen. Je größer nun die Geschwindigkeit ist, desto öfter müssen die Fasern in derselben Zeit gekrümmt werden, was einen vergrößerten Kraftaufwand erfordert, so daß also die Reibung zwischen Holz und Metall während der Bewegung nach irgend einem Gesetze mit der Geschwindigkeit steigen müsse.

Neuere Versuche über die Reibung wurden angestellt von Kennie (Philosoph. Transact. of the Royal Soc. 1829. Part. I; Dingler's Polytechnisches Journal. 34. Bd.; Wiener Jahrbücher des vortechinischen Instituts. 17. Bd.); er untersuchte die Reibung für Eis, Luth, Leder, Holz, Steine, Metalle. Er bestätigte bei diesen Versuchen auch den Widerstand, welcher durch die Abnutzung (durch das Vorstreifen der hervorstehenden Theile) entsteht; es zeigt sich eine gewisse Grenze der Belastung für den Anfang der Abnutzung, bis zu welcher der Widerstand gegen die Bewegung ziemlich dem Drucke proportional wächst; jenseit dieser Grenze (bei stärkeren Drucken)

nimmt er in beträchtlich stärkerem Grade zu. Bei faserigen Substanzen vermehrt sich nach Rennie die Reibung mit der Zeit und der Berührungsfäche, und vermindert sich mit einer Zunahme des Drucks und der Geschwindigkeit. Bei ungleichartigen Körpern wird die Reibung durch die Grenze der Abnutzung des weichen Körpers bestimmt. Die durch Schmieren bewirkte Veränderung der Reibung hängt nur ab von dem Zustande der Schmiere, nicht von der Beschaffenheit der gleitenden Körper.

Ausgezeichnet durch den Umfang und die Mannichfaltigkeit der geprüften Substanzen sowohl, als auch vor Allem durch die Genauigkeit der dabei notwendigen Messungen sind die in den Jahren 1831 bis 1835 von dem Artilleriecapitain Morin in Metz mit Unterstützung der französischen Regierung angestellten Versuche. Morin hat die Beschreibung der angewandten Apparate und der mittels derselben erhaltenen Resultate in drei Abhandlungen bekannt gemacht. (*Nouvelles Expériences sur le Frottement*, seitens à Metz en 1831 par Arthur Morin, Capitaine d'Artillerie, [Paris 1832.]; die zweite Abhandlung hat denselben Titel [Paris 1832.], und enthält die im Jahre 1832 angestellten Versuche; die dritte Abhandlung ist *Nouvelles Expériences sur le frottement, sur la transmission du mouvement par le choc, sur la résistance des milieux imparfaits à la pénétration des projectiles, et sur le frottement pendant le choc*, seitens à Metz 1833, par A. Morin. [Paris 1835.]) Er wählte zu seinen Versuchen einen ganz ähnlichen Apparat an, wie ihn Coulomb schon gebraucht hatte, fügte aber denselben noch einige Theile hinzu, welche für die Genauigkeit der zu erlangenden Resultate von der größten Bedeutung sind. Auch war der Weg, welchen bei seinen Versuchen der Schlitten zurücklegen konnte, bedeutend größer als bei den Versuchen Coulomb's, er betrug wenigstens 12 Fuß. Das Zugseil war nicht an dem Schlitten unmittelbar angeschlossen, sondern mit der einen Feder eines Dynamometers verbunden, während die andere Feder an dem Schlitten befestigt war. Die erstere Feder trug einen schreibenden Stift, welcher über einer mit Papier überzogenen Scheibe sich befand, und beim Umbrehen der Scheibe eine Linie auf derselben zeichnete. Unterhalb der Scheibe war eine Rolle, welche eine über den Tisch parallel mit der Richtung der Bewegung ausgespannte Schnur in ihren Schenkel aufnahm. Bewegte sich die Rolle mit der Scheibe vorwärts, so drehte die mit ihren Enden festgeknüpfte Schnur die sich geradlinig fortziehende Rolle und Scheibe um. Die Geschwindigkeit der Scheibe fand durch diese Vorrichtung stets in einem und demselben leicht angebbaren Verhältnisse mit der Geschwindigkeit des Schlittens. blieb die Zugkraft constant, so behielten die beiden Federn des Dynamometers dieselbe Entfernung von einander, und der schreibende Stift bezeichnete auf der sich drehenden Scheibe einen Kreis; jede Abweichung von diesem Kreise gab eine Änderung in der Kraft zu erkennen, und die Stellen der Bahn, an welchen diese Abweichungen stattgefunden hatten, waren leicht zu ermitteln. Um nun zu erfahren, ob die Bewegung des Schlittens wirklich eine gleichmäßig be-

schleunigte war, brachte er an der Axe der Rolle, über welche das vom Schlitten aus horizontale Seil sich nach Unten zur Aufnahme des Gewichtes wählte, eine Scheibe an, die ebenfalls mit Papier überzogen war. Dieser Scheibe gegenüber befand sich nun ein kleines Schwungrad, das von einem durch Windmühlregulierten Uhrwerke in gleichförmige Bewegung gesetzt wurde, so daß es in zwei Sekunden einen Umlauf vollbrachte. Dieses Schwungrad trug nun einen schreibenden Stift, der, wenn die Scheibe ruhig stand, auf der Scheibe einen Kreis beschrieb, wenn aber die Scheibe durch das über die Rolle laufende Seil in Umdrehung gesetzt wurde, eine vielfach verschlungene Linie (eine Art Epicycloide) zeichnete. Aus dem Laufe dieser Curven und der bekannten, sich genau gleichbleibenden Geschwindigkeit des schreibenden Stiftes ließ sich dann die Bewegung der Scheibe und der Rolle, und damit auch des Seiles und des Schlittens, genau bestimmen.

Mittels dieses Apparates befestigte nun Morin den schon früher ausgesprochenen Satz, daß die Reibung von der Geschwindigkeit unabhängig sei, vollständig; denn die Bewegung des Schlittens stellte sich, wie es unter dieser Voraussetzung sein muß, als genau gleichförmig beschleunigt dar, indem die durchlaufenen Räume mit den Quadraten der Zeiten proportional waren. Es gilt dies Gesetz, die Flächen mögen trocken auf einander gehen oder mit irgend einer Schmiere versehen sein. Die Geschwindigkeiten variirten von der geringsten bis zu 9 $\frac{1}{2}$ Fuß in der Sekunde. Ferner befestigte er den Satz, daß die Reibung von der Ausdehnung der reibenden Flächen unabhängig sei. Ergriffen in Widerspruch hiermit die Reibung bei dem Gleiten einer abgerundeten Kante auf der Unterlage bei Anwendung von weichen Schmiermitteln größer, als die Reibung derselben Substanzen bei Anwendung ausgedehnter Oberflächen, so lag der Grund der vermehrten Reibung darin, daß die Schmiere unter der Kante ganz oder zum Theil seitwärts herausgedrückt wurde, wodurch die reibenden Körper dann in den Zustand der nur schwach fettigen Körper gerieten, und offenbar eine größere Reibung erzeugten. Die Größen der Oberflächen variirten in diesen Versuchen von 1 bis 84 (bis zu 3 Fuß). Dann befestigte er auch das dritte Gesetz, daß die Reibung dem Drucke genau proportional; er variirte den Druck von 200 bis 5000 Pfund (durch in den Schlitten gelegte Kanonenkugeln).

Wie man sieht, so befestigten diese Versuche die von Coulomb gemannenen Hauptgesetze; von den Nebenbedingungen und Nebenbedingungen, welche Coulomb erwähnt, i. B. von der Adhäsion, zeigt sich aber bei den Versuchen Morin's kein irgend erwägenswerther Einfluß, weder bei trockenen noch bei geschmierten Flächen. Auch widerspricht Morin der Angabe Coulomb's, daß bei der Reibung zwischen Holzern und Metallen der Widerstand mit der Geschwindigkeit zunehme. Die Abhängigkeit des Maximums der Reibung der Ruhe, welches Coulomb je nach den Umständen erst nach 5 bis 6 Tagen eintreten sah, von der Zeitdauer der Berührung hat Morin nicht auf gleiche Weise finden können; waren die reibenden Flächen trocken, so trat das Maximum der Reibung aus der Ruhe schon nach 4 bis 5 Minuten ein. Befand sich aber

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient		Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient	
		für die Bewegung.	für die Ruhe.			für die Bewegung.	für die Ruhe.
Eichenholz (+)	Schweinefett	0,07	—	Ulmholz (=)	Blos fettig	0,13	0,10
beagl.	Blos fettig	0,14	0,31	Weißbuchenholz (=)	Trocken	0,39	—
Eichenbirnholz (⊥)	Trocken	0,19	0,27	„	Talg	0,07	0,13
Rothbuchenholz (=)	Talg	0,05	—	„	Schweinefett	0,07	0,14
beagl.	Blos fettig	0,15	—	„	Schweinefett u.	—	—
„	Schweinefett	—	0,33	„	Graphit	0,06	—
„	Blos fettig	—	0,30	„	Olivenöl	0,07	—
Ulmholz (=)	Trockene Seife	0,14	0,41	„	Bergthier	0,06	—
„	Talg	0,07	0,14	„	Wagenschmiere	0,09	—
„	Schweinefett	0,06	0,28	„	Blos fettig	0,14	—
„	Blos fettig	0,12	0,42	„	Talg	0,07	—
Kindleder, flach (=)	Wasser	0,29	—	„	Olivenöl	0,08	—
Schmierisen (=)	Trockene Seife	0,26	0,65	„	Blos fettig	0,12	—
„	Talg	0,21	—	„	Trocken	0,44	—
„	Talg	0,08	0,11	„	Talg	0,07	—
„	Trocken	0,49	—	„	Schweinefett	0,07	—
„	Trockene Seife	0,19	—	„	Blos fettig	0,17	—
„	Wasser	0,22	0,65	„	Trocken	0,56	—
„	Talg	0,08	0,10	„	Wasser	0,36	0,62
„	Schweinefett	0,07	0,10	„	Talg	0,16	—
„	Olivenöl	0,08	0,10	„	Olivenöl	0,13	0,12
„	Blos fettig	0,11	—	„	Blos fettig	0,23	—
Kupfer (=)	Talg	0,07	0,10	„	Beschmiert u. mit	—	—
„	Blos fettig	0,10	—	„	Wasser benezt	—	0,27
„	Wasser	0,33	0,87	„	Wasser	0,24	0,61
„				beagl. hochkantig.	Olivenöl	0,13	0,13
b) Auf Ulmholz.				„	Trocken	0,15	0,16
Ulmholz (=)	Blos fettig	0,14	—	„	Wasser	0,31	—
„	Trockene Seife	0,14	0,22	„	Trockene Seife	0,20	—
Eichenholz (=)	Trocken	0,25	0,38	„	Talg	0,10	0,10
„	Trockene Seife	0,14	—	„	Schweinefett	0,07	—
„	Talg	0,07	0,18	„	Schweinefett u.	—	—
„	Schweinefett	0,07	—	„	Graphit	0,06	—
„	Blos fettig	0,14	—	„	Olivenöl	0,06	—
„	Trocken	0,19	—	„	Blos fettig	0,14	—
„	Olivenöl	0,07	—	„	Trocken	0,19	0,19
„	Talg	0,08	—	„	Talg	0,10	0,10
„	Blos fettig	0,11	—	„	—	—	0,12
„	Schweinefett u.	—	—	„	Schweinefett	0,08	—
„	Graphit	0,09	—	„	Olivenöl	0,07	0,11
„	Blos fettig	0,14	—	„	—	—	0,12
„	Trocken	0,25	—	„	Wagenschmiere	0,12	—
„	Talg	0,08	—	„	Trocken	0,20	—
„	Schweinefett	0,08	—	„	Talg	0,10	0,11
„	Olivenöl	0,06	—	„	Schweinefett	0,08	—
„	Blos fettig	0,14	—	„	Olivenöl	0,08	—
c) Auf Gußeisen.				„	Blos fettig	0,11	—
Eichenholz (=)	Trocken	0,37	—	„	Trocken	0,19	—
„	Blos fettig	0,17	—	„	Talg	0,07	—
„	Talg	0,08	—	„	Schweinefett	0,07	—
Ulmholz (=)	„	0,07	—	„	Olivenöl	0,07	0,10

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient	
		für die Bewegung.	für die Ruhr.
Wessing	Wagenschmiere	0,13	—
"	Blas fettig	0,11	—
Bronze	Trocken	0,22	—
"	Talg	0,09	0,11
"	Ölivenöl	0,08	—
"	Blas fettig	0,10	—
Hausflehnen (+)	Talg	0,19	—
"	Ölivenöl	0,15	—

d) Auf Schmiedeeisen.

Eichenholz (=)	Talg	0,10	—
"	Blas fettig	0,15	—
Guajakholz	Ölivenöl	0,07	—
"	Blas fettig	0,17	—
Gusseisen	Talg	0,10	0,10
"	Schweinefett	0,06	0,10
"	Ölivenöl	0,06	—
"	Wagenschmiere	0,15	—
"	Blas fettig	0,14	—
Schmiedeeisen	Trocken	0,14	0,14
"	Talg	0,08	0,11
" (linear)	"	0,11	—
"	Schweinefett	0,08	—
"	Ölivenöl	0,07	—
" (linear)	"	0,14	—
"	Blas fettig	0,18	—
Stahl	Talg	0,09	—
"	Schweinefett	0,08	—
Bronze	Trocken	0,17	—
"	Talg	0,08	—
"	Schweinefett u.	—	—
"	Graphit	0,09	—
"	Ölivenöl	0,08	0,16
"	Blas fettig	0,17	0,17

e) Auf Bronze.

Guajakholz	Talg	0,08	—
"	Ölivenöl	0,05	—
"	Blas fettig	0,15	—
Kindleder flach	Talg	0,24	—
"	Ölivenöl	0,19	—
"	leder fettig,	—	—
"	Bronze mit	—	—
"	Wasser benetzt	0,29	—
Kindleder hochkantig	Talg	0,14	—
"	Ölivenöl	0,13	—
"	leder fettig,	—	—
"	Bronze mit	—	—
"	Wasser benetzt	0,24	—
Gusseisen	Trocken	0,15	—
"	Talg	0,08	—

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient	
		für die Bewegung.	für die Ruhr.
Gusseisen	Schweinefett	0,07	—
"	Ölivenöl	0,07	—
"	Blas fettig	0,13	—
Schmiedeeisen	Trocken	0,17	—
"	Talg	0,10	—
"	Schweinefett	0,07	—
"	Ölivenöl	0,08	—
"	Wagenschmiere	0,17	—
"	Blas fettig	0,16	—
"	Trocken	0,15	—
Stahl	Talg	0,06	—
"	Schweinefett u.	—	—
"	Graphit	0,07	—
"	Ölivenöl	0,05	—
"	Wagenschmiere	0,17	—
Bronze	Trocken	0,20	—
"	Ölivenöl	0,06	—
"	Blas fettig	0,13	—

C. Versuche vom Jahre 1833.

a) Auf weichem Kalkstein.

Weicher Kalkstein	Trocken	0,64	0,74
"	Mörtel	—	0,74
Harter Kalkstein	Trocken	0,67	0,75
Ziegelstein	"	0,64	0,66
Eichenbirnholz (⊥)	"	0,37	0,63
Schmiedeeisen	"	0,69	0,49

b) Auf hartem Kalkstein.

Harter Kalkstein	Trocken	0,38	0,70
Weicher Kalkstein	"	0,65	0,75
Ziegelstein	"	0,60	0,67
Eichenbirnholz (⊥)	"	0,38	0,64
Schmiedeeisen	"	0,24	0,42
"	Wasser	0,30	—

c) Auf Gussseisen.

Gusseisen	Schweinefett	—	0,10
Weißbuchen	"	—	0,09

d) Auf Eichenholz.

Eichenbirnholz (⊥)	Trocken	—	0,43
--------------------	---------	---	------

Eine sehr gute Zusammenstellung der Versuche über Reibung findet sich von Weir in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes in Preußen. 16. und 17. Bd. Jahrg. 1837 und 1838.

Die Reibung der Zapfen wurde von Muschenbroef mittels seines sogenannten Tribometers bestimmt; es bestand aus einer Rolle, über welche eine Schnur ging,

welche an beiden Seiten Gewicht trug. Durch die Rolle wurde eine Aze gesteckt, welche mit ihren gut abgedrehten Zapfen in genau horizontalen Lagern lief. Wurde nur auf der einen Seite der Schnur ein Übergewicht angebracht, so bewegte sich die Rolle. Der Druck, welchen die Aren in ihrem Lager ausübten, ergab sich aus dem Gewichte der Rolle und ihrer Aze und aus den an der Schnur befindlichen Gewichten; die Reibung wiesste an dem Radius der Zapfen als Hebelarme, und die Kraft, welche gleich dem Übergewichte der einen Seite war, in dem Radius

der Rolle. Coulomb stellte ähnliche Versuche an; er legte aber die Aze fest, und ließ eine Ausbuchtung der Rolle sich auf dieser Aze bewegen. Er schloß aus seinen Versuchen, daß für praktische Zwecke, die Reibung der Zapfen als unabhängig von der Geschwindigkeit betrachtet werden könne. Kennen's Versuche sowohl über die gleitende Reibung, als auch über die Reibung der Zapfen haben einen zu kleinen Weg für die Bewegung dargeboten, um als hinlänglich zuverlässig betrachtet werden zu können. Nach Morin sind die Coefficienten der Zapfenreibung folgende:

Reibende Körper.	Arten oder wenig festl.	Festig und mit Wasser befeugt.	Geschmiert und mit Wasser befeugt.	Et, Talg oder Schweinfett.		Sehr weiche und geringste Wagenschmiere.	Schweine schmalz mit Graphit.	Festig.
				Auf geraden runden Art.	Gut unterhalten.			
Blockengut auf Blockengut	—	—	—	0,097	—	—	—	—
Gusseisen auf Blockengut	—	—	—	—	0,049	—	—	—
Schmiedereisen auf Blockengut	0,251	0,189	—	0,075	0,054	0,090	0,111	—
Schmiedereisen auf Gusseisen	—	—	—	0,075	0,054	—	—	—
Gusseisen auf Gusseisen	—	0,137	0,079	0,075	0,054	—	—	0,137
Gusseisen auf Blockengut	0,194	0,161	—	0,075	0,054	0,085	—	0,166
Schmiedereisen auf Guajakholz	0,188	—	—	0,125	—	—	—	—
Gusseisen auf Guajakholz	0,185	—	—	0,100	0,092	—	0,109	0,140
Guajak auf Gusseisen	—	—	—	0,116	—	—	—	0,153
Guajak auf Guajak	—	—	—	—	0,070	—	—	—

Coulomb hat auch über die Reibung, welche ein Körper bei der Drehung auf einer senkrechten unbeweglichen Spitze erleidet, Versuche angestellt. Er legt den zu untersuchenden Körper auf die Spitze auf, bringt durch an ihn unterhalb befestigte Massen den Schwerpunkt tiefer als den Unterstützungspunkt, setzt die Vorrichtung in Drehung, bestimmt aus den ersten 5—6 Umdrehungen die Anfangsgeschwindigkeit und zählt die Anzahl der Drehungen bis zum Stillstande. Hieraus berechnet er die Reibung. Der Einfluß der Luft war bei glänziger Form des drehbaren Theiles zu vernachlässigen, wovon Coulomb sich durch Versuche unter der Luftpumpe überzeugte. Er zieht aus seinen Versuchen folgenden Erfahrungssatz: Die Reibung eines Körpers, der sich auf einer vertikalen Spitze dreht, hängt nur von dem Druck ab, und nicht von der Geschwindigkeit. Die Reibung des Granates ist am geringsten; dann folgen der Ordnung nach Achat, Bergkristall, Glas, Stahl. Für leichtere Körper (z. B. Magnetnadeln) kann der Winkel der Spitze auf 10 bis 12° reducirt werden, für schwere Körper muß der Winkel 35 bis 40° betragen; die mehr oder minder spitze Form des obren Spindelmittels wirkt auf die Größe der Reibung. Wenn der Winkel einer möglichst harten Stahlschneide 45°, so war das Moment der Reibung der $\frac{1}{2}$ Potenz des Druckes proportional; Ausbuchtungen mit spindelförmigen Abhlungen ergaben stets eine bedeutend größere Reibung als gut polirte Ebenen derselben Substanz.

Der sogenannten wälzenden oder rollenden Reibung ist beizureichen nicht soviel Aufmerksamkeit gewidmet wor-

den als der gleitenden; die Angaben über dieselbe lauten deshalb noch sehr verschieden. Der erste, welcher genaue Versuche über dieselbe anstellte, war Coulomb, indem er eine genau cylindrisch abgedrehte Walze auf zwei parallele Holzschienen legte; innerhalb dieser Schienen wurde eine Schnur über die Walze gelegt, und aus der einen Seite mit einem etwas größern Gewicht als auf der andern versehen, bis das Übergewicht die Walze in langsamer Bewegung erhielt. Coulomb zog aus seinen Versuchen den Schluß, daß bei der rollenden Bewegung cylindrischer Walzen auf horizontalen Unterlagen der Widerstand sich direct wie die Pressung, und umgekehrt wie die Halbmesser der Walzen verhalte. Das Schmieren der Oberfläche erzeugte keine merkbare Veränderung des Widerstandes. Die Versuche Dupuit's (Dupuit, essai et expériences sur le tirage des voitures et sur le frottement de seconde espèce. [Paris 1837. S. 63]) scheinen zu einem Beweise, daß der Reibungswiderstand sich wie die Quadratwurzel aus den Durchmessern der Walzen verhält, ungenügend. Hirz (Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen. XVII. 1838. S. 81) stellt die Hypothese auf, daß diese sogenannte rollende Reibung dadurch entstehe, daß die cylindrische Walze in Folge der mehr oder weniger großen Compressibilität der Körper sich nicht nur selbst abplante, sondern auch vertiefte Einbrüche in die Bahn hervorbringe, so daß die Theile der letztern an der vordern Seite des Cylinders nach einander niedergedrückt werden, während die an der hintern Seite befindlichen, sobald sie

vom Ende des über sie hinweggegangenen Cylinders befreit werden, allmählig wieder steigen und ihren früheren Ort einnehmen. Der Cylinders ist daher in jedem Augenblicke seiner Bewegung so zu betrachten, als sollte er unausgesetzt eine Anhöhe hinauf gerollt werden. Mit Zugrundelegung dieser Hypothese fand er durch die Rechnung, daß der Widerstand bei der rollenden Reibung sich unter übrigen gleichen Umständen verhält direct wie die $\frac{1}{2}$ Potenz der Belastung, aber umgekehrt proportional der $\frac{1}{2}$ Potenz des Radius, sowie der $\frac{1}{2}$ Potenz der Bahnbreite. Brix vergleicht dieses Rechnungsergebnis mit den Erfahrungen, und findet, daß es sich immer innerhalb der durch die Erfahrung erhaltenen Abweichungen hält, oder wenigstens nahe an dieselben anschließt.

Nach Gouloud waren bei einer mit 1000 Pfd. belasteten cylindrischen Walze aus Guajaholz von li Zoll Durchmesser, welche auf eichenen Schienen lagen, 6 Pfd. Übergewicht, bei einem Durchmesser von 2 Zoll aber 18 Pfd. Übergewicht nöthig, um eine langsame Bewegung der Walze zu erhalten. Bei 100 Pfd. Belastung erforderte die Walze von li Zoll Durchmesser nur 0.6 Pfd. Übergewicht. Bei Walzen aus Ulmenholz mußten die Übergewichte um $\frac{1}{2}$ vergrößert werden.

Während die Reibung in allen Fällen, wo eine Bewegung erzeugt werden soll, ein unbedingtes, nur auf Kosten eines Theiles der Betriebskraft zu überwindendes Hinderniß ist, wird sie für alle Constrictionen, bei welchen jede Bewegung aufgelöst sein soll, die notwendige Erleichterung ihres Bestehens. (Haukel.)

FRICTIO (Medicin). Als diätetische und therapeutische Potenz nahm das Reiben der Hautoberfläche, das Frottiren, bei den Alten eine bedeutendere Stelle ein, als in der neuen Medicin, was sich aus der bedeutsameren Ausbildung der Gymnastik bei den Griechen hinlänglich erklärt. Indessen ist doch auch bei uns das Frottiren, namentlich als Volksmittel, noch sehr verbreitet, obwohl es in den medicinischen Systemen nicht mehr mit der gleichen Ausführlichkeit, um nicht sagen mit der gleichen Paillarderei abgehandelt wird, wie bei Galenus und andern von ihm erwählten Schriftstellern. So wurde namentlich noch in neuerer Zeit der Nutzen des Frottirens in folgenden kleinen Schrift eines angesehenen londoner Wundarztes erläutert: John Hancock. Observations on the use and abuse of frictions. with remarks on motion and rest, as applicable to the cure of various surgical diseases. (Lond. 1822.) 40 pag. (Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch des Frottirens bei Rheumatismen, Gicht, chronischen Gelenksaffectionen und verglichen Übeln; nebst einigen Bemerkungen über Bewegung und Ruhe, in sofern sie bei der Heilung verschiedener Krankheitsfälle anwendbar sind. (Wien 1827.) 48 S. 12.)

Das kunstmäßige Reiben der Haut bezeichnen die Griechen als *anatripsis* und als *tripsis*. Galenus gibt nun (de sanitate tuenda. Libr. II. Cap. 3) ausdrücklich an, Anatripsis sei bei den Alten gebräuchlicher, Tripsis bei den Neuern. Antrießen kommen beide Wörter in den Hippokratischen Schriften vor. Nur steht allerdings Anatripsis in der zwar unechten, aber von Galenus den echten

zugeschriebenen Schrift De medicis officina (Ed. Kühn. Vol. 3. p. 60), Tripsis dagegen in der ebenfalls unechten und von Galenus selbst dem Polybius zugeschriebenen Schrift De salubri victus ratione. Libr. II. (Ed. Kühn. Vol. 1. p. 301. 2). Galenus selbst gebraucht immer nur das Wort Tripsis. Hingegen bedient sich Aetius beider Wörter ohne Unterschied. Bei Celsius kommt das Hauptwort Friccio und das Zeitwort perficere vor. Die gewöhnlich als Synonyma ausgeführten Wörter Fricatio und Perfriccio findet man aber nicht bei Celsius.

Sehr kurz handelt Hippokrates (De medicis officina) über die Friccio. Sie kann nach ihm eine vierfache Wirkung haben, nämlich die vim solvendi. austringendi, caruere augendi. minuendi, je nachdem die friccio mollis, dura, meliocris, multa angewendet wird. Sehr umständlich handelt, wie Celsius berichtet, Aesculapius in seiner Schrift De communibus auxiliis über die Friccio; er führt neben ihr noch das Waschen und die passive Bewegung (Gestatio) als die drei communia auxilia auf. Celsius widmet dem Frottiren ein ganzes Capitel. (Libr. II. Cap. 14.) Die vier von Hippokrates erwähnten Wirkungen sucht er auf das Eine Princip zurückzuführen, daß nämlich an der Fricciostelle etwas entzogen wird, und er gibt dann allgemeine Indicationen für das Frottiren. Sehr umständlich handelt Galenus von den Friccionen im zweiten Buche der Schrift De Sanitate tuenda. (Ed. Kühn. Vol. 6. p. 91 — 133.) Die von Anders angeführten feinen Distinctionen, daß die Friccio, je nachdem sie im Freien, im Zimmer, im Schatten, in der Wärme, vor dem Bade, in der Kampfschule u. s. w. vorgenommen wird, verschiedenartig wirke, verwirft Galenus, und er hält sich an die Hippokratischen Aussagen, glaubt aber noch zwei Zwischenschlüsse zwischen den vier Hippokratischen einschalten zu dürfen. Weiterhin nimmt er aber eine größere Anzahl von Friccionsarten an. Er unterscheidet nämlich drei Hauptclassen nach der Qualität, nämlich Friccio dura, media und mollis. und in jeder Hauptklasse unterscheidet er wieder drei Unterarten nach der Quantität, nämlich Friccio nulla, media, paucis; woraus sich also neun Friccionsarten ergeben.

Zur Ausführung der Friccio wird bald die flache Hand benutzt, bald ein weicher Körper, wie Pelzwerk oder Flanell, bald ein mehr scharfer Körper, z. B. eine Bürste, und hiernach, sowie auch nach der Intensität und Dauer des Reibens ist natürlich auch die Wirkung eine gattung verschieden. Bei Personen, welche nicht daran gewöhnt sind, ruft übrigens schon das Anlegen einer Handbinde oder das Tragen eines flannelnen Kleidungsstückes auf bloßem Leibe die Körperbewegungen die Friccionswirkungen hervor. Die Richtung der Friccio ist zwar keineswegs ganz gleichgültig; jedochfalls gingen aber die Alten auch hier zu weit mit ihren Distinctionen. Galenus unterscheidet z. B. neben der absteigenden und aufsteigenden Richtung noch vier dazwischen liegende Richtungen. In sehr häufigem Gebrauche ist die kreisförmige Friccio. Übrigens bedient man sich nicht immer bloß trockner Reibungen; manchmal gebraucht man auch ein Reibemittel, am besten eine dicke, fettige Substanz, um die Berührungs-

stelle schlüpfrig zu erhalten und die Haut vor Verletzung zu sichern. Aus Galenus' Schrift *De simplicium medicamentorum temperamentis ac facultatibus*, Libr. 2. Cap. 25. Ed. Kühn. T. II. p. 532) erfahren wir, daß man mit *εργαλειοις* das trockne Reiben, mit *χελοειδους* das feuchte Reiben mittels Des und Wassers bezeichnete. Die feuchte Fricción bildet den Übergang zu den Einreibungen, wobei das Reiben der Haut nur das Mittel ist, um irgend eine Flüssigkeit in die innigste Berührung mit der Haut zu bringen und ihre Aufnahme durch dieselbe möglich zu machen. In manchen Fällen, wo Oleona eingerieben werden, scheint die Fricción ebenso wol als das Eindringen des Oles den heilsamen Erfolg zu bedingen. So wird man denn auch in besonderen Fällen die Fricción durch Reibung entsprechender Einreibungsmittel wesentlich unterstützen können, gleichwie man auch die Wirksamkeit der trocknen Fricción mittels wollemer Lächer in geeigneten Fällen dadurch steigert, daß man die Lächer mit besondern Dämpfen durchdrückt.

Die unmittelbare Wirkung der Fricción ist ein mechanischer Druck auf den berührten Theil, der aber jeden Augenblick zu einem andern Punkte fortgeschreitet, wodurch eine mehr oder weniger starke Erschütterung des betroffenen Hautpartie entsteht. Das Frottiren wirkt somit als ein Reiz auf die peripherischen Nerven der betreffenden Gegend ein; es entsteht ein vermehrter Säftzufluß nach derselben, eine Ausgespannung und Rötze derselben. Freiwerdende Elektricität dürfte wol selten eine Rolle dabei spielen. Bei anhaltendem und einigermaßen ausgeübtem Frottiren erstreckt sich die Wirkung aber auch auf die unter der Haut gelegenen Theile; auch in ihnen wird die vitale Thätigkeit gesteigert. So kann denn eine extensiv oder intensiv bedeutende Fricción die Wirkung haben, die gestörte Gefäß- oder Nerventhätigkeit an der berührten, oder auch an einer entfernteren Körperstelle in harmonisches Gleichgewicht mit der gesammten organischen Thätigkeit zu bringen. Demnach werden Frictionen von einem doppelten Gesichtspunkte aus diätetische und therapeutische Anwendung finden können: einmal, um öftlich zu reizen und (bei wiederholter Anwendung) zu stärken; zweitens, um antagonisistisch oder ableitend auf entfernte Organe oder Gegenden einzuwirken, und die gestörte Harmonie der Functionen gleichsam auszugleichen.

1) Die reizende, stärkende Wirkung der Frictionen wird in verschiedenen Zuständen erzielt.

Ganz zweckmäßig ist das idyllische trockne Frottiren des gesammten Körpers als ein Theil der allgemeinen Hautpflege, namentlich bei Individuen, die an einer Schwäche der Haut leiden, wenn sich diese leicht erbitzt, mit Säften füllt und schwißt, oder auch wieder schnell abkühlt. Das Frottiren geschieht hier am besten mit Flanell, je nach dem individuellen Bedürfnisse gelinder oder stärker, und zwar vom Kopfe bis zu den Fingern und Fußspitzen. Wer sich dabei keiner fremden Hilfe bedient, der kann doch auch die Rückenpartie auf bequeme Weise mit etwas längeren Flanellstücken erreichen. Statt des trocknen Frottirens benützt jetzt Viele mit gutem Erfolge das feuchte, indem die zum Frottiren dienende Hand

zwischen durch ins Wasser gesteckt wird, sodas immer eine geringe Wasserschicht zwischen der Haut und der reibenden Hand sich befindet. Denn man wird wol kaum im Ernst behaupten wollen, das es sich in diesem Falle nicht um eine Fricción handle, sondern um eine kalte Waschung. — In gleicher Weise findet das Frottiren einzelner Hautpartien eine passende Anwendung, wenn nämlich die Hände oder Füße leicht erkalten, oder wenn eine einzelne Gegend der Brust, des Rückens u. s. w. relativ schwächer ist, sodas sie theils leichter schwißt, theils aber auch sich leichter erkalte.

Frictionen mit einfachem Flanell oder auch mit harzig durchdränktem Flanell wirken vortheilhaft zur Behebung der öftlichen Aufregung der dermatösen und empfindlichen Reiben, auch wol bei torpiden Hautaus schlägen; desgleichen der Verdickungen und Verhärtungen im Stratum subcutaneum, bei Eklamosen, Varicellen, Drüsenanschwellungen, kalten Geschwülsten. Bei den letztgenannten Zuständen wendet man zwar gewöhnlich Spirituöse, auflösende Einreibungen an; die hierbei stattfindende Fricción ist aber sicher ein sehr beachtenswerthes Unterstützungsmittel.

Ferner wirken Frictionen durch die Haut hindurch anregend auf unterliegende Gebärte und Kanäle, sodas sich diese contrahiren und ihren Inhalt austreiben. Bekannt sind die Frictionen des Unterleibes, die man nach der Geburt des Kindes anwendet, um eine lebhaftere Contraction der Gebärmutter und ein rascheres Ausfließen der Nachgeburst zu bewirken. Und wenn auch die Pritube, durch lang fortgesetzte Frictionen des Fundus uteri durch die Unterleibswandungen hindurch die künstliche Frühgeburt herbeizuführen, zu den unsichern und deshalb von den Geburtshelfern aufgegebenen gebört, so bedient man sich doch dieser Frictionen wenigstens noch häufig als eines Unterstützungsmittels anderer Methoden, durch welche man die künstliche Frühgeburt anzuregen pflegt. Nicht minder bewähren sich Frictionen bei Flatulenz und trägem Stuhlgange, und zwar Frictionen des Unterleibes, oder auch je nach Bedürfnis und Gewohnheit der Kreuzgegend. Sehr ersprießlich wirken solche Frictionen bei jenen, welche durch ihren Beruf zu viel und anhaltendem Sitzen gezwungen werden, auch wenn sie nicht grade mit Hämorrhoealballen behaftet sind. Kranke, welche an Fracturen oder andern die Bewegung hindernenden Zuständen darniederliegen, sind zu öfterem und anhaltendem Reiben des Unterleibes mit der Hand anzuhalten, um die mangelnde Erschütterung des Körpers zu ersetzen, den Säftumtrieb und die Thätigkeit des Darmkanals zu verbessern.

Häufig wird auch durchs Frottiren eine örtliche Einwirkung auf die Nerven erzielt, bei Lähmungen, Neuralgien, Contracturen, bei rheumatischen und gichtischen Affectionen.

Bei allgemeinen Schwachezuständen, namentlich bei Reconvalescenten, wirkt die mäßige Hauterregung, welche durch ein allgemeines und gelindes, nicht zu lange fortgesetztes Reiben hervorgerufen wird, vortheilhaft auf den Gesamtorganismus.

2) Die ableitende, antagonisistische, ausgleichende Wirkung der Frictionen wird ebenfalls bei mancherlei Zuständen erzielt.

Bei Hypochondrien, Hysterischen, Chlorotischen können Frictionen geeigneter Körpergegenständen darauf hinwirken, das Gleichgewicht in der Säftervertheilung und der Nervenenergie herzustellen.

Allgemeines und starkes Reiben wirkt als starker Reiz, der sich dem gesammten Nerven- und Gefäßsysteme mittheilt, bei Nervenkräften, bei Schindeln. Ebenso nützen solche allgemeine Frictionen bei der Cholera orientalis, bei welcher man außerdem auch noch die schmerzhaften Wadenkrämpfe durch intensive örtliche Friction besänftigt. Zur Erhebung der reizenden Wirkung wird das Reibemittel wol noch mit scharfen Arzneiessenzen befeuchtet, mit Tinct. capivi annui, mit Spir. camphoratus u. s. w.

Wohlthätig wirkt auch ein mäßiges, täglich wiederholtes örtliches Reiben bei Individuen mit schwacher Brust. Nur darf man nicht etwa erwarten, Schwindelkrämpfe dadurch zu heilen.

Antagonistisch wirkt das Reiben der Arme, der Fußsohlen bei Krämpfen und Schmerzen, auch wol bei Schwindel, bei Vomition, Schläuchen, Zittern, Betäubung u. s. w.

Als ableitendes Mittel können Frictionen der gerigneten Körpergegenstände bei Congestionen und Blutflüssen, als zuleitendes Mittel bei Amenorrhö gute Dienste leisten. Ebenso kann das Blut bei Störungen in den Abdominalnerven durch oft wiederholtes Reiben des Rückens, der Extremitäten nach der Haut abgeleitet werden. Auch bei der Cholera orientalis kommt die ableitende Wirkung der Frictionen wesentlich mit in Betracht. (F. W. Theile.)

FRICTIONS RÄDER oder FRICTIONS ROLLEN sind Rollen, welche zur Verminderung der Reibung dienen, indem sie eine gleitende Reibung in eine rollende verwandeln, und die gleitende Reibung erst wieder an ihren Rapsen eintreten lassen. (Hankel.)

FRIDERICI. 1) Johann Arnold, Arzt, wurde am 24. Juni 1637 in Altenburg geboren. Er studirte Medicin in Jena und in Leipzig bis 1659, unternahm dann eine einjährige Reise durch Frankreich, die Niederlande, England, Italien, und wurde 1661 in Jena Doctor. Er ließ sich in Jena nieder, wurde alsbald außerordentlicher Professor, und weiterhin ordentlicher Professor der Medicin. Aber schon am 27. Mai 1672 wurde er der Universität durch den Tod entziffen. Nahe an 60 seiner Dissertationen sind von 1661—1672 aus seiner Feder herorgegangen, oder wenigstens unter seinem Präsidium vertheidigt worden. Sonst hat die Literatur Nichts von ihm aufzuweisen. (F. W. Theile.)

2) Christian Konrad Wilhelm, geb. am 22. Sept. 1732 zu Hildesheim, widmete sich in den Jahren 1742—1754 zu Helmstedt, Jena und Leipzig der Jurisprudenz. Während dieser Zeit war er zugleich Hofmeister bei einigen jungen Studierenden. In Jena erlangte er den Grad eines Doctors der Rechte durch seine unter E. S. Buder's Vorlesig vertheidigte Diss. de dote et vitalitio filiarum illustrium et nobilium monialium. (Jenae 1755. 4.) Gleichseitig schrieb er seine Ab-

handlung: De re funeraria, originem sepulturae et sepulturarum veterum atque nostrorum temporum differentiam, jus et religionem sistens. (Jenae 1755. 4.) Er habilitirte sich in Jena als Privatdocent. Seit 1756 hielt er Vorlesungen zu Leipzig, wo er 1762 außerordentlicher Professor der Rechte ward. Eine ordentliche Professur erlangte er 1764, folgte jedoch um diese Zeit einem Rufe nach Greifswald. Er ward Professor der dortigen Juristenfacultät und Vice-director des Consistoriums. Sein Tod erfolgte am 1. Januar 1769. Als Docent und Schriftsteller empfahl er sich durch seine gründlichen Kenntnisse in den einzelnen Zweigen der Jurisprudenz, unter denen ihm seiner ganz fremd geblieben war. Die meisten seiner Schriften gehören in die Zeit seines Aufenthalts zu Leipzig. Dort schrieb er mit einem Aufwande von gründlicher Gelehrsamkeit seinen Apparatus Juris canonico-pontificio-ecclesiastici. (Gothae 1759—1760.) 2 Voll. Zum Gebrauche bei seinen akademischen Vorlesungen bestimmte er seine 1760 zu Leipzig herausgegebene „Abhandlung von der Freiheit der teutschen Kirche, derselben besondern Recht und Verfassung, nach den Grundsätzen des heiligen römischen Reichs entworfen.“ Durch beigefügte Urkunden erläuterte er die Entstehung des Königsrechts in Teutschland in einer darüber zu Breslau 1762 herausgegebenen Abhandlung. Den praktischen Theil der Jurisprudenz berücksichtigte er vorzugsweise in einer Sammlung von Kriegersprüche, Erläuterungen zweifelhafter Fälle und Urtheile, zum Gebrauche der Richter, Auditeure, Weisger in Kriegsgerichten u. s. w. (Leipzig 1762.) Er schrieb auch eine brauchbare Einleitung in die Kriegswissenschaften aus dem Natur- und Völkerrecht. (Breslau 1763—1764.) 2 Theile. Eine seiner letzten Schriften war die zu Greifswald 1765 erschienene Diss. juridica, veram legis 16 C. de donat. ante nupt. in solum, interpretationem atque usum practicum in foris Romano-Germanicis exhibens. (Heinrich Döring.)

Fridericia Mart., f. Tecoma.

FRIDERICUS A JESU, wie er sich nach seinem Eintritt in den unbefehltenen Karmeliterorden zu Witten nannte, hieß eigentlich Schellhorn und war in erworbener Residenz am 6. Nov. 1791 geboren. Im J. 1758 ward er Prior des dortigen Karmelitenklosters, und 1760 zu Regensburg. Im J. 1763 ward er zum Definitor der Karmeliterprovinz erhoben. In dem Augsbuergischen bekleidete er dies Amt seit dem Jahr 1775. Seit 1778 war er zu Augsburg Präses der bairischen Provinz. Er starb am 16. Oct. 1788. Er war ein gelehrter und fleißiger Mann, der mehr größtentheils ästhetische Schriften

(seinen Supplementum zu Lipsius Bibliotheca juridica pag. 121. Bergl. Meusel's Lexicon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 505.)

2 Bgl. J. W. Dietmar's Progr. de loco honorarii. Ministerium in concursu. (Jenae 1754. 4.) 3. Abhandlung Progr. Institutum. (Graz 1764. fol.) Heideich's Lexicon der teutschen Mechtgeschichten S. 63 fg. 4. Bildung's Prolegomena und Ergänzungen zu Zacher's Mechtgelehrten. Meusel's Lexicon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 505 fg.

1) Erstlich wird diese Dissertation dem Professor Buder beigelegt. Daß sie aus Frideric's Feder geflossen, versichert Schott in

hinterließ. Zu den frühesten gehören die zu Augsburg in vier Theilbänden herausgegebenen Quaestiones sacrae, responsionibus concionatoris pro omnibus anni Dominicis ac praecipuis festis, in utilitatem concionatorum explanatae. Heiliges Communionsbuch für alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, zu Augsburg 1772 gedruckt, ward dort 1785 neu aufgelegt¹⁾. In einer zweiten Ausgabe erschien auch 1790 sein 1773 zu Augsburg herausgegebener „Christlicher Seelenweiser, oder ammentliche Morgen-, Mäß-, Reicht-, Communien-, Abend-, Lob- und Dankgebete.“ Begleitet von moralischen Vorschriften aus der Bibel und den Kirchenvätern ließ Friedericus 1778 zu Augsburg in zwei Theilbänden seine „Kleine Hauslegende oder kurze Lebensbeschreibung der Heiligen Gottes“ drucken. Verwandten Inhalts mit diesem Werk war seine „Christliche Jugendkateche.“ (Augsburg 1779.) Ein umfangreiches, mit großem Fleiß ausgearbeitetes Werk war seine Universi Theologiae moralis tripartita, ex operibus Benedicti XIV. P. M. nec non casibus concionine, de mandato ejusdem propositi et resoluti collecta, ac doctrinis Thomae Aquinatis accommodata et illustrata. (Augs. Vindel. 1780, 3 Voll. Vollen Fleiß wandte Friedericus auch auf ein Lexicon scripturificum²⁾ und auf ein Lexicon theologicum³⁾. Er überlegte einige Schriften des heiligen Augustinus⁴⁾, und das bekannte Werk des Thomae a Kempis von der Nachfolge Christi⁵⁾. Mehrere seiner Schriften sind ungedruckt geblieben. Die ihm hier und da beilegte Abhandlung: Quadratura circuli abstracte deducta etc. (Mannheim 1790. Fol.) hat wahrscheinlich einen gleichnamigen Karmeliter zum Verfasser⁶⁾.

(Heinrich Döring.)

FRIDIBALD, deutscher Name, zusammengesetzt aus Frid, Liebe, Friede, und bald, kühn; es kommen vor: 1) Fridibald, König des Volkes der Wandalen, fiel in die Gewalt der Römer, nicht im Kampfe, sondern von Constantius durch List umstrickt, und wurde dem Kaiser Honorius zugesandt¹⁾. 2) Fridibald, Statthalter in Schwaben (Rector Suavine), wurde hierzu von dem Könige der Ostgothen, Theodorich, ernannt, und erhielt von ihm scharfe Befehle²⁾, den unter den Schwaben üblichen Diebstählen und Räubereien Einhalt zu thun.

(Ferdinand Wächter.)

1) Geschicht. Fried. Friedricus nach ein Auszugsfass. Comm. nientibus auf jeden Tag der Woche. (Augsb. 1788. 12.) 2) Multiplicem Sacrae Scripturae sensum ordine alphabetico exhibens. (Augs. Vind. 1782.) 3) Communione Theologorum sensum et mentem ordine alphabetico continens. (Ibid. 1784.) 4) Betrachtungen, einzelne Heilsgedichte und Handbüchlein. (Augsburg 1775.) Bekanntst in 13 Bänden. (Göteborg 1783.) 5) Göteborg 1777. 6) f. *Feitish Bibliotheca Augustana*. Alph. X. p. 123 sq. *Wesley's* Zeitschr. der vom Jahre 1750—1800 vertriebenen deutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 509 fs.

1) *Idem*us, Chron. ad A. Honorii XXII, sagt den Constantius: *Fridibaldus* Regem gentis Vandalorum sine ullo certamine captum ad imperatorem Honorium destinat. 2) Das Schreiben des Königs Theodorich ist an die provinciales, capitaneos, defensores et curiales in Svaria gericht, welchen er die Ernennung Fridibald's zum Rector Svariae (Regenten Schwabens) meldet. Die Capitula sind nach der Meinung der Ginen (s. B. in

FRIDIGILD, deutscher weiblicher Name, bedeutet Friedensgebärerin, Friedensgebärin, oder auch passiv, was für den Frieden gezahlt, gegeben wird, weil die Mädchen nicht selten zur Geißel oder zur Frau als Friedenspfand gegeben wurden, sowie im Norden Margaretha, die Tochter des Königs Ingi von Schweden, weil sie bei dem Friedensvergleich der drei Könige von Norwegen, Schweden und Dänemark dem Könige Ragnus von Norwegen versprochen ward, seitdem den Bezeichnungsnamen Fridicolln¹⁾ erhielt²⁾. Unter dem Namen Fridigild kommt vor: Fridigild, Königin der Markomannen³⁾, bräute von einem Christen, welcher aus Italien durch Zufall zu ihr gekommen war, vom christlichen Glauben, nahm ihn an, und erhielt zugleich von dem Erzbischofe Ambrosius zu Mailand als eieigenem Diener desselben. Sie schickte daher durch Gesandte Geschenke nach Mailand an die Kirche, und verlangte, daß sie durch Christen derselben unterrichtet werden möchte, wie sie glauben sollte. Ambrosius versagte einen vortheilhaften Brief nach Art eines Katholikums. In diesem Briefe ermahnte er sie zugleich, daß sie ihren Mann überreden möchte, den Römern den Frieden zu halten. Als sie den Brief empfangen hatte, bedachte das Weib den Mann (den Frieden den Römern zu halten), und ergab sich mit ihrem Volke den Römern. Als sie nach Mailand gekommen war, schmerzte es sie sehr, daß sie den heiligen Priester, zu welchem sie geeilt war, keineswegs fand, denn er war bereits aus dieser Welt gegangen. Da Paulinus, welcher dieses erzählt, so eilig ist, seines heiligen Aeten groß zu machen, so ist man, wie man bemerkt findet⁴⁾, bei den Umständen seiner Erzählung kaum sicher genug. Diese Unsicherheit wird um so größer, wenn man die Stelle: in qua (epistola) etiam admonuit (Ambrosius), ut sunderet (Fridigild) viro, Romanis pacem servare. Qua accepta epistola, mulier sunsit viro, et cum populo suo se Romanis tradidit. Quae cum vixisset Mediolanum, plurimum doluit etc. so versteht, daß Fridigild ihren Gemahl dazu berecht habe, sich mit seinem Volke den Römern zu unterwerfen. Aber Paulinus meint wol bloß, Fridigild habe ihren Mann berecht, mit den Römern Frieden zu halten, und sie habe sich mit ihrem Volke (d. h. mit ihren Dienst-

den Anmerkungen über Cassiodorus) die vornehmten Gothen, welche es voranz hatten, die Aare besonders zu tragen. Nach der Meinung der Aaren (s. B. in den Anmerkungen zur Übersetzung der *Algem. Weltgeschichte*, 18. Bd., herausgegeben von Zentler, S. 17) ist mit Weistung auf *Tarvis*, Germ. 38 der vorwärtliche Adel zu verstehen; denn der Zustand des Weistichs bringe es mit sich, daß Eingeborne unter diesen capitaneis gemeint seien, welche sich über einander das Vorkrecht geübt hatten. Aber der vorwärtliche Adel ist wol unter den provincialibus begriffen, und die capitaneos, defensores et curiales sind die Gothen, welche der obige Kaiser König über die von ihm unterworfenen Schwaben gesetzt hatte.

1) *Idem*us, Chron. ad A. Honorii XXII, sagt den Constantius: *Fridibaldus* Regem gentis Vandalorum sine ullo certamine captum ad imperatorem Honorium destinat. 2) Das Schreiben des Königs Theodorich ist an die provinciales, capitaneos, defensores et curiales in Svaria gericht, welchen er die Ernennung Fridibald's zum Rector Svariae (Regenten Schwabens) meldet. Die Capitula sind nach der Meinung der Ginen (s. B. in

leuten und sonstigen Anhängern) den Römern ergeben; denn wir finden, wie sie nach Mailand geht.

(*Ferdinand Wachter.*)

FRIDSHAMMAR. ein Eisenwerk nebst Hochofen Wäda in einem Thale am Flusse Dre, der $\frac{1}{2}$ Meile oberhalb dem See Stättung entspringt, in Dalekarlien, Pfarrei Drsa; es hat Schmiedgerechtigkeit für sechs Pferde und vier Hammer auf 2250 Schiffspond Stabeisen und 300 Schiffspond Manufacturarbeit, die auch durch Stabeisen ersetzt werden darf. Es gewährt den Kirchspielbewohnern Gelegenheit zum Nebenwerb. * Dazu gebet das am Dorfe amnuthig belegene Gut Wäda. (v. *Schubert.*)

FRIED. 1) Georg Albert, Arzt und Geburtshelfer, Sohn von Johann Jacob Fried, wurde in Strassburg geboren, wo er auch studirte und im J. 1760 promovierte. Er lehrte dann die Geburtshilfe, starb aber schon 1773. Er schrieb: *De jure obstetricum secundum statuta Argentoratensis. Pars I. II.* (Argent. 1758. 1760. 4.) — Diss., *qua foetum intus in situ natus intra abdomen propendens natus describitur.* (Argent. 1760. 4.) — Anfangsgründe der Geburtshilfe, zum Gebrauche seiner Vorlesungen. (Strassburg 1769. 8end. 1787.)

2) Johann Jacob, bekleidete seit 1738 die Stelle eines Professors der Geburtshilfe in Strassburg, und starb 1769 in dem hohen Alter von 80 Jahren. Er erstreckte sich bei seinen Zeugnissen eines ungemeinen Rufes als Geburtshelfer. Literarisch hat er sich gar nicht bekannt gemacht. Doch soll des Hefebis Besamenskunf zu ziemlich nach seinen Vorlesungen entworfen sein. (*F. W. Theile.*)

FRIEDBERG. 1) Friedberg (bei Alten auch Friedberg, Friburg), Stadt im Kreise Grätz des Herzogthums Steiermark, südlich vom großen Wechselberge, an der Pinta (zur Raab), an einer östlichen Seitenstrasse vom Grätz nach Wien, $\frac{8}{10}$ Meilen von Grätz, $\frac{1}{2}$ Meile von der österreichischen, $\frac{1}{10}$ Meile von der ungarischen Grenze. Der Ort hat gegen 150 Häuser mit 560 Einwohnern. (Zu Büsching's Zeit hatte die Stadt an sich selbst 64 Häuser, die Vorstadt Pinta 54, die Vorstadt Drigraben 25.) Auch ein Glasfabrik, Fundort von Holus und Walkerrinde. Nach Jakus soll hier Gordobianca gesunden haben und es finden sich in der That in der Umgegend Alttrümmern. Auf jeden Fall gehört Friedberg unter die ältesten Dörfer von Steiermark und ist um 1200 gebaut. Das Schloß gehörte sonst dem Probst von Vorau. 2) Landgericht in Döberlein (sonst zum Döberdonaukreise gehörig), $\frac{6}{10}$ Meilen, 15,000 Einwohner. 3) Friedberg, Hauptstadt des genannten Landgerichts, liegt eine Meile östlich von Augsburg auf der Straße nach München. Der freuntlich gebaute Ort liegt auf einer Anhöhe, und da er auch einen hohen Thurm besitzt, so ist er weithin sichtbar. Am westlichen Fuße der Anhöhe liegt die nicht weit von hier entspringende Aqa. Die Stadt hat gegen 400 Häuser, 2000 Einwohner, ein Schloß, zwei Kirchen, Rentamt, Postexpedition, Wasserleitung, Uhrmacherei, Wandweberei, Hammer- und Eisen-, Holz- und Hopfenbau, auf dem Lechselde Riechmaße, in der Nähe eine Wachstaffel:

fabrik. Friedberg wurde gegen die Ausfälle der Augsburger zur Zeit Friedrich's II. erbaut, das Schloß aber erst 1266 von Herzog Ludwig von Baiern angelegt. Die Augsburger umlagerten es im 13. Jahrhundert zu wiederholten Malen. Auch in den Kriegen der bairischen Herzöge unter einander wird Friedberg öfter erwähnt. Im J. 1395 nahm es Herzog Hans mit seinem Sohne, Herzog Ernst, von der münchener Linie, und zu Kaiser Sigismund's Zeit lagen wieder die münchener Herzöge Ernst und Wilhelm sechs Monate vor Friedberg, das damals der Linie Ingolstadt gehörte. Ein schrecklicher Tag war der 16. Juli 1632. Weil eine schwedische Schutzwache in Friedberg ermordet sein sollte, zogen an diesem Tage schwedische Krieger und ausübender Bürger von Friedberg, nahmen und plünderten die Stadt, und hieben deren Bewohner nieder. Sechs Tage währte das Feuer, welches auch Kirche und Schloß verbrannte. Zu Augsburg aber ward stattliche Dult mit der friedberger Beute gehalten. Am 10. Oct. 1646 ward Friedberg abermals von den Schweden und Franzosen genommen und geplündert. Am 24. Aug. 1796 wurde hier der österreichische General Rauter von Moreau geschlagen; er verlor 1500 Gefangene, 16 Kanonen und zwei Häuten. Nach der alten Reichsteilung bildete Friedberg ein eigenes Pfleggericht des Rentamts München in Döberlein. 4) Die gefürstete Grafschaft Friedberg-Scheer. Im J. 1463 erkaufte Graf Eberhard Truchsess-Waldburg (starb 1479) vom Hauke Albrecht die Grafschaft Friedberg (Schloß und Dorf Friedberg zwischen Mengen und Saulgau, mit 400 Einwohnern), in demselben Jahre von demselben Besitzer die Herrschaft Scheer, s. d. Art. Beide wurden verbunden, aber 1786 für 2,100,000 Gulden an das fürstliche Haus Aburn und Taxis verkauft. Der neue Besitz wurde zu einer gefürsteten Grafschaft erhoben und ihr Besitzer erhielt Stimme auf der schwäbischen Fürstentand. Die jetzt mediatisirte Grafschaft liegt im Oberamte Saulgau des württembergischen Donaukreises, hat $\frac{3}{10}$ Meilen mit 12,000 Einwohnern, und ist reich an Holz, Getreide und Flachs. Wappen: Ein goldener Löwe in Roth wegen Friedberg, eine Schneiderschere wegen Scheer. 5) Kreis in der Provinz Oberösterreich des Großherzogthums Oesterreich, durch Enclaven in eine nördliche und südliche Hälfte getheilt. 6) Friedberg, Hauptstadt dieses Amtes, liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Ufe oder Uebach fließt (von Ufingen, zur Wetter), in einer fruchtbaren Gegend der Wetterau'. Die Stadt ist ummauert und hat zwei Thore. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt, wozu die Ufervorstadt gehört, und der Burg nebst der Vorstadt zum Garten. Die auf einer felsigen Anhöhe liegende Burg schließt sich zwar unmittelbar an die Stadt an, macht aber für sich ein geschlossenes Ganzes mit besonderer Burgparrei aus. Die Burggelände werden theils als Caserne, theils als

1) Merkmal: Um die Stadt her hat ein schwarz feines und fruchtbares Gerölch, welches allerlei gute Winter- und Sommerfrüchte bringt. Nicht weit von Friedberg quillt aus ein guter Sauerbrunnen, der vielen Menschen zum Dast und Gesundheith wohl bekommen.

Local eines Schullehrerseminars bemagt. Die Hauptstraße der Stadt ist von großer Breite¹⁾. Unter den Gebäuden Friedbergs sind zu bemerken die Stadtpfarrkirche, die merkwürdigste evangelische Kirche des Großherzogthums Hessen, 200' lang, 70' breit, auf 12 verzierete Säulen sich stützend, Orgel, Glasmalerei; die Burgkirche, das Rathhaus, die Synagoge für 253 Juden, welche eine besondere Wasse bewohnen, das Judenbad in der Judengasse²⁾. Ehedem befanden sich einige Alshier hier, sowie auch einige verfallene Kapellen angränzten hier. Friedberg hat 360 Häuser und 2650 meist evangelische Einwohner (davon etwa 600 in 71 Häusern auf der Burg), die Katholiken sind in das nahe Dillstadt eingepfarrt. In gewerblicher Beziehung sind zu merken eine Tabakfabrik, eine Liqueurfabrik, mehre Leinwäber, Wollenwäber, viel Schuhmacher und Webger (verhüttete Wäster), auch Tischler, die ihre Profession fabrikmäßig betreiben, sowie mehre Apotheken. Ausser wöchentlichen Fruchtmarkten hat die Stadt vier bedeutende Viehmarkte. (Ich bin ungewiss, ob diese mit den schon von Merian angeführten vier Märkten identisch sind, unter denen „der Spielmarkt“, am dritten post Trinit. der bedeutendste war, „von Alters her kamen die benachbarten Flecken und Dörfer mit besonderer Eile in die dort zusammen und die Bürgerschaft spielte die Passion oder eine andere geistliche Comödien, von wegen der Kirchweibe oder Dedication des hohen Altars in den Pfarrkirchen“). Durch die Stadt geht die Schauffe von Frankfurt nach Gießen, zwischen denen Friedberg so ziemlich in der Mitte liegt; eine andere Kunststraße führt von Friedberg nach Brünberg und Alsfeld. Friedberg ist der Sitz eines Kreisrathes, eines Kreisbaumeisters, eines evangelischen Deputates, einer Bezirks Schulcommission, eines Steuercommissairs, einer Districtsteuerannahme, eines Rentamtes, eines Nebenpostamtes, einer Poststation. Ferner ist Friedberg ein Garnison vom 2. Bataillon vom 4. Infanterieregiment. Zu erwähnen sind endlich noch ein evangelisches Predigerseminar, Schullehrerseminar für 60—70 Zöglinge, Tauchlammenschule und Bildungsanstalt für Tauchlammlehrer, zwei Bürgerschulen, ein Kabinat, ein Militärlazareth, Freimaurerloge: Rudolfs zu den drei

Sternen. In der Nähe die weitbin sichbende Friedberger Warte. — Die Stadt Friedberg, deren Namen die Alten bald von Frieden, bald von Friedrich II. ableiten, wurde 1211 von dem ebenangenannten Kaiser mit der Reichsfreiheit begabt. Sie war damals viel größer und blühender als jetzt, und reichte der Sage nach bis zur Kirche, welche unterhalb der Stadt bei dem Guttenhaus stand. In der That fand man noch im 17. und 18. Jahrh. außerhalb der Stadt beim Acker viele alte Gemäuer, Keller u. dgl. Zum Flor der alten Stadt trugen gewiss viel die Messen bei welche Kaiser Ludwig der Bär 1340 nach Frankfurt verlegte. Karl IV. verpländte 1349 die Reichsstadt an die Grafen von Schwarburg für 10,000 Gulden, jedoch mit Vorbehalt ihrer Reichsfreiheit. Die Pfandschaft kam im folgenden Jahrhundert an Kurmainz, die Herren zu Epstein, die Grafen zu Henburg und die Stadt Frankfurt. Die drei ersten überließen wieder ihre Antheile an die über der Stadt liegende Reichsburg (von der unten), was der Kaiser nicht nur bestätigte, sondern auch der Stadt Frankfurt besatz, ihren Antheil auch an die Burg zu übertragen. Hiermit wurde der Grund zu langwierigen Streitigkeiten gelegt, die im Grunde bis zu des Reichs Auflösung dauerten. Die Stadt mußte jedem neuerröthenen und vom Kaiser bestätigten Burggrafem auf einem offenen Plage, die Freiheit genamt, wegen seiner Pfandschaft hulbigen. Der Burggraf und die abigen Sechser waren auch Mitglieder des Rathes von Friedberg; und es mußte sie derselbe mit zugeben, so oft Reichs- und Kreisrafen zu beraten waren. Der Burggraf präsidirte und dante auch das Recht, einen Schulzen und Büttel zu setzen. Die Kaiser Rudolfs I. 1285, Albrecht I. 1306, Ludwig IV. 1335, Karl IV. 1349, Rupert 1410, Karl V. 1531 haben die Verhältnisse der Burg und Stadt zu ordnen versucht. Den Statum litis im 17. Jahrh. gibt Merian vornehmlich also an: „Der Autor des Berichtes des Heil. Reichs Stadt Friedberg Stand, Regalien u. s. w. betreffend, that der Stadt das Wort; hingegen that die Kaiserliche Burg besagten Bericht nunmehr auch widerlegen und solche Refutation vor wenig Jahren in offenen Trudt kommen lassen: So können auch Herr Gaspar Kersch von Dürrenlein die Ordine Equestri Germani in Fund. 2. numm. 135. so die Burg vertritt und andere gelesen werden: Und wird ein Unparteilicher diesen Streit, ob nämlich die Stadt ein unmittelbarer Stand oder besagter Burg Burggrafem und schbigen Ganzen unterworfen sei aus den getrauten der Stadt Privilegien (die auch *Limmaeus* Lib. 7 de Jure publ. c. 17 n. 3. sq. leget), und obigen Schriften einlempen können. Siehe auch *Christ. Boissard* de Civit. Imp. p. 5. und *Wetmann* in Pract. Observat. p. 197. daß sie nemlich mit der Reichs-Weide begnadet, ihrer Krieg zu bestellen, die Landstraßen mit dem Gerod zu versehen, Zoll, Rabgelt, Weggelt, Brud-, Markt-, Hufgelt zu erheben, Ordnung und Sogung zu machen, zu straffen, die Ämter und Gerichte zu bestellen, Privilegien und Immunitates zu geben betrefet ist.“ Am 3. 1706 glaubte die Stadt einen glücklichen Hauptstreich zu führen, sie kündigte die Pfandschaft auf und erbot sich den

2) Merian: „ein weite, schön, durchgehende Gassen, als man in irgend einer Stadt finden mag, und neben andern gemeinen Brunnen mitten in den Straßen drei schöne und tiefe Brunnen, alle ausgebaunten breiten Brunnenseiten, Becken und eisernen Ketten wohl versehen und gezieret, auf welchen Brunnen-Becken einstmals ein trauriger Schmiedelack des Abends sich geteget, entzünden und im Umwinden in den Brunnen geflossen, das thme das Wasser über dem Kopf zusammenzuschlagen, davon er erwacht ist, und im Schreien die Hausr mit dem Haken ergreifen, geschnitten und endlich von den Wächtern abgeführt werden: welche Vermuthung, etliche Feuerwerke vorhanden, haben anfangen zu blasen und die Bürger aufzuwecken, welche dem Brunnen zugeflossen, Wasser geschöpft, und sich der Schmiedelack von dem Brunnen: Seil gehalten, daß er schier den Schöpfer zu sich hinabgezogen, der von ihm nichts gewußt: weil er oder besserer gelachten und sich zu erkennen gab, das man ihn endlich nach segen, nachdem er schon drei ganze Stunden in dem Brunnen gesessen und wol gehobelt hatte.“

3) Auch in dieser erwähnt Merian einen alten Brunnen, den die Juden „zu ihrer gewöhnlichen abgöttischen Reinigung brauchen.“

Pfandschilling zu bezahlen. Ein neuer, langwieriger Ha-
der entstand. Die Burg berief sich auf einen Satz des
westfälischen Friedens, daß fernereit keine Reichspfand-
schaft mehr eingelöst werden solle; sie besaß mit Reum
die Unmittelbarkeit der Stadt. Diese legte dar und mit
Geldern, wie uns scheint, sie habe vom Kaiser Richard
1257 und 1317 vom Kaiser Ludwig ein Privilegium er-
halten, daß sie nicht verpfändet werden könne; es habe sich
auch Karl IV., als er sie verpfändet, vorbehalten, daß es
an ihrer Reichsfreiheit unvortheilhaft sein solle. Nun könn-
ten ja die Burgmänner, wenn es anders mit der Pfand-
schaft seine vollkommene Richtigkeit habe, nicht mehr Recht
als der erste Pfandbesitzer haben, da ihr, der Stadt,
denn zu Statten kommen müßte, daß eine Pfandschaft
eigentlich keine Hoheit und Landesherrschaft ausmache. Daß
die Stadt die sechs Burgmänner in ihrem Range leiden
müsse, und der Burggraf des Reichs Amtmann bei ihr
sei, solches könne ihr so wenig an ihrer Reichsfreiheit scha-
den, als andern Reichstädten, welche ehemals und jezo
der Kaiser Voigte zu ihren Versammlungen zulassen muß-
ten. Endlich habe ja die Stadt alle Hoheit und Regalien,
so andern Reichstädten gebühren. Sie habe alle Reichs-
abschiede bis 1641 unterschrieben, habe ihren Anschlag in
Reichs-Rathten, und schicke ihre Gelder unmittelbar in die
Reichs-Cassa ein.“ Wie bemerkt, zog sich der Streit
eigentlich bis zur Auflösung des Reichs hin.

Wir führen nach einiges Andere aus der Geschichte
der Reichsstadt an. Im J. 1246 schaffte Friedberg, wie
andere Städte, die sogenannten Pfahlsberger ab. Im J.
1363 war ein großer Brand, dann wieder 1447; ein
Bürger, der an den andern drei Pfennige im Spiele ver-
lor, kündete aus Rache dessen Haus an. Der Werd-
brenner wurde „zu wohlverdienter Straff in heissem Öl
geuhten.“ Die Stadt aber in ihrem jetzigen Umfange wie-
der gebaut. Daß Kurfürst Friedrich der Saftmüßige
in Kaufungen's Proceß das Urtheil der Schöffen von Fried-
berg einholte, spricht für den Ruf dieser Körperlichkeit.
Die Reformation fand in Friedberg Eingang. Am 15. Nov.
1565 wurde beschlossen, daß zwei Mal, Dinstag nach
Trinitatis und Dinstag nach Kalas, geistliche Synoden in
Friedberg gehalten werden sollten. Dazu kamen die
Pfarrer aus der Landgrafschaft Hessen, Grafschaft Königs-
heim, Solms, Hessenburg. Der Stadtpfarrer von Fried-
berg hatte den Vorsitz. Im Altkirchlichen Kriege kamen die
Synoden ins Stocken, wurden aber hernach wieder fort-
gesetzt. Im J. 1600 fand in Friedberg eine Zusammen-
kunft der Protestanten statt. In jenem Kriege hat Burg
und Stadt Friedberg viel gelitten, besonders seit 1631,
wo es die Schweden im December nahmen, und fast be-
ständig spanische, besetzte, schwedische Einquartierung ge-
habt; die Schweden zogen erst am 5. Juli 1650 ab.
(Weitläufig erzählt das Schicksal der Stadt während des
Krieges Mag. J. P. Obbe in der 1650 auf der Burg
gebrachten Friedenspredigt, welche zu Gießen in Quart
erschien.) Im J. 1762 fiel in der Gegend von Friedberg
ein Streit zwischen den Franzosen und Alliierten zum
Nachtheil der letzteren vor. Am 10. Juli 1796 Geleht
zwischen den Kaiserreichen unter Wartenstein und den

Franzosen unter Jourdan, zum Vortheil der letztgenann-
ten. Im Reichsdeputationsrecess kam die Reichsstadt Fried-
berg als Entscheidungsort an Pfaffen-Darmstadt.

Die Reichsstadt Friedberg gehörte zum ober-
rheinischen Kreise, hatte ein Gebiet von einer 1/2 Meile mit
einigen Dörfern, zwischen manigfachen, dessen-darmstädti-
schen, banauischen, solmischen Gebietstheilen, etwa 3000
Untertanen und 15,000 Gulden Einkünfte. Das Ritters-
thum St. Alban zu Mainz, die Adelen Arnburg und
Jübenstadt hatten hier Hof. Friedberg stellte zum Reichs-
heere 12 Mann zu Fuß oder 48 zu Fuß, zahlte in 60
Monaten 2880 Gulden Reichssteuer und für das Kam-
mergericht jährlich 32 Gulden 32 Kreuzer — cum aug-
mento 54 Gulden 10 Kreuzer 5 Heller. Wappen: Ein
schwarzer Adler in Gold; auf seiner Brust ein rothes
Schildelein, ein silbernes Gessell mit drei Thürmen. Auf
dem Reichstage hatte Friedberg auf der rheinischen Bank
der Reichsstände die zwölfte Stelle, auch auf den ober-
rheinischen Kreistagen Sitz und Stimme.

Die Reichsburg Friedberg gehörte zu den gan-
zerbschaftlichen Dörfern, welche von mehreren Familien beses-
sen und regiert werden. Wahrscheinlich gründete Kaiser
Friedrich II. zum Schutze der kaiserlichen Kammergüter die
hiesige adeliche Burgmannschaft. Alle diejenigen, welche
von einem Burgmann, auch nur durch das weibliche Ge-
schlecht, abstammten, waren zur Burgmannschaft berechtigt.
Die Burgmänner (deren Zahl sich zu Zeiten auf 300 be-
trug) wählten aus ihrer Mitte den Burggrafen, zwei
Baumeister und zwölf Regimentsburgmänner,
von denen sechs mit den Burggrafen im Rathe von Fried-
berg saßen. Im J. 1309 beehrte Kaiser Heinrich VII.
(nach Andern Albrecht I. für die ihm gegen Adolf von
Kassau bewiesene Treue) die Burg nach dem Aussterben
der letzten Grafen mit der Grafschaft Kalch, die her-
nach in die drei Gantone Karben, Ludesheim und
Altsiedel zerfiel. Das größte Stück lag in der Gabel
der zusammenhängenden Nidda und Nidder, das kleinere
etwas nördlich davon an der Nidder zwischen banauischen
und solmischen Lenden. Außerdem wollte die Burg auch
andere adeliche Güter auf dem Westerwalde unter ihre Ge-
richte ziehen, aber unter Protest von Kassau-Siegen,
Saxen u. a. Karl V. verließ der Burg das Münzrecht,
was Joseph I. 1707 bestätigte. Im J. 1768 stiftete Jo-
seph II. für die Burg Friedberg den Josephorden. Der
deutsche Kaiser war Großmeister, die Baumeister und Re-
gimentsburgmänner Commandeure und die meisten Burg-
männer Ritter. Ordenszeichen: ein goldenes achteckiges
Kreuz mit der Umschrift: Virtutis avitae aemuli. Mit
dem verzogenen Namen St. Joseph wurde es an ei-
nem hellblauen Bande mit schwarzem Rande getragen.
Die Burg wurde zu Reichstagen beschriben, pflegte aber
nicht zu erscheinen, gab auch keine Subsidien, sondern
war durch ein Privilegium Wilhelm's von Holland, das
Maximilian I. bestätigt hatte, vom „allen Real- und Pres-
sonat-Oneribus“ frei. Was die dem Kaiser zu entrich-
tenden Rittersuern oder Charitatigelder anbelangt, so
hielt sie sich, wie dies 1577 auf das Neue bestimmt wurde,
zu der rheinischen Ritterschaft wollte aber sonst nicht zu-
31*

geben, daß sie ein einverleibtes Mitglied des mittelrheinischen Cantons sei. Die Burg gehörte zu keinem Reichskreise und galt als evangelischer Stand, obwohl auch Katholiken Burgmänner, ja Burggrafen werden konnten; wie denn 1727 die katholischen Burgmänner die Burg für einen Status Mixtus ausgeben wollten. Die Burg kam mit Jubel 1804 unter die Herrschaft von Hessen-Darmstadt; 1819 starb auf ihr der letzte Burggraf. (Daniel.)

FRIEDE, innerer, äußerer Friede, Friedensantrag, Friedensboten, Friedensunterhandlung, Friedenscongress, Friedensvermittlung, Friedenspräliminarien, Friedensschluß, Friedensbruch. — Der allgemeine Begriff des Friedens ist das ungestörte Dasein einer Erscheinung, welcher man ein wirksames oder scheinbares Leben beilegen kann. In diesem Sinne spricht man von Frieden der Seele, von Frieden des Hauses, von Frieden in der Natur u. s. w., und setzt dem Frieden den Streit gegenüber, welcher in einer Entzweiung, in einem Auseinandertreten verschiedener Elemente besteht, die entweder als eine Einheit bildend und in dieser allein vorhanden, oder als neben einander existierend gedacht werden können. So ist die Seele ein Ganzes, aber schließt eine Mannichfaltigkeit von Functionen in sich, die wir als Kräfte zu bezeichnen gewohnt sind. Wo es sich nun also verhält, muß der Friede in die ungestörte Entfaltung der mit einander verbundenen Elemente, und zwar auf Grund der durch die Eigenthümlichkeit des von ihnen gebildeten Ganzen ursprünglich vorhandenen Harmonie gesetzt werden. Wo dagegen bloß von einem Nebeneinanderbestehen zweier oder mehrerer Elemente die Rede ist, wird der Friede als ein Zustand gedacht, worin sich keine Störung der Bedingungen geltend macht, welche jenes Nebeneinanderbestehen begründen. Weil nun aber jene Bedingungen theils innere sind — Ansichten, Meinungen, Gefühle — theils äußere — Besitz, Eigenthum u. s. w. —, so kann auch die Störung auf zwei verschiedenen Gebieten liegen.

Wir betrachten hier den Frieden ausschließlich in Rücksicht der Völker und Staaten, mögen sie nun entweder für sich oder in Beziehung zu andern Völkern und Staaten gedacht werden, und erhalten demgemäß einen Zustand, den wir den innern, und einen andern, den wir den äußern Frieden nennen. — Beide Zustände werden durch den Streit aufgehoben, den wir aber, soweit von ihnen die Rede ist, als Krieg bezeichnen. Den Krieg denken wir uns mithin als einen besonders qualifizierten Streit.

Die Genossen einer bürgerlichen Gesellschaft oder eines Staates erscheinen in einem doppelten Verhältnisse. Sie haben theils eine Beziehung zu einander, theils zu dem Ganzen der Gesellschaft. Ist das Erste der Fall, so besteht der Friede in der Anerkennung der Gewohnheiten, Gesetze, Vorschriften, Anordnungen und Einrichtungen, welche nicht bloß die Lage der einzelnen Staatsgenossen, sondern auch ihren Verkehr mit einander bestimmen und regeln. Wird dieser Friede bedroht, so kann es auf zweifache Weise geschehen, indem entweder 1) zwei

oder mehrere Personen in ihren Ansichten, Meinungen, Vorstellungen von einander abweichen und sich demgemäß äußern und geltend zu machen suchen, oder indem sie zugleich und also mit einander im Widerspruch auf ein Ausgetes (ein Object, eine Rechtsphäre) einen Anspruch erheben und darüber mit einander rechten; oder 2) indem ein Theil von einem andern in seinem Rechte gekränkt wird und auf eine oder die andere Weise zu einer Wiederherstellung desselben zu gelangen sucht.

Beiliefen der Rechtszustand Jemandes als aus einer Menge von Rechtsphären zusammengesetzt betrachtet werden kann, und der Rechtsstreit oder die Rechtsverletzung immer nur eine oder die andere von diesen berührt, so sieht man auch den Privatfrieden im Ganzen in einem Falle, wie der vorliegende, nicht als gekränkt an, wenn da, wo es sich um einen Rechtsstreit handelt, die Streitenden sich dem Ausspruch eines Dritten unterwerfen, und dadurch die Herrschaft des Rechts über sich anerkennen, und da, wo eine Rechtsverletzung vorliegt, der Verletzte die Bestrafung der Rechtsverletzung der dazu befugten Gewalt andringt, oder ohne Andeutung läßt. Dagegen wird man allerdings von einer Unterbrechung des Privatfriedens sprechen dürfen, wenn Jemand seinen Rechtsanspruch mit Gewalt geltend zu machen, oder sein vermeintlich oder wirklich verletztes Recht durch dasselbe Mittel herzustellen sucht. Die Möglichkeit eines solchen Mißbrauchs der Gewalt und der daraus entspringenden Privatseiden fest immer ein noch wenig ausgebildetes oder doch ein nicht vollkommen durchgebildetes Rechtsleben im Staate vorans, indem die höchste Aufgabe desselben die ungekranzte Geltung des Rechts, vornehmlich aber die Aufrechterhaltung desselben, jeder gewaltsamen Äußerung der Privatwillkür gegenüber, ist. In den europäischen Staaten des Mittelalters waren solche Fehden etwas sehr Gewöhnliches, und da die Macht der Fürsten nicht ausreichte, sie zu unterdrücken, so vereinigte sich die Kirche mit ihnen, und drohte denen, welche sich während einer gewissen Zeit der Gewaltthätigkeiten nicht enthalten würden, mit kirchlicher und göttlicher Strafe. Den so gebotenen, von Mittwoch Abend bis Montag Morgen dauernden Frieden nannte man den Gottesfrieden (Treuga Dei).

Ist das Zweite der Fall, so besteht der Friede in dem Zustande der Anerkennung der Gesetze, Rechte, Wohnheiten, Staatseinkünften und öffentlichen Gewalten von Seiten der Staatsgenossen. Unterbrochen kann dieser Friede vorwiegend durch Widerstand gegen die Organe des Staates, durch Aufruhr und Aufstand werden, oder dauernd wird er nur durch Anarchie oder Bürgerkrieg gestört; denn die Anarchie ist die Auflösung der Bande, welche die Brodierung eines Staates in den einzelnen Kreisen des bürgerlichen und politischen Lebens zu einem Ganzen verbinden, wie der Bürgerkrieg die gewaltsame Erhebung eines Theils des Volks gegen einen andern ist, sei es nun, daß einer von ihnen die bisher gültige Staatsgewalt vertritt, oder daß er, wie der andere, — was eine völlige Anarchie voraussetzt — dahin strebt, sich an die Stelle der bisherigen Staatsgewalt zu setzen. Der innere Friede wird daher in einem Staate nur dann

herrschen, wenn das Volk sich der herrschenden Gewalt und ihren Organen, sei es freiwillig, oder gezwungen, unterwirft. Das Erste wird aber nur dann der Fall sein, wenn das Volk seine Bedürfnisse durch den bisherigen Rechtszustand und das Verfahren der höchsten Gewalt und der ihr untergeordneten Behörden und Beamten wesentlich befriedigt sieht, oder aus Achtung vor der höchsten Gewalt die Unzufriedenheit unterdrückt, von welcher es bewegt wird. Die Achtung, welche eine solche Wirkung haben soll, setzt immer eine persönliche Beziehung voraus, und ist daher nicht wohl anderswo, als in einer absoluten Monarchie denkbar. — Das Andere nöthigt, um möglich zu sein, anzunehmen, daß die höchste Gewalt durch irgend ein Mittel in den Stand gesetzt wird, den ihr feindseligen Geist im Volke zu unterdrücken. — Die Geschichte liefert eine Menge Beispiele von diesen verschiedenen Zuständen. Wenn wir auch von unserm gegenwärtigen politischen Standpunkte geneigt sein möchten, den Druck für unträglich zu halten, welchen eine Menge von Regierungen europäischer Staaten im 18. Jahrh. ausübten, so war doch in der That die Unzufriedenheit der Völker, die darunter litten, nicht groß genug, um sie zu auffallenden Widersehtlichkeiten oder wohl gar zum Aufstand zu bestimmen. Dagegen ist es nicht zu bezweifeln, daß es vornehmlich die Achtung vor dem Staatsoberhaupt war, welche in Preußen von 1815—1840 den Ausbruch der unter dem Volke herrschenden Unzufriedenheit verhinderte. In Frankreich war es aber keineswegs die Achtung vor der Regierung, welche das Volk nach dem Sturze Ludwig's XVI. in schändlicher Unterdrückung hielt. Dies bewirkte lediglich die terroristischen Maßregeln der Machthaber.

Trotz man nach den speciellen Gründen, aus welchen der innere Friede gestört werden kann, so wird man sie in den bürgerlich-gesellschaftlichen (socialen), in den politischen, den religiösen und den nationalen Verhältnissen zu suchen haben. Indessen ist es begreiflich, wie es auch die Geschichte lehrt, daß zwei, ja selbst drei Gründe zugleich wirksam sein können, wenn sich auch der eine oder der andere vorherrschend zeigt. Die Sklavenkriege in Italien, die Bauernkriege in Teutschland wurden von socialen Uebständen angefaßt. Abtheilung des Jochs der Sklaven, Befreiung von dem Drucke, worunter die teutschen Bauern litten, waren die Ursachen jener Kriege. Nach politischen Bürgerkriegen oder Störungen des innern Friedens dürfen wir nicht lange suchen. Es gibt wenige Länder, welche nicht dadurch öfter erschüttert worden wären. Wir weisen nur auf England und Frankreich hin. Dort wiederholten sie sich so lange, bis die Verfassung eine gewisse Festigkeit erlangt, hier, bis das Königthum vollständig über den toten Adel triumphirt hatte. Unterbrechungen des innern Friedens aus religiösen Ursachen finden wir ebenfalls nicht selten. Sie wurden unter andern in Frankreich durch die Albigenser und Huguenotten, in Teutschland durch die Hussiten und Protestanten hervorgerufen. — Endlich bieten sich uns auch manche Beispiele von innern Friedensbrüchen aus nationalen Ursachen dar. So suchten die mit Germanen vermischten Ueberwohner Spaniens das maurische Joch abzu-

schütteln; in England erhob sich die sächsishe Bevölkerung gegen die normannische, und in der neuesten Zeit sind die Verhältnisse Italiens durch das Streben nach nationaler Einheit zerrüttet worden.

Der äußere Friede ist der Zustand, in welchem die Staaten sich befinden, die einander in ihrem rechtlichen Bestande stillschweigend oder ausdrücklich anerkennen haben, und, wie sie einander anerkennen haben, respectiren. Die stillschweigende Anerkennung geht immer der ausdrücklichen voraus, welche einen bestimmten Act verlangt, worin sich klar ausspricht, daß der eine Staat den andern in der rechtlichen Weise, worin er erscheint, aufzufassen und zu behandeln Willens sei. Ist dieser Friede noch auf keine Weise unterbrochen worden, d. h. hat jeder davon umfaßte Staat sich bisher ohne Störung von Außen für sich zu entwickeln vermocht, so stülzt sich der Friede auch lediglich auf diese Entwicklung, wogegen er, wenn er unterbrochen worden, zu der ursprünglichen Grundlage gewöhnlich noch eine andere erhebt, nämlich eine in den Verträgen bestehende, durch welche die Staaten, welche der unterbrochene Friede feindselig von einander trennte, diesen wiederherstellen. So haben die Verträge der Mächte, welche den westfälischen Frieden schlossen, eine außerordentliche Veränderung in ihrem rechtlichen Bestande hervorgebracht, und dadurch ihrer gegenseitigen Anerkennung eine wesentlich veränderte Grundlage gegeben. — Indessen folgen aus die Unterbrechung des Friedens nicht notwendig solche Verträge. Noth Völker, welche andere mit Krieg überziehen, begnügen sich häufig mit dem Raube, den sie wegschleppen, oder legen höchstens den Besiegten einen Tribut auf, oder verlangen von denselben, daß sie ihnen ihre Entfernung ablaufen. Wir verweisen auf die Tüge der Hunnen, der Angelsachsen, der Normannen.

Die Ursachen, aus welchen Völker den äußern Frieden unterbrechen haben, sind von jeder sehr verschieden gewesen. Raubzüge, um Menschen, oder Herren und andere Güter wegzuschleppen; Festsitzung auf fremden Gebieten; Streitigkeiten über Jagdreviere oder Fischereiareale; verschiedenartige Ansprüche auf ein und dasselbe Rechtsobject; Verleumdungen; Einmischung in die innern Angelegenheiten fremder Völker u. s. w., bietet uns die Geschichte als solche Ursachen dar. Ist ist aber der bloße Vorwand sehr wohl von dem eigentlichen Grunde zu unterscheiden.

Unter civilisirten Völkern war es von jeder Seite, den äußern Frieden nur nach vorhergegangener Kriegserklärung aufzuheben, wenn die Streitigkeiten, welche sich zwischen zwei Staaten erhoben hatten, nicht auf friedlichem Wege ausgeglichen werden konnten. Inzwischen fehlt es doch nicht an Ausnahmen von dieser Regel; sie zeigen uns Unterbrechungen des Friedens in der Absicht, gewisse Zwecke zu erreichen, ohne jedoch mit denen einen Krieg beginnen zu wollen, deren Friede gestört wurde, aber auch den wirklichen Beginn eines Krieges ohne vorausgeschickte Ausrufung des Friedens. So vertrieb Napoleon im J. 1805 den Friedenszustand Preußens, als er eine Armee eigenmächtig durch das königliche Gebiet desselben marchiren ließ, um auf diese Weise seine Kriegs-

operationen leichter in Ausführung zu bringen; aber seine Absicht war nicht Krieg mit Preußen. Dagegen kann man es als den Beginn eines Krieges mit Spanien betrachten, daß er mitten im Frieden, unter allerhand Vorwänden, französische Truppen in jenem Lande anhäufte.

Die civilisirte Völker einander den Frieden förmlich aufzuhändigen pflegen, so stellen sie den durch Krieg unterbrochenen Frieden auch auf eine förmliche Weise wieder her. Dies kann aber nicht anders geschehen, als so, daß die mit einander im Kriege begriffen gewesenen Staaten sich über den ungeklärten Rechtszustand verständigen, welcher fortan unter ihnen bestehen soll. Das Unternehmen, eine solche Verständigung herbeizuführen, wird aber Friedensunterhandlung genannt. Ihr muß natürlich von der einen oder der andern Seite ein Antrag auf Frieden oder Einstellung der Feindseligkeiten und Anknüpfung von Verhandlungen vorausgehen. Ein solcher Antrag würde aber niemals mit Sicherheit gemacht werden können, wenn nicht die damit beauftragten Personen — die Friedensboten — als unverletzlich angesehen, d. h. mitten im Kriege unter dem Schutz und der Heiligkeit des Friedens gestellt würden. Cicero sagt deshalb mit Recht (In Verrem Lib. I.): *Nomen legati ejusmodi esse debet, quod non modo inter sociorum iura, sed etiam inter hostium tela incoluere versetur.* — Selbst die rohesten Völker haben eine, wenn auch nicht ganz klare, Vorstellung von der Nothwendigkeit eines solchen unverletzlichen Charakters. Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, daß da, wo Völker lange neben einander wohnen und mit einander verkehren, gewisse Formen gebräuchlich werden, unter welchen man den Wunsch, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, an den Tag legt, oder womit man die Friedensboten umgibt, um sie als solche kenntlich zu machen. Im Kriege ist es unter den modernen Völkern Europa's Sitte, die zum Parlamentiren mit dem Feinde bestimmte Person von einem Trompeter oder Tambour begleiten zu lassen.

Die Friedensunterhandlungen können von doppelter Art sein, indem sie sich entweder nur auf die allgemeinen Grundlagen erstrecken, worauf der Friedensschluß gestützt werden soll, oder die ins Einzelne gehenden Bedingungen selbst zum Gegenstande haben. In den meisten Fällen verbindet man beide Arten von Unterhandlungen; wo dies nicht der Fall ist, nennt man die allgemeinen und vorausgehenden — Friedenspräliminarien. So gingen die Friedenspräliminarien von Troden, die vom 18. April 1797 zum Abschluß kamen, den speciellen Friedensverhandlungen voraus, welche den Definitivfrieden von Campo Formio zur Folge hatten (17. Oct. 1797).

Der Friedensschluß ist der Act, durch welchen kriegführende Mächte übereinkommen, aus dem Zustande des Krieges in den des Friedens überzugehen, und bestimmen, auf welche Weise dieser wiederhergestellt und aufrecht erhalten werden soll. Er ist ein Vertrag und nach den Rechtregeln zu beurtheilen, welche im Allgemeinen für Verträge bestehen. Demnach kann der Friede nur von denen geschlossen werden, die dazu rechtlich die Befugnis

haben. Es kommt also auf die Bestimmungen an, welche in dieser Hinsicht in den Staaten gelten, welche den Frieden zu schließen beabsichtigen. Wird der Friede von Bevollmächtigten verhandelt, so gilt er doch nur, wenn ihn diejenigen ratificiren, welche zu den Unterhandlungen zu bevollmächtigen das Recht haben, es sei denn, daß die Vollmacht im Voraus das für bindend anerkennt, worüber die Bevollmächtigten übereinkommen. Daher ist es nothwendig, daß jeder der unterhandelnden Theile sich genau von der Vollmacht dessen unterrichtet, welche mit ihm den Frieden zu schließen beauftragt ist. In den absoluten Monarchien haben die Fürsten ohne alle Frage das Recht, den Frieden zu schließen, wie sie das Recht haben, den Krieg zu führen. Auch in verfassungsmäßigen Monarchien pflegen beide Rechte im Besitze des Staatsoberhauptes zu sein. Inzwischen ist das nicht nothwendig; die Verfassungsurkunde kann eine Beschränkung des Einens oder des Andern, oder Beider festgesetzt haben, wie es z. B. früher in Schweden der Fall war, wo bei der Unternehmung eines Krieges die Reichsstände und bei der Abschließung des Friedens der Senat zugezogen werden mußten. In Republiken können die Bestimmungen wegen des Rechts, Frieden zu schließen, sehr verschieden sein. In den nordamerikanischen Freistaaten darf ihn zwar der Präsident unterhandeln, aber, wenn er gültig sein soll, muß der Senat seine Zustimmung dazu geben. — Wie aber zur Gültigkeit eines Friedensschlusses gehört, daß dem, welcher ihn schließt, die Befugnis, dies zu thun, zu fließen müsse, so gehört dazu auch, daß ebenderselbe bezeugt sein müsse, daß er stipuliren, was er zur Vereinbarung des Friedensschlusses macht. Hier aber ist eine doppelte Beschränkung möglich. Entweder nämlich kann das, worüber die Contrahenten zu verfügen beabsichtigen, Eigenthum eines Dritten sein, oder es ist zwar ihr Eigenthum, aber doch nicht in der Weise, daß sie darüber selbstständig verfügen dürften. Der erste Fall ist in Teutichland in einem Umfange vorgekommen, daß er das Grundgeheim einer Menge von Staaten zur Folge gehabt hat, indem sie dazu dienten, die Ansprüche anderer Staaten zu befriedigen. Der zweite Fall kommt unter anderem in England vor. Hier ist der König nicht berechtigt, über irgend ein der Krone gebörendes Gebiet unabhängig zu verfügen. Soll daher ein solches durch einen Friedensvertrag abgetreten werden, so ist die Zustimmung des Parlamentes erforderlich. — Abgesehen hiervon, versteht es sich aber auch, daß nur dann ein Friedensvertrag rechtliche Gültigkeit haben kann, wenn die, welche ihn schließen, sich in einem Zustande befinden, welcher sie fähig macht, mit Bewußtsein, mit Freiheit zu handeln. Der erste Fall scheint keine praktische Bedeutung haben zu können; allein dem ist nicht so. Er kann offenbar nur vorkommen, wenn der Friede, wenigstens von der einen Seite, von einem in Bezug auf Friedensschlüsse unabhängigen Fürsten stipulirt wird, und man könnte meinen, daß der mit ihm contrahirende Staat nicht verburden sei, sich die Nichterfüllung des Friedensvertrags gefallen zu lassen, wenn sich ergeben sollte, er sei in Geistesabwesenheit von jenem Fürsten geschlossen worden, weil man es ja als Pflicht

der Regierung desselben annehmen müsse, dafür zu sorgen, daß das Land nicht durch die Geisteskrankheit des Staats überhaupt gelähmt werde. Aber wenn diese Krankheit nur vorübergehend eintritt, es aber notorisch ist, daß sie den Hüften oft plötzlich des klaren Bewußtseins beraubt, so läßt sich um so eher gegen die Gültigkeit eines in diesem Zustande von ihm vorgenommenen Aktes protestiren, als er ihn unter Umständen vorgenommen haben kann, welche seine Verbindlichkeit nicht gestatten. — Was die andere Forderung betrifft, nämlich daß die den Frieden schließenden sich im Genuße der Freiheit befinden müssen, wenn derselbe als gültig solle betrachtet werden können, so entsteht zuerst die Frage, wenn Jemand als nicht im Genuße der Freiheit befindlich angenommen werden dürfe? Abgesehen von dem Umstande, daß die Freiheit da nicht vorhanden ist, wo das Bewußtsein entweder als ein gestörtes, oder als ein noch nicht vollkommen entwickeltes (bei den Unmündigen) erscheint, selbst sie nur dann dem sonst zum Friedensschlusse Berechtigten, wenn er sich in der Gewalt dessen befindet, mit welchem der Friede geschlossen werden soll. Was das gestörte Bewußtsein betrifft, so ist davon hier nicht weiter die Rede; aber auch die Unfreiheit in Folge der Unmündigkeit kommt hier nicht in Betracht, da den Unmündigen nirgends das Recht eingeräumt wird, Verträge zu schließen. Ist jedoch Jemand im Besitze der Geisteskraft, welche die Freiheit des Handelns bedingt, aber befindet er sich in der Gewalt seines Gegners, so kann er in Bezug auf die Forderung, mit diesem einen Frieden zu schließen, nicht als frei gedacht werden, vielmehr muß man annehmen, daß die Gefangenschaft direct oder indirect einen Einfluß auf seine Willensäußerung ausüben werde. Steht der Friedensschluß in irgend einer Beziehung zu der Gefangenschaft, so daß diese dadurch abgekurzt oder verlängert werden kann, was gegen die Fall sein wird, oder hängt die Behandlung des Gefangenen mit seiner größtem oder geringsten Bereitwilligkeit zusammen, auf die Forderungen seines Gegners einzugehen, so steht er unter dem Einflusse eines Zwanges, der ihn unfähig macht, ganz unabhängig von demselben einen freien Entschluß zu fassen. Abgesehen davon, darf aber auch nicht der Umstand vergessen werden, daß dem Gefangenen die Beziehung mit seinem Staate abgeschnitten ist, welche vorhanden sein muß, wenn er im Stande sein soll, die Lage desselben genau zu beurtheilen und mit Rücksicht auf sie einen Entschluß zu fassen. Mit Recht sagt daher auch Böttel (*Le droit des gens*), daß Franz I. von Frankreich, als er in die Gefangenschaft Karl's V. gerathen war, mit diesem keinen für die Franzosen rechtsgültigen Frieden schließen konnte. — Dagegen wird Niemand die Bedrängnis, worin ihn sein Gegner im Kriege gebracht hat, als einen Grund geltend machen können, den Frieden, welchen er abgeschlossen, nicht zu halten. Wer die Entscheidung eines Streits von dem Kriege abhängig macht, erkennt von vorn herein das Kriegsgesetz als Richter über sich an, und mag sich immerhin belagern, wenn dasselbe sich gegen ihn erklärt, muß sich ihm aber unterwerfen.

Ist eine Macht von andern Mächten im Kriege, in

Gemäßheit eines Bündnisses, unterstützt worden, so werden diese gewöhnlich in den Friedensvertrag mit eingeschlossen, wogegen, wenn mehr Mächte zugleich den Krieg an andere erklärten, jede einen Separatfrieden zu schließen pflegt. Notwendig ist jedoch eine solche Trennung der Friedensverhandlungen nicht, und oft verbietet auch ein besonderer Vertrag der gemeinschaftlich Kriegführenden, auf eine solche Trennung einzugehen, die in der Regel für den einen oder den andern Verbündeten zum Nachtheile ausfällt.

Häufig kommt es auch vor, daß eine dritte Macht sich ins Mittel schlägt, um einen Frieden zwischen zwei kriegführenden Parteien herbeizuführen. Wir nennen ein Verfahren dieser Art Friedensvermittlung, und begreifen leicht, daß es gewöhnlich dann eintritt, wenn die Kriegführenden aus Erbitterung gegen einander, oder um nicht eine Schwäche zu verrathen, einander mit Friedensanerbietungen entgegenzukommen nicht geneigt sind, und daß sich zur Vermittelung nur solche Mächte eignen, welche denen, deren Streit sie vermitteln wollen, überlegen sind, oder doch wenigstens in Rücksicht auf Rang und Ansehen gleich oder nahe stehen. Nur wenn von Monarchien die Rede ist, eignet sich zum Vermittler auch ein solcher Fürst, welcher durch seine Persönlichkeit den streitenden Parteien besondere Achtung einflößt, durch sie also die ihm fehlende Macht oder den ihm mangelnden hohen Rang ersetzt. — Die Friedensvermittlung kann von freien Stücken angeboten, oder aber auch von der einen oder der andern im Kriege begriffenen Macht, oder von beiden nachgesucht werden. Wird sie von beiden Theilen angenommen, was nothwendig ist, wenn sie überhaupt voll stattfinden können, so hat die vermittelnde Macht ein Recht, ihren Rath zu ertheilen und Friedensvorschlüsse zu machen; aber es steht bei den andern Mächten, darauf einzugehen, oder nicht. Ein eigenes Verhältniß der Mediation entsteht dadurch, daß sich Monoparte 1802 in die Streitigkeiten der Schweiz mischte. Er nannte sich zwar nur Vermittler der Schweiz, aber streng genommen trat er als ihr Dictator auf.

Man wird indessen nicht bloß dann von Friedensvermittlung sprechen dürfen, wenn ein Streit zweier Mächte schon in Krieg übergegangen ist, sondern auch dann, wenn er erst in Krieg überzugehen droht.

Wenn mehr oder viele Mächte bei der Wiederherstellung des Friedens theilhaftig sind, so pflegen sich ihre zu Friedensunterhandlungen Versammlungten zu gemeinschaftlichen Beratungen zu vereinigen. Sie bilden also dann einen Friedenscongreg, und es ändert natürlich Nichts an der Sache, mögen sie sich nun dabei der mündlichen oder der schriftlichen Verhandlungen (des Rotenwechsels) bedienen. Nach den Umständen wird bald das eine, bald das andere Mittel in Anwendung kommen. Will man aber manche Vorfragen zu beantworten find, z. B. über den Ort des Congresses, über den Rang der dabei erscheinenden Personen, über die Vollmacht derselben, über die zu wählende Geschäftsform u. s. w., so pflegt wol dem eigentlichen Friedenscongreg ein anderer vorherzugehen, welcher sich mit der Beantwortung jener Fragen beschäftigt, und welchen man, zum Unterschiede von jenem,

oder dem Hauptcongresse, den Präliminatscongress nennt. Auf solchen, wie den andern, können die Verhandlungen zugleich von Hauptvollmächtigten und von Gesandten geführt werden, die einander auch vertreten dürfen; und neben den Verhandlungen, welchen alle Interessenten beiwohnen, können noch besondere unter Einzelnen von ihnen stattfinden. Sene müssen immer unter dem Vorhise eines Vollmächtigten vor sich gehen.

Beinahe schon im Alterthume Beispiele von Congressen vorkommen, so sind sie doch erst in der neuern Zeit recht ausgebildet worden. Wir stellen hier die wichtigsten von denen zusammen, deren Zweck die Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse war. Kurz hinter einander folgten die Friedenscongresse von Cavi und von Gatteau Cambresis (Cercamp). Dort unterhandelte im J. 1557 der Herzog von Alba, damals Vicerönig von Neapel, im Namen Kaiser Karl's V., mit dem Cardinal Caraffa, dem Bevollmächtigten des Papstes, Paul's IV., unter Vermittelung Wendigs und des Herzogs Cosmus von Florenz, einen Frieden, der für den Papst unerwartet günstig ausfiel. Im folgenden Jahre begann der Friedenscongress zwischen Spanien und dem mit England verbündeten Frankreich zu Cercamp in Ariols am 17. Oct. Prinz Wilhelm von Dranien und der Herzog von Alba waren von Spanien bevollmächtigt, von Frankreich der Cardinal von Lezhingen. Außerdem wohnten den Verhandlungen noch bei die verwitwete Herzogin von Kethringen, Kaiser Karl's V. Schwelstochter, drei Bevollmächtigte von England und Abgeordnete des Königs von Navarra und des Herzogs von Savoyen. Im November wurde aber der Congress nach Gatteau Cambresis verlegt, wo der Friede am 3. April 1559 zwischen den drei streitenden Mächten abgeschlossen wurde. Den im J. 1563 zwischen Frankreich II. von Dänemark und Erich von Schweden wegen Überschreitung des bremsbröcker Friedens entstandenen Streit suchte zuerst Kaiser Ferdinand I. und dann Kaiser Maximilian II. durch den Friedenscongress von Rostock, vom 27. Mai bis 18. Juli 1564, zu vermitteln, aber vergeblich. Es gelang erst dem Congress zu Stettin, der vom 1. Juli bis 13. Dec. 1570 dauerte, und auf welchem die Bevollmächtigten von Schweden und Dänemark, des Kaisers, des Kurfürsten von Sachsen und des Königs von Polen erschienen, den Frieden zu Stande zu bringen. — Der Friedenscongress zu Götin, vom 5. April bis Ende des Jahres 1579, welcher die Streitigkeiten zwischen Spanien und den von ihm abgeschlossenen niederländischen Provinzen bemeßigen sollte, wurde unter Vermittelung des Kaisers Rudolph II., welcher den Kurfürsten Jacob von Trier dazu abgeordnet hatte, abgehalten. Philipp II. von Spanien ward von Don Carlos vertreten, die Niederländer hatten elf Abgeordnete gesandt, und im Namen des Papstes war der Erzbischof von Rossano erschienen. Inzwischen führten die Unterhandlungen zu keinem Resultate. Die Friedenscongresse zu Bructen und Bilschin (1588), zu Stolbowa (1617) und zu Bremsbröck (1645) bemeßigten respective die Streitigkeiten um den polnischen Thron zwischen dem schwedischen Prinzen Sigismund und dem Ketzertogte Maximilian von Österreich, den Krieg zwischen

Schweden und Rußland und die Streitigkeiten zwischen Dänemark und Schweden. — Wichtiger war, mit Ausnahme des wiener, kein Congress, als der, welcher den 30jährigen Krieg bemeßigte. Auf den Vorschlag Kaiser Ferdinand's III. und König Philipp's IV. von Spanien waren Götin und Hamburg zu Congressorten bestimmt. Es kamen auch an dem letztern die die Abgeordneten des Reichs und Schwedens 1638 zusammen, und von ihnen, zu denen sich noch französische Gesandte eingefunden hatten, wurden am 23. Dec. 1641 die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Inzwischen wurde allgemein eine Vertilgung des Congresses nach Münster und Denabrück verlangt. In Münster sollten, unter Vermittelung des Papstes, die Bevollmächtigten des Reichs, Frankreichs, Spaniens und der andern katholischen Länder und in Denabrück die des Reichs, Schwedens und der Protestanten, unter Vermittelung des Königs von Dänemark unterhandeln, und am 11. Juni 1643 sollte der Doppelcongress, den man als einen einigen anfab, beginnen. Ein neuer Krieg zwischen Schweden und Dänemark verhinderte aber den Anfang bis in den April 1645, und eine Menge diplomatischer Streitigkeiten über Rangverhältnisse, sicheres Geleit u. s. w. würden die Unterhandlungen noch weit länger aufgehalten haben, wäre nicht im November der österreichische Gesandte, Graf von Trautmannsdorf, erschienen, der durch seine Geschicklichkeit die vielen kleinen Hindernisse zu beiseiten verstand. Außer dem päpstlichen Gesandten Eggi war noch der venetianische Contarini als Vermittler vorhanden. Ein dänischer Vermittler war wegen des Krieges mit Schweden nicht zugelassen worden. Österreich vertraten der Graf von Trautmannsdorf, Dr. Holmar und Krane, Frankreich hatte den Grafen D'Aouar und Serrien gesandt, Schweden den Sohn des Kanzlers Drelierna und Salouus, Spanien und die Niederlande je acht Abgeordnete, und auch von andern Staaten waren Gesandte zugegen. Bis zum 6. Aug. 1648 dauerte der Congress in Denabrück und bis zum 8. Sept. der in Münster. — Dem päpstlichen Frieden ging der Friedenscongress voraus, welcher auf der Saaleninsel im Wabstasflusse im J. 1639 von den Bevollmächtigten Frankreichs, Spaniens, Englands und Portugals gebildet wurde. Am 7. Nov. ward der Friede geschlossen. — Ein anderer jährlicher besuchter Friedenscongress war der zu Oliva bei Danzig, wo zunächst der Friede von Oliva vom 23. April 1660 zwischen Schweden und Polen unter Vermittelung Frankreichs und der Gemächte verhandelt, dann aber auch die Einleitung zu den Friedensschlüssen von Kopenhagen zwischen Schweden und Dänemark und von Karbi zwischen Schweden und Rußland gemacht wurde. — Der Congress zu Breda 1667 vermittelte theils den Frieden zwischen England und Frankreich, theils den zwischen Holland und Dänemark. Dagegen enbte der Congress zu Aachen 1688 den Krieg Frankreichs gegen die spanischen Niederlande. — Von großer Wichtigkeit war der Friedenscongress von Nimwegen, der im J. 1677 eröffnet wurde, dem 1673 zu Götin begonnenen, aber schon im folgenden Jahre aufgelösten folgte, und den von Frankreich in Verbindung mit England, Schweden und andern Mäch-

ten gegen die Staaten von Holland und deren Verbündete — Oesterreich, Spanien, Teutschland, Brandenburg — geführten Krieg beendigte. — Der Friedenscongress zu Altona 1687 führte, unter Vermittelung des Kaisers und der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, denen sich England und die Generalfürsten beigesellten, zur Vermittelung der Streitigkeiten zwischen Dänemark und dem Hause Holstein-Gottorp. — Der Friedenscongress zu Koschwitz, welcher am 9. Mai 1697 begann, fand unter schwedischer Vermittelung zur Beendigung des Krieges zwischen Ludwig XIV. auf der einen Seite und England, Holland, dem Kaiser und dem Reich auf der andern Seite statt. Die dabei erschienenen Abgeordneten des Kurfürsten, des Fürstencollegiums und der Städte des Reichs wurden zu den Verhandlungen nicht zugelassen. — Der Friedenscongress zu Carlswitz ging dem am 26. Jan. 1699 theils zwischen der Pforte einerseits und Oesterreich, Polen, Rußland andererseits, theils zwischen der Pforte und Rußland abgeschlossenen Frieden voraus. — Der spanische Erbfolgekrieg, welchen Frankreich gegen eine große Anzahl Feinde zu führen hatte, mußte durch einen Congress aller Theilnehmigen beendigt werden, wenn sie nicht einzeln beendigt werden sollten. Dieser kam denn auch, nachdem er erst in Gettrudenberg (1711) begonnen hatte, wo aber nur ein Theil der interessirten Mächte vertreten worden war, in Utrecht zu Stande. Hier sungen die Verhandlungen am 9. Jan. 1712 zwischen den französischen, englischen und saporischen Gesandten an, da sich die des Kaisers, der Niederlande, Preussens, Portugals, des Papstes, Venedigs und der andern Mächte erst später einstellten. — Die Congresse zu Rastadt (1713) und zu Baden (1714), wovon jener die Präliminarien feststellte, vermittelten die noch zwischen dem Kaiser und Reich und Frankreich fortwährenden Streitigkeiten. — Zu Passarowitz wurde 1717 der Friede von Carlswitz durch Congressverhandlungen zwischen der Pforte und Oesterreich und seinen Verbündeten, unter englischer und holländischer Vermittelung, zu Stande gebracht. — Der Friedenscongress zu Cambray (1724), wo Oesterreich, Spanien, Sardinien, Savoyen und Parma unter französischer Vermittelung verhandelten, löste sich wieder auf, und der zu Solifons (1728), welcher die dort abgebrochenen Verhandlungen zu beendigen bestimmt war und vom Kaiser, England, Frankreich, Spanien, Hannover und andern besucht wurde, hatte keinen glücklichen Erfolg. — Der Friedenscongress zu Weigrad (1739) und der zu Åbo (1743) beendigten — jeener den Krieg zwischen Rußland und der Pforte, und dieser den Krieg zwischen Rußland und Schweden. — Auch dem Friedensschluß, welcher den österreichischen Erbfolgekrieg beendigte (1748), ging ein Congress vorher, welcher erst im Haag und dann in Aachen abgehalten wurde. Dasselbe war der Fall mit dem hertensburger Frieden vom 15. Febr. 1763, der dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte. — Der bairische Erbfolgekrieg rief den Congress von Teschen 1779 hervor, auf welchem nicht nur Oesterreich, Preußen, Frankreich und Rußland, sondern auch Kurpfalz, Kurland und Zweibrücken durch Gesandte vertreten waren. — Um den Krieg, in welchen England und

Frankreich Nordamerika's wegen verwickelt waren, beizulegen, wurde ein von jenen beiden Mächten, von Spanien, Holland und den nordamerikanischen Freistaaten beschickter Congress zu Versailles gehalten, der 1783 zu mehreren Separatfriedensschlüssen führte. — An demselben Orte versammelte sich ein Congress wegen der Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und der niederländischen Republik, unter Vermittelung Frankreichs (1784), und hatte den Frieden vom 8. Nov. 1785 im Gefolge. — Die Friedenscongresse von Reichensbach (1790), Epilobé (1791) und des Jassy (1792) standen mit einander in Verbindung. Auf dem ersten wurden verschiedene streitige Angelegenheiten, wobei Oesterreich, die Pforte, welche beide mit einander im Kriege waren, Preußen und Polen als die Theilnehmigen vertreten wurden, verhandelt, und führten zu einem Vertrage; aber auch, um die Beendigung des gedachten Krieges, zu welcher es noch nicht kam, zu bewirken, zu dem zweiten Congress, wobei England und Preußen die Rolle der Vermittler übernahmen. Der dritte Congress schließt sich in sofern an den vorigen an, als die Pforte wieder als theilnehmig erschien und dieselben vermittelnden Mächte thätig waren. Durch ihn kam es zum Frieden zwischen der Pforte und Rußland. — Der sogenannte Neutabulationscongress im Haag (1790), welchen Oesterreich, England, Preußen, Holland und später auch das vereinigte Belgien beschickten, hatte keinen Erfolg. — Zur Verhandlung über die Ansprüche, welche Frankreich auf das ganze linke Rheinufer machte, und die zur Bewirkung der vielen Entschädigungen notwendige Secularisation sollte der Congress zu Rastadt dienen, welcher am 9. Dec. 1797 begann. Die Reichsdeputation, der kaiserliche Plenipotentiarius und die französischen Gesandten hielten ihn. Er ward zwar, ohne zum Frieden geführt zu haben, aufgelöst (8. April 1799), und erhielt sich in einem schreckhaften Andenken durch die Ermordung der auf der Heimreise begriffenen französischen Gesandten; aber die auf ihm gemachten Zugeständnisse erleichterten doch den Frieden zu Lunéville 1801. — Dem Frieden von Amiens (25. März 1802) gingen die Congressverhandlungen zu London voraus. Auf dem Friedenscongress zu Bucharest (öffnet December 1811) vermittelten Großbritannien und Schweden den im folgenden Jahre zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Frieden. — Am 5. Febr. 1814 kam ein Congress zu Chaillon-sur-Seine zusammen, welchen die Verbündeten und Napoleon beschickten, um über den Frieden zu unterhandeln. Da es aber dem französischen Kaiser mit dem Frieden nicht Ernst war, so gingen die Gesandten am 19. März wieder aus einander. Inzwischen hatten die vier Großmächte einen andern Congress zu Chaumont gehalten, auf welchem sie am 1. März einen Vertrag schlossen, der den künftigen Weltfrieden zum Zwecke hatte. — In demselben Jahre sollte aber noch der Congress in Wien zusammenkommen, welcher alle bisherigen Congressse an Großartigkeit übertraf, mochte man nun auf die zu ordnenden politischen Verhältnisse, oder auf die Menge der dabei theilnehmigen und vertretenen Staaten sehen; denn es sollten alle Mächte, welche bei dem Kriege zwischen Frankreich und den Verbündeten von der einen

oder andern Seite betheiligt gewesen waren, in der österreichischen Hauptstadt erscheinen. Viele Fürsten, wie die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern, Württemberg und Sachsen, fanden sich persönlich ein. Die Zahl der versammelten Diplomaten, und darunter die berühmtesten jener Zeit, war außerordentlich groß, und verherrlichte die Anwesenheit der Fürsten nicht wenig. Die acht Mächte, welche den pariser Frieden unterzeichnet hatten, nahmen die bedeutendste Stellung ein; denn von ihnen ging der Entwurf der Geschäftsordnung aus. Deutsche und europäische Angelegenheiten sollten getrennt behandelt werden. Man kam nur langsam von der Stelle, und würde noch langsamer vorgerückt sein, wenn nicht das plötzliche Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich zur Eile gedrängt hätte. Am 9. Juni 1815 wurden die 121 Artikel der Haupt- und Schlusssätze des Congresses von den Bevollmächtigten der acht Mächte unterzeichnet, welche den pariser Frieden geschlossen hatten. Nur der spanische unterzeichnete nicht. — Diesem folgte bald der Congress zu Paris, in Folge des erneuerten Krieges mit Napoleon. Nachdem längere Zeit nur Ministerialconferenzen gehalten worden waren, begannen die Verhandlungen und führten am 20. Nov. 1815 zu dem Frieden von Paris. — Der Congress zu Aachen, der sich am Ende des Septembers 1818 versammelte, war gewissermaßen eine Fortsetzung des zu Paris abgehaltenen; denn, abgesehen von einigen andern Aufgaben, hatte er vornehmlich die, das übrige Europa mit Frankreich vollständig auszugleichen. Am 21. Nov. ward er geschlossen. — Die Congressse von Aachen (1819), von Troppau-Laibach (1820. 1821) und von Verona (1822. 1823), wie wichtig sie auch waren, sind doch nicht als eigentliche Friedenscongressse zu betrachten, und gehören daher auch nicht hierher.

Von dem Standpunkte des Rechts kann die Frage erhoben werden, ob, abgesehen von den oben in Rücksicht der Gültigkeit der Friedensschlüsse gemachten Forderungen, noch eine andere, die Art der Friedensbedingungen betreffende, aufgestellt werden müsse, oder, ob es einen Maßstab zur Beurtheilung der Gerechtigkeit eines Friedensschlusses gebe? Der Schein spricht für die Bejahung der Frage. Denkt man sich nämlich den Krieg als einen Proceß, der über einen streitigen Gegenstand mit den Waffen statt mit Worten geführt wird, so scheint es, als ob dem Sieger das streitige Object und außerdem ein Ersatz für den von ihm auf den Krieg gemachten Aufwand (gleichsam die Proceßkosten) zu Theil werden müsse. Ist von einem bestimmten streitigen Objecte die Rede, so liegt diesem Raisonnement offenbar eine gewisse Wahrheit zu Grunde; nur wird man bei näherer Betrachtung darauf Verzicht leisten müssen, eine vollkommen gerechte Ausgleichung des Streites durch die Bedingungen des Friedensvertrags herbeizuführen. Denn wenn auch das streitige Object keine Schwierigkeiten macht, so entstehen nicht zu überwindende, wenn es sich von den Kriegskosten handelt. Nicht einmal die materiellen lassen eine Berückung zu, geschweige denn die persönlichen, d. h. der Aufwand von Menschen, die im Kriege umkamen oder verstimmt wur-

den. Wo daher von dem Sieger nichts Anderes gefordert wird, als die Auslieferung des streitigen Objects und die Ersattung der Kriegskosten, wird zu diesem der Aufwand von Menschen gar nicht gerechnet, und außerdem auf eine kleinliche Abwägung derselben Verzicht geleistet. Wollte man nun aber auch eine solche Ausgleichung als eine gerechte gelten lassen, so würde man doch zugeben müssen, daß sie eben nur in dem angeführten Falle zu erringen sei. Er ist aber offenbar der seltenere. Im Allgemeinen haben die Kriege weit complicirtere Ursachen, oder doch solche, die sich nicht auf ein nach einem andern Maßstabe abzuschätzendes Gut zurückführen lassen. Hält man sich nur an die neueste Zeit, so findet man genug Beispiele dieser Art. Die meisten Kriege, welche gegen die französische Republik und gegen Napoleon geführt wurden, hatten gegen die französische Macht überhaupt, gegen ihre Annahmungen und die willkürlichen Acte, welche sie sich gegen andere Staaten erlaubte, gerichtet. Wie ist es in allen solchen Fällen möglich, den bei den Friedensverhandlungen aufgestellten Forderungen einen gerechten Maßstab zu Grunde zu legen? Sie erscheinen daher willkürlich und werden von dem Sieger bald mehr, bald weniger ausgedehnt. Seine Lage, sein Charakter, seine Kräfte machen sich auf die verschiedenen Weise geltend. Ist wird ein Besiegter nur gestrichen, um ihn aus einem Feinde zu einem Freunde zu machen; oft dagegen wird er fast ganz vernichtet, weil man fürchtet, daß er sich von Neuem erheben und Noth nehmen werde.

Der Friedensschluß, über welchen sich die bisherigen Gegner verständigen, erstreckt sich auf alle zwischen ihnen früher vorgekommenen Friedensschlüsse, wenn sie nicht ausdrücklich aufgehoben oder modificirt werden, und ist von dem Augenblicke an gültig, wo man unter den üblichen Formen über ihn übereingekommen ist. Die in ihm ausgesprochenen Bedingungen werden von da an für beide Theile verbindlich. Dagegen tritt die Verbindlichkeit für die Unterthanen der pacificirenden Mächte erst von dem Augenblicke an ein, wo der Friede ihnen publicirt wird.

Wenn wir hier auf eine historische Darstellung der Friedensschlüsse eingehen, so werden wir uns auf die wichtigsten und unter diesen wieder auf diejenigen beschränken, welche vorgewiesene dazu beigetragen haben, die gegenwärtige Weltlage zu bestimmen. Dem Alterthum werden wir nur einige Bemerkungen, unsern Gegenstand betreffend, zu.

Das Alterthum zeigt uns ein sehr verschiedenes Verfahren der Völker in Rücksicht der Beendigung ihrer Kriege. Die großen Despoten begnügten sich gewöhnlich, wenn sie nicht stark genug waren, ihren Gegner niederzuknechten, sein Land auszulündern, zu veröden und auch wol die Bevölkerung, soweit sie es vermochten, fortzuschleppen. Konnte ihnen aber der Feind keinen Widerstand mehr leisten, oder waren sie nicht aus andern Ursachen genöthigt, den Krieg aufzugeben, so endigten sie ihn meist mit der Eroberung des feindlichen Landes, und da es ihnen nicht beikam, die Sitten, Gesetze, Religionen, Einrichtungen der Besiegten zu vernichten, oder wol gar ihre Sprache zu unterdrücken, so war es möglich, unge-

gen suchen. Im Frieden zu Greysp (18. Sept. 1544) wiederholte Karl die Entsagung dieser Ansprüche, die er schon früher erklärt hatte. — Mehr als 100 Jahre später ward der westfälische Friede geschlossen (1648), der, abgesehen von den Bestimmungen, welche er rücksichtlich der Religionsverhältnisse und der Territorialrechte der deutschen Fürsten enthielt, durch die Beschränkungen mehrerer Länder höchst wichtig wurde. Frankreich erhielt die völlige Oberherrschaft über die drei lothringischen Bisthümer (Zoul, Metz, Verdun) und über Pignerol, das Elsaß, den Sundgau, die Festung Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg; nur sollten alle unmittelbaren Reichsglieder im Elsaß bei ihrer Rücksummittbarkeit gelassen werden. In Schweden sollte Vorpommern mit der Festung Stettin, die Insel Rügen, die Stadt Bismar und die secularisirten Ämter Bremen und Werden abgetreten werden; auch sollte es Eke- und Stimmrecht auf Reichs- und Kreistagen erhalten. Kur-Brandenburg wurde durch die secularisirten Erz- und Hochstift-Verträge, Halberstadt, Minden und Ramin, Medlenburg durch die Bisthümer Schwerin und Rügen, als weltliche Fürstenthümer, und durch die Johanniterkommenden Witrow und Remerow entschädigt, und an Hessen-Cassel wurden die Ämter Hersfeld, als ein weltliches Fürstenthum, und die Ämter Schauenburg, Biedenburg, Sachsenhagen und Stadthagen gegeben. Das päpstliche Haus ward nur zum Theil wiederhergestellt. Baiern bekam die Oberpfalz mit der Kurwürde und die Grafenschaft Cham, sodaß es nunmehr acht Kurwürden gab. — Mit den Türken schloß das deutsche Reich (10. August 1664) zu Passau einen Frieden, oder vielmehr Waffenstillstand auf 20 Jahre, der ihnen Großwardein und Neuhäusel überließ. — In dem mit Frankreich (5. Febr. 1679) geschlossenen nimmerwiegenden Frieden gab dieses das Besatzungsrecht in Philippsburg auf, erhielt aber dafür die Stadt Freiburg von Österreich. Zwischen Brandenburg und Schweden, welches letztere mit Frankreich verbündet gewesen war, kam der Friede erst am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye zu Stande, welcher Brandenburg einzelne Gebietsstücke von Pommern, die Schweden besaßen, verschaffte. — Im schwedischen Frieden, welcher von der Pforte mit Österreich, Rußland, Venedig und Polen abgeschlossen wurde (26. Jan. 1699), erhielt Österreich Siebenbürgen und das Land zwischen der Donau und der Theis, Rußland Asow, Venedig Morea bis an den Isthmus und einige Plätze und Inseln von Dalmatien und Polen das, was die Pforte von Pöbollen inne hatte. — Die Annahmen Ludwig's XIV. hatten indessen bald wieder einen neuen Krieg zur Folge gehabt, der für Kaiser und Reich zu Argwohn am 30. Oct. 1697 durch einen Frieden beendet wurde, in welchem die Franzosen die im Kriege und in Folge der Reunionen gemachten Erwerbungen mit der Bedingung zurückgaben, daß die katholische Religion darin im bermaligen Zustande verbleiben sollte. Kebl und Philippsburg kamen wieder an das Reich, Freiburg und Breisach an Österreich. Auch ward dem Kurfürsten von der Pfalz Zurückgabe alles von Frankreich ihm Abgenommenen, und dem Herzoge von Lothringen die völ-

lige Herrschaft in seine Staaten und Güter, wie sie sein Oheim Karl 1670 befehlen, versprochen. Frankreich erhielt dagegen die Stadt Stralsburg, nebst Ällem, was am linken Rheinufer dazu gehörte. — Mit den Türken kam (26. Jan. 1699) der Friede zu Carlowitz zu Stande, wornach der Kaiser nicht nur alle in Ungarn gemachten Eroberungen behielt, sondern auch Siebenbürgen, Slavonien und die Landstadt Balasza bekam. Temeowar, mit Zubehör, blieb den Türken. — Der Friede zu Baden in der Schweiz (7. Sept. 1714), welcher den spanischen Successionskrieg beendigte, kam ganz aus der Bedingung der spätesten Friedenspräliminarien (6. März 1714) zu Stande. Frankreich gab Freiburg und Breisach an Österreich und Kebl an das Reich zurück, behielt Landau und wüßte in den österreichischen Besitz der spanischen Niederlande, aber mit einer Barriere für die Generalstaaten. — Vier Jahre nachher (21. Juli 1718) kam auch der Friede zwischen dem Kaiser und der Türkei zu Passarowitz zu Stande (auf 24 Jahre). Jener erhielt die Feste und den Banat Temeowar, ganz Serbien mit Belgrad, die Balaschi bis zur Aluta, einen Theil von Kroatien und Bosnien und den türkischen Anteil von Slavonien. — Die Verträge mit Schweden (20. Nov. 1719, December 1720, 10. Sept. 1721) brachten in den Territorialverhältnissen von Teutschland einige Veränderungen hervor. Kurhannover behielt Bremen und Verden, Preußen Stettin und Vorpommern bis an die Perne, nebst den Inseln Rügen und Usedom. — In dem Frieden von Wien (30. April 1725) zwischen Österreich und Spanien garantierte das letztere die von Karl VI. errichtete pragmatische Sanction. — Später aber nahm Spanien, nebst Frankreich und Sardinien, aus dem Streite über die polnische Krone, der den Kaiser veranlaßt hatte, mit 12,000 Mann an die polnisch-schlesische Grenze zu rücken, den Vorwand, diesem den Krieg zu erklären, der erst zwischen Frankreich und dem Reiche zu den Friedenspräliminarien von Wien (3. Oct. 1735) und dann zwischen beiden zu dem Definitivfrieden zu Wien (18. Nov. 1738) führte. Der Kurfürst von Sachsen sollte König von Polen bleiben; Stanislaus Leszinski Lothringen und Bar erhalten, mit der Bedingung des Anfalls dieser Länder an Frankreich; dem Erzherzoge Franz Stephan von Lothringen ward Tokane, nach dessen Erledigung, versprochen; Don Carlos blieb König beider Sicilien, sollte aber an Österreich Parma und Piacenza abtreten; Sardinien bekam vom Mailändischen Viceroy und Tortone und vier Denschaften, und Frankreich versprach die pragmatische Sanction für des Kaisers damalige Besitzungen zu garantiren. Sardinien und die übrigen Mächte traten 1738 dem Frieden bei. — In eben diesem Jahre wurde auch vom Kaiser mit der Pforte auf 27 Jahre ein Friede geschlossen (Belgrad, 18. Sept.). Die Türken erhielten ganz Serbien mit Belgrad und Schabatsch, die österreichische Balaschi und die Insel und Festung Temeowar. — Die nach Karl's VI. Tode beifig bedrängte Königin Maria Theresia schloß mit Friedrich II. von Preußen zu Breslau am 11. Juni und zu Berlin am 28. Juli 1742 die Präliminarien und den Definitivfrieden, welcher Preußen in dem

Besitz von Ober- und Niederösterreich und der Grafschaft Glatz setzte. Nur das Fürstenthum Teschen, die Stadt Troppau, der jenseit der Dupa und in den hohen Gebirgen Oberösterreichs liegende Theil, die Herrschaft Hainersdorf und die andern zu Mähren gehörenden Districte blieben bei Österreich. — Dieses war damals in einen sehr harten Krieg mit Kaiser Karl VII. und andern Mächten verwickelt, welche die pragmatische Sanction angriffen; aber es kämpfte mit großer Anstrengung und zum Theil glücklich, und so kam es zuerst, nach Karls VII. Tode, mit dem neuen Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, zum Frieden zu Regensburg (22. April 1745). Der Kurfürst entsagte seinen Ansprüchen auf die österreichische Erbfolge, trat der Garantie der pragmatischen Sanction bei, versprach dem Großherzoge Franz seine Stimme zur Kaiserwahl und erhielt die verlorenen Länder zurück. In demselben Jahre kam auch noch der Friede zu Dresden, am 25. Dec., zwischen Preußen und Österreich einerseits und Preußen und Kurland, welches mit Österreich verbündet gewesen war, andererseits zu Stande. Friedrich II. war auf die Seite der Gegner der pragmatischen Sanction getreten (Mai 1744), und so mit Maria Theresia in Krieg verwickelt worden. Zu Dresden erkannte er Franz, als Kaiser und die Gültigkeit der böhmischen Wahlstimme an, und Kurland versprach ihm eine Million Thaler zu zahlen; auch begab sich August III. (von Sachsen) Gemahlin aller eventuellen Rechte auf das preussische Schlesien. Mit Frankreich und seinen Allirten schloß die Kaiserin-Königin, nebst ihren Verbündeten, erst im October 1748 den Frieden zu Aachen, welcher dem Infanten Don Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla unter gewissen Bedingungen verschaffte, Sardinien wenig vergrößerte und die Garantie der pragmatischen Sanction, sowie Preußens Besitz von Schlesien zur Folge hatte. — Diesen Besitz sah aber Österreich höchst ungern, und so kam bald wieder, von ihm angetrieben, ein Bündniß gegen Preußen zu Stande, welches, davon in Kenntniß gesetzt, nicht säumte, den Krieg zu beginnen, der erst nach sieben Jahren durch den hubertusburger Frieden (1763 den 15. Febr., ratificirt den 1. März) beendet wurde. Er war, wie der zu Dresden, ein doppelter, und änderte in dem Territorialbesitze der Mächte wesentlich Nichts. — Sechzehn Jahre später (1779, den 13. Mai) endigte der Friede zu Teschen den bairischen Erbfolgekrieg, welchen die Ländersucht Österreichs veranlaßt hatte. Damals erwarb Österreich das sogenannte Innviertel gegen mehr Concessionen an Kurland. — Diese Ländersucht veranlaßte auch Österreich zu einem Kriege gegen die Polen, der durch den Frieden zu Sylowa (4. Aug. 1791) beendet wurde, und den Österreichern einen kleinen Länderzuwachs verschaffte. — Schon im folgenden Jahre begann der Krieg von Frankreich gegen Österreich, welchem sich Preußen anschloß; aber die letztere Macht setzte ihn nur bis zum 5. April 1795 fort, wo sie zu Basel einen Separatfrieden schloß, durch welchen sie an Frankreich ihre Besitzungen jenseit des Rheins bis zum allgemeinen Frieden mit dem Reiche abtrat. Österreich schloß endlich, nachdem die

Friedenspräliminarien zu Roden (18. April) vorausgegangen waren, einen Definitivvertrag zu Campo Formio (17. Oct. 1797). Österreich trat die Niederlande an Frankreich ab, willigte darin, daß dieses die sieben ionischen Inseln, die bis dahin der Republik Venedig gehörten, dessen sollte, entsagte seinen Rechten und Ansprüchen auf die Länder, die es vor dem Kriege in Italien besaß, übergab dieselben an die eisadriatische Republik, die es als unabhängigen Staat anerkannte, und versprach, dem Herzoge von Modena den Breisgau abzutreten. Dafür sollte es Istrien, Dalmatien, die venetianischen Inseln des adriatischen Meeres, die Mündungen des Cattaro, die Stadt Venedig, die Lagunen und die Länder, die innerhalb der österreichischen Erbstaaten, dem adriatischen Meere und einer von Triest durch den Gardasee nach Lacie und von da bis San Giacomo gezogenen Linie lagen, als Entschädigung bekommen. Einige gerühmte Artikel setzten noch andre Territorialveränderungen fest. — Da die Franzosen jedoch diese letztern Artikel nicht in Ausführung brachten, so begann der Krieg bald aufs Neue und dauerte bis zum Frieden von Lunéville (9. Febr. 1801). Österreich übergab seine Niederlande, die Grafschaft Hainersdorf und das Fürstthal, und Aachen, was ihm am linken Rheinufer zwischen Bursach und Bafel gehörte, an Frankreich, und die Herzogthümer Mailand und Mantua an die eisadriatische Republik, wogegen es die Stadt Venedig, $\frac{1}{2}$ des ehemaligen venetianischen Gebiets bis zum Abzweigen der Etsch, Istrien, das venetianische Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln im adriatischen Meere und die Mündungen von Cattaro erhielt. Dem Herzoge von Modena, dessen Land zur eisadriatischen Republik geschlagen wurde, mußte der Kaiser den Breisgau überlassen, und dem Großherzoge von Toscana ward eine Entschädigung in Deutschland versprochen, da sein Land dem Erdbeben von Parma, als ein Theil des Königreichs Parma, zugetheilt wurde. Was Deutschland betrifft, so sollte der Abzweig des Rheins zwischen ihm und Frankreich die Grenze bilden, und den erblichen Reichsfürsten, welche ihre Besitzungen jenseit des Rheins verloren hatten, eine Entschädigung im Umfange des Reichs gegeben werden. Erst durch den Reichsdeputationshauptschluß (25. Febr. 1803) ward diese Entschädigung festgesetzt. Österreich erhielt — es hatte auch noch die Landesvoigtei Detmold an den Herzog von Modena abgetreten — die Bisthümer Trient und Brixen; Preußen die Bisthümer Paderborn, Hildesheim und Münster zum Theil, die Äbteien Hersfeld, Liebfraunburg, Elten, Essen, Werden und Kappenberg, Erfurt und das Eichsfeld, und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar; Toscana die kurfürstliche Würde, das Erzbisthum Salzburg, die Propstei Berchtesgaden und Theile der Bisthümer Eichsfeld und Passau; Palzbairen für seine Verluste jenseit des Rheins und für die Überlassung der Unterpfalz, diebstahl des Rheins an die Entschädigungsmasse die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freisingen und Theile von den Bisthümern Eichsfeld und Passau, 12 Äbteien, 15 Reichsstädte und vier Reichsdörfer; der Herzog von Würtemberg die kurfürstliche Würde, die gefürstete Propstei Ellwangen, zwei Äbteien, mehrere Klöster und

Stifter und neun Reichsfürste; der Markgraf von Baden die Kurwürde, das Hochstift Kognig, die Bisthümer Speier, Straßburg und Basel dieses des Rheins, mehrere päpstliche Ämter und Städte (darunter Heidelberg und Mannheim), die Herrschaft Rade und einen Theil der Grafschaft Hanau-Richtenberg, sieben Reichsfürste und sieben Äbte; der Landgraf von Hessen-Cassel die Kurwürde, mehrere Ämter und Stifter, die Stadt Weiskirchen und das Reichsdorf Holzhausen, mußte aber an die Linie Hessen-Rothenburg eine Rente zahlen; der Landgraf von Hessen-Darmstadt das Herzogthum Westfalen, mehrere päpstliche und mainische Ämter, den Rest des Bisthums Worms, die Reichsstadt Friedberg, die Abtei Seligenstadt und die Propstei Wimpfen; der Kurfürst von Hannover das Bisthum Osnabrück; Braunschweig-Wolfenbüttel für Verzichtleistung auf gewisse Rechte die Abtei Gandersheim und die Prälatur zu Helmstedt; Nassau-Oranien die Bisthümer Fulda und Gorbai als Fürstenthümer, die Abtei Weingarten und die Reichsstadt Dortmund als Grafschaften, und mehrere Äbte und Propsteien. Ebenso erwießen Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, der Herzog von Dänemark, der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, mehrere Fürsten und Grafen Entschädigungen. Der Kurfürst von Mainz ward zum Kurfürst-Erzkanzler ernannt und erhielt das Fürstenthum Aschaffenburg, die Reichsstadt Regensburg und Wehlar, das Bisthum Regensburg und mehrere Äbte, Stifter und Klöster. Dem Fürsten von Thurn und Taxis ward für den Verzicht der Reichsposten am linken Rheinufer und seine bishigen Güter aus verschiedenen Reichsämtern das Fürstenthum Buchau gebildet. Die helvetische Republik erhielt für den Verlust ihrer Rechte auf die in Schwaben gelegenen Besitzungen geistlicher Einrichtungen das Bisthum Eber und die Dietrichsleinsche Herrschaft Traß. — Dem Frieden von Lincolne folgte aber nur eine Waffenruhe von vier Jahren. Im J. 1805 kämpfte Österreich abermals mit Frankreich, aber wieder unglücklich. Der Friede zu Presburg (26. Dec.) schwächte Österreich um drei Millionen Menschen, indem es die Länder jenseit der Alpen an das neue Königreich Italien verlor und andere Besitzungen an Bayern, Württemberg und Baden abtreten mußte, und nur Salzburg mit Berchtesgaden erhielt, wofür der Kurfürst-Erzbischof Würzburg als Entschädigung bekam. War der Friede von Presburg durch die Schwächung Österreichs für Deutschland sehr wichtig, so war es der Friede zu Tilsit nicht weniger durch die Schwächung von Preußen. Er endigte den Krieg zwischen Frankreich und Preußen, dessen Bundesgenosse Rußland gewesen war, und wurde mit diesem am 8. und mit jenem am 9. Juli 1807 geschlossen. Preußen verlor alle seine Besitzungen zwischen der Elbe und dem Rhein, und außerdem einen bedeutenden Theil von Westpreußen mit dem Hochstift und Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Schlesien. Waireuth kam an Bayern, und aus den übrigen abgetretenen Ländern wurde zum Theil das Königreich Westfalen und das Herzogthum Warschau gebildet, welches Napoleon dem Könige von Sachsen gab. Das Departement Bialystok kam an Rußland und Danzig ward Hansestadt. — Den letzten großen Schlag fügte

der Friede von Wien (14. Oct. 1809) Deutschland zu, indem Österreich, welches ihn mit Frankreich abschloß, 2000 OMeilen mit mehr als drei Millionen Menschen verlor. Die Verluste trugen theils im Süden und Südwesten, theils im Nordosten des Staates, und dienten hier zur Vergrößerung des Herzogthums Warschau und Rußlands, dort aber größtentheils zur Bildung eines eigenen Staates, welcher Albanien genannt wurde. Sachsen bekam einige lausitzische, von Böhmen abhängige, Enclaven. — Nach dem unglücklichen Kriege, welchen Frankreich mit Rußland im J. 1812 geführt hatte, lädte das Gnad Deutschland wieder. Die große Coalition gegen Frankreich führte zuerst zum pariser Frieden (30. Mai 1814), welcher den Umfang von Frankreich auf die Grenzen zurückführte, die es 1792 gehabt hat; nur trat gegen damals eine Gebietsvergrößerung von 150 OMeilen hinzu. Die weitere Folge dieses Friedens war aber die Ländervertheilung, welche aus dem Wiener Congresse festgesetzt wurde und aus dem noch bestehenden Territorialverträge der europäischen und deutschen Staaten erkannt werden kann. Nur hat sich das vereinigte Königreich der Niederlande seitdem wieder in zwei Königreiche getrennt, es sind in Deutschland mehrere Verfassungen und Abtheilungen einzelner kleiner Gebiete vorgekommen und in Italien sind durch die neueste Revolution einige Gebietsveränderungen bewirkt worden.

Gehen wir zu Frankreich über und beginnen auch hier mit dem Jahre 1813, so können wir als den ersten wichtigen Friedensvertrag denjenigen bezeichnen, welchen Karl der Fünftzigste mit dem Herzoge der Normandie, Kollo (später Robert genannt), 912 schloß, und welcher diesem gestattete, sich in einem Theile von Frankreich (Normandie) niederzulassen. Denn da später von der Normandie aus England erobert wurde, jene Proving ein Lehen der französischen Krone war, so wurde dies durch ihr Streben, ihre großen Vasallen zu unterdrücken, in langwierige Kriege mit England verwickelt. Einen solchen, durch seinen Erfolg wichtigen Krieg führte Philipp II. August mit Johann von England; denn der letztere ward dadurch genöthigt, einen zweijährigen Waffenstillstandsvertrag einzugehen (1206), welcher festsetzte, daß Philipp vorläufig in dem Besitze der Normandie und Rouen, sowie von Anjou und Touraine bleiben, im Süden der Loire aber die Vasallen und Verbündeten dem Theile angehören sollten, für welchen sie offen die Waffen ergreifen hätten. Erst unter der Regierung Ludwig's IX. von Frankreich erhielt England mehr französische Besitzungen zurück, unter welchen aber die Normandie, Anjou, Touraine, Maine und Poitou nicht waren. Die spätern, mit Unterbrechung geführten Kriege wurden wenigstens für einige Zeit durch den Friedensvertrag von Brethene (1360), der am 24. Oct. bestätigt wurde, beendet. Edward III. gab alle Eroberungen, mit Ausnahme von Calais und Guineas, heraus, und behielt sich bloß Guineas und Poitou, sammt allen Dependenzen, und die Grafschaft Ponthieu, als Erbe seiner Mutter vor. Für die Freilassung des in englische Gefangenschaft gehaltenen Königs Johann sollte ein Lösegeld von drei Millionen Gold-

fronen in sechs Jahren bezahlt werden. Diese Bedingungen wurden aber nie erfüllt. — Als die Könige von Frankreich die Engländer nicht mehr zu fürchten und ihre großen Vasallen nach und nach ganz geschwächt hatten, warfen sie ihre Blicke auf Italien, indem sie auf das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand Ansprüche zu haben meinten. Dies geschah auch von Franz I., dem es 1515 gelang, den Herzog von Mailand, Maximilian Sforza, durch Waffengewalt zu nöthigen, ihm in einem Vertrage von 4. Oct. sein Herzogthum abzutreten. — Die später über Italien geführten Kriege, bei welchen sich der Kaiser betheiligte und die durch sie bedingeführten Friedensschlüsse sind schon oben erwähnt worden. Vorgehen ist hier des Friedens zu gedenken, welchen Heinrich II. mit Eduard VI. von England schloß (24. März 1550), und in welchem der letztere an Frankreich Boulogne gegen die Summe von 400,000 Goldfronen überließ. Der Krieg, welchen derselbe Heinrich mit England und Spanien führte und durch den Frieden zu Cateau-Cambrésis (2. und 3. April 1559) beendet, vertheilte Frankreich von den Engländern Calais und Chinon bedingungsgewise, und ließ es in dem Besitze von Metz, Toul und Verdun, auf deren Herausgabe an das deutsche Reich Philipp II. von Spanien nicht bestand. Die savoyischen Erbverträge versprach Heinrich II. später zurückzugeben. — Der Friede von Nervins (12. Juni 1596), welchen Heinrich IV. mit Spanien schloß, hatte den von Cateau-Cambrésis zur Grundlage, welcher auch bei dem mit Savoyen geschlossenen (17. Jan. 1601) berücksichtigt wurde. Gegenseitige Gebietsabtretungen dienten zur besseren Begrenzung der Länder. In dem mit Spanien 1626 geschlossenen Vertrage mußte dieses das Besitz an Graubünden abtreten und Frankreich behielt sich das Recht des Durchmarsches, und im Frieden von Cherasco (1631) nöthigte Ludwig XIII. den Kaiser und den König von Spanien, Karl von Nevers als Herzog von Mantua anzuerkennen, während er von Savoyen die Feste von Pignerol erhielt. Unter Ludwig's XIV. Regierung war zunächst der pyrenäische Friede (7. Nov. 1659), der den langen Streit zwischen Spanien und Frankreich endigte, von großer Wichtigkeit. Frankreich erhielt bedeutende Gebiete und Festungen in Artois, Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwischen der Maas und Sambre, sowie die Grafschaften Roussillon und Cerbagne, wogegen es, mit Ausnahme mehrerer Plätze und unter Vorbehalt einer Kaufstrafe von Metz nach dem Elfaß, Lothringen zurückgab. Der Friede zwischen Ludwig XIV. und dem Papste zu Pisa 1663, war nur die Folge von Beleidigungen, welche päpstliche Soldaten dem französischen Gesandten zugefügt hatten. Der Papst mußte sich demüthigenden Bedingungen unterwerfen, und erhielt dafür Avignon und Nemaus zurück. Der Friede von Rieda, am 21. Juli 1667, endigte die Streitigkeiten zwischen Frankreich und England und am 31. Juli die zwischen England und den Niederlanden, sowie zwischen England und Dänemark. Zwischen Frankreich und England wurde der Beschluß in Hinsicht der Insel St. Christoph, Montserrat und Abien's angenommen. Im aachener Frieden

(2. Mai 1668) mußte Frankreich gegen den Besitz mehrerer festen Plätze auf die spanischen Niederlande Verzicht leisten. Sechs Jahre später schloß Frankreich mit England den Frieden von Westminster (10. Febr. 1674), und den nimmweger Frieden mit Holland, am 10. Aug. mit Spanien, am 17. Sept. 1675, und mit Österreich und Preussland (s. oben), am 5. Febr. 1679. Holland erhielt Maastricht und mehrere Grafschaften jenseit der Maas zurück, und die alten Handelsverhältnisse mit ihm wurden wieder hergestellt, wogegen im Vertrage mit Spanien Frankreich die Franche Comté beibehielt und 12 feste Plätze mit ihrem Gebiete an der niederländischen Grenze bekam. Der Krieg und die Ländergier Ludwig's XIV. führten Frankreich bald wieder in einen neuen Krieg, welcher durch die Friedensschlüsse zu Rysswil mit England (20. Sept.), mit Spanien und Holland (20. Sept.) und mit dem Kaiser und Reich (30. Dec.) beendet ward. Wilhelm III. von England wurde anerkannt, und mit Spanien und Holland der Besitzstand zur Zeit des nimmweger Friedens angenommen. Zu einem neuen Kriege und zu den Friedensschlüssen zu Utrecht gab die spanische Erbfolge Veranlassung. In den vorläufigen Verträgen vom 22. Juni 1712 wurde die wechselseitige Verzichtleistung des Hauses Anjou auf Frankreich und der französischen Prinzen auf Spanien ausgesprochen. Der Vertrag vom 14. März 1713 zwischen Österreich und Frankreich betraf die Rücknahme Cataloniens und die Neutralität Italiens. Dann folgten die einzelnen Friedensschlüsse am 11. April zwischen Frankreich auf der einen und Großbritannien, den Niederlanden, Preußen, Portugal und Savoyen auf der andern Seite. Frankreich erkannte die Nachfolge des Hauses Hannover in England an, versprach die Schließung des Hafens und der Festungswerke von Antwerpen und trat an den genannten Staat die Hudsonsbai nebst der Meerenge und allem daran liegenden festen Lande, den Meeren, Küsten und Flüssen, sowie seinen Antheil an der Insel St. Christoph, ganz Adiam oder Neuschottland nach seinen alten Grenzen, alle Plätze und Rechte auf Territorien nebst den anliegenden Inseln ab. Damals erkannte beide Staaten auch den völkerechtlichen Grundsatz: „frei Schiff frei Gut“ an. Im Frieden mit den Niederlanden ward diesen die Barriere gesichert, wogegen Frankreich den Besitz von Lille und den verlorenen Grenzplätzen wiedererhielt. Preußen bekam das Quartier von Geldern, und zugleich erkannte Ludwig XIV. die preussische Königskrone und Preußens Besitz von Neuchâtel mit Valengin an, wogegen Preußen an Frankreich das Fürstenthum Orange und die oranischen Güter in der Grafschaft Burgund überließ. Zu Gunsten Portugals verzichtete Frankreich auf seine Rechte auf das Nordcap. Savoyen erhielt Sicilien und die Anwartschaft auf die Nachfolge in Spanien nach dem Aussterben des Hauses Anjou. Der Krieg, welchen Frankreich seit 1756 mit Großbritannien führte, endigte mit dem Frieden von Paris (10. Febr. 1763), in welchem Frankreich allen Ansprüchen auf Neuschottland entsagte und ganz Canada nebst dem Gap Breton an England abtrat, den Mississippi als die Grenze zwischen den britischen Colonien und Louisiana anerkannte,

auf Terreneuwe einen Antheil an den Fischereien mit den Inseln St. Pierre und Miquelon bezieht, in Befinden Granada an England abtrat, welches auch im Besitze der Inseln St. Vincent, Dominique und Tobago blieb und in Afrika den Senegal bekam, wogegen Gorié an Frankreich ebenso zurückgegeben wurde, wie in Europa Minorca an England. In dem Friedensschlusse zu Versailles (Paris) vom 3. Sept. 1763 erhielt Frankreich die Insel Tobago und die Colonien am Senegal von England zurück, gegen welches es im Bunde mit Spanien, den nordamerikanischen Colonien Englands und Holland gekämpft hatte. Der erste Coalitionkrieg, welcher gegen die französische Republik geführt wurde, ward theilweise durch mehrere Separatfriedensschlüsse beendet, wie wir oben in Rücksicht Preussens erwähnt haben. Dem Beispiele Preussens folgte Schweden, indem es sich den 12. Juni 1795 dem bayerischen Frieden anschloß. Am 22. Juli kam zu Umdel der Friede zwischen Frankreich und Spanien zu Stande, und am 28. Aug. schloß sogar der Landgraf von Hessen-Kassel mit jener Macht einen besondern Frieden. In Spanien wurden alle Eroberungen zurückgegeben, nur bezieht Frankreich den spanischen Antheil von St. Domingo. Hesses-Kassel überließ sich zum Reichsfrieden seine Besitzungen am linken Rheinufer an Frankreich. Mit Neapel schloß Frankreich am 10. Oct. 1796 Frieden, und versprach diesem bei Fortsetzung des Krieges die strengste Neutralität zu beobachten. Mit Parma kam ein Friede am 3. Nov. zu Stande. In dem Frieden, welchen der Paps zu Tolentino (19. Febr. 1797) mit Frankreich einging, mußte er diesem Avignon und Venaissien abtreten, die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna der neugebildeten cisalpinischen Republik überlassen, und den Franzosen Ancona's Besiz gestatten. Als am 28. März 1801 Neapel mit Frankreich Frieden schloß, trat es ihm seinen Antheil an Elba, das Fürstenthum Piombino und den Stato degli Presidii ab. In demselben Jahre (8. Oct.) kam auch der Friede zwischen Frankreich und Rußland zu Stande, nachdem am 1. Oct. die Preliminarien eines Friedens zwischen Frankreich und Großbritannien unterzeichnet worden waren. Der Definitivfriede zwischen beiden, und zwischen dem letzten und Spanien nebst der baltischen Republik wurde erst am 27. März 1802 zu Amiens abgeschlossen. Großbritannien gab alle Eroberungen an die drei genannten Mächte bis auf Trinidad und Ceylon zurück; Malta sollte dem Orden wiedergegeben und dessen Neutralität anerkannt werden; den Hohen des Vorgebirges der guten Hoffnung wollte Großbritannien dem Handel und der Schifffahrt aller den Vertrag schließenden Staaten eröffnen; die Pforte sollte Ägypten zurück erhalten; die Integrität des Gebiets der Pforte und Portugals versprach man zu garantiren; Frankreich sollte Neapel und den Kirchenstaat räumen und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der sieben Inseln anerkennen; dem Hause Dranien ward für seine Verluste in den Niederlanden eine Entschädigung in Teutschland zugesichert. Mit der Pforte schloß Frankreich am 25. Juni 1802 einen Definitivfrieden. Zurückgabe Ägyptens an die Pforte, Anerkennung der Integrität ihrer

Besitzungen und der Republik der sieben Inseln, Wiederherstellung der alten Verträge zwischen beiden Mächten, und freie Fahrt für die französischen Schiffe auf dem schwarzen Meere waren die Bedingungen. Noch ehe es zu jenem Frieden mit Großbritannien kam, hatte Frankreich mit Portugal einen Frieden zu Madrid geschlossen (1801), worin das letztere seine Häfen den englischen Kriegs- und Handelschiffen zu verschließen und den Karapantanaba als die Grenze zwischen dem französischen und portugiesischen Guiana anzuerkennen versprach. Der Friedensschlusse von Presburg (1805), von Wist (1807), von Schönbrunn (1809) und von Paris (1814 und 1815) ist schon S. 254 gedacht worden.

Großbritanniens hat schon früher öfter gedacht werden müssen, weil es unter den Feinden Frankreichs eine Hauptrolle spielte; es sind daher hier nur die Friedensschlüsse nachzutragen, die es mit andern Mächten einging und die erst aus einer spätern Zeit herbeizitien, da es noch beschränkt auf das eigentliche England, fortwährend mit innern Unruhen und Bürgerkriegen und wegen seiner Besitzungen in Frankreich zu kämpfen hatte. Erst mit der Ausdehnung seines Handels, mit der Gründung von Colonien und der Erhebung des Hauses Dranien auf den Thron nahm es allmählich mehr Antheil an den Angelegenheiten Europa's und den Weltbegebenheiten. Wir erwähnen zuerst der Wiederherstellung der frühlichen Verhältnisse (im J. 1630) mit Spanien, welche durch die Angelegenheiten des Aufstiehs von der Pforte geführt worden waren. Vierundzwanzig Jahre später schloß der Protector Cromwell mit den Staaten von Holland einen Frieden (5. April) unter so billigen Bedingungen, daß man annehmen muß, es sei ihm vornehmlich um den geheimen Artikel zu thun gewesen, welcher den Einfluß des Prinzen von Dranien zu Schwächen bestimmte war. Der Friede, welchen Karl II. zu Brede (31. Juli) mit den Niederländern und mit Dänemark schloß, war für jene vorthellhaft. Er sicherte ihnen nicht nur Surinam, sondern beschränkte auch zu ihren Gunsten die Navigationsacte. Den Frieden zu Westminster (19. Febr. 1674) mit derselben Nation mußte Karl II. wegen Geldmangels schließen. In dem Frieden, welchen England mit Spanien zu Utrecht (13. Juli 1713) schloß, erhielt jenes von diesem Gibraltar und Minorca und Zugeländnisse wegen der Einfuhr von Sklaven in America (Assiento-Vertrag). Der Friede zu Paris verschaffte England von Seiten Spaniens Florida, wofür Frankreich Louisiana an Spanien abtreten sollte (10. Febr. 1763). Den Anschein nach war der Friede von Paris und Versailles (3. Sept. 1763), zwischen England und seinen Colonien in Nordamerika für das erstere sehr nachtheilig. Es mußte die 13 unabhängigen Colonien für unabhängig erklären. Damals ward auch zwischen England und Spanien und am 20. Mal 1784 zwischen jenen und den Niederländern der Friede geschlossen. England mußte Spanien in dem Besitze von Minorca und ganz Florida lassen; die Niederländer aber mußten an England Negapatnam abtreten. Ein späterer Krieg Englands mit den Friesländern von Nordamerika, welchen der Friede zu Gent (24. Dec. 1814) endigte,

hatte weiter keine Folgen. In der neuesten Zeit geriethen die Engländer auch mit den Chinesen in Krieg, den sie im J. 1847 durch einen Friedensschluß beendigten, welcher ihnen die Insel Hong-Kong als Eigenthum und eine bedeutende Contribution verschaffte, mehrere Häfen des Landes aber dem Handel der europäischen Nationen eröffnete. — Italien wird in politischer Bedeutung besonders durch die Beziehungen wichtig, in welche es mit Teutschland, Frankreich und Spanien kam. Daher sind auch hauptsächlich diejenigen Friedensschlüsse hervorzuheben, welche aus diesen Beziehungen entspringen. Wir verweisen deshalb auf das in Hinsicht Teutschlands und Frankreichs früher Befagte und wenden uns zur pyrenäischen Halbinsel. Hier tritt uns zuerst das eine Zeit lang so mächtige Spanien entgegen, welches, Jahrhunderte lang vielfach getheilt, erst mit der Vereinigung Kastiliens und Aragonsiens eine europäische Bedeutung erhielt. Sie nahm aber um so schneller zu, als schon Alphons V., König von Aragonien, Neapel den Franzosen entriß (1423). Weil aber von Spanien eben das gilt, was wir von Italien bemerkt haben, soweit es Teutschland und Frankreich betrifft, und der andern politischen Veränderungen Spaniens auch schon gelegentlich gedacht ist, so würden wir hier nur noch die Friedensschlüsse Portugals zu besprechen haben, wenn wir nicht auch diese, soweit sie für Europa von Bedeutung sind, schon hätten erwähnen müssen. — Schließlich weisen wir einen Blick auf die Veränderungen, welche in den Verhältnissen der Mächte im Norden Europa's durch die Friedensschlüsse hervorgerufen worden sind. Wir fassen hier Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Preußen und Rußland zusammen, weil eine Trennung derselben eine zu unklare Vorstellung von dem geben würde, was wir im Auge haben. Das Streben aller dieser jungen und lebenskräftigen Staaten war auf Eroberung gerichtet. Dänemark, Norwegen und Schweden hatten außerdem, da sie von verwandten Völkern bewohnt wurden, den Trieb, sich mit einander zu vereinigen, ein Trieb, der aber die Erreichung seines Zieles dadurch erschwert sah, daß Dänern und Schweden in der Vereinigung gern die erste Rolle übernommen hätten, und nicht selten aus Freunden erlitterte Feinde wurden und dann gleichmächtig Norwegen an sich zu ziehen suchten. Abgesehen davon ging Dänemarks Geßitz vornehmlich auf Erwerbungen in Teutschland, während das der Schweden zwar auch diese Richtung nahm, aber doch hauptsächlich den Osten von Europa betraf. Hier nahm Polen früh eine höchst bedeutende Stellung ein und wurde gewiß ein nicht bloß mächtiges, sondern auch ein dauerndes Reich gegründet haben, wenn es nicht so häufig durch innere Zerrüttungen an seiner Befestigung gehindert worden wäre. Seine Gegner waren hauptsächlich in früherer Zeit Brandenburg und Pommern, später die teutschen und Schwertträger, dann Schweden und zuletzt Rußland, Dänemark und Preußen. Die Verwickelungen und die Kriege, welche aus diesen verschiedenen Beziehungen hervorgingen, waren sehr häufig und führten zu einer Menge von Friedensschlüssen, die wir hier kurz angeben wollen. — In dem Frieden von Danzig

(1018), welchen Boleslaw von Polen mit Kaiser Heinrich II. schloß, gab der erstere Böhmen und das meißner Land auf, behielt aber Mähren und die Lausitz. Im J. 1225, am 17. Nov., schloß der Graf von Schwerin nebst seinen Bundesgenossen mit Dänemark Frieden, wodurch das letztere genöthigt wurde, seine Eroberungen in Teutschland bis auf die Insel Rugen herauszugeben und die Eider als die Grenze des dänischen Reichs gegen Süden anzuerkennen. In dem Frieden, welcher 1309 zwischen Dänemark und Dakon von Norwegen zu Stande kam, erhielt dieser Nordbalten als dänisches Lehen. Im J. 1343 vertrat sich Kalmar der Große zu Kalisch mit den teutschen Ritters dahin, daß er Rußland und das Land Dobrzin erhielt, wogegen er an die letzten einen Theil von Pommern mit Danzig abtrat, der nun den Namen Preußen annahm. Der Friede, welchen Waldemar IV. von Dänemark mit den Hansestädten einging, hatte nur die Beseitigung der Feindseligkeiten zur Folge. In dem Frieden, welchen Margaretha, Königin von Norwegen und Regentin von Dänemark, 1395 mit den Herzogen von Mecklenburg und ihren Bundesgenossen schloß, erlangte sie die Freigabe des gefangenen Königs von Schweden, Albrecht. — Durch die Union zu Kalmar (20. Juli 1397) wurden Dänemark, Norwegen und Schweden einem Scepter unterworfen. In dem Frieden am See Wisla 1422 überließen die teutschen Ritter Samogitien an Polen. Noch nachtheiliger war für sie der Friede von Thorn 1466; denn in diesem mußten sie Danzig, Pommern (Westpreußen), Ermland und das Palatinat Kulm an Polen abtreten, und zugleich mußte der Großmeister für einen Theil des eigentlichen Preußens Rußland der Königs von Polen werden. Als Ergänzung dieses Friedensvertrages diente gewissermaßen der 1525 zu Kaslau geschlossene. Der Hochmeister des teutschen Ordens erhielt Ostpreußen als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit. In dem Frieden, welchen 1533 die Polen mit den Lützen schlossen, wurde ihnen die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere und die Oberherrlichkeit über die Wolbau eingeräumt. Im J. 1570, 13. Dec., kam ein Friede zwischen Dänemark und Schweden zu Ålfskär zu Stande, in welchem jenseits Livland bis auf die Insel Osel vector und 200,000 Töhr. Kriegskosten bezahlt. In dem Frieden zu Zapote und Sivierova Borla erhielt Polen von den Moskowitern Poloc mit dem dazu gehörigen Lande zurück. — Der Friede zu Eiröds (1613, den 20. Jan.) gab die von Dänemark gemachten Eroberungen an Schweden gegen 1 Mill. Rthr. zurück. Dagegen behielt Schweden in dem Frieden von Stolbowa, den es 1617, den 27. Febr., mit Rußland schloß, Ingermanland und Karelien. Zwei Jahre darauf gewann Polen von den Moskowitern, im Wassenstillstande zu Dvinsk, Smolensk und Siweri. Im J. 1634, den 15. Juni, im Frieden zu Wisma, entsagte zwar Wladislaus von Polen seinen Ansprüchen auf Rußland, behielt aber Smolensk mit seinem Gebiete, Siwerien und Ascheronigow. Im folgenden Jahre erhielt dagegen Polen im Frieden zu Stumebors ganz Preußen zurück. — Im J. 1645, den 13. Aug., schlossen Dänemark und Schweden einen Frieden zu Bremskrö, worin

Schweden für immer von dem Zolle und von der Bistitation im Sund und auf der Elbe bei Glückstadt befreit wurde und Jämtland, Heröden und die Inseln Gotthland und Hsel abgetrennt erhielt. Welche Folgen der westfälische Friede (1648) für Schweden hatte, ist oben angegeben worden. — In dem Frieden von Below (1657) verzichtete Polen auf die Huldigung, welche der Kurfürst von Brandenburg ihm bisher für das Herzogthum Preußen geleistet hatte. — Ein Jahr darauf, am 26. Febr., ward auch zwischen Schweden und Dänemark ein Friede zu Kskilde geschlossen, in welchem das letzte an jenes Holland, Schonen, Blekingen, Ratus, Brontheim und die Insel Bornholm abtrat, die Zollfreiheit desselben im Sund bestätigte und die Aufhebung des Lehnens des Herzogs von Holstein-Gottorp gegen die dänische Krone aussprach. Dieser Friede ward aber schon 1660, den 27. Mai, durch einen andern modificirt. Im Ganzen legte er den von Kskilde zu Grunde, gab aber den Dänen Brontheim und die Insel Bornholm zurück. Im J. 1661, den 21. Juni, schloß Schweden auch mit Rußland zu Gardis Frieden, in welchem die Herausgabe der Eroberungen und die Wiederherstellung des Status quo vor dem Kriege bedungen wurde. Dagegen gewann Rußland bedeutend in dem Frieden zu Anduzow, den es mit den Polen schloß. Dem wurden Smolensk, Siewier, Gjernigow und die Ukraine jenseit des Dniepr abgetrennt. Auch in dem Frieden vom 18. Oct. 1672 verlor Polen. Es mußte der Florie Podolien, Kaminiw und was es von der Ukraine besaß, zu überlassen versprechen. Allein da der Kampf bald fortgesetzt wurde und die Türkei die Bedingungen des Friedens von Borowno (17. Oct. 1776) nicht erfüllte, so dauerte er bis zu dem carlowitzer Frieden (26. Jan. 1709) fort, in welchem Polen das ihm von Podolien-Entrissene und Rußland Aßow erhielt. — Schweden, welches nicht nur mit Rußland, sondern auch mit dem Kurfürsten von Sachsen, damals Könige von Polen, August II., und mit Dänemark in den sogenannten nordischen Krieg verwickelt war, nöthigte in dem Frieden von Alttranslät (24. Sept. 1706) August, der polnischen Krone zu entsagen und Stanislaus Lesinski als polnischen König anzuerkennen, sein Bündniß mit Rußland aufzugeben, und den Schweden Winterquartiere in Sachsen, Unterhalt und Sold zu geben. — Die Pforte, welche für Karl XII. von Schweden die Waffen gegen Rußland ergriffen hatte, schloß mit diesem den Frieden von Belzin (13. Juli 1711), in welchem die Zurückgabe von Aßow an die Pforte, die Demolirung der neuen Festungen an der Samara, besonders Taganrog, und die freie Rückkehr des schwedischen Königs in sein Land ausbedungen wurden. Der Friede von Constantinopel (16. Apr. 1712) erweiterte den Frieden von Belzin in soweit, als Rußland versprechen mußte, Polen zu räumen. — In dem Frieden, welchen 1720 Schweden mit Polen schloß, wurde August II. von dem ersten als König von Polen anerkannt. Dagegen traut Schweden am 1. Febr. desselben Jahres an Preußen Stettin mit Vorpommern bis an die Perne und die Inseln Wolin und Ustedom ab, wofür es zwei Millionen Thaler von der letzten Macht erhielt; und am 14. Juli entging es

der Zollfreiheit im Sund und bezahlte 600,000 Thaler an Dänemark, welches ihm alle Eroberungen zurückgab. Zugleich ward in diesem Frieden Dänemark von Frankreich und England das Herzogthum Schleswig garantirt und von Schweden versprochen, dem Herzoge von Holstein-Gottorp keine thätige Hülfe zu leisten. Der Friede von Nyßadt (1721, den 10. Sept.) zwischen Schweden und Rußland gab der ersten Macht zwar Finnland zurück und verschaffte ihr außerdem die Summe von zwei Millionen Thalern, aber dagegen mußte sie Heland, Estland, Ingermannland, Karelien, einen Theil von Wiborgien, die Inseln Hsel, Dagow und Moen, und diejenigen, welche an der Grenze Rußlands bis Wiborg liegen, abtreten. — Im J. 1735, den 3. Oct., wurde zu Wien, in Folge des Krieges wegen der polnischen Königswahl, ein Präliminarvertrag zwischen den kriegführenden Mächten geschlossen, welcher dem Kurfürsten von Sachsen die polnische Krone sicherte. Stanislaus Lesinski, der Kronpräsident, sollte Koßingen und Bar erhalten, beides aber nach seinem Tode an Frankreich fallen. Dem Herzoge von Koßingen gab man dagegen die Anwartschaft auf das Großherzogthum Toscana nach dem Aussterben des Hauses der Medici. Dieser Präliminarvertrag ward 1738, den 18. Oct., zu Wien in einen Definitivfrieden verwandelt. — Im J. 1743, den 7. Aug., kam zu Abo ein Friede zwischen Rußland und Schweden zu Stande, welches letztere den Nachbar auf Antrieb von Frankreich betrügt hatte, dem es daran lag, in seinen Unternehmungen gegen Österreich nicht gestört zu werden. Schweden verlor ganz Finnland bis an den Fluß Kymen. — Rußland, welches an dem Kriege gegen Preußen, den man den siebenjährigen genannt hat, Theil genommen hatte, schloß mit demselben 1762, den 5. Mai, den Frieden zu St. Petersburg, in welchem es alle Eroberungen zurückgab. Ebenso kam es in demselben Jahre, den 22. Mai, zu einem Frieden zwischen Schweden und Preußen, welcher den früheren Westfälisch wieder herstellte. Acht Jahre später, den 5. Aug., wurde zwischen Rußland, Österreich und Preußen der erste Theilungsvertrag über Polen abgeschlossen. Rußland erhielt das Land zwischen den Flüssen Dnepr, Duna, Drusch; Österreich die zipser Städte, Galizien und Lodomirien, und Preußen Westpreußen und den Regdistricht, mit Ausnahme von Danzig und Thorn. — Die Erwerbung Rußlands wurde 1774, den 21. Juli, im Frieden von Kutschuk Kainardische, welchen jene Macht mit der Pforte schloß, noch durch Aßow und das Land zwischen dem Dnepr und Bug vermehrt. Und zu dieser Erwerbung kam noch Oczakow und das Land zwischen Dnießer und Niester, welche Besitzungen die Pforte im Frieden von Jassy (1792, den 9. Jan.) an Rußland abtrat. Rußland war inzwischen bedacht, seine Macht vornehmlich nach Westen hin auszuwehnen. Es verlor Polen nicht aus den Augen und griff so sehr in dessen inneres Leben ein, daß es wieder zwischen beiden zum Kriege kam. Preußen schloß sich, beleidigt durch die Vergrößerung Polens, Danzig abzutreten, an Rußland an, und die besiegten Polen mußten sich eine zweite Theilung ihres Landes gefallen lassen (22. Juli 1793). Rußland nahm die Ukraine,

Podolien, die Häfste Wolhyniens und der Wojewodschaften Bract und Komogorob, sowie die Krste von Winsk und Ploet, zusammen 4553 □ Meilen mit drei Millionen Bewohnern. Preußen erhielt die Wojewodschaften Kalisch, Sieradz, Posen, Gnesen, Ranczica, Danzig, Thorn, Gnesenau nebst andern polnischen Territorien, im Ganzen 1061 □ Meilen mit 1,136,000 Menschen. Die Polen, in Verzweiflung, erhoben sich noch einmal, aber sie erlagen sehr bald. Es kam zur dritten Theilung des Landes (1795). Rußland nahm 2185 □ Meilen, mit 1,176,000, Oesterreich 834 □ Meilen mit einer Million und Preußen 997 □ Meilen mit 950,000 Bewohnern. Finis Poloniae. In dem Frieden zu Bukarest zwischen Rußland und der Pforte (1812), der einen längern Kriege folgte, wurde der Pruth zur Grenze beider Reiche gemacht. Da Dänemark, durch seinen Anschluß an Frankreich, mit den Allirten in Krieg gerathen war, den es unglücklich führte, so verlor es in dem Frieden von Kiel (14. Jan. 1814) an Schweden Norwegen gegen Schwedisch-Pommern und an Großbritannien die Insel Helgoland gegen Tranquebar. Dagegen wurde in dem Frieden zu Janower (8. Febr.) mit Rußland, und in dem zu Berlin (20. Aug.) mit Preußen der frühere Besitzstand anerkannt. Inzwischen schloß Dänemark mit Preußen (1815, 4. Juni) einen Vertrag, wonach jenes für Schwedisch-Pommern, welches an Preußen kam, Laubogung einräumte. Der wienr Friedenscongreß (1815) stießte das Königreich Polen, aber in Verbindung mit Rußland und in sehr beschränkter Grenzen wieder her. In dem Frieden von Aukmansschäi (22. Febr. 1828) zwischen Rußland und Persien gewann jenes die Chanate Erivan und Nachitschewan und den Hauptzug des Gebirges Ararat, und erhielt außerdem 80 Millionen Rubel. Endlich schloß Rußland 1829, 14. Sept., auch mit der Pforte Frieden, worin der Pruth von Neuem zur Grenze beider Reiche gemacht wurde, und zwar von da an, wo er das Gebiet der Moldau berührt bis zum Einflusse in die Donau. Von diesem Punkte abwärts sollten aber alle von den verschiedenen Armen des Stroms gebildete Inseln Rußland angehören. Durch die Grenzbestimmung in Asien kam die ganzr Küststrecke des schwarzen Meeres bis an den Kuban, mit dem Darsen von St. Nicola, an das russische Reich. Die sechs von Serbien abgerissnen Districte kamen an dasselbe zurück; die Verhältnisse der Moldau und Walachei wurden auf Grund der ihnen durch frühere Verträge zwischen Rußland und der Pforte eingeräumten Privilegien und Freiheiten weiter bestimmt. Besonders wichtig war aber, daß den russischen Unterthanen im ganzen Umfang des osmanischen Reichs vollkommen und unbedingte Handelsfreiheit zu Lande und zu Wasser eingeräumt und den russischen Schiffen, sowie den Schiffen der Mächte, welche sich mit der Pforte im Frieden befanden, sie mögen nun nach den russischen Häfen des schwarzen Meeres bestimmt sein oder von da her kommen, die Fahrt durch den Kanal von Constantinopel und durch die Dardanellen eröffnet wurde. Außerdem trat die Pforte den Verträgen bei, welche Rußland, England und Frankreich in Bezug auf Griechenland geschlossen hatten, und versprach in 18 Mo-

naten 1/4 Million Dukaten zur Entschädigung der russischen Unterthanen und Kaufleute für der seit dem Kriege 1806 erlittenen Verluste und eine noch zu vereinbarende Summe für die von Rußland ausgewandten Kriegsgefangnen zu zahlen.

Der Friede wird durch jeden Act aufgehoben, welcher den zwischen zwei Staaten bestehenden Rechtszustand verlegt. Wir nennen eine solche Aufhebung des Friedens Friedensbruch. Der Rechtszustand macht sich aber unter den Staaten von selbst dadurch, daß sie einander stillschweigend oder ausdrücklich in einem bestimmten Umfange von Rechten anerkennen, oder er wird durch die Friedensschlüsse und andern Verträge, die sie mit einander schließen, begründet. Der Friedensbruch kann deshalb auch als ein zwiefacher angesehen werden, weil er entweder in das auf die eine oder in das auf die andere Weise zur Anerkennung gekommene Rechtsgebiet eingerissen kann. Natürlich kann die Rechtsverletzung eine negative und eine positive sein, sobald sie Vertragsbedingungen betrifft, worüber zwei oder mehrere Staaten übereingekommen sind: das Eine, wenn gewisse Verpflichtungen, die der Vertrag enthält, unterlassen werden; das Andere, wenn gegen gewisse, von ihm gesetzte, Schranken gestreift wird. Nicht alle Handlungen eines Staates, welche sein gutes Vernehmen mit einem andern Staate fördern, sind aber als Friedensbrüche zu betrachten. Schließen sie keine Rechtsverletzung ein, so dürfen sie nicht als solche angesehen werden. Wenn ein Staat seine Grenze gegen einen andern befestigt, wenn er an derselben mehr Truppen, wie gewöhnlich sammelt, wenn er die Waaren des andern Staates nicht zuläßt, oder mit einem Grenzsolle belegt, ist er vollkommen in seinen Rechten, wenn er sich nicht etwa durch einen Vertrag zu dem Gegentheile verpflichtet hat.

Schließlich ist nur noch von der Idee des ewigen und vollkommenen Friedens zu sprechen. Mit welchen Gründen man auch den Krieg im Allgemeinen zu verheerigen suchen mag, immer wird man nicht umhin können, ihn auf die Unvollkommenheit der Menschen zu stützen: entweder auf die Unfähigkeit derselben, oder auf ihren Mangel an gutem Willen, sich über eine unter ihnen entstandene Streitfrage auf friedlichem Wege zu verständigen, oder auf ihr Bedürfnis, durch große und gewaltthätige Erschütterungen und Kämpfe ausgerichtet und gehindert zu werden, in Schlafheit und Weichlichkeit zu verfallen und darin unterzugehen. Wenn also der Beruf der Menschen, sich Schritt vor Schritt immer mehr zu vervollkommen, mithin auch die hier zugefallenen Mängel ihrer Natur allmählig ganz abzutun, anerkennen muß, so wird man auch die Nothwendigkeit der Idee eines ununterbrochenen und vollkommenen Friedenszustandes einräumen müssen, weil diese Idee, um wirklich zu werden, ja nichts anderes fordert, als daß die Menschen die besondern Mängel ihrer Natur beseitigen sollen, welche den Krieg unter ihnen entstehen und sogar als etwas für die Nothwendigste anerkennen lassen. Mit der Idee sind aber auch nicht die Vorschläge zu ihrer Verwirklichung gerechtfertigt. Daß man denjenigen als einen sehr vermutheten wird be-

zeichnen müssen, welcher eine vollkommene Isolirung der einzelnen Staaten fordert, unterliegt wol gar keinem Zweifel. Abgesehen davon, daß er mit der Vernunftbestimmung der Menschen im entschiedensten Widerspruch steht, ist er auch äußerlich unausführbar, weil mehr, ja viele der vorhandenen Staaten sich nur durch den Verkehr mit andern Staaten zu erhalten im Stande sind, und selbst ihre in der Absicht unternommene Vertheilung, sie zu ihrer Selbstgenügsamkeit fähig zu machen, doch nur für eine bestimmte Zeit dem Zwecke entsprechen würde. Gernso wenig aber dürfte der entgegengelegte Vorschlag, welcher darin besteht, über die ganze Erde das Recht einer Republik zu verbreiten, sich des Beifalls zu erfreuen haben; denn wir jener das Volkseisen auf eine widernatürliche Weise besondert, hebt dieser in einem der wesentlichsten Punkte die von demselben geforderte Besondrung auf. Inzwischen mag zugegeben werden, daß die Forderung der einzelnen Völker, in ihrer Besondrung allein die Richter über die Streitigkeiten zu sein, worin sie mit andern Völkern gerathen sind, und sie durch die Gewalt der Waffen zu entscheiden, wenn sie durch Unterhandlungen zu keiner befriedigenden Entscheidung gelangen können, eine Entwicklungslstufe der Menschheit voraussetzt, deren Überwindung die Vernunft verlangt, welche höher steht als die Volkseindeutlichkeit. Weil aber die Menschheit noch auf dieser Entwicklungslstufe steht, ja, weil sie uns bis jetzt auch nicht einmal von fern die Aussicht auf eine Überwindung derselben erkennen läßt, ist es begrifflich, daß jeder Vorschlag, den ewigen Frieden herbeizuführen, beidem mehr die Schwierigkeiten herausstellt, welche demselben entgegenstehen, als die Hoffnung erweckt, jemals zu ihm zu gelangen. Gegenwärtig zeigen sich aber auch in der That jene Schwierigkeiten noch von einer solchen Bedeutung, daß sie den ewigen Frieden nur als einen Traum, als einen frommen Wunsch ausfauchen lassen. Aber das hindert nicht, an ihr allmähliches Verschwinden zu glauben. Nur möchte die Bedingung des ewigen Friedens nicht sowohl in einer alle Völker umfassenden Organisation, als in der sich mehr und mehr verbreitenden Herrschaft des Gedankens von der Unvernünftigkeit des Krieges, unterstützt von dem an Kraft zunehmenden Weltbürgerthum, zu suchen sein. Damit hängt nicht notwendig die Verschärfung des Volksthum zusammen, wie die Krieger des Individualismus, seine Streitigkeiten nicht der Gewalt der Waffen, sondern der Stärke der Gründe zu unterwerfen, keineswegs auf eine Schwäche des Charakters hinweist. Durch mehrere Ideen der neueren Zeit, die sich schon eine gewisse Geltung verschafft haben, ist der Weg zu einer immer größeren Beschränkung des dem Kriege überlassenen Gebiets auch schon gebahnt. Wir rechnen dahin die innere Selbständigkeit der Staaten, welche die Einmischung fremder in ihre Angelegenheiten verbietet; die Anerkennung des Rechts der Nationen, ein eigenbüthlich politisches Leben zu entwickeln; die Idee solcher Verfassungen, welche die subjectiven Interessen der Mächte nicht als Ursachen von Kriegen gelten lassen. Abgesehen davon trägt auch die große Verleinerung des Kerkers unter den Völkern dazu bei, den Frieden unter ihnen zu erhalten, in-

dem sie die schroffen Gegensätze, welche sie trennen, immer mehr verschwinden macht, und die Nachteile vermindert, welche aus den Kriegen entspringen. Mit dem meißten Fleiße ist dieser Gegenstand von J. B. Sartorius in der gekrönten Preischrift: Organon des vollkommenen Friedens (Zürich 1837), behandelt worden, und da sie nicht ohne Geist und Scharfsinn verfaßt ist, so mag sie hier vornehmlich empfohlen werden. (Eisenl.)

FRIEDE, Orden des Friedens und des Glaubens, l'ordre de la paix et de la foi. Den stiftete der Erzbischof von Aachen, Bischof von Cambray, im J. 1229, und zwar zur Bekämpfung der Rittersorden genannten-Strasensräuber und Abenteuerer, der Abigener und aller dergleichen, welche Kirchengüter genommen, um sie zu behalten. Aber schon nach 32 Jahren wurde dieser Orden, von dessen Großmeister, Wilhelm von Marra, wieder aufgehoben, und ein Theil seiner Besitzungen dem Mönchsorden der Feuillants einverleibt. (F. Gottschalk.)

FRIEDBURG. 1) Im mannsfelder Seckelreie, Regierungsbegirt Werkburg, Dorf an der Saale mit 600 Einwohnern, in der Nähe mit einer Kupferhütte und Salpetersiederei. Klopstock's Vater hatte das Amt daselbst gepachtet, und Klopstock verlebte dort im freiesten Ratusen leben frühlich seine Knabenjahre. — 2) Im Hannoverschen in der Provinz Ostfriesland ein Amt mit 4600 Einwohnern, hat wenig guten Boden. (H.)

FRIEDECK. Rinderherrschaft im österreichischen Schlesien, tscheher Kreis, mit 17,000 Einwohnern in 26 Dörfern. Die Hauptstadt darin an der Drahawa heißt ebenfalls Friedeck, hat 2700 Einwohner, die hauptsächlich Tuchweberei und Handel treiben. Es hind hier ein Schloß, eine Wallfahrtskirche, zwei Hospitäler. (H.)

FRIEDEL (Johann), geb. am 17. Aug. 1753 zu Terebowar, widmete sich dem Theater und war längere Zeit Schauspieler in Berlin, später in Wien bei der Schlanderschen Gesellschaft, zuletzt Director einer Schauspielertruppe zu Klagenfurt in Kärnten. Er starb im April 1789. Friedel war auch Dichter und Schriftsteller im Fach der schönen Literatur. Als Poet zeigte er sich in Dven auf das Namensfest der Maria Theresia (Wien 1775.) und Joseph's II. (Ebenb. 1775.) Anonym gab er Betrachtungen in der Einsamkeit (Brann 1778.), eine Wochenchrift unter dem Titel: Troppauer Kleinigkeiten (Troppau 1777.), Khapsodien (Berlin 1779.) und andere kleine Schriften heraus. Besonders Glück machte das von ihm verfaßte Werk: Leonore, das er auf dem Titel mit für einen Roman, sondern für eine wahre Geschichte ausgab. Es erschien in Brieskow am Berlin 1780—1781 in zwei Octavbänden, und ward zu Haag 1788 ins Holländische übersetzt. Mit den Buchstaben E. F. v. E. bezeichnete er sich auf dem Titel einer von ihm herausgegebenen Sammlung hinterlassener Briefe des Herrn von Hoffnungsreich. (Halle 1780.) Seine Fragmente über die Literaturgeschichte der Preter war die Übersetzung eines lateinischen Werks des Baron Remigius von Remisne, F. F. Gesandten zu Berlin. Friedel begleitete dies Werk, das 1782 ohne Angabe des Druckorts erschien, mit einer Lebensbeschreibung des persischen Dichters Saadi. Ein

längerer Aufenthalt in Wien bot ihm reichhaltigen Stoff zu Briefen verschieden Inhalts, die er aus der Kaiserstadt an einen Freund in Berlin richtete. Diese Briefe, eigentlich zu Presburg, nach der Angabe auf dem Titel aber zu Leipzig 1783 gedruckt, wurden dort 1785 zum dritten Male aufgelegt. Verwandten Inhalts waren die von Friedel herausgegebenen historisch-philosophisch- und statistischen Fragmente, die österreichische Monarchie betreffend. (Klagenfurt 1788.) „Den Freunden der Wahrheit“ hatte er, nach einer Angabe auf dem Titel, eine Sammlung gedruckt und ungedrucker Schriften gewidmet. (Wien 1784.) Noch sind, ihres phantastischen Charakters wegen, seine 1785 ohne Angabe des Druckorts erschienenen „Briefe aus dem Monde“ zu erwähnen. Als dramatischer Dichter versuchte er sich nur einmal, doch nicht mit sonderlichem Erfolg, in dem Lustspiel: Der Fremde. (Wien 1785.) An dem Theaterjournal, das zu Prag in den Jahren 1772 und 1773 erschien, hatte er einigen Antheil. Aufträge von ihm finden in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung *).

FRIEDENSBERG. 1) Ein prächtiges Kloster der Kamaluliten in Kitzbuen, nicht weit von Koenno (ober teusch, Kauen), auf einem Berge an der Willa, mit einer sehr schönen Kirche und reich ausgestatteten Bibliothek. Es ward im J. 1674 von dem Grafen von Paz und seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Mailly, gestiftet und hat an Reichthum und kostbaren Werken der Kunst seines Gleichen. Es gehört jetzt zum russischen Gouvernement Wilna. (J. C. Petri.)

2) Ein Missionsplatz der Brüdergemeinde auf der dänisch-westindischen Insel St. Croix, im J. 1834 mit 2433 Bewohnern, einschließlich 1008 Gemeindefreien.

(v. Schubert.)

FRIEDENSFELD, ein Missionsplatz der Brüdergemeinde auf der dänisch-westindischen Insel St. Croix, im J. 1834 mit 2433 Bewohnern, einschließlich 1008 Gemeindefreien.

(v. Schubert.)

FRIEDENSKUSS, war unter den gebräuchlichsten Cerimonien des christlichen Alterthums diejenige, die am besten fromme Verehrung und ehrsüchtige Liebe erzeuget, sowie aufrichtige und herzliche Bruderliebe und recht freundschaftliche Zuneigung ausdrückte. Der Kuß im Allgemeinen als Ausdruck des Wohlwollens, persönlicher Gewogenheit, liebevollen Zugesangs war natürlich bei Begrüßungen, bei Ausbrüchen heftigerer Zärtlichkeit und Freuden oder Dankesbezeugungen schon bei den Hebräern üblich (1 Mos. 33, 4. 2 Mos. 4, 27. 18, 7. Tob. 7, 7), doch nur selten ähnelte er dem Friedenskuße der spätern christlichen Sitte (2 Sam. 20, 9) in tief inniger Empfindung einer religiösen Weihe. Paulus nennt diesen Friedenskuß *q-khuzay ayon* (Röm. 16, 16. 1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. 1 Theß. 5, 26), als ein mit dem Grusse verbundenes unveränderliches Erkennen der in Gottseliebe gebilligten christlichen Bruderschaft, ebenso Petrus

(1 Petri 5, 14) *q-khuzay ayon* als Zeichen christlicher Bruderliebe. Grüßen und durch den Kuß begrüßen wurde deshalb von Anfang der christlichen Kirche sonenam gebraucht; *ayon* *ayon*, grüßen, freundlich aufnehmen, liebevoll umfassen, küssen; *ayon* *ayon*, Gruss und Kuß, als Zeichen des Friedenswunsches (Tertull. lib. de Orat. c. XIV. osculum pacis — tamquam signaculum orationis); *ayon* *ayon*, Frieden wünschen durch Rede und Kuß, soviel als *ayon* *ayon* (Concilii Laodiceni, can. XIX. und Zonaras comment. ad h. c. fed. Paris. 1618.) fol. p. 346. — Constit. Apost. VIII. c. V.) Man sah darum auch, wie sich das in *ayon* von selbst ausdrückt, diesen Friedenskuß als unzweideutiges Zeichen reiner Herzlichkeit an. Theophrastus nennt ad 1 Cor. 16, 20 *ayon* *ayon*, *ayon* *ayon*, *ayon* *ayon*, *ayon* *ayon* — „dann deshalb“ — fährt er fort, „wird dieser Kuß gegeben, damit er ein Feuer der Liebe entfacht, damit er hingebende Liebe entzünden lasse, damit wir so uns selbst lieben, wie Brüder sich unter einander lieben, wie Söhne ihre Väter, Väter ihre Söhne: ja noch weit mehr; denn jenes ist der Natur, dies der Gnade Werk.“ Dionys. Areopagita nennt ihn aus gleichem Grunde: *ayon* *ayon* — v. de eccles. hier. c. III. sect. VIII. — Cyprianus ferner mit Rücksicht auf die heilige Scheu vor seinem Misbrauch den Athanasius, orat. in prodiit. Judae, Tom. II. p. 672 [edit. Paris. 1627.] fol. in den größten Farben (schilbert) *ayon* *ayon* *ayon* *ayon*, sermo de prodiit. Judae, c. homil. XXX. (= osculum maxime tremendum), und Clemens Alexandrinus mit Hinsicht auf das Geheimnißvolle der durch ihn sich anerkundenden und sich mittheilenden grossenbrüderlichen Liebe *ayon* *ayon*, in Paedag. III, ix. Wo nur die großen Meistern der göttlichen Gnade verwaltest wurden, da war denn auch recht eigentlich seine Hauptstelle. Mittheil finden wir ihn hauptsächlich als wesentliches Moment bei der Eucharistie (dem sogenannten Liebesmahle), wo er aus freiem Verlangen wol sehr noch gegeben wird. E. Constit. Apost. VIII, ix. II, iiii; *Cyriil Hieros.* Catech. myst. V; *Justin. M.* apolog. II.; *Chrysost.* hom. LXXVII. in Johannem; *id.* de compunctione cordis I, ad Matth. V, 23, 24; *Augustin.* sermo de vigil. Pasch. etc. — Häufig so Dionys. Areopagita bei Ermahnungen der *ayon*, d. h. congregatio populi, communio Christianorum et conventus Christianorum et communicatio sacra eucharistiae; siehe z. B. de eccles. hierarch. III. und hierzu des Paraphrasen Pachomius Contemplationes. (Die betreffenden Stellen finden sich in *Saunders* thesaurus ecclesiasticus mitgetheilt; s. auch *Fennell* libri V, adversariorum sacerdotum daselbst lib. III, vii.) Er blieb außerdem am gebräuchlichsten bei Receptionen, bei Ordinationen, bei Confirmationen. Die Sitte, ihn den Todten vor dem Begräbniß noch zu geben, verschwand schon auf kirchlichen Befehl nach dem ersten Jahrhunderten in der katholischen Kirche. — Etwas dem Friedenskuße Ähnliches war das *ayon* *ayon* *ayon*, osculum sponsorum, ein heiliges Symbol höherer, freundschaftlicher Liebe, wofür der Kuß noch heute den Heimauren gilt. — Der

*) Vergl. Breusel's Verkon der vom Jahre 1750 — 1800 verkörnten deutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 511 fg. Rosmann's literarisches Handwörterbuch der verkörnten deutschen Dichter. S. 254.

Ausdruck *pacem osculari* war im Mittelalter bei den Rassen im Gebrauch; es ist hier nicht sowohl gleich dem *pacem osculando* dare, sondern vielmehr gleich *paci nam s. sacram osculari*, f. darüber *Duoange*, Glossarium s. v. *pax*.

Friedensrichter, f. England Bd. 44. S. 375. Frankreich Bd. 47. S. 397 und Schiedsman.

FRIEDENSTHAL, ein Wiesenplatz der Bräutigamsgemeinde auf der dänischen Insel St. Croix, einer der kleinen Antillen; im J. 1834 mit 2132 Bewohnern, einschließlich 777 Communicanten. (v. Schubert.)

FRIEDERICI (Daniel Gottlieb), geb. am 20. März 1767 in Berlin, bildete sich zum Architekten und erhielt die Stelle eines Baupinspectors bei dem Hofbauamt in Potsdam. Im J. 1798 ward er bei dem Gouvernament in Berlin als Bau Rath ange stellt, und 1809 erhielt er den Charakter eines königl. preuß. Regierungsbauraths. Er starb in Berlin am 8. Juli 1826, allgemein geschätzt wegen seiner gründlichen architektonischen Kenntnisse. Die ökonomische Baukunst war ein Hauptgegenstand seiner Studien gewesen. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe des dritten Bandes von Gilla's Handbuch der Landbaukunst, wodurch die brauchbare, durch den Tod des Verfassers unterbrochene Werk vollendet ward. Dieser dritte Band erschien zu Berlin 1811, mit vielen Kupfern. Durch einen faßlichen Vortrag und selbst durch Eleganz des Stils empfahlen sich die von Friederici herausgegebenen Sammlungen nützlicher Aufsätze, die Baukunst betreffend. Die einzelnen Jahrgänge dieses Werks, das zu Berlin 1799—1803 erschien, enthalten mehr lehrreiche, als vieljährige Erfahrung gegründete Aufätze, so unter andern in dem Jahrgange 1798, Bd. 1. S. 53 u. f. die Beschreibung einer Prachtpforte; 1799, Bd. 3. S. 98 u. f. Beitrag zu den Anleitungen, mit getrockneten Lehmziegeln zu bauen, und insbesondere über die Verbindung der Frontmauern von gebrannten Steinen mit den innern Echelemauern von Lehmziegeln; 1800, Bd. 2. S. 77 u. f. Praktischer Beitrag zur Konstruktion der Gewölbe; 1803, Bd. 1. S. 47 u. f. Beschreibung zweier Krabbe. Ein vielfach bleibendes Werk war die von Friederici zu Braunschw. 1799 herausgegebene Anleitung zur Ausmessung und Berechnung der bei dem gemeinen Bauwesen vorkommenden Längen, Flächen und Körper, nach zwölftheiligen Maßen, für diejenigen Bauherren und Professionisten, welche nicht die Geometrie, sondern nur die sogenannten Species der Rechenkunst und die Regelbetr. verstehen. Dies Werk ist mit mehreren Kupfern geziert. Mit seinen christlichen Verdiensten vereinigte Friederici eine unerschöpfte Reichlichkeit in seinem Charakter als Mensch. Schon sein Äußeres, seine einnehmende Gestalt und ausdrucksvolle Physiognomie dienten ihm zur Empfehlung. Durch eine gewisse Beharrlichkeit, die ihn überall seinen eigenen Weg verfolgen ließ, galt er Mitunter für einen Sonderling; doch erwarb er sich viele Freunde durch seine harmlose Seiterkeit und seinen Wit und Humor in geistlichen Kreisen *).

*) Berol. Mag. d. gelehrten Berlin S. 68. Den Reinen Rechenk. der Zuschn. Jahrg. IV. 2. St. S. 936.

FRIEDLAND, preussische Stadt im gleichnamigen Kreise der Provinz Ostpreußen, am linken Ufer der Alle, 6 1/2 Meilen südlich von Königsberg und 3 1/2 Meilen südwestlich von Wehlau gelegen, hat 268 Häuser und gegen 2300 Einwohner, die sich zum großen Theile vom Ackerbau und dem Ertrage eines nicht unbedeutenden Viehstandes nähren. Außerdem bieten ihnen noch Holzwasser, Zöpferei und Getreide gute Erwerbsquellen.

Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807. Das Operationsobject des Generals Bennigsen, mit der russischen Hauptarmee und einem preussischen Corps unter dem General l'Esclap, die auf der langen Linie an der Alle, Passarge, Mogat und der untern Weichsel in Cantonirungen und Lagern stehende französische Armee zu überfallen und einzeln zu schlagen, war in den ersten Tagen des Juni gescheitert, und dem Kaiser Napoleon war es dagegen gelungen, sechs Corps in Ostpreußen, das dritte (Davoust), das vierte (Soult), das sechste (Reu), das achte (Mortier), das zehnte (Kannes), das Wanderscorps und die Reservecavalerie nicht nur in sich schnell zu versammeln, sondern ihnen auch eine solche Direction zu geben, daß er sich getrauen durfte, gegen Bennigsen die Offensive zu ergreifen. Schon am 9. Juni wurde die unter dem Fürsten Bagration über Guttstadt auf das linke Ufer der Alle vorgeschobene russische Avantgarde bald zurückgeworfen, und als Napoleon darauf mit einigen Corps weiter vorbrang, zog Bennigsen auch die übrigen bei Guttstadt übergangenen Truppen auf das rechte Ufer wieder zurück, um mit der ganzen Armee auf das linke bei Heilsberg hervorzubrechen, von wo seine Operation ausgegangen war, und sie dort auf einem die Annahme einer Schlacht begünstigenden Terrain aufzustellen. Napoleon griff sie hier am 10. vergeblich an, weil er an diesem Tage nur einen Theil seiner Armee hatte heranziehen können, und versuchte sich, obgleich am 11. fast alle seine Corps in der Nähe von Heilsberg eingetroffen waren, nicht mehr an der dortigen starken Stellung der Russen. Wahrscheinlich scheute er, in der Erinnerung an Eylau, die Opfer, die ihm dies hätte kosten können, und wollte auch abwarten, was Bennigsen etwa ferner unternehmen würde, um dann erst einen Hauptschlag gegen ihn zu führen, wenn ein besserer Erfolg versprechende Gelegenheit, als bei Heilsberg, sich dazu darbieten würde. In der doppelten Absicht, die Verbindung des auf beiden Ufern des Frischings, unweit Königsberg, stehenden l'Esclap'schen Corps — gegen welches Soult bereits mit dem vierten Armeekorps von der untern Passarge her aufgebracht war — mit der russischen Armee abzuschneiden, sowie letztere zu irgend einer Bewegung und, wo möglich, zum Aufgeben ihrer Stellung bei Heilsberg zu veranlassen, ließ Napoleon vorerst das Corps Davoust's am 11. gegen Mittag auf den Straßen von Landsberg und Eliau nach Königsberg hin vorrücken. Als dessen Abmarsch im russischen Hauptquartiere bemerkt wurde, machten die dazwischen anwesenden preussischen Generalstabsofficiere den Vorschlag, mit den Kosaken und einem Corps der französischen Armee in den Rücken und die linke Flanke zu fallen und mit der Hauptmasse gegen die Front der feindlichen einen

trüglichen Stoß zu versuchen; Demnighen hielt dies aber für zu gewagt, und hatte, den vom Kaiser Alexander erhaltenen Instruktionen gemäß, vor Allen den Gesichtspunkt im Auge, den General l'Esloq, der zu schwach war, um gegen zwei Armeecorps, die ihn bedrohten, Stand halten zu können, durch ein Hilfscoops umgestimmt zu verstärken. Ein vom General Kaminski befehligtes Übersichritt dazu am 11. um 9 Uhr Abends bei Heilsberg theilte Alle, um nach Bartenslein zu marschiren, dort das linke Ufer des Flusses wieder zu gewinnen und über Eliau zu dem schon retirirten l'Esloq'schen Corps zu gelangen.

Kaminski traf am 12. um Mittag bei Kampofsch, 1/2 Meile jenseit Eliau, ein, und wurde hier erst, während die ermüdeten Truppen etwas ruhen ließen, durch eine sich nähernde starke Colonne des Davoust'schen Corps betroffen. Er warf ihr nur Reiterei entgegen, brach mit der Infanterie und Artillerie rasch wieder auf, wendete sich rechts nach der Friedland-Königsberger Straße und entging dadurch einem bei der Überlegenheit des Feindes wahrscheinlich nachtheiligen Gefechte, was den ihm vorgeschriebenen Zweck ganz vereiteln konnte. Sonach kam er in der Nacht gegen 10 Uhr, nachdem er von Heilsberg aus einen Marsch von neun Meilen bei drückender Hitze und starkem Gewitterregen binnen 22 Stunden zurückgelegt hatte, zu Überwangen am rechten, von den Preußen noch besetzten, Ufer des Friedling glänzend an.

Einige Stunden nach Kaminski's Abmarsche fing Demnighen an, sich mit der Hauptarmee auf das rechte Ufer abzugeben, und traf mit ihr am 12. Nachmittags vor Bartenslein ein. Von hier aus schickte er den Großfürsten Konstantin zum Kaiser Alexander nach Tilsit, um ihm seine Lage zu schildern, und vorzusprechen, daß er es nicht für rathsam habe halten können, noch eine entscheidende Schlacht auf dem linken Aueufer zu liefern, wemgleich er sich unglücklich fühle, die Wäße, welche Napoleon durch einen vom Davoust'schen Corps schon begonnen und wahrscheinlich sich fortsetzenden Einkessarmarsch sich geben werde, wegen Schwäche seiner Armee, besonders an Infanterie, unbenutzt lassen zu müssen. Vor seinem Abmarsche hatte er zwischen zwei Operationsplanen noch gewandelt. Der eine, ähnlich dem schon erwähnten, von preussischen Offizieren vorgeschlagenen, war: die Vertheibigung Königsbergs und des Pregels den Corps von l'Esloq und Kaminski ganz zu überlassen, die bisherige Verbindung der Armee mit den russischen Grenzprovinzen über Insterburg und Tilsit aufzugeben, selbige nach den Seegebenden und hinter die Angerapp hin zu verlegen und sich zugleich mit einem noch am Narow stehenden Corps in sichere Communication zu setzen. Dies vorausgesetzt, sollte sofort eine Masse leichter Reiterei in den Rücken der Franzosen geworfen und, wenn Napoleon daran sich nicht kehrte, sondern seine Operation nach Königsberg verfolgte, mit dem Gros der Armee in dessen rechte Flanke gefallen werden. Es war dann anzunehmen, daß Napoleon bald genöthigt werden würde, sich gegen Demnighen zu wenden, und zugleich zu hoffen, daß man den Krieg werde in die Länge ziehen, die aus dem Innern Russlands anrückenden Verstärkungen, sowie eine

von Pommern her angekündigte Diversion der Engländer und Schweden abwarten und hierauf zum Angriff wieder übergehen können. Der zweite Operationsplan war: den Schutz von Königsberg den Generalen l'Esloq und Kaminski nur einzuweisen in die Hand zu legen, die Verbindung mit Weiden durch einen Rückmarsch längs dem rechten Aueufer auf Behlau am Pregel schnellmöglichst herzustellen; und, wenn dies geschehen, mit ihnen zusammen den Pregel bis zum Eintriffen frischer Truppen aus Rußland zu vertheidigen. Demnighen hatte sich bei dem immer zweifelhaften Erfolge des ersten Operationsplans für den letztern als den sichern entschieden. Er konnte, wenn er ihn ausführte, jene Truppen um so eher aufnehmen, und, sobald sie angekommen, die Corps bei Königsberg um so kräftiger unterstützen. Allerdings blieb es aber dabei noch sehr ungewiß, ob es für den Fall, daß l'Esloq und Kaminski schon in den nächsten Tagen mit Überlegenheit angegriffen und zurückgeschlagen würden, noch möglich sein werde, Königsberg zu retten, da man versäumt hatte, daselbst in einen nur einigermaßen vertheidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Napoleon hatte in der Nacht zum 12. den in größter Stille ausgeführten Abmarsch Demnighen's gar nicht bemerkt; drei Pulk's Kosaken coteyrten ihn auf dem linken Aueufer; die letzten Truppen der Nacht rückten Heilsberg erst am 12. um 11 Uhr Vormittags und verbrannten dort und in der Nähe sämtliche Alebrüden. Die Dragonerdivision Latour-Maubourg und zwei leichte Reiterbrigaden unter dem General Laboulaye gingen den Russen auf dem rechten Aueufer nach; sie fanden erst bei Lantersbagen auf dem halben Wege zwischen Heilsberg und Bartenslein ernstlichen Widerstand, wo es zu einer bis zum Abend dauernden Kanonade kam, und kehrten am 13. gegen Mittag über Heilsberg zur Armee wieder zurück. Noch am 12. ließ Napoleon dem Corps von Davoust die Garben und alle Cavaleriereferwen bis Eliau folgen; ebendabin wurde das erste Corps (Bernadotte), von Victor commandirt, in Abwesenheit seines an einer bei Soenen erhaltenen Verwundung noch leidenden Befehlshabers, dirigirt, was bereits im Marsche nach Weislad (fünf Meilen südwestlich von Eliau) begriffen war; Aber mit dem letzten Corps rückte bis Eichhorn (auf dem halben Wege zwischen Heilsberg und Eliau) vor; Quartier mit dem achten bis vor Heilsberg. Die französische Armee bewegte sich durch die eingeschlagene Richtung auf der Ebene des Bogens, den die russische längs der Aue beschreiben mußte, um hinter den Pregel zu gelangen. Sie konnte von Eliau aus gleichmäßig auf Königsberg marschiren und Friedland vor den Russen erreichen.

Um das Eine wie das Andere zu erzielen, ließ Napoleon am 13. die Warschälle Soult und Davoust, sowie den Großfürsten von Berg (Murat), mit vier Cavaleriedivisionen den Marsch gegen Königsberg fortsetzen; Kanon ging über Domnau gegen Friedland vor, und tie ihm gefolgten Garben hielten sich zwischen Eliau und Domnau, wo Victor erwartet wurde, in Bereitschaft; eine sächsische Infanteriebrigade blieb bei Heilsberg stehen. Unterdessen hatte Demnighen den Marsch nach Friedland fortgesetzt.

Von Schippenbeil (drei Meilen südlich Friedland) aus ging am 13. Mittags der General Fürst Demetri Gallizin mit 33 Schwadronen und 20 Geschützen der Armee eiligst voraus, und nach zwei Stunden folgte ihm noch der General Kollogriboff mit einer Infanteriedivision. Gegen 6 Uhr Abends erreichte Gallizin die Gegend von Friedland, nahm vor der Stadt eine Cavalleriepatrouille vom Lannes'schen Corps gefangen, ging mit zwölf Schwadronen durch dieselbe, vertrieb das jenseits aufgestellte französische neunte Husarenregiment, und konnte von den dabei gemachten Gefangenheiten nichts erfahren, als daß das Lannes'sche Corps vor Dornau bivouakierte und die übrigen nach Königsberg marschirt seien. Die Verfolgung des Husarenregiments wurde hierauf eingestellt und die russische Cavalerie postirte sich vor Friedland gegen Postkenen (1/2 Stunde westlich Friedland) hin. Gegen 8 Uhr Abends kam Bennigsen an und befahl, daß die zuerst ankommenden Truppen über die Alle gehen, um der vorgeschobenen Cavalerie zum Repli zu dienen, und das isolirt stehende Lannes'sche Corps, falls es gegen Friedland vorgehen sollte, aufzubaiten. Da die Alle hier seinen Marsch so glücklich gedeckt hatte, und er entschlossen war, solchen längs dem rechten Ufer fortzusetzen, so war ihm besonders daran gelegen, den Hauptübergang bei Friedland zu behaupten. Zugleich gedachte er hier noch näherer Erkundigungen über die französische Armee einzuziehen und seinen höchst erschöpften Truppen, welche zehn Tage hinter einander auf dem Marsche oder im Gefechte gewesen waren, einen Rasttag zu gönnen, und es war jetzt noch keineswegs seine Absicht, dort eine entscheidende Schlacht zu liefern. Es wurden sofort zwei Pontonbrücken ober- und unterhalb der hinter der Stadt schon stehenden Brücke geschlagen, um die auf dem linken Alleufer aufgestellten Truppen, wenn sie zurückgeführt würden, schneller zurückziehen zu können, und da Bennigsen solche noch für zu schwach hielt, ließ er drei Nachts 11 Uhr angelangte Gardieinfanterieregimenter auch die Alle überschreiten. Am 14. um 5 Uhr Morgens kam endlich die Zeit der russischen Hauptcolonne bei Friedland an, nachdem die am Tage vorher übergegangenen Regimenter schon seit fast zwei Stunden mit der Vorhut des Lannes'schen Corps im Gefechte und dabei im Vortheile gewesen waren. Die Franzosen zeigten nun Spitzen von Colonnen auf mehreren Punkten; dies verleitete Bennigsen, immer mehr Truppen auf das linke Alleufer in dem Maße herüberzuziehen, als jene häufiger erkannt wurden, und so kam es, daß er nach und nach mit der ganzen Armee in eine Schlacht verwickelt wurde, die er anfänglich gar nicht gewollt hatte.

Das Schicksal, was nun betreten werden sollte, war durch das sogenannte Mühlensief — einen Bach, der von dem 1/2 Stunde hinter Postkenen liegenden Dorfe Bodtheim her nach Osten laufend in einen großen, nördlich vor Friedland sich ausbreitenden, Teich und durch diesen in die Alle fließt — in zwei Theile getheilt. Der südliche mußte für die Kassen von besonderer Wichtigkeit werden, weil auf demselben der fortlodernde Wald lag, welcher, wenn er vor ihnen von den Franzosen stark besetzt war, ihr Vorgehen auf dem etwa 1/2 Stunde breiten freien

Terrain zwischen demselben und dem Mühlensiege gegen Postkenen fast unaussführbar machte. Der nördliche Theil wird nach Westen hin durch den hochheimer und den größten nördlich anliegenden georgenauren Wald begrenzt, welche beide den Kassen die annähernden Bewegungen der Franzosen von Dornau her ganz verbargen. Je näher nach der Alle zu, je freier und ebener ist das Terrain, nach Westen hin aber von Hügeln, schmalen Räden und Gründen durchschnitten, welche verdeckte Stellungen sehr begünstigen.

Napoleon wußte am Abende des 13. nur, daß Bennigsen von Martenschein aus ein Corps zur Vereinigung mit den Preußen nach Königsberg hin detachirt habe, und daß ein anderer Theil der russischen Armee auf dem rechten Ufer der Alle über Schippenbeil nach Friedland gezogen sei; nicht aber war ihm bekannt, wohin der stärkere sich gewendet habe, und er war daher noch im Zweifel, ob er mit den bei Elau versammelten Streiträufen die gegen Königsberg detachirten Corps unterlügen, oder solche gegen die Alle verwenden sollte. Erst gegen Mitternacht erhielt er die Meldung von dem übergegangenen russischen Truppen bei Friedland, und indem er nun der Ansicht war, daß es wol die Absicht Bennigsen's sein könne, von dort auf dem linken Alleufer gegen Königsberg zu debouchiren, befahl er dem Marschall Lannes, von Dornau aufzubrechen und Alles anzuwenden, um jene Bewegung zu verhindern. Ihm folgte zur Unterstützung der General Grouchy mit seiner Dragonerdivision, etwas später die Cuirasierdivision Manjouty und dieser das Reiterische Corps. Lannes setzte mit dem seinigen den Marsch die Nacht hindurch fort, und der mit einer Grenadierdivision vorausgegangene General Dubinet besetzte früh zwischen 2 und 3 Uhr das Defilé im hochheimer Walde, durch welches die Straße von Dornau über Postkenen nach Friedland führte. Seine Vorhut, die Brigade Rusin, war nahe vor Friedland und noch in der Dunkelheit auf russische Cavalerie gestoßen, und nach einem kurzen Gefechte gezwungen worden, sich, wie oben schon erwähnt, wieder zurückzuziehen; doch unternahm hierauf die Kassen, durch die bitterigen Anstrengungen erschöpft und des Terrains noch unkundig, über eine Stunde lang weiter nichts gegen die mehr und mehr sich entfaltenden französischen Truppen. Dubinet warf gleich nach seiner Ankunft im hochheimer Walde zwei Bataillone in den fortlodernden Wald, die sich in Tirailleure auflösten; den größten Theil seiner Infanterie stellte er auf dem freien Terrain zwischen diesem Walde und Postkenen auf, was stark besetzt wurde; sechs Bataillone bildeten links von Postkenen den linken Flügel. Letztere waren angewiesen, sich links in kleinen Abtheilungen soweit als nur möglich auszudehnen; Schwadronen von Tirailleuren, das hügelige Land, Gebüsche und hohes Getreide deckten die schwachen Colonnen, und die Geschütze wurden nur in einzelnen Zügen da aufgestellt, wo sie besonders wirksam sein konnten. Durch dies Alles wurden die Kassen über die Stärke der französischen Truppen getäuscht und in der schon am frühesten Morgen gestohlenen Meinung bekräftigt, daß im hochheimer und georgenauren Walde große Massen verborg-

gen sein möchten, und diese nur auf einen Angriff gegen die vorgehobenen Truppen warteten, um dann heroverzubrechen. Vorerst befrähten sie sich darauf, mit mehreren Jägerbatalionen in den forstlichen Wald einzudringen, wo ein heftiges Zirkulärfirei sie entzünden, und die von den Franzosen begonnene Kanonade nachdrücklich zu erweitern. General Grouchy war um 3 Uhr Morgens im georgianer Walde angekommen und rühte von da mit seiner Dragonerdivision als Reserve hinter die Cavalerie des Kanonischen Corps, welche ihren rechten Flügel an den nördlichen Saum des forstlichen Waldes lehnte. Bis dahin waren von der französischen Armee nur erst 9000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavalerie eingetroffen, welche, mit Einschluß des Terrains im forstlichen Walde die lange Linie von beinahe einer halben Meile besetzt hielten. Da die russischen Jäger im Walde bis gegen 3 Uhr mehr und mehr zurückgedrängt worden waren, so ließ nun Kannes die Cavalerie seines Corps aus dem waldreichen Terrain gegen Friedland vordrängen. Diese warf die ihr entgegenkommende russische Jurück, wurde aber darauf durch eine überlegene, vom General Kollogrieff ihr entgegengeführte, in die Flucht geschlagen. Zu ihrem Glücke war um 6 Uhr die holländische Cavaleriebrigade Jersia eingetroffen, sie sie aufnahm und mit ihr vereint die russische Cavalerie wieder zurücktrieb. Während dieses Gefechts hatte Grouchy bemerkt, daß die Russen von ihrem rechten Flügel her mit einer starken Truppenabtheilung von allen Waffen, und besonders von Cavalerie, gegen Heinrichsdorf (1/2 Stunde nordwestlich Friedland, 1/2 Stunde nördlich Posen) anrückten. Es stand zu befürchten, daß selbige von da in den naheliegenden georgianer Wald eindringen, über die noch im Anmarsche begriffenen französischen Truppen herfallen und sie vom Kanonischen Corps abtrennen könnten. Grouchy dirigirte deshalb die eben von Donnau her Poßirenen sich nähernde Guitassierdivision Ransoutz links nach Heinrichsdorf, und führte selbst seine Dragonerdivision eilrig rechts dahin nach voraus. Letztere wurde von einer noch stärkeren Cavaleriemasse in den georgianer Wald getrieben und Heinrichsdorf von den Russen besetzt; als aber bald darauf die Guitassierdivision und eine Infanteriebrigade herbeikommen waren, brach sie aus dem Walde wieder hervor, und das Dorf kam nach einem entschlossenen Angriffe von zwei Seiten her in die Hände der Franzosen, was für sie von großer Wichtigkeit war, indem sie dadurch einen Stützpunkt für ihren linken Flügel gewannen. Die französische Cavalerie warf nun die russische auf ihre Infanterie zurück und posirte sich vor Heinrichsdorf. Acht Uhr war herangekommen und Kannes stand jetzt mit 8000 Pferden, aber mit nicht mehr Infanterie, als vorher, den Russen gegenüber. Das Zirkulärfirei, besonders im forstlichen Walde, und das Kanonienfeuer längs der ganzen Front hatte bis dahin fortgedauert.

Die russische Armee hatte bis 9 Uhr allmählig ihre Aufstellung vorwärts Friedland zwischen dem Damerau (einem Holze $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich Friedland und gegen 1200 Schritte vor der Aue) und dem Dorfe Sortlad ($\frac{1}{2}$ Stunde süßlich Friedland, bicht an der Aue und nahe

den fortlächer Walde) eingenommen. Der rechte Flügel hielt den Damerau besetzt und lebte sich links an das linke Ufer des Mühlensfließes. Auf ihm standen vier Divisionen unter dem General Fürsten Gortschakoff und der größere Theil der Cavalerie unter den Generalen Uwaroff und Galtzjin; auf dem linken Flügel, der seinen rechten an das rechte Ufer des Mühlensfließes lebte, befanden sich zwei Divisionen mit einer Avantgarde unter dem Fürsten Bagration, sowie ein Theil der Cavalerie unter Kolloroff. Ein Theil der Cavalerie des rechten Flügels wohnte demselben in Reserve geblieben. Die ganze Infanterie stand in zwei Treffen; im ersten die ersten und dritten Bataillone in Linie, die zweiten Bataillone in Colonne hinter den Intervallen; im zweiten Treffen standen sämtliche Regimenter in Batailloncolonnen hinter den dritten Bataillonen der vordern Linie. Der größere Theil der Kosaken befand sich auf dem rechten Flügel der Linien-cavalerie in und um den Damerau. Die etwa 3000 Jäger der Avantgarde tirallirten im fortlächer Walde, unterstützt durch zwei Bataillone, fünf Schwadronen und vier Geschütze; zur Gemeinschaft zwischen beiden Flügeln waren vier Boßbrücken über das Mühlensfließ erbaut. Auf dem rechten Flügel waren hinter Friedland eine Division, 20 Schwadronen, der Bettman Platz mit einem fliegenden Corps und ein Theil der Artillerie zurückgeblieben. Batterien besetzten die Pontonsbrücken über die Alde. Auch war auf dem rechten Ufer für den Fall eines Rückzuges des rechten Flügels eine stützfähige Batterie bei Klefschen (nicht an der Alde, $\frac{1}{2}$ Meile nördlich Friedland) aufgestellt. Im Ganzen waren 46,000 Mann auf das linke Ufer übergegangen. Wenigstens hielt sie für ausreichend, weil er immer noch in der Meinung stand, daß Napoleon mit dem größten Theile seiner Armee nach Königsberg aufgebrochen sei. Den Marsch nach Wehlau hatte er noch keineswegs aufgegeben; Alles war dazu vorbereitet, und zu dessen Sicherung waren schon am frühern Morgen Detachements nach Großmündorf und Altrenburg an der Alde vorausgeschickt worden, die später durch ein Cavalerieregiment, drei Infanterieregimenter und einige Batterien noch verstärkt wurden. Nachdem sich gegen 9 Uhr von der russischen Armee gar Nichts war unternommen worden, was zu einer Entscheidung führen konnte, rückte sie nun auf allen Punkten gegen 1000 Schritte weit und zugleich ihr Cavalerie des rechten Flügels gegen Heinrichsdorf vor. Jetzt begann ein hitziges Gefecht zwischen ihr und der französischen, was bisweilen und meist Heinrichsdorf längere Zeit hin und her wogte und, nachdem noch zwei Cavalerieregimenter von Dornau angelangt und auch die holländische vom rechten Flügel herbeigeholt worden war, zuletzt zum Nachtheile der Russen sich wendete. Noch vorher hatte sich das Mortier'sche Corps dem Schiffsflusse genähert, und von der zugehörigen vorausgerittenen Division Dupas war bald nach ihrem Cavaleriegefechte eine gegen Heinrichsdorf vorgezogene Infanteriemasse in die Stellung, die sie verlassen hatte, zurückgerufen worden. Um 10 Uhr traf endlich die längst erwartete Division Verrier des Dammes'schen Corps ein, worauf die Franzosen 40,000 Mann stark vor-

ren. Lannes theilte die Division in zwei mobile Colonnen, und bestimmte die eine dazu, das von 9 Uhr an im sortirten Walde verlorene Terrain wieder zu gewinnen, die andere, um aus dem linken Flügel überall Colonnen zu setzen und dadurch die Russen glauben zu machen, daß ihre Gegner stärker seien, als sie eigentlich waren.

Während dies Alles sich begeben hatte, und auch noch einige Zeit nachher, waren von Lannes Meldungen über Meldungen an Napoleon abgeschickt worden, sowohl um den Marsch der zum Nachrück schon bestimmten Truppenabtheilungen zu beschleunigen, als auch, um den Kaiser von der Gefahr zu unterrichten, in der die bis dahin angelommenen sich befunden hatten und ankündigend noch schwebten. Nach 10 Uhr war sie für die Franzosen eigentllich gar nicht mehr vorhanden. Sie konnten sich auf dem innertabenden Terrain, was ihnen viele Vortheile gegen die Russen bot, wol getrauen, einen Angriff ruhig abzuwarten, und selbst hoffen, ihn zurückzuschlagen; Lannes überschätzte aber wahrsehnlich die Stärke ihrer Truppen; auch konnte er die auf dem rechten Ufersee etwa noch versammelten nicht übersehen und hatte keine Kunde von ihrer Anzahl erhalten können. Nach dem letzten Gesichte des Heintzendorfs blieben die Russen in der von ihnen genommenen zweiten Stellung unbeweglich stehn, und außer fortgesetztem Artillerie- und Kanonenfeuer, was bald heftiger, bald schwächer war, oder da und dort ganz aufhörte, geschah von beiden Seiten gar Nichts. Benutzen, immer noch eine Schlacht nicht ernstlich beabsichtigend, hielt es der Befehlshaber zuwider, ungewonnen zurückzugehen; er wollte die Dunkelheit der Nacht abwarten, um dann ungehörter abziehen und den Marsch nach Wehlau fortsetzen zu können.

Napoleon hatte den ersten ihm am Morgen des 14. durch Dubinot vom Schlachtfelde her ersatteten Bericht über die wahrscheintliche Versammlung der ganzen russischen Armee vor und hintere Friedland um so ungläubiger aufgenommen, als ein früherer von Lannes dies nicht vermuthen ließ und er auch beim Eingange jenes Berichtes noch ohne Nachricht von Latour-Maubourg war, der den Auftrag gehabt die Russen auf dem rechten Ufersee zu verfolgen. Erst nachfolgende Meldungen von Mortier und Lannes bestimmten ihn dazu, auf der Stelle das Corps von Ney, darauf die Garden und nach diesen das in der Nacht eingetroffene erste Corps (Victor) gegen Friedland in Bewegung zu setzen, und auf einen letzten Bericht des Marschalls Lannes ließ er endlich dieses Corps die vor Kurzem wieder zurückgekehrte Dragonerdivision Latour-Maubourg und die beiden leichten Reiterbrigaden unter Laboussaye vorausziehen. Er selbst erreichte das Schlachtfeld noch etwas vor Mittag und ercognoscirte die Stellung der Russen von mehreren Punkten aus. Er hielt sie für mehr als 80,000 Mann stark, ein Beweis, wie schwer es auch dem geübtesten Feldherrnblicke ist, eine größere, verlaßgebende Armee nur nach dem Augenmaße richtig zu schätzen, und erkannte sehr bald den Punkt, dessen Gewinn die Schlacht, die er nun zu liefern entschlossen war, zu seinen Gunsten entscheiden mußte. Dieser war Friedland. Waren von den Russen dort keine andern Über-

gänge vorbereitet worden als die, über welche man sie am Morgen hatte desiliren sehen, so kam es nur darauf an, ihren linken Flügel mit einer überlegenen Truppenzahl zurückzuwerfen, was der sortirte Wald, dessen größter Theil die Franzosen schon im Besitze hatten, sehr begünstigte, und schnell gegen Friedland vorzubringen. Der rechte Flügel der Russen konnte dann seine Stellung nicht mehr behaupten und war genöthigt, den Rückzug über die Aa anzutreten. In diesem Sinne gab Napoleon um 2 Uhr Nachmittags folgende Disposition:

Der Marschall Ney übernimmt den rechten Flügel und lehnt sich links an die gegenwärtige Aufstellung des General Dubinot (im sortirten Walde und links vorwärts Postkenen); der Marschall Lannes bildet das Centrum (links von Postkenen und vorwärts) und concentriert die Divisionen soviel als möglich, so daß er sich in zwei Treffen aufstellen kann; der Marschall Mortier bildet den linken Flügel, welcher beim Beginne des Angriffs nicht mit vorgeht; die Bewegung muß von unserm rechten Flügel anfangen und der linke Flügel des Dreypunkts sein; der General Grouchy, mit der Cavalerie des linken Flügels, manoeuvriert, um dem Feinde soviel Schaden zuzufügen als möglich, wenn derselbe durch den lebhaftesten Angriff unsern rechten Flügel genöthigt werden sollte, den Rückzug anzutreten; der General Victor bildet die Reserve. Er stellt sein Corps, sowie auch die Garde zu Fuß und zu Pferde vor Postkenen auf; die Division Latour-Maubourg tritt unter die Befehle des Marschalls Ney; die zwei leichten Reiterbrigaden Laboussaye unter die des General Victor; der Kaiser wird sich bei der Reserve im Centrum aufhalten; man muß fortgesetzt den rechten Flügel vornehmen und dem Marschall Ney die Initiative der Bewegung belassen, er wird vom Kaiser den Befehl zum Antritte erhalten; in dem Augenblicke, wo der Marschall Ney den Angriff beginnt, verdoppelt die Artillerie auf der ganzen Front die Armee ihre Feuer in eine denselben begünstigenden Richtung. Nach dieser Disposition war das Centrum vor und nahe bei Postkenen vorzüglich stark brüstet und es konnten aus ihm, wo nöthig, der eine oder der andere Flügel mit Truppen möglichst schnell unterstützt werden.

Zunmer noch war Napoleon, obschon er wol 85,000 Mann mit Einschluß von 17,000 Reitern befehligen hatte, im Zweifel, ob er den Russen gewachsen sein würde. Er konnte nicht begreifen, was sie mit ihrer sonderbaren Aufstellung, die Aa so nahe im Rücken, im Sinne haben könnten, und, indem er vermutete, daß sie noch irgendwo bedeutende Reserven aufgestellt haben, oder solche erwarten möchten, schickte er fast alle seine Umgebungen nach mehreren Richtungen hin aus, mit dem Auftrage, jezt etwa darauf ziehende feindliche Bewegung zu erpünden. Auch ließ er noch Nachmittags um 3 Uhr dem gegen Königsberg dirigirten Großheerzug von Berg schreiben: Er solle soseht mit dem Corps von Davoust und zwei Gendarmeriedivisionen gegen Friedland aufbrechen und hoffe, daß er mit diesen Truppen am 15. Nachts 1 Uhr auf dem Schlachtfelde werde erscheinen können; die Abicht des Feindes scheine zu sein, sie heute (am 14.) nur eine lebhafte Ka-

nonade fortzuführen, am folgenden Tage aber die Offensive zu ergreifen. Bis gegen 5 Uhr hatten die Russen, obgleich ihre Reiten durch das Geschützfeuer der Franzosen sich immer mehr gelichtet, noch gar keine Bewegung gemacht, um sich aus ihrer müßlichen Stellung zu ziehen, und bei Napoleon waren nirgendwo Nachrichten eingegangen, welche darauf schließen ließen, daß ihnen noch Bestärkungen zukommen könnten. Daher faßte er nun nicht länger, zum Angriffe zu schreiten, der ihm unter diesen Umständen nur Sieg versprechen ließ.

Eine dreimalige schnell hintereinander abgegebene Salve einer Batterie von 20 Geschützen war das Signal dazu, und das hinter dem fortgeführten Walde formirte Ney'sche Corps ging darauf vorwärts. Die darin vorgerückten russischen Truppen mußten bald der Uebermacht weichen und gegen 6 Uhr trat das Corps in Divisionsmassen aus dem Walde, dem Dorfe Sortland gegenüber, heraus. Die rechte Flügeldivision Marchand suchte nun den linken Flügel der Russen, sich rechts schiebend, zu umgehen; die Division Wislon folgte ihr links in Schelonk. Die erste Division jagte die Schwärme der russischen Jäger vor sich her und zum Theil sowohl bei Sortland als unterhalb in die Aile. Darauf schwenkte sie links und kam, nachdem sie gegen 2000 Schritt weit in der Richtung auf Friedland rasch vorwärts gegangen war, wiederum am Abhange des Flusses an, der dort einen großen, nach Westen ausgetreten, Bogen macht. Hier wurde sie, noch isolirt stehend, in der Front und der rechten Flanke durch einen Karätschenbattel, nach Angabe französischer Berichte von Batterien auf dem rechten Ufer, überschüttet, der sie in Unordnung brachte. Der General Kollogriboff benutzte diesen günstigen Moment und führte sich mit der Cavalerie in die linke Flanke der Division, die eine gänzliche Niederlage erlitten haben würde, wenn nicht auf Ney's Weisheit Latour-Maubourg mit seiner Dragonerdivision und einem sächsischen Cuirassierregimente herbeigeeilt wäre. Letzteres gab jetzt den Ausschlag, und die russische Cavalerie wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Fürst Bagration ließ nun den ganzen linken Flügel der russischen Armee allmählig zurückgehen und eine concentrirte Stellung ungefähr 1000 Schritt vor Friedland auf der rechts vom Mühlensiege und Mühlenteiche links von der Aile begründen und nach der Stadt hin immer schmäler werdenden Landzunge nehmen. Das Ney'sche Corps entwickelte sich ihm gegenüber und so, daß sein linker Flügel an die Aile geleitet und der rechte nach dem fortläufer Walde zu zurückgebogen war, um weniger durch das ihm schon verderblich gewordene Artilleriefeuer vom rechten Ufer der zu leiden. Während des Geschehens, was Ney zu bedrücken gehabt, hatte Napoleon zu dessen Rückhalt das erste Corps (Victor) auf dem freien Terrain zwischen dem Mühlensiege und fortläufer Walde nachrücken lassen; die Division Dupont und Brigade Durosnel von demselben waren ihm noch vorausgegangen. Das Ney'sche Corps trat, sobald es sich formirt hatte, zum zweiten Angriffe der Russen an, wurde aber, ganz in ihre Nähe gekommen, von einem so furchtbaren Karätschen- und Gewehrfeuer empfangen, daß es bald an-

sing wandend zu werden. Die russische Cavalerie, dies gewahrend, war theils im Grunde des Mühlensieges verdeckt herangekommen, theils hatte sie sich an der Aile hingezogen und brach gleichzeitig und im vollen Laufe in die schon in Unordnung gerathene französische Infanterie von zwei Seiten her ein. Das Ney'sche Corps wurde vollständig geworfen und ergab sich die Flucht. Da traf noch rechtzeitig die Division Dupont ein; etwas später die hinter dem Corps aufgestellt gewesene Dragonerdivision Latour-Maubourg und zuletzt die Cavaleriebrigaden unter Bagration, sowie die Brigade Durosnel. Diese Truppen schlugen vereint die feindliche Infanterie theils über das Mühlensiege, theils bis an die russische Infanterie wieder zurück, welche durch erstere durchbrochen und zum Theil zum Fliehen mit fortgerissen wurde. In der Zwischenzeit hatte der General Senarmon 36 Geschütze vom ersten Corps vor dem rechten Flügel des Ney'schen versammelt, mit welchen er zuerst die russische Artillerie auf dem rechten Ufer zum Schwergen brachte und hierauf auf 600, dann auf 300 Schritt an die dichtesten russischen Massen heraufführte, die nun auch von der gesammten Ney'schen Artillerie kanflirt wurde. Das zusammenwirkende Feuer so vieler Geschütze vollendete die Auflösung der russischen Infanterie. Noch einmal versuchte ihre Cavalerie hervorzubrechen, konnte aber nicht Stand halten. Die Division Dupont und das wieder formirte Ney'sche Corps verfolgten auf das Lebhafteste die mit Haß den Übergängen auf das rechte Ufer in und bei Friedland sich zubewegenden Truppen Bagration's, und um 8 Uhr gerieth die Stadt ohne großen Widerstand in die Hände der Franzosen. Noch vorher hatten die Russen mehr Gelände angezündet, wodurch der Brand der anliegenden Wälder zu ihrem Nachtheile noch früher bewirkt wurde, als sie es gewollt hatten. Napoleon hatte seinen Hauptzweck erreicht; die Schlacht war so gut wie gewonnen, und das, was auf dem linken Ufer des Mühlensieges während des Kampfes auf dem rechten vorging, trug nur dazu bei, seinen Sieg noch vollständiger zu machen.

Nach des Kaisers Disposition sollte der französische linke Flügel nicht eher anrücken, als bis der rechte Friedland genommen haben würde. Lannes und Mortier blieben daher, während Ney im Gefechte war, unbeweglich halten und setzten nur das Kanonenfeuer fort. Fürst Gortschakoff that dasselbe mit dem russischen rechten Flügel trotz wiederholter Befehle Bennigsen's zum Rückzuge. Ja er ging selbst gegen 7 Uhr Abends, um die französischen Streitkräfte vom linken Flügel abzuweichen, zur Offensive über. Dazu schickte er alle Kosaken in den Rücken des rechten Flügels der Franzosen, griff mit der Linien-cavalerie die von Grouchy in der Fronte an, warf diese über den Haufen, streckte mit der Artillerie Heinrichsdorf in Brand und avancirte darauf mit der ganzen Infanterie. Napoleon hatte dies kaum bemerkt, als er mit allen seinen Gardes eiligst herbeikam; ein kurzes Gefecht fand nun noch statt, dessen Ausgang war, daß Gortschakoff gezwungen wurde in die Stellung zurückzugehen, die er zuallererst in der Nähe der Aile eingenommen hatte. Hier durch Ney's und Victor's Artillerie in der linken Flanke bestr-

hen, entschied er sich erst zwischen 8 und 9 Uhr zum Rückzuge über die Aße bei Friedland. Seine Cavalerie blieb noch unverrückt vor der Infanterie zu ihrer Deckung halten; der linke Flügel der Regim. drang mit dem Bapone in die Stadt ein, warf die Franzosen heraus, konnte sich aber darin nicht behaupten. Bei Friedland kam noch ein Abtheil der Infanterie über die untere Brücke; da diese aber in der Verwirrung zu zeitig abgebrannt wurde, so drängte und stopfte sich die größere Masse davon, sowie auch viele Artillerie nach der Furtz von Kioschen hin zusammen, mittels welcher beide von Cavalerie beschützt das rechte Ufer zu erreichen suchten. Sie erlitten dabei große Verluste durch die französische Artillerie. Nur mit der Hülfe der russischen Infanterie kam es zum Ungemenge. Viele davon wurden in die Aße gestrengt und fanden in ihr den Tod. Darüber war die Nacht eingebrachen. Die Mehrzahl der Batterien und die russische Cavalerie zum kleineren Theile entkam durch die Aße bei Kioschen, der größere und die übrigen Batterien marschirten unter dem General Lambert auf dem linken Aßufer abwärts nach Allenburg, wo sie sich unangefochten mit der Armee wieder vereinigen.

Benningen hatte den Fehler gemacht, das Kannes'sche Corps nicht gleich am frühen Morgen über den Haufen geworfen zu haben. Er hatte dazu Kräfte genug, hätte in dessen Flucht selbst das Preiller'sche Corps mit entwickeln und darauf den Marsch nach Wehlau, der in seinem Plane lag, ungestört fortsetzen können. Statt dessen dachte er aber nur daran, seinen ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen, die sie aus dem rechten Ufer sicherer gefunden haben würden, und erst an den Rückzug, als er dem beständigen Angriffe eines weit überlegen gewordenen Feindes nicht mehr entgegen konnte. Die Maßnahmen des Marschalls Kannes beim Beginne der Schlacht für ein Hinhalten, den Anfangs ungleich stärkeren Gegner immer beschäftigendes Gefecht waren so vortreflich, daß sie als Muster aufgestellt werden können und ihnen unter ähnlichen Umständen kaum ein zweites Beispiel an die Seite zu setzen ist. Napoleon's einfacher, aber sicher zum Ziele führender Schlachtplan charakterisirt den großen Feldherrn. Die Russen waren durch ihn in eine nachtheilige Stellung gebracht, bevor er noch ausgeliefert wurde und nur ihre ausgezeichnete Tapferkeit bewahrte sie vor einer noch schlimmeren Niederlage.

Nach Berichten der Russen betraf sich ihr Verlust auf 8000 Mann, zehn Regiments und sechs Positionskanonen, die der Franzosen steigten ihn auf mehr als das Doppelte. Die Generale Masowski und Suikin der Erste blieben auf dem Platze, keiner von den Franzosen, vier russische Generale waren verwundet. Die Franzosen zählten nach ihren Angaben 1020 Tode, 10,051 Verwundete und 431 Vermißte, wovon 4118 Mann auf das Kannes'sche Corps kamen; wahrscheinlich aber ist ihr Verlust noch größer gewesen. Ein Abtheil des 15. Regiments wurde unweit Heinrichsdorf von den Russen erbeutet. Gefangene wurden von beiden Seiten nur wenige gemacht.

Napoleon schritt erst am 15. Morgens mit zwei Cavaleriedivisionen und einem Fusarenregimente zur Verfol-

gung der Russen, die schon über den Pregel gegangen waren, als sie von den Franzosen bei Wehlau erreicht wurden. Benningen zog hierauf die Corps von L'Esloq und Kamenkoi, die Königsberg und die Umgegend geräumt hatten, an sich und legte mit ihnen den Rückzug bis hinter die Memel bei Lüssi fort, wo am 21. Juni ein Waffenstillstand und am 9. Juli Friede geschlossen wurde. (Heymann.)

FRIEDLAND (andere Litter dieses Namens). 1) Im burlauer Kreise von Böhmen am Wüthich an der Grenze der Oberlausitz und Schlesiens, merkwürdig wegen seines ehemaligen Besitzers Wallenstein, der es gekauft und mit seinen übrigen bedeutenden Besitzungen in Böhmen vereinigt hatte. Der Kaiser ernannte diese Herrschaft zu einem Herzogthume. Als erbliches Leben fiel sie nach Wallenstein's Tode dem Kaiser wieder zu, und von ihm erhielt sie Graf Wallas erbschaftlich, und die Grafen Glam Wallas sind noch im Besitze. Friedland ist eine Fabrikstadt mit etwa 3000 Einwohnern. Das zum Theil sehr alte Schloß enthält mancherlei Edenswürdiges an teutschen Alterthümern, auch ein Originalgemälde Wallenstein's.

2) Provinz Brandenburg im Kreise Lübben, unweit des Schwielingsee's, ein offenes Eldelich mit einem Wüthich am und gegen 900 Einwohnern.

3) In Schlesiens, Regierungsbezirk Oppeln im fallenbergischen Kreise, Marktsteden an der Stinau mit 700 Einwohnern.

4) Im Regierungsbezirk Breßlau, im waldenburgischen Kreise, Stadt mit etwa 1000 Einwohnern, welche Garn- und Leinwandhandel treiben.

5) Provinz Preußen, Kreis Teuschnone, Märkisch-Friedland, eine kleine offene Stadt mit 2300 Einwohnern, unter denen viele Luten, in einer fruchtbaren Gegend auf einem Berge gelegen, an dessen Fuße drei reichliche Seen sind.

6) Preussisch-Friedland, in der Provinz Preußen, Kreis Schlochau, an der Dobrins in einer fruchtbaren Gegend gelegen, mit 1600 Einwohnern, das bedeutende Tuchfabriken, Korn- und Malzhandel, Brauerei und Brennerei. Es ist daselbst ein Kreisamt, und Land- und Stadtgericht.

7) Im Hannoverschen im Fürstenthum Calenberg, an der Feine, an der kleinen offene Grenze, Amt- und Pfarrort, mit gutem Flach- und Getreidebau.

8) Im Mecklenburgischen, in der Herrschaft Stargard mit 4000 Einwohnern, hat ein Gymnasium.

9) Marktsteden in Mähren, Kreis Elmutz, Herrschaft Eulenbergr. (H.)

FRIEDLÄNDER (David), geb. am 6. Dec. 1750 zu Königsberg, wo sein aus Schlesiens stammender Vater israelitischer Abkunft seit 1739 einen Manufacturhandel betrieb, und durch unbesoltene Redlichkeit sich das Vertrauen seiner Mitbürger und allgemeine Achtung erworben hatte. Er war zugleich ein Mann von vorzüglichen Geistesfähigkeiten. Dem Studium des Tal mud und der Rabbinen, das er schon zu Prag unter der Leitung des nach-

hergen Oherabbaters Eideschluß in Hamburg mit großem Eifer betrieben hatte, widmete er auch in Königsberg seine Aufstellungen. In den letzten Jahren seines Lebens las er auch gern deutsche Bücher, vor allen Lessing's und Herder's Schriften. Auch seinen Kindern, für deren Erziehung er redlich sorgte und ihnen ein Vorbild der strengsten Eittlichkeit war, suchte er die Liebe zu den Wissenschaften einzupflößen. Seinem Vater verdankte daher Friedländer, wie er in späteren Jahren selbst gelaßt, den größten Theil seiner Bildung. Wichtig war für ihn aber auch in seiner Jugend das angeknüpfte Freundschaftsverhältniß mit dem Lehrling eines Königsberger Handelskaufes, der, späterhin der Medicin sich widmend, zu Kant's Lieblingschülern gehörte, und durch den auch Friedländer mit dem Königsberger Weltweisen bekannt ward. Jener Lehrling war der nachher so berühmte gewordene Professor Marcus Herz in Berlin. Nur durch Gespräche mit seinem Freunde ward Friedländer mit den Wissenschaften vertraut. Ein eigentlicher Unterricht darin ging ihm ab. Er hatte sich dem väterlichen Gewerbe gewidmet, das den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, und ihn nöthigte, fast sechs Monate aus Messen zuzubringen. Als er späterhin, im 50. Lebensjahre, seinen Handel aufgab, beschäftigte ihn die Sorge für eine zahlreiche Familie. Seinen bisherigen Aufenthalt in Königsberg ver tauschte er mit Berlin. Von dem entscheidenden Einflusse für seine geistige und sittliche Bildung war dort der vertraute Umgang mit Moses Mendelssohn. Ein inniges Freundschaftsverhältniß, das 15 Jahre ununterbrochen fortdauerte, leitete ihn an jenen philosophischen Kosm und scharfsinnigen Denker, mit dem er fast täglich in Verührung kam. Aus den wissenschaftlichen Gesprächen mit seinem Freunde und aus eigener Beobachtung schöpfte Friedländer reiche Belehrung. Durch Mendelssohn ward er auch mit andern ausgezeichneten Männern Berlins bekannt. Spalding, Zeller, Meierotto u. A. würdigten ihn ihrer Freundschaft. Seine vorzüglichen Beweise seiner Achtung gab ihm Engel, indem er ihm die Ausgabe seiner sämtlichen Schriften widmete¹⁾. Zu diesen Freundschaftsverhältnissen trat für Friedländer noch sein in jeder Beziehung glückliches Familienleben. Seine Gattin, eine geborne Wig, war eine durch Geist und Herz ausgezeichnete Frau, die bis zu ihrem Tode (1814) 42 Jahre hindurch sein Leben vielfach bereicherte. Er hatte mit ihr zwei Söhne erzeugt, die er in den von ihm selbst besorgten Grundschulen der Tugend und Moral erzog. Einer seiner Söhne, Michael Friedländer (s. den folgenden Art.), lebte zu Paris, geschätzt als praktischer Arzt. Ein andrer Beweis der allgemeinen Achtung, die er sich während eines längeren Aufenthaltes in Berlin erworben hatte, erhielt Friedländer, als er durch die Wahl seiner Mitbürger zum Stadtrath ernannt ward. Er legte diese Stelle in späteren Jahren nieder. Früher war er Assessor bei dem königl. Manuscripte- und Commerzcollegium gewesen. Er starb in hohem Alter am 26. Dec. 1834.

Friedländer war in mehrfacher Beziehung als Mensch und Gelehrter ein achtungswerther Mann. Die Entwidlung seines Geistes und seiner wissenschaftlichen Fortschritte hat er selbst in seinem „Entwickelnden an Teller“ (Berlin 1799.) auf anziehende Weise geschildert. Der Religion seiner Väter blieb er unverbrüchlich treu. Wie in früherer Jugend, galten ihm auch in höherem Lebensalter die heiligen Urkunden immer als die Hauptquelle der Tugenden und Gesinnungen, die den Menschen wahrhaft ehren. Nach solchen Ansichten lag ihm nichts näher als die religiöse und sittliche Bildung seiner Glaubensgenossen. Für sie war er aber auch noch in anderer Hinsicht thätig, indem er mehrmals zu ihrem Schutze und zur Vertbeidigung ihrer Rechte seine Stimme erbob. Als Generaldeputirter sämtlicher Judenchaften in den preussischen Staaten gab er 1798 zu Berlin wichtige Actenstücke über die Reform der jüdischen Colonien heraus. In den Jahren 1806—1812 theilte er die Stelle eines Ältesten der bestiner Judenchaft, für die er das Bürgerrecht auswirkte. Die neue Organisation der Judenthümer im J. 1812 veranlaßte ihn, in einer eignen Schrift auf die Nothwendigkeit einer Reform des israelitischen Cultus in den Synagogen, sowie des gesammten Unterrichts und Erziehungswesens der Jugend hinzuweisen. Im J. 1818 erschienen von ihm „Reden, der Erbauung des israelitischen Volks gewidmet“²⁾. Eine ähnliche Tendenz hatten seine, bereits mehrere Jahre früher (1786) herausgegebenen, „Gebete der Juden für das ganze Jahr, von erklärenden Anmerkungen und einer Vorrede über das Gebet begleitet“³⁾. Zweckmäßige Vorsätze enthält die von Friedländer verfaßte Schrift: „Über die Verbesserung der Israeliten im Königreich Polen.“ (Berlin 1819.) In die Form eines Sendschreibens an Elise von der Recke kleidete Friedländer seinen „Beitrag zur Geschichte der Verfolgung der Juden im 19. Jahrh.“ (Berlin 1820.) Gegen grundlose Beschuldigungen von einzelnen Christenstellern verteidigte er in diesem Werke seine Glaubensgenossen. Ihr religiöses und moralisches Interesse, das ihm stets am Herzen lag, veranlaßte Friedländer noch in seiner letzten, vom Professor W. A. Krug in Leipzig 1823 herausgegebenen Schrift: „An die Verehrer, Freunde und Schüler Jerusalem's, Spalding's, Zeller's, Herder's und Köster's.“ Diese Schrift gestattete zugleich tiefe Blicke in das Wesen seiner eignen religiösen Überzeugung. Außer einem Refeuch für jüdische Kinder, mit welchem er 1779 seine literarische Laufbahn eröffnete, ist unter Friedländer's frühesten Schriften seine Überlegung des Predigers Salomo bemerkenswerth, die er, nebst einer Abhandlung über den besten Gebrauch der Bibel in pädagogischer Hinsicht zu Berlin 1788 herausgab. Aus dem Pöbden seines Freundes Moses Mendelssohn veranlaßte er zu Berlin 1787 einen Auszug, beglückt von einer beherzigen Vorrede. Mehrere Aufsätze von Friedländer, in der Zeitschrift Jedidja mitgetheilt⁴⁾, sind auch einzeln wieder abgedruckt worden.

1) Berlin 1801—1806. 12 Bde. 2) In dem neuen Reichs-Vertrag der Christen (Jahrg. II. Heft 2. S. 749 sq.) hat Friedländer seinem Wesen ein biographisches Denkmal gesetzt.

3) Berlin 1808. Erste Rede: „Religion und Vernunft.“ Zweite Rede: „Über die Ausübung der Religion.“ 4) Friedländer hat sich diese Schrift mit bedrückten Lettern verdient. 5) Im 1. Bde.: Rede vor einer Gesellschaft gebildeter Israeliten (Jost-

unter andern die „Proben einer Uebersetzung einzelner Abschnitte aus dem Sefajais und Siod.“ (Berlin 1821.) Ein fleißiger Mitarbeiter war er an der „Berliner Monatschrift.“ In diesem Journal findet man von ihm die Aufsätze: „Etwas über die Wendelsohn'sche Psalmenübersetzung“ (a. a. D. 1786. 12. St.); „Über die frühe Verdrängung der Juden“ (1787. 4. St.); „Freimüthige Gedanken eines Juden über den Vorschlag an die Juden, das Purimfest abzuwachen.“ (1790. 6. St.) Eine rabbinische Parabel: „Der Dackosch des Agnat“ (1791. 5. St.); „Morab, oder der Demagogensinn.“ eine rabbinische Erzählung aus dem Midrasch (1791. 8. St.) u. a. m. Für die „Berliner Monatschrift“ lieferte Friedländer auch einen Commentar über den 110. Psalm, der auch in Moses Wendelsohn's Uebersetzung dieses Psalms, beleuchtet von Perles (Berlin 1786.) wieder abgedruckt worden ist. Durch eine Vorlesung bei der erneuerten Todestafel Wendelsohn's in der deutschen Monatschrift (1791. 3. St.) erneuerte Friedländer das Andenken seines ihm unvergessenen Freundes. Mehrere Aufsätze mit und ohne seinen Namen befinden sich in Nicolai's „Beschreibung von Berlin“, in dessen „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ in J. J. Engel's „Schriften“, in Klein's „Annalen der Gesehzgebung“ u. a. Journalen.

Friedländer's Bildniß, nach einem Gemälde von Carolina Barbua lithographirt, erschien 1822 zu Berlin.).

(Heinrich Döring.)

FRIEDLÄNDER (Michael), ein geschätzter jüdischer Arzt, Neffe des angesehenen berliner Juden und Staatsraths David Friedländer, wurde 1769 in Königsberg geboren, und starb im April 1824 in Paris. Er studirte Medizin in Königsberg, Berlin, Göttingen und Halle; auf letzterer Universität promovirte er 1791. Meistertum bildete er sich noch in Berlin unter Marcus Herz und Wlach aus. Im J. 1800 hatte er schon den Plan gefaßt, sich in Paris häuslich niederzulassen; er führte ihn 1804 wirklich aus, und übte als gesuchter Arzt die Heilkunst in Paris. Dreißigjährige Reisen durch Teutschland, Holland, England, Schottland, Italien, die Schweiz, die er nach seiner Promotion antrat, hatten eben sowohl zur Vervollkommenung seines medicinischen Wissens gebiet, wie sie zur Ausbildung des innern Menschen beitrugen. Friedländer sicherte sich durch seinen Wohlthätigkeitsinn nicht minder, wie durch seine ärztliche Kunst, die Dank-

segung von Friedländer's Niden, der Gedankung des israelitischen Volks genossen. (Berlin 1818.). Bericht einer Uebersetzung aus der heiligen Ur Sprache. — Im 2. Bde.: Briefe über die Moral des Handels. — Im 3. Bde.: Rede über Pl. 19. — Im 6. Bde.: Moses Mendelssohn. Von ihm und über ihn. Für Liebhaber morgenländischer Dichtkunst.

6 Bde. 1. 2. 315 fg. Proben rabbinischer Weisheit. (Der Segen des Galkfreundes. Äußerer Feind und innerer Verräther. Die Schöpfung des Weibes. Der Wein in lebenden Geschöpfen. Die Neue des Frommen. Verschuldigkeit. Der weise Richter und die ästhetische Gattin. Rabbi Eleazar und seine Gattin.) 7) Regel, über Friedländer, außer seinem Todesscheiden an Teller (Berlin 1799.), Ditzig's Gei. Berlin S. 68 fg. Meuse's Gei. Teutschland. 2. Bd. S. 435 fg. 17. Bd. S. 625 fg. 22. Bd. Heier. 2. S. 231. Den Sturm Ketzeng der Deutschen. Jahrgang XII. 2. Th. S. 1181 fg.

barkeit vieler. Ein eigenhändiger Brief des Königs von Preußen wurde unter seinen Papieren gefunden, worin die Anerkennung des phylanthropischen Sinnes ausgesprochen ist, den Friedländer namentlich gegen seine Landesleute bewährte. Aber auch seine literarische Thätigkeit bezog sich zum Theil auf phylanthropische Anstalten. Friedländer war ferner immer bemüht, zwischen Teutschland und Frankreich einen lebendigen literarischen Vermaustausch zu unterhalten; namentlich begründete er zu diesem Ende gemeinschaftlich mit Pfaff ein naturwissenschaftliches Journal.

Friedländer blieb unverheirathet; väterliche Sorgfalt widmete er aber dem Wohle seiner Familie, und namentlich der geistigen Ausbildung seiner Kassen. Er starb ganz plötzlich an einem Halsübel, und wurde nach schriftlicher Verordnung auf dem Friedhöfe der Séracliten in Paris begraben.

Friedländer war Mitarbeiter und zum Theil Mitredacteur der Revue médicale, am Dict. des Sc. méd., an der Biographie universelle, am Journ. complémentaire und an einigen andern Zeitschriften. Seine besondern Schriften sind: Diss. de calore corporis humani ejusque medela. (Hal. 1791.) — Französische Annalen für die allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie, Pöbelologie und ihre gemeinnützigen Anwendungen. Herausgegeben von Ghr. Heint. Pfaff und Mich. Friedländer. (Hamburg 1802.) — Der folgende Jahrgang erschien unter dem Titel: Die neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten in den gemeinnützigen Wissenschaften und Künsten u. s. w. 12 Hefte. (Leipzig 1803.) Das 12. Heft davon erschien auch als besondere Schrift Friedländer's unter dem Titel: Entwurf einer Geschichte der Armen- und Krankenanstalten, nebst einer Nachricht von dem jetzigen Zustande der pariser Armenanstalten und Hospitäler, insbesondere im Nov. 1803. (Leipzig 1804.) — Sammlung von Beobachtungen und Thatfachen, die die häutige Bräune (Croup) betreffen. Aus dem von der pariser medicinischen Schule im Juli 1808 bekannt gemachten französischen Originals übersetzt und herausgegeben von Dr. M. Friedländer. (Zübingen 1808.) — Exposition du système éranologique de M. Gall, présentée à la société de Médecine. (Paris. 4.) — De l'éducation physique de l'homme. (Paris 1815.) (Viele Abschnitte dieses Werks waren bereits in den Annales de l'éducation publiées par M. et M^{me} Guizot (Paris 1812 et 1813.) veröffentlicht worden. Es wurde auch ins Teutsche übersetzt. — Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres etc. (Paris 1822.) (Fr. Weiz. Theile.)

Friedlandia Cham, et Schk., f. Diplodon.

FRIEDLIEB (Thomas), Arzt zu Jufum, geb. 21. März 1778 zu Widensworth in der Landschaft Cierflact in Schleswig, gest. im J. 1838 zu Jufum, 60 Jahre alt. Er hatte in Kiel studirt und promovirt, ließ sich dann sogleich 1803 in Jufum nieder, erhielt 1828 den Titel eines Justizraths u. s. w. Außer seiner geschätzten Inauguraldissertation: Monstrosi foetus descriptio atque delineatio. (Kilon. 1803. 4.) gab er, zum April

nach Aufforderung der Medicinalbehörden, einige populäre medicinische Schriften heraus: Anweisung bei dem jetzt ziemlich häufig vorkommenden, blizigen, gefährlichen Wuthstich u. s. w. (Friedrichsbad 1811.); Unterricht, die Schafzäube oder den Schorf ohne Aesnet zu heilen u. s. w. (Ebenb. 1811.); Anweisung zur Erkennung und Vorbeugung der Hundswuth u. s. w. (Ebenb. 1813.) Er gab ferner, einiger kleinerer Abhandlungen nicht zu gedenken, Nachricht von den epidemischen Krankheiten im bismuth'schen Pfaffenstättchen in den Jahren 1826, 27 und 28 (Gerson und Julius Nag. d. auel. Heilk. 15. und 18. Bd.), sowie von einer Typhusepidemie in Husum im J. 1832. (Pfaff's Mittheilungen a. d. Medicin. 1. B. 1832.) (F. W. Theile.)

FRIEDLINGEN, ein ehemals befestigtes, jetzt aber zerstörtes, auf dem rechten Rheinufer, eine gute Viertelstunde östlich davon und Hünningen gegenüber gelegenes Schloß am linken Ufer des nahe dabei entspringenden, dem Rheine zulaufenden Weibsbachs.

Schlacht bei Friedlingen, am 14. October 1702. Der Krieg wegen der spanischen Erbfolge nach dem Tode Karl's II., welche Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp und Kaiser Leopold für das Haus Habsburg in Anspruch genommen hatte, war zwischen diesem und Frankreich bereits im J. 1701 in Italien ausgebrochen und ging, nachdem der Kaiser mit Großbritannien und den vereinigten Niederlanden ein Bündniß geschlossen, dem mehr Reichsfürsten beitraten, im folgenden auch auf Deutschland über. Borelli schickte der Kaiser im Frühjahr ein Corps von 16,000 Mann unter dem erfahrenen Feldherrn Maelgraf Ludwig von Baden an den Rhein, was in den ersten Tagen des Aprils bei Dachsland unterhalb Germersheim auf das linke Ufer überging. Dieses Ufer vom 21. an zur Mündung von Landau, erstreckte während derselben Befestigung und Lauderburg, und nahm hierauf an der Lauter eine feste Stellung. Dies Alles hatte geschehen können, weil der 60jährige, schon altersschwach gewordene Marschall Catinat, der mit einem französischen Corps im Elß stand, nicht noch zur rechten Zeit kräftig genug dagegen eingeschritten war. Ludwig XIV. stellte ihm daher den jüngeren durch seine Unternehmungsgier schon berühmt gewordenen Generalissimusant von Villars gegen Ende des Mai's zur Seite. Doch auch dieser konnte den Marschall zu einer entschlossenen Kriegsführung um so weniger bewegen, als die Kaiserlichen sich auch durch Reichstruppen mehr und mehr verstärkten und den Franzosen an Zahl immer überlegen wurden. Landau wurde hierauf vom 18. an förmlich belagert und am 10. Sept. zur Übergabe gezwungen. Inzwischen war vom Kurfürsten von Baiern ein Bündniß gegen den Kaiser mit Ludwig XIV. geschlossen worden, der ihm dafür die spanischen Niederlande versprochen. Der Kurfürst hatte sich Ulms und mehrerer anderer Städte in Schwaben, welche dem Kaiser treu geblieben, bemächtigt, und, da er zu schwach war, der Macht, die dieser gegen ihn aufbringen konnte, allein zu widerstehen, so war es ihm nächster, dem Könige von Frankreich dringendst zur Berücksichtigung empfohlener Plan, sich mit den Fran-

zosen sobald als möglich zu vereinigen, welche ihm dazu vom Elß her mit einem Corps entgegenkommen sollten. Der Marschall von Baden hatte davon Kenntniß erhalten und bot nun Alles auf, um es zu vereiteln. Er stellte ein Corps unter dem Grafen Etymum dem mit seinen Truppen zwischen Straßburg und Haguenau lagernden Marschall Catinat entgegen und ging, nachdem er die Franzosen auf letzterem Plage und von der Moser, an der er gelegen, hatte vertreiben lassen, mit dem Reste seiner Armee auf das rechte Rheinufer über, um in Gilmärschen die Gegend von Friedlingen bei Hünningen zu erreichen und dort in einer vortheilhaften Stellung den Franzosen die Überschreitung des Rheins zu verwehren. Ludwig XIV., von den Absichten des Marschalls noch vor ihrer Ausführung unterrichtet, hatte dem Marschall Catinat die Weisung ertheilt, mit einem Theile seiner nun zu einem starken Corps angewachsenen Truppen nach der Festung Hünningen zu rücken und die Kaiserlichen, sobald sie suchen würden, sich gegenüber festzusetzen, anzugreifen; dieser jedoch hielt dies nicht nur wegen des dortigen Terrains, auf dem es sehr schwierig war, ihnen beizukommen, sondern wahrscheinlich auch, weil er seinen früheren Rufen nicht in einer Schlacht von zweifelhaftem Erfolge auf das Spiel setzen wollte, für zu gewagt. Nicht so der kühne Villars. Dem Wunsch des Königs entgegenkommend erbat er sich von ihm die zu dem Unternehmen erforderlichen Streitkräfte und rückte am 24. Sept. mit 31 Bataillonen, 30 Schwadronen und 33 Geschützen nach Hünningen, wo er am 28. ankam. Der Marschall war mit seinem Corps schon vor ihm eingetroffen und hatte sein Lager auf einem vom rechten Rheinufer gegen eine halbe Stunde weit entfernten, solches überhöhenden und nach dem Rheine hin bis zum Weibsbach sanft abfallenden Plateau genommen. Dasselbe dat, nordwestlich vom flüßchen Gander, südlich von der Wiesen, welche beide in der Nähe in den Rhein fallen, begrenzt, in der Länge eine Ausdehnung von 1/2 und in der Breite nach Osten hin von beinahe 1/2 Stunde. Über ihm erhebt sich ein zweites Plateau, was nach Westen zu terrassenförmig in mehreren steilen Abhängen sich abflacht. Auf diesem liegt nahe am hohen und schroffen Abhange der Wiesen das Dorf Lulid und nördlich daran das sogenannte Käsernböhlchen. Das Lager wurde in der Front durch das Fort Friedlingen, was am obern Rande des ersten Plateaus nahe dem Schlosse dieses Namens schon früher erbaut worden war, sowie durch eine Reihe nebenliegender Verschanzungen und Batterien gedeckt, welche die niedere Ebene bis gegen das rechte Rheinufer hin beschränkten. Auch hatten die Kaiserlichen vom Fuße jenes Plateaus an zwei sich gegenüber liegende und etwa 1/2 Stunde weit von einander entfernte Redoutenlinien angelegt, von denen die eine bis an die Wiesen, die andre bis an das Rheinufer reichte, sodaß es unmöglich schien von Hünningen aus gegen das Lager mit einer größern Truppenzahl hervorzubringen. Doch alle diese Hindernisse schreckten Villars nicht ab. Vor der damaligen Festung Hünningen liegt eine durch einen breiten Rheinarms vom linken und durch einen schmalen von nur ungefähr 30 Schritten vom rech-

ten Ufer getrennte Insel, auf dem sich ein Hornwerk befanden, was ebenso wie ein Brückenkopf am rechten Ufer nach dem rüchswärts Frieden (1697) von den Franzosen hatte rasirt werden müssen. Noch einige Wochen vor Villars' Ankomst hatte der Commandant von Hünningen mit dem Wiederaufbau des Hornwerks beginnen lassen, es war aber davon nicht mehr als die Faze des linken Halbbalkons und ein Theil der Gouterne rechts zu Stande gebracht worden. Nachdem nun eine Schiffbrücke von Hünningen bis zur Insel geschlagen worden war, ließ Villars größt Theil seiner auf den seitigen Theil des Hornwerks bringen und zugleich alle dem Rheine ausgetehrte Cavallerie und Bästionen der Stellung, sowie die in der Nähe liegenden Höhen stark mit Geschütz besetzen, um das Terrain und die feindlichen Werke auf dem rechten Rheinufer zu beschließen. Unter dem Schutze eines so mächtigen Feuers sollte in der Nacht zum 2. Oct. eine hinter der Insel schon vorbereitete Pontonsbrücke geschlagen werden; das Gegenfeuer der Kaiserlichen war aber so heftig, daß man vorerst davon ablassen mußte. Erst am folgenden Tage kam man zum Zweck; die Franzosen fasten Fuß auf dem rechten Ufer und schritten folglich dazu, einen Brückenkopf aufzuwerfen, den sie auch trotz mehrer Angriffe der Kaiserlichen, die zuletzt gegen die Batterien auf der Insel nicht Stand halten konnten, bald vollendeten.

Die Kaiserlichen gingen jetzt, um den Feind zu verhindern, sich in der Ebene auszubreiten, von der Redoutenlinie und dem Schlosse Friedlingen her mit Tranchéen vor, und daselbst geschah vom Brückenkopf aus von den Franzosen. Diese fortwährend gegenseitig; dies konnte aber zu keiner Entscheidung führen und Villars sah bald ein, daß es ohne den Zuzug von bairischen Truppen vom Schwarzwalde her kaum ausführbar sein würde, den Markgrafen aus seiner starken Stellung zu vertreiben. Bis gegen den 10. Oct. hatte er ihm vergeblich entgegenzugehen und auch erfahren, daß die Baiern, anstatt von Ulm aus vorzugehen, sich von da zurückgezogen hätten. Daher versuchte er ein anderes Mittel, um die Kaiserlichen zur Räumung der Gegend von Hünningen zu veranlassen. Er detachirte den Generalleutnant von Kaubane und unter ihm den Maréchal de Camp Marquis von Biron mit 1000 ausgetriebenen Reuten abwärts des Rheins, um das am rechten Ufer gelegene, 3/4 Meilen von Hünningen entfernte und von den Kaiserlichen besetzte Städtchen Neuburg zu überrumpeln und zu nehmen. Dies gelang, da der Strom ungehindert hatte passirt werden können, am 12. vollkommen. Villars dirigirte nun auch zehn Bataillone und 20 Schwabronen, die unter dem Grafen GutsMuth auf dem Wege waren, um zu ihm zu stoßen, nach Neuburg, und konnte nach ihrem bald zu erwartenden Eintreffen daselbst der Behauptung dieses Platzes um so mehr versichert sein. Noch am 12. ließ er auch eine Menge von Fahrzeugen den Rhein hinabgehen, um bei Neuburg eine Brücke zu schlagen. Nach Umständen wollte er die Freiheit haben, auf derselben mit seinem ganzen Corps übergehen und sich auf ein Terrain begeben zu können, was zur Fierierung einer Schlacht für ihn un-

gleich günstiger war als das bei Hünningen. Der Markgraf, von Allem unterrichtet, befürchtete, daß Villars von Neuburg aus suchen würde, eine Vereinigung mit den Baiern zu bewerkstelligen, oder auch beabsichtige, über das kaiserliche Hauptmagazin zu Freiburg herzufallen, und beschloß, um dem zuvorzukommen, sofort mit dem größten Theile seines Corps nach dem ersten Orte hin abzurücken. Schon am 13. Oct., zwei Stunden vor Nacht, ließ er dazu Truppen aufbrechen, denen das Gros am 14. mit dem Frühesten nachfolgte. Gleich die erste Bewegung der Kaiserlichen nach Villars nicht entgangen. Er hatte in der Nacht zum 14. die Infanterie auf der Insel und die Cavallerie im größern Arme des Rheins, der damals sehr wenig Wasser hatte, in Bereitschaft gestellt. Er wollte die Kaiserlichen noch im Marfche angreifen, was ihnen nur nachtheilig werden konnte und das ganze französische Corps ging deshalb mit Tagesanbruch in größter Eile auf das rechte Rheinufer über, worauf es sich in der Ebene zwischen dem Schlosse Friedlingen und dem rechts am Rheine gelegenen Kleinhünningen formirte.

Sobald dies der im Fort Friedlingen noch zurückgebliebene Markgraf bemerkte, beschafte er allen seinen Truppen, sogleich umzukehren und sich in Schlachtlage aufzustellen, die Infanterie auf den tüdler Höhen, besonders auf dem sogenannten halstinger Berge, dem das Kärnthelchen vorliegt, die Cavallerie auf dem westlich vom Weilbache begrenzten Plateau, so daß sie das Gänzerhöhen im Rücken hatten. Villars erkannte auf den ersten Blick, daß das Schicksal des Tags von dem schönen Besitze der tüdler Höhen abhing, und um sie noch vor den Kaiserlichen zu gewinnen, ließ er sofort den Generalleutnant Debonod mit fünf Brigaden, aus welchen ohne die Grenadiere seine ganze Infanterie bestand, vorgehen und führte sie selbst dahin. Sie nahen ihren Weg, das Schloß Friedlingen links lassend, durch die von den Kaiserlichen verlassene Redoutenlinie, welche sich an die Weisen lehnte. Ihr folgte links zur Seite die Cavallerie und marschirte auf dem mehrerwähnten niedern Plateau in zwei Treffen so auf, daß ihr rechter Flügel sich gegen das Dorf Weil (am Fuße der tüdler Höhen), und der linke, dem 16 Grenadiercompagnien angeschlossen waren, sich auf Gewehrschußweite gegen das Fort Friedlingen hin, was, wie das Schloß, von den Kaiserlichen noch besetzt war, ausdehnte. Die Infanterie hatte die zu den tüdler Höhen einen Weg von mehr als einer Stunde zurückzulegen gehabt, nur mit Mühe die dortigen steilen Abhänge erklimmen können, und die Kaiserlichen hatten daher Zeit zu ihrer Aufstellung gewonnen. Sonach fanden die Franzosen, als sie das dem Dorfe Tüdisch vorliegende Kärnthelchen beinahe passirt hatten, hartnäckigen Widerstand, waren aber doch nach einem glücklichen Bagonetangriff die Eingedrungenen die an ihre Ketten zurück und eroberten dabei fünf Geschütze. Während des Verlorenen waren mehrere Truppenabtheilungen zu weit vorgegangen und hatten die rechte Flanke der Treffelinie bloßgegeben. Der Markgraf ließ nun sechs Schwabronen, die er auf dem linken Flügel seiner Infanterie in Bereitschaft hatte, in selbige einbrechen. Die Franzosen, dadurch überascht,

nehmlich Bartholomäus von Milet und die Gebrüder, Repoten des zu Tarracina gebürtigen alten Petrus von Galabrien, des Grafen, suchten den falschen Friedrich, wie ein Söldenbild, auf, trieben, ihres eigenen Vortheils wegen, die Dichtungen noch weiter, schlossen sich an ihn an, titulirten ihn Kaiser und verzeiheten ihn als ihren Herrn. Um den Anfängen ihrer Macht einen sichern Ort zu gewähren, besiegten sie mit ihm den hohen Berg Gontorbi, welchen der wirkliche Kaiser Friedrich II. vormals hatte einweihen lassen, und nahmen hier eine sicherere Stellung. Durch sie ließ der falsche Kaiser Schreiben unter dem gewöhnlichen Kaiserlichen Schreiben und mit einem nachgemachten Siegel besiegeln und in verschiedene Gegenden herumfächeln. Um für seinen Betrug sich desto leichter Glauben zu schaffen, zeigte er darin an, daß er, um ein Verbrechen zu erfüllen und zur Büßung seiner Sünden, verkleidet neun¹⁾ Jahre auf der Pilgerfahrt zugebracht habe. So forderte er mehrte Städte und Edelle des Reichs auf, ihm treu zu sein. Durch diese Ränke ließen sich mehrte dem Berge Gontorbi nahe Orte verführen, und es wurde, da sehr Viele sich von Einigen, welche sich stellten, als wüßten sie nicht, was sie wußten, nämlich, daß Friedrich II. wirklich todt sei, zu dem Glauben, daß er noch lebe, leichtgläubigerweise verführen ließen, dasselbe auch mit entfernten Orten Siciliens geschehen sein, wenn nicht der Graf Filangeri von Marico, der Statthalter in Sicilien, während König Manfred abwesend war, die kräftigsten Mittel wider den falschen Friedrich ergriffen hätte; denn es war die Erzählung bis zu des Königs Ohren erschollen. Der Statthalter brach mit einem Heere auf, und da es, den Gipfel des Berges, auf welchem die Heinde sich bereits in großer Anzahl gesammelt hatten, zu erstiegen, wegen der abschüssigen Felsen und der ganz engen Pässe sehr schwer, und der Gipfel des Berges vornehmlich schwer zugänglich war, so schloß der Statthalter mit seinem Heere den Berg möglichst eng ein, und schnitt dadurch den Belagerten die Zufuhr von Lebensmittel ab. Der listige Greis, welcher den Kaiser spielte, sah sich nun in der äußersten Lage; denn er besand sich in der Nothwendigkeit, etwas zur Rettung seiner Anhänger zu unternehmen. Er ging daher mit einem Gefolge seiner Anhänger durch unwegsame Gesträuche nach Castrum-Johannis und wurde von den Bürgern ehrenvoll mit großem Pompe aufgenommen. Guilelm Malacina und Andreas de Bartolucio, Bewohner dieser

Feste, verbanden sich, als sie den Betrug entdeckten, gegen den falschen Friedrich, und durch sie ließ der Statthalter Richard, welcher sich mit einer Reitertruppe vor die Feste begab, und mit dem falschen Friedrich und seinen Anhängern, welche einen Ausfall machten, lenen und diese aufgingen, betrichtete es an den König, und ließ fragen, was mit den Gefangenen zu thun sei. Der erhaltene Antwort zufolge ließ er den falschen Friedrich und elf seiner vorzüglichsten Anhänger, welche an der Dichtung Theil genommen und Ämter übernommen, an den Gabelgabeln hängen²⁾. Hierauf kam Manfred nach Sicilien und wurde gut aufgenommen.

Da Kaiser Friedrich II. in Italien starb und seine Leiche nicht nach Deutschland, sondern nach Sicilien gebracht wurde, und man in Deutschland nichts Zuverlässiges³⁾ von seinem Tode wußte, so glaubten nicht Viele, er lebe noch, theils entstanden die seltsamsten Gerüchte von seiner Todtsart; und man war auch nicht einig, wo er begraben worden. Die Chronica Australis sagt zum Jahre 1250: durch Gift des Lebens beraubt wurde er in Jungia⁴⁾ am Tage der heiligen Lucia der Jungfrau so heimlich begraben, daß 40 Jahre hindurch Viele witterten, er lebe und werde nächstens mit einem starken Heere kommen. Im J. 1284⁵⁾ erschollen Gerüchte von der Ankunft des weiland Kaiser Friedrichs durch fast ganz Deutschland. Ein Mann, der dem Kaiser Friedrich sehr ähnlich⁶⁾ sah, ein bettelnder Greis⁷⁾, dessen Name verhielt

2) *Naba Malapina*, Rerum Sicularum Lib. II. Cap. 6 ap. Muratori, Rer. Ital. Script. Tom. VII. col. 804 No. 3) *Wal. Engelhusius*, Chronicon ap. *Leibnitium*, Script. Brunsvic. T. II. p. 1115: Hoc ergo Frederico mortuo, ignorantibus Alamannia, vacabat imperium multis annis. Post quo aet quidam in civitate Nutz fuisse se esse Fredericum etc. *Gerhardus de Hoo*, Histor. Austr. Lib. I. p. 34: Erat eo tempore nefarius quidam impostor, qui cum vulgari quaedam opinio esset, Fredericum secundum amissum, non mortuum esse, et aliquando reversurum, cum quo facie et membrorum junctura similis erant, se esse adveniendo etc. 4) oder vielmehr in Palermo. 5) *Australis Historiae* Pars plenior, de Costis sub Rudolpho, Adolpho et Alberto ab anno MCLXXVI ad annum MCCCIII ap. *Freher*, German. Rer. Script. T. I. p. 322. 6) *M. Albertus Argentanus*, Chronicon ap. *Urtisium*, German. Historiæcorum T. II. p. 104. *Johannes Vitodranus*, Chronicon in Thesaur. Histor. Helvet. p. 8 [agt: Fertor, quod tempore Rudolphi faber per omnia similia Frederico Imperatori apparuit, qui a multis Imperatoris et Magnifici dicti Regis, nec non plebeis turba Imperatoris Frederici nestilabatur, et valde honorifice et gloriose tractabatur, qui cum hujusmodi honorum non recusaret, luo libentia animo acceptaret gerendo se in persona ipsius et hoc in præjudicium Regis R. vergeret, commotus Rex dicti: Tollens et tam frequenter vidi faciem Frederici Imperatoris, quia aetate mihi conversatus sum, et quasi in aula sua constitutus, quod nolo dimittere, quin istum, de quo est opinio ista frivola, videam an ipse ait vel non. Quem cum ipsum non esse compelleret, iustus est ab eo occidit et de memoria tolli hominum nimium credula fuitate. Itaque cum timore scribi debet Regibus fieri glauibet et multitudine: Quidam vero ejant, quod judicio mox crediturum se verum illius est, fabrum jam dictum similitum Imperatoris Frederici Domino diu ante defuncto et sepulto, totis viribus suis conitantes, prænominationis honoribus applicatum, maluit enim operi, officio et artificio suo cum uxore et liberis sua domo et commode suo tamare et invigilasse, quam falso et coacta se-

1) Kaiser Friedrich II. starb im J. 1250; doch war Velen sein Todesjahr nicht genau bekannt. Diefes hat Gieshus auch auf die Angaben im Betreff der falschen Friedrichs. *Se. M.* sagt die Compilatio chronologica (ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Script. T. I. ex editione *Struazii*, p. 1103, 1104) im Betreff des ersten falschen Friedrichs: „Im Jahr des Herrn 1262 kam einer mit einem großen Heere, welcher sagte, er sei der Kaiser Friedrich, der vor zehn Jahren gestorben war. Er besämpfte Manfred, den Fürsten von Apulien, und verfolgte ihn tapfer, intern er verstarb; er wollte das Reich von Apulien und Sicilien haben.“ *Sigfridus Presbyter*, Epitome Lib. II. (ap. *Pistorium* I. I. T. I. p. 1049) sagt im Betreff des zweiten falschen Friedrich zum J. 1254: „An demselben Jahr kam ein großer Mann nach Gtin, welcher die sicere, er sei der Kaiser Friedrich, der vor 32 Jahren gestorben war.“

das Reich an sich zu bringen suchte, endlich zu fürchten anfang, hob er die Belagerung auf und zog mit dem Heere²¹⁾ hinab. Der falsche Friedrich war bis Wesel²²⁾, oder, nach der Angabe der Meisten²³⁾, bis Wehlar, wie wol Wesel zu Neuß besser paßt, gegangen. Als König Rudolf mit Heerermacht heran zog, erschrocken die Bürger der Stadt Wesel oder Wehlar, baten um seine Gnade und lieferten ihm den Betrüger aus²⁴⁾. Dieser wurde auf Befehl des Königs gefoltert, bekannte die Falschheit seines Vorgebens, daß er Kaiser Friedrich sei, und sagte, er habe an dessen Hofe gedient, und dadurch sei ihm bekannt gewesen, was er erzählt habe²⁵⁾. Er wurde nach der einflussigen Angabe der Geschichtschreiber verbrannt, weil dieses eine der Strafen für Fälscher²⁶⁾ war. Die Verbrennung geschah außerhalb²⁷⁾ der Stadt Wesel oder Wehlar. Da die Verbrennung auch die Strafe für Zauberer und Zauberinnen war, so ist es vielleicht dadurch geschehen, daß später Manche glaubten, der falsche Friedrich sei ein Zauberer gewesen, wie das Magnus Chronicon Belgicum angibt²⁸⁾, und auch Gerhard von der Rœe weiß²⁹⁾.

Der dritte falsche Friedrich war einer, der nicht lange darauf³⁰⁾, von der Thorheit, wie jener, verblendet, nach der Stadt Lübeck kam, und versicherte, daß er Kaiser Friedrich II. sei. Das Volk von Lübeck, ohne gebührige Überlegung³¹⁾, setzte ihn als einen König auf ein

quidam vero quondam Imp. Friderico simillimus, in inferioribus Rheni partibus se ipsum Fridericum fingens ac Barones et civitates sibi aggregavit etc.

21) Chron. Colmar. p. 484. *Albertus Argentensis* p. 104 sagt ganz auch cum gente (d. h. mit Truppen) descendens, sepi aber hinzu: ac se illum velle tanquam Imperatorem venerari fingens, welches sehr unwahrscheinlich klingt. 22) So nach den Handschriften der Silesische Präbiter, nämlich in Wilsen, Wicela, indessen in dem Drucke Witzlaria steht, und nach Wilhelm bei Hermann Körner in Wesallan, morans Kragius (Wandalia I. I.) Westphalium gemacht hat. 23) Albert von Strasbourg (a. a. O.), Jacob von Königshoven, Gerhard von der Rœe (a. a. O.) und die Meisten, s. B. Struve. 24) Jacob von Königshoven S. 119.

24) Krantzius, Saxonia p. 224; Wandalia p. 168. 25) Derselbe (Wandalia) drückt dieses aus: igne concrematus est, inasus Imperator, nach *Salvatoris* p. 104. 26) Derselbe bei Körner col. 935. Engelhus dagegen (S. 1115) sagt, daß der falsche Friedrich, nachdem er zur Zeit gefoltert, von den Bürgern verbrannt worden sei. 27) Magnus Chronicon Belgicum p. 275 sagt: quidam nigromantia etc., und p. 276: iste miliculus demum ab Archiepiscopo captus, omnem nequitiam nigromantice falsitatis in aperto confessus, ac in villa Witteflet, palam omnibus non immerito concrematus est. 28) *Gerhardus de Rœe*: Multa etiam incertum ab hominibus, an ab atrogenis acceptis) elargiebatur, und weiter unten: Fraudis et maleficorum artium ex propria confessione convictus concrematus. 29) Nachdem in Hermann Corners Chronicon (col. 935) zum J. 1284 von Friedrich, Postbus gehandelt ist, wird zu demselben Jahre, und zwar unmittelbar, nachdem gesagt ist, daß die Bürger von Wesel aus Furcht vor dem römischen Könige Rudolf Friedrichs Postbus aufgeführt verbrannt haben, wird fortgesetzt: Pro eodem tempore alius vesania consensu excoctus venit in urbem Lublicanum tercio Wagriorum, eundem Imperatorem se fore asserens. Krantzius, Wandalia Lib. VII. Cap. 39. p. 168, welcher dieser Darstellung folgt, sagt: Non hinc longe alius quidam nebulos, eadem praeterea imagine, venit Lubecam. 30) vulgus dictae civitatis minus circumspiciens, seipsum esse in der Stellung bei Körner. Krantz läßt dieses hinweg und sucht es anders

Pferd, geleitete ihn mit großer Ehre durch die Stadt und erwieß ihm große Ehrfurcht. Es war aber in jener Zeit in Lübeck ein schlaues Rathmann³²⁾, Heinrich Stencke, welcher in mehreren und mannichfaltigen Geschäften der Stadt zu dem Kaiser Friedrich gegangen und mit ihm verschiedene Unterredungen gehabt hatte. Dieser Rathmann conferirte mit dem Betrüger über verschiedene, vor dem Kaiser Friedrich zu Stande gebrachte, Geschäfte, welche dem Rathmann und dem Kaiser Friedrich sehr gut bekannt waren. Da jener aber, der Kaiser sein wollte, auf das, was ihm der Rathmann vorlegte, sehr ungebührlich antwortete, erkannte er, daß er ein Betrüger sei. Daher verordnete er alsbald mit dem Stadtrathe, daß ihm der Sack statt des Sarges und das Wasser statt des Kirchhofes gebühre³³⁾. Nach anderer Angabe wurde der falsche Friedrich nicht gefoltert, sondern als sein Betrug entdeckt war, verschwand er, ohne daß Jemand wußte, wo er hinkam³⁴⁾.

Von einem vierten falschen Friedrich hat man folgende Nachricht zum J. 1294: Eine Person von mildmüthiger Natur ging im Lande herum und gab sich für den Kaiser Friedrich bei dessen Betreuen aus. Als er nach Eßlingen gekommen, wird er von den Bürgern gefangen, als Keger untersucht, überführt und verbrannt³⁵⁾.

Später glaubte man nicht mehr daran, daß Kaiser Friedrich II. noch unter den Lebenden wandelte, sondern daß er ins Leben zurückkehren werde. Johann von Winterthur³⁶⁾ sagt zum J. 1348: „In diesem Jahre wurde unter vielen Menschen verschickener, ja aller Classen als das Gewisse erzählt, daß der Kaiser Friedrich, dieses Namens der zweite, mit der größten Macht versehen kommen werde, um den durchaus verbotenen Zustand der Kirche zu verbessern. Es fügten die Menschen, welche die erwähnte Meinung hegten, hinzu, daß er nicht wenig kommen müsse, und wenn er in tausend Theile zertheilt, ja wenn er durch Verbrennung in Staub verwandelt wäre, darum, weil es von Gott beschlossene sei, daß es so geschehen solle, was unmöglich eine Änderung leiden könnte. Nach jener Behauptung wird er also, wenn er wieder erweckt auf den Gipfel des Reichs zurückgeführt sein wird, mit dem armen Wädden oder Wäde einen reichen Mann ehlich verbinden, und umgekehrt den

zu vertheilen, indem er, nachdem er bemerkt, er habe erst im Geheimen gesprochen, und man habe dadurch geglaubt, er habe sich erkannt zu werden, und habe, als die Kürbiszeit im Felde gewachsen, essen verkömmt, daß er der weilsa Kaiser Friedrich sei, so weiter folgt, er sei in die Stadt gekommen, die er selbst zur Reichthum gemacht habe.

31) proconatus, welches Krantzius deutlicher gibt durch: erst vir indolens inter proconatus etc.; durch proconatus versteht man nämlich Rathmannen (d. h. Rathherren, Senatoren) ant. 32) Unde mo ordinavit (Henricus Stencke) cum familia civitate, quod accipere pro sarcophago et aqua pro cineribus vel vendicabat, drückt es in Hermann Corners Chronicon col. 935, und diese Aenderungen sind aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer alten Rechtsformel über das Urtheil zur Exekution und Verlegung in das Wasser genommen. 33) Krantzius, Wandalia Lib. VII. Cap. 39. p. 168. 34) Annales Dominicorum Colmarianorum ad ann. 1295 (ap. Urstium I. I. T. I. p. 29). 35) Chronicon ad nos. Hist. Helvot. p. 85. 86.

Können und den weltlichen³⁹⁾ Schweftern Männer geben, die Mönche beneiden, den Rindeln, Waisen und Witwen und allen und jedem Verrathen die gewonnenen Sünden zurückstellen und Allen volle Gerechtigkeit verschaffen. Die Kleriker wird er so grausam verfolgen, daß sie ihre Krone und Konfession, wenn sie keine andere Bedeckung haben, mit Rindelsbindungen verschüllen werden, um nicht als die Konfession hebenden zu erscheinen, die Ordensgeistlichen⁴⁰⁾, vorzüglich die minderen Brüder⁴¹⁾, welche durch ihre Verkündigung der päpstlichen Bannflüche⁴²⁾ ihn vom Reich getrieben, aus dem Lande jagten. Nach Wiederannahme des gerechten und ruhmreichen als vorher regierten Reiches wird er mit zahlreichem Heere über das Meer setzen und aus dem Nibeorg oder bei dem verdorren Baume auf das Reich zurückkehren⁴³⁾. Mit dem, was Johann von Winterthur sagt, ist das zu vergleichen, was in einem Gedichte, welches etwa um das Jahr 1350 verfaßt ist, gesagt wird: „So wird das urlewige (der Streit, der Krieg) also groß, nymand kann es gestillen, so kommt sich Kaiser Friedrich, der hehre und der milde, er fährt dort bei Gottes Willen, an einen dürrn Baum, so hängt er seinen Schild. So wird die Fahrt hin über Meer. . . . Er fährt dorthin zum dürrn Baume an alles widerhap (ohne allen Widerspruch, aber ohne im Ertuglichen daran bedirkt zu werden), daran so hängt er seinen Schild, er (der Baum) grünet und birt (trägt): so wird gewonnen das heilige Grab, daß nimmer Schwerdt darauf (darum) gezogen wird⁴⁴⁾. In dem ältern Bruchstücke eines Gedichtes aus dem 15. Jahrh. vom verlorenen Friedrich wird gesagt, daß Niemand wisse, wohin er gerathen sei, daß aber alle Bauern versicherten, er lebe, lasse sich oft als Waller bei ihnen sehen, und sichere öffentlich zu, daß er noch einmal auf römischer Erde gewallt werden, Pfaffen stören und das heilige Land erobern wollte, dann werde er

arines schildes last
haben⁴⁵⁾ an den dürrn ast⁴⁶⁾.

In einem geistlichen Liede des 16. Jahrh. wird statt des Kaisers Friedrich's Herzog Friedrich erwähnt, der das heilige Grab wieder gewinnen, und sein Schild an einen laublosen Baum hängen wird, und dabei ist

von dem Antichristen die Rede⁴⁷⁾. Die Sage trägt die Farbe der sich in ihr spiegelnden Zeit. Ohne Zweifel lag ihr eine aus einem ältern Volksglauben entsprungene ältere Sage zu Grunde, welche sich an den Kaiser Friedrich II. knüpfte. Die Sage beruht auf dem Glauben von der Wiedergeburt, welcher auch bei den Germanen festhätte, und zwar dergestalt, daß man sowohl glaube, daß Helden und ihre Frauen vor dem Ende dieser Welt durch mehrmalige Wiedergeburt aus dem Himmel, namentlich die Helden aus Walhöl durch Wiedergeburt wieder auf die Erde kämen⁴⁸⁾, als auch nach dem Ende dieser Welt eine allgemeine Wiedergeburt der Götter und der Einberlar annehm, wie in der nordischen Mythologie in der Sage von Ragnarök (s. d.), welches gewöhnlich, aber nicht gut durch Götterdämmerung erklärt wird. Bevor Ragnarök eintritt, werden die Askrände auf der Erde bedeutend verschimmert, und dann durch die Wiedergeburt der Erde und der Götter und der Einberlar verbessert. Dies spiegelt sich auch in der Sage von den schlafenden Herrschern ab. Sie erwachen, wenn ihr Volk in großer Noth ist, und stellen ihnen bessern Zustand wieder her. Diese Sage nimmt an, daß sie nicht wirklich des Lebens beraubt worden seien, weil der Glaube an Wiedergeburt erlösend ist. Nach der ursprünglichen Sage war der Aufenthalt der Herrscher und Helden nach ihrem Tode im Himmel; aber die Christen konnten sie, wenn sie die Sage von dem alten Glauben beibehielten, und theilweise umwandeln, nicht mehr in den Himmel setzen, aber auch nicht in die Hölle. Sie schlugen daher einen Mittelweg ein und ließen sie in einem Berge⁴⁹⁾ schlafen. Da diese Sage als Ursache eine allgemeine ist und selbst in Asien, aus welchem die in Europa einwandernden Völker sie wahrscheinlich mitgebracht haben, sich findet, so hat sie sich an mehr geknüpft. So z. B. an den König Arthur, von welchem man glaubt, daß er in den Höhlen der Eldon-hills (Eldon's Hügel) sitze⁵⁰⁾ und wiederkehren werde⁵¹⁾. In Dänemark sitzen in einem Gewölbe bei Kronburg gepanzerter Männer, niedergebogen um einen Stein, und die Häupter ruhen ihnen auf den gekreuzten Armen. Holger dauke (der dänische), dessen Bart in den Stein gewachsen war, erhob sein Haupt, der Tisch brach zusammen, und er sagte: „Wir kehren zurück, wann nicht mehr Männer in Dänemark sein werden, als ihrer

36) moniales et sorores in seculo degentes maritabit.
37) religiosos. 38) Transjordan. 39) denunciantes processus papales. 40) Johann von Winterthur führt fort: Homines istius felse credulitate decepti sunt quemadmodum Judaei, qui credunt David Regem resuscitandum a domino. et regnatum modo pristino super israhel. Warum die Juden dieses glauben, erzählt er weiter, indem er die Stelle aus den Propheten anführt, auf welche sie sich stützen. Hierauf handelt er von der allgemeinen Auferstehung nach christlichen Begriffen, und sagt dann: Quod autem aliqui mortui et incarceratione resurgunt rursus regnaturi et habitaturi modo pristino super terram, fidei Catholicae contrarium est, et Scripturae in multis locis demonstrant, ex quibus aliqua tangam. Dieses thut er nun, nach schließt aus den angeführten Bibelstellen: Et haec conclusio, quod est dementia et fatuitas credere, Fredericum quosdam Imperatores haereticum resuscitatum et terrae domum dominatum. So beschließt Johann von Winterthur den Volksglauben. 41) Iretin, Brüche der Geschichte und Literatur IX. S. 1134. 42) jagen. 43) Grimm, Deutsche Sagen Nr. 488.

44) Gräter, Döns S. 191. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie S. 538. 45) f. die Helligkeit und die umgebende Nacht bei Sammers brüchen bay bei Herz. Bachter, Forum der Kritik I. Bdt. 2. Abth. S. 96—114. 2. Bdt. 1. Abth. S. 127—136. 46) Werk, Mythologie der Völkern und der Volksmärchen (Gullgatt 1848.), bezieht die Sagen von den im Berge schlummernden alten Kältern auf die Unterwelt; aber dieses ist nicht ganz richtig. Die Berge sollen ein Mittelglied zwischen Himmel und Hölle sein. 47) f. die Stelle aus Dr. Erdens's Scenes of insanity der Kabin und Schwarz, Nordische Sagen, Märchen und Gebräuche S. 469. Bgl. S. 512. 48) Henricus Septimianus (bei Leyser p. 460 und 477):

Et prius Arturus veniet velle ille Britannus,
und an einer andern Stelle:
Cujas Arturi tempore fructus erit.

Raum auf einer Tonne haben“⁴⁹⁾). Nach einer andern dänischen Volkssage, in der sich der Volkssatz zwischen den Dänen und Schweden spiegelt, wird Lordenstöld einmal wieder auferstehen, um die Schweden zu schlagen⁵⁰⁾). Nach einer Volkslage sitzt der Kaiser Heinrich der Vogelsteller im Nammelsberg und hat noch vor seinem Tode drei Steine in die Mauer von Goslar einmauern lassen und gesagt, wann diese herauskämen, dann würde er wiederkehren; Niemand weiß aber, welche Steine das sind. Nach einer andern Volkssage verfluchte sich Kaiser Heinrich der Vogelsteller im großen Schmerz darüber, daß seine schöne Tochter sich seinen unlauteren Wünschen nicht fügen wollte, in den durch seine alte Warte weit in der Gegend sichtbaren subemer Berg, und sitzt noch da bis auf den heutigen Tag, und wird erst wiederkehren, wenn Goslar einmal im großen Wehen ist, oder der jüngste Tag anbricht⁵¹⁾). Karl der Große oder nach der neueren Sage Karl V. (Karle Quintes)⁵²⁾ haust mit seinen Soldaten im Odenberg, und ruht hier von seinen Selbsten ab. Er hat versehen, alle sieben oder hundert Jahre hervorzukommen⁵³⁾). Karl der Große oder nach anderer Auffassung der Urfrage, Karl V., oder nach wieder anderer Auffassung Friedrich Rothbart hauset im Unterberg bei Salzburg, sein Bart wächst um den Steinreich. Hat der Bart zum dritten Male die letzte Färbung erreicht, so tritt das Weltende ein, und dem Walsersfeld erfolgt eine blutige Schlacht, der Antichrist erscheint, die Engelsknechte tönen, der jüngste Tag ist angebrochen. Das Walsersfeld hat einen dünnen Baum, der schon zum dritten Male umgebaut ward. Seine Wurzel schlug immer wieder aus, daß ein neuer vollkommener Baum daraus erwuchs. Wenn er wieder beginnt zu grünen, dann naht die schreckliche Schlacht, und wenn er Früchte trägt, wird sie anheben. Karl oder Friedrich hängt dann seinen Schild an den Baum. Alles wird hingulaufen und ein solches Blutbad sein, daß die bösen von den guten Menschen werden erschlagen werden⁵⁴⁾). So hat die Sage von dem Kampfe der Götter und der in den Himmel gekommenen Helden auf der einen und der Riesenwesen (der bösen Zauberwesen) auf der andern Seite christliche Farbe angenommen. Das Heer der Götter und Einberier führt Odhin. In der Christenzeit erscheint als Führer des Heeres statt Odin's ein irdischer Herrscher, der bis zum jüngsten Tage in einen Berg entrückt ist. Nach jenem gro-

ßen Kampfe bei dem Untergange dieser Welt teilt ein besse- rer Zustand durch Wiedergeburt der Götter, der Erde und der Menschen nach der heidnischen Sage ein. Nach der christlichen stellt der wieder erwachende irdische Herrscher bessere Zeitalter her. Einen solchen Ketter aus den Drangsalen der Gegenwart wollte natürlich jeder in seiner Noth haben, wie wir bereits gesehen, und weiter bemerken müssen. Daher wiesen die einen dem Kaiser Friedrich keinen Sitz in einer Felsenhöhle bei Kaiserlautern an⁵⁵⁾, dessen Name an die vormalige Reichsbesetzung erinnert, andere zu Trifels⁵⁶⁾, bei Anweiler, wieder andere zu Kyffhausen, denn Trifels und Kyffhausen waren berühmte Reichsdörfer. Zur Zeit des Engelbusch, welcher zu Anfang des 15. Jahrhunderts blühte, glaubte man, daß Friedrich II. in dem Schlosse Kyffhausen noch lebe⁵⁷⁾). Umgekehrt als bei der Sage von dem im Odenberg hausenden Karl dem Großen nach der frühern, Karl V. nach der spätern Sage, wurde statt, daß nach der frühern Sage Friedrich II. im Berge Kyffhausen oder in anderen Bergen hausen sollte, statt dessen später sein Vorfahr, Kaiser Friedrich I., angenommen. Hierzu hat aber Wahrscheinlichkeit noch dessen Bezeichnungsmale Barbarossa, Rothbart, beige tragen; denn dieser erinnert an Bart, und der Bart spielt bei dem am feineren Tische schlafenden eine große Rolle, wie wir oben bei Däger dem Dänischen, und bei dem Kaiser Karl oder Friedrich im Unterberg bei Salzburg sehen, und anderwärts⁵⁸⁾ finden. Das Waschen des Bartes um den Tisch soll die lange Zeit und das Waschen in den Stein den Mangel an Pflege veranschaulichen. Unter den mehreren Sagen ist die vom Kaiser Friedrich dem Rothbart im Kyffhausen die berühmteste⁵⁹⁾.

55) Georg. Sabinus, Cosmograph. v. Frid. Draubins, Ficht- liche Tischchen, I. Bd. Cap. 107. *Ulcarius*, Ber. Thuring. Syn- tagma I. p. 150. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 295. 56) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 538. 57) Nach dem Engelbusch (S. 1115) von dem großen Reichthum nach Friedrich's II. Tode, von welchem die Deutschen Nichts gewußt, und von dem falschen Friedrich in Ruß und dessen Verbrüderung gehandelt, läßt er fort: *Et hoc loco vult, Fredericum adhuc vivere in castris confusiois*. Evident bemerkt hierzu, man solle in castris hauser oder Kyffhausen leben; denn in einer Höhle dieser Höhle (im kyffhauser Berge) schlief, wie bei Ruß gesagt, Kaiser Friedrich II., und werde einmal aufwachen, und von da ergehen, um das Reich wieder zu übernehmen. In dem Romanzeist der Herr mit des Engelbusch in der Bibliothek der Kirche zum heiligen Kram in Danover steht: *Fredericum surrexiss, et castrum Kyffhausen custodire*. Doch ist in castris confusio nicht recht zu verstehen, da man den Namen Kyffhausen nicht von Kyff, Zent, Zent, sondern da es Julius Caesar erbaut haben sollte, von confusio, nämlich von confusio Regni Thuringiae, Zerstörung des thüringischen Reiches, an welches damals noch nicht zu denken war, schon tat.

58) Nach der Sage von der Höhle des Walsersfelds ist der Schächer vom Thierberg ein Wälschen der einen heimlichen Tischler sein, durch den sein Bart gewachsen war (Grimm, Deutsche Mythologie, Nr. 314). Nach der Sage des Sprembergers vom Scherlein hat daselbst seine Wohnung am Ende einer langen unterirdischen Ganges, und sitzt an einem großen Bilde, und wenn sein Bart drei Mal um denselben gewachsen ist, so wird er erlöst sein (Kühn und Schwarz, a. a. D. Nr. 1. S. 2). 59) Die Bedeutung dieser Sagen ist nicht zu verwechseln mit der von Luther, den Wiedertäufern der Welt, in der deutschen Ausgabe seiner Werke, 2. Bd. S. 43. Georg. Sabinus, Cosmograph. v. Frid. Draubins,

49) Thiele I. Bd. S. 23, 168. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. 541. 50) Thiele I. Bd. S. 3. Wenz, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. I. Bd. S. 261. 51) Kühn und Schwarz, a. a. D. S. 185. Obenstehend findet sich S. 294 eine Volkssage von Kaiserin Maria von Trever, der Tochter des letzten Pfälzgrafen von Lothar, Kamers des Bistums, in welcher gesagt wird: sie herrschte lange über das Land und that viel Gutes, war eine sehr fromme, fromme Frau, die immer gepunzt ging, und viele Kräfte mit den benachbarten Pfälzgrafen führte. Zuletzt verfiel sie in's Irre, und beiseit schiet man alle Abend in Trever und allen Kirchspielen des Landes, im Sommer um 9, im Winter um 10 Uhr, mit den Glocken, und das soll geschehen, so lange bis sie wieder kommt. 52) f. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. 527, 528. 53) f. das Weiterer in der Augem. Geogr. d. B. u. N. 3. Sect. 20. Bd. S. 375. 54) Grimm, Deutsche Mythologie, Nr. 24 und 25.

und die Variationen, daß Kaiser Otto⁶⁰⁾ und gar Markgraf Hans⁶¹⁾ darin fielen, unbedeutend, und den Sagen vom Kaiser Friedrich nur nachgebend. Die Hauptfuge von diesem ist: Im Kuffhäuser (da das Schloß verfallen) schläft Friedrich der Rothbart, sitzend am feineren Tisch, zwei Mal ist sein Bart um den Tisch und durch denselben gewachsen. Wenn er das dritte Mal herangeht, dann wird das teutsche Volk in großer Noth sein, dann werden die Raben nicht mehr um den Berg fliegen⁶²⁾, Friedrich wird herausgehen in seinen goldenen Waffen und sein Volk erreichen. Zur Zeit, als Teutschland durch die Türken gesekret ward, glaubte man, Friedrich werde wieder kommen, den Türken zu schlagen und das gelobte Land und heilige Grab zu gewinnen⁶³⁾. Wenn Friedrich aus dem Berge, in welchem er geschlafen, hervortritt, wird er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden⁶⁴⁾. Die eine Gestaltung der Sage denkt sich den Baum in Teutschland, die andere in Palästina. Bei dieser Gestaltung der Sage soll das Aufhängen des Schildes ein Zeichen des Friedens sein, und soll soviel als das Ablegen der Waffen bedeuten, wie sich aus dem schließen läßt, was wir oben aus Johann von Wintertur gesehen haben, und

unter dem von ihm erwähnten dürren Baum ist dann der zwischen Erben und Erbfeinden im Thale Mambow zu verstehen. Ihn nannten die Morgenländer Trip, Drip oder Drip, und die Abendländer Siegesbaum. Von diesem elenden dürren Baum, einem Eichbaum, glaubte man, er habe vom Anfang der Welt an gestanden und sei vor Gottes Mitter grün und bedäutert gewesen. Aber als Gott am Kreuze starb, sei er verdorrt. Diesen Baum, von welchem Montevilla handelt, meint auch Johann von Wintertur bei dem, was er von Friedrich's Zug in das gelobte Land bemerkt. Nach anderer Sage, nach der nämlich, wie sie Montevilla gibt, soll ein Fürst aus Niederland nicht vielen Christen kommen, der soll das Morgenland gewinnen, dann soll der Baum wieder grüne Blätter bekommen und fruchtbar werden, und um des Wunders willen sollen alle Juden und Heiden Christen werden, weshalb man dem Baume große Ehre erzeigte und ihn wohl beküdete. Nach der Übersetzung des Montevilla durch Otto von Diemeringen wird der dürre Baum dadurch wieder grünen, daß der Fürst aus Niederland unter demselben Wesse sitzen läßt, wovon sich in der lateinischen Ausgabe Nichts findet. Wenn nach der andern teutschen Sage der Baum durch Aufhängen des Schildes durch Friedrich wieder grünet, so ist dadurch die Art des Senkens oder Aufhängens des Schildes gemeint, welche den Gegensatz zu der andern Art, nämlich der Emporhebung des Schildes, macht, welche Heiligkeit an deutete, weshalb im Nordischen die Rebenart: durch ein Land mit Heerschilden fahren (ziehen), es feindlich behandeln, verderben durchziehen, bedeutet⁶⁵⁾. Wenn daher Friedrich den Schild aufhängt, nach der einen Gestaltung der Sage, um dadurch das Volk zu versammeln, damit die letzte große Schlacht am jüngsten Tage geschlagen werde, oder nach der andern Gestaltung, um mit den Türken zu kämpfen, so ist die Hängung des Schildes an den Baum als Erkennung des Heerschildes zu betrachten. Für Heerschilderliche war das Heerschild das Zeichen, dem sie folgen mußten. Der Schild war zugleich das Symbol des Staates, des Schutzes⁶⁶⁾ und der Herrschaft. In Beziehung auf einen Tempel der Tataren heißt es in einer handschriftlichen Historia trlum regum: hinter Mauern, Schloßern und Hügeln steht ein dürre Baum, Heerdmänner büten sein. Welchem Fürsten es gelingt, seinen Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Khan, der deshalb unüberwindlich sein soll, gelungen ist⁶⁷⁾. Wenn daher

Wiss., Färbliche Bildwerke. Th. I. c. Weissfantes (S. G. Gregorius), Curiose Beschreibung der Bergschlößer in Teutschland. G. 550. Gr. H. Hebruns, Hercynia curiosa. Cop. VI. §. 3. p. 149 seq.

60) Der im Kuffhäuser sitzende Kaiser Otto, welchen einmal ein Teufel dort traf, besah ihm, einen Wirth zu spielen, und gab ihm, als er es gethan, drei Kneden zur Belohnung. Diese durfte er nicht eher anessen, als bis er zu Hause war, und vier wurden sie Gott (Kühn und Schwarz a. a. D. Nr. 247. 7. c. 220).

61) Ein Kaiser aus Westphalen gibt in den Kuffhäuser, der er gerade eben sitzt, recht vorn den Markgrafen Hans, dem der Bart über den Tisch hinüber und die Nadel hindurch gewachsen sind. An den einsamen an den Wänden liegenden großen Weinflaschen sind die Nadeln und das Holz bereits verkauft; aber der Wein hat sich eine eigene Schale gebildet. Er ist blutroth. Den kleinen Kist, den Markgraf Hans in dem vor ihm stehenden Weinglas gefüllt, trinkt der Kaiser aus, und schließt nun seinen Zehrer im Berge. Die in Strubberg in der Wart wohnende Gregorius erzählt Sage habe sie von ihrem aus Nordbotten gebürtigen Vorne erzählen hören, und so hat die Märchen, indem sie den Markgrafen Hans, welcher in den märkischen Sagen eine Rolle spielt, an die Stelle des Kaisers Friedrich gesetzt (Schwarz und Kühn a. a. D. Nr. 247. 10. c. 222, 223, vergl. S. 497).

62) Nene (Geschichte der Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 213. 214) deutet das Aufheben des Rabenfluges durch das Aufheben des Hugin und Munalin, der Raben Odin's. Es ist aber auch eine natürliche Ursache vorhanden. „Die Raben fliegen jetzt um den Kuffhäuser, weil sie darin einen im Todenschlaf wittern. Der macht Friedrich und lebt er ins Leben zurück, so verlieren sie diese Witterung, und fliegen nicht mehr um den Berg herum.“ (Herb. Schärer, Geschichte Schwabens). Da der Eintritt des Todes hier für alle ober des jüngsten Tages durch unendliche Zeiten über Fortsetzung des Menschlichen in unendlichen angeordnet werden soll, und die Raben, oder eigentlich Krähen, den Kuffhäuser zu umschweben pflegen, so soll das Aufheben dieses Fluges der Raben wahrscheinlich als ein Zeichen für den Eintritt des jüngsten Tages gelten; denn die Raben können dann auf, das Gewöhnliche zu thun, wenn sie nicht mehr um den Kuffhäuser fliegen. 63) Luther, Vom Mißbrauch der Messe, teuffliche Ausgabe von Luther's Werken. (Jena.) 2. Th. Bd. 44 b. Nabius I. I. Drandius a. a. D. 64) Grimm, Deutsche Mythologie. S. 539.

65) J. Enori Sturluson's Heitris, übersetzt von Ferd. Bachter. 2. Bd. S. 229. Fornmann. Skogr. 1. Bd. S. 345.

66) Die Lex Salica schreibt der Tit. XLVII. Leg. 1 (sp. Exordium). Leges Francorum Salicae p. 87). Tit. XLIX. Leg. 1 (p. 114). Tunginus aus Centurius molum indicant, et centum in ipso Mallo (h. b. dem Gerichtstage) habere debet etc. Das hebräisch Heitilum vom 3. 1482 (vergl. Jac. Grimm, Denkmäler Rechtstellerschöner S. 452) besagt: und wer es auch, das das Dorf Bechen reden oder Feindschaft heisse, so soll der dieckem heit Herr Friedrich Grefenheide (der Gerichtsherr) seinen schied henken in das Dorf vor seinem Hofe, und soll das Dorf beschirmen und helfen behalten vor Schaden.

67) Heitric, Kunst und Alterthum II. 2. S. 174. 175. Jac. Grimm, Denkmäler Mythologie S. 539.

Friedrich, wenn er wieder aus dem Berge hervorgeht, seinen Schild an einen Baum hängt, so soll dieses so viel anzeigen, als daß er seine vorige Herrschaft wieder an sich genommen hat. Unverkennlich hat sich in die eine Gestaltung der Sage im Betreff des bürren Baumes in Palästina die christliche Sage gemischt. Aber der bürre Baum ist wol nicht ganz aus dieser Sage für die andere Gestaltung der Sage, welche den Baum nach Teutschland setzt, entlehnt, denn heilige Bäume spielen im teutschen Volksglauben eine große Rolle. Am vollkommenssten schien ein solcher Baum, welcher, obgleich ein Laubholzbaum, auch im Winter grünte. So z. B. der große Baum bei dem Tempel von Upsala⁶⁵), und der Wunderbaum der Dittmarier bei der Aufrübe, welcher auf einem mit einem Graben umgebenen Plage stand. Alle seine Aeste waren, wie man angibt⁶⁶), kreuzförmig gewachsen. Er grünte Winter und Sommer. Man hieb den Baum auch deswegen nicht um, weil man eine alte Prophezeiung hatte, daß er nicht eher zu verrotten beginne, als bis die Dittmarier ihre Freiheit verlieren sollten, und daß nachher auf denselben eine Eiserne nisten und fünf weiße Junge austreten würde, zum Zeichen, daß dem Lande die Wiederherstellung der Freiheit bevorstehe. Hatte man eine wichtige Orakelquelle, wie z. B. den Bülverborn, und stand kein großer Baum dabei, so richtete man, bis ein solcher herangewachsen war, einen großen Stamm auf, wie die Teinifut⁶⁷). Natürlich glaubte man, daß die Gottheit Macht genug habe, ihn grünen zu lassen, und es werde geschehen, wenn gewisse Ereignisse eintreten würden. So läßt sich schließen, daß der bürre Baum in der Sage vom Kaiser Friedrich nicht ganz aus der Sage von dem bürren Baum Dirp in Palästina entlehnt ist, oder es läßt sich wenigstens leicht erklären, wie diese Entlehnung, da heilige Bäume bei den Teutschen eine so große Rolle spielen, so leichten Eingang finden und so leicht fest wurzeln konnte. Wunderbar wird auch der Aufenthaltsort des Kaisers Friedrich beschrieben. So beginnt eine mährische aus Übersetzen geschöpfte⁶⁸) Sage: Der in den Koffhäuser verwandelte Kaiser Friedrich der Rothbart sitzt mit allen seinen Rittern und Knappen⁶⁹) um einen großen Tisch, durch den sein Bart hindurchgewachsen ist. Unten im Berg ist herrlich und Alles strahlt von Gold und Edelsteinen⁷⁰), und ob es gleich eine unterirdische Höhle

ist, so ist es doch hell⁷¹) darin, wie am sonnigen Tage; die prächtigen Bäume und Sträucher stehen da und mit den durch dies Paradies fließt ein Bach, wenn man aus dem eine Hand voll Schlamm nimmt, so wird er sogleich purer Gold. Hier jagt nun ein Reiter immerwährend auf und ab, nach der einen Sage zu Pferde, nach der andern auf einem Hahne sitzend. Der Reiter mag wol der Wölfe selbst sein, der dies Alles vergaukelt hat. Ein Hirt, der einmal am Johanniestage den Berg offen fand, und staunend die ganze Herrlichkeit sah, erhielt von dem Reiter einen Wink, daß er die Pferdehufe einleiten sollte, und hatte, als er nach Hause kam, lauter Gold. Auch die meisten andern Sagen drehen sich um die Schätze. So folgende. Ein Schiffer spricht ein dem Kaiser Friedrich wohlgefälliges Lied. Der Kaiser sagte ihm: „Fliegen die Raben noch lange um den Berg?“ Der Schiffer sagte: „Ja!“ Der Kaiser antwortete: „So muß ich hundert Jahre länger schlafen“, und führte ihn aus Dankbarkeit für sein gepriesenes Liedlein und Hofsicht in seine Kammer, schenkte ihm von einem goldenen Hanfseil einen Fuß, welchen der Goldschmied für echtes Gold erkannte⁷²). Als einmal Musikanten von einer Hochzeit unter den Koffhäuser nach Hause zogen, sagt ein recht Tollere unter ihnen, daß sie auch dem alten Kaiser Friedrich eins aufspielen wollten. Als sie fertig sind, tritt eine Jungfrau aus dem ersturten Thore, bringt ihnen schönen Dank vom alten Kaiser und verberbt Jedem von ihnen einen Pferdekopfe. Alle warfen ihre Pferdeköpfe als schändlichen Lohn weit von sich. Nur der immer lustige Tollere behielt den seinigen, um sich daheim einen Spaß mit seiner Frau zu machen und steckt ihr denselben heimlich unter das Kopfkissen. Sie zieht am Morgen einen großen Goldklumpen unter demselben hervor. Nach der andern Gestaltung der Sage bringt die Jungfrau den Musikanten einen Weingetränk und jedem einen Pferdeleuk. Nur einer behält diese, und sie ist, als er nach Hause kommt, Gold⁷³). Die Ausgeborenen⁷⁴) des Kaisers, welche einen großen Berg

Betreff der Pferde des Kaisers Friedrich im Koffhäuser besagt eine (mährische aus Teutsch und Aelteste bei Kuhn und Schwarz in 1. Sage von Nr. 217. S. 218): In einem großen Baue stehen achtzehn Pferde, die schwarz und röschen mit den Füßen, das einen gewöhnlichen Kamm gibt, und in dem Kamm ist kein Hen, sondern es sind Dornen aufgestellt, von denen streiten sie.

74) Mährisch durch den Mangel des Ortes und der Gegend. Bergr. Aegledreika (große Aufgabe der Kedu Saemundar. 1. Bd. S. 149): thar war hyggull hatt for eldalsis, da wurd nicht Gold gihott (gebrocht) für hærstelti (hatt Richtig durch Herr). 75) Draubulds a. o. D. Grimm, Deutsche Sagen. Nr. 296. 76) Kuhn und Schwarz a. o. D. Nr. 247. 5. Mährisch aus Aelteste, Wölfer und Dentschenthal der Hüller; vergl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 296. 77) Bei Kuhn und Schwarz steht sich Nr. 245: „Frau Hülle mit den Goldsteinen. Mährisch aus Plutodem bei Aelteste“, in welcher die Sage den den ich in Gold verwandelten Haderknoten immer nicht an den Koffhäuser geschickt und auch Kaiser Friedrich zwar nicht erwähnt ist, nur kam aber daraus schließen, daß die Ausgeborenen des Kaisers Friedrich die Frau Hülle sein soll. Auch findet sich bei Kuhn und Schwarz unter Nr. 247. 9 (S. 222): „Ein Knabe aus Frankenhausen erzählte, wie er ebenfalls (beobacht) sich auf die achte der Sagen vom Koffhäuser, nach der Erzählung eines Mannes aus Egerhausen, welcher in einer alten Beschreibung gelesen, daß bei dem Kaiser Friedrich

65) Vgl. Schol. (91) ad Adam. Brem. de Situ Daniae et reliq. Sept. Regionum Cap. 233 (an. Indultroy, Scriptt. ex edit. Fabricii p. 61): Prope illud templum est urbor maxima lato ramis extendens aestate et hyemo semper viridis, cujus illa generosa sit, nemo aca. 66) Recerus und andere Geschichtsschreiber, welche Volten, Dittmarsche Geschichte. 1. Th. S. 209, anführen. 70) Wie die Sagen zur Teinifut kamen, ist in der Allgem. Encycl. d. B. u. K. I. Sect. 41. Th. S. 388 angegeben. 71) Bei Kuhn und Schwarz a. o. D. Nr. 247. Sagen vom Koffhäuser 1. S. 217. 72) Bergr. von Nr. 217 bei 1. Sage (S. 218), „mährisch aus Aelteste“ nach welcher der Schmied, welcher einer Frau, welche alle Tage Witztag um 12 Uhr steht, und die auch Radeln um 12 Uhr nicht im Staß ist, nachgeht, sie an einer Öffnung im Berge findet, in diese hineingibt und in einen Saal kommt, wo der Kaiser am Tische sitzt und Alles von Gold und Edelsteinen glänzt. 73) Es ist also Friedrichs Pferd, wie auch König Artur mit seinem Pferde in den Kildenhills figt. Im

Flachsknoten aufgetrieben hat, winkt zum Koffhäuser kommen Frauen, etwas davon zu nehmen. Als sie heimkommen, sind die Knoten, die sie zu sich gefest, Gold geworden“). Einem Schweinehirten, welchem alle Tage Mittags um 12 Uhr eine Sau, die auch um dieselbe Stunde des Nachts nicht im Stalle ist, fesselt, und die er, als er ihr einmal nachgeht, an einer Öffnung des Koffhäusers findet, winkt, als er in den Saal, wo der Kaiser am Tische sitzt und Alles von Gold und Edelsteinen glänzt, des Kaisers Ausgebin, daß er sich von den Schätzen nehmen soll. Er steht, an den Tisch beirathend, sich alle Taschen voll. Als er wieder hinausgehen will, ruft sie ihm nach: „Vergiß das Beste nicht“), indem sie eine aus dem Tische liegende Blume meint. Dem nicht darauf Achtenden klemmt der hinter ihm aufslagende Berg die Herte ab, so daß er jämmerlich daran sterben muß“). Einem Mädchen, das Wein von dem Koffhäuser zu einer Hochzeit holen soll, wird es, als sie eben ankömmt, bange, weil es dort mit Knochen und Kegeln steht, verzweifelt, ihren Auftrag ausführen zu können, steht aber zum Wahrzeichen, daß sie hier gewesen, ein paar Knochen ein. Als sie dieselben daheim hervorzieht, sind es große Stangen Goldes“). Da die angeliebten Schätze im Koffhäuser, welche Kaiser Friedrich besitzen soll, so daß er nach einer Erbhaltung der Sage an einem goldenen Tische sitzt“), eine so große Rolle spielen, so haben Manche gesagt, die Sage sei nicht ohne Grund, es seien die Gold- oder andere Erbschätze“)) zu verstehen, welche vormals auf

auch der Schmelz Hammermann, der des Kaisers Hofmeister gewesen, (s. 4) in einer Beschreibung giefen, daß der Kaiser Friedrich im Berge liese Ausgebin, Frau Holle, sie, die mußte seine Pferde füttern. Einmal sei auch sein bestes Pferd mit ihr durchgegangen und habe sie in der Gegend von Halle abgeworfen.

78) Kühn und Schwarz Nr. 247. 4. „Männlich aus Tübingen.“ Bal. Beststein, Der Sagenwahn und die Sagenkreise des Thüringer Landes. 4. Bd. S. 19. 79) Diese Warnung spielt sich in andern Sagen, z. B. in der „von dem Juncenricke auf dem Kirenbirg. Männlich aus Kirenbirg, der Kühn und Schwarz Nr. 208, indem damit ein Baum (Zaubereiche), und in der Sage, „von der Wirtin in der Wollküche. Männlich aus Witten,“ wo die Springwage ausdrücklich genannt wird, die Hauptrolle, indem den die Warnung nicht beachtenden durch die aufslagende Thür die Herte abgenommen wird. 80) Grimm, D. S. 303. Beststein a. a. O. IV. S. 21. Schwarz und Kühn Nr. 247. 7. „Männlich aus Tübingen.“ 81) Kühn und Schwarz Nr. 247. 1. S. 218. 219. 82) Hierher gehört auch die Sage von der reichlichen Verschwendung eines Bauers. Als dieser nämlich mit Getreide, um es nach Nordhausen zu fahren, vor dem Koffhäuser verheißt, wird er von einem greisen Mäandchen, nebst seinem Knecht, durch ein großes Thor in den Berg gehn und an ein großes Schloß geführt. Hier läßt ihm das greise Mäandchen die Pferde abnehmen und führt ihn in einen großen, herrlich reichlichen Saal, der voller Leute ist. Dem Bauer gefüllt es ganz wohl. Er wird endlich vom greisen Mäandchen erinnert, daß es nun Zeit zum Feinsingen sei, wie von ihm reichlich beschickt und wieder hinausgeführt, erzählt auch seine Pferde und seinen Knecht wieder, und ist, als er nach Hause zu seiner Frau, die ihn längst für todt gehalten, gekommen, grade ein Jahr lang fertigmach. Kühn und Schwarz Nr. 247. 6. „Männlich aus Deutschland bei Halle.“ S. 220, 221. 83) Joh. Hoffmannus Recit. Franchobus. De Auro aron (güldenem Koe) Programm. Scholast. 1696 (bei Olenius, Syn. p. 135): vulgus blaterat, quod hoc in monte kiph-

bisem Berge häufig gewesen, und ein solches Bergwerk habe oermuthlich „Zum Kaiser Friedrich“ gehöret“). Wenn wir aber die Tausende von andern Sagen, in welchen geistreiche Wesen über die Schätze ihres Aufenthaltsortes herrschen, betrachten und erwägen, brauchen wir zu obiger speziellen Vermuthung unsere Zuflucht nicht zu nehmen. Da das Volk die feste Meinung regte, daß ein großer Schatz unter dem Koffhäuser vergraben stände“)) und den Kaiser Friedrich in demselben Berge haufen ließ, wen machte es da natürlich zum Heberscher dieser Schätze, als den Kaiser Friedrich? dessen Name hatte sich mit dem Koffhäuser dergestalt verschwört, daß das Volk, wenn es diesen Berg personifiziert dachte, Kaiser Friedrich nannte, wie aus dem bekannten“)) Worte herorgeht, welcher besagt, wie der Landmann das Wetter nach dem Koffhäuser Berge beurtheilt:

Wenn hebet Kaiser Friedrich ohne Hut,
Ist das Wetter schön und gut;
Ist er mit dem Hut zu sehen,
Wird das Wetter nicht befrieden.

In alte Schüsseln, besonders brüchichte, wie das vormalsige Reichsschloß Koffhausen, knäpften sich nicht nur Sagen von großen, daiselbst befindlichen Schätzen, sondern auch von großen, mit Weinsäffern gefüllten Räumen. So durfte Kaiser Friedrich im Koffhäuser auch nicht ohne unvorsichtig baren Wein sein, wie folgende Sage veranschaulicht. Als einmal bei einer Hochzeit auf einem Dorfe in der Nähe des Koffhäusers der Wein zu fehlen beginnt, schickt der Brautvater das Mädchen aus, Wein vom Koffhäuser zu holen. Sie findet oben am offenen Berge eine ganz weiße Jungfrau, oder, wie Andere sagen, des Kaisers Ausgebin. Diese führt das Mädchen in einen großen Raum, in welchem zahllose Pferde stehen, und weiterhin ein feinaar Mann mit langem weißen Barte, der durch den Tisch gewachsen ist, sitzt. An den Wänden herum sind große Weinsäffer aufgestellt. Die Ausgebin des Kaisers füllt dem Mädchen den Krug und führt es mit der Weisung hinaus, daß es nicht wiederkommen solle. Als das Mädchen heimgelangt ist, ist der herrliche Wein. Ob es gleich bloß ein Krug ist, so will doch der Wein darin gar nicht abnehmen“)).

husano mensae aureae assideat (Imp. Frider.), eujus barba prolixia mensam peterebraverit etc.

84) Derselbe führt die Vermuthung als nicht ungerathet und den geübten Joh. Albrecht, Inspektor zu Kiedra, auf, welcher sich auch zu ihr genügt. 85) Nachdem Wäandchen (Hilfsweise) die mündliche Nachrichten von einigen Reichsschloßern in Thüringen bemerkt hat, Wäandchen hatte dafür, daß der Krug sein Geschenk auf Koffhausen habe, da doch noch nicht einmal ausgemacht sei, ob es wahr sei, daß Jemand etwas gesehen habe, führt er fort: „Der gemeine Mann sieht die dato in der ersten Meinung, daß ein großer Schatz unter dem Koffhäuser vergraben stände. Die da reich werden wollen, bemühen sich sehr emsig darum. Sie graben große Löcher, die von ihrer Hebelgierde zeugen. Ich weiß aber nicht, ob sie glücklich gewesen sind. Man beschuldigt viele Beneficent und Sacerdotes, daß sie nach Koffhausen kommen und die Schätze wegheben.“ 86) Als solchen führt ihn unter andern E. W. v. Prodenreich. Historie der ehemals Gräflichen, nunmehr Fürstlichen Hauses Schwarzburg S. 405 an. 87) Kühn und Schwarz Nr. 247. 2. „Männlich aus Goslar und Tübingen.“ S. 218.

Der fünfte falsche Friedrich trat in einer Zeit auf, in welcher er sich ganz auf den Volksglauben stützen mußte. Es soll ein Schneider von Salza gewesen sein, welcher im Gefängnisse daselbst wahnwichtig geworden sei. Er kam im J. 1546 auf den Koppfäuser Berg in die Kapelle des wüsten Schlosses und zündete ein großes Feuer an. Er gab sich für den Kaiser Friedrich aus, der wieder gekommen, um das Reich in einen bessern Stand zu bringen. Da er ein dickfelliges Haar hatte, glaubte das gemeine Volk, das in großer Menge zu ihm strömte, Kaiser Friedrich sei wieder aufgestanden. Um dem Unwesen des falschen Friedrich und des ihm anhängenden zahlreichen Schwärms Einhalt zu thun, sandte Graf Günther XL. zu Schwarzburg, zu Ansfadt und Sondershausen gewisse Amteute auf den Koppfäuser, ließ den unsinnigen Menschen gefänglich nach Sondershausen bringen, und seines Kaiserthums, bevor es recht angegangen, entsehn⁸⁸⁾. Graf Günther erzählte im Februar 1546 in einem Schreiben⁸⁹⁾ an Hans von Donau, welcher auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen der Begebenheit halber Anfrage gethan hatte, die Beschaffenheit der Sache, daß der von ihm Eingezogene wahnwichtig sei, und von vielen Königreichen und Kaiserthümern geschwätzt habe, und von dem Volke, weil er auf dem Koppfäuser gelessen, für Kaiser Friedrich angenommen worden.

FRIEDRICH (III.) der Schöne, Erzog von Österreich, gew. Friedrich von Österreich, geb. 1286, wird als dritter dieses Namens von Einigen in der Reihe der teutschen Kaiser (1314—1322), gegenüber Ludwig von Baiern, aufgeführt. Er war der Sohn des 1308 gemordeten Kaisers Albrecht I. und der Elisabeth, Erbtochter Meinhard's III. von Kärnten, Bruder Leopold's des Glorreichen und des schon 1307 verstorbenen Rudolf's, Königs von Böhmen. Schon bei seines Bruders Tode trat ihn das Mißgeschick, gegen alles Recht wechselseitiger Erbverträge sich die böhmische Krone entzogen zu sehen; denn kaum war Rudolf todt, als die böhmischen Stände, eingeengt seines harten und verhassten Regiments, auf einer Versammlung zu Prag befohlen erklärten, daß sie keinem Österreichern huldigen würden, und unterstützte gleich Albrecht mit bewaffneter Hand seines Sohnes Rechtsansprüche, so mußten doch beide, die über Eger schon bis an die Wauern Prag's verdrängten waren, dem hartnäckigen Widerstande der Stände weichen und im Winter des Jahres 1317 von der Belagerung erfolglos abziehen. Nicht glücklicher war seine Bewerbung um die teutsche Kaiserkrone, als sie 1308 zur Erledigung kam. Friedrich, als ältester Sohn Albrecht's, machte sich natürlich viel Hoffnung auf sie; aber schon hier mußte er dem intriganten Spiele des Papstes Clemens V. und den schlaunen Operationen des Erzbischofs Peter von Mainz (P. Kichspalter), sowie des Erzbischofs Baluvin von Trier, weichen.

den, denen zugleich sämtliche Mitbewerber aus fremden Staaten oder verschiedenen mächtigen Adelsgeschlechtern trotz ihrer weitestehenden Anstrengungen, ihrer Verhandlungen über Abgabe der Kurfürstinnen und ihrer Begehungen wegen Leitung der Wahl unterliegen mußten. Graf Heinrich, Peter's Söhner und Beschützer, der erste vom luxemburger oder löwenburgischen Hause ging zunächst aus der geheimen Abstimung einer vorbereitenden Versammlung zu Kenje als genehmigter Wahlkaiser hervor, und seine einmüthige Erhebung und Krönung schloß Friedrich vom teutschen Throne aus (27. Nov. 1308), und verdrängte somit vorläufig das Haus Habsburg. Bei Heinrich's VII. Tode (24. Aug. 1313) stand Friedrich, nebst seinem Bruder Leopold, der sehr mächtigen luxemburger Partei als Throncandidat gegenüber und erneuerte seine Ansprüche; doch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu König Robert, ihnen erklärten Reichsfeinde, zu Heinrich von Kärnten, der, wenigstens noch als Erlösing in Böhmen gehaftet, sich seiner Ansprüche auf das Königthum doch nicht begeben wollte, und ihre Stellung zu König Johann waren Vorwand genug, den österreichischen Bewerbern entgegenzuwirken. Die luxemburgerische und österreichische Partei rüstete sich zum Wahlkampfe. Die Österreichler knüpften Unterhandlungen an und wurden durch Geld zunächst für Friedrich, zugleich für Leopold, falls Friedrich die Wahl dennoch ablehnen sollte⁹⁰⁾. Zu ihnen standen nun zunächst Herzog Heinrich von Kärnten als König von Böhmen; der Erzbischof von Köln, Heinrich von Wirmburg, der schon Heinrich VII. gekrönt hatte; Pfalzgraf Rudolf bei Rhein, Bruder Ludwig's von Baiern, dem dieser durch einen Vertrag von 1313 die Führung seiner Stimme auf Lebenszeit abgetreten hatte; Markgraf Heinrich von Brandenburg, Landsberg; Herzog Rudolf von Sachsen-Mittemberg. Für die luxemburger standen Erzbischof Peter von Mainz; Erzbischof Baluvin von Trier, Oheim Johann's von Böhmen; Heinrich's Sohn, Johann von Böhmen, selbst; Johann von Sachsen-Lauenburg; Markgraf Balduin von Brandenburg. Wie nämlich über die böhmische Krone zwischen Heinrich von Kärnten und Johann von Böhmen, so herrschte über die Kurwürde und Wahlstimme unter mehreren Kurfürsten, wo verschiedene Theilungen vorgegangen waren, eine große Uneinigkeit, namentlich im Hause Sachsen von altsächsischen Stämme, dessen beide Ästen, Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Mittemberg, sich ebenso schroff und feindselig, als Brandenburg, Landsberg und die eigentliche Mark Brandenburg entgegenstanden. Hauptsächlich nur im Interesse Böhmens bot die luxemburger Partei Alles auf, Friedrich's Wahl zu hintertreiben; doch da Johann, den sie als Gegencandidaten zunächst aufzustellen gedachte, noch zu jung, auch noch wenig beliebt war, so trug seine Partei die Krone Teutschlands dem Herzoge Ludwig von Baiern an, der zwar an Macht gegen Friedrich zurückstand, den aber erprobter Muth den luxemburgern und abgekannte Leutlichkeit den teutschen Reichsfürsten em-

⁸⁸⁾ Paulus Jovius, Schwarzbürgische Chronik bei Schottens und Kreyers, Diplomataria et Scriptores. Tom. I. p. 661. Epistolographus, Histopoli. I. 2b. Buch IX. Cap. 2. Nr. 211 b. ⁸⁹⁾ Spang, Schöner, Interpret. Metamorphos. Ovid. Lib. XIII. Fab. 43, welcher es aber ins J. 1467 setzt. ⁹⁰⁾ Bei Struve. I. 2b. Nr. 1. f. 6. S. 10.

¹⁾ Ursprünglich in Oien'schlagers's Staatsgeschichte der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Nr. XVII—XIX.

pfahl. Ludwig selbst hatte früher mit Friedrich im Streit und Kampf gelegen über die vom Lande ab ihm übertragene Vormundschaft über die niederbairischen Herzöge, war aber jetzt mit Friedrich nach gegebener Ausgleichung versöhnt, und, wie man sagt, durch sein gegebenes feierliches Versprechen verbunden, Friedrich's Wahl nicht zu hindern; deshalb schlug er die ihm zugebotene Kaiserkrone aus¹⁾. Nachdem man aber arglistig den Wortlaut seines Vertrags umgedeutet und ihm bemerkbar gemacht, daß er doch wol nur die Wahl anderer Fürsten, nicht seine eigene, hindern zu wollen versprochen haben könne —, da nahm er den unrichtigen Antrag an. Auch Marggraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg ward durch Versprechungen gewonnen, und trat den Kurenburgern bei. Alle Übrigen gingen mit Ludwig gmeinreiche Privatcapitulationen ein, und ließen sich ihre Stimmen ansehnlich bezahlen. Es galt sehr, durch Schnelligkeit im Handeln einander zu vorzukaufen. Jede Partei wählte und frönte; die Österreicher am 19. Oct. 1314 zu Sachsenhausen bei Frankfurt, die Kurenburger in den frankfurter Vorstädten jenseit des Mains auf dem gewöhnlichen Wahlplatze; Friedrich wurde am 25. Nov. vom versassungsmäßig dazu bestimmten Kurfürsten von Köln bei Bonn im freien Felde, Ludwig am 26. Nov. vom Kurfürsten von Mainz zu Aachen, am versassungsmäßigen Orte, gekrönt, nachdem er in Frankfurt als Kaiser dem Volke und der Geistlichkeit vorgestellt, Friedrich aber von Frankfurt ausgeschlossen worden war und vergebens die Stadt belagert hatte²⁾. Beide Wahlen wurden darauf dem Reiche und den an zukünftigen Pöbel berichtet, da Clemens V. gefordert war. Das formelle Reich sprach für Ludwig, und Frankfurts Beispiele folgten in der Anerkennung des Mittelbacher bald die übrigen Reichsfürsten; Deutschland und Italien war zwischen Beiden fast gleich getheilt, die Swaben für Friedrich, die Schwaben für Ludwig; die wechselseitige

Macht beider Gegenkönige war ziemlich gleich, besonders da die drei Bisthümer, Schwyz, Uri, Unterwalden, theils aus Abneigung gegen das Haus Österreich, theils aus Gemüthsheftigkeit wegen der Rechtsmäßigkeit der Wahl Ludwig's sich gegen Friedrich erklärten. Ludwig nahm sie in seinen Schutz und bestätigte feierlich ihre Privilegien. Eine Vereinbarung mit Friedrich war aber unmöglich geworden.

Die Sache kam 1315 zu einem förmlichen Kriege, der sich langsam in Nichts entzündeten, rasch vorübergehenden Auftritten acht Jahre lang hingog³⁾. Ludwig war dabei thätiger, als Friedrich, vermied aber doch lange ein entscheidendes Treffen. Ein Feldzug, der in der Nähe Speiers sie einander nahe brachte, mußte aus Mangel an Lebensmitteln von beiden Seiten aufgehoben werden, und aus Baiern, das in Folge der von Ludwig am 11. Mai 1315 über die Herzöge von Österreich ausgesprochenen Reichsacht von Friedrich überfallen wurde, zog dieser sich bei Ludwig's Annäherung wieder ebenso schnell nach Schwaben zurück. So geschah hier von den Rivalen Nichts von Bedeutung. Herzog Leopold⁴⁾ noch besonders von den Stiftsherren in Gmündeln gegen „das böse Recht, das sich der Bauer nahm,“ aufgebracht, beschloß unterdessen, an der Spitze einer zahlreichen, auserlesenen und von aristokratischen Urvätern über die Annahmen der freien Schwitzer befehlten habsburger Ritterschar, von drei Seiten anzugreifen, die Schweiz für die brennende Schwab, wofür sie verflügt zu werden verdienten, „hart zu vernichten, und nur unter der Bedingung Gnade für Recht ergeben zu lassen, wenn sie sofort dem Fürstentum Ludwig entsage, Friedrich Ludwig und zugleich die Landesherren für Österreich anerkennen.“ Am 15. Nov. aber bei Morgarten von der Eidgenossenschaft aufs Haupt geschlagen, half er selbst durch seine Niederlage die Autorität seines Gegners in Deutschland überwiegend fördern. Die ganze Macht des Widerstandes sollte sich nun gegen Ludwig allein wenden, und der erste Angriff galt der Stadt Eßlingen, dem Stützpunkte der schwäbischen Gemeinden, an die sich schon beunruhigt durch den unermessenen nachträglichen Übertritt des Grafen Eberhard von Württemberg zur habsburgischen Partei, Ludwig's Hilfe anrufen hatten, als Friedrich von ihnen die Zurückgabe der Länder forderte, die seit Heinrich VII. von ihnen dem befreundeten Grafen abgenommen waren. Ludwig's Zuzüge von Trier und Böhmen verstärkten die Stadt und er selbst eilte den Belagerten zu Hilfe. Ein Gefecht am Neckar (September 1316) war zweifelsachen Erfolgs, als die Nacht die kämpfenden Heere trennte; doch ergaben sich bald darauf, nebst Eßlingen, mehr schwäbische Reichsfürsten dem Österreichern. Ludwig zog sich zurück, und wurde bald, nachdem er noch eben seinen feindlichen Bruder Rudolf im folgenden Jahre zur Abtretung seiner pfälzischen und bairischen Länder gezwungen und darauf mit geringem Unterhalt in das Exil geschickt hatte, wie der im Grunde nicht minder bedrohte Leopold, genöthigt, die Vermittelung Johann's

1) Cf. Anonymi Leobensis. ad a. 1313. — *Fuldaensis ap. Eccard. Tom. I, 1788.* 2) Hierfür Reginaldus Ducilli *Fridericus Pulcher Austriacus inter Imper. Rom. Germ. (Nor. 1733. 4.)* — über Ludwig's Indefiniten: *Anonymi consensu Ludovici IV. Chronicon (von 1314—1317) in Prez. Ser. R. Austr. II, 415 seq.* *Anonymi Ludovici Bavarii synchironis Chronicon de Andibus Bavariae ab a. 1311—1312 in Oefele, Ser. R. Boic. I, 31 seq.* — *Alberti Muzani Ludovicus Bavarius in Moratori, Ser. R. It. Tom. X.* — *Monumenta quaedam diplom. Ludovici IV. Bavari ex regestis autographis Bertoldi de Tullingen, notarii regis, in Oefele II, 732.* — *Ludovici Bav. Imp. scripta publici in Pircher, Ser. R. Germ. I, 655 seq.* — *Genealogie R. Ludovic's des Baiern und Urkunden zu G. Schmidt, in Lange und Blondreau, Beitr. histor. Nachrichten. — Ludovicus IV. Imp. defensans, Bozovic Injuriam postulatus, quod eundem Imp. — *causam illam geraverit, ab Jo. Geo. Herwarto ab Rosenburg, ed. secunda. (Monach. 1621. II, 4.)* — *Gr. Geroldi Defensio Ludovici IV. Imp. ratione electionis contra Bozovic. (Ingolst. 1618. 4.)* — *Nic. Burgundii Hist. Bavariae a Ludovico IV. Imp. (Ingolst. 1636. 4.), cum praefat. Boehmer. (Helmst. 1705. 4.)* — *Wolff. Hunger, Apologia pro Ludovico IV. Imp. ex domo Bav. in (Rhinow) Bibl. zum Gebrauche der bair. Gesch. II, 65 fg.* — *Wolffter, Gesch. R. Ludwig's IV. in Pöfsser's Magazin II, 149 fg.* — *Eben R. Ludwig's IV. in von Kriin, Leben und Bildnisse großer Teutschen IV. Nr. I coll. Kober, Literatur der Staatsgesch. I, 552 fg. Beck, Allgem. Welt- und Völkergeschichte IV, 367.**

4) *Schweiz. Diss. de turbis in imperio R. G. ex electione Ludovici Bavari et Friderici Austriaci ortis. (Argentorat 1717. 4.)*

von Böhmen 1318 zu einem Waffenstillstande zu nugen, da seine Bundesgenossen sich wenig um ihn mehr kümmern zu wollen schienen, und sich das Übergewicht scheinbar auf Österreichs Seite neigte. Leopold, nachdem er gleichfalls (1318) mit den Baisbüdten einen Waffenstillstand geschlossen, verwandte nun die ganze Kraft seines kriegerischen Talents und thatkräftigen Unternehmungsgelstes auf Unterstützung seines Bruders Friedrich, fiel mit diesem zugleich in Bairen ein, und vernichtete es mit diesem zehn volle Wochen lang so fürchterlich, daß Ludwig, von fern aus festen Orten in verzweifelnder Hilfslosigkeit zusehend, so hart ins Gedränge kam, daß er die lästigen Kaiserkrone zu entsagen Anlaß machte. Da erschrak die luxemburger Partei so, daß sie durch eilige Hilfsleistung das Verbumste nachzuholen und das Verschuldet gut zu machen beschloß. Erzbischof Balduin und Böhmens Johann, der Burggraf von Nürnberg und Andere, noch dazu ermuntert durch neue vortheilhafte Versicherungen, naheten zuerst mit bedeutenden Streitkräften. Friedrich, unterstützt von einem noch zahlreicheren Heere von 30,000 Mann mit ungarischen Hülfsheeren, aber so heftig müde des unseligen Krieges, daß er ausdrücklich erklärte, „dieselbe müßte durch einen entscheidenden Schlag so oder so geendet werden, indem bereits Unglückliche genug gemacht wären.“ Stellte sich zwischen Mühlbors und Ampfingen im Salzburgerischen mit den Seinen auf, ohne auf die Warnungen seiner Astrologen zu hören und ohne die Ankunft seines Bruders Leopold, der aus Schwaben bezuilen sollte, erwarten zu wollen, über den er durch den Verrath der Mönche im Kloster Fürstheim zur Zeit ohne Nachricht war, dessen Annäherung er aber nicht bezweifelte. Am frühen Morgen des 28. Sept. 1322 ward der Kampf begonnen und beiderseits hartnäckig fortgesetzt. Die Aufstellung des bairischen Heeres und die Anordnungen der Schlacht hatte Ludwig dem erfahrenen und kriegsliebenden nürnbergischen Feldobersten Seyfried Schwopfermann übertragen, gegen den Friedrich durch bewundernswürdige Tapferkeit vergebens Vortheile zu erringen strebte. Bis gegen Mittag schwankte der ungewisse Kampf. Da schwante sich das bairische Heer so, daß Sonne und Wind den kämpfenden Österreichern entgegen waren, und zugleich stürzte sich der Burggraf von Nürnberg aus einem Hinterhalte mit 500 Reitern in den Rücken der österreichischen Scharen, die, getäuscht durch des Burggrafen österreichische Feldzeichen und Fähnlein, Leopold's Hülfsheere im Anzuge vermuteten. Jetzt war die Schlacht entschieden, und was aus Österreichs Heere nicht floh, wurde niedergemacht oder gefangen. Friedrich's und seines Bruders Heinrich Gefangenennahme war aber das Hauptergebnis des Kampfes, dem Leopold's Ankunft immer noch eine andere Wendung hätte zu geben vermocht. 1500 Ritter ergaben sich mit ihnen³⁾. Ludwig empfing den gefangenen Friedrich freundlich mit den Worten:

„Wir sehen Euch gern, Herr Vetter!“ schenkte ihm das Leben, das nach den Reichsgesetzen eigentlich durch die Achterklärung verfallen war, ließ ihn aber nach der Ästle Trausnitz an der Nordseite der Donau, unweit der böhmischen Grenze, in Gewahrsam bringen. Als er nun hierher gebracht, den Schloßberg hinaufzühr und rasselnde Eisentore sich vor ihm öffneten, soll er wehmüthig ausgerufen haben: „Ja wohl, Trausnitz (traue nicht)! Ich würde da nicht sitzen, hätte ich meinen Kräfte nicht zu viel getraut!“ — In der Einsamkeit seiner Haft soll er Pfeile geschmiedet haben. Elisabeth von Aragonien aber, seine Gattin und treue Gefährtin seiner Leiden, verlor aus übergroßem Schmerz um sein Geschick, das sie Tag und Nacht weinend beklagte, das Licht der Augen. — Der gefangene Heinrich wurde dem Könige Johann von Böhmen überliefert.

Mit unermüdblicher Thätigkeit setzte dagegen Leopold seine Kämpfungen fort, während auf der andern Seite Papst Johann XII. Ludwig's Erstling wegen der veräümteten Einholung päpstlicher Entscheidung bei der zwiefältigen Kaiserwahl durch Drohungen und durch den Bannstrahl gefährdete, Teutland aber mit dem Interdict belegte. Bereitwillig bot Leopold, dem ein Versuch, seinen Bruder gewaltsam aus Trausnitz zu befreien, ohnehin handlung war, diesem neuen Bundesgenossen die Hand, und wäre bei seinem glühenden Eifer gegen Ludwig gar leicht und sicher zu bewegen gewesen, einzugehen auf des Papstes Plan, Anstrengungen zu machen, um Karl von Frankreich auf den teutschen Kaisertron zu erheben und Friedrich zu freiwilliger Entlassung der Krone zu veranlassen, hätte Karl sich bei einer Zusammenkunft zu Bar sur Aub geniegt gezeigt, Friedrich's Befreiung mit Gewalt durchsetzen zu lassen. Daß er dies aber verweigerte, entrüstete den heftigen Leopold. Ein friedliches Mittel, Friedrich zu befreien, mißlang gleichfalls. Leopold überschickte nämlich auf Anrathen seiner Freunde (sämmliche Reichseingenie und Kleinodien freiwillig an Ludwig, um seines Bruders Loslassung zu bewirken. Ludwig behielt diese, und Friedrich blieb verhaftet. Solcher Mangel an Zartgefühl und Gedulden empörte Leopold aufs Äußerste, und auf der Stelle söhnte er sich zu Renfe mit König Karl wieder aus, der alsbald wirklich zum teutschen Kaiser erhoben werden sollte, und wüthete, unterstützte durch päpstliche Hülfsquellen aus den geistlichen Einkünften der österreichischen Lande, von Burgau aus mit den Seinen in Schwaben, das offene Land zugleich durch seine Scharen weit und breit umgebend verheerend. Ludwig selbst, der mit Entsaße Burgau's herbeieilte, entging nur mit Mühe und unter Zurücklassung des Lagers und aller Kriegsgeschäften durch die Flucht der Gefangenennahme, und überzeugt, daß nur Verdröhnlichkeit und Nachgiebigkeit ihm Ruhe verschaffen könnten, entschloß er sich, zur Aussöhnung mit dem Hause Österreich die Hand zu bieten. Er begab sich selbst nach Trausnitz und bot dem gefangenen Friedrich die Freiheit unter gewissen Bedingungen. — Friedrich war zum Vertrage geneigt, der seinen wesentlichen Punkten nach darin bestand⁴⁾: daß Friedrich sich

3) Albert von Strasburg beschreibt diese Schlacht ausführlich. Dazu Anonymi narratio de proelio Koppingensi inter Fridericum pulcrum et Ludovicum Bav. Imp. a. 1322 habito, in *Pres. Scr. R. Austr. I.* 1092. *Monch. Scr. R. Austr. II.* 308. — (Zinauer's) *Biblioth. Bavariae*. 1767. p. 26 sq.

4) *J. Olen'schlagger, Urkunden a. d. W. R. XLIV.* S. 138.

verpflichtet (den 13. März 1325), zur Zeit der Sonnenwende 1325 sich als Gefangener wieder zu stellen, wenn es ihm nicht gelinge, seine Brüder zur Hetaufgabe aller vom Reich an sich gerissener Güter, zur Unterwerfung unter Ludwig „und zum ewigen Bunde gegen Idermann, Pfaffen und Laien, namentlich wider den, der sich Papst nennt“ zu bewegen; außerdem sollte Friedrich aller Thronrechte und Ansprüche gänzlich entsagen, alle Urkunden und Briefe, auf seine Wahl bezüglich, herausgeben, seine Tochter Elisabeth Ludwig's Sohn Stephan zur Ehe geben und, bis zur Festsetzung und Auszahlung des Brautschatzes, Burgau und Riefenburg an Baiern abtreten. — Kaum hatte sich Friedrich zur Erfüllung dieser Bedingungen entfesselt, als Leopold, der sie vernahm, weit entfernt, sie zu billigen, mit Feuer und Schwert dem Kaiser aufzue, und der Papst alle, den ganzen Contract, ohne ihn nur zu kennen, als göttlichsterlich und gefährlich verdammt. Friedrich aber hielt redlich Wort; unaufgefordert kündete er öffentlich seine Thronentsagung an, ermahnte seine Brüder zur Unterwerfung gegen Ludwig, suchte diesen sogar mit dem Papste zu versöhnen, that also mehr noch als versprochen, — mußte aber leider bald einsehen, daß er eben zu viel versprochen, und stellte sich, getreu dem gegebenen Worte, auf's Neue zu München als Gefangener dem Kaiser Ludwig. Hier gerührt von solchem Eelmuthe zeigte auch Ludwig seinerseits viel hohen Sinn, indem er seinen Gefangenen warm wie einen lange entbehrten Freund an sich Herz drückte, fortan stets an seine Fasel zog und mit ihm in demselben Thale schlief⁷⁾; und als ihn einst ein Unternehmen nach Brandenburg rief, übertrag er sogar an Friedrich die Statthaltertschaft Baierns. Der Papst konnte so etwas gar nicht fassen, und verdächtete dem Karl von Frankreich brieflich, daß es wirklich wahr sein müsse um diese ungläubliche Vertraulichkeit und Freundschaft, denn ein Schreiben aus Teutschland selbst habe ihm davon gemeldet.

Ludwig kam aber doch bald zu der Überzeugung, daß es nur durch die äußerste Nachsichtigkeit möglich werden dürfte, Leopold, seinen erbitterten Gegner, thatsächliches Oberhaupt des badeburgischen Hauses, zu versöhnen. Er ging deshalb mit Friedrich einen neuen Vergleich ein, woran „beide ganz gleichen Theil künftig am Reiche haben, sich mit unverrücklicher Treue beggnen, einander nie verlassen, sondern gemeinen Nutzen und Schaden zusammen gemäßigten sollten; jeder sollte den Titel eines römischen Königs und Augusti-führen, den Andern Bruder nennen, und in Vorlegung des einen oder andern Namens bei Urkunden von Tage zu Tage wechseln; keiner sollte für sich und ohne den Andern etwas Wichtiges vornehmen; die

großen Lehen sollten von beiden zugleich verwilligt, und die Lebensleistungen, sowie die Huldigungen, in gemeinsamen Namen angenommen werden; ginge einer nach Italien, sollte indessen der andere das teutsche Reich verwalten; auch sollten nur ein Hofrichter und ein Hofschreiber bestellt werden, damit das Hofgericht unzertrennt verbleibe; in Ansehung des Erbes aber sollte dasselbe alle halbe oder Viertelsjahre unter ihnen wechseln; auch sollten zwei Siegel verfertigt und in jedes beider Namen gegraben werden, so daß in Ludwig's Siegel Friedrich's Name und in Friedrich's Siegel Ludwig's Name voranstelt⁸⁾. — Eide bestätigten auf beiden Seiten und zehn Zeugen bekräftigten durch Beisugung ihrer Namen diesen Vertrag. Leopold erklärte sich jetzt zwar für besriedigt, aber die Kurfürsten schrien laut über Verletzung des Wahlrechts, und der Papst, sie noch mehr aufregend, widerlegte sich dem Vergleiche mit einem Excommunicirten, und excommunicirte mehr denn je aus Karl von Frankreich. Friedrich und Ludwig beschloffen darum eine Abänderung des Vertrags; Ludwig sollte die Kaiserwürde erhalten, Friedrich teutscher König werden (König von Rom). Das genügte den Kurfürsten von Reichswegen, nur dem Papste nicht, dessen beschönigende und ausweichende Aemerkungen, wie daß Friedrich Gerechtigkeit finden solle, und daß er gänzlich und gnädig gegen ihn sein werde, soweit es anginge, ohne Beileidigung Gottes, ohne Nachtheil der Kirche und der betreffenden Kurfürsten, nicht unbedeutlich merken ließen, daß es ihm um Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Teutschland wenig zu thun sei. Auch Leopold scheint von des Papstes Unverständlichkeit angeleitet; denn bald begann er wieder mit neuen Forderungen am Oberkeim, und ausdrücklich wird von ihm geschrieben: usque ad mortem restitui Ludovico. Der Tod ereilte ihn aber schon 1326, und durch ihn verlor Ludwig seinen gefährlichsten Gegner, Friedrich aber seine wichtigste Stütze und alten Rath. Teutschland wurde nun ruhig, Ludwig jedoch verwarf seiner Verträge mit Friedrich.

Als die entlos dauernden Händel mit Johann XXII. darauf (1327) Ludwig nach Italien riefen, traf ihn in Orient, ihm sehr gelegen, die Nachricht von Friedrich's Tode. Friedrich hatte abgeschieden von der Welt auf dem Gattenflein in frommen Betrachtungen am 13. Jan. 1330 seine Tage beschloffen. Er wurde zu Mautbach beerdigt in der dortigen Kathause; 1783 aber, nach deren Aufhebung, wurden seine Ueberreste in den Münstler von St. Stephan nach Wien geschafft. Seine Brüder legten auch

7) So berichtet Petrus in Chronico Aulae Regiae C. XV. Wird, in s. Geschichte der Teutschen II, 480, sagt hierzu: Dilecti gegenseitig Benehmen früherer Nebenbuhler um eine Kaiserkrone war der Triumpf der menschlichen Natur, die Urkunde über den hohen Beruf und die Erhabenheit des menschlichen Geistes; es liegt in ihm eine der schönsten Seiten unserer Geschichte, doch die Fremden konnten das Ganze nicht begreifen. Vgl. Ullmann's Schauspiel: Ludwig der Baiser (Berlin 1819), und Schiller's Gedicht: Teutscher Treue.

8) s. Schmidt, Geschichte der Teutschen. (Wim 1779.) III, 498. 499. Sp. Diensthäger, Urk. Nr. I. — de Boumann, Voluntarium imperii consortium inter Friedricum Austr. et Ludovicum Bavarium. (Alst. 1733. 4.) — Harbert, Diss. ad Koeleum, qua Bauannan voluntarium consortium defenditur. (Sueb. 1738. 4.) — Philalethi Altmannii Epistola de voluntario Ludovici IV. et Friedrici Austr. consortio. in Tempe Helvet. Tom. IV, 215 seq. — Wiedehager, Examen consortii imp. inter Ludovicum IV. et Friedricum Austr. (Hal. 1752. 4.) — Etwas kritische Prüfung des Trags: Ob K. Ludwig IV. mit seinem Gegenrath Friedrich des teutsche Reich gemeinschaftlich berechtigt habe? in den Neuen Abhandlungen der bair. Akademie I, 269 fg.

nach seinem Tode noch nicht die Waffen gegen Ludwig nieder.
(O. Gruber.)

FRIEDRICH III. 1) deutscher Kaiser von 1439—1493, als deutscher König der Bierre, Sohn Ernst des Eisernen und der mähaischen Zimburg, geb. den 23. Dec. 1415 zu Innsbruck. Nach des thatkräftigen und hoffnungsvollen Kaiser Albrecht's II. zu frühem Tode (starb am 27. Oct. 1439) kamen zur Wiederbesetzung des deutschen Throns Friedrich von Österreich, als solcher der fünfte dieses Namens, gegenwärtig das Haupt der österreichisch-stiermärkischen Linie, und Ludwig der Friedfertige, Landgraf von Hessen, zur neuen Wahl in Vorschlag. Da aber für Ludwig's Wahl der Augenschein ergab, daß seine Empfehlung und Fürsprache im Glande sein werde, das Übergewicht der erschwerten Gegengründe zu schwächen, auch Ludwig selbst keine sonderliche Neigung nach der Krone bewies, so wurde durch einstimmige Wahl der Kurfürsten am 2. Febr. 1440 Friedrich zum deutschen Kaiser ernannt. Aber selbst Friedrich überlegte noch, obgleichmäßig wie er war, liebte er die Ruhe über Alles; dabei ohne Energie und bedeutende Macht, fürbte er wol das Willkürliche der kaiserlichen Stellung gegen den Übermutt rebellischer Fürsten, den Troß des Adels und den Fanatismus einer zweispaltigen Geistlichkeit, die theils aus reformatorischem Zerknirschungseifer, theils aus eigennützigem Vorliebe zum Allen, Teutschland aus seiner Neutralität in den Anmutt ihres Streites hineinzuziehen schon angefangen hatte. Erst am 23. April gab er seine Zustimmung, und benutzte fortan die Vorteile, die sich aus seiner neuen Stellung ziehen ließen, fast einzig für das Interesse der österreichischen Familie. Gleich zu Anfang seiner Regierung verwickelte ihn eine Angelegenheit seines Hauses in Häßliche Handel mit Ungarn und Böhmen. Elisabeth, Albrecht's II. Gemahlin, hatte, nach ihres Gatten Tode, noch einen Prinzen Ladislaus am 22. Febr. 1440 zur Welt gebracht, die Ungarn aber, auf deren Land Friedrich durch Verträge oder mindestens als künftiger Vormund eines zu erwartenden Prinzen Ansprüche machte, hatten auf Betrieb eines Theils ihrer Großen schon vor Elisabeth's Niederkunft eine Art Königswahl vorgenommen und dem Ladislaus, Könige von Polen, ihre Krone angetragen. Ladislaus kam selbst nach Ungarn, nahm an, und konnte, obgleich auch für Ladislaus eine Partei sich bildete, doch nicht verdrängt werden; Friedrich aber konnte nur durch Papst Eugenius IV. Vermittelung das erlangen, daß Ladislaus während der Minderjährigkeit des Ladislaus nicht den Titel eines Königs führen solle, daß ferner Ladislaus ihm succedire, und daß, im Fall jener ohne Erben stirbt, Ladislaus ihm nachfolge in der Regierung. Doch schon 1442 nannte sich, nach Elisabeth's Tode, Ladislaus König. — In Böhmen war man ebenfalls geneigt, Ladislaus zu übergeben, nur waren Friedrich's Gegenbemühungen hier glücklicher. Er selbst nahm die Wahl nicht an; als aber nun die Krone dem Herzog Albrecht von Baiern ange-

tragen wurde, wirkte es Friedrich nicht nur aus, daß dieser die Wahl ausschlug, sondern wußte es auch zu bewerkstelligen, daß die Böhmen sich bis zur Volljährigkeit des Ladislaus selbst regieren wollten, und zwei Reichsbarnatoren wählten, von katholischer Seite Mainhard von Neubaus, von Fürstlicher (utragischer) Seite Heinrich Placiet (Piarsky), und nach dessen Tode (25. Aug. 1444) Georg von Podiebrad (Podiebradsky). Der junge Ladislaus aber blieb unter Friedrich's Aufsicht. Ob Friedrich nun völlig diese Angelegenheiten in Ordnung gebracht, war an die Krönung nicht zu denken, ebenso wenig konnte Friedrich den von ihm selbst angefertigten und schon verabschiedeten Reichstag zu Nürnberg (angelegt zum 30. Nov. 1440) abhalten, noch dem Convent zu Mainz besuchen, der zur Beilegung jenes Kirchenstreits zwischen Eugenius IV. und dem vom excommunicirten baskler Concilium gewählten Felix V. ausgeschieden war, wiewol er dazu nicht fürbte. Endlich, am 17. Juni 1442, kam Friedrich nach Baden, um sich krönen zu lassen. Gleich auf dem ersten Reichstage, den er in diesem Jahre noch abhielt, da er schon oft ergeblich angeknüpft worden war, kam es in Vorschlag, für ganz Teutschland ein Kammergericht, vier Hofgerichte, 16 Landgerichte und 64 Friedensgerichte dergestalt, dazu aber den Gebrauch des römischen Rechts für Teutschland aufzuheben. Die Bewilligungen führten aber zu seinem Verschluß, geschweige denn zur Ausführung der Vorschläge, wie nachher öfter. Außer einer Verbesserung des Münzwesens und einigen erneuten Bestimmungen der goldenen Bulle gegen die Rohheiten dieser Zeit, namentlich gegen das Hausrecht, allerdings höchst zeitgemäß, wurde Nichts zu Stande gebracht. Unterdessen hatten bis zu diesem Jahre die Angelegenheiten der Schweiz sich so gestaltet, daß Friedrich aus ihnen für sein Haus Gervium ziehen zu können meinte. Durch Kauf, Bundesverträge und gewaltsame Eroberungen waren nämlich ansehnliche Besitzthümer des österreichischen Hauses in die Hände der Eidgenossen gefallen, und als namentlich die kostniger Kirchenversammlung und Kaiser Sigismund selbst den Bund aufgelöst hatten, den wegen Hülfeleistung bei der Entweichung des Papstes Johann XXIII. mit Acht und Bann belegten Friedrich IV. von Österreich (mit der leeren Tasche) anzugreifen, hatten Bern, Lucern und Zürich für sich noch beträchtliche Eroberungen gemacht, und diese Böhmen, in ihrem ruhigen Besitze, vom Kaiser Sigismund selbst bestätigt, der dafür eine mäßige Summe ausgezahlt erhielt. Particuläre Vergrößerungsentwürfe einzelner Cantone erzeugten aber Eifersucht, geliebtes Interesse und öftere Collisionen, die 1436

2) *Silberner*, *Vindiciae juris Rom. et Canonici* in Germania contra reformationem de a. 1441 *Friderico III. adversus* *William*. (Argent. 1748. 4.) 3) *Pütter*, *historische Einleitung* der deutschen Staatsverfassung des deutschen Reichs. (Hert. 1786.) 1. 256. XXV seq. 4) *Deff.* a. o. d. S. 300 p. — coll. *hess.* Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs. (Hert. 1795.) S. 166 und die Note h. citierten Quellen. — Auch *hess.* *Handbuch* der Reichsgesch. S. 373 fg. — *Schmidt*, *Österr. des Reichs* IV, 514 fg. — *add.* *Beich.* der teutschen Nationalversammlung von Trunke, vom J. 1792. S. 21 fg.

1) *Disquisitione historica de Imp. Friderico, utrum sit tertius ejus nominis an quartus vel quintus continuandus sit, in Lemercii diario sacro latin. Cellensis.* (Vid 1686. 4.)

bei der reichen sogenannten togenburger Erbschaft am gefährlichsten geworden waren; in den einzelnen Fehden war Zürich schon näher nach Österreich hingekörnt und 1442 folgte sogar ein Bündniß Zürichs mit Österreichs Friedrich III. Friedrich ging dies um so lieber ein, als er große Lust hatte, seinem Hause die vom Kaiser Sigismund entziffenen Stammgüter wieder zu verschaffen, aber allein zu schwach war gegen die zu gemeinsamer Verteidigung ihres eidgenössischen Eigentums verbundenen Schwärzer. Aus beiden sich hierbei beide Theile verrechnete, die Zürcher, weil sie von Friedrich bedeutende Kräfte zur Unterstützung, Friedrich, weil er Hilfe von den Reichshänden und Städten erwartete, die ihm aber verweigert wurde. Laut Vertrags hätte nun zwar später die östliche Schweiz in Verbindung mit den schwäbischen, bodenschen und trolschischen Ländern unter Österreichs Vorherrschaft eine neue Eidgenossenschaft gebildet, doch schien dies dem „Reiche“ immertin nur eine „Hausangelegenheit“ des Kriegs nicht werth. Während danach Friedrich zu Rathe ging, wie dem abzuwehren, hatte schon Ital Reding, Landammann von Schwyz, den Fehdebrief (Mai 1443) an Zürich gesandt und an Österreich, und der Kriegserklärung folgte Sieg auf Sieg, und nach der mörderischen Schlacht bei St. Jacob an der Elz (22. Juli 1443), in der der Ritter Adolph Stüssi, Zürichs tapferer Bürgermeister und einer der Hauptüberheber des Kriegs, fiel, trugen die Eidgenossen ihre feuerreichen Waffen bis unter die Mauern des geschlagenen Zürich. Da wandte sich Friedrich in seiner Noth an Karl VII. von Frankreich um Hilfe, und während die Eidgenossen die Gauen und Burgen der Österreichisch-Öberbühlsgesinnten schrecklich verheerten, naheten, von Karl geschickt, die raubgierigen Scharen der wilden Armagnaken, ihren Zug durch die Rheinlande gegen die Schweiz durch Mordbrennerei und vandalische Grausamkeiten fürchterlich bezeichnend (s. diese Encycl. I. Sect. V. 342 fg.). — Im J. 1444 (26. Aug.) bei St. Jacob an der Elz, durch einen wüthenden Kampf aufgehalten, warfen sie sich, der verzweifelten Tapferkeit der Eidgenossen weichen, in das Eliaß hinein, von wo aus sie nicht nur durch tügliche Gewaltthatigkeiten ihrer Banden teutsche Länder bedrückten, sondern sogar dem teutschen Reiche Provinzen zu entreißen drohten. Dem gedrückten und gedängelten Friedrich blieb Nichts übrig, als gegen die durch ihn selbst herbeigeeignete Hilfe einen Reichskrieg zu beschließen, doch blieb es bei der Saumseligkeit seiner Kriegsrüfungen, auch hier bei dem Entschlusse und der Drohung, und ohne Genugthuung oder Ersatz für den erlittenen Schaden zu erhalten, oder seinem Bundesgenossen verschaffen zu können, beugte Friedrich durch einen Vertrag 1445 noch einem neuen unglücklichen Unternehmen vor. Sein Bündniß mit Zürich wurde oberhalb noch 1447, bei Ausgleichung der schwäbischen Wirren durch Schiedsmänner⁵⁾, als unmöglich für aufgelöst erklärt. Friedrich überließ (1449) den Eidgenossen alle ihre Eroberungen, und gab

später (1452) als Ersatz für die Kriegskosten noch die Grafschaft Kyburg heraus.

Unterdessen waren wegen des großen Schisma die Unterthanen immer fortgesetzt worden. Friedrich, der bald aus den Händen des legitimen Papstes die Kaiserkrone und seine Gattin zu erhalten wünschte, wurde der langen Schwankungen überdrüssig; er verließ deshalb den ganz richtig von Albrecht eingeschlagenen Weg der Neutralität zwischen zwei Päpsten und zwei Concilien, den auch die Kurfürsten consequent verfolgten⁶⁾, und wendete sich, dazu noch von seinem Geheimschreiber Anas Sylvius Piccolomini verleitet, dem Paps Eugeniuß zu, also brechend mit dem baseler Concil und Zeit V.⁷⁾ Paps Eugeniuß ließ dies nicht unbenuzt und die Abiegung der liberalen Erzbischöfe Jacob von Trier und Dietrich von Köln, seiner Hauptgegner, war die unmittelbare Folge davon (1445). An ihre Stelle ernannte er zwei Verwandte des ihm sehr ergebenen Herzogs Philipp von Burgund, Bischof Johann von Cambray für Trier, Adolf von Clero für Köln. Allein dieser Gewaltstreich fand in Teutschland nicht nur keine Anerkennung, sondern die Kurfürsten traten sogar auf Grund früherer Verträge auf, um den eben abgelegten Kurfürsten alsbald zu einem engern Verneue neu zusammen (21. März 1446⁸⁾), entschlossen, Eugeniuß nicht eher als Paps anzuerkennen, als bis er die von teutscher Nation anerkannten baseler Beschlüsse bestätigt, und zur Schlichtung der Kirchenpalung ein neues Concil nach einer teutschen Stadt berufen haben würde. Gelang es nun gleich der angestregten Thätigkeit und den Bestrebungen zum Gesandten und Vermittler gewählten Anas Sylvius⁹⁾, den Verein der Kurfürsten zu trennen, so war es doch bei der Hinneigung der teutschen Geistlichkeit und der Universitäten zum baseler Concil und bei der erklärten eventuellen Entscheidung der Kurfürsten für Zeit V., dem Paps und Kaiser gleich unmöglich, anders als durch nachgiebiges Einigen auf die gemachten Propositionen ordentlich Ruhe zu schaffen, und so mußte sich denn Eugeniuß durch Willkürge aller Art auszuweichen versucht hatte, wonach er nicht nur beide Erzbischöfe in ihre Kurwürde wieder einsetzte, sondern auch versprechen mußte, den Beschwerden der teutschen Nation auf einer neu zu berufenden Kirchenversammlung abhelfen zu wollen, und wodurch er die in der mainzer Acceptationsurkunde (Concordia nationis Germaniae integra, vom 26. März 1439) von den Teutschen angenommenen baseler Beschlüsse bestätigte. Dazu aber gab er zu

6) s. die sogenannten Avianmenta (Moguntina) in Bälter, Weichstagescheatrum unter Friedrich V. 24. I, 32 fg. 7) f. X. Eugeniuß IV. Eret. I, XXXIX, 46 fg. 8) Gudenus, Cod. diplom. IV. p. 280 sq. 9) Anas Sylvius, Hist. Austr. rorum Friderici III. cum notis Roelcri, in Koller, Analect. (Mon. Viennensis med. aevi) II, 1 seq. auch von Kulpis herausgegeben Straßburg 1865. Bel. Anas Sylvius sagt selbst: (pecunia) domina curiarum est, haec aures omnium apruit, huc omnia servant — dies war hier sein Grundatz gewesen. — Ebenfalls heißt es von den durch ihn abgefaßten Vergleichspunkten: omnia venenum ex his ademit (Sylv.), damit sie beiderseits acceptabler würden.

5) Hüberlin, Reichsgeschichte VI, 161 fg. — Acq. Tschudi, Chron. helvet., oder gründliche Beschreibung z. ed. Iselin. (Basel 1734.) II, 496 fg. 529 fg.

den fürstlichen Concordaten (sogenannten römischen Concordaten), wie sie auf der allgemeinen Reichsversammlung zu Frankfurt (Sept. 1446) entworfen waren, in vier verschiedenen Bullen seine Einwilligung (5. und 7. Febr. 1447) ¹⁰⁾. Eine Entschädigung für seinen Verlust bezieht er sich aber dabei vor. Dem nachgiebigen, aber schon sehr todkranken Eugenius, der schon am 23. Febr. starb, leistete man nun erst Obedienz zu Rom, beim Geläute der Glocken, bei Illumination und unter dem Jubel des Volks. Die deutsche Kirche wurde hierdurch der römischen Curie schon ziemlich wieder unterthan, noch mehr aber drängte sie Friedrich darauf hin, als er, von Anses Epivius unterstützt, eigenmächtig mit Paps Nicolaus V. zu Wien die „Concordaten der deutschen Nation“ abschloß (17. Febr. 1448), wodurch jeder etwa errungene Vortheil an die römische Kirche wieder gänzlich verloren ging, indem jene ergiebige Befestigung der meisten Kirchenstellen und Pfründen, die manes papales, eine Menge Reservationen, ein Äquivalent für die Annaten, dem Papste wieder zugesprochen wurden, befestigt am 19. März d. J., wiewohl nicht ohne Widerspruch von Seiten der Reichsstände, der päpstlichen Legaten zu Aachenburg (als Aachenburger Concordate) und nach und nach zum großen und lange fühlbaren Nachtheil des katholischen Deutschlands von Erzbischofen und Bischöfen auch angenommen ¹¹⁾. Dem bairischen Concil, dessen versammelten Vätern schon 1447 von Friedrich sicheres Geleit und Schutz ausgeschrieben war, blieb nun Nichts übrig als aus einander zu gehen, und auf erlassenen Befehl begab es sich, um das Äußerste abzuwarten, mit seinem Papste Felix am 4. Juli 1448 nach Kaufmann. Nach Abkantung des Papstes Felix schlug sich auch das Concilium noch auf Nicolaus' Seite und ging dann aus einander (23. April 1449). Der nun unbeschnittene Papst nahm natürlich keinen Anstand, Friedrich's Wünsche zu erfüllen, und Friedrich wurde jetzt auf seinem Römerzuge am 16. März 1452 nicht nur mit Cleonora, Tochter des Königs Eduard von Portugal, getraut,

sondern auch zum König Italiens und zum Kaiser gekrönt (19. März). Dabei konnte er aber in Italien ehemaligen Reichsrechten nicht Geltung verschaffen. Der Bisconti'sche Mannstamm war nämlich mit Herzog Philipp Maria Visconti ausgedorrt (starb am 13. Aug. 1447) und von mehreren Seiten her wurde auf das erledigte Herzogthum Mailand Anspruch gemacht; so von Herzog Karl von Orleans, dessen Mutter Valentine eine Schwester Philipp Maria's gewesen war; von Alphonso, König von Aragonien und Neapel, als Testamentserben; von Franz Esforja, Graf von Castigione, vermählt mit der verstorbenen Herzogs natürlichen Tochter Blanca Maria. Mailand selbst suchte nun zwar (1449) in der Demotik sein Heil, aber mehrer Siege, die Franz Esforja an der Spitze seiner republikanischen Truppen errichtete, vertheten ihm schon 1450 zu solcher Macht, daß die Mailänder bald seine Gemahlin als legitime Erbin des Herzogthums anerkennen und ihn selbst zum Herzog wählen mußten, wie er erstrebte. Friedrich, dessen Ansprüche natürlich die begründetsten waren, war zwar nicht ganz unthätig, aber zu schwach, um den von den Mailändern 1449 gegebenen Weislauf zu leisten, und mußte, von den Reichsständen in Behauptung der Rechte des Reichs nicht unterstützt, ruhig der Usurpation zusehen. Alles, was er that, beschränkte sich darauf, daß er auf seinem Zuge Mailand sorgfältig vermied, und dem neuen Herzog Anerkennung und Bezeichnung versagte. Er schenkte sich nach den Freuden häuslichen Glückes und nach Ruhe ¹²⁾.

Eine Quelle der Beunruhigung ward jedoch gleichzeitig für Friedrich die Vormundschaft über seinen jungen Neffen Ladislaus, den er auf diesem Römerzuge mit sich führte. Des Kaisers ganzes Verhältniß zu ihrem künftigen Könige war den Österreichern, Böhmen und Ungarn von jeher mißliebig gewesen, und Johannes Corvinus, der, nachdem Matthias in unglücklichen Kämpfen gegen die Türken bei Bama (3. Nov. 1444) gefallen, zum Statthalter von Ungarn ernannt war, forderte nun mit Entschiedenheit von Friedrich (1446) den jungen König und die ungarische Krone zurück. In der That sah auch die Begleitung des Bündels wie eine unfreiwillige aus, denn mehrere Verträge, die Ladislaus in Rom zur Flucht machte, wurden vom Papste hintertrieben. Endlich wurde Friedrich, hauptsächlich auf Eßlinger's Betrieb ¹³⁾, von seinen erbitterten Anzernhan mit Gewalt zur unentgeltlichen Auslieferung des jungen Ladislaus durch die Belagerung von Wien'scher Nothstand genöthigt (1452), der nun in Wien mit Jubel empfangen wurde. Dem Grafen von Gilly wurde die Aufsicht über ihn und die Regierung übertragen, der sich des Vertrauens des Ladislaus bald in solchem Grade bemächtigte, daß hieraus eine Menge der unangenehmsten Be-

10) Die Interpretationsurkunde, nebst ihren vier Bullen, machen die sogenannten concordata principum aus. Vergl. auch diese Concil. Sect. I. XXII. S. 97 fg. 11) Gerlachus, Corp. jur. publ. et priv. II. 12 seq. Hirsutius, Suba. dipl. IX. 28. — de Kirch, Sanct. pragm. Germ. p. 201 seq. de Hork, Concord. nat. Germ. additamentis illustrata I u. III. — Das Verhältniß dieses Concordats zur Reception der bairischen Decrete der freiesen: Groyol. De juribus nation. Germ. ex acceptatione decretorum Basil. quatuor, per concordata Aachenburg. modificata aut stabilita ed. sec. (Mogunt. 1787). — Spitteler, Geschichte der Fundamentaltage der deutsch-katholischen Kirche im Verhältniß zum römischen Stuhle, im Gött. histor. Mag. I. Bd. 2. St. S. 343. 3. St. S. 474 fg. — Wobsl, Bemerkungen über die neueste Geschichte der deutsch-katholischen Kirche, und besonders über die Frage: In wiefern die bairischen Decrete deutlicher noch gültig sein? (Frankfurt und Leipzig 1788). Ueberhaupt über die Natur der deutschen Concordate mit dem römischen Stuhle. Ulm 1789. — coll. Heinrich, Deutsche Reichsgeschichte IV. 429 fg. — Gerlach, Ver. Reichsgesch. XXII. 159 fg. — Reichsarchiv geistl. Ausfertigung in 2. Bret. Magasin v. VIII. S. 4 fg. — Freyer, Mer. R. G. II. 677 seq. gravamina nat. Germ. contra ardem Rom. cum remedia et avianonensis. — Vgl. auch: Friedrich III. und Joseph II. in Schöber's Reichsrecht. 1782. Heft 30. Nr. 31.

12) Lorchmann de Felckenstein, Hist. despotismis et coronationis Frider. III. etc. (Aug. Vind. 1563). — Fr. Ser. R. Austr. II. 580 seq. König von Königsblut, Reichs- und Sammlung I. Nr. 1. S. Friedrich's III. Römerzug, Heirathung und Krönung im S. 1451. 13) Ein Treuhänder Friedrich's für dergleichen Widerwärtigkeiten war immer jener: eorum irreperandorum summo felicitas obliquo. 14) cf. Hatzring (dies. Concil. Sect. I. XXXIX, 478 fg.).

wirungen entstand"). Eifersucht des ränkevollen Gilley's, seine Ermordung, die Hinrichtung des jungen Ladislaus Corvinus, Haß der Familie Corvin's und der Ungarn gegen König Ladislaus, vielleicht damit im Zusammenhange seine mathematische Vergiftung (gest. zu Prag untermächt am 23. Nov. 1457), waren die nächsten unglückseligen Folgen, verschlimmert für Friedrich noch dadurch, daß mit Ladislaus die österreichische Linie des habsburg'schen Hauses erlosch, und die österreichischen Besitzungen von der Albertinischen Linie nun auf die Leopoldinische oder steiermärkische übergingen, von der noch zwei Zweige da waren, Albrecht VI. („der Reichsruher“) und Friedrich selbst, und der tyrolische in Sigismund, dem einzigen Sohne Friedrich's IV. mit der letzten Tische. Böhmen und Ungarn rißen sich zunächst ganz vom Hause Habsburg los; jenes wählte sich (2. März 1458) den tapfern Georg Podiebrad zum Könige, das Haupt der Gallitiner, von Friedrich gezwungen anerkannt 1459; dieses den Matthias Corvinus. Auf diese Weise kam die steiermärkische Linie nur in den Besitz der österreichischen Erblande, die K. Friedrich, als der Älteste seines Geschlechts, als das nach einem Hausgeetze untheilbare Österreich in Besitz nehmen wollte; dem widerstehen sich aber sein Bruder Albrecht und Sigismund, und zwangen den Kaiser zu einer Theilung, wozumal Friedrich Niederösterreich, Albrecht Oberösterreich erhielt"). Zu Albrecht's Gunsten verzichtete zwar Sigismund auf seinen Antheil, wurde dafür aber durch einen Theil von Kärnten entschädigt; Wien blieb allen drei Fürsten gemeinschaftlich. Erst K. Maximilian konnte, als beide Mitregenten starben, die ganze österreichische Ländermasse wieder vereinigen. Keineswegs war aber durch diese Theilung die innere Ruhe hergestellt. Friedrich's Geiz und liberalen Wesen machten ihn in Niederösterreich dem Adel und der Bürgerschaft gleichmäßig verhasst, und Alle hingen sich an Albrecht's Partei. Ulrich Folger, der sich zum Bürgermeister zu Wien aufgeworfen hatte, hegte den Pöbel gegen Friedrich auf, belagerte den saumselig zögernden Kaiser in seiner Burg zu Wien, dessen unselstige Schwäche jetzt selbst seiner Gemahlin eine ägerliche Schmach erschied. „Wein“, soll diese ihm gesagt haben, „da denken und handeln Portugals Könige ganz anders; wüßte ich, daß mein Sohn sich wie sein Vater geist sein würde, so würde ich mich betrüben, ihn zu einem Fürsten geboren zu haben.“ Endlich drängte ihn die Gewalt der Umstände zu einem bedrängten Entschlusse in halber Verzweiflung. Er wollte sich mit wenigen Getreuen, „im Vertrauen auf den alten Gott, der ihm gegen aufrührerliche Unterthanen in der gerechten Sache seinen Arm leihen werde“, in seinem Schlosse behaupten, und solle er hier sein Grab finden. Da stürzte aber von Böhmen her gegen Albrecht und die Rebellen Georg Podiebrad zum Entsätze des Kaisers, der ohne diese edelmüthige Hilfe hier sicher eine Brute seines verrätherischen Bruders geworden wäre. Es wurde durch Podiebrad's Vermittelung zwischen Friedrich und Albrecht ein neuer Vergleich zu

Korn-Reuburg geschlossen (1462), durch den freilich Friedrich gegen eine Geldentschädigung den Besitz Niederösterreichs auf acht Jahre an Albrecht abtreten sollte. Als aber Friedrich schon 1463 gegen seinen Bruder die Reichsacht ausrief, erneuerte sich der Kampf, und Albrecht, Sieger bei Neustadt, hätte zuerläßig noch über Friedrich die Oberhand behalten, hätte sein Tod (desselben Jahres) nicht alle Pläne plötzlich vereitelt").

Auch in Ungarn stand es für Friedrich nicht besonders, und die Wahl des Matthias Corvinus, die er und sein Anhang vergebens zu vereiteln gesucht hatte, zeigte seine Schwäche recht auffallend. Auch hier mußte ein Vergleich nachstehen. Friedrich, von dem größten Theile der Magnaten bei Seite geschoben, ließ dabei zwar seine Ansprüche auf das Königtum fallen, begab sich aber des königlichen Titels dennoch nicht, und betheiligte sich, im Falle des Matthias's Geschlecht erlöschen sollte, das Erbsolgerrecht für sich und seine Nachkommen vor; dagegen erhielt Matthias die ungarische Krone für den Preis von 60,000 Dukaten wieder. Das Reich selbst that bei dieser Gelegenheit für Friedrich gar Nichts.

Inzwischen beschäftigte die Gefahr wegen der türkischen Kriege und Progressen fortwährend das Gemüth des Kaisers. Schon 1452 hatte Aeneas Sylvius den Papst angehen müssen, einen Kreuzzug gegen diese drohenden Feinde zu predigen; aber erst als 1453 Constantinopel in die Hände der ungläubigen gab, da regte sich Nicolaus V. und sortete zum Kampfe für das Kreuz auf. Friedrich, der bei der Nachricht von Constantinopel's Eroberung in sein Gemüth gerillt war, um dort zu weinen, beischloß in der nämlichen Angelegenheit einen Reichstag zu Regensburg zu halten (1454); er selbst besuchte ihn aber nicht. Wie unter ihm immer, wurde nichts Bestimmtes beschlossen, und obschon sich einige Fürsten willig zeigten, wurde doch die Hauptsache einem andern Reichstage, zu Frankfurt, zugeschoben. Weil aber je länger je mehr von allen Seiten her Bedenkenlichkeiten gesucht und gefunden waren, kam auch hier Nichts zu Stande, und ebenso wenig führte ein neuer Reichstag (1455) zu Neustadt zu dem von Papst und Kaiser gewünschten Resultate. Dazu kam, daß Nicolaus starb, und die Stimmen der Kurfürsten sich immer lauter gegen den neuergewählten Calistus III. und gegen Friedrich erhoben. Auf einigen, selbst gegen den kaiserlichen Willen gehaltenen, Conventen wurde sogar gedroht, daß dem Kaiser ohne Weiteres ein römischer König zur Seite gesetzt werden würde, sofern er der Regierung sich nicht ernstlicher annähme. Grade so drohte man mit einer Loslösung vom Papste. Calistus starb zwar schon 1457, und sein Nachfolger, Pius II. (Aeneas Sylvius), bestieg den päpstlichen Stuhl; allein so eifrig er auch zur Deckung Deutschlands und Italiens gegen die Türken aufmunterte, so wenig war doch grade er, ein ehemaliges Subject des Kaisers, im Stande, diesen aus seiner Flauheit herauszureißen. Aufgebodet, zu Mantua zu erscheinen, erschien Friedrich nicht, und die große Mehrzahl der

15) cf. Hunyadi (diese Encycl. Sect. II. 2b. XII. S. 135).
16) cf. Albrecht VI. (diese Encycl. Sect. I. 2b. II. S. 393 fg.).

2) Encycl. I. B. u. R. Erste Section. XLIX.

17) f. diese Encycl. Sect. I. 2b. II. S. 393 fg.

Fürsten folgte dem Beispiele des Kaisers. Den unablässigen Bemühungen des Papstes gelang es zwar endlich¹⁸⁾, den Fürsten wenigstens ein zukünftiges Versprechen abzuwingen: allein schon 1456 hatte ein von diesen zu Nürnberg (1456) geschlossener Verein es für nöthiger und zweckmäßiger erklärt, die Sorge für den innern Frieden des Reichs wahrzunehmen, ehe man an unfruchtbare Kriege nach Außen denke. Hierin hatten sie nun allerdings Recht, und dies verleitete auch Alles. Der abermalig angelegte Reichstag zu Nürnberg (1460), Schwab besuch, vertrat sich für Worms, der Kaiser verlegte ihn nach Regensburg, und weil Niemand erschien, nach Wien. Friedrich selbst wurde nun aufgefodert, durch persönliche Erscheinung an irgend einem passenden Orte einem neuen Reichstage den lebenden Nachdruck zu geben; er aber war überall in zu arge Händel verwickelt, als daß er jetzt mit der früheren Wärme grade dieser Sache hätte gebenden können, und übrigens erlab man die Unlust Aller dazu zu deutlich. So schlummerte denn diese Angelegenheit auf einige Zeit allgemeines Ein, und zog nur noch von der zu Wien anwesenden Gesandten, die großentheils über Kaiser und Papst zurückkehrten, dem geplagten Friedrich neue Erbitterung zu.

In der That waren nun auch in dieser ganzen Zeit die landverderblichen Zwiste, Feinden und Unruhen in Teutschland so überaus verbreitet, großartig und verzweifelt, daß zu einer Einigung der zerstückelten Kräfte jetzt nur ein allgemeiner Landfriede hätte werden können. Hierher gehörten u. A. außer den bereits erwähnten die Händel des Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen mit Böhmen, seinem Bruder, die 1447 begannen, 1451 vom Kaiser zwar vermittelt wurden, aber noch (7. Juli) 1455 den Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen veranlassen; ferner die trotzig und drohende Exposition des Pfalzgrafen Friedrich des Siegerichen (gewöhnlich der böhe Kitz genannt)¹⁹⁾, der sich nach dem Tode seines Bruders Ludwig IV. des Sanftmüthigen (1449) mit Zurücksetzung seines minderjährigen Neffen Philipp gegen den Willen des Kaisers und ohne von ihm anerkannt zu werden, wenigstens bedingungslos, doch für Lebenszeit, Kurwürde und Regierung zugeeignet hatte; außerdem der zwischen Albrecht I. Achilles von Brandenburg auf der einen und den verbündeten Städten in Franken und Schwaben auf der andern Seite (1449—1450) geführte verwerrende Krieg; der bairische Überfall der Reichsstadt Donaumarkt (1458) und der neue Krieg zwischen Albrecht Achilles und Herzog Ludwig von Baiern-Landschut (1459); die 1459 nach Dietrich's, des Kurfürsten von Mainz, Tode entstandene zwiffige Wahl Dietrich's²⁰⁾, Grafen von Jfenburg, und Adolfs, Grafen von Nassau, hervorgerufen durch Papst Pius II. un' mit den Waffen verfolgt von Friedrich von der Pfalz (1461—1462); später der pommerische Successionskrieg, als nach Otto's III. Tode und dem Erbfolgenden der stettiner Linie (1464)²¹⁾ Kur-Brandenburg auf Grund einer Anwartschaft von 1308 Stettin in Anspruch nahm,

was erst 1472 auf vorbehaltene künftige Succession in ganz Pommern vermittelt wurde; das Schidial Georg Podiebrad's, der bald als Feind (1461), bald als Vermittler austrat (1462), mit dem Kaiser bald Friedensbündnisse schloß (1458), bald das Schwert gegen ihn führte (1468); der Streit des Kurfürsten Ruprecht von Göln mit seinem Domcapitel und seinen Landständen, vom offenen Kriege erwachsen, als er 1472 des Erzstifts entsetzt und der Landgraf Hermann von Hessen, Sohn Ludwig's I., unterstützt von seinem Bruder, Landgraf Heinrich, zum Administrator ernannt ward. — Das Beispiel der Größeren fand ebenso gleiches Widerpiel durch ganz Teutschland. Nicht nur regierende Herren kämpften mit Adel und Städten, sondern Genossenschaften, Gewerbetreibende, Handwerkervereine nahmen durch Feindesdrück an solchen Kriegen Theil. Es ist jetzt fast unglaublich, daß dergleichen sich 1450 finden von den Bädern und Buben des Markgrafen von Baden an die Reichsstädte Eßlingen, Neulingen u. s. w.; ebenso von den Bädern des Pfalzgrafen Ludwig an Augsburg, Ulm, Rothweil, 1462; von einem eppensheimer Koch und seinem Küchenthaben, Schüsselwärgern, Viehmägern u. an Graf Otto von Eptims, 1477; von den Schulknächten zu Reipzig gegen die Universität, 1471, u. a. m.²²⁾ — Diesen innern Auferstürzungen konnte leider weder Friedrich abhelfen, noch die Berathung über einen auswärtigen Krieg, selbst als die Türken schon ihre Eroberungen durch Künsten und Krain fast bis nach Salzburg fortsetzen, selbst da wurde nur fruchtlos getagt. So zu Augsburg 1473, zu Nürnberg nochmals 1479, aber zu 1480 verschoben. Unterdessen bekam aber durch neue Ermittelungen mit Matthias, König von Ungarn, diese unfruchtbare Angelegenheit den Todesstoß, und das Verlangen der Städte wurde statt nach Türkenkrieg nach einem allgemeinen Landfrieden und einem Kammergerichte immer vernünftiger. Matthias stand für jetzt nöthig bei Friedrich in dem Verdachte, die Fortschritte der Türken von sich weg nach Österreich's Landen hin ableiten zu wollen und insgeheim misvergnügten Unterthanen Vorschub zu thun. Als nun nach Georg Podiebrad's Tode Matthias sich auf die böhmische Krone Rechnung machte und von den nach Brunn besessenen Ständen seine Einsetzung verlangte kalte, wurde dennoch nicht er, sondern der 13jährige polnische Prinz Wladislaw zum König Böhmens ernannt und, trotz der Bestätigung der Königswürde des Matthias durch Papst Paul II., zu Prag 1471 gekrönt. Hieraus entspann sich ein langwieriger Krieg mit Matthias. Papst Sixtus IV., ebenfalls (1473) den Matthias anerkennend, ersah nun Kaiser Friedrich, diesen in der Bekräftigung seiner Königswürde thätig zu unterstützen. Dagegen erkannte Friedrich 1474 Wladislaw als König von Böhmen an²³⁾ und beehrte ihn 1477 zu Wien mit dem Königsröde, der Kurwürde und dem Erzstulkenamte. Matthias richtete nun seine Waffen gegen den Kaiser, und zwang ihm ein Zü-

18) f. Desarrains, in dieser Encycl. Sect. I. Th. IX. S. 298 fg. 19) Berol. Art. Pfalz, Sect. III. Th. XX. S. 182 fg. 20) f. Art. Diether, Sect. I. Th. XXV. S. 90 fg. 21) Art. Otto III, Sect. III. Th. VII. S. 451.

22) f. Art. Faustrecht, Sect. I. Th. XLII. S. 130 fg. 23) In demselben Jahre wurde auch Pollen von ihm zum Erzbischof erhoben; f. Art. Christian I., Sect. I. Th. XVII. S. 72 und Art. Dänemark, Sect. I. Th. XVII. S. 40. — Die erste schlesische Reichstheile Abtheilung war dann 1490.

unabhängig ab, woznach Friedrich nicht allein jene Besitzungen widerrufen und auf Matthias übertragen mußte, sondern ihm auch 50,000 Goldgulden durch die Städte zahlen ließ, während ebenso viel als Entschädigung für eroberte und nicht wieder herausgegebene österreichische Festungen nachmals zurückbehalten wurden. Während dessen nahmen zwar die Städte beider Königreiche den Abschluß eines Friedens in die Hand, insofern dauerten die Feindseligkeiten sowohl zwischen den zwei Componenten, als zwischen Friedrich und Matthias fort. Friedrich, bald wieder auf Seite Blaslaw's gegen Matthias, sah bald ein, daß Matthias bei seinem ständigen Vorwärtsschreiten durch Niederösterreich bis Wien (1485) ihm überlegen sei, und sprach das Reich um Hilfe an. In seinem Sohne, dem hoffnungsvollen und ruhmreichen Erzherzoge Maximilian¹¹⁾, wünschte er einen starken Stützpunkt, und von den Städten Unterstützung gegen Matthias. Die Wahl Maximilian's, auf Friedrich's Vorschlag zu Frankfurt, zum römischen Könige (16. Febr. 1486) ging ohne erhebliche Schwierigkeit vor sich; bedenklischer sah es mit der Reichshilfe aus. Vorläufig wurden nur die Kosten beträmmt und verteilt, ein großer und kleiner Heerzug bewilligt, Friedrich aber sollte deshalb noch mit den Städten Verhandlungen pflegen, und im Ganzen solle ein nächster Reichstag Entscheidung bringen. Daneben zeigte sich aber sogleich die Thätigkeit Maximilian's in der Sorge für Herstellung eines Landfriedens und der Feststellung der Verhältnisse seines Hauses zu Ungarn. Schreiteten gleichwohl alle Versuche zur Einsetzung eines Reichsgerichts für Erhaltung des Landfriedens an der Schwermühsamkeit, die Interessen des Kaisers und der Städte zu aller Zufriedenheit zu vereinigen, und behalt man sich nur mit einem auf allem Fuße für zehn Jahre errichteten Landfrieden, so erwuchs doch dies Mal daraus ein Bund, der dem Landfrieden ein vorteilhaftes und lozendes Vorbild ward. Friedrich gab in einem Reskripte von 1487 dazu Anlaß, indem er Schwaben, theils im Interesse seines Hauses, theils, weil diese Provinz in vielfache politische Kräfte zerfallen war und vorherrschender fürstlicher Aufsicht und Macht ermangelte, zu einem solchen Bunde riefte — in welchem es heißt: „So dann das Land zu Schwaben uns und dem heiligen Reiche ohne alles Mittel vor andern zugehörig und unterworfen ist, und seinen eigenen Fürsten, noch Niemanden hat, der ein gemein Aufsehen darauf habe, denn uns als röm. Kaiser, so find wir — schuldig, dasselbe Land zu Schwaben bei uns, dem heil. Reiche, euren Freiheiten, Rechten und alten Herkommen, wie das von euren Ältern an euch geerbt und gekommen ist, zu handhaben etc.“ — Auf Grund dessen und auf Betrieb des kaiserlichen Gesandten Hugo von Werderberg wurde daher der schwäbische Bund zu Esslingen geschlossen (14. Febr. und 9. März 1488), dem zwar zuerst nur Prälaten, Grafen, alle zur St. Georgengemein-

schaft gehörigen Ritter, Herren mit ihren Knechten und 22 Städte beitraten, bald aber eine ansehnliche Zahl Ritterschaften und Fürsten, entfesselt und benachbarte, wie Eberhard von Württemberg und Erzherzog Sigismund, endlich der ganze Bund der Löwenritter, sobald er beständig über 1000 Mann zu Pferde und 8—9000 Mann zu Fuß zu versetzen hatte, und, geleitet von einem besondern Bundsrathe und verordneten Bundesgerichten, mit größtem Nachdruck Ruhe und Sicherheit schlohen und befestigen konnte. Bis 1533 hat er sich denn auch hierin bewährt. Nach beendeter Reichstage wurde Maximilian zu Aachen feierlich gekrönt (9. April 1486). — Inzwischen war aber in Friedrich's Stellung zu Matthias Nichts geblieben. Während man hier Convente über ihn hielt, stand Matthias vor den Thoren Wiens und bedrängte Wienerisch-Neustadt so hart, daß bei der Schwäche der ihm endlich gewährten Reichshilfe dem Kaiser Nichts weiter übrigblieb, als mit dem unvorteilhaft provocierten Gegner selbst auf die unvorteilhaftesten Bedingungen hin Frieden zu schließen (1487). Den Frieden vermittelte in Friedrich's Namen Albrecht von Sachsen, während dieser sich in Ansbach befand. Da wurde Maximilian, der bei den Flandern wegen seiner glorreichen gegen sie geführten Streite nicht im besten Andenken stand, plötzlich am 5. Febr. 1488 von den Einwohnern von Brügge verdrängt gefangen genommen, und mußte am 16. Mai einen harten Vergleich eingehen. Das rief Friedrich und das Reich zu schmerzlicher und kräftiger Theilnahme auf. Friedrich selbst stellte sich an die Spitze der Reichstruppen; doch da sein Sohn unterdessen freigelassen war, beugte man sich wieder, mit gewohnter Halbheit jenen Vergleich vernichtet zu sehen und das Gebiet von Gent, Brügge's Bundesgenossen, zu vertheidigen. Das Jahr 1490 befreite endlich den Kaiser von seinem gefährlichsten Gegner; Matthias starb am 9. April, da eben zwischen Friedrich und ihm ein persönliches Zusammentreffen in Osn Brüssel einer Verständigung verarbeit war, und Maximilian's Verträge mit Blaslaw, den die Ungarn als gewählten Erbkönig Maximilian's Ansprüchen auf ihr Reich entgegenstellten, machten diesen lästigen und langwierigen Kämpfen ein Ende.

Günstiger war Friedrich in seinen Unternehmungen im Westen seines Reichs, und erlebte noch durch die Vermählung seines Sohnes mit der reichen und einigen Erbin Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, eine beträchtliche Vergrößerung seines Hauses. Zu den Besitzthümern Burgunds hatten schon zur Zeit Philip's des Gütigen (gest. 1467), außer dem Herzogthume Burgund, noch die Grafschaft Burgund, Artois, Flandern, Nebrun, Antwerpen gehört, wozu noch (seit 1428) Namur, Brabant, Limburg, Holland, Seeland, Hennegau, Friesland, Luxemburg gekommen waren. Karl hatte (seit 1467) diese Staaten noch durch den Ankauf von Geldern und Zutphen vermehrt, und beabsichtigte, das Königreich Burgund in seiner Person wieder zu erneuern. Verhandlungen deshalb waren zu Trient angestanden worden zwischen Friedrich und Karl¹²⁾; da jener

¹¹⁾ de Lalaing, Kp. de congressu Friderici III. et Caroli apud Trevirin, in Freher. 8. R. G. II.

aber erst die Vermählung Maximilian's und Maria's, dieser erst die Krönung vollziehen sehen wollte, und gegenfeiges Mistrauen durch die Heimtücke des habfüchtigen Ludwig XI. trefflich rege gehalten blieb, so zerstückte sich endlich die ganze Sache. Als aber Karl bei Nancy (5. Jan. 1477) seinen Tod im unglücklichen Kampfe gegen Herzog Renatus von Lothringen gefallen war, gab Maria vor allen übrigen Benerbern Maximilian den Vorzug, mit dem sie sich am 26. April 1477 in der Person des Herzogs Ludwig von Baiern, als seines Bevollmächtigten, und später am 20. Aug. d. J. in seiner eigenen Person zu Gent durch den päpstlichen Legaten Julianus, Bischof von Nîmes, trauen ließ. Die ganze burgundische Erbschaft blieb nun unzerrückt bei dem Hause Habsburg, obgleich Frankreichs Könige Ludwig und Karl VIII. Friedrich darum in Kriege verwickelten, der zur Unterflückung seines Sohnes Reichsgebote ausschrieb, durch deren Hilfe dieser als Sieger die Oberhand behielt. — So tritt nun gegen Maximilian seit seiner Erhebung zum Mitregenten Friedrich immer mehr in den Hintergrund, und dieser ist es erst, der Friedrich's selbstgewähltes Syntolom A. E. I. O. U. (gewöhnlich erklärt durch: Austrinae Est Imperare Orbi Universo²⁾) seiner Wahrheit nicht länger mehr erdulden lassen wollte. Seit 1490 lebte Friedrich in Lenz, entfernt von Regierungsgeschäften, der Alchimie und Astrologie, die er, nebst der Gartenkultur, vorzugsweise liebte. Ein Fuß mußte ihm abgenommen werden, und die Angst, nach seinem Tode der einbeinige Kaiser genannt zu werden, begleitete ihn bis zu seinem Tode. Er starb an übermäßigem Genuße von Melonen zu Lenz am 19. Aug. 1493, 78 Jahre alt³⁾.

(O. Gruber.)

II. Könige.

1) Von Böhmen, s. unter dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz.

2) Von Danemark.

FRIEDRICH I., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein, ein Sohn Christiern's I., war

26) cf. Schwarz, *Kritik*, de Friderici V. Rom. Imp. symbolo elementari. (Astr. 116.) 3) s. außer oben genannten und den gewöhnlichen Geschichtswerken über das Haus Österreich auch seine einzigen Fäbte, außer Statuten- und Kaisergeschichte, speciell über Friedrich III. als die wichtigsten Quellen: *Friderici Imp. diarium vitae suae*, in *Lambecii Diario sacro itineris Celsensis*, (Vind. 1696.) 4) p. 25 seq. — *Excerpta hist. ex diario Friderici post Lambecio diligentius vulgata*, in *Kollar. Analect. med. aet. II.* — *Erörterung* (Maximilian's Weichtraut), Lebensbeschreibung Kaiser Friedrich's III., ed. Moser. (Zür. 1721.) — *3u Aeneas Sylvestri* (i. e.) *Hist. Austr. etc. Hinderbachii Continuatio hist. Austr. Aeneas Sylvestri rerum Friderici III.* — *Aeneas Sylvestri De his, quae Friderico III. imperante in Germania et per totam Europam gesta sunt commentarius usque ad a. 1455*, in *Freher. Dec. R. G. II.* — *Fetri de Andlo, De imperio Rom. Germ. libri duo*, ex ed. *Freheri*, (1631.) 4) — *In Kollar. Anal. ayt. loge diplomat. auctorum etc.*, quibus res Austricae a Frid. III. (1440—1453) gestae nuntur (Tom. II.) — *Seckenberg. Select. jur. et hist. IV.* 334 seq. — Wir erinnern hier noch namentlich in Bezug auf Maximilian's Brautwerbung an: Die Oertersigkeiten ic. des Heils Herrn Terebthandts von Weichtraut Pfing-

am 3. Sept. 1471 geboren, und folglich bei dem Tode seines Vaters (1481) erst zehn Jahre alt. Er stand daher unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Königin Dorothea, die kein Mittel unversucht ließ, die zwischen ihm und seinem älteren Bruder Johann entstehenden Erbstreitigkeiten zu beseitigen. Bei seiner Mutter zu Kalmburg erhielt Friedrich seine erste Erziehung. In Geln, wohin er sich 1483 zur Fortsetzung seiner Studien begab, kaufte ihm sein Bruder Johann, den Christiern I. zu seinem Thronfolger ernannt hatte, ein Kanonikat. Friedrich aber lehrte 1485 in seine Heimath zurück; mit einer entschiedenen Abneigung gegen den geistlichen Stand und dem festen Entschluß, auf die ihm freitig gemachte Thronfolge nicht Verzicht zu leisten. Am 5. Jan. 1490 fand zu Götterp die Erbtheilung zwischen Friedrich und seinem Bruder statt. Auch die zwischen den Herzogthümern Schleswig und Holstein lassenden Schulden wurden getheilt. Die Theilungsurkunde unterzeichneten außer Friedrich und seinem Bruder deren Mutter, die Königin Dorothea, und zehn hollsteinische Räte, unter ihnen die Grafen von Diefeld und Rangow. Friedrich nahm hierauf in seinem 18. Jahre die genannten Herzogthümer als sein Erbe in Besitz, das nach einem seiner vorzüglichsten Schöpfer der gotische Landtreibei genannt ward. Durch eine am 10. Aug. 1490 zu Götterp gemeinschaftlich ausgefertigte Urkunde gaben beide Brüder sich die Versicherung einer gegenseitigen Hilfspflichtung. Zugleich versprachen sie ferner, daß keiner ohne des Andern Genehmigung einem auswärtigen Bündnisse beitreten wolle. Eine Urkunde enthielt aber auch von beiden Friedrich's und seiner Mutter, der Königin Dorothea, die Versicherung, daß sie die Nachkommen des Königs Johann, falls derselbe vor ihnen sterben sollte, ihren Antheil an den erwähnten Herzogthümern wahren und erhalten wollten. In Sonneburg, dem Leibgedinge seiner Mutter, stellte Friedrich am 4. Sept. 1490 seinem Bruder Johann eine Nuntiation aus über die bisher geführte Vormundschaft und gewissenhafte Verwaltung der Einkünfte. Dessenungeachtet soll Friedrich in spätern Jahren sowohl mit der von seinem Bruder abgelegten Rechnung, als mit seinem Landesantheile sehr unzufrieden gewesen, und mehrfach bemerkt haben, daß er sich dann seinerseits eine Uebereilung habe zu Schulden kommen lassen. Er trug daher mehr als ein Mal, wiewol vergeblich, auf eine neue Theilung an. Johann soll ihm geantwortet haben, daß er als gesalbter König keinen Richter anerkenne. Auch habe er ihn ernstlich vor der Gefahr gewarnt, durch fernere Ansprüche noch das zu verlieren, was er besitze. Friedrich trat seitdem nicht wieder mit seinen Forderungen hervor, die er nicht eher als gegen das Ende von König Christiern's II. Regierung noch ein Mal erneuerte.

Friedrich machte aber auch Ansprüche auf die Hälfte von Norwegen, als zweiter Königssohn und Erbe jenes

zing (Nörm. 1517. *Not. Lucchini*, 1836. 8.) und in der Weiskönig von Marr Teilsvererbung von Oberrhein (Wien 1775. *Not.*), der von Maximilian selbst verfertigt oder angefaßt sein soll. — Auch gibt es eine Sammlung von Friedrich's bona mota unter dem Titel: *Margarita sacellarum etc.* (Strassburg 1509. 4.)

Reichs. Auch eine dänische Provinz verlangte er als ein fürstliches Lehen. Unter jenen beiden Ansprüchen soll Johann den ersten nie gänglich verworfen, den zweiten aber ihm nicht eher verweigert haben, als bis 1494 die Versammlung der dänischen Reichsstände sich entschieden dagegen erklärte. Zu tabeln dürfte Friedrich jedenfalls nicht sein, wenn er das verlangte, worauf er jedenfalls ein wohlbegründetes Recht zu haben schien. Beide Brüder waren indessen so sanft und friedliebend, daß diese Uneinigkeit keinen offenbaren Streit zur Folge hatte. Friedrich schickte seinem Bruder Hilstruppen in dem schwedischen Feldzuge vom J. 1497, und ward ebenso von ihm unterstützt bei der 1498 in Helgoland ausgebrochenen Empörung, als jene Insel, mit Hilfe der Ditmarsen und Westfalen, sich für unabhängig erklärte. Nach dem Tode ihrer Mutter, der Königin Dorothea, kam es (1496) zwischen beiden Brüdern zu einem glüklichen Vergleich, den der reiche Nachlaß der Verstorbenen erleichterte. Friedrich soll als Antheil 28,970 Goldgulden empfangen haben. Ein Zug gegen die Ditmarsen führte ihn und seinen Bruder einige Jahre später (1500) ins Feld. In einem Gefechte am 17. Febr. gerieth Friedrich in Lebensgefahr. Der Feldzug war bald beendet, folgte aber viele Opfer an Geld und an Mannschaf. Die Eintracht der beiden Brüder ward auch da nicht gekört, als Friedrich in Segeberg, wo er mit dem Könige Johann eine Zusammenkunft hatte, ihm die geforderten Hilstruppen in dem Kriege mit Schweden und Norwegen verweigerte. Friedrich, der damals im Begriffe stand, sich mit einer Schwester des Kurfürsten von Brandenburg zu vermählen, führte diesem gleichzeitig seines Bruders Johann Tochter, Elisabeth, als Braut zu. Die doppelte Vermählung ward im April 1502 zu Stendal mit großer Pracht vollzogen. Seine Einkünfte vermehrte Friedrich durch die dem Cardinal Raimund in Lübek gegebene Erlaubniß des Abfahhandels in seinen Landen, wovon jedoch der dritte Theil des Einkommens der fürstlichen Kammer zufallen sollte. Aus Dankbarkeit übernahm der Cardinal das Amt eines Friedensstifters zwischen der Krone Dänemark und der Stadt Lübek und den übrigen zur Hanse gehörigen Städten. Auf seines Bruders Wunsch reiste er selbst nach Lübek, um die eingeleiteten Unterhandlungen zu fördern. Eine abermalige Reise nach der genannten Stadt im J. 1509 hatte den Zweck, dem Ausbruche eines Krieges zwischen seinem Bruder Johann und den Lübekern vorzubeugen. Dies gelang ihm zwar nicht, doch verglich er sich mit der genannten Stadt über die Neutralität, und brachte es bei seinem Bruder dahin, daß, um die Ruhe in den Fürstenthümern zu erhalten, das Eigenthum der Lübecker geschont und nicht angegriffen werden sollte. Diese friedliche Gesinnung theilte auch die holländische Ritterschaf, die sich aller Feindseligkeiten gegen Lübek enthielt, ungeachtet der König Johann sie 1510 wiederholt dazu ermunterte.

Nach dem Tode dieses Fürsten würde es dem Herzoge Friedrich leicht geworden sein, seinem Brudersohnen Christiern II. zu schaden, ja ihm die Krone streitig zu machen. Eine solche Denkart widerspreche seinem Cha-

rakter. Zwar berührte Friedrich auf dem zu Helsingburg im J. 1513 gehaltenen Landtage seine Ansprüche auf die Krone, allein er verfolgte sie nicht. Es geschah vielmehr durch seine Vermittelung, daß die Schleswig-holsteinischen Stände sich ohne Weiteres dem neuen Könige unterwarfen, der ihr Mißtrauen erregt hatte und ungern ihre Privilegien bestätigte. Auch in späteren Jahren veräumte Friedrich keine Gelegenheit, sich seinem Brudersohnen zu verbinden. Er erschien bei Christiern's Vermählung in Kopenhagen im J. 1515, und unterstützte ihm 1520 in dem schwedischen Kriege mit Hilstruppen.

Als Friedrich's Gemahlin, Anna von Brandenburg, die ihm zwei Kinder, Christiern, den nachherigen König Christiern III., und Dorothea, geboren, am 3. Mai 1514 gestorben war, schritt er im October 1518 zu einer zweiten Ehe mit Sophia, einer Tochter des Herzogs von Pommern, Bogislaw's X. Sie wird wegen ihrer ausnehmenden Schönheit gerühmt, doch zugleich auch ihrer exemplarischen Frömmigkeit wegen. Friedrich erzeugte mit ihr drei Söhne, Johann, Adolf und Friedrich, und zwei Prinzessinnen, Elisabeth und Dorothea. In dem Kreise seiner Familie zeigte sich sein Charakter von einer sehr tief bewundernswürdigen Seite. Er war mild, sanft und ein guter Haushalter. Wie er die landesherrlichen Gerechtsame zu wahren und die Städte des Landes in Aufnahme zu bringen suchte, zeigt unter andern das nach dem Willen des damals gar hoch gepriesenen überdiesigen Rechts in Holsstein eingeführte Vierstädte-Gericht. Die jährlichen Einnahmen dieses Gerichts, das am 30. März 1498 ins Leben trat, wurden zu Kiel, Rendsburg, Itzehoe und Oldesloh gehalten. Seinen Hofhalt beschränkte Friedrich theils aus Keigung, weil er Pracht und Aufwand nicht liebte, theils weil seine nicht glänzenden Einkünfte ihm Sparsamkeit geboten. Oft that er weite Reisen zu Pferde, von einem nur geringen Gefolge begleitet. So kam es, daß es ihm zu gemeinnützigen Zwecken nie an Geld fehlte, und daß er dieselben, ohne Verdrüssung seiner Unterthanen, erreichen konnte. Wegen seiner Dienstschaft war er mild und freigebig. Besondere Gunst erzeute sich bei der Beförderung der Reformation vielfach verdiente Bischof von Lübek, Detlev Reventlow, der früher Friedrich's Kanzler gewesen war. Johann Ransow, 1520 von ihm zum Erzieher des Prinzen Christiern ernannt, mußte den Herzog auf mehreren Reisen begleiten, unter andern 1521 auf den Reichstag nach Worms, wo er Luther's Bekannthschaft machte, und dessen Freund, Peter Schwabe, zu seinem Rath ernannte. Dieser gelehrte Mann ließ sich die Ausbreitung der Reformation in Holsstein und Dänemark sehr angelegen sein. Besondere Verdienste erwarb er sich noch um seinen Herrn durch Abfassung mehrer lateinischer Schriften in den Streitigkeiten Friedrich's mit seinem Brudersohnen, dem Könige Christiern II. Der Beginn dieses Streifes fällt in das Jahr 1520, und die Veranlassung dazu soll Christiern gegeben haben, der die von Friedrich ihm gesandten Hilstruppen ohne alle Belohnung, ja selbst von Waffen und Kleidern entblößt, aus Schweden in ihre Heimath zurückkehren ließ. Ein zu Nordesbom geschlossener Vergleich beendigte 1522 jene Wirrlichkeiten. Mit

der und nachgiebiger, als es in seinem Charakter lag, zeigte sich Christiern bei jener Zusammenkunft, welcher der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der Herzog Albrecht von Mecklenburg und der Bischof Heinrich von Hagenburg beizuhöhen. Christiern, der bei den früheren Zusammenkünften mit vielen Reissigen erschienen war, kam dies Mal mit 24 unbewaffneten Dienern, während Friedrich eine beträchtliche Mannschaft zu seinem Gefolge hatte. Beide sahen sich bloß bei der Ankunft und beim Abschiede. Ihre gegenseitige Meinung ließen sie sich durch Unterhändler vortragen. Christiern äußerte beim Abschiede, daß es für ein großes Unglück halten würde, mit seinen Verwandten in Krieg verwickelt zu werden. So dachte auch Friedrich damals, doch mit dem festen Entschlusse, nicht nachzugeben, sondern auf die pünktliche Erfüllung des geschlossenen Vertrages zu bestehen. Das gegebene Versprechen, in gemeinschaftlichen Regierungsgeschäften nicht allein zu entscheiden, brach insofern Christiern bereits auf der Rückreise nach Dänemark in Helsingborg, wo er den Rechtshandel eines Adligen, Nicolaus von Aelsfeld, für sich allein entschied, unter dem Vorwande, daß der bordschölmere Vergleich zwar verbrochen, doch noch nicht besiegelt worden sei. Auch auf die ihm versprochene Summe von 11,000 Mark oder 7732 Gulden wartete Friedrich vergebens, und mußte sich mit Christiern's Entschuldigungen begnügen, daß sein Rentmeister jene Zahlung vergessen habe. So verpörrte sich auch des Königs Erklärung über Friedrich's Ansprüche und die feigen bei in den November, wo der Herzog von den Reichsräthen ein Entschuldigungs schreiben erhielt, daß sie in so später Jahreszeit sich nicht zu einer Berathschlugung versammeln könnten. Besonders aber süßte sich Friedrich vorlegt, als Christiern das gemeinschaftliche Archiv im braunen Thurne zu Segeberg erbrochen und einen Theil der Urkunden, die der Sache Friedrich's förderlich zu sein schienen, vernichtet ließ. Den übrigen Theil schaffte er in sein festes Schloß Sonderburg, unter dem Vorwande, daß jene Urkunden dort eher vor dem Vermodern gesichert wären.

Eine solche Kränkung und Beinträchtigung seiner Rechte trafen den Herzog Friedrich zu einer Zeit (1522), wo er bereits mit Christiern in offenem Kriege verwickelten Führer ihm die Bündniß antrugen, und auf der andern Seite mehrer jütändische Bischöfe und Reichsräthe, die sich gegen Christiern verbunden hatten, für sich und ihre Kancksteu auf Schutz suchten. Von jenen Reichsräthen, an deren Spitze Mögens Munk stand, ward ihm die dänische Königskrone angetragen. Daß er sie nicht auschlug, wird besonders der Ueberredung des holländischen Marschalls Johans Kanjom beigemessen. Auf dem Herzog Friedrich ruhte der jütändischen Verbündeten unumschränktes Vertrauen. Sie wünschten sich keinen andern Herrn. Was sie aber dazu bewog, war, außer ihrer bedrängten Lage, Friedrich's künftige Abkunft und die damit verbundenen Ansprüche auf den Thron, dann aber seine milde und weise Regierung. Der Entschluß, dem König Christiern den Gehorham aufzukündigen, stand so fest, daß sie, im Fall Friedrich die Krone von sich weichen sollte, sie dieselbe dem Urknecht Christiern's I., dem Könige

von Schottland, oder dem französischen oder englischen Monarchen antragen wollten. Auch den Herzog Karl von Gelbern, einen tapfern Kriegshelden und fortwährenden Feind des Hauses Burgund, hielten sie nicht für unwürdig, den dänischen Thron zu bestigen.

Friedrich stand damals in seinem 52. Lebensjahre. Er liebte die Ruhe. Unter allen seinen Neigungen war der Ehrgeiz die schwächste. Wozu er sich auch entschließen mochte, überall sah er Verwirrung und Gefahr. Endlich gab er den dringenden Bitten der verbündeten Fürstländer unter der Bedingung nach, daß sie ihm nicht sofort hülftigen, sondern erst die Meinung der übrigen Fürstingen des Reichs abwarten sollten. Zu Anfang theilte er am 29. Jan. 1523 dem Landrichter Mögens Munk in einem offenen Briefe seinen Entschlus mit. Et gelobte zugleich, die Privilegien der Stände nicht zu vermindern, ihre bisherigen Beschwerden zu erleichtern und das alte Gesetz des Königs Waldemar mit aller Strenge zu handhaben. Auch versprachete er sich, mehrere Lehenrechte der Krone, die von der Königin Margaretha und dem Herzoge Erich von Pommern zum Nachtheile des Reichs geltend gemacht worden, nach seinem Regierungsantritte wieder aufzuheben. Zum Entschlo Ständes verlegte er sofort eine Heeresabtheilung von 500 Mann in die Nähe von Ripen. Von den Lübeckern, mit denen er am 15. Febr. 1523 ein Bündniß schloß, empfing er 4000 Mann und eine Last Pulver zum Gefehrte. Auch verbanden sie sich, ihn mit ihren Schiffen zu unterstützen, und während der Dauer des Krieges 2000 Mann zu Fuß und 200 Reiter zu stellen, und im Fall der Noth noch außerdem ihre Truppen aus Schweden zu ziehen. Dagegen sicherte auch Friedrich der Stadt Lübeck seinen Schutz und die Erhaltung ihrer Handelsfreiheiten zu. Gleichzeitig mit dem Kriegsmarschall, das die Lübecker am 22. Febr. 1523 gegen den König Christiern erließen, ertheilte derselbe Friedrich's Heerbefehl, mit Angabe der Ursachen, weshalb er den bordschölmere Vergleich für gebrochen erachte. In Kolbingen an der jütändischen Grenze, wo sich Christiern zuletzt aufgehalten hatte, zog Friedrich sein Heer zusammen. In kurzer Zeit unterwarf sich ihm ganz Jütland, und bereits am 26. März 1523 empfing er als erwählter König von Dänemark die Huldigung der Stände. Die aus Eyderstadt aufgebotenen Landbewohner bewachten den kleinen Bel, um Christiern's Truppen von dem Übergange aus Fühnen abzuhalten. Von dieser Seite war insofern Nichts mehr zu fürchten, da Christiern sich bereits aus jener Insel entfernt hatte, und im Begriffe stand, das ganze Königreich zu verlassen. Seinen von dem Grafen Erich von Hoya befehligten Truppen bewilligte Friedrich den verlangten Abzug. In dem Schreiben, worin Friedrich am 28. März 1523 dem Papste Hadrian VI. seine Thronerhebung meldete, nahm er zugleich die jütändischen Bischöfe gegen Christiern, der sie hart angeklagt, kräftig in Schutz.

Einen Beweis, daß er nach ganz andern Grundsätzen regieren wollte, als sein Vorgänger, gab Friedrich durch den Befehl, die kurz zuvor in mehreren Städten errichteten Galgen niederzujagen und die in dem letzten Joh

ren bekannt gemachten Befehle den Flammen zu opfern. Über den Zeit zu gehen, hielt er indessen noch nicht für rathsam. Er wollte sich zuvor erst in seinen Erblanden den Acker decken. Dort hatte Christiern noch mehr feste Schiffe, in denen eine nicht unbedeutende Besatzung lag, und Friedrich ließ daher Gefahr, sein Gebiet einzubüßen, wenn er die dänischen Provinzen zu erobern suchte. Die Kriecherschaft in den Herzogthümern, die noch dem Könige Christiern treu geblieben, vertheidigte sich in den ihnen anvertrauten Schloßern mit einer Entschlossenheit und einem Muthe, den Friedrich selbst schätzen mußte. Das Schloß Sogberg hielt sich unter dem tapfern Bolf Pogowisch mehr Wochen lang. Als Friedrich den gesammten schleswig-holsteinischen Adel nach Gottorp berief, um den Eid der Treue abzulegen, soll Henning Pogowisch Abtrünnern verpfänden haben, daß er noch in seinem hohen Alter einem neuen Herrn schwören sollte. Friedrich aber erneuerte und vermehrte am 6. Mai 1523 die bisherigen Privilegien der Ritterschaft und der Ältesten von Schleswig-Holstein. Noch während seines Aufenthaltes in Gottorp hatte er am 12. April 1523 die Bewohner von Kopenhagen aufgefordert, nach dem Beispiele der Vorkämpfer, der Schleswiger und Holsteiner sich zu unterwerfen und deshalb Bevollmächtigte an ihn zu senden.

Mit einer stärkern Macht, als früher, betrat er zu Ende des April 1523 wieder die dänische Grenze. Er hatte 6000 Mann Fußvolk, als er auf Kjöbenhavn landete. Zu diesem Heere stiegen dort die lächerlichen Hülfskräfte, welche der Graf Johann von Hoya, ein Bruder Erich's, der in Christiern's Diensten gestanden, befehligte. Während eines kurzen Aufenthaltes in Densen erließ er mehrere zweckmäßige Verordnungen zu Gunsten des von dem Adel hart gedrückten Bauernstandes. Am 31. Mai 1523 war er über den großen Belt gegangen. In Kjöbenhavn, wo er landete, fand er nicht den Widerstand, den er erwartet hatte. Der seeländische Adel huldigte ihm ohne Weigerung; Christiern's Anhänger aber hatten sich nach Kopenhagen und Kallundborg zurückgezogen. Am 10. Juni 1523 belagerte er die ressignante Stadt und blokirte sie mit Hilfe einer von den Lübeckern ihm gesandten Flotte. Tapfer vertheidigte sich die Besatzung und stügte durch kleine Ausfälle dem Feinde manchen Schaden zu. Eine Zeit lang ward sie auch durch den tapfern dänischen Admiral Severin Norby unterstützt, der noch immer Christiern's Anhänger in Schweden vertheidigte, und als er zu Kalmars sein¹⁾ Herrn Flucht aus Dänemark vernommen hatte, sogleich mit dem größten Theile der Besatzung jenes festen Schloßes nach Kopenhagen eilte. Der Überrest der in Kalmars zurückgebliebenen Truppen übergab diese Festung dem schwedischen Reichsoberwieser Gustav Wasa. Nicht so lange als Kopenhagen widerstand die Besatzung des Schloßes Kallundborg, die der Reichsoberwieser Magnus Gide belagerte, weil der Commandant dieser Festung, Klaus Erikson Ravensberg, sich vom Feinde besiegen ließ. Gide, der nach der Übergabe Kallundborgs sich nach Sköthen begab, sparte nicht mit Versprechen und Überredung, dem dortigen Adel und die Städte für sich zu gewinnen. Zu Ryersdagh brachten sie dem Könige Friedrich

ihre feierliche Huldigung dar. Nur die seit dem Septem^{ber} der 1523 blokirte Stadt Malmö widerstand den Belagerern mit so vieler Hartnäckigkeit, daß sie den schwedischen Reichsoberwieser Gustav Wasa um Hülfskruppen ersuchen mußten, die dieser auch sofort sandte.

Auch der übrigen Besatzungen, welche Christiern inne gehabt, suchte sich Friedrich zu bemächtigen. Als Erbe von Norwegen wählte er sich zuerst an die dortigen Reichshände, die ihm am 5. Aug. 1523 huldigten und ihm einen Abgabebrief für Christiern sandten. Bald nachher übergab ihm Erik Grifson das bisher gegen Gustav Wasa vertheidigte Schloß Bohus. Verweigert aber ward ihm von den schwedischen Ständen die Krone, die sie, aus Abneigung gegen einen gemeinschaftlichen König aus Christiern's Blute, ihrem Reichthümer und Erretter, dem Reichsoberwieser Gustav Wasa, aufbewahren wollten. Dieser, von ihnen zum Könige gewählt, suchte sich durch ein Bündniß mit den Hansestädten nicht nur gegen Christiern, sondern auch gegen das dänische Reich zu sichern. Er eroberte im Juni 1523 Stockholm, und suchte auch Island, Finsland und Gotland den Dänen wieder zu entreißen. Ein Schreiben des schwedischen Reichsraths vom 12. Dec. 1523 verlangte sogar von Friedrich, daß er auf die Provinzen Bleking und Büggen verzichten sollte, weil sie ursprünglich schwedische Besitzthümer gewesen wären. Vergeltend suchten zwei von Friedrich's Räten an den Reichstagen zu Wolskens und Jönköping ihres Herrn Anrecht auf jene Provinzen zu vertheidigen. Friedrich sicherte sich einstweilen seine Erblande durch ein Schutz- und Trutzbündniß, welches er am 1. Juli 1524 als König und Herzog mit den dänischen Reichsräthen und Bischöfen, seinem ältesten Sohne, dem Herzoge Christiern und den schleswig-holsteinischen Landesherrn schloß, und worin er die Ansprüche des Reichs auf Schleswig bis zu einer künftigen Erörterung hinausschob²⁾.

Friedrich sah sich zwar vom Glück begünstigt, als es ihm zwei, dem Anscheine nach schwer zu erobernde, Reiche ohne Mühe zuwandte. Noch immer aber ließ Christiern kein Mittel unversucht, sich auf dem Throne zu erhalten und seinen belagerten und eingeschlossenen Anhängern ein Hülfsheer zu verschaffen. In Mæschin, wo die Regentin der Niederlande ihm einen eignen Hofstaat angewiesen hatte, setzte er sich bei dieser Fürstin so in Gunst, daß sie durch wiederholte Briefe den Kaiser, der sich damals in Spanien befand, zu seinem Beistande aufforderte. Bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige Heinrich VIII. von England, wohin er gerief war, bat Christiern diesen Monarchen um einen Geldvorschuß und um ein Hülfsheer, wofür er Island verpfänden wollte. Heinrich machte zwar die erbetene Unterstüßung von des Kaisers Hilfe abhängig, erneuerte aber doch die alten Handels- und Freundschaftsbündnisse zwischen England und Dänemark. Durch die angeblich in dem zuletztgenannten Reiche herrschende ungünstige Stimmung für Friedrich ward Christiern ermuntert, kein Mittel unversucht zu lassen, das ihm einen

1) Bezp. Jacqom's Einleitung zu der Letzte von den Königen. Appendix. S. 39 fg.

günstigen Erfolg seiner Bemühungen versprach. Er ließ eine Schrift entwerfen, die er an die päpstlichen, kaiserlichen und königlichen Höfe sandte. Mit lebhaften Farben schilderte er in dieser Schrift das ungerechte Verfahren seiner Unterthanen. Das einzige Vergehen von seiner Seite, meinte er, bestünde darin, daß er es für seine Pflicht gehalten, das Volk gegen die Gewalt der Mächtigen zu schützen. Zugleich beklagte er sich bitter, daß man, ohne seine Vertheidigung zu hören, verdammt und verurtheilt, und ihm sogar von Seiten des Rathes zu Lübeck nach dem Lebn getrachtet habe. Diese Schrift erregte große Sensation. Sie schien dem vertriebenen Könige viele Anhänger zu gewinnen. Friedrich und Gustav Wasa beileiten sich, sie zu widerlegen. Dies geschah in zwei Gegenchriften, unter denen die von dänischer Seite im Lager vor Kopenhagen, die von schwedischer Seite aber erst am 20. Dec. 1524 ausgefertigt ward¹⁾. Friedrich suchte sein Verfahren durch eine Schilderung der unangenehmen Verhältnisse, in die er seit seiner Jugend durch den König Christiern verwickelt worden sei, zu rechtfertigen. Er beklagte sich auf den Bruch der ihm gegebenen Christlichen Zusagen, auf die gewaltsame Eröffnung des Urkundengebüßes in Esgeberg und auf das Vorenthalten der zu Neujahr 1523 ihm versprochenen Summe von 11,000 Mark. Christiern ließ diese Anschuldigungen durch seinen Geheimschreiber Stepper widerlegen²⁾, worauf aus Friedrich und die dänischen Bischöfe mit zwei Erwiderungen hervortraten. Außer diesen Schriften ward auch ein gerichtliches Verfahren durch den Kaiser Karl V. eingeleitet, der sich Christiern's annahm, und dem Könige Friedrich als Herzog von Holstein bei schwerer Strafe jede Einmischung in die Angelegenheiten der nördlichen Reiche untersagte, auch allen teutlichen, namentlich den zur Hanse gehörenden, Städten verbot, für Friedrich die Waffen zu ergreifen zum Schutze Christiern's. Das Reichsgericht zu Speier versuchte zwar, als es Friedrich's Vertheidigung erhalten und das Gutachten zweier berühmten Rechtsgelahrten, von Laubenheim und von Fritsch, darüber eingeholt hatte, zu Gottorp zwischen den streitenden Parteien einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Diese Bemühungen schritten jedoch an der Abneigung der dänischen Reichsfürsten gegen den vertriebenen König. Vergebens gab sich dieser alle ersinnliche Mühe, sich als einen unschuldig verurtheilten Fürsten darzustellen, um dadurch die auswärtigen Höfe sich für sein Weild zu bewegen. Auf der katholischen Fürsten Hilfe konnte er schon, wegen seiner Vorliebe für Luther's Lehre, nicht rechnen,

und ebenso wenig auf seinen Schwager, den Kaiser Karl V., der sich in den Krieg mit Frankreich verwickelt und zugleich von der Pforte bedroht sah. Mit Hilfe der Herzoge von Braunschweig und des Kurfürsten Joachim von Brandenburg brachte er ein beträchtliches Heer und eine Flotte zusammen. Am 19. Sept. 1524 fand er selbst bei diesen Truppen in Verberg sich ein, mußte aber von da heimlich entweichen, als seine Krieger mit Ungestüm den ihnen vorenthaltenen Sold forberten. Auch von seinen Verbündeten und ihrem Heere sah er sich bald gänzlich verlassen. Völlig gescheitert schien aber sein Unternehmen, als er sich zum Kurfürsten von Sachsen begab und sammt seiner Gemahlin sich laut und öffentlich für Luther's Lehre erklärte. Dadurch reizte er den alten Groll Kaiser Karl's V. und seines Bruders Ferdinand, des Königs von Böhmen, auf deren Schutz er nun auch nicht ferner rechnen konnte.

In Friedrich wedten jene Kriegserklärungen nicht umgegründete Besorgnisse. Er berief alle freitbaren Männer in Jütland, Holstein und Schleswig, woburd er ein Heer von 80,000 Mann zusammenbrachte. Die Hamburger ermunterte er zu fernerer Vertheidigung der Eibe. Nachdem er seinem Sohne, dem Herzoge Christiern, und seinem Hauptmann, Johann Ranzow, die Belagerung Kopenhagens übertragen hatte, rückte er mit seinem Heer an die laubendbüßische Grenze und auf die unweit Trilow gelegene granber Heide, wo er seiner Feinde Ankunft erwartete. Christiern's früher erwählte Flotte war indeß in den Sund eingelaufen, und warf, nachdem sie zwei hanseatische Schiffe erobert, ihre Anker auf der Mäde von Kopenhagen. Der Reichshofmeister Magnus Gide und der Befehlshaber der hanseatischen Hülfsflotte, Johann von Lopa, eilten sofort an Bord des Lübedischen Geschwaders, bemühten sich aber vergebens, die Hauptleute zum Angriff jener bloß mit Matrosen besetzten Schiffe zu bewegen. Schon in der nächsten Nacht, in welcher sie nach Lübeck zurückgefallen, öffneten sie der feindlichen Flotte den Hafen von Kopenhagen. Unterdessen hatten die Belagerer Nachricht erhalten von der Zerstörung des Christiern'schen Heeres. Sie theilten diese Kunde der feindlichen Besatzung mit, die hierauf, ohne Hoffnung auf Entsatz, mit den Belagerern Unterhandlungen anknüpfte. Am Donnerstag vor dem Weihnachtseste ward zu Kopenhagen zwischen den streitenden Parteien ein Friede geschlossen, nach welchem die gesammten Anhänger Christiern's mit der ihnen gemächten Annahme zugleich ihre confiscirten Güter zurückerhielten. Der ehemalige Statthalter Gide vollzog am 6. Jan. 1524 jenen von Friedrich besätigten Vergleich durch die Eröffnung von Kopenhagen. Am 16. Jan. hielt Friedrich dort einen feierlichen Einzug.

Noch immer aber drohte dem dänischen Reiche Gefahr, mit Schweden in einen Krieg verwickelt zu werden. Die früher erwählten Unterhandlungen mit Gustav Wasa wegen der Zurückgabe von Wigen und der Vereinigung Schwedens mit Dänemark und Norwegen hatten bisher fortgedauert. Allein die gebietende Art und Weise, womit Friedrich den König Gustav zu einer Versammlung der Reichshände in Kopenhagen einluden, hatte diesen so entrüstet, daß er sich eine Zeit lang allen Versöhnungs-

¹⁾ Beide Schriften findet man *Ludewig*, Reliq. Moe. T. V. p. 315 seq. und in einer teutlichen Uebersetzung in *Peterson's* *Chronica der Dän. zu Helsing.* (Lübeck 1614. 4.) S. 441 fg.
²⁾ *Christierni Den. Suec.*, Norwegische Regie ed. *dans Capitula patrii* mit *Friedrich's* *Holst.*, *Ducis responsio* *Cor.*, *Duplicio* *Scoppo* *auctore.* (Vitob. 1524. 4.) *Christierni* *D. S. N. Regis ad emissos contra se Lubecensis. articulos responsio.*, *Scoppo* *auctore.* (Ibid. 1524. 4.) Der Verfasser dieser Schriften war ein gelehrter Staatsmann, der früher Christiern's Secretair, späterhin von Kaiser Karl V. und der Königin von Ungarn zu wichtigen Gesandtschaften gebraucht ward, und endlich als kaiserlicher Staatsrath starb.

versuchen entzog¹⁾. Eine neue Veranlassung zu Mißthätigkeiten gab der früher erwähnte Hauptmann Christiern's, Severin Norby. Wegen der fortwährenden Seeräubereien, die er an den Schiffen der Hanseaten verübte, beschwerten sich die Lübeder bei Gustav Wasa, der hierauf ein Heer nach Gotthland sandte, und den Frevler in Wisborg belagern ließ. Hart bedrängt wandte sich Norby an Friedrich, dem er die Insel Gotthland übergab und von ihm einen Lebensbrief über dies Gotthland zuruckempfang. Der feindselige Held aber, dem Norby jenen Lebensbrief vorwies, als einen Beweis, daß er nun ein Unterthan Friedrich's sei, ließ sich dadurch bewegen, ohne seines Herrn Wissen und Befehl die Belagerung von Wisborg aufzuheben und das fast gänzlich eroberte Gotthland wieder zu räumen. Ohne sonderlichen Erfolg blieben die Unterhandlungen, welche Friedrich mit den kaiserlichen und päpstlichen Gesandten und mehreren deutschen und ausländischen Fürsten anknüpfte, um eine gleiche Theilung der Reiche und Herzogthümer zu bewirken, die er bisher mit Christiern gemeinschaftlich beßien. Seine Tolanz aber zeigte Friedrich, als er um diese Zeit die Luthersche Lehre, welche die Bischöfe und Reichsräthe in seinen Ländern zu unterdrücken suchten, kräftig in Schutz nahm²⁾. Von Gottorp, wo er sich damals befand, begab er sich nach Kopenhagen. Dort fand seine Krönung statt durch den Bischof von Upsala, Gustav Trolle. Begleitet von den Abgeordneten der Städte Roskild, Bismar, Rønneburg, Danzig, Hamburg und Lübeck versagte er sich nach Malmö, wo Gustav Wasa am 1. Sept. 1524 eintraf, und sich geneigt zeigte, die bisherigen Irrungen brigen. In dem Vergleich, der dort zu Stande kam, trennten beide Könige ihre Reiche, stellten die alten Grenzen wieder her, und errichteten mit einander ein Schutz- und Trugbündniß gegen den vertriebenen König Christiern. Friedrich erhielt von demselben Bieleinen nebst den übrigen ihm entziffenen dänischen Provinzen wieder zurück. Wägen und Gotthland blieben einseilen in dem gemeinschaftlichen Besitze beider Monarchen bis zu einer nähern rechtlichen Erörterung, die am nächsten Pfingstfeste durch die hanseatischen Gesandten stattfinden sollte. Kurz nach diesem Vergleich begab sich Friedrich nach Norwegen. Die dortigen Reichsräthe hatten ihn am 22. Juli zu ihrem Könige gewählt und ihm gebühlig, doch unter der Bedingung, daß er für sich und seine Nachkommen auf die Erbfolge verzichten sollte. Er erklärte daher Norwegen für ein Kaiserreich. Die darüber abgefaßte Urkunde unterzeichnete Friedrich zu Ripen am 25. Nov. 1524.

Zu den vielfachen Verdrießlichkeiten, die ihm Christiern bereitet hatte, kam für Friedrich noch ein neues Ungemach, als jener Fürst mehreren Piraten zu Anfang des Jahres 1525 die Erlaubniß ertheilte, ohne Ausnahme auf schwedische, norwegische und dänische Schiffe zu kreuzen, und die Hälfte der Beute für sich zu behalten. Auch die Regentin der Niederlande unterstützte jene Männer durch

Kaperbriefe gegen die Franzosen, Schotten und andere Feinde des Hauses Burgund. Sie wurden dadurch in den Stand gesetzt, eifrig Kriegsschiffe auszurüsten, mit denen sie die See fortwährend demunigten. Selbst die Lübeder nahmen an jenen Räubereien Theil. Friedrich sah sich zu ersten Maßregeln genöthigt. Mit Hülfe der Hamburger gelang es ihm, mehrere jener Piraten in seine Gewalt zu bekommen, die größtentheils in Hamburg hingerichtet wurden. Dieser Versuch war nicht der einzige, den Christiern machte, die Ruhe Dänemarks zu stören. Es geschah auf sein Anstiften, als sein mehrfach erwähnter Hauptmann Severin Norby die Bauern in Schonen zu einem Aufstande verlockte. Er eroberte Landkron, verbrannte mehrere Schiffe und ließ sich endlich sogar von den Städtegrordneten in Schonen und von 10,000 bewaffneten Bauern, in Christiern's Namen, huldigen. In seiner großen Bedrängniß sandte der Adel in Schonen Hilboten nach Gottorp, wo Friedrich verweilte. Ein Heer, von dem tapfern Johann Kämpow befehligt, brach sofort auf, und bereitete, ungeachtet seiner verhältnißmäßig geringen Zahl, den Aufstehern eine vollständige Niederlage. Über 4000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde, 500 wurden gefangen und die übrigen zerstreut. Norby ward durch diese Niederlage genöthigt, die zehnjährige Belagerung von Belsingborg im April 1525 wieder aufzugeben. Die Bauern in Schonen, an einem glücklichen Erfolg ihres Unternehmens zweifelnd, baten um Gnade und huldigten dem Könige Friedrich. Den Lübedern, die ihn mit einer Flotte unterstützt, überließ Friedrich am 24. August 1525 die Insel Bornholm mit allen Hoheitsrechten auf 50 Jahre, ungeachtet er dies Eiland von dem Erstliffe Lund für Warberg eintauschen mußte³⁾.

Aus einem aufgefundenen Briefe Christiern's hatte Friedrich die Überzeugung gewonnen, daß es seine Absicht sei, abermals in seine Staaten einzurücken. Friedrich versammelte daher am 18. Mai 1525 zu Kopenhagen die Reichsstände zur Errichtung eines beständigen Heeres, zu welchem jeder Begüterte, dessen Einkünfte sich über 100 Mark belaufen, drei Jahre hindurch einen gewöhnlichen Reiter stellen sollte. Einen politischen Zweck verfolgte Friedrich, als er um diese Zeit seine älteste Tochter Dorothea mit dem Herzoge Albrecht von Preußen vermählte und ihr einen Brautkauf von 15,000 rheinischen Goldgulden mitgab⁴⁾. Friedrich gewann dadurch einen Für-

1) Bergl. Dalin's Schwedische Reichsgeschichte, 3. Bd. 1. Bd. S. 78. 2) Bergl. Pontoppidani Annal. eccles. dan. Tom. 1. p. 789.

3) Gnepp. d. W. u. R. Geste Section. XLIX.

4) f. u. Thura, Bestätigung über Bornholm S. 217. 1) In einem aus Gottorp vom 4. März 1525 datirten Schreiben Friedrich's an den Reichsrath und Älter Anders Bilde in Kopenhagen heißt es: „Eider Herr Älter, wißt, daß wir nun im Namen der heiligen Dreifaltigkeit an Herrn Albrecht u. z. unsere liebe Tochter Dorothea dem Herzogen haben verloben lassen, und wie es verdient ist im besondern Sommer, wie es sich gebührt, zu Schiffe von Kopenhagen nach Königsberg zu senden. Darum bitten wir euch freundlich, daß ihr sie mit zwölf den eurer Freunde (Dienstmannen) ins Land Preußen begleitet, in einer solchen Kleidung mit Rorbe, wie dilligenden Mutter wißt, und, um und den Reiche Dänemark zur Ehre. Ihr werdet euch betraht sein, euch selbst für eure Person mit guten Kleiden und Kleindien zu versehen, und zwar so, daß ihr damit in Kopenhagen drei Wochen vor Johannis auch einfindet, um gleich hernach nach Königsberg unter Segel zu gehen.“ Auch Bilde's Empfehlung, Frau Vermette, mit der Friedrich aufge-

ßen für sich, der bisher Christiern's Bundesgenosse gewesen war. Auf einem abermaligen Reichstage am 13. August 1525 empfing Friedrich's Gemahlin die dänische Krone. Zugleich traf er mehrere Vorkehrungen zur Sicherheit des Reichs. Zum Theil gegen seinen Willen verlobte sich Friedrich's ältester Prinz, Christiern, mit des Herzogs von Sachsen-Lauenburg Tochter, Dorothea. Doch dienten diese Verbindungen jedenfalls, Friedrich's Reich vor einem Einfall Christiern's in seine Lande zu schützen. Bei der noch immer drohenden Gefahr ward auf dem zu Densse im J. 1527 gehaltenen Reichstage bestimmt, daß die früher erlaubten Kriegserklärungen noch drei Jahre fortbauern sollten. Eine Versammlung war aber dadurch wichtig, daß Friedrich sich in derselben öffentlich gegen das Papstthum erklärte. Er ermahnte die Bischöfe, die er übrigens als Reichsräthe und als die Häupter der Geistlichkeit ehrte, zu einer strengen Erfüllung ihrer Pflichten.

„Ihre Bischöfe,“ sprach Friedrich in einer lateinischen Rede, „ihr, die ihr in diese Würde eingesetzt seid, um die Kirche Christi mit dem reinen Worte Gottes zu weiden, machet, ich bitte und vermahne euch, aus allen euren Kräften darüber, daß das unverfälschte Wort des Evangeliums in euren Kirchen erschalle und sich fortpflanze. Ihr habt, wie ich glaube, zur Ehre gehört, wie weit es schon Dr. Martin Luther gebracht hat, den alten päpstlichen Gökendienst in Teutschland abzuschaffen. Und es ist nicht allein da, sondern auch anderwärts die Lücke und Weirücker des Papstthums selbst dem gemeinen Haufen kund und offenbar worden. Ja, es ist auch bei uns in diesem Königreiche eine allgemeine Klage, daß statt des reinen, unverfälschten Wortes Gottes, das aus den klaren Quellen Israel's zu schöpfen wäre, eure Diener nur aus den trüben Flügen der Menschenfälschungen schöpfen, und Märlein, Überlieferungen und Wunderzeichen vorbringen, die so abgeschmackt und thöricht sind, daß sie auch dem gemeinen Manne zum Ekel werden. Ich leugne es zwar nicht, daß ich euch meinen Eid gethan habe, die katholische und römische Religion in diesen Reichen zu bewahren. Doch so kann ich dies nicht von euch auslegen lassen, als ob ich alle Fabeln und Jerthümer, die sich neben dem Worte Gottes und anderwärts her in die katholische Kirche eingeschlichen, annehmen und mit meiner königlichen Macht beschützen sollte. Wem von euch ist es unbekant, was für falsche Lehren durch die Länge der Zeit in den Vorhof der Kirche eingebrungen sind, die kein Vernünftiger wol mehr behaupten darf? Denn ich glaube, daß weder ich, König von Dänemark und Norwegen, noch auch ihr verpflichtet seid, irgend einer Lehre oder Anordnung der römischen Kirche zu folgen, als denen, die auf den unumsstößlichen Fels des göttlichen Wortes gegründet sind. Ich habe es, sage ich, eidlisch angebot, daß ich euren bischöflichen Stand, eure Würden und Privilegien erhalten wolle, wenn ihr hinwiderum, was eures Amtes ist, mit unermüdetem Fleiße thut. Und weil nun ein-

schert, ihren Gatten zu heiligen, und „ihre künftigen Keiber, Ketten, Halsbänder und andere Schmucke auf das allerhöchste mitzunehmen.“ (I. Schlegel's Geschichte der Könige von Dänemark. I. Th. S. 156.

mal in diesen Reichen, der auswärtigen nicht zu gedenken, die christliche Lehre nach Luther's Reformation so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie ohne Aufruhr und Blutvergießen und ohne großen Nachtheil des Reichs und der Einwohner nicht ausgerottet werden kann, so ist dies mein königlicher Wille, beiderlei Religion in diesen Reichen, die lutherische sowohl als die päpstliche, frei zu gestatten, so lange, bis in andern Reichen ein freies allgemeines Concilium zu Stande kommt. Und was alsdann über die Religion göttlich wird beschlossen werden, verspreche ich standhaft anzunehmen.“ In diesen tolerantem Standpunkte ward Friedrich durch die weltlichen Reichsräthe unterstützt. Auch die geistlichen erhoben dagegen keinen Widerspruch, oder protestirten wenigstens nicht öffentlich. Die Reformation in Dänemark ward aber auch noch durch zwei andere Beschlüsse gefördert. Den Geistlichen ward die Ehe erlaubt, und hinsichtlich der Bischöfe ward festgesetzt, daß sie hinfort nicht mehr von dem römischen Stuhle, sondern gegen Entrichtung einer bestimmten Summe vom Könige besätigt werden sollten. Eine wichtige Veränderung erregte durchaus keinen Zwiespalt der Meinung. Selbst die Bischöfe, die der römischen Kirche am eifrigsten ergeben waren, blieben Friedrich's treue Anhänger und wuhren von ihm zu Gefandtschaften und in mehreren wichtigen Angelegenheiten gebraucht.

Seinen Eifer für die evangelische Kirche zeigte Friedrich auch, als er in dem Religionskriege, von welchem Teutschland im J. 1525 bedroht ward, am 9. März des genannten Jahres dem Bündnisse beitrug, welches der Landgraf Philipp von Hessen mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen zum Schutz der Evangelischen geschlossen hatte. Friedrich erbot sich, den Landgrafen mit 1000 Mann Fußvolk und 200 Reitern zu unterstützen. Als er darauf den dänischen und teutschen Adel zu einer Versammlung nach Holslein berief, mißbilligten die dänischen Reichsräthe Knud Gütenslören und Worsk Sparre jene Schritte. Sie hielten es nicht für rathsam, sich in die teutschen Händel zu mischen, da auf der einen Seite der Kaiser und auf der andern Schweden zu fürchten sei. Der ganze Hatz zug unterblieb indeß, und der Landgraf Philipp von Hessen stand selbst ab von seinem Unternehmen, da die katholischen Fürsten dem Gerichte von einem unter ihnen geschlossenen Bündnisse widersprachen und den Landgrafen für die aufgewandten Kriegskosten entschädigten.

Nicht im besten Vernehmen stand Friedrich, wie vorher erwähnt worden, mit Schweden zu einer Zeit (1528), wo die Abneigung gegen die dort verbreitete Lehre Luther's innere Unruhen und Aufstände veranlasste. Nicht so leicht Mittel, als Friedrich, hatte sich Gustav Wasa bedient, und die weltliche Hoheit der Bischöfe schonungslos angegriffen. Er war daher unter den Großen seinen Nachbarn mehr gefürchtet als geliebt. Die Spannung zwischen ihm und Friedrich hatte ihren Hauptpunkt darin, daß ein wichtiger Streit zwischen beiden Fürsten bisher unentdeckt geblieben war. Seit ihrer Zusammenkunft zu Malmbö (1521) waren die Schweden im Besitze der norwegischen Provinz Wägen/gebirgen. Dieser Gegenstand hatte auf einer Versammlung in Klobek im Jahre 1525 zur Sprache kommen

sollen. Dort waren auch die dänischen und schwedischen Gesandten erschienen, letztere aber erst, als die bestimmte Zeit verfloßen war, und die dänischen Abgeordneten Lübeck bereits verlassen hatten. In Dänemark ward dies für ein Zeichen gehalten, daß man den zu Malmö geschlossenen Vergleich nicht halten und an die Zurückgabe von Bügen nicht weiter denken wolle. Dessenungeachtet bot Friedrich Alles auf, die nachbarliche Freundschaft zu unterhalten. Im August 1528 sollte eine abermalige Zusammenkunft zwischen beiden Fürsten in Lübeck auf der normorgischen und schwedischen Grenze stattfinden. Kurz zuvor, am 15. Juli, entschuldigte sich zwar Friedrich, daß er wegen der Bewegungen in Deutschland sich nicht soweit von seinen Landen entfernen dürfe. Indessen erschienen seine Gesandten, der Bischof Sygge von Børlum, Anders Wille und Holger Ulfstand. Sie forderten, nicht der Räumung von Bügen, wegen des nicht erfüllten Vergleichs zu Malmö, die Hälfte des darin bestimmten Strafgebots. Dagegen ward von schwedischer Seite behauptet, daß man in Dänemark jenen Vergleich übertritten, indem man dort den Erzbischof Gusslav Trolle und andere Feinde des Königs von Schweden bulde. Da die beiderseitigen Bevollmächtigten, wie es in einem vom 21. August 1528 abgefaßten Beschlusse heißt, sich weder vereinigen, noch Richter in ihrer eigenen Sache sein konnten, so ward die Entscheidung jener Streitigkeiten auf eine neue Zusammenkunft verschoben. Nichtsdestoweniger ward das frühere Schicksal und Trugbündnis gegen Christiern erneuert, nach welchem die beiden Monarchen sich gegenseitig mit 600 Mann Fußvolk und 200 garnisirten Reitern zu Hilfe kommen wollten. Einen Beweis seiner Verlässlichkeit gab Friedrich, als er im Juni 1529 seine unentschieden gebliebenen Ansprüche an Gusslav Wase erneuerte und sich erbot, das geforderte Strafgehalt von 50,000 Rl. fallen zu lassen, wenn Gusslav nur in der Hauptsache nachgäbe. Dazu zeigte sich Anfangs auf einer zu Warberg am 29. Juli gehaltenen Zusammenkunft der schwedischen und dänischen Reichshände wenig Hoffnung. Die Sache nahm indessen doch eine günstigere Wendung. Beide Fürsten gaben sich das Versprechen guter Nachbarschaft und treuer Hilfe in allen Fällen. Friedrich gestattete den Schweden noch auf drei Jahre den Besitz von Bügen. Die übrigen Forderungen wurden niedergeschlagen. Das gute Vernehmen unter den beiden Monarchen ward begünstigt durch die Zeitergebnisse und durch Kaiser Karl V., der wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, nachdem er durch den Frieden zu Cambrai mit Frankreich Frieden geschlossen und sich mit dem Papste versöhnt hatte.

So lebhaft aber auch Friedrich, wie früher erwähnt, sich gegen den römischen Stuhl erklärt hatte, bediente er sich doch nur geheimer Mittel zur Verbesserung des Kirchenwesens in seinen Landen. Ihre Vorrechte ließ er auch den Bischöfen, die ganz anders über die Religion dachten. Dafür sprechen unter andern zwei Schreiben, die er aus Gottorp den 13. und 14. Zum dem Bischofe Heinrich von Lübeck, einem der eifrigsten Anhänger der römischen Kirche, überlieferte. In dem einen dieser Schreiben, an Prälaten, Domherren und andere Geistliche des Stifts

Lübeck gerichtet, die in Holftein wohnhaft oder dort Einkünfte hatten, wird ihnen „ernstlich geboten, daß sie dem Ehrwürdigen in Gott, seinem lieben getreuen Rathe, Herrn Heinrich Bischof zu Lübeck und dessen Domcapitel mit Subsidien nach Billigkeit und nach eines jeden Vermögen zu Hilfe kommen, sowie es die Lare der gebräuchlichen Landeshoheit mit sich bringt, und ihm also die Würde, so ihm von ihnen alter und des ganzen Stifts wegen auferlegt worden, tragen helfen; wie es im Fürstenthume Schleswig zum Besten des daigen Stiftes geschehen sei; bei künftiger Abhandlung und dem Verluste beisehen, was sie in den Fürstenthümern bedürfen.“ Das zweite Schreiben betraf die Beamten und überhaupt alle Bewohner der Fürstenthümer und königlichen Lande. Friedrich äußert in jenem Schreiben: „Er habe erfahren, daß vielerlei Gewaltthatigkeiten gegen die Geistlichen verübt würden, die vom Bischöfe zu Lübeck abhingen. Sie sollten sich eines solchen Beginneus enthalten, und auch Andere daran verhindern; das Recht hingegen werde einem Leben offen stehen.“ Was Friedrich bei der Wahl und Ernennung neuer Bischöfe hauptsächlich berücksichtigte, war die Ausbreitung der evangelischen Lehre. Dazu mußte sich Jacob Römöus ausdrücklich verpflichten, ehe er 1529 zum Bisthume Köslin gelangte. Die Reichsräthe Mögens Gide, Tyche Krabbe und Oluf Rosenkrantz mußten sich überdies für ihn verbürgen. Durch fortwährende Schwähungen, gegen die evangelische Lehre gerichtet, hatte der Bischof Jens von Füden alles Ansehen verloren. An seine Stelle, die er 1530 verlor, setzte der König den bisherigen Propst zu Wiburg, Knut Guldenstern, der die Reformation zu begünstigen, daß er Luther's Katechismus ins Dänische übersetzen ließ und in einem beigefügten Hirtenbriefe den Klerus zu treuer Erfüllung seines Berufs ermahnte. Befestigt wurden dadurch freilich nicht die fortwährenden Zwiste der beiden Religionsparteien in Dänemark. Die augsbургische Confession am 25. Juni 1530 gab die nächste Veranlassung an einem von Friedrich noch in demselben Jahre erlassenen Befehl: daß auf dem Reichstage zu Kopenhagen, den 8. Sept. 1530, die evangelischen Unterthanen ein ähnliches Bekenntnis abgeben und die Prälaten und übrigen katholischen Geistlichen ihre Erinnerungen dagegen vorbringen sollten, um die Einigkeit in Glaubenssachen wiederherzustellen. Dies Bekenntnis ward in 43 Artikeln übergeben, die, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalte nach im Wesentlichen mit der augsburgischen Confession übereinstimmten. Da sich jedoch die streitenden Parteien nicht vereinigen konnten, erklärte Friedrich, daß den Evangelischen bis zu einem allgemeinen Concilium völlige Ruhe und Glaubensfreiheit gestattet sein sollte. Übrigens nahm er beide Religionen in seinen Schutze. Schon einige Zeit zuvor, am 14. Juli 1530, hatte er in einer Verordnung zur bessern Aufnahme der Städte geäußert: „Wir wollen, daß das Wort Gottes und des Evangeliums in allen Städten, die es haben, und anderwärts, lauter vor dem gemeinen Manne gepredigt werde, wie es unsere Unterthanen und Bürger in Norwegen und Jütland schneid von uns begehrt haben. Wer anders lehrt, als er mit der heiligen Schrift erweisen kann, soll

dafür zur Verantwortung stehen.“ Durch seinen einige Jahre nachher erfolgten Beitritt zum schmalkaldischen Bunde verpflichtete sich Friedrich, zu der teutschen Reichsarmee 1000 Mann Fußvolk und 200 Reiter zu stellen, und drei Monate hindurch auf eigene Kosten zu unterhalten.

Friedrich scheint, wie bereits erwähnt, Anfangs keine Hoffnung gehabt zu haben, die dänische Krone auf seine Nachkommen zu vererben. Da er indessen als jüngerer Bruder regierender Fürst geworden, mochte wol noch als König der Wunsch in ihm aufsteigen, aus seinem ersten Ehen aus der zweiten Ehe ansehnlich zu bedenken. Historische Documente, aus denen sich dies erweisen läßt, haben sich nicht erhalten. Gewiß aber ist, daß Friedrich's zweiter Prinz, Johann, den er 1521 mit der Königin Sophie erzeugt hatte, aus Teutschland, wo er sich aufhielt, 1529 von einigen Reichsräthen nach Dänemark gerufen ward, um da erzogen zu werden. Mit Friedrich's Genehmigung erhielt der Prinz die Lehen Næsbøved und Nyborg auf Fühnen, und den Reichsrath Oluf Rosenkrantz zu seinem Hofmeister. Dadurch vorbereitete sich das Gerücht, daß der Prinz Johann, mit Ubergabeung seines ältern Bruders Christian III., zum Thronfolger in Dänemark erkoren worden. Zu einer förmlichen Erklärung darüber kam es nicht, und noch weniger zu einer einmüthigen Wahl. Soviel aber scheint gegründet, daß mehr Reichsräthe, besonders geistliche, einen solchen Plan gehabt haben mögen, und daß Friedrich selbst denselben vielleicht nicht mißbilligte.

Ernstlicher als jemals schien Kaiser Karl V. sich um diese Zeit seines vertriebenen Schwagers anzunehmen. Die Unterhandlungen wegen Christian's Wiedererhebung begannen von Neuem. Wenig Erfolg aber hatte eine Zusammenkunft der kaiserlichen Gesandten mit den Abgeordneten, welche Friedrich in der Fastenzeit des Jahres 1531 nach Hamburg schickte. Offenbar war es daher ein überlegter Plan, und nicht etwa dem Zufall oder den Stürmen, die ihn verschlangen, beizumessen, als Christian mit einer in den Niederlanden zusammengebrachten Flotte den 5. Nov. 1531 an der Küste von Norwegen erschien. Friedrich war von seinen Künftigen zeitig genug unterrichtet. Bereits im September hatte er den König von Schweden und die Hansestädte davon benachrichtigt. Er vermutete jedoch eher einen Ueberfall in der Gegend von Kopenhagen. In einem Schreiben, aus Götter vom 8. Oct. datirt, ermahnte er die genannte Stadt, wie auch den Bischof Jacob Rønnoo und die in Seeland wohnenden Reichsräthe und Ecclesiastie, auf ihrer Huth zu sein. „Sollte“, schrieb er, „König Christian eine Landung in Seeland gelingen, so würde er vermutlich gleich diese Hauptstadt bestürmen, weil es ihm an Geld fehlt, sein Kriegsvolk lange bezahlen zu halten. Sie möchten daher die Stadt aufs beste besetzen und tapfern Widerstand thun; er werde ihre Treue belohnen, und schon zu rechter Zeit mit Reithen und Landknechten zum Entsatz herbeieilen.“ In einem spätem Schreiben, aus Kiel vom 16. Oct., äußerte Friedrich, daß er noch immer über die eigentliche Bestimmung der feindlichen Flotte in Ungewissheit sei. Sie sollten noch in alle dänische Provinzen Rundschaffter senden. „Dabei möchten sie“, äußerte Friedrich,

„auch andere benachbarte Städte, als Köge, Walmø, Landskron und Slæge, in Noth haben, weil vielleicht König Christian suchen würde, sich einer von denselben zu bemächtigen, wenn es ihm mit Kopenhagen nicht gelingen sollte. Er selbst wolte nachhaken mit seinem Kriegsvolk nach Hadersleben oder Koldingen ausbrechen, um Büdland und Fühnen zu bedeu, oder, wenn sich da kein Feind sehen ließe, desto geschwinder Seeland beizufallen. Die Kübder hätten sich ansehnlich gemacht, nachhaken fünf oder mehre Kriegsschiffe in den Sund zu schicken, um die feindlichen aufzufuchen. Zu ihnen möchte der Ritter Johann Ulme, Amtmann aus dem Schlosse Kopenhagen, sowie königliche Schiffe lassen, als sich nur ausrußten ließen. Wo es bei der späten Jahreszeit aber nicht möglich wäre, den feindlichen Schiffen beizukommen, so sollte man die Lübeckischen zu Kopenhagen überwintern lassen und ihre Mannschaft aufs Freundschaftlichste empfangen.“ Da eine große Zahl von Truppen den Winter über zu Kopenhagen in Garnison lag, so eilte Friedrich aus Götter den 2. Jan. 1532 an die Bewohner von Seeland den Befehl, die genannte Stadt mit Proviant zu versehen. Jeder Bauer mußte ein bestimmtes Quantum liefern zu einer festgesetzten Taxe. Diese aus Originalbriefen geschöpften Notizen widerlegen den Vorwurf der Samstelligkeit, der dem Könige Friedrich von einigen Schwedischen Schriftstellern gemacht wird.

Wichtig ward für die Politik der Beistand der Lübecker. Sie versprachen sich von ihrem Bündniß mit dem dänischen König auch manche Vortheile für ihren durch die Holländer bisher sehr beeinträchtigten Handel. Diese ihre Nebenbuhler, meinten sie, könne Dänemark mit Recht ihrer Handelsfreiheit verlustig erklären, weil sie den König Christian mit Schiffen unterstützt hätten. Eine solche Erklärung verlangten die Lübecker, statt einer Belohnung für ihre Hilfe, als sie zu Neumünster mit Friedrich's Rathen eine Zusammenkunft hatten. Von ihren Kriegsschiffen segelten vier am 26. Nov. 1531 nach Kopenhagen und im folgenden Jahre kamen noch zwei andere hinzu. Was aber Christian's Unternehmung betraf, so war sie nicht allein gegen Friedrich, sondern auch gegen Guffaw Maria und dessen Entthronung gerichtet. Er brach in Schweden ein, in der Hoffnung, die Dolekaten für sich zu gewinnen. Keß aber schlossen sich Friedrich und Guffaw an einander. Jener ermahnte in einem Schreiben die sämtlichen Bewohner Schwedens zur Treue gegen ihren Herrn, und Guffaw schrieb in gleicher Absicht an die dänischen Untertanen von Halland und Blekingen. Christian hatte unterdessen in Norwegen, wo er an dem Erzbischof Olaf eine kräftige Stütze fand, ohne Noth sich der Stadt Oslo bemächtigt. Am 30. Nov. ließ er sich von den norwegischen Ständen krönen. Den Tag zuvor hatten die norwegischen Reichsräthe in einem Schreiben an die dänischen dem Könige Friedrich den Gehorsam aufgekündigt. Es scheint aber, als ob kaum die Hälfte der Reichsräthe an dieser Handlung Theil genommen habe und die übrigen dem Könige Friedrich unverbrüchlich treu geblieben. Ebenso rechtfertigte auch das ihm geschenkte Vertrauen Magnus Gütentjern, den Friedrich mit dem bei Oslo

liegenden Schlosse Aggershus belebt hatte. Christiern forderte ihn, unter großen Versprechen, zur Übergabe jenes Schlosses auf, wozu sich Gütenslern auch bereit zeigte, doch nur unter der Bedingung, wenn er vor dem nächsten März keinen Entschluß ertheile. Er benachrichtigte sofort von diesen Vorgängen Friedrich's Feldhauptmann, Johann Ranzow, der damals als Lehmann auf dem Schlosse bei Helsingør wohnte. Dieser sandte ihm eine Verstärkung von 42 Mann, welche am 21. Jan. 1532 in Aggershus anlangten. So klein auch jene Zahl war, erklärte sich Gütenslern doch für entsetzt und trakt den Vergleich nicht mehr an den einstweilen geschlossenen Waffenstillstand gebunden. Er begnügte sich, äußerte er, einstweilen mit der jetzigen schwachen Hilfe, bis er eine stärkere erhalte. Hierauf brandschagte er die Stadt Oslo und verübte andere Feindseligkeiten, wodurch den Bürgern und Bauern, die sich bisher zu Christiern's Partei gehalten, der Muth entfiel. Dieser war von seinem schwächlichen Zuge so kräftlos heimgekehrt, daß er nicht im Stande war, Aggershus mit Nachdruck zu belagern. Er dügte noch mehr ein, als die dänische und lübeckische Flotte unter dem Admiral Tite Gysler von Kopenhagen auslief. Sie erbeutete vor Lonsdorf fünf von seinen mitgebrachten Schiffen, kehrte darauf nach Dänemark zurück und kam den 14. April 1532 wieder in den Sund.

Friedrich traf indessen alle möglichen Vorkehrungen, seine Macht zu verstärken. Bereits im Februar 1532 hatte er sich von Gottorp nach Kopenhagen begeben, wo im April sich wiederum die Reichsärzte versammelten. Die Schiffe, die der Flotte noch fehlten, sollten von den Bischöfen und größeren Städten nach Verhältnis ihres Vermögens angeschafft und ausgerüstet werden. Man schreit aber mit diesem Hilfsmittel wenig erreicht zu haben. Die gesammte dänische Flotte, die am 2. Mai 1532 wieder von Kopenhagen auslief, bestand aus nicht mehr als eilf Schiffen. Verstärkt war sie jedoch nicht bloß durch lübeckische Schiffe, sondern auch durch andere, die aus Kassel, Straßburg und Preußen anlangten. Den Oberbefehl über die ganze Flotte erhielt Knud Gütenslern, ein Bruder des in Aggershus eingeschlossenen Wogens Gütenslern. Von ihm hatte Friedrich seit seinem Regierungsantritte vielfache Beweise von Ergebenheit und unerschütterlicher Treue erhalten. Als diese Flotte sich am 6. Mai 1532 im Hafen von Oslo zeigte, stellte Christiern sofort die Blockade des Schlosses Aggershus wieder ein. Seine Krieger jähneten ihr Lager an, und warfen sich in die Stadt Oslo. Am 8. Mai erschienen sie, von Christiern besetzt, in Schlachtlordnung. Knud Gütenslern aber zog einen friedlichen Vergleich dem offenen Kampfe vor. Er handelte hierin ganz im Sinne Friedrich's, der in einem aus Kopenhagen vom 9. April 1532 an Wogens Gütenslern gerichteten Schreiben, worin er ihm die bevorstehende Abwendung seines Bruders meldet, ausdrücklich hinzufügt: „Wir hoffen zwar mit unserer Macht König Christiern's Kriegswill und Landeshoch zu Boden schlagen zu können. Doch um nicht den Zorn Gottes durch die Vergießung so vielen Christenbluts zu erregen, und damit Wir und nicht das Gerichte zuziehen, als ob wir

nach dem Blute so vieler armen Menschen trachteten, läßen wir es gern, daß wenn König Christiern's Landeshochte sich in Unterhandlung begeben und seinen Abzug durch unsere Lande und Fürstenthümer nach Deutschland verlangsamen, du dich darauf einlässest und was du abstandest handeln und zusagen wirst, werden Wir unerschütterlich halten; nur daß du ihnen kein Geld zulagest.“

Am 9. Mai 1532 ließ Knud Gütenslern die vor Oslo liegenden feindlichen Schiffe und alle Vorrathshäuser am Hafen in Brand schießen. Darüber entfiel Christiern's Truppen, die ohnehin keinen Sold empfangen hatten, völlig der Muth. Christiern selbst zeigte sich um so geneigter zu Unterhandlungen, da er auf keine auswärtige Hilfe rechnen konnte. Die Niederlande, sein letztes Asyl, hatte er fast als Feind verlassen. Der Kaiser selbst entschuldigte sich bei dem Könige Friedrich, daß er Christiern's Unternehmen nicht ihm zur Last legen möchte. Unterdessen sandte Knud Gütenslern am 17. Mai 1532 zwei Abgeordnete nach Dänemark an Friedrich, um ihn von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, und ihn zugleich um Verstärkungen zu ersuchen, falls die Feindseligkeiten wieder beginnen sollten. Sie waren ihm aber entbehrlich, und so auch die schwedischen Hilfsvölker, die sich im Mai an der norwegischen Grenze versammelt hatten, ohne sie zu überschreiten. Immer enger sah sich Christiern eingeschlossen und endlich von allen Hilfsmitteln entblößt. Die benachbarten norwegischen Provinzen, die sich aus Furcht für ihn erklärt hatten, kehrten wieder unter Friedrich's Botmäßigkeit zurück. Unter solchen Umständen genehmigte Christiern den Vorschlag Knud Gütenslern's, nach welchem er sein Heer entlassen und auf sicheres Gebiet sich dem dänischen Befehlshaber ausliefern sollte. Über seine Forderungen und eine völlige Ausöhnung sollte er dann selbst mit Friedrich Rücksprache nehmen. Ehe dieser Vergleich abgeschlossen ward, kehrten Gütenslern's Abgeordnete aus Dänemark zurück, mit dem ausdrücklichen Verbot Friedrich's, sich auf irgend eine Unterhandlung einzulassen, nach welcher Christiern einen Theil von Norwegen behielte. Ihn aus diesem Reiche gänzlich zu vertreiben, hatte Friedrich gewünscht, werde ihm unter den jetzigen Umständen nicht schwer fallen. Andere Betrachtungen kamen für Friedrich hinzu, jenes Verbot noch weiter zu beschränken. Neun Jahre hatte er in steter Unruhe regiert und fast jährlich Unterhandlungen geschlossen, bei denen er durch seine Nachgiebigkeit immer den Kürzen gezogen. Keiner seiner Vorschläge, selbst nicht das Anerbieten, mit Hintansetzung seines eignen Sohnes, Prinzen Christiern II. zum Thronfolger zu erklären, waren verworfen worden. Von innern Unruhen und feindlichen Einfällen bedroht, hatte er stets gerüstet sein und seine Unterthanen durch schwere Lasten drücken müssen. Jetzt schien die Gelegenheit gekommen, sich von diesen mannichfachen Unannehmlichkeiten für immer zu befreien, und diesen günstigen Zeitpunkt glaubte er nicht entschließen lassen zu müssen. Von seinen Räten ward er in diesem Entschlusse bestärkt. Er schickte daher den schon abgereiften Gesandten seinen Secrétaire Axel Luu nach, mit der ausdrücklichen Weisung, daß Knud Gütenslern sich durchaus in keine Unterhandlung einzulassen solle.

Für Christiern blieb kein anderer Ausweg, als sich dänischen Befehlshabern auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Von den Seinigen abgesondert, ging er mit ihnen am 8. Juli 1532 zu Schiffe. An dem genannten Tage meldeten die vier dänischen Oberbefehlshaber dem Einwohnern des nördlichen Norwegens den Abschluß des Friedens. Sie verbanten damit die Ermahnung, sich ruhig zu verhalten. In Friedrich's Namen und in Betracht der großen Kosten, die ihm dieser Krieg verursacht, schrieben sie eine Schatzung in ganz Norwegen aus. In einer Versammlung der norwegischen Reichskände am 7. Nov. 1532 erkannten sie einstimmig den König Friedrich als ihren rechtmäßigen Herrn an, doch mit Vorbehalt ihrer Privilegien und Gerechtsame. Dem Könige Christiern kündigten sie dagegen feierlich den Gehorsam auf, mit dem Bemerkten, daß sie ihm nur gezwungen gehulbigt hätten. Die auf diese Weise in seinen Reichen hergestellte Ruhe schien dem Könige Friedrich am Ende seiner irdischen Laufbahn ein Krieg mit den Lübeckern entreißen zu wollen. Die Eroberung reicher Kaufmannsschiffe während des norwegischen Feldzugs verlorste diese alten Bundesgenossen Friedrich's, sich des Alleinhandels auf der Ditsie zu bemächtigen. Sie sandten daher 24 Schiffe unter dem Oberbefehl eines gewissen Mart Meier in den Sund und versperren allen auswärtigen Fahrzeugen das Einlaufen in die Ditsie. Friedrich sah sich dadurch genöthigt, den Lübeckern seine Gefässer zu verbieten. Sie aber forderten, in Folge eines früher erwähnten Vergleichs mit ihm, den sie für gültig ausgaben, des Königs Ditsie und Untersatzung, und verübten mehr Feindseligkeiten gegen holländische Unterthanen auf dänischen Gewässern. Bald aber ward Meier mit seiner Flotte in England als Pirat festgehalten, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Nicht lange nachher, am 10. April 1533, im 62. Lebensjahre starb Friedrich unvermuthet auf seinem Schlosse zu Gottorp, wo er seit seinem Regierungsantritte oft und gern verweilt hatte. Er ward im Chor der Stiftskirche zu Schleswig feierlich beerdigt. Auf einem Sarge von Alabaster, den sechs allegorische Figuren, die Tugenden vorstellend, stützen, erhubt man sich geharnischtes Bild¹⁾. Ihm zu Ehren ward eine Denkmünze geschlagen, die ätteste ihrer Art, die jemals in Dänemark zu Ehren eines Königs geprägt worden²⁾.

Mit seiner ersten Gemahlin Anna, des Kurfürsten Johann von Brandenburg Tochter, die sich am 10. April 1502 mit ihm vermählte und den 3. Mai 1514 starb, hatte Friedrich den Herzog Christian und die nachher mit dem Herzog Albrecht von Preußen vermählte Prinzessin Dorothea erzeugt. Von seiner zweiten Gemahlin Sophie, des Herzogs Bogislav von Pommern Tochter, die sich

1518 mit ihm verband und 1568 starb, wurden ihm geboren: 1521 Johann der Ältere, 1526 Adolf, der Stammvater der schleswig-holstein-gottorpschen Herzoge, 1524 Elisabeth, die Gemahlin zweier Herzoge von Mecklenburg, Magnus und Ulrich, 1529 Friedrich, nachheriger Bischof von Hildesheim und Schleswig, und im folgenden Jahre Anna, die 1535 starb. Friedrich hinterließ auch eine natürliche Tochter Katharina, die er mit Hermann Boven verheiratete und ihren Gatten in den Adelsstand erhob.

Viele heilsame Verordnungen bezeugen Friedrich's Regierung. Unter den von Christiern II. erlassenen Gesetzen, die er auf Verlangen der Reichskände bei seiner Thronbesteigung vernichten ließ, verschonte Friedrich alle gemeinnützigen Verfügungen. Zwischen Strafen und Vergaben ließ er ein billigeres Verhältniß eintreten, als sein Vorgänger. Durch eine besondere Verordnung vom 14. Juli 1530 sorgte er für das Aufkommen der Städte. Den Handel begünstigte er, indem er allen Nichtbürgern, mit Einschluß der hohen Geistlichkeit und des Adels, unterlagte, außer ihren eignen Producten Waaren zum Vertriebe aufzukaufen. So unterlagte er auch den umherziehenden Krämer, bei Verlust ihrer Waaren, das öffentliche Freiethum derselben. Die dänische Münze (steie) er auf einen bessern Fuß. Am meisten ließ er reichliche Goldgülden prägen. Seine Hauptmünzstätte war Walmø; doch erlaubte er auch anderen Städten, in Dänemark Kopenhagen, Ripen, Aalborg und Randkron, in Norwegen Oslo und Bergen, Geld mit seinem Namen und Wappen zu prägen. Auf einer Münze von 1523, in dem Kriege wegen seiner Königswahl geschlagen, ließ man die Worte: Deo duce militans triumphans, ließ man die Schaumünze vom Jahre 1532, vermutlich aus der Zeit, wo er den König Christiern in seine Gewalt bekam, ist mit dem Bildnisse Friedrich's und seiner Gemahlin geschmückt und mit der Umschrift: In manu domini omnis potestas terrae. Die Worte: Nil nisi nomine solen Friedrich's Wahlpruch gewesen sein. Auch Frömmigkeit und Ergebung in Gottes Willen gehörten mit zu den liebenswürdigen Zügen, die seinen durch strenge Gerechtigkeitliebe und Humanität ausgezeichneten Charakter zierten³⁾.

(Heinrich Döring.)

FRIEDRICH II., König von Dänemark, ein Sohn Christiern's III., geb. am 1. Juli 1534 in Hadersleben, zu der Zeit, als das bedrängte Dänemark seinem Vater die Krone antrug. Die Überbringer dieser Botschaft waren seine Taufzeugen. Schon in seinem dritten Jahre ward ihm in dem feynstagnen Kreeß die Thronfolge zugesichert. Wegen seiner Huldigung berathschlagten sich die versammelten Reichskände im J. 1538, kamen in dessen erst 1542 mit dieser Angelegenheit in Bezug auf die beiden Reiche Dänemark und Norwegen völlig ins Reine. Für des Prinzen Erziehung ward rechtlich gesorgt.

10) Bergr. Schlegel's Geschichte der Könige von Dänemark I. Bd. S. 134 fg. (wo man Friedrich's Bildniß, gegeben von Preisler, findet). Holberg's Dänische Reichsgesch. 2. I. 4 und 5. Fortsetzung der Älteren Bildnisse. 33. Bd. S. 114 ff. Meisner's Biographien. C. 341 ff. Spittler's Geschichte der europäischen Staaten. 2. Th. S. 523 fg.

1) Auf diesem Grabmale, einem Meißnerstücke der Sculptur, befindet sich einige elegische Verse und die lateinische Schrift: Obit MDXXXIII d. Apr. 8. 2) Frederick's Bild befindet sich auf der Hauptseite mit der Inschrift: Frederickus I. Chris. I. Fil. D. G., und auf der Rückseite das übrige der Aufschrift: Danus Rex Nor. Vin. Got. etc. Rex Dux S. P. D. Old. et Del. Ao. Cret. 1533. Regn. X. Obit 1533. Art. 8. 75. Diese Altersangabe ist falsch, denn Friedrich starb im 62. Jahre.

Der um die dänische Geschichte vielfach verdiente Johann Swanning war 13 Jahre hindurch, bis 1553, sein Lehrer. Auch der gelehrte Christoph Michelsen, späterhin Kanonikus zu Roskilde, unterwies ihn in der lateinischen Sprache, in der Geschichte, Geographie und andern Wissenschaften. Friedrich's Fortschritte waren aber nicht so groß, als sie es seinen Naturanlagen nach hätten sein können. Er dauerte in späteren Jahren, daß er, durch Leichtsinns und Eigenwillen verlorst, seinen Jugendunterricht nicht besser benutzt habe. Früh aber erwachte in ihm, durch das Beispiel seines Vaters, der Sinn für Religiosität. Die heilige Schrift achtete er vor allen andern Büchern. Er hatte sein 20. Jahr erreicht, als sein Vater, Christiern III., um ihn vom Geräusche des Hofes zu entfernen, ihm Malmö, die Hauptstadt der Provinz Schonen, zu seinem Aufenthalte anwies. Dorthin begleiteten ihn einige erfahrene und einsichtsvolle Staatsmänner, um ihn in den Regierungsgeschäften zu unterrichten. Den berühmten Eiler Hartenberg wählte der Prinz selbst zu seinem Hofmeister. Über die schwedische Regierung soll sich Friedrich damals oft so bitter geäußert haben, daß König Gustav sich darüber bei seinem Vater Christiern III. beklagte. Im 3. 1557 begleitete Friedrich den künftigen August von Sachsen, der ihn in Malmö besuchte, wieder in sein Land zurück, und legte dadurch den Grund zu einem viele Jahre bestehenden Freundschaftsbündnisse mit jenem Fürsten. Bei Ferdinand's I. Kaiserwahl besand er sich auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo er nicht nur diesen Monarchen, sondern auch seinen Sohn und Nachfolger, Maximilian II., und viele andere Fürsten und Herren kennen lernte. Im Eltern 1558 kehrte er nach Kopenhagen zurück, verfügte sich jedoch bald wieder nach Malmö. Die Jahreszeit verhinderte ihn, über den Welt zu geben, um seinen Vater noch auf dem Sterbette zu treffen. In Koldingen, wo er die Nachricht von Christiern's III. Tode erhielt, übernahm er sofort die Regierung. Nach dem feierlichen Leichenbegängnisse, das zu Odense in Gegenwart der königlichen Familie stattfand, bestimmte Friedrich seine Krönung auf den August des Jahres 1559. Aber er ward vorher zu einem Kriege genöthigt durch seines Vaters Bruder, den Herzog von Holstein-Gottorp, der die Rechte seines Hauses, die ihm von den Dänemarken bestritten wurden, mit gewaffneter Hand geltend zu machen suchte. Gegen ein Drittel von Dänemark, das ihm Herzog Adolf versprochen, schloß sich Friedrich, an jenem Kriege Theil zu nehmen. Auch Adolf's Bruder, der Herzog Johann, zeigte sich unter gleichen Bedingungen dazu bereit. Über das Unternehmen selbst, die Theilung der Kosten und Vortheile, besprachen sich die drei Verbündeten in einer Zusammenkunft zu Nordtorp im Amte Nemburg. Das gemeinsame Heer sollte sich am 17. Mai zu Hohenmisseth versammeln. Den Oberbefehl übernahm, ungeachtet seines weit vorgerückten Alters, der Feldmarschall Johann Rangow. Das Heer bestand aus 3000 Reitern in vier Geschwadern und 30 Fahnen Fußvolk, wozu aber noch am 30. Mai 15 Fahnen unter dem Grafen Anton von Oldenburg stießen, auf dessen Treue und Ergebenheit sich Friedrich ganz besonders verlassen

konnte. Die Truppen waren meistens Deutsche. Aus Dänemark hatte Friedrich bloß seine Hofkammer von 400 Mann bei sich. In dem Hebbriefe an die Dänemarken ward erwähnt, daß ihrer rechtmäßigen Oberherren Langmuth erköstigt sei und daß sie nicht länger gelassen werden, ihren Trost und ihre vielfachen Belästigungen zu ertragen. Die Dänemarken erwiederten aber unter dem 21. Mai, daß sie durchaus den gelobten Gehorsam nicht schuldig wären, da ihr Land über 400 Jahre unter dem Schutze des Erzhits Bremen gestanden hatte. Ubrigens hätten sie „von löblichen christlichen Fürsten kaum dergleichen Überfälle vermuthet.“ Am 22. Mai überschritt das Heer die dänisch-schwedische Grenze. Melborg, die Hauptstadt des Landes, ward zuerst und von drei Seiten angegriffen. Die Dänemarken brachen aus der Stadt hervor, als sie sich nicht länger darin halten konnten, und wagten noch ein Gefecht im Felde mit dem Grafen von Oldenburg. An der Elbe, bei Brunsbüttel, wo Johann Rangow am 5. Juni sein Lager aufgeschlagen hatte, drang er durch eine den Dänemarken selbst unbekante Furt in der Elbe bis zu ihren Verschanzungen. Als sie sich dort umzingelt sahen, thaten sie um Gnade. Der Ansicht einiger Befehlshaber, sie mit großem Geschütze niederzuschmettern, um Schrecken im Volke zu verbreiten, stimmten die Fürsten Adolf und Johann bei. Anderer Meinung war jedoch Friedrich. Seine Humanität gab ihm die Worte ein: diese Kriegerden wären als Gefangene zu betrachten, von denen ihm nach dem Vertrage ein Drittel gebühre; man solle ihm daher sein Drittel abzählen. Diesem Beispiele folgte Herzog Johann. Er verlangte gleichfalls sein Drittel, wodurch auch Herzog Adolf betrogen ward, von seiner Strenge nachzulassen.

Von Melborg, wo das Hauptquartier der Verbündeten geblieben war, brach das Heer am 12. Juni wieder auf. Die meisten Festungen fielen ohne Schwertstreich. Am heftigsten war der Kampf in der Stadt Heide, wo die Dänemarken sich aus den Häusern wehrten. Ein großer Theil des Ortes ward in Brand gesetzt. Über 3000 Mann kostete jener blutige Tag den Dänemarken, der ganze Krieg ward aber dadurch auch beendet. In der Witschritt, welche zwei dänische Prediger, mit weißen Stäben in der Hand, im feindlichen Lager übergaben, wurden Friedrich und die beiden Fürsten Herzoge von Dänemark genannt. Die Unterhandlungen begannen und hatten bei den zum Frieden und zur Versöhnung geneigten Fürsten einen günstigen Erfolg. Von den Dänemarken wurden die Bedingungen namhaft gemacht, unter denen sie ihr Land dem König Friedrich und den beiden Herzogen abtreten wollten. Sie erschienen ihm Lager und überließen dem Heere der Verbündeten nicht nur ihre Waffen, sondern auch die Trophäen und Denkmäler, die ihre Vorfahren den Dänen und Holsteinern ehemals abgenommen hatten. Die Fürsten nahmen die ihnen feindlich geleistete Huldigung an, vernichteten aber alle Verträge und Bündnisse, die die Dänemarken von ihren Vorfahren, den Herzogen, erpachtet hatten, und verhafteten ihnen dagegen gleiche Freiheiten und Privilegien mit den Norwegern, sowie den Gebrauch ihres alten, von ihnen selbst

im J. 1447 verfaßten Landrechts. Auch ihre Waffen wurden den Dittmarsen wiedergegeben, um ihr Land gegen auswärtige Feinde zu verteidigen. Zu Melldorp, Heide und Lund ward ein Gericht angeordnet, aus einem Boigt und acht Råthen bestehend, die insgesammt geborene Dittmarsen waren.

Die vortin erwähnte Huldigung der Dittmarsen hatte Friedrich nicht angenommen, weil er kurz zuvor nach Dänemark gereist war, um sich krönen zu lassen. Diese feierliche Handlung fand am 20. Aug. 1559 in der Wæsterriche zu Kopenhagen mit großer Pracht statt. Unter den verdienstvollen Männern, welche Friedrich bei dieser Gelegenheit zu Ritterschlag, werden Eiler Hardenberg, Berner, Parberg und Niels Lange genannt. Kurz vor der Krönung unterzeichnete Friedrich die Handelslenkung oder Capitulation, die weit strenger als ähnliche Urkunden seiner Vorgänger abgefaßt war. Dem Könige ward darin das Recht genommen, ohne Genehmigung der Reichsråthe die Ausfuhr der Landesfråchte zu verbieten, Unfreie in den Adelsland zu erheben, und für sich oder seine Gemahlin freie oder adeliche Güter pfandweise an sich zu bringen. Verordnet ward, daß der König besåndig einen Reichshofmeister, Kanzler und Marschall aus dem dånischen Adel unterhalten sollte. Die adelichen Güter mußte er von der Abgabe des Zehnten befreien, und alle Schiffs-fer in Dänemark und Norwegen von dem dånischen Reichsrathe sich anweisen und abtreten lassen. Während dieser Vorgånge versuchte außerhalb des dånischen Reichs König Christiern's II. Tochter, die Herzogin Christine von Lotharingen, die sich selbst Königin von Dänemark, Schweden und Norwegen nannte, mit einem Heere in Dänemark einzubringen. Sie rebuete dabei auf den Beistand ihres Vaters, des Königs Philipp von Spanien, der aber kurz zuvor mit Dänemark ein Freundschafts- und Handelsbündniß geschlossen hatte. Zu seiner Sicherheit ließ Friedrich an den Westküsten seines Reichs eine Flotte freugen. Auch warnte er den König Gusslav von Schweden vor der drohenden Gefahr. Friedrich dachte hierauf zunächst an einige Verpflichtungen, die die bei seiner Krönung von ihm unterzeichnete Capitulation ihm auferlegt hatte. Dazu gehörte die Einlösung der orfåsschen Inseln und die Vollstreckung eines Gesetzes über die Beschrånkung der übermäßigen Freiheiten der hanseatischen Kaufleute in Norwegen. Nicht so schnell und glücklich als die letzte Angelegenheit ward die erstere beendet, da die Königin Maria von Schottland 1561 die Unterzeichnung des Einlösungsgesetzes an ihr Parlament verwies, dieses aber sich weigerte, einen Ausspruch zu thun, weil die orfåsschen Inseln nicht dem Reiche, sondern dem schottischen Hause gehörten. Unter diesen Umständen erneuerte Friedrich das von seinem Vater geschlossene Schutz- und Trutzbündniß mit dem Könige Karl von Frankreich, der ihm zum Zeichen seiner Freundschaft den St. Michaelsorden überreichte. Geschmückt mit der Decoration dieses Ordens erschien Friedrich am 26. Oct. 1561 bei seiner Schwester, der Prinzessin Dorothea, Vermählung mit dem Herzoge Wilhelm von Kåneborg. Das oben erwähnte Bündniß suchte der König Anton von Navarra durch ein

anderes wieder aufzuheben, welches er mit Dänemark und Schweden gegen den Papst und die Ausbreitung des Protestantismus schließen wollte. Friedrich aber zeigte sich, weil er Calvin's Lehrsåtze, zu denen sich Anton bekannte, verwarf, ebenso abgeneigt, als den Aufforderungen des Papstes Pius IV., in den Schoos der römischen Kirche zurückzukehren.

Einen wesentlichen Schritt für das Wohl und die Sicherheit seines Volkes that Friedrich um diese Zeit (1561) durch die Bekanntmachung zweier Gesetze. Das erste, vom 9. Mai, war ein ausführliches Erreicht, besonders zu Gunsten der Marine entworfen. Aus dem einzelnen Bestimmungen des zweiten Gesetzes, das am 9. Mai 1562 unter dem Namen eines neuen Quardråts oder Hof- und Bürgerrechts publicirt ward, lernt man die Sitten jener Zeit und die Strenge der damaligen Justiz kennen, da nach den Bestimmungen jenes Gesetzes unter andern einem Hofbedienten bei einer durch ihn veranlaßten Rauferei innerhalb des Schlosses die Hand mit einem Messer durchstoßen werden sollte. Wer durch Unvorsichtigkeit einen Brand veranlaßte, durfte, wenn er auf der That ertappt ward, foglich ins Feuer geworfen werden. Den adelichen Hofbedienten, der ein adeliges Fråulein entehrte, traf die Strafe, selbst für ehrlös erklårt zu werden. Råthlicher Schårfe wurden andere, mæhlens ståtliche, Gebungen in jenem Hof- und Bürgerrechte gewahrt.

Durch die Vollziehung eines von Christiern III. bereits abgeschlossenen Kaufes wurden um diese Zeit (1560) drei wichtige Provinzen von Friedrich dem dånischen Reiche einverleibt. Es waren die schåndlånd-åislåndischen Stifte Våsten oder Åurland, Wig oder Neval und Åsel, welche Friedrich, nach einer schåtern Bestimmung seines Vaters Christiern's III., seinem Bruder, dem Herzoge Magnus, abtrat. Diese Provinzen waren aber damals zwischen Angriffen ausgesetzt. Außer der überwiegenden Macht des russischen Zar's Ivan, der 1558 das Stift Dorpat erobert hatte, und, wie es schien, ganz Livland zu erobern dachte, sah sich Friedrich's Bruder, der Herzog Magnus, von den Einfållen der teutschen Edelmånner bedroht. Die immer nåher råkende Gefahr trieb ihn endlich, nachdem er durch Sorglosigkeit und Verschwendung in Schulden verfallen war, an seinen Bruder Friedrich die Håtte um Gelder und Truppen zu richten, die er zu seiner Vertheidigung nðtig brauchte. Erst durch seine Mutter ließ sich indeffen Friedrich, der mit seines Bruders Betragen höchst unzufrieden war, bewegen, etwas für ihn zu thun. Er setzte den tapfern bergischen Lehnsmann Christoph Balendorff als dånischen Statthalter in Livland ein, und wirkte durch Gesandte an den Zar eine zweijåhrige Waffenruhe und Sicherheit aller Provinzen des Herzogs Magnus aus. Inzwischen schloß der Heermeister des teutschen Ordens ein Bündniß, wodurch er die Besigungen der Ritter in Estland, Livland und Åurland der Krone Polen einräumte und von derselben Åurland als ein Herzogthum und Semgallen als eine Grafschaft für sich zuruckkåmpfte. Durch dies Bündniß, das am 5. Mai 1562 geschlossen ward, wurde Livland von einem dreifachen Kriege bedroht, den die Eifersucht und Eroberungslust Schwedens, Po-

lens und Rußlands entflammte. Was Friedrich besonders ungern sah, war die Stiftung eines polnischen Erbherzogthums in Livland. Er verlor dadurch die Hoffnung, ganz Livland wieder mit seiner Krone, die es ehemals beßien, zu vereinigen. Außerdem drohte ihm diese Veränderung mit einem Kriege, den er, wenn sein Bruder nicht aus seinen Provinzen vertrieben werden sollte, in einem so entfernten Lande doch endlich führen mußte. Dennoch konnte er sich nicht zu einem Bündnisse gegen Polen und Schweden entschließen, wozu ihn eine Gesundheitskur aufforzte. Er schloß vielmehr am 7. Aug. 1562 mit dem Jar einen ewigen Frieden und ebenso einen dauerhaften mit Polen.

Dem Kriege in Livland hatte Friedrich auf diese Weise vorgebeugt. Er gerieth aber mit dem Prinzen Erik, der nach Gustav's Tode den schwedischen Thron bestiegen hatte, in allerlei Mißverständnissen, als er sich weigerte, den Kronenschild aus seinem Wappen fortzuschaffen. Zur Wiedererregung nahm Erik den dänischen und norwegischen Schild in das schwedische Reichswappen auf. Ein weitläufiger Briefwechsel über diesen und anderen Streit führte endlich am 30. Jan. 1563 zu einem scheinbaren Vergleich, nach welchem der sogenannte brömsebroische Bund beider Reiche befristet, der norwegisch-dänische Schild von dem Könige Erik fortgelassen und endlich der Kronenschild nur so lange von dem dänischen König beibehalten werden sollte, bis die schwedischen Gesandten urkundlich erwiesen hätten, daß dieser Schild vor der Königin Margarethe Regierung von den schwedischen Königen geführt worden. Diese letzte Bedingung ward bereits am 4. April 1562 erfüllt. Dessenungeachtet weigerte sich Friedrich auf den anständigen Schild zu verzichten, weil er behauptete, die drei Kronen als Nebenverzierung auf sehr alten dänischen Siegeln gefunden zu haben. König Erik's Nachgiebigkeit machte endlich dem Streite ein Ende. Unter vielen Feindschaften ward der erneuerte Grundpactsbund und ein förmlicher Friedensschluß am 26. Nov. 1562 in Stockholm zu Stande gebracht. Dessenungeachtet erfuhr Friedrich bald nachher durch seinen Bruder, den Herzog Magnus, daß der König Erik, angeblich entrüstet über Verleumdungen seiner Gesandten in Kopenhagen, sich zu einem Kriege gegen Dänemark rüste. Friedrich ward dadurch mißtraulich. Er gab daher Befehl, alle während seiner Abwesenheit von Kopenhagen dort eintreffenden Gefandten so lange aufzuhalten, bis er ihnen die Erlaubniß zur Abreise ertheilt haben würde. Als aber der schwedische Reichsrath Steen Ersson bei seiner Ankunft in Kopenhagen jenes Gebot nicht beachtete und manche Gewaltthatigkeiten und Schandungen gegen den König von Dänemark und das Volk sich erlaubte, ließ ihn Friedrich in Kallundborg so lange verhaften, bis ihm von dem Schwedenkönige, dem er jenen Vorfall mittheilte, hinlängliche Satisfaction geworden wäre.

Aus einem ganz andern Gesichtspunkte jedoch, als Friedrich, betrachtete der König Erik jenen Vorfall. Nicht den dänischen König, sondern sich selbst hielt er für beleidigt. Von einer offenen Kriegserklärung hielten ihn

nur seine erschöpften Finanzen zurück. Durch einige seiner Reichsräthe, die er nach Dänemark sandte, suchte er die entflammten Mißverständnisse zu beseitigen. Ein unerwartetes Ereigniß hörte aber die bereits eingeleiteten Friedensunterhandlungen. Auf einigen dänischen Wachtschiffen, die bei Bornholm zum Schutz gegen die schwedischen Piraten lagen, brannte, als sie die vorüberziehende Flotte des schwedischen Admirals Jacob Bagge salutirten, eine Kanone zu spät ab und die Kugel fuhr bei der Wendung des Schiffes in ein schwedisches Segel. Von den Schweden, die dies für einen feindlichen Angriff hielten, ward sofort eine volle Ladung gegeben, wodurch drei dänische Schiffe Wasser schöpften, sanken und mit ihrer Mannschaft von den Schweden nach Kopenhagen geschafft wurden. Dies Geschehne ward die Veranlassung zum förmlichen Ausbruche des Krieges zwischen Dänemark und Schweden. Friedrich schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Könige von Polen und dem Rathe der Stadt Lübeck. Zugleich warb er ein jährliches Heer von teutschen und auswärtigen Truppen, das aus 24,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern bestand. Den Oberbefehl über dies Heer übernahm der Graf Günther von Schwarzbürg. Gemeinschaftlich mit dem Rathe zu Lübeck erließ Friedrich am 21. Juli 1563 eine Kriegserklärung, worin er sich abermals über den Mißbrauch des dänisch-norwegischen Wappens und über die Feindschaften beklagte, die von den Schweden in seinen Gewässern gegen seine Flotte und in Livland gegen seinen Bruder, den Herzog Magnus, verübt worden. Dieser Kriegserklärung ungeachtet that er seinem Heer, der sie nach Schweden überdringen sollte, Friedensvorschläge zu thun, die der König Erik jedoch entschieden verworfen.

Mit seinem in Westgottland eingedrungenen Heere eroberte er am 21. Aug. 1563 die Stadt und am 4. Sept. das Schloß Elfsborg. Seine mit der lieblichsten vereinigte Flotte lieferte der Schwedischen unter Hand ein Treffen, welches aber keinen weitem Erfolg hatte, als daß beide Flotten die See verließen. Der schwedische Admiral lehnte nach Ekenabben, der dänische, Peter Skram, nach dem Sund zurück. Mit dem größern Theile seines Heeres belagerte König Erik die Festung Halmstad, die aber von den Dänen so tapfer vertheidigt ward, daß die Schweden sie wieder verlassen mußten. Eine große Niederlage erlitten diese, als sie bei Mararöed am 10. Nov. 1563 auf ein dänisches Heer stießen. Auch auf der frodhöfer Heide, unweit Halmstad, wurden sie am 1. Febr. 1564 von den Dänen geschlagen und mußten noch in demselben Monate die Belagerung des tapfer vertheidigten Schlosses Wadum wieder aufgeben. An Erik's Harnüchtheit scheiterten die am 27. Mai durch die kaiserlichen Gesandten eingeleiteten Friedensunterhandlungen. Friedrich aber ward nach mehrern Schlächten, in denen der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite neigte, der festgesetzten Feindschaften überdrüssig. Wenigstens entzog er demselben seine persönliche Theilnahme und überließ die Führung des Krieges seinen Feldherren.

Auf die Sorge für sein Reich beschränkte sich seine Hauptthätigkeit. Er beschästigte sich mit einer Verände-

zung des bisherigen Münzfußes. Die in seinem Reiche eingeführten Goldkronen, Goldgulden und Dukatens veranlaßten aber nicht nur die Errichtung eines neuen Münzstempels, sondern auch eine besondere Regierungsverfassung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Sie trat am 27. Jan. 1564 ins Leben und Friedrich überließ ihr zufolge seinem Bruder Johann die Ämter Sonderborg, Nordborg, Flöden und Arensbüll, nebst 4000 Rthln. von dem kildeseheimischen Pfandamte Steuervald. Die übrigen Ämter seines Vaters, nebst 8000 Rthln. von dem Amte Steuervald behielt Friedrich. Seinen Bruder, den Herzog Magnus, den er mit den isländischen Eisten abgefunden hatte, schloß er von allen holstein-schleswigschen Besitzungen aus. Dagegen vereinigte sich Friedrich mit seinem Bruder Johann und dem Herzoge Adolf von Gottorp in Bezug auf Polizei, Gerichtsbareit und Aufsicht über die einzelnen Städte und Ämter zu einer gemeinschaftlichen Regierung, so daß die getrennten Herzogthümer nunmehr nur einen Staat ausmachten.

Die Feindseligkeiten zwischen den Dänen und Schweden hatten indeß ununterbrochen fortgedauert. Von den letztern ward zu Ende des Jahres 1564 das Städt Dronholm verheert, und am 21. Jan. des nächsten Jahres Reholm und Engelholm zerstört. Die schwedische Flotte, die vom 27. bis zum 29. Mai im Sund lag, erob dort den dänischen Zoll, erbeutete mehrere Schiffe, und trug mehrschal, unter andern bei Travemünde, den Sieg davon über die vereinigte dänisch-lübisch-seemacht. In einem Treffen zwischen Bornholm und Rügen ward der dänische Admiral Otto Rud gefangen und das Admiralschiff nebst sechs andern Schiffen eine Beute des Feindes. Fruchtlos bemühten sich die pommerischen Fürsten und der französische Gesandte, durch eine Versöhnung der beiden kriegführenden Monarchen die Ruhe im Norden wiederherzustellen. Friedrich verlangte alle Beute und die ihm entziffenen Provinzen von den Schweden zurück. Diese aber wollten nur Bleking und Dronholm in dem Falle zurückgeben, daß Friedrich ihnen Elsborg wieder abträte und allen Rechten auf Völand, Halland, Bahus u. s. w. entsagte, zugleich aber auch ihre Ansprüche auf Norwegen, Schonen und Gotland für gültig erklärte. Diese Vorschläge verworf Friedrich und die Feindseligkeiten dauerten ununterbrochen fort. Die Schweden behaupteten zwar, wie früher, die Obermacht zur See, verheerten Ägärdhus und nahmen das feste Schloß Warberg mit Sturm. Sie wurden aber am 20. Oct. 1565 bei Arterna mit einem Verluste von 5000 Mann und 30 Kanonen völlig aufs Haupt geschlagen. Durch glänzende Feihseligkeiten verberlichte Friedrich diesen Sieg. Aber die Friedensvorschläge, die er seinem Gegner eröffnen ließ, waren ebenso übertrieben, als die früher erwähnten Forderungen des schwedischen Hofes, indem Friedrich von Schweden Elsborg und Wärmeland für sich, und ganz Völand für seinen Bruder verlangte, sammt aller den Dänen abgenommenen Beute. Der König von Schweden ließ die Vorschläge völlig unbeachtet.

Friedrich hielt indeß, trotz des errungenen Sieges, nicht für rathsam, den Krieg fortzuführen. Es fehlte

ihm an Geld zur Bezahlung seiner Truppen. In dieser Verlegenheit erinnerte er sich eines Mannes, der früher sich durch seine ausgebreiteten Kenntnisse im Finanz- und Regierungswesen mannichfache Verdienste um den Staat erworben hatte, doch mehrerer Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten wegen, die man ihm schuld gab, aus Dänemark verbannt worden war. Diefem Manne, Peter Dr mit Namen, erlaubte Friedrich wieder in seine Staaten zurückzukehren, und beauftragte ihn mit der Ausarbeitung eines Entwurfs in Bezug auf die Fortsetzung und möglichst vortheilhafte Beendigung des Krieges mit Schweden. Zur Belohnung gab er dem verbannten Manne seine Güter und die ihm entziffene Reichsratskanzlei wieder. Durch genaue Berechnung der königlichen Einkünfte und mancherlei Ersparnissen in dem Hofhalte und den bisherigen Befoldungen brachte er das zerrüttete dänische Finanzwesen wieder auf einen bessern Fuß. Auf seinen Rath setzte Friedrich den monatlichen Sold der Landtruppen von 100,000 Rthln. auf 53,000 Rthl. herab, wodurch er beträchtliche Summen ersparte. Mit den ordentlichen Reichseinkünften unterbielt er auf diese Weise 12,000 Mann Fußvolk, 2000 Reiter und 25 Linienfahrzeuge mehr, als er bisher mit ausgenommenen Geldern unterhalten hatte. Von diesen neuen Einrichtungen verspürte Friedrich jedoch, als er den Krieg mit Schweden fortsetzte, wenigstens in den ersten Jahren, keine wichtigen Folgen. Der Sieg begünstigte die Schweden in mehreren Schlachten. Bei Wisby zerstörte er den Sturm den größten Theil der vereinigten lübisch-dänischen Flotte. Ihren Einfall in Westgotland, wo sie mehrere Städte brandschatzten, erkaufen die Dänen am 9. Aug. 1566 mit einer großen Niederlage bei Amundäs. Durch den Kaiser, den König von Frankreich und die pfälzischen Kurfürsten wurden endlich im März 1567 in Stralsund die Friedensunterhandlungen eingeleitet, die aber keinen Erfolg hatten, da der König von Schweden seinen Abgeordneten dorthin schickte. Sein bisheriges Waffenglück schien ihn indeß verlassen zu wollen. Entmutigt ward er besonders durch mehrere glänzende Siege, die der dänische Feldoberst Daniel Manzu auf seinem Zuge nach Smoland und Ostgotland erfocht. Eine heftige Entzweiung mit seinen Brüdern brachte ihn sogar dahin, seinen Gegner, den König Friedrich, um Schutz anzusuchen. Ehe dieser sich jedoch darauf einlassen konnte, ward Erik am Michaelstage des Jahres 1568 zu Stockholm von seinen Brüdern gefangen genommen. Sie zwangen ihn, der Regierung zu entsagen und warfen ihn in ein hartes Gefängniß, wo er, von seiner Wache vermurdet, sein Leben einbüßte.

Indeß hatten die Versuche, unter den streitenden Parteien eine Versöhnung zu bewirken, keinen günstigen Erfolg. Eine Zusammenkunft der schwedischen, lübischen und dänischen Abgeordneten, am 18. Nov. 1568 zu Roskilde gehalten, führte ebenso wenig zu den beabsichtigten Vergleichen, als die fortgesetzten Friedensunterhandlungen des Königs Johann, der nach Erik's Tode den schwedischen Thron bestiegen hatte. Diese Unterhandlungen schlugen sich, weil Friedrich Völand nicht einbüßen wollte. Nur zur Erlösung der 200,000 Thaler Kriegsschulden, die

er von den Schweden gefordert hatte, ließ er sich mit Mühe bewegen. Erfolglos blieb daher auch eine neue Zusammenkunft unweit Årønded am 29. Juli 1569, und die Feindseligkeiten begannen wieder. Mit 30 dänischen und lübedischen Schiffen, welche Friedrich unter dem Oberbefehle Peter Munk's nach Holsland gesandt hatte, ward Årønded am 9. Juli 1569 beschossen. Erbeutet wurden 30 Kauffartsschiffe. Noch immer war Friedrich im Stande, auf seinen Forderungen zu beharren und den Schweden ein mächtiges Heer entgegenzusenden. Der neue Feldzug ward von den Dänen mit der Belagerung des Schlosses Wadborg eröffnet. Unteressen wurden von den kaiserlichen, französischen, kurländischen und polnischen Gesandten am 1. Juli 1570 zu Stettin Friedensunterhandlungen angeknüpft, zu einer Zeit, wo der schwedische Admiral Claus Fleming die dänische Flotte unter Schonen besigt hatte, und Friedrich die dänische Bürger durch das Anhalten ihrer Schiffe im Sund zwang, einige von ihnen an dänischen Schiffen verübte Seeräuberien mit einer Geldstrafe von 100,000 Rthlen. zu büßen. Durch einen Streich des Königs Sigismund August von Polen mit seinem Schwager, dem Könige von Schweden, wurden zwar die angeknüpften Unterhandlungen unterbrochen, doch ließen endlich die vermittelnden Gesandten über den Eigensinn der feigführenden Mächte durch eine Erklärung, nach welcher sie im Namen ihrer Oberherren mit gewaffneter Hand diejenigen zu schützen versprachen, die sich am geringsten zum Frieden zeigten. Zu den Hauptbedingungen des abgeschlossenen Vergleichs gehörte die Summe von 150,000 Thln., welche Friedrich von den Schweden für den Bruch des am 14. Aug. 1568 geschlossenen Wessenshöfandes erhalten sollte. Außerdem verpflichteten sie sich zur Zurückgabe der erbeuteten acht dänischen Kriegsschiffe und aller dänisch-norwegischen Provinzen, die sie erbeutet hatten. Über den Gebrauch des Kronschildes sollte noch freundschaftlich unterhandelt werden. Friedrich aber versprach, Elfsborg sammt seinen übrigen Eroberungen dem schwedischen Könige wieder einzuräumen. Er verlor jedoch das Recht des Verbots der Schifffahrt nach Norwa. Dem Rathe zu Lübeck wurden für seine alten Forderungen an Schweden 75,000 Thlr. bewilligt, und die neuen Pandectenrechte der Lübecker in Schweden bestätigt. Unter diesen und noch einigen unwesentlichen Bedingungen ward der Friede zu Stettin von allen anwesenden Gesandten, von Friedrich selbst am 4. April 1571 unterzeichnet und zum Theil auch in den nächsten Monaten vollzogen durch die Auslieferung der dänischen Schiffe und die Zurückgabe des schwedischen Schlosses Elfsborg. Mit schweren Opfern, mit Drangsalen ihrer Unterthanen und vielen nutzlos verwandten Geldern war jener Friede erkauft worden, und das freie Recht des Kronschildes war noch immer so unerschüttert und ungewirgt geblieben, als vor dem Beginn des Krieges.

Kurz vor dem erwähnten Friedensschlusse hatte der Tod dem dänischen Reiche zwei Königinnen entzogen. Am 13. Mai 1568 war Sophie, Friedrich's I. Wittve, und am 7. Oct. 1571 des Königs Mutter, Dorothea, gestorben, die sich besonders durch die Anlegung der költingen-

schen Saline um Dänemark verdient gemacht hatte. Im Reiche war jetzt keine Königin — ein Fall, der sich seit einigen Jahrhunderten nicht ereignet hatte. Friedrich ward dadurch bewogen, ernstlicher als bisher, an seine Vermählung zu denken. In der Prinzessin Sophie, einer Tochter des Herzogs Ulrich von Mecklenburg zu Güstrow, die zugleich seine nahe Verwandte war, fand er eine durch Eigenschaften des Geistes und Verzens und zugleich durch Schönheit ausgezeichnete Gemahlin, die auch außerdem durch die Beförderung der Industrie sich um die dänischen Staaten große Verdienste erwarb. Die Vermählung ward am 20. Juli 1572 vollzogen. Den Tag darauf erfolgte die Krönung der Prinzessin. Diese Feierlichkeit verherrlichte das damals neu errichtete Trabantenkorps von 50 Mann, das seitdem am dänischen Hofe beibehalten ward.

Ungefahr in diese Zeit, in das Jahr 1571, fielen einige Ereignisse, die theils eine Folge des Friedens waren, theils von den Staatsveränderungen in Schottland herrührten. Der Gemahl der unglücklichen Königin Maria, Graf Bothwell, Herzog von Orkney, beschuldigt, den König Jacob ermordet zu haben, suchte als Flüchtling in Dänemark Schutz. Da er sich wegen jener Anschuldrung vor dem dänischen Reichsrathe zu vertheiligen erbot, so weigerte sich Friedrich zwar ihn wieder auszuliefern, doch ließ er ihn auf dem Schlosse Dragsbohm in Seeland verhaften, wo er bald nachher starb. Zu den oben erwähnten Folgen des Friedensschlusses gehörte besonders Kaiser Maximilian's Versuch, Holsland wieder zu erobern. Der Herzog Magnus fand jedoch einen mächtigen Bundesgenossen an dem russischen Zar Ivan, und sicherte sich dessen Schutz noch besonders durch seine Vermählung mit der russischen Prinzessin Maria Wolodimerowna. Auch Friedrich ward in die dadurch hervorgerufenen Streitigkeiten zwischen Rußland und Schweden verwickelt. Er nahm indeß nur wenig Theil daran. Da er seines Bruders Magnus russische Huldigung misbilligte und ihn nicht als einen holländischen König, wie er sich nannte, anerkennen wollte, so beschränkte er sich bloß auf die Erhaltung des Besizes der Insel Osel und der Wismüther, die sein Vater gekauft und in dänische Reichthümer verwandelt hatte.

In einen langwierigen Streit gerieth Friedrich mit der Stadt Hamburg, als die dortigen Bürger 1573 ein königliches Kriegsschiff auf der Elbe wegkaperten, um ihr Stapelrecht auszuüben, ungeachtet sie bereits 1562 ein ähnliches Unternehmen mit einer Geldstrafe von 10,000 Thalern gelöst hatten. Friedrich bemühte sich, wie damals, im Sund und in den norwegischen Fjorden aller hamburgischen Kaufmannschaft. Völlig ausgeglichen ward dieser Streit erst im J. 1579. Einen wichtigen Schritt für das Wohl seiner Staaten that Friedrich 1573, als er durch seine Statthalter in den Herzogthümern Schleswig und Holstein die dortige Landesgerichtsordnung ausarbeiten ließ, die noch jetzt den dort gültigen Gesetzen zur Grundlage dient. Die Männer, denen er dies Geschäft übertrug, waren Heinrich Kanjou und Erasmus Kirken. Zu größrer Sicherheit beschloß er, den Sund durch eine starke Festung zu decken. Bei Helsingör beach er die

Hinderborg ab, weil man aus dieser Feste, ihrer Localität wegen, die schwedischen Eintrittenen des Jolls in dem unlängst beendeten Kriege nicht hatte verhindern können. 1577 legte Friedrich den Grund zu dem Schlosse Kronenborg, dessen Bau 1585 vollendet ward. Eine beträchtliche Erweiterung gab er der benachbarten Stadt Helsingör. Verwunderung erregt noch heutzutage das mit seinem Geschmack und großen Kosten von Friedrich im J. 1562 erbaute Frederiksborg mit seinen zahlreichen Statuen und Gemälden. In ein Schloss verwandelte Friedrich auch 1580 das Kloster Ansborslow und das Kloster Sorde 1585 in eine Freischule. So vergrößerte er auch das J. 1567 von ihm erbaute Frederiksholm in Norwegen und gründete in Jütland einen neuen Ort, der Frederiksbode heißen sollte. Gemeinshaftlich mit den Herzogen Johann und Adolf stiftete er mehrere Schulen und Hospitäler, und sorgte so in mehrfacher Weise für die Aufnahme und das Wohl seines Reiches. Seine Liebe zu den Wissenschaften zeigte Friedrich durch die Erbauung von Uraniborg oder der Himmelsburg auf der im Sund gelegenen Insel Hven. Dies merkwürdige Gebäude, mit seinen zwei Sternwarten und reichen mathematischen und chemischen Apparaten wies er dem berühmten Astronomen Tycho Brahe zur Wohnung an. Freigebig bestritt Friedrich die Kosten zu dem Bause mehrerer mit jener Anstalt verbundenen Häuser und Werkstätten.

Neben der Ausbreitung der astronomischen Wissenschaften in seinen Landen wachte Friedrich auch über die Erhaltung der Glaubenssätze, die sein Vater in Dänemark eingeführt hatte. Dieser Eifer ging soweit, daß er die Einführung des verbesserten Kalenders, um die ihn der Kaiser Rudolf 1582 inständig ersucht hatte, bloß deshalb unterließ, weil der Papst Gregor XIII. jenen Kalender verfaßt hatte. Dem gelehrten Professor der Theologie zu Kopenhagen, Nicolaus Hemming, entzog er bloß deswegen seine Stelle, weil derselbe sich zu den Lehren der reformirten Kirche neigte. Dagegen verwarf er die Concordienformel, zu deren Einführung in seinen Landen ihn sein Schwager, der Kurfürst August von Sachsen, aufgefordert hatte. Er verbrannte mit eigenen Händen das ihm gesandte Exemplar, und verbot am 24. Juli 1579 durch eine öffentliche Bekanntmachung jene Formel, weil sie, wie er meinte, nur dazu dienen möchte, die Glaubensfreistheiten in der evangelischen Kirche zu vermehren. Noch in dem vorhin genannten Jahre (1579) gab er sich viele, doch vergebliche Mühe, durch Unterhandlungen mit dem reformirten Könige Heinrich von Navarra und der Königin Elisabeth von England eine Versöhnung zwischen den Calvinisten und Lutheranern zu bewirken.

Seine Besitzungen hatte Friedrich 1576 erweitert durch die Wiedererfindung der Insel Bornholm. Der sogenannte Fallundborger Kees, den er mit seinen Reichthümern entworfen hatte, bestand in einer merkwürdigen Gerichts- und Polizeieinrichtung, durch die er besonders den übermäßigen Aufwand und Luxus jeder Art beschränkte. Die Ausbeute einiger Bergwerke, die er 1577 in Nor-

wegen hatte anlegen lassen, entsprach nicht seinen Erwartungen. Dagegen beschränkte er durch einen Vertrag mit der Königin Elisabeth, im Juni 1583 zu Hadersleben geschlossen, die Freiheit der englischen Seefahrer, nicht nur ohne Erlaubniß an den isländischen und nordländischen Küsten zu fischen, sondern auch die Schifffahrt nach Archangel fortzusetzen, die Friedrich's Joll im Densund verminderte. Größern Nachtheil brachte ihm die veränderte Verfassung in Livland, die ihn wider seinen Willen nöthigte, an den dortigen Händeln Antheil zu nehmen. Friedrich's Bruder, der Herzog Magnus, war mit seinem frühern Bundesgenossen, dem Zar Ivan, nicht bloß zerfallen, sondern hatte den Zorn des russischen Monarchen durch eigenmächtige Handlungen so gereizt, daß derselbe die livländischen Provinzen schonungslos verheerte. Die drohende Gefahr, gelangen in die Tatarei gekidnappt zu werden, schreckte den Herzog Magnus vergeblich, daß er den königlichen Titel ablegte, in sein Stift Plesk floh, und sich dem Könige Stephan von Polen unterwarf, der, nachdem er ihm geduldet, ihn zum polnischen Lehnsherrn ernannte und seine Besitzungen mit Polen vereinigte. Die Nachricht von diesen Vorgängen erregte Friedrich's lebhaftest Mißbilligung. Da aber die Könige von Polen und Schweden seit dem 23. April 1578 in einem sehr guten Vernehmen standen und der Zar am 21. Dec. durch die schwedischen Truppen eine schwere Niederlage erlitten hatte, so beschränkte sich Friedrich nur durch Gesandte, den Zar zu einem ewigen Frieden mit sich und dem Herzog Magnus zu bewegen. Mit Heftigkeit aber verwarf der russische Monarch Friedrich's Ansinnen, die eroberten dänischen Schlösser Habsal, Real und Eken wieder herauszugeben. Er drohte den dänischen Gesandten mit dem Gefängniß und dem Tode, wodurch diese sich schrecken und bewegen ließen, ohne alle Bedingungen einen 15jährigen Frieden einzugehen, den der König, trotz seiner Mißbilligung, nothgedrungen halten mußte und auch wirklich hielt.

Eine wichtige Angelegenheit, die für seine Nachkommen leicht Anlaß zu innern Kriegen geben konnte, brachte Friedrich, nach frühern, doch fruchtlosen Bemühungen in den Jahren 1567 und 1568, endlich 1579 völlig ins Reine. Es war ein Vergleich über die Belehnung des Herzogthums Schleswig. Die Anträge des Kurfürsten von Sachsen, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs Ulrich von Mecklenburg, die über jene Belehnung entstandenen Streitfragen durch die teutsche Reichskammer, oder durch einige königliche und herzogliche Räte, oder durch Abgesandte auswärtiger Monarchen untersuchen und schlichten zu lassen, hatte Friedrich insgesamt verworfen. Die schleswigsche Lehnangelegenheit, meinte er, gehöre nach dänischen Gesetzen vor sein und seiner Reichsräte Gericht. Nach der Befestigung einiger andern Streitigkeiten erneuerten indeß die oben genannten Fürsten im J. 1579 ihre Versuche zu Odense, wo sie sich mit den Abgeordneten einiger Hanselstädte versammelten. Ihre Bemühungen hatten drei Mal einen glücklichen Erfolg. Am 23. März 1579 versprach Friedrich binnen Jahresfrist den Herzog Johann den Ältern und den Jüngern, sowie den Herzog Adolf mit Schleswig und Haders-

erblich zu belehnen. Diese aber gelobten 40 Reiter und 80 Mann Fußvolk zu stellen unter der Bedingung, daß sie von dem dänischen Reiche in ihren Landestheilen beschützt und zu allen Kriegen- und Friedensverhandlungen mit hinzugezogen würden, um ihre Stimme darüber abzugeben. Mit der Befriedigung dieser Angelegenheit war auch der früher erwähnte Zwist Friedrich's mit der Stadt Hamburg großentheils beendet. Er gab den Hamburgern die ihnen genommenen Schiffe und Güter wieder zurück und bestätigte ihnen ihre alten Handelsrechte in seinen Staaten. Dagegen erbaten sich die Hamburger zu einem freiwilligen Geschenke von 100,000 Thalern. Unentschieden blieb jedoch der Hauptgegenstand des Zwistes, das Recht der Hamburger, Schiffe auf der Elbe anzuhallen und in ihre Stadt zu schaffen. In Densie fand unterdessen am 2. Mai 1580 die Belehnung mit den dabei üblichen Feierlichkeiten statt. Umgeben von seinen Reichsräthen, sprach Friedrich von einem auf dem Markt der Stadt errichteten Throne, in Gegenwart des zahlreich versammelten Adels, zu den Herzogen die Worte: „Ich belehne und investire Ew. fürstl. Gnaden alle und jeden insonderheit, auch mich selbst und meinen lieben Sohn, sämtliche Herzoge zu Schleswig, mit dem Herzogthume Schleswig und dem Lande Fehmarn, mit aller ihrer Hoheit, Regalien, Herrlichkeiten und Gerechtsame, im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Wir wollen uns gegen Ew. fürstl. Gnaden und alle Blutsverwandte dieses Lebens allezeit brüderlich und freundlich verhalten, und wir versehen uns von Ew. fürstl. Gnaden dergleichen wiederum.“ Nach der Beendigung dieser Feierlichkeit, von der man in Jacob Krüger's Historie der obernseitigen Lebensempfehlung eine ausführliche Beschreibung findet, beschäftigten sich die vermittelnden Fürsten, nebst dem dänischen Statthalter Ranzau, nochmals mit der Angelegenheit des hamburgischen Stapelrechts, die jedoch unentschieden blieb, da man sich über die Gültigkeit der Ansprüche nicht vereinigen konnte.

Ein Ereigniß, das in diese Zeit fällt, drohte die Eintracht in dem Reiche und den Herzogthümern wieder zu zerhören. Friedrich's Oheim, der Herzog Johann der Ältere, war am 1. Oct. 1580 gestorben. Der König nebst seinem Bruder Johann forderten die Hälfte der hinterlassenen Erbschaft, welche jedoch der Herzog Adolf, auf das jütländische Gesetz sich berufend, allein an sich zu ziehen trachtete. Zu Kjöbenhavn kam am 19. Sept. 1581 ein Vergleich zu Stande, in welchem Herzog Adolf nach dem jütländischen Rechte alle unbeweglichen Güter seines Bruders allein in Besitz nahm, nach dem kaiserlichen Rechte jedoch noch außerdem die Hälfte der dänischen und teutschen Lehne des Verstorbenen. Die andere Hälfte, zu welcher namentlich Hadersleben, Rönning und Rendsburg gehörten, fiel dem Könige Friedrich und seinem Bruder Johann dem Jüngern zu. Mit diesem verglich sich Friedrich abermals zu Kjöbenhavn am 23. April 1582. Er überließ ihm ein Reuentheil von Dittmarke, ein Sechstheil der Jölle in Gottorp und Rendsburg, das Amt Reinfeld, das Klosteramt Rye und noch einige andere Besitzungen, nebst einer baaren Geldsumme. Friedrich's dritter Bruder, der

Herzog Magnus, ging leer aus bei dieser Erbschaftstheilung, weil man ihn mit den erkauften lüthdischen Bisthümern abgefunden hatte. Friedrich sandte ihm zwar am 29. März 1581 in Georg Javensbach einen neuen Statthalter und ein beträchtliches Heer nach Piltzen in Kurland, wo er sich noch immer aufhielt. Der Herzog Magnus fand indessen für rathsam, sich der Hobeit seines Bruders zu entziehen und sich mit dem lüthdischen Herzoge Gottbart Ketler zu verbinden, der ihm einige Schiffe abtrat, die eigentlich nicht ihm, sondern dem dänischen Reiche gehörten. Nicht lange nachher, im März 1583, starb er, außer seiner Witwe eine dreißigjährige Tochter, Maria, hinterlassend. Jene mußte in Kurland, wohin sie zurückgekehrt war, gezwungen den Schleier nehmen. Dies geschah auf Befehl des Zars Boris Godunow, der auch über ihre Tochter einen gewaltsamen Tod verhängte. Von der lüthdischen Mitternacht durch Abgeordnete ersucht, sie dem dänischen Reiche einzuwerfen, ließ sich Friedrich von den Unterthanen seiner lüthdischen Besitzungen und namentlich des Stiftes Piltzen huldigen. Allein der König von Polen, der sich 1582 bei einem Friedensschlusse vom dem Jar ganz Kurland hatte abtreten lassen, belagerte das vorhin erworbene Stist, und machte den königlichen Statthalter in seiner Treue wankend. Friedrich ließ sich jedoch durch den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg bewegen, seine Rechte an das Stist Piltzen der polnischen Krone für die Summe von 30,000 Rthlen. abzutreten, wogegen der König von Polen auf dem Reichstage zu Krautau sich freiwillig verpflichtete, bloß die Lutherische Lehre in Kurland zu dulden und die Rechte und Freiheiten der dortigen Städte zu schützen. So war die Ruhe in Kurland und Estland völlig hergestellt. Auch zwischen den schwedischen und dänischen Unterthanen in jenen Provinzen bestand ein freundschaftlicheres Verhältniß als bisher, seit ihre beiderseitigen Monarchen sich am 1. Nov. 1580 zu Ansbach durch ein Schwab- und Trugbündniß vereinigt hatten. Die Grenzen beider Reiche waren durch besondere Abgeordnete genau bestimmt und ihrem beiderseitigen Handel völlige Freiheit gestattet worden. Von den Jöllen in allen nordischen Reichen sollten sie befreit sein. Dies Vorrecht gab den lüthdischen Kaufleuten Veranlassung, sich bei dem Kaiser über erhöhten Zinsböll zu beschlagen, den sie an Friedrich entrichten mußten. Sie bereuten indessen diesen Schritt, als der dänische König sich dadurch wegen fand, einen zweifachen Zoll von ihren Waaren zu fordern und alle hanseatischen Schiffejölle um einen Thaler für die Last zu erhöhen. In dieser Verdrängung wandten sie sich an Friedrich's Schwiegervater, den Herzog Ulrich von Mecklenburg, dem es gelang, den erzbitterten König zu besänftigen und zu mildern Maßregeln zu bewegen. Auch die russischen Bürger demüthigte Friedrich um diese Zeit, indem er ihre Schiffe im Sund anhalten ließ und sie durch die Sperrung ihres Hafens zum Gehorsam gegen ihren Fürsten, einen Brudersohn des Herzogs Ulrich, nöthigte, dessen Befehlen sie sich unterwerfen hatten.

Durch die Aufhebung der von seinem Vater errich-

ten Stiftsregentenwürden wurden die damit verbundenen Functionen im J. 1582 von Friedrich dem Stiftsamtmannen und den Bischöfen übertragen. 1583 arbeitete Friedrich abermals an der schon früher versuchten Vereinigung der ortspreichlichen Inseln, und an einer Religionsvereinigung der Glaubensparteien in England und Navarra mit den Lutheranern in Teutland und Dänemark. Von der englischen Königin empfing er den Hofenbamborden, von dem Könige Heinrich von Navarra aber mehrere Schreiben und Gesandtschaften. Wenigen ward er dadurch, am 18. Juli 1585 zu Eimburg eine feierliche Zusammenkunft der englischen, sächsischen, pommerischen und schottischen Abgeordneten zu veranstalten. Auch die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz, nebst dem Administrator von Magdeburg, fanden sich in Eimburg ein. Beschlossen ward dort, den bedrängten Hugonoten und dem Könige von Navarra Hülfsstruppen zu senden. Friedrich ließ zu diesem Zwecke, auf der Königin Elisabeth Kosten, 2000 Reiter anwerben, die aber, weil der englische Sold ausblieb, schon in Bremen wieder auseinandergeben mußten. Einen nicht viel günstigeren Erfolg hatten die sorgfältigsten Unterhandlungen wegen der ortspreichlichen Inseln. Die Ansprüche des dänischen Hofes auf jene Eilande wurden endlich gänzlich vernichtet, als der König Jacob von Schottland durch seine nach Kopenhagen gesandten Abgeordneten seine Vermählung mit einer dänischen Kronprinzessin endlich betreiben ließ. Friedrich schien indessen nur bemüht, eine Vereinigung zwischen den protestantischen Mächten zu Stande zu bringen. Auf der Königin Elisabeth Bitte nahm er sich 1586 der von Philipp II. hart bedrängten Niederlande an. Durch seinen Gesandten Kanau ersuchte Friedrich den König von Spanien, den Niederländern ihre alten Privilegien und die freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Die deshalb angeknüpften Unterhandlungen wurden indessen geführt, als die niederländische Besatzung von Bergen op Zoom den dänischen Gesandten gefangen nahm und seine Briefe eröffnete. Er erhielt zwar bald nachher seine Freiheit wieder, Friedrich aber rathte sich für diese Verletzung des Völkerrechts durch das Anhalten aller niederländischen Schiffe in seinen Gewässern. Von den 30,000 Thalern, die ihm die Niederländer geworben als Strafgeld zahlen mußten, schenkte Friedrich die Hälfte dem Könige von Navarra, zur Rüstung gegen die katholische Ligue in Frankreich. Nicht ganz historisch erwiesen ist der Plan, den der Papst Sixtus V., durch die Unterstützung der Reformierten verleiht, zu Dänemarks Bedenken entworfen haben soll. Nach diesem Plane sollte der König von Polen, Stephan Bathory, mit einem aus päpstliche Kosten geworbenen Heere von 30,000 Mann durch Pommern und Westphalen in Holstein und Dänemark einbrechen und, unterstützt durch eine päpstliche, schwedische und spanische Flotte, die Zufuhr aus Polen nach den Niederlanden abschneiden und den hundert Zoll aufheben. Nach der Vergrößerung Dänemarks sollte der Papst alle Leuten und Kirchengüter, Schweden mehrere norwegische Provinzen, der König von Spanien alle übrigen dänischen und norwegischen Länder, und der König

von Polen endlich 100,000 Thaler an barem Gelde erhalten. Unbekannt ist, ob an der Ausführung dieses Vorhabens wirklich gearbeitet worden. Soviel ist aber gewiß, daß man in Dänemark gar keine Anstalten traf, die dem Reiche drohende Gefahr abzuwenden. Während man auswärts an dem Ruin seiner Staaten arbeitete, that Friedrich mehrfache Schritte zur innern Befestigung seines Reiches. Endlich beschäftigte ihn die Veranlassung seines Sohnes Christian, die Einziehung des Stifts Schleswig, das durch den am 1. Oct. 1586 erfolgten Tod des Herzogs Adolf erledigt worden war. Bereits im April 1580 war der im J. 1577 geborene Prinz von dem Reichsfürsten zu Drenthe einstimmig zu Friedrich's Nachfolger erwählt, und 1584 in den dänischen Landesgerichten zu Wiborg, Denske, Ringstad und Lund, in Folge einer allgemeinen Huldigung, bestätigt worden. Mitunter unter den Bemühungen für die Erziehung des Kronprinzen; denn er in Johann Wachtel einen vielseitig gebildeten Hofmeister fand, übertraf den König Friedrich der Tod am 4. April 1588 zu Andvordsflo, eben da er im Begriff war, mit der Stadt Hamburg nach einem schon zu Tzechoe entworfenen Plane sich über das Strandrecht und die Huldigung seines Sohnes und Nachfolgers zu vergleichen. Er war auf sein Ende gefaßt und vorbereitet. An seinem Todestage, Donnerstag vor Ostern, ließ er in seinem Gemache verbleiben. Freundlich und liebreich unterhielt er sich mit seinen nächsten Umgebungen. Als der Arzt den ermattenden Puls anfühlte, äußerte Friedrich mit Ruhe und Resignation: „Die Ader mag schlagen, wie sie will; wir wissen, daß Gottes Gnade nicht schlagelt.“ Noch am denselben Abend entschlimmerte er in den Armen seiner Gemahlin. Seine Leiche ward am 10. April in der Kirche zu Andvordsflo beigesetzt. Die Beerdigung fand am 5. Juni zu Roskilde mit ungemeiner Pracht statt. Von Natur hatte er eine kräftige Constitution. Durch Bewegung und körperliche Übungen hatte er seinen Körper gekräftigt. Die Jagd liebte er leidenschaftlich. Er machte sich oft Vorwürfe, daß er, so wenig dies der Fall war, seine Regierungsgeschäfte darüber vernachlässigt habe. Seine Ehe war mangelhaft. Sein eigenes Gefühl für Sittlichkeit ließ ihn jedem Verstoß dagegen auf strengste abhelfen. Durch sein ganzes Leben begleitete ihn eine harmlose Fröhlichkeit, der er sich bei sonderbar an seiner Tafel in Scherzen und heitern Gesprächen hingab. Nie aber überschritt er die ihm angewohnte Mäßigkeit in allen Lebensgenüssen.

Vielmehr betrauert von seinem Volke, nahm Friedrich den Ruhm eines der trefflichsten Regenten mit sich in sein Grab. Für das Wohl seiner Unterthanen hatte er stets eifrig gesorgt. Er hinterließ sein Reich im blühendsten Zustande. Durch die livländischen Provinzen hatte er es erweitert, und auch zur Verschönerung desselben durch den früher erwähnten Bau von Städten und Schlössern beigetragen. Durch gute Geseze und strenge Polizei sorgte er für die innere Ruhe. Er besaß einen reichen Schatz, den er sich durch Sparsamkeit und weisen Haushalt erworben hatte, ohne seine Unterthanen durch harte Steuern zu drücken. Bei fast allen europäischen Mächten

behauptete er ein solches Ansehen, daß fremde Reiche in ihren Streitigkeiten ihn zum Schlichter wählten. Sie schenkten ihm in dieser Hinsicht um so mehr Vertrauen, weil er durch die Sperrung des Sundes mehrmals dem Unterbrücken zu seinem Rechte verholten hatte. Die protestantischen Fürsten vereinten in ihm gewissermaßen ihr Oberhaupt, und hofften von ihm eine Vereinigung der verschiedenen Glaubensparteien. Aber auch die katholischen Mächte ließen seiner Abgeordneten Vorschläge nicht unbeachtet. Noch größer war die Ehrfurcht, die ihm seine eigenen Unterthanen zollten. Sie hüteten sich, seine Gesetze zu übertreten oder irgend ein Unrecht zu begehen. Er selbst leuchtete ihnen als Muster vor durch seine unablässige Sorge für die Erkenntnis, Reinheit und Ausbreitung des wahren Christenthums. Den Isländern war er in dieser Hinsicht förderlich durch eine Übersetzung der Bibel, welche der Bischof Gudbrand Dorlaason anfertigen mußte. In seine Dienste suchte er vorzugsweise Männer zu berufen, die sich zu ähnlichen Grundsätzen der Tugend und Humanität bekanteten. Auch in der Wahl seiner Staatsmänner, Geistlichen und andern Beamten war er ungemein gewissenhaft. Diese seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens erwarben ihm zahlreiche Verehrer. Sein mehrfach erwähnter Statthalter in den Herzogthümern Schleswig und Holstein ließ ihm auf eigene Kosten zwei Denkmäler auf freiem Felde errichten, 1590 einen Obelisk unweit Jæsbø, und zwei Jahre früher bei Segeberg eine prächtige Grenzpfoste in Porzandsteinform mit mehreren lateinischen Inschriften. Eine Abbildung dieses Denkmals findet man in *Braunii* libr. IV *Urbium praecep. totius mundi* und in den zu Frankfurt 1593 erschienenen *Epistolis Consolatoriis regum, principum Comit. Baronum ad H. Ranzovium script. opera M. Geo. Ludov. Frobenii*. Die erwähnte Pyramide diente auch, nach Ranzau's testamentarischer Verfügung, zu einem Locale, in welchem 100 Arme alljährlich am Pfingsttage gespeist wurden, um auch auf diese Weise Friedrich's Ansehen zu ehren. Sein Bildniß, von Preisler in Folio geschnitten, befindet sich in Schlegel's Geschichte der Könige von Dänemark *).

(Heinrich Döring.)
FRIEDRICH III., König von Dänemark, geboren 1609, ein Sohn Christian's IV., ward von seinem Vater zum Coadjutor der Stifte Bremen und Halberstadt ernannt. Während der Zwischenregierung, welche nach Christian's Tode den vier ersten Kronbeamten übertragen worden war, erlaubte sich einer derselben, der Reichshofmeister Graf Gortz, von Ulsted, mehrere eigenmächtige Handlungen und Gewaltthaten, welche nicht unbedeutlich seine Absicht verriethen, sich selbst auf den dänischen Thron zu schwingen. Korbst gemüthlich ward dieser Plan jedoch von dem dänischen Adel, der den Grafen Ulsted wegen seines Stolzes und seiner Macht, die er sich angemahnt, haßte.

Dieser Umstand beförderte des Prinzen Wahl. Friedrich unterzeichnete am 8. März 1648 die von dem Adel ihm vorgelegte Capitulation. Die 54 Punkte, die sie enthielt, genehmigte er insgesammt, ungeachtet ihm das Recht genommen ward, Reichsräthe zu ernennen, ohne ihren Willen das Reich zu verlassen und die Beschlüsse des Reichsraths durch seinen Widerspruch zu verändern. Der für Friedrich bestimmte Wahltag rückte heran, und ging ruhig vorüber, als mehr Mißbilligung zwischen dem Reichsrathe und den Ständen erwarten liegen. Seine Absichten auf die Krone sah der Graf Ulsted vereitelt, als Friedrich am 6. Juni 1648 zu Kopenhagen, am 24. Aug. zu Christiania in Norwegen und am 8. Oct. in den Herzogthümern Schleswig und Holstein die feierliche Ausrufung empfing. Am 23. Nov. ließ er sich zu Kopenhagen krönen. Sogleich nach seinem Regierungsantritte that Friedrich manche Schritte zur Wahlhabe seines Volkes, um sich für die ihm bewiesene Anhänglichkeit dankbar zu zeigen und mit benachbarten Staaten in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu bleiben. Während seiner Anwesenheit in Norwegen besichtigte er dem dortigen Adel die von seinem Vater ihm ertheilten Vorrechte. In Christiania stiftete er ein Waisenhause. Auch dieser Stadt gab er mehr Privilegien, und erließ dort manche zweckmäßige Verordnungen für die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Zum Vortheil des holländischen Adels, der unter der Schwedischen Königin Christine und dem Reichsrathe sehr gedrückt ward, entwarf er eine Vorlesung an die genannte Monarchin. Auch durch eine Grenzunterredung mit den schwedischen Reichsräthen suchte er, wieviel vergeblich, den Beschwerden des Adels abzuhelfen. Einen wiederholt geäußerten Wunsch des Herzogs von Holstein-Gottorp erfüllte Friedrich, als er die Heilung Christianpris schließen ließ, und dagegen seine Residenz flücker als bisher bestellte. Im J. 1649 erließ er eine Verordnung gegen den zunehmenden Luxus und besonders die unter dem Adel herrschende Verschwendung. Durch die Befreiung von Zöllen und Steuern aller Art auf 50 Jahre brachte er die von ihm im J. 1650 erbaute Stadt Fredericia oder Frederiksboe in immer größere Aufnahme. Dieser Stadt gegenüber, auf einer Landspitze von Fühnen, legte er die Heilung Stripsboe an, die er nach seiner Gemahlin Sophiaadde nannte, deren Bau jedoch, weil es dem Plage an süßem Wasser fehlte, unvollendet blieb. Einen Freiheitsbrief ertheilte Friedrich Allen, die sich zum Anbaue der leeren Pläge in Kopenhagen erböten. Den Handel seiner Unterthanen hob Friedrich, als er im Februar 1651 die Juden durch eine Verordnung aus seinem Reiche verbannte.

Mitten unter diesen Anhalten zur Wahlhabe seines Volkes drohte ihm nach dem Abschlusse des Friedens zu Dänabruk (am 24. Oct. 1648) die Gefahr eines Krieges mit Schweden. Da von dem Grafen Ulsted ihm zugesagte Kränkungen schien er vergessen zu haben, als er ihn beauftragte, in seinem Namen ein Bündniß mit den Niederländern zu vermitteln. Unter den zwei Verträgen, die, am 9. Oct. 1649 geschlossen, 30 Jahre gelten sollten, enthielt der erste die Verbindlichkeit zwischen Dänemark und den Niederländern, sich gegenseitig mit 4000

*) Vergl. Schlegel a. a. D. I. Ab. S. 233 fg. *Fortz's* dänische Reichshistorie. Th. I. 2 und 3. *Fortz's* Geschichte der Ältern Weltgeschichte. 33. Ab. S. 186 fg. *Wesfel* in seiner *Staatsgeschichte* und *Spittler* in seiner *Geschichte der europäischen Staaten*.

Mann zu unterstützen. Nach dem zweiten Vertrage, dem sogenannten Redemptionsvergleiche, übernahm Friedrich die Unterhaltung aller Leuchttürme an den Küsten von Jütland und Seeland, erließ den niederländischen Kauffahrtschiffen den Sundzoll, und gestattete den Generalsstaaten, ohne zuvor seine Erlaubniß einzubohlen, drei bis vier Kriegsschiffe durch den Sund zu schicken. Die Generalsstaaten machten sich dagegen verbindlich zu einer jährlichen Entschädigung von 350,000 Fl. für den ihnen erlassenen Sundzoll. Mit diesem letzten Vertrage war die Admiralität zu Amsterdam aus mehreren Gründen sehr unzufrieden, und einige niederländische Provinzen befanden sogar darauf, ein Bündniß wieder aufzuheben, das ohne ihre Genehmigung geschlossen worden. Die teutschen Handelsstädte glaubten gegen die Niederländer im Nachtheile zu sein, und die Schweden glaubten sogar, daß jenes Bündniß bloß zu einem vereinigten Angriffe ihres Reichs von den Niederländern und Dänen geschlossen worden sei. Selbst Friedrich und der dänische Reichsrath waren nicht zufrieden mit jenem Bündnisse, weil dadurch die Reichseinkünfte wenigstens um 125,000 Rthl., die der niederländische Zoll bisher eingetragen, vermindert wurden. Man glaubte, daß der Graf Willeld bei der Errichtung jenes Bündnisses die Absicht gehabt habe, das dänische Reich zu schwächen. Durch die Kälte, mit der man ihn daher nach seiner Ankunft in Kopenhagen empfing, wurde er auf's Bitterste gekränkt. Sein Unmuth ärgerte noch, als die ihm abgeneigte Hofpartei den am 15. April 1546 geborenen königlichen Prinzen Christian zum Thronfolger wählte. Nach mancherlei Umtrieben, die den beabsichtigten Erfolg nicht hatten, endlich er; in allen seinen Hoffnungen getäuscht, begab er sich heimlich nach den Niederlanden, und von da aus fürcht, daß Friedrich auf seine Auslieferung dringen möchte, nach Schweden. Mit Entrüstung las Friedrich eine weitläufige Schrift, die der Graf nach seiner Entfernung herausgegeben hatte. Unter den Gründen, die ihn zur Flucht bewogen, schien der Verlust seines frühern Ansehens einer der wichtigsten zu sein. Als Beweis dafür führte er die Minderjährigkeitsverordnung an, welche Friedrich für seinen Nachfolger am 9. Juni 1651 ohne des Grafen Mitwissen abgelaßt hatte, und nach welcher ihm kein Vorzug vor den übrigen Reichsräthen hinsichtlich ihrer Macht und Gewalt eingeräumt worden war. Eine höchst nachtheilige Silberzung entwarf der Graf in Schweden von Friedrich's Regierung und dem dänischen Hofe überhaupt. Der König, äußerte er, habe sich so verhält gemacht, daß Nichts gewisser sei, als seine nahe Entthronung. Dabei ermunterte er die schwedischen Reichsstände den Adel zum Kriege gegen Dänemark. Als Friedrich dies erfuhr, traf er die nöthigen Vorkehrungen, um sich gegen einen Angriff der Schweden zu sichern. Er vermehrte seine Flotte und verstärkte die in Schonen und in Norwegen gelegenen Grenzstellungen. Zu Folge des Bündnisses, das er mit den Generalsstaaten geschlossen hatte, verlangten sie Schutz und Hilfe gegen das englische Parlament und den Protector Oliver Cromwell, der ihnen den Krieg erklärt hatte. Friedrich aber schaute sich, mit England in Feindseligkeiten zu gerathen,

da er wußte, daß Cromwell von der Königin Elisabeth von Schweden begünstigt ward. Er begnügte sich, seinen Vetter, den entthronten König Karl II., insofern mit beträchtlichen Geldsummen zu unterstützen. Wiederholt aufgesodert von den Generalsstaaten, die Waffen gegen England zu ergreifen, ließ sich Friedrich endlich verleiten, mehrere englische Handelschiffe in dem Hafen von Kopenhagen zu confisciren. Dieses Gewaltthatiges ungeschickt vergriff sich das englische Parlament nicht an den dänischen Gesandten, die damals in London ein Freundschaftsbündniß zwischen ihrem Hofe und dem englischen eilig betrieben. Das englische Parlament schickte die Gesandten nach Kopenhagen zurück, begleitet von 20 Kriegsschiffen, welche die confiscirten Handelschiffe wieder abholen sollten. Friedrich aber verweigerte nicht nur die Zurückgabe, sondern ließ auch noch zwölf dänische Kriegsschiffe, verringert mit acht niederländischen, gegen die Engländer kreuzen. Nicht zufrieden aber mit der Flottenflotte, die Friedrich ihnen gesandt, boten die Generalsstaaten wiederum die Überredungskunst auf, den König Friedrich zu bewegen, daß er dem englischen Parlament offen den Krieg erklären möchte. Am 18. Febr. 1653 ward endlich ein dänisch-niederländisches Schutzbündniß zwischen Dänemark und den übrigen Reichsständen geschlossen. Der englischen Republik erklärte Friedrich den Krieg aus zwei Gründen: weil sie ungewarnt ihre Flotte in den Sund gesandt, und weil sie den Handel der dänischen Unterthanen durch Zurückhaltung ihrer Schiffe in ihren Häfen gestört habe. Vermög seine Bündnisse verpflichteten sich Dänemark und die Niederlande zu gegenseitiger Hilfe, und entsagten dabei allen einseitigen Bündnissen mit England. Von den Generalsstaaten wurden dem Könige von Dänemark während des Krieges jährlich 192,000 Rthl. versprochen, und er verpflichtete sich dagegen, in den sechs Sommermonaten 20 Kriegsschiffe im Sund zur Sicherheit ihres Handels kreuzen zu lassen. Den Handel in seinen Staaten wollte Friedrich den Engländern gänzlich unterlagen. Dieser letzte Punkt war eigentlich die einzige Feindseligkeit, die er nach der Kriegserklärung gegen Großbritannien verübte. Den Niederländern aber brachte die Ausrüstung der dänischen Schiffe so große Vortheile, daß sie, aus Dankbarkeit dafür, am 26. Febr. 1653 zu Kopenhagen mit Dänemark den sogenannten Reiffionsstrattractat schlossen, und sich dadurch mit Aufhebung des frühern Redemptionsvertrags wieder dem Sundzolle unterwarfen.

Theils der drohende Krieg mit England, theils die Spannung mit der schwedischen Regierung bewogen den König Friedrich, geeignete Schritte zur Sicherung seiner Staaten zu thun und sich darüber mit seinen Reichsständen zu beraten. Von den einzelnen Städten verlangte er die Ausrüstung einiger Schiffe zur Reichsflotte. Er that den Vorschlag, jede Provinz in vier Landthallen zu theilen, und in jeder derselben einen Kriegescommissar zu ernennen. Der größere Theil dieser Vorschläge ward indessen von den Reichsständen verworfen, und zwar aus dem Grunde, weil die damit verbundenen Kosten schwerlich von dem Volke bestritten werden könnten. Friedrich suchte nun durch Erweiterung des Handels den Wohlstand zu för-

ven. Ernstlich beschäftigte er sich mit der Anlage von Festen in Dänemark und Norwegen. Er that Vorschläge zu einer Gesellschaft, welche die Manufacturen und Fabriken in einen lebhaftern Gang bringen sollte. Auch die Errichtung eines amerikanischen Handels gehörte zu den Plänen, die er zum Besten seines Volkes entwarf. Wichtige Vorrechte bewilligte Friedrich den Städten Helsingör, Bergen und Kopenhagen, als sie im J. 1653 sich entschlossen, ihre Schifffahrt nach entfernten Küsten auszu dehnen, und namentlich durch den Handel nach den eastindischen Inseln und nach Guinea sich sehr bereicherten.

Einen nicht unwichtigen Einfluß auf seine Staaten versprach sich Friedrich von der Theoniederlegung des Königs Karl Gustav von Schweden. Zu Denssee berathschlagte sich der König mit den dort versammelten Reichsständen am 28. Juni 1654 über die zweckmäßigsten Schritte zum Schutze und zur Vertheidigung seiner Lande. Er hatte vor der Hand Nichts zu fürchten. Die Beendigung des niederländisch-englischen Krieges fiel in diese Zeit. Daran knüpfte sich am 15. Sept. 1654 der dänisch-englische Friedensschluß, durch welchen die früheren Verträge von 1645 und 1646 erneuert wurden, und zugleich ein neues Handelsbündniß zwischen beiden Mächten zu Stande kam. Friedrich verband sich mit der englischen Republik zur Vertilgung der Piraten. Den englischen Gesandten ertheilte er im Grunde gleiche Rechte mit den Niederländern, und an Cromwell gab er die zu Kopenhagen confiscirten Schiffe zurück, deren Werth ihm die Generalstaaten vergüteten. Während Friedrich aber die Ruhe in seinen Staaten gesichert glaubte, drohte ihm durch des Königs Karl Gustav von Schweden Ehrgeiz und Ruhmlust ein Krieg mit diesem Reiche. Die Männer, welche den schwedischen König zu einem Angriffe Dänemarks ermunterten, waren der Admiral Wrangel, der Feldmarschall Graf Wittenberg und der Schwedmeist Bonde. Auch der früher erwähnte Graf Ulfeld sparte bei dieser Gelegenheit nicht seine Ueberzeugungskunst. Als Vorwand der Kriegserklärung brauchten sie die vorgehliche Eifersucht der dänischen Regierung über die wachsende Macht Schwedens an der Döise, die auch die Hauptveranlassung gegeben habe zu dem Bündnisse der Dänen mit den Generalstaaten. Aber auch davon abgesehen, meinten jene Männer, würde es nicht an einer Ursache zum Kriege mit Dänemark fehlen, wenn man alle Handlungen Friedrich's seit dem letzten Frieden genau prüfen wollte; denn schon die Kühlung der dänischen Flotte könnte als ein Friedensbruch betrachtet und demgemäß von den Schweden geahndet werden. Diesen Beweggründen widersprach indessen eine andere Partei, welche dem König Karl Gustav zu einem Kriege mit Polen geneigt zu machen suchte. Der Monarch hing auf diesen Vorschlag ein. Bereits im Frühjahr 1655 kühlte er sich mit einem Heere zum Angriffe Polens. Das Glück begünstigte sein Unternehmen. Noch vor Ablauf des Jahres 1655 hatte er den König von Polen vernichtet und den größten Theil seines Reiches, nebst Litauen und polnisch Preußen, erobert.

In jedem neuen Siege des Schwedenkönigs erblickte Friedrich eine Beschleunigung-der ihm selbst drohenden Ge-

fahr; dennoch ließ er sich weder durch den Kaiser, noch durch den König von Polen zu einem offenen Angriffe Schwedens bewegen. Er beschränkte sich bloß auf Vertheidigungsanstalten und auf Vorbereitungen, welche die Umstände zu fordern schienen. An seine bemittelten Unterthanen erließ er den Befehl, der Krone Gelder vorzuschließen, oder wenigstens Verschreibungen auszustellen, daß sie den Staat zur Zeit der Noth mit gewissen Summen unterstützen wollten. Den übermäßigen Aufwand bei Hochzeitsmäusen und andern Festen beschränkte er durch ein am 19. Nov. 1655 errichtetes Fiscalgesetz. Mit der von ihm gestifteten Salzsteuer, die das Vorrecht erhielt, Salz aus Spanien zu holen, verband er den Zweck einer Ausrüstung von Kauffabelschiffen, die zur Zeit des Krieges als Kriegsschiffe gebraucht werden konnten. Jene Salzgesellschaft ward jedoch nicht vollständig, und ihre Vorrechte wurden daher von Friedrich wieder aufgehoben. Untertessen bot der Schwedenkönig, der von vielen Küstungen Gefahr besorgte, Alles auf, mit dem dänischen Könige in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten. Dieser aber erwiderte, als der schwedische Gesandte ihm den Antrag machte, den niederländischen Kriegs- und Geleitschiffen die Fahrt durch den Sund zu sperren, daß er höchst unzufrieden sei mit der Anlage des Zollens vor Danzig, da ein früherer Vertrag von ihm den Schutz der Zollfreiheit jener Stadt fordere. Friedrich trat zwar später, am 30. Oct., mit dem schwedischen Gesandten in Unterhandlungen. Das dadurch beabsichtigte Freundschaftsbündniß kam jedoch nicht zu Stande, weil Friedrich von den Schweden die Zurückgabe der Provinz Halland verlangte, und zugleich darauf bestand, daß die Niederlande und England in das Bündniß mit eingeschlossen werden sollten. Gleichwol zwang ihn Karl Gustav's Kriegsglück, Schwedens Freundschaft zu suchen. Er ließ daher die Generalstaaten ersuchen, seine Kriegsschiffe in den Sund zu schicken. Seine wahre Geminnung gegen Schweden verrieth er jedoch, als er, durch ein falsches Gerücht von Karl Gustav's Tode getäuscht, 1656 Anstalten zur Belagerung von Stockholm und Kalmar that. Bei diesem Unternehmen ward er durch die Niederländer und den russischen Zar Alexei Michailowitsch unterstützt. Da das erwähnte Gerücht durch Karl Gustav's neue Siege widerlegt ward, beschloß der dänische Reichsrath, sich wieder ruhig zu verhalten und den Fortgang des russisch-niederländischen Unternehmens abzuwarten. Inzwischen sah sich Friedrich durch die Anstalten, die der König von Schweden zu seiner Vertheidigung traf, zu ähnlichen Küstungen und zur Verstärkung seiner Flotte genöthigt. Dabei unterließ er aber nicht, da ihm Schweden zu mächtig schien, den dortigen Reichsrath in einem Schreiben vom 15. Juni 1656 zu beunruhigen. Als ihm bies jedoch nicht gelang, erneuerte er am 16. Aug. das mit den Generalstaaten im J. 1649 geschlossene Bündniß, und vergrößerte die darin bestimmten Hilffstruppen auf 6000 Mann. Von den Niederlanden erließ Friedrich am 18. Aug. das Versprechen, ihn in der Vertheidigung der von den Schweden bedrohten Stadt Danzig zu unterstützen. Endlich kam am 26. Aug. zu Kopenhagen ein Vertrag mit den Generalstaaten

zu Stande, zur gemeinschaftlichen Sicherung der freien Ostseefahrt gegen die Beeinträchtigungen fremder Mächte. Unterdessen ließ der Kurfürst von Brandenburg kein Mittel unversucht, die Ruhe im Norden zu erhalten, und seinen Bemühungen gelang es endlich, daß Friedrich ihn am 6. Sept. ernächtigte, an der Errichtung eines schwedisch-dänischen Bündnisses zu arbeiten.

Neueste fand sich Friedrich durch den sogenannten elbinger Vertrag, den die Niederländer, die der von dem König Karl Gustav besetzten Stadt Danzig zu Hilfe geeilt, mit dem schwedischen Monarchen am 1. Sept. 1656 abgeschlossen hatten. Der Stadt Danzig war durch jenen Vertrag ihre Neutralität zwar zugesichert, der Zoll aber beibehalten und auf eine bestimmte Summe beschränkt worden. Entrüstet forderte Friedrich die Schiffe wieder zurück, durch die er die niederländische Flotte vor Danzig verstärkt hatte. Als er aber hörte, daß die Generalsstaaten den elbingschen Vertrag nicht bekräftigt hatten, zeigte er sich geneigt, mit ihnen den Entschluß Danzigs zu bekräftigen. Der König Karl Gustav schien jedoch einen offenen Angriff Dänemarks vermeiden und den Ausbruch des dänischen Feindschaften erwarten zu wollen. Er erneuerte am 17. Nov. die früher erwähnten Unterhandlungen wegen eines schwedisch-dänischen Bündnisses, und schien sich um Friedrich's Freundschaft zu bewerben. Heimlich aber setzte er seine Kriegsrüstungen fort, die jedoch den dänischen Reichsräthen nicht bekannt, oder von ihnen verachtet wurden, weil sie Schweden für schwächer hielten, als es war. Auf einem Reichstage zu Odense, der am 23. Febr. 1657 eröffnet ward und ziemlich lange dauerte, wollte Friedrich sich mit seinen Ständen über die schwedischen Angelegenheiten berathen. Die Stimmen theilten sich in zwei Parteien, von denen die eine, wegen der Schuldenlast, die das dänische Reich drückte, wegen unter dem Volke allgemein herrschenden Geldmangels und aus ähnlichen, nicht verworfenen, Gründen zum Frieden rief. Dagegen empfahl eine entgegengesetzte Partei den Krieg, von dem man sich, wie sie meinte, einen so günstigen Erfolg versprechen konnte, da Schweden an Geld und Mannschaft völlig erschöpft sei und schwerlich von einer auswärtigen Macht Hilfe erwarten könne. Seine Abneigung gegen die schwedische Regierung bestimmte den König Friedrich, sich zu der letztern Partei zu schlagen. Ueberdies hoffte er sich durch neue Keden in den zu erobernden Ländern zu bereichern; aber auch der Adel und das Volk stimmten für den Krieg, der ihnen manche Aussicht auf Gewinn eröffnete. Friedrich begab sich nach Flensburg, um sich mit den Herzogen und Landständen über die Kriegsrüstungen zu berathen. Vor dem schwedischen Gesandten Durel wurden dieselben indessen einstweilen geheim gehalten. Am 11. März wurden sogar die unterbrochenen Friedensunterhandlungen wieder angeknüpft. Von dänischer Seite verlangte man dabei, daß Schweden die Berthierung der Nordsee zwischen Norwegen und Jütland übernehmen und Halland an Dänemark zurückgeben sollte. Endlich aber zeigte der dänische Hof seine wahre Bestimmung. Die mit dem schwedischen Gesandten angeknüpften Unterhandlungen wurden unter dem Vorwande

abgebrochen, daß der dänische König mehrerer früherer Verträge nicht gehalten habe. Den Vorschlag einer Grenzvereinbarung zur Beseitigung der Unbelligkeiten verwarf Friedrich. Er ließ mehr schwedische Schiffe im Sund wegnehmen, und antwortete dem schwedischen Gesandten auf sein Befragen: er übe das Wiedererzeugungsrecht und behaupte die Heiligkeit der dänischen Krone über die Ostsee gegen die Eingriffe der Schweden. Am 1. Juni sandte Friedrich dem Könige Karl Gustav eine Kriegserklärung, welche die dänische Regierung späterhin durch zwei ausführlichere, mit Beweisurkunden versehene, Schriften erläuterte¹⁾. Manche scheinbare Gründe wurden darin für die Rechtsgiltigkeit dieses Krieges angeführt, von der sich jedoch die vorzüglichsten Staatsmänner der damaligen Zeit nicht völlig überzeugen konnten, zumal da die schwedische Regierung die hauptsächlichsten Beschuldigungen ihrer Feinde durch Urkunden widerlegte, und den einzigen Grund, durch den Dänemark zum Kriege berechtigt schien, gänzlich ableugnete. Dieser Grund war die dem Könige Karl Gustav untergeschobene Absicht, Dänemark anzugewinnen und dies Reich in eine schwedische Provinz zu verwandeln.

Die Schutz- und Trugbündnisse, welche Friedrich am 27. Juni 1657 mit den Generalsstaaten und am 28. Juli mit Polen geschlossen hatte, wurden ziemlich allgemein für ein Zeichen gehalten, daß er sich mit einem Heere gegen Schweden rüste. Mehrere dänische Regimenter gingen in zwei Abtheilungen bei Glückstadt und unweit Harburg im Lüneburgerischen über die Elbe. Sie eroberten das bremische Gebiet, zogen sich aber wieder zurück, als der König Karl Gustav sich der holsteinischen Grenze näherte. Er zog in Holstein ein und eroberte mit seinem Heere, das unter dem Oberbefehle des Admirals und Feldmarschalls Brandt stand, außer dem Herzogthume Holstein auch Schleswig und Bremen. 2400 Mann Dänen nahm er gefangen, die er zur Verstärkung seines vor Bremerförde gelagerten Heeres gebrauchte. Karl Gustav's Hauptabsicht

1) Auf die dänische Kriegserklärung, die man in Holberg's dänischer Historie, 3. Th., findet, folgte am 3. Juni 1657 ein Jus sociale armatus Daniae, nebst Entwurf einer diplomatischen Begründung, dadurch die zu Dänemark, Norwegen u. Schweden notwendigsten, König Karl Gustaven und der von Schweden offensichtliche Feinde zu Wasser und Land durch den Herold öffentlich auszufordern. (Kopenhagen 1657, 4.) Ferner am 28. Juni: Manifest, aus was erheblichen Ursachen, die zu Dänemark, Norwegen Dänemark die in geistlichen, weltlichen und andern stehenden Völkern erlaubt Defension Waffen zu ergreifen aus wirklich fortgesetzten genöthigt worden. Dänisch und teutsch. (Kopenhagen 1657, 4.) Diese beiden Schriften haben den König zu Glückstadt, Dr. Alexander Reintling, zum Verfasser. Man findet sie noch andern, auf jenen Krieg sich beziehenden, Schriften in dem Theatro Europ. T. VIII, p. 172 seq. Die schwedische Regierung ließ diesen Schriften eine von Urkunden begleitete Abhandlung entgegen, unter dem Titel: Brontwort und Überlegung wider dänische Schriften. (Kopenhagen 1657.) Kuxer in Holberg's dänischer Historie und in dem Theatro Europaeo entbaltene „Ausführliche Nachrichten über den dänisch-schwedischen Krieg“ sind darüber zu vergleichen: Memoires du Chevalier de Teslon pour rendre compte au Roy de ses negociations depuis l'année 1656 jusqu'en 1662, 12. und Roger Marmey, History of the War in Denmark in the years 1657—1669. (London 1670, fol.)

war, in Jütland einzubringen, um Dänemark zu überwältigen, ehe es von auswärtigen Mächten Hilfe erwarten konnte. Die Festung Agdebor, obgleich tapfer von den Dänen verteidigt, mußte sich bald ergeben. Ungeachtet der Siege, die er bereits erfochten, ließ sich Karl Gustav durch seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich von Gottorp, zu Friedensvorschlägen bewegen, die aber die dänische Regierung völlig unbrachte ließ. Am 24. Oct. 1657 eroberte der Admiral Wrangel die dänische Festung Fredericia, die er an der Spitze von 3000 Mann von drei Seiten zugleich angriff und mit Sturm nahm. Außer der königlichen Hauptarmee und der königlichen Flotte waren noch zwei kleinere schwedische Heere und einige Geschwader an der Grenze von Norwegen und Schonen rastlos beschäftigt, den Dänen Abbruch zu thun. Der französische und englische Hof bemühten sich zwar, durch ihre Vermittelung das nordische Kriegsgewühl zu löschen; diese Bemühungen schützten jedoch an dem Sturzsinne der dänischen Regierung, die mit Hilfe auswärtiger Mächte Holstein, Schleswig und Jütland bald wieder zu bekommen dachte. Friedreich bestand darauf, daß wenn ein Friede zu Stande kommen sollte, so könne dies nur mit Bewilligung seiner Bundesgenossen, der Niederländer, Polen und Kaiserlichen, geschehen, und die Unterhandlungen müßten zu Lübeck stattfinden. Diese Bedingungen erteilte Karl Gustav, der überhaupt zum Frieden nicht geneigt schien. Fruchlos aber bemühte er sich, von dem Protector Cromwell ein ansehnliches Gelddarlehen und eine Flotte von 30 Schiffen zu erlangen. Cromwell war nicht geneigt, Schwedens Macht durch die Vernichtung Dänemarks und der Niederlande zu seinem eigenen Schaden zu vergrößern. In die dänischen Handel wollte sich Cromwell überhaupt gar nicht mischen, sondern vielmehr mit Schweden und Dänemark ein Schutz- und Truhbündnis gegen den Kaiser errichten. Selbst die Aussicht, einen Theil von Nordjütland zu bekommen, in Folge einer von Karl Gustav beabsichtigten Vertreibung Dänemarks und Norwegens unter seine Nachbarn, hatte für Cromwell nichts Lockendes. Er äußerte, daß die Zeiten längst vorüber wären, wo man einem Monarchen erlaubt habe, ganze Reiche zu zerstören. Mit dem Verstande, eine Flotte in die Olfsee zu senden, jagerte er indessen so lange, bis ihm der einbrechende Winter eine gütige Entschuldigung darbot, gegen Dänemark nicht feindlich vorfahren zu können. Verunruhigt wegen der ihm fehlenden Flotte entschloß sich Karl Gustav in Wismar zu dem beispiellos töhnen Unternehmen, in der sehr strengen Kälte des Winters 1658 sein Heer über die Eisküsten der Olfsee nach Fünen und Seeland zu führen. Das Glück war ihm gänzlich auf diesem Zugzuge. Der schwedische Generalmachmeister Werends eroberte Langeland, der Feldmarschall Graf von Alsborg Laaland. Der Verlust dieser Inseln war höchst schmerzlich für Friedrich. Die Dummheit und Mutlosigkeit seiner Krieger war so groß, daß er an dem günstigen Erfolge eines fortgesetzten Kampfes verzweifelte. Er mußte sein Heil im Frieden suchen. Die deshalb angelöbten Unterhandlungen fanden zu Bordingborg in Seeland statt. Von den Dänen ward die Zurückgabe der ihnen entziff-

nen Provinzen Langeland, Laaland und Seeland verlangt. Die Schweden aber verwarfen nicht nur diese Forderung, sondern auch eine ihnen dargebotene Entschädigungssumme. Sie verlangten die Abtretung von Bornholm, Hveen, Dithmarsen und noch mehrerer anderer dänischer Provinzen, außerdem die Hälfte des Sundzolls, eine Flotte von zwölf großen Kriegsschiffen und eine Million Thaler. Auch die Auflösung aller Bündnisse, welche Dänemark mit auswärtigen Mächten geschlossen hatte, ward von den Schweden zu einer Friedensbedingung gemacht. Die Bestürzung und Unruhe, in welche Friedrich durch diese Übertriebenheiten und eignungslosen Forderungen versetzt ward, vermehrte noch ein durch Karl Gustav verbreitetes Gerücht, daß den Dänen alle Hoffnung, sich zu retten, völlig abschneide. Die polnischen und ungarischen Könige, sowie der Kurfürst von Brandenburg, hieß es, hätten ihrem Bündnisse mit Dänemark entsagt, und länden im Begriffe, einen Friedenstractat mit dem schwedischen Reiche zu errichten.

Durch Vermittelung des englischen und französischen Gesandten kam endlich am 13. Febr. 1658 zu Roskilde, einem zwei Meilen von Kopenhagen gelegenen Dorfe, zwischen Dänemark und Schweden ein Friede zu Stande. Die Bedingungen, unter denen er geschlossen ward, brachte man, zur Vermeidung künftiger Streitigkeiten, in eine weitläufige Urkunde. Wirklich vollzogen ward jener Friede jedoch erst nach der Beilegung einzelner freier Punkte, zu Roskilde am 26. Febr. 1658. Karl Gustav gab seine Eroberungen zurück, entsagte den von ihm gemachten Ansprüchen auf Dithmarsen, Delmenbörge und einige abtheilte Güter im Holsteinischen, und erhielt dafür Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim und mehr dänische Güter auf Rugen und Bremerförde. Friedrich versprach, alle in Friederichsburg und an andern Orten befindlichen Gemälde und Vorkstellungen, die den Schweden zum Schimpfe gereichten, vernichten zu lassen, darunter auch das früher erwähnte Jus sociale armatus Daniae. Beide Könige befreiten ihre Gefangenen unentgeltlich. Sie verpflichteten sich, nie den Feinden eines der drei nordischen Reiche beizuhelfen und gemeinschaftlich alle Flotten auswärtiger Mächte die Einfahrt in den Sund zu verweigern. Am 2. April 1658 sollten die Friedensurkunden ausgewechselt werden; darauf sollten die schwedischen Kriegsschiffe Dänemark verlassen und die neuen schwedischen Provinzen nach und nach an bestimmten Tagen in Empfang nehmen. Mit allen Zeichen der aufrichtigsten Freundschaft begegneten sich die beiden Monarchen, als Karl Gustav am 3. März 1658 einer Einladung des dänischen Königs nach Friederichsburg folgte. Nach einem dreitägigen Aufenthalt schiffte er auf einer dänischen Galeere von Helsingborg nach Schweden, theils um sich in Schonen buldigen zu lassen, theils aber auch, um zeitig auf dem Reichstage zu Göthaborg zu erscheinen, den er auf dem 29. März aufgeschrieben hatte. Er verließ aber das dänische Reich mit dem heimlichen Vorhabe, in Kurzem wiederzukehren und es alsdann völlig zu erobern. Zu Göthaborg beriet er sich zum Schine mit den dort versammelten Reichsständen über die Fortsetzung des schwedischen Krieges mit auswärtigen Mächten. Vielfach und ver-

schiedenartige Gründe ließen ihn jedoch zu keinem festen Entschlusse kommen, ob er die Niederlande, Rußland, Polen oder das Haus Österreich angreifen sollte. Ein mehrfach schriftlich und mündlich geäußertes Verlangen Friedrich's erfüllte der schwedische König, als er den Reichsrath Biele und den Staatssecretair Colet nach Kopenhagen sandte, um dort an einem dänisch-schwedischen Freundschaftsbündnisse zu arbeiten.

Am 29. März 1658 wurden die Unterhandlungen mit den dänischen Reichsräthen Axel Urup und Peter Keck eröffnet. Sie verlangten in Friedrich's Namen die Bestimmung der Zahl gegenseitiger Hülfskräfte, die Vorsehrung des Handels in beiden Reichen, die Beseitigung der Gewaltthatigkeiten, welche sich die Schweden durch Brandschätzungen und andere Erpressungen noch immer in Dänemark erlaubten, und endlich die Entfernung des schwedischen Heeres aus Dänemark. Man vereinigte sich über die meisten dieser Forderungen. Den meisten Widerspruch fand aber der vom schwedischen Hofe gestellte Antrag, daß Dänemark fremden Flotten den Sund versperren sollte. Friedrich fürchtete, wie nachtheilig diese Forderung seinem Reiche war, da sie ihm nicht allein die Laß auflegte, die schwedischen Bälle, Häfen und Küsten auf seine Gefahr zu verteidigen, sondern ihm auch den Haß aller europäischen Mächte zuzog. Ungeachtet seiner Gegenvorstellungen suchte er jedoch, da ihm an einer genauen Freundschaft mit dem schwedischen Hofe viel zu liegen schien, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die den Abschluß des verlangten Bündnisses hinderten. Die Schweden hielten erklärt, daß sie vor der Beseitigung der noch immer obwaltenden Mißthätigkeiten zwischen Dänemark und Holslein das ergriffenachte Reich nicht verlassen würden. Friedrich erklärte hierauf durch einen am 12. Mai 1658 geschlossenen Vergleich das Herzogthum Schleswig für unumschränkt. Das Stift Schleswig dagegen räumte er dem Herzoge zu Gottorp ein. Nach diesem Vertrage ward der schwedische Generalleutnant Wrangel von seinem Könige befehligt, Seeland zu räumen. Er sollte jedoch in Fünen und Frederiksbode verweilen, weil Karl Gustav durch ihn noch manche Forderungen geltend machen wollte, zu denen ihn der roestlicher Friede, wie er vorgab, berechtigte. Über diese Forderungen, die ihm unter andern die auswärtigen Truppenwerbungen und die Unterhaltung eines beständigen Heeres von 10,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern unterlagten, entbanden neue Bewilligungen, so auch über die Insel Hven, auf welche die Schweden ihre Ansprüche unter dem Vorgeben geltend machten, daß dies Eiland seit den ältesten Zeiten dem schwedischen Stifte Lund gehört habe. Einige andere Angelegenheiten wurden theils erledigt, theils weiter hinausgeschoben. Man vereinigte sich, daß die schwedischen Kriegsschiffe Kronborg und die dänischen Helsingborg besetzen sollten, und daß dem schwedischen Reiche erlaubt sei, Flotten den Sund passieren zu lassen, ohne zuvor dazu die Erlaubniß des Königs von Dänemark eingeholt zu haben. Ein neuer Anlaß zum Hader entstand wegen der Certificate, welche die dänischen Zollaufseher, aus Unkenntniß der roestlicher Friedensbedingungen, von einigen stäl-

funder Schiffen gefordert hatten. Wichtiger in seinen Folgen war das Unternehmen Karlofs, eines ehemaligen Vorlehrs der schwedischen Handelscompagnie in Guinea, der mit einem dänischen Kapterbriese versehen, mehrere schwedische Waarenlager in Guinea erbeutete, an mehreren Orten die dänische Flagge aufziehen ließ und mit seinem Raube nach Glückstadt zurückkehrte. Karl Gustav verlangte hierauf von dem dänischen Reiche den Werth jener auf 300,000 Thlr. geschätzten Beute, und entfristete als Vertheidigungen der Dänen durch den Nachspruch, daß er, bevor er jene Summe erhalten, sein Heer nicht wieder aus Dänemark zurückziehen werde. Sollte man sein Verlangen nicht sofort erfüllen, so würde er darin einen Friedensbruch erblicken und den dänischen Krieg erneuern. Anderweitige Ereignisse trugen dazu bei, die Flamme des wieder angefaßten Zwistes zu unterhalten. Die Russen hatten ihre Eroberungen in Estland erweitert; von den Polen war die Stadt Thorn den Schweden entzissen worden, und im teuthen Reiche war, ungeachtet aller Ermahnungen der schwedischen Gesandten, der böhmisch-ungarische König Leopold, Karl Gustav's Feind, am 18. Juli 1658 zum römischen Kaiser gewählt worden. Diese unangenehmen Vorfälle legte Karl Gustav dem Könige Friedrich zur Last, weil er durch dessen Sammellosigkeit gezwungen worden sei, sein Heer, das er anderwärts beschaffen konnte, in Dänemark zurückzulassen. Er verlangte daher von Friedrich Erstat, nicht bloß für den durch Polen und Rußland ihm zugefügten Schaden, sondern auch für die künftigen Folgen der Kaiserwahl und der verstärkten Macht Leopold's. Die Gesandtschaft, welche hierauf Friedrich zur Beschlurng des Freundschaftsbündnisses mit Schweden dahin abgehen ließ, hatte zwar nicht den von ihm gehofften Erfolg, aber den ungünstigsten Theil, daß er die Gefahr entdeckte, worin er sich befand.

Wirklich schiffte Karl Gustav, aller Gegenvorsellungen des französischen Gesandten Trevion ungeachtet, unter dem Vorwande Danzig zu besuchen, sich nach Seeland ein, mit dem Vorsatze, das dänische Reich gänzlich zu vernichten. Er besand sich aber, als er diesen Entschluß faßte, in einer mißlichen Lage. Mit Grund mußte er befürchten, daß Polen, Österreich, Brandenburg und die Niederlande sich gegen ihn vereinigen möchten, wenn er Dänemark anzugreifen wagte. Gegen diese vertheilten Mächte konnte ihn Niemand schützen, außer Cromwell, der ihm aber, wie früher erwähnt worden, statt der Hülfsvolker nur Entschuldigungen zugesandt hatte. Karl Gustav's Flotte bestand nur aus elf Linien Schiffen und 60 kleinen Fahrzeugen, sein Heer aus 4000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern. Er rechnete bei diesem Unternehmen auf die Muthlosigkeit seiner Feinde und auf sein bisheriges Kriegsglück. Nach einer zweitägigen Seefahrt landete er am 8. August 1658 zu Kopenhagen. Die dortigen Bürger und Bauern beruhigte er durch den Vorwand, daß er nicht in feindseliger Absicht komme, sondern den König gegen die Kränkungen des Adels und den Troß der Soldaten schützen wolle. Heimlich aber brachte er durch den Reichsrath Claus Hoot mehr dänische Besatzungen auf

seine Stütz. Erst am 9. August erfuhr Friedrich diesen Einfall in seine Staaten. Die dänischen Reichsräthe Magnus Hörg und Christen Egel erbiethen von dem König Karl Gustav, den sie zu Kingsdal trafen und ihn an die gemeinschaftlichen Verträge erinnerten, die kurze Antwort, daß durch die abgebrochenen Unterhandlungen zu Kopenhagen der rostküder Friede als nicht geschlossen zu betrachten sei. Es handle sich daher hier, bemerkte der König, nicht um einen neuen Krieg, sondern nur um die Fortsetzung der bereits angefangenen Feindseligkeiten. Mit dieser Antwort des schwedischen Königs, der alle Friedensvortheile von sich wies, waren die abgeordneten Reichsräthe nach Kopenhagen zurückgekehrt und hatten unter den dortigen Bewohnern allgemeine Bestürzung und Unthätigkeit verbreitet. Unter den Vornehmen hielten es Viele für rathsam, dem Feinde die Thore zu öffnen; die meisten bestanden jedoch auf die Verteidigung der Stadt. Entschieden aber verwarf Friedrich den ihm ertheilten Rath, zu seiner Sicherheit sich nach den Niederlanden oder nach Norwegen zu begeben. „Er wolle“, äußerte er, „in seinem Neste sterben, den Untergang seines Reichs aber nicht überleben.“ Dem Könige Karl Gustav ließ er melden, daß er jede Gelegenheit ergreifen werde, sich an ihm zu rächen. Bei der Erstürmung der Stadt wolle er muthig kämpfen an der Spitze seiner unglücklichen Unterthanen und Niemand solle lebendig seinen Händen entkommen. Er erbot sich selbst zu einem Zeitpasse, den aber Karl Gustav verwarf, weil die Nichten gegen sein Volk ihm nicht erlaubten, sich einer solchen Gefahr preiszugeben. Durch den Reichthumsmeister und den niederländischen Gesandten ermahnt, für ihr Vaterland, für ihre Vorrechte und Güter, für ihren König zu streiten, gaben die Bürger von Kopenhagen wiederholte Versicherungen ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit. Indessen beschäftigte sich Friedrich theils in seinem Schloß, theils auf den Wällen mit den Anstalten zu einem tapfern Widerstande. Für die Studenten der Universitäts, die sich besonders geneigt zeigten, die Waffen zu ergreifen, errichtete Friedrich ein eigenes Regiment, bestehend von dem Obersten Knud Lange¹⁾. Wer sich durch eine besonders rühmliche That auszeichnete, sollte in den Adelsstand erhoben, und jedem dänischen Leibeigenen, der die Waffen führen würde, die Freiheit geschenkt werden. Den Bürgern von Kopenhagen ertheilte er mehrere wichtige Vorrechte. Er erbot Kopenhagen zum ersten Stapelplatz in Serland und zu einer Reichskanzlei, deren Abgeordnete bei allen wichtigen Beratungen stimmfähig sein sollten. Er erlaubte allen Bürgern und der

gesamten Geistlichkeit in Kopenhagen den Besitz von Rittergütern mit adeligen Freiheiten und ebenso ihnen und ihren Kindern den Zutritt zu allen adeligen Ehrenstellen und Bezeichnungen. In Friedenszeiten besetzte er sie von allen Steuern, Schatzungen und anderweitigen Kosten. Ihre Erkenntlichkeit für diese Beweise der königlichen Huld zeigte die Bürger durch den Eifer, bei dem Widersteigen und Einschüßern der Vorstädte und bei der Ausbesserung und Befestigung der Wälle.

Den Plan, Kopenhagen sogleich zu stürmen, gab Karl Gustav wieder auf. Er hielt es für zweckmäßiger, erst Kronenborg zu erobern, um die Einschließung der Niederländer durch das Geschick dieser Festung von der Einsahrt in den Sund abzuhalten. Er begnügte sich, mit Hilfe seiner Flotte Kopenhagen bloß zu drohen. Durch ein fälschliches Gerücht, daß die Stadt bereits erobert und der König gefangen sei, verbreitete sich eine solche Bestürzung unter der Mannschaft, welche das Schloß Kronenborg verteidigten, daß diese von dem Admiral Brangel delagerte Festung sich bald ergab. In Kopenhagen verbreitete dies Ereigniß große Unruhe und Bestürzung. Gleichwohl wurden die dortigen Bürger dadurch nicht wankend in dem Entschlusse, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Durch mehrere Ausfälle fügten sie den Schanzen der Belagerer großen Schaden zu. Vergewaltigte sich der französische Gesandte, den dänischen Hof zu Friedensvor schlägen zu bereiten. Der König verwarf sie und auch die Bürger von Kopenhagen schienen entschlossen, ihr Heil von den Waffen zu erwarten. Um das feindliche Heer zu schwächen, bot Friedrich den Überläufern bedeutende Summen. Bei einem Ausfalle, den die Belagerten unternahmen, böhsten die Schweden an Todten und Gefangenen 800 Mann ein, und liefen Gefahr, ihr sämtliches Geschütz zu verlieren, doch gelang es der schwedischen Flotte, mehrere einzelne dänische Kriegsschiffe, die sie in den dänischen Häfen überraschte, wegzunehmen. Reichlich entschädigte jedoch die Kopenhagener für diesen Verlust eine schwedische Fregatte des Admirals Brangel, die durch Verrath in den Hafen von Kopenhagen einlief, und 16 Kanonen, eine starke Besatzung und Schätze und Kostbarkeiten des Schloßes Kronenborg an Bord hatte. Diese reiche Beute verdante Friedrich der Kühnheit und Geschicklichkeit eines ehemaligen dänischen Unterofficiers, Jacob Danneberg, der sich in schwedischen Diensten befand und von dem dänischen König ein Landgut auf Wöen und eine Officiersstelle als Belohnung erhielt. Nur kurze Zeit blieb die Insel Amager, welche Brangel erobert hatte, in den Händen der Schweden. Sie mußten sie nach hartnäckigem Widerstande dem Könige Friedrich wieder einräumen, dem an der Erhaltung dieser Insel besonders viel gelegen war, weil sie ihn bisher mit Lebensmitteln versehen hatte. Im wichtigsten war aber für ihn die Nachricht von der Ankunft einer niederländischen Hilfsschiffe. Sie bestand aus 35 großen Kriegsschiffen und einer großen Menge von Frachtbooten, mit Soldaten und Lebensmitteln angefüllt. Durch widrigen Wind zurückgehalten, konnte sie erst am 29. Oct. 1658 in drei Abtheilungen durch den Sund segeln. Ebenfalls

1) Den großen Muth, den die Studenten auf ihre Dienste zeigten, bewies eine nachher von ihnen versetzte Blitschiff, in welcher sie verlangten, daß man ihnen das Recht, Degen zu tragen, verleihe, daß man allen auswärtigen Feinden den Zutritt nach in dänischen Bünden untersagen und sie von allen Ämtern ausschließen, dagegen in Kopenhagen mehrer Norweger zu Professoren ernennen sollte. Keine dieser Forderungen scheint erfüllt worden zu sein. Über diese und anderwärtige Dinge, die Belagerung von Kopenhagen betreffen, findet man nähere Auskunft in einer von Behring verfaßten Abhandlung: De Obsidione Havniensi, und in mehreren kleinen Schriften, die in der Bibliotheca Danico-Holm. erwähnt werden.

in drei Linien eilte dieser Flotte die schwedische entgegen, unter Wrangel's Oberbefehl. Zu Kronenborg, wo sich der König Karl Gustav mit seinem ganzen Hofstaate befand, feuerte er selbst die erste Kanone auf die feindliche Flotte ab. Er kam aber beinahe in Lebensgefahr, als eine Kanonentugel die Fenster des Schloßes, als er dem Gesichte zusah, dicht neben ihm zertrümmerte. Von beiden Seiten ward mit großer Tapferkeit gekämpft. Die schwedische Flotte war aber so beschädigt worden, daß sie sich nicht länger auf der See halten konnte, sondern nach Landesthoren flüchten mußte. Mit acht dänischen Schiffen unter dem Oberbefehl des Admirals Bille vereinigt, gelang es der niederländischen Flotte, die schwedische in den verstenkten Hafen von Landskron einzusperrten und unbrauchbar zu machen. Vergebens suchte indeß Karl Gustav den König Friedrich zur Zurückberufung der dänisch-niederländischen Flotte zu bewegen. Er verschänzte sich hierauf mit allen seinen Truppen, die er aus den Kaufstädten von Kopenhagen zusammenzog, in der Nähe dieser Stadt, um ihr die Zufuhr abzuschneiden und sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Hieraus ließ er Kronenborg und Friederiksbode nebst einigen andern Festungen durch neue Werke verstärken und die Besatzungen vermehren. Auf Friedrich's Befehl wurden dagegen nach dem Rückzuge der Schweden am 25. Nov. 1658 die Ausgräben ausgefüllt und das Hospital Wartov niedrigergelegt. Einige Truppenabtheilungen, die er zur See nach Kronenborg sandte, um dort neue Versuchungen aufzuwerfen, trafen das Schicksal zu stranden und in schwedische Gefangenschaft zu gerathen. Fast überall fand Friedrich Geheer, als er die Bewohner der Insel Bornholm, des Stifts Drontheim und der Städte Walmö und Helsingör ermunterte, sich der schwedischen Herrschaft zu entziehen und sich ihm, als ihrem rechtmäßigen Herrn, wieder zu unterwerfen. In Walmö vereinigten sich schon zu Anfang des November 1658 mehrer Bürger, ihre Stadt dem König Friedrich zu öffnen. Dieser versprach ihnen seinen kräftigsten Schutz, und sandte ihnen auch einige Soldaten, die jedoch vor dem Hafen strandeten und umkamen. Die ziemlich allgemeine Erbitterung der Bewohner von Bornholm über den Druck und die Gewaltthatigkeiten des dortigen schwedischen Statthalters benutzte Jens Kosseb, ein dem König Friedrich sehr ergebener Mann, um in Bornholm Freunde und Anhänger zu gewinnen. Mit ihrer Hilfe nahm er den Statthalter Prinzenstied gefangen und zwang die Besatzung des Schloßes Hammerhus, sich ihm zu ergeben. Der von den Landesherrn ihm übertragenen Aufsicht über das Kriegswesen zeigte er sich würdig durch die Wegnahme einer schwedischen Galiotte. Friedrich aber erhielt in Folge einer von den gesammten Einwohnern in Bornholm verfaßten und am 19. Jan. 1659 bekräftigten Urkunde, jene Insel zum Erbe und Eigentum.

Auch die Bewohner des Stifts Drontheim befreiten sich durch einen Aufstand von der schwedischen Oberherrschaft. Der schwedische Lehnshauptmann Stiernsköld mußte im December 1659 die Stadt Drontheim den Dänen übergeben und das Stift räumen. Diese für den

König Friedrich günstigen Ereignisse dienten dazu, den hohen Begriff herabzukommen, den Karl Gustav bisher von seiner Macht gehabt hatte. Die Eroberung des dänischen Reichs dünkte ihm ein sehr schwieriges Unternehmen. Er warb sich daher um die Hilfe auswärtiger Mächte. England, Frankreich und die Niederlande schienen ihm zwar nicht abgeneigt, doch bestanden sie darauf, daß zuvor der roestlicher Friede bis auf den Punkt der Ausschließung fremder Völker aus dem Sund von beiden nordischen Königen anerkannt werden sollte. Durch diese Forderung zerklüfteten sich die angeluspanischen Unterthanen wieder. In seinem Entschlus aber, Dänemark nicht zu bekriegen, ward der neue englische Protector Richard Cromwell wankend, als Karl Gustav ihm nach der Einnahme von Kopenhagen durch englischen Beistand die Insel Zealand und die Zollfreiheit im Drefunde versprach, nach der Ueberwältigung von ganz Dänemark und Norwegen noch außerdem Bremen und Verden. Die beiden eben genannten Stifte erbat er sich sogar sofort einzuräumen, wenn ihm England Hilfsstruppen senden und die Niederländer durch eine Kriegserklärung von Dänemark Unterstützung abhalten wollte. Er ward aber durch Cromwell unter mancherlei Entschuldigungen so lange hingehalten, bis der hereinbrechende Winter die Uebersicht der englischen Truppen hinderte. Gerade um diese Zeit besetzte sich Karl Gustav von seinen alten Feinden, den Russen, in Folge eines Vergleichs, durch welchen er Koenigsen, Dorpat, Abgel und Marienburg einbüßte. Er besah aber dafür noch nähere Feinde, die ihm noch größern Schaben zufügten. Verräthig mit einigen kaiserlichen und polnischen Hilfsstruppen eroberte der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg Holslein, Schleswig und Jütland. Durch einen Vertrag, den er mit dem Herzoge von Gottorp schloß, zwang er denselben am 15. Nov. 1659 zur strengsten Neutralität. Karl Gustav ließ sich indeß zu einem neuen Einfall in Seeland verleiten, den er in zwei an die Generallstaaten und den König von Frankreich gerichteten Briefen zu rechtfertigen suchte, jedoch durch jene Schreiben, die er dem Druck übergab, nur fast alle europäischen Mächte in der Uezeugung bekräftigte, daß sein Verfahren nach dem Völkerrechte nicht zu entschuldigen sei.

Die vorgebrachten Vertheidigungsgründe, unter denen der angebliche Bruch des roestlicher Friedens einer der hauptsächlichsten war, suchte der König Friedrich durch die Waffen zu entkräften. Da der frühzeitig eintretende Frost das Vordringen seiner Bundesgenossen nach Seeland verhinderte, wandte er seine Hauptaufmerksamkeit auf die Begründung aller Dinge, die den Schweden die Erstürmung Kopenhagens erleichtern konnten. Der größere Theil der Bewohner fand Tag und Nacht unter den Waffen. Friedrich untersuchte selbst, ob seine Befehle genau befolgt worden waren. Unterdessen versuchte Karl Gustav mehrmals, doch ohne Erfolg, Kopenhagen zu stürmen. Er hatte dadurch sein Heer bis auf 5000 Mann geschwächt und mehrere seiner tapfersten Feldherren und Krieger eingebüßt. Friedrich aber ließ zum Andenken der errungenen Siege am 20. Febr. 1659 ein Dankfest veranstalten, wel-

des jährlich wiederholt werden sollte. Auf einer bei dieser Gelegenheit geprägten Denkmünze sprach er zugleich die Überzeugung aus, daß er seinen Sieg der Fügung Gottes allein zu danken habe¹⁾. Karl Gustav war aber durch seine Verluste nicht entmutigt worden. Durch Hunger wollte er die Übergabe der Stadt, die seinen Waffen widerstand, erzwingen. Er täuschte sich aber, als er von einer englischen Flotte, die am 6. April 1659 zwischen Kronenborg und Hveen ankerte, Hilfe versprach. Sie erschien bloß, um mit Zustimmung der Generalstaaten und des französischen Hofes zwischen den nordischen Kriegen, ohne Einmischung anderer Mächte, Frieden zu stiften. Aber weder bei Karl Gustav, noch bei Friedrich fand der englische Gesandte Meadow Gehör, als er am 11. April 1659 darauf antrug, daß sie den rostocker Frieden bis auf den dritten Punkt, der von der Aufhebung fremder Flotten aus dem Sund handelte, erneuern möchten. Friedrich entschuldigte sich mit seiner Verpflichtung, ohne Mitwissen seiner Verbündeten sich auf Friedensvorschläge nicht einzulassen. Auch mit Karl Gustav, ungeachtet er sich nachgiebiger zeigte, kam kein Vergleich zu Stande. Mit seiner Flotte begab er sich nach den kleinen dänischen Inseln. Er eroberte Falster, Moen und Langeland, Friedrich aber war von seinen Verbündeten gerächt, denen es gelang, die Schweden gänzlich aus Jütland zu vertreiben. Emstlich aber bemühten sich England und Frankreich, als Vermittler des rostocker Friedens gemeinschaftlich mit den Generalstaaten den nordischen Krieg zu beendigen, der ihrem Osterlande großen Abbruch that. Ohne sonderlichen Erfolg wurden darüber im Haag zweimalige Friedensunterhandlungen gepflogen. Vermöge eines neuen Entwurfs sollte Krontheim den Dänen wiedergegeben, die Forderung der Beute von Guinea ihnen aber erlassen, und der rostocker Friede mit Weglassung des dritten Artikels, in allen übrigen Punkten erneuert werden.

Friedrich verworf diese Vorschläge, die ihm der niederländische Gesandte in Kopenhagen überbrachte. Als dieser aber ein Wort fallen ließ, daß Dänemark von Frankreich und England zum Frieden gezwungen werden könnte, entgegnete der König nicht ohne Entrüstung: „Ich

3) Auf der Hauptseite dieser Denkmünze wird von einer aus den Wolken kommenden Hand mit einem Schwert eine andere Hand, die nach einer Krone greift, abgehauen. Die Rückseite zeigt den gekrönten Namenszug F. 3., auf dem ersten Oberrand. Auf jener Seite befindet sich die Inschrift: Soli Deo gloria 11. Febr., und auf dieser: Dominus providet. 1659. Bzgl. Köhler's Münzbeiwertung. 2. Ab. S. 401. Diese Münze scheint sich zugleich auf das Pfalzgraf von Sulzbach Bemerkung zu beziehen, der dem Könige Karl Gustav während des Sturmes auf seine Frage, was man mit des Königs Friedrich Gemälden und Ködern anfangen sollte, den Rath gab, sie hinrichten zu lassen; s. Holzer's Dänemärkische Geschichte S. 416. Man hat auch eine andere Schatzmünze, die jedoch nicht auf königlichen Befehl geprägt worden zu sein scheint. Auf der Hauptseite befindet sich des Königs Portrait und auf der Rückseite das erwähnte allegorische Bild mit der Umschrift: 1659 den 11. Febr. feint die Schwed. zu Nacht um 2 vor Gehn. mit einem general Sturm angestien und sich genent morgens um 5. Bei der Krone ist der Name: Gøpenhafn., bei den Händen: Svæb. Sturm und Daa. gegen Sturm, und unten: Koenenue soll Daa gloria. Frid. 1660. den 27 Maji geprägt. Bgl. Köhler a. a. D. 3. Ab. S. 423.

weiß zwar nicht, wer sich unterlagern wird, so etwas zu unternehmen, aber das weiß ich gewiß, daß die Holländer und selbst der Teufel, er sei so arg, wie er immer wolle, mich hier nicht zwingen sollen. Ich bin es müde, mich länger von den Holländern hintergehen zu lassen, ohne deren Beistand ich längst einen weit vortheilhaftern Frieden hätte schließen können. Auf ich unterliegen, so will ich als ein Mann, der Herz hat und die Ehre schätzt, umkommen; nie aber werde ich einen schimpflichen Friedensvorschlag genehmigen. Ich breche nie das Wort, das ich meinen Bundesgenossen gegeben habe, und wenn ich mich, um es zu halten, selbst zu Grunde richten muß, so sollen die Holländer die ersten sein, die ich mit mir in die Tiefe hinabstürzen will.“ Die niederländischen Gesandten suchten den König zu besänftigen. Nur zum Schein, äußerten sie, möchte er jenen Vorschlag annehmen, damit sie einen Vorwand bekämen, ihm mit ihren Flotten beizustehen gegen den König Gustav, der ohnedies schwerlich jenen Antrag genehmigen werde. Sie täuschten sich hierin nicht. Just mit noch heftigern Vorwürfen überhäufte sie der schwedische König. Er suchte indessen die Gesandten wieder zu besänftigen, weil er fürchtete, daß er der vereinigten Macht Englands, Frankreichs und der Niederlande schwerlich würde widerstehen können. Daher zeigte er sich endlich den Friedensunterhandlungen geneigt, die am 25. Aug. 1660 auf freiem Felde vor Kopenhagen stattfanden, doch, weil man sich nicht vereinigen konnte, bald wieder abgebrochen wurden.

Auch nach den erwähnten Vorgängen schienen die Niederländer dem Könige Friedrich noch immer ihren Beistand nicht entziehen zu wollen. Ihre Flotte, von dem Admiral Ruyter befehligt, schloß im Hafen von Landskron die schwedische ein, wenn auch mehr in der Absicht, Schrecken zu verbreiten, als jene Flotte zu vernichten. In Helsingborg brachten die Gesandten der drei Staaten den König Karl Gustav endlich am 25. Oct. 1660 zu der Erklärung, daß er ihre Vermittelung annehmen wolle, wenn sie die Bürgschaft, daß Dänemark den Frieden künftig halten werde, übernehmen und dafür sorgen wollten, daß ein allgemeiner Friede mit allen Feinden geschlossen und diesem Reiche wieder zurückgegeben werde, was es jenseit der Ostsee eingeblüht. Diese Bedingungen versprachen die Gesandten zu erfüllen. Karl Gustav aber vertief sie, erforderte durch die Nachricht, daß Ruyter mit der niederländischen Flotte und vielen böhmischen Fahrzeugen sich nach Holslein gewandt habe. Wüthig entmuthigte ihn aber die unglückliche Schlacht bei Nyborg, die theils zu Lande, theils zur See geliefert ward, und den Dänen wieder zu dem Besitze von Künen verhalf. Nach dieser Niederlage hielten die Gesandten der drei Staaten den Rath des schwedischen Königs für völlig gebrochen, und versuchten nochmals am 19. Nov. 1660 ihn zur Genehmigung des im Haag projectirten Vergleichs zu bewegen. Ihn beschäftigte aber ins Geheim der Plan, durch einen Einsatz in Norwegen einen beträchtlichen Theil dieses Reichs an sich zu bringen. Sein Tod vereitelte diese Entwürfe. Während seine Truppen das feste Schloß Fredensthalb vergeblich zu erstürmen suchten, starb Karl

Ostflav am 12. Febr. 1660 zu Göteborg, wo er sich wegen des dort verfallenden Reichstages aufgehalten hatte.

Des verstorbenen Königs Rath, den er seiner Gemahlin ertheilt, sich mit allen kriegsführenden Mächten zu versöhnen, vorzüglich aber die völlige Erschöpfung des schwedischen Reichs erleichterten dort die erneuerten Friedensvorschläge. Weder durch Vorstellungen noch durch Drohungen ließ sich jedoch Friedrich bewegen, den haagschen Vorschlag einzugehen. Endlich versand er sich doch dazu durch die von den englischen Gesandten in Kopenhagen ausgesprochene Drohung, daß ihre Republik von den Niederlanden die auf die Flotte verwandten Kosten wiederzuerstatten sollte, wenn die Provinzen dem dänischen Könige ferner helfen oder ihre Flotten im Sund lassen würden. In einem Schreiben an seinen Verbündeten, den Kurfürsten von Brandenburg, dem die einseligen Verträge, die er durch seine Erklärung eingegangen war, vielleicht unangenehm sein konnten, entschuldigte er sich, nur durch die Noth und Ohnmacht seines Landes dazu genöthigt worden zu sein, da sein Reich nicht länger den Krieg ertragen und noch weniger der schwedischen Seemacht, wenn sie durch die niederländische Flotte verstärkt würde, widerstehen könne. Die schwedisch-dänischen Friedensunterhandlungen nahmen am 25. März 1660 nun wieder unter den Zelten bei Kopenhagen ihren Anfang. In den Frieden zu Ulbo, der um diese Zeit zwischen den schwedischen, brandenburgischen, kaiserlichen und polnischen Gesandten zur Befestigung mehrer Ansprüche des Königs Johann Kasimir zu Stande kam, ward Friedrich nur auf den Fall mit eingeschlossen, daß er sich mit Schweden verständ haben würde. Dieser Friede war daher schon, als er errichtet ward, für Dänemark von Nothweil. Noch gefährlicher aber ward er diesem Reiche, als die schwedische Regierung Anhalt traf, den Abtritt ihrer Truppen, den sie bisher gegen die Polen und Kurländer gebraucht, nach Dänemark zu senden. Während aber die englischen Gesandten auf die Beilegung des nordischen Friedens drangen, ließ Friedrich den Herzog Christian Albrecht von Holftein-Gottorp in seinem Schlosse Lönningen einschließen und belagern: wahrscheinlich wollte er ihn dadurch zwingen, den Vortrachten, die sein Vater Friedrich durch den vorkiller Frieden erlangt, zu entsagen und ihn zur Abtretung einiger Landschaften zu bewegen, auf die er Ansprüche zu haben glaubte. Ein von dem Herzog angetragener Vergleich hatte keinen Erfolg. Seine Versöhnung mit dem Könige ward daher ein Gegenstand der Unterhandlungen, welche, wie früher erwähnt, die Gesandten der drei Staaten mit den dänischen und schwedischen Abgeordneten am 25. März auf dem Felde zwischen Kopenhagen und dem schwedischen Lager begannen hatten. Sie geriethen aber, während sie den Frieden zwischen zwei streitenden Mächten vermitteln wollten, durch ihr Privatinteresse mit einander selbst in Zwist. Die dänischen und schwedischen Abgeordneten fanden darin eine Veranlassung, ihre gegenseitige Erbitterung zu unterdrücken. So ward am 7. Mai 1660 der Friede zu Ko-

penhagen geschlossen, nach welchem die Handelsplätze in Guinea, die Insel Bornholm und das Städt Drontheim dem König Friedrich überlassen wurden, der für Bornholm mehrere Stammgüter auf Schonen, die er von ihren Besitzern, seinen Unterthanen, für drei Millionen Thaler gekauft hatte, der schwedischen Krone wiedergab. Er betheil zwar den Sundjall, mußte jedoch jährlich 3500 Thlr. an die schwedische Kammer zahlen zur Unterhaltung der Festungsburgen auf Schonen. In Bezug auf die Durchfahrt schwedischer und dänischer Kriegsschiffe durch den Sund ward bestimmt, daß jene die Festung Kronenborg zuerst mit der schwedischen Besatzung begrüßen, doch nicht die Bimmel senken oder die Segel streichen sollten. Jeder der beiden Monarchen sollte dem andern die Zahl seiner Schiffe und ihrer Mannschaff melden, ehe sie den Sund passirten. Durch eine Bürgschaftsurkunde übernahm der König von Frankreich nebst England und den Niederlanden die Aufrechterhaltung und Vertheidigung des erwähnten Friedens.

Auf dem Reichstage zu Kopenhagen, den Friedrich am 10. Sept. zusammenberufen hatte, wünschte er die durch den langen Krieg in Verwirrung gerathenen Staatsangelegenheiten in einen bessern Zustand zu bringen und mehrfache Unbehelligkeiten zwischen dem Adel und dem Volke zu beseitigen. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf die Tilgung der sehr bedeutend angewachsenen Staatsschuld und auf die künftige Sicherheit des Reichs. Er beschloß die Flotte zu verstärken und auf Seeland, Haller, Vangeland, Looaland und anderen Inseln fortwährend ein kleines Heer von 2000 Reitern zu unterhalten, um diese Provinzen vor feindlichen Einfällen der Schweden zu schützen. Das Gutachten der Reichsräthe, denen Friedrich diesen Entschluß eröffnete, lautete dahin, daß er den sogenannten Kossdienst des Adels nebst den aus den Infanterieregimentern, aus denen vor dem Kriege die Reichsmacht bestanden, wieder einzuführen, die übrigen Truppen aber abbauken und zur Entrichtung des rückständigen Soldes einige Krongüter verpfänden sollte. Selbst zur Befestigung der Stadt Kopenhagen und des Schlosses Kronenborg, meinten die Reichsstände, ließe sich auf diese Weise etwas ersparen. Ungemein zahlreich war übrigens die Versammlung, die sich am 10. Sept. über die Maßregeln und Mittel berathschlagte, dem dänischen Reiche aufzuhelfen und den Staat in einen gehörigen Vertheidigungs- und Sicherheitszustand zu versetzen. Zur Bekräftigung der notwendigen Staatsausgaben ward eine Steuer der Lebensmittel vorgeschlagen. Der Adel trat darauf an; verworfen ward sie jedoch von der Geistlichkeit, den obrigkeitlichen Behörden und dem Bürgerstande. Der letztere verlangte in einer eigenen Schrift, daß die königlichen Lehen an den Weisheitsleuten verpachtet werden sollten, um dadurch den Staatsaufwand zu beschränken. Über diese Forderung ward jedoch der Adel so entrüstet, daß dem Reichsrath Otto Krag gegen den Bürgermeistern von Kopenhagen Hans Ranten die Worte entfloßen: „Ihr unnen Stände müßt wissen, daß euch nicht zuliehm, solche Dinge anzuordnen. Ihr kennt entweder die Rechte des Adels und euren Stand nicht, oder ihr wollt

beides nicht kennen, und stellt euch, als müßtet ihr nicht, daß der Adel frei und ihr unfrei seid.“ Der Vorschlag einiger geistlichen und weltlichen Abgeordneten, die bisherige Regierungsverfassung aufzuheben und das dänische Reich erblich zu machen, mußte gleichfalls dem Adel mißfallen, weil diese Staatsveränderung ihm die Macht nahm, den künftigen Thronfolger durch eine Capitulation zu beschränken und ihn zur Bekräftigung der adeligen Vorrechte zu nöthigen. Als die Reichsräthe hierauf eine neue Stempelordnung in Vorschlag brachten, ward dieselbe von den untern Ständen einstimmig verworfen. Auch über einen andern Punkt konnten sie sich mit dem Adel nicht vereinigen. Dieser trug dem Könige die erbliche Thronfolge seiner männlichen Nachkommen an. Der geistliche und weltliche Stand beantragte nun die Thronfolge aller Nachkommen, welche Friedrich jedoch verwarf. Endlich vereinigten sich alle Stände dahin, daß sie auf jeden Antheil an der Regierung verzichteten und die unumschränkte Gewalt in die Hände des Königs legten. Eine von allen Reichstagsabgeordneten unterzeichnete Souveränitätsurkunde ward ihm unter vielen Feierlichkeiten auf dem Schloßplatze, in Gegenwart der königlichen Leibregimenter, des gesammten Hofes und einer zahlreichen Versammlung der Bewohner Kopenhagens übergeben. An diese richtete der Reichsrath Peter Kez die nachfolgenden Worte in dänischer Sprache: „Nachdem es dem Allerhöchsten gefallen, dieses Königreich mit aller Stände einmüthiger Erklärung und Bewilligung dem hochgeborenen, großmächtigen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich III., Könige zu Dänemark, Norwegen u. s. w., wie auch Sr. Königl. Majestät Erben männlicher und weiblicher Linie als ein Erbrecht zu überantworten und zu übertragen: so danken Se. Majestät sämmtlichen Ständen für solches unterthänigste Merkmal ihrer guten Neigung, und versprechen allen und jeden getreuen Unterthanen, sie nicht nur als ein christlicher Erbherr und gnädiger König zu beherrschen, sondern auch eine solche Regierungsart und Form zu errichten, daß sie alle inbegriffen von Sr. Majestät, ihren Erben und Nachkommen, eine christliche und milde Regierung sollen zu erwarten haben. Und weil diese Entscheidung der sämmtlichen Stände einen neuen Eid erfordert, so wollen Se. Majestät alle Stände sämmtlich ihres vordien gethanen Eides entlassen haben, und verbleiben allen und jeden mit königlicher Gnade gewogen.“ Die sämmtlichen Reichsräthe legten hierauf den ebenfalls in dänischer Sprache verfaßten Eid ab, durch den sie dem Könige unverbrüchliche Treue gelobten. Friedrich ließ sich hierauf durch Abgeordnete an alle auswärtige Höfe die ihm bewilligte Erbsfolge, die unumschränkte Regierungsgewalt und das Recht, die Thronfolge zu bestimmen, durch eine Urkunde zusichern, die ihm jedoch erst am 10. Jan. 1661 unter neuen Feierlichkeiten überreicht ward *).

Bereits am folgenden Tage nach der Erbhuldigung ertheilte Friedrich den Bürgern von Kopenhagen, nachdem er ihnen für ihre Treue, Wachsamkeit und Vertheidigung der Festung gedankt, die Erlaubniß, die bisher geführten Waffen niederzulegen. Die angeworbenen Truppen behielt er noch einige Jahre für den möglichen Fall, daß die schleimige Regierungsveränderung zu innern Unruhen Anlaß geben könnte. An ihre Stelle sollte später ein Heer von 24,000 Mann Fußvolken treten, das fortwährend beibehalten und in den einzelnen Städten und Dörfern des dänischen Reichs cantoniren sollte. Hierzu und zur Tilgung der Landesschulden legte er allen feinen Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes eine ihren Würden und Einkünften angemessene Kopfsteuer auf. Mit fürstlicher Freigebigkeit bewohnte er die vornehmsten Beförderer seiner Souveränität; namentlich die Bürgermeister und Stadthauptleute in Kopenhagen. Durch eine sogenannte Provisionalordnung ward am 4. Nov. 1660 die neue Reichsverfassung publicirt. Die Reichsräthe und der Adel bekamen höhere Titel und andere Ehrenzeichen, mußten aber die Ehre mit dem Verluste eines großen Theiles ihrer früheren Macht erkaufen. Die Geistlichen und der Bürgerstand gelangten zu großem Ansehen, und auch den Bauern wurden mehr Freiheiten als bisher zugesprochen. Für Einigkeit in Religions- und Staatsangelegenheiten, für die Aufrechterhaltung der Ordnung durch die Polizei, für die gewissenhafte Verwaltung der Justiz, für die Beförderung der Industrie und vieler gemeinnütziger Anstalten sorgte Friedrich durch die Errichtung eines Oberhof- und Staatskollegiums. Daran schlossen sich eine Reichskanzlei, ein Reichsmarschalls-, ein Admiralitäts- und ein Reichsschatzmeisterkollegium, das an die Stelle der früheren Kammer trat. Die fünf Vorgesetzten und die Präsidenten aller dieser Collegien bildeten den geheimen Staatsrath. Zu Beratungen über Krieg und Frieden, über den Abschluß von Bündnissen oder Aufzerrung einer neuen Steuer berief Friedrich den großen Staats- oder Hofrath zusammen, der aus sämmtlichen Mitgliedern der Collegien bestand, und endlich die gesammten Reichs-

Sophia. Georgius Princeps. Principissa Frederica Amalia. Principissa Ulrica Eleonora. Principissa Wilhelmina Ernestina. Auf der andern Seite der Münze befindet sich die Inschrift: Post Amagrium vindictam die 10. Octob. A. 1658, Hafniam liberatam ab hostili obsequio die 20. Octob. ejusd. anni, Ausulto die 11. Febr. 1659, Pioniam recuperatam die 14. Nov. ejusd. anni, pacem subacta redditam die 27. Maji 1660, Frederico tertio Dan. et Norw. regi dominijs regiae quod haereditario et Absolutio Monarchae debetur praestitum est honorarium Hafniae 19. Octob. A. ejusd., elapsa a priori Homagio Annis 12 Mensibus 3 Dieb. 13, in perpetuum rei memoriam. — Auf einer andern Denkmünze, welche Friedrich selbst prägen ließ, findet man auf der Hauptseite sein Portrait und auf der Rückseite seiner Väter Bergdäner Brustbilder. Des Königs Portrait umgaben die Worte: Fredericus tertius ex domo Oldenb. Dan. et Norw. Rex electissimus octavus haeredit. primus. Dominus providebit. Die Brustbilder der dänischen Könige sind mit der Umschrift gezieret: Daniae et Norvegiae rex electiss ex domo Oldenburgica. Pa. 112. 2. Notandum timentum deum potens erit in terra. Außerdem ließ Friedrich noch eine größere Schatzmünze prägen, auf welcher er unter einem, mit dem dänischen und norwegischen Schilde gezierter, Aarzhimmel dargestellt ist.

*) Zum Andenken jenes Ereignisses ließ der dänische Bischof Enevold eine prächtige Schatzmünze prägen. Den Spruch: Cum ipso ero in augustia, erum cum et honore affluam cum. Pa. 91, 13, umgaben acht Brustbilder mit den Umschriften: Fredericus III. Dan. et Norweg. Rex. Sophia Amalia, Dan. et Norweg. Regina. Celestus regis Christianus. Principissa Anna 2. Decret. h. m. u. R. 1788 Section. XLIX.

Hände oder den sogenannten Reichstag. Viele wichtige Veränderungen traten durch die erwähnten Collegien auch für die Gesehe des Reichs ein. Für Personen von Range ward 1662 ein Hofgericht, für die niederen Volksschassen ein Bürgergericht errichtet. Die frühere Lebensverfassung ward 1663 gänzlich aufgehoben, und die Lehen wurden in Ämter verwandelt. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Friedrich der Beförderung des Handels und der Industrie. Körber und Friedericia erhob er zu Stapelstädten, und entzog zwei alten Handelscompagnien, der sogenannten Salzgesellschaft und der skandinavischen Gesellschaft, ihre, den dänischen Handel beeinträchtigende, Vorrechte.

Friedrichs neuerlangte Gewalt erregte die Aufmerksamkeit mehrerer auswärtigen Mächte, die ihm durch ihre Gesandten Glück wünschenden ließen. Der Kurfürst von Brandenburg ließ sich erkundigen, ob das dänisch-brandenburgische Bündniß, da der Krieg beendet sei, noch länger, wie es wenigstens sein Wunsch sei, fortbestehen sollte, und Friedrich erwiderte ihm, unter dankbarer Anerkennung seiner Dienste, daß er jenes Bündniß stets heilig halten werde. Durch den König Karl II. von England aufgesucht, schloß Friedrich mit diesem Monarchen ein Schutz- und Trugbündniß. Die Abtheilung der Steuern entzweite ihn mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp. Zwischen beiden Fürsten kam es zwar zu einem Vergleich, doch ward ihr Zwist erst völlig beendet durch den sogenannten Perakationstreß⁷⁾, durch welchen der Herzog dem Könige die Schwabung des Amtes Sønderburg überließ, und Friedrich das Lehnsrecht über die Güter der abgetheilten Fürsten und das Erbrecht an denselben sich vorbehielt. Bald nach diesem Vertrage gerieth er aber in einen neuen Zwist mit dem Herzoge wegen der Wiedererbauung der geschleiften dänischen Festung Christiansburg am Heier Meerbusen. Der glücksfähigste Vergleich besiegte auch diese Mißbilligkeit, und der Bau ward 1663 unternommen. Wichtigere noch war die Vergrößerung und Befestigung Kopenhagens, die in diese Zeit, in das Jahr 1663, fällt. Durch ansehnliche Beiträge der Bürgerschaft unterstützt, erbaute er die für die Verteidigung Kopenhagens von der Feste besonders wichtige Citadelle Frederiksbain. Diese Festung schien um so nöthiger bei der ihm drohenden Gefahr, mit den Niederlanden zu zerfallen. Mehrfache Trunngen zwischen den niederländischen Kaufleuten und den Colonisten in Guinea gaben dazu die nächste Veranlassung. Um den Feindseligkeiten der Generalstaaten gegen Frederiksborg zu begegnen, schloß Friedrich 1664 ein Bündniß mit dem großbritannischen Hofe gegen die Republik der Niederlande, und versprach, den König Karl II. nicht nur mit zwanzig Kriegsschiffen zu unterstützen, sondern bot ihm auch für eine jährliche Abgabe von 120,000 Thirn. die Befreiung vom Sundzoll an, um ohne seinen eignen Schaden dem englischen Handel das Übergewicht über den niederländischen in der Ditsse zu verschaffen. Er zerriß aber mit dem großbritannischen Hofe, als die englische Flotte wider seinen Willen ein

niederländisches Geschwader im Hafen von Bergen angriff. Seine Entrüstung war so groß, daß er sofort ein Bündniß mit den Generalstaaten schloß, und dem Könige Karl II. den Krieg ankündigte. Nach diesem Bündniß ließ Friedrich alle englische Schiffe anhalten, und die großbritannische Regierung übte dagegen das Wiedervergeltungsrecht. Fruchtlos blieben indessen die Versuche des englischen Gesandten Albot, die Freundschaft zwischen den beiden Monarchen wiederherzustellen. Das früher erwähnte Geseht bei Bergen, das fast von allen europäischen Höfen gemißbilligt ward, suchte er in einer eignen Schrift zu reorganisiren⁸⁾, welche jedoch Friedrich wegen der darin enthaltenen Angaben für eine Erfindung und hochstas Verleumdung erklärte. Albot aber verließ den dänischen Hof mit der Drohung, daß seines Königs Ernennung, noch ehe Friedrich ein einziges Kriegsschiff ausgerüstet, in Dänemark landen werde. Diese Drohung ließ Friedrich nicht unbeachtet. Er besetzte seine Seestädte und ernannte die Einwohner zur Verteidigung. In Holland ließ er Schiffe bauen und Matrosen anwerben. Diese Mühnngen schienen kaum vorüber. Die großbritannischen Flotten vermieden die dänisch-norwegische Küste, und schenken die dänischen Handelschiffe, weil sie entwerter mit Friedrich wieder in freundschaftliche Verhältnisse treten wollten, oder auch die Stärke der niederländischen Flotte fürchteten, die überdies von dem Admiral Deleer, einem der größten Seehelden seiner Zeit, besetzt ward. Zu gegenseitiger Verteidigung schloß Friedrich am 23. Mai 1666 ein Bündniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg, ein viersaches aber im Haag am 25. Oct. desselben Jahres mit dem genannten Kurfürsten, den Generalstaaten, dem Bischofe Ernst August von Dänabrück und seinem Bruder, dem Herzoge Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg; dies Bündniß war eigentlich gegen Schweden gerichtet. Die Feindseligkeiten zwischen Dänemark und Großbritannien beendete der Friede zu Breda am 2. Aug. 1667. Die Engländer erhielten zwar ihre verlorenen Schiffe wieder, blühten aber die Selbstfreiheit ein, die ihnen Friedrich vor sechs Jahren bewilligt hatte. Bald nachher (1668) rüstete man sich, um in Verbindung mit England und den Niederlanden, den König von Frankreich an seiner Erwerbung der spanischen Niederlande zu verhindern. Der Friede erfolgte jedoch, ehe die dänischen Truppen ins Feld ziehen konnten. Mit dem Könige Karl II. von England schloß Friedrich am 29. Nov. 1669 ein Handelsbündniß, das als eine Erneuerung eines früheren Vertrags vom Jahre 1662 betrachtet werden konnte.

Sein thätigvolles Leben beschloß Friedrich am 9. Febr. 1670. In der reichliche Stillesche wurden seine letzten Überreste am 3. Mai beigesetzt. In den letzten Le-

7) J. Jargom's Einleitung zu der Lehre von den Regalien. 8. 167, 172.

7) Narratio rerum, quae inter reges M. Brit. et Dnie transactae sunt. Mithetage ward diese Schrift durch Orati Amaliois, oder eigentlich des kopenhagener Professors Reit Jwing Dias, de bello Dano-Anglico deque dissensionum inter gentes populos contentiouumque causis. (Paris 1666, 4.) 8) B. Burnet's Mémoires pour servir à l'histoire de la Grande Bretagne sous les régnes de Charles II. et de Jacques II. Vol. I. p. 447 seq.

gen seines Lebens hatte er sich viel mit Alchimie beschäftigt. Sein Interesse an dieser Wissenschaft war gewechselt und genährt worden durch den berühmten mailändischen Schalkkünstler und Arzt Joseph Franz Borri, der, früher in Schweden angestellt, 1686 in Friedrich's Dienste getreten war. Durch ihn verleitet, hatte sich Friedrich bewegen lassen, einige Jahre vor seinem Tode das sogenannte Goldhaus in Kopenhagen erbauen zu lassen, in welchem er einige Millionen Thaler auf die Alchimie nutzlos verwandt haben soll, um den vorgeliebten Stein der Weisen zu entdecken. So warf der Aberglaube einen dunkeln Schatten auf das Leben eines Königs, der sich während seiner ganzen Regierung durch einen hellen Geist und eine vorurtheilsfreie Denkart ausgezeichnet hatte. Ihm folgte sein Sohn, der unter dem Namen Christiaan V. den dänischen Thron bestieg¹⁾. (Heinrich Döring.)

FRIEDRICH IV., König von Dänemark, geboren 1671, ein Sohn Christiaan's V., folgte seinem Vater 1699 in der Regierung. Durch seine von Natur schwächliche Constitution war er in seiner ersten Jugend von ersten Studien zurückgehalten worden. In der Geschichte und Politik hatte er sich nur geringfügige Kenntnisse erworben. Mehr interessirte er sich für die Erlernung der neuen Sprachen, namentlich der italienischen, deutschen und französischen. Auch die angewandte Mathematik, sowie die bürgerliche Baukunst und Kriegsarchitektur waren ihm nicht fremd geblieben. Einige Monate vor dem Tode seines Vaters hatte er an den Regierungsgeschäften Antheil genommen. Seit dieser Zeit bemühte er sich, durch reiflichen Geist seine Kenntnisse im Staatsrechte, in der Politik und im Verwaltungsfache zu berichtigen und zu erweitern. Die Aufnahme der Manufacturen und Fabriken, das Bedienen des Handels und der Industrie schienen Gegenstände seiner Aufmerksamkeit geworden zu sein. Milde und Gerechtigkeitssinn, durch die er sich seiner Untertanen Liebe erwarb, bezeichneter seinen Regierungsantritt. Er traf einige wesentliche und zweckmäßige Veränderungen in Bezug auf die Schatzkammer und das Kanzlercollegium. Am 28. Nov. 1699 führte er in seinen Staaten den Gregorianischen Kalender ein. Seine Gerechtigkeitssinn zeigte er durch ein gesetzliches Verbot gegen die Beschädigung der öffentlichen Bauten.

Die Zeit, in welche sein Regierungsantritt fiel, erbeichte von Friedrich's Seite, auswärtigen Mächten gegenüber, Klugheit und Vorsichtsmäßigkeiten. Mit dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, und dem Zar Peter I. schloß er ein Bündniß gegen den König von Schweden, Karl XII. Durch den Beitritt anderer Mächte, besonders des Kurfürsten von Brandenburg, sollte dies Bündniß verstärkt werden. Es kam indessen nicht zu Stande und ward in einem geheimen Vertrag verwandelt, den Friedrich mit dem Kurfürsten schloß, und worin sie sich zu wechselseitiger Vertheidigung

und zur Beobachtung der strengsten Neutralität in dem dänisch-gottorpischen Streitigkeiten verpflichteten. Diese Zwölfe beizulegen hatten die vermittelnden Gesandtschaften zu Hamburg kein Mittel unerachtet gelassen. Sie suchten den Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp von weiteren Verschärfungen abzuhalten, und drangen in ihn, die ausgenommenen schwedischen Hilfstruppen zu entlassen. Den König Friedrich aber baten sie, daß er die abgetragenen Friedensunterhandlungen wieder erneuert möchte. Er ließ sich dazu bewegen, verlangte aber, nachdem sie im Februar 1700 begannen, von dem Herzoge, daß er die angefangenen Schanzen wieder abtragen und schließen lassen sollte, und ließ sie, als jener dies verweigerte, mit Gewalt zerstören. Er belagerte das Schloß Gottorp, das sich ihm nach drei Tagen, am 24. April 1700, ergab, und blockirte die Stellung Lönningens. Vergebens bemühte sich indessen der Kurfürst von Brandenburg, den König Friedrich von der Zerstörung der holsteinischen Schanzen abzuhalten. Ein Schreiben des Kurfürsten vom 11. März 1700 enthielt sogar die Drohung, daß er, der Verpflichtung gemäß, die ihm das brandenburgisch-schwedische Bündniß auferlegte, die schwedisch-holsteinischen Truppen unterflügen werde. Friedrich aber hielt sich für Vermeidung der holsteinischen Schanzen für berechtigt, und er innerte den Kurfürsten, daß er, in Folge der früheren, mit seinem Vater geschlossenen Verträge ihm beizustehen verbunden sei²⁾. Zu dieser Vorstellung fügte Friedrich noch das Anerbieten, daß er ihn als König von Preußen anzuerkennen und die gesammelten deutschen Fürsten zu einer gleichen Gefälligkeit zu bewegen sich bemühen wolle.

Invollosden hatte sich Friedrich am 15. April 1700 zu Frederiksborg fallen lassen³⁾ und war sodann nach dem Lager von Lönningens adgereist, wo er am 25. Mai 1700 eintraf, sich aber nur zwei Tage aufhielt. Sein Bundesgenosse, der Herzog von Würtemberg, mußte die Belagerung von Lönningens wieder aufheben, da ein zwiefach stärkeres Heer, als das seinige, zum Entsatz der Festung über die Elbe rückte. Mit diesen Hilfstruppen ward der Herzog von Holstein-Gottorp durch den König von Schweden und den Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg unterstützt. Das dänische Heer hatte sich bei Etmeshorn gelagert, durfte jedoch, da es nur aus 28,000 Mann bestand, mit dem fast zwofachen stärkeren Heere keine Schlacht wagen. Als am 20. Juni noch 3000 Mann Reiter und Fußvolk, aus den Niederlanden gesendet, zu dem vereinigten Heere stießen, schien sich die dänische Macht kaum in Holstein halten zu können. Friedrich ließ indessen durch einige Kriegsschiffe mehre schwedische Fahrzeuge auf der Elbe wegnehmen. Seine kurländischen Hilfssoldaten aber wurden in dem Fürstenburg Gefle, wo sie Gölhorn und Faltersleden und andere Ämter brandschaften, bald zerstreut. Vergebens suchte Friedrich Hilfe bei dem Könige von Frankreich, der seine Streitkräfte

1) Vgl. Holberg's Dänische Historie. Th. I. 2. u. 3. Fortsetzung der Allgem. Geschichte. 33. Th. S. 359 fg. Wenn er in seiner Staatshistorie und Später in seiner Geschichte der europäischen Staaten.

1) f. Theatr. Europ. Tom. XIV. p. 750. 2) Vgl. Den helige og høfdelige Saltskatter, bestirret af Peter Berner mann. (Kjöbenhavn 1702. 8ct.) Mit Kupfern. Friedrich nahm bei der Salbung den Wahlspruch an: Dominus mihi Adjutor.

gegen Spanien brauchte. In jedem Falle glaubte er sich wenigstens gegen die Angriffe Schwedens gesichert, da er die nöthigen Anstalten getroffen hatte, die schwedische Flotte in der Ostsee zu beobachten und sie von Seeland oder Holslein abzuhalten. Unerwartet erschien jedoch im Sund eine englische, niederländische und schwedische Flotte, welche Kopenhagen blockirten und durch Bomben und Raketen in Brand zu setzen suchten. Der ihm drohenden Gefahr konnte Friedrich nur durch eine schnelle Versöhnung mit dem braunschweigisch-lüneburgischen Kurhaufe vorbeugen. Sie kam unter der Bedingung zu Stande, daß Friedrich hinfürst jeder Einmischung in den lüneburgischen Erbstreit sich zu enthalten versprach. Auch mit dem Herzoge von Holslein-Gottorp schloß er bald nachher zu Travethol einen Frieden, in welchem er auf die frühere Lehnbarkeit des Herzogs völlig verzichtete. Weder mit dieser, noch den übrigen Bedingungen scheint jedoch der Herzog zufrieden gewesen zu sein. In dem geheimen Plane, den geschlossenen Frieden wieder zu brechen, ward er durch den König Karl II. von England unterstützt, der noch immer mit seiner Flotte im Sund geblieben war und von den durchführenden Handelsschiffen einen Zoll eintrieb. Der Zwist zwischen Friedrich und dem Herzoge von Gottorp ward vermehrt durch den Starrsinn, womit der Letztere mehr in dem Frieden zu Travethol festgesetzt, als in dem Frieden zu Travethol festgesetzt. Der König aber ward zu Jägersburg, wo er sich aufhielt, von dem Pockenmiasma befallen, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß seine Ärzte an seiner Genesung zweifelten und er selbst sich zur Abklopfung seines letzten Willens bereitete.

Durch die Ereignisse der letzten Jahre war er zu der Überzeugung gekommen, daß seine bisherigen Truppen nicht zur Sicherheit und zum Schutze seiner Staaten hinreichten. Schon im Herbst 1700 hatte ihn die Errichtung eines neuen Heeres beschäftigt. Die Nationalmilitär oder die Landmiliz nannte Friedrich diese meistens aus dem Bauernstande angeworbenen Truppen, die, in sieben Regimenten getheilt, 18,000 Mann ausmachten. Am 22. Febr. 1701 wurden diese Truppen zum ersten Male gemustert. Auch in seinen Gräften führte Friedrich diese zweckmäßige und mit manchen Ersparnissen verbundene Einrichtung im J. 1706 nach und nach ein. Das Selbstgefühl dieser Nationalmilitär hob er durch die Abstellung der Leibeigenschaft in den dänischen Provinzen. Bereits im J. 1701 hatte er einzelne zweckmäßige Verordnungen in Bezug auf die Militärabemie in Kopenhagen erlassen. Für die öffentliche Sicherheit und Ruhe sorgte er durch ein eigenes Polizeigericht, das aus einem Admiral, einem Stadtschreiber der Besatzung, einem Hofgerichtsassessor und einem Abgeordneten der Bürgerschaft bestand. Höchst ward er in der Sorge für die Wohlfahrt seines Reiches durch den Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges. Friedrich nahm Anfangs keinen Antheil an einem Streite, der vorzugsweise die Mächte im Süden von Europa beschäftigte. Durch die von ihm behauptete Neutralität suchte er den Handel in seinen Staaten in größere Aufnahme zu bringen. Mehrfache Versuche, ihn in den spanischen Erbfolgekrieg zu verwickeln,

machten diejenigen unter den deutschen Fürsten, die zur Vernichtung der Kurwürde des braunschweig-lüneburgischen Hauses ein Bündnis mit einander geschlossen hatten, und demgemäß ein sogenanntes neutrales Beobachtungsheer von 4000 Mann ausrüsten wollten, welches der König von Frankreich zur Hälfte unterhalten sollte. Friedrich aber, statt sich diesem Monarchen zu nähern, schloß vielmehr mit seinen Feinden, dem Könige von England und den Genetalskaalen, am 20. Jan. 1701 ein Schutz- und Trutzbündnis. Außer mehreren andern Verträgen war einer der wichtigsten Friedrichs Bündnis mit dem Kaiser Leopold, der ihm sehr wesentliche beträchtliche Beiträge zusicherte. Friedrich versprach ihm dagegen in dem Kriege neutral zu bleiben und den feindlichen Streitkräften die norwegischen Höfen zu versperren. Auf diese Weise in Bezug auf Dänemark völlig gesichert, schloßen der Kaiser und die Seemächte am 7. Sept. 1701 im Haag gegen den König Ludwig von Frankreich und seinen Enkel das große Angriff- und Verteidigungsbündnis, welchem auch der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, der König von Preußen, der Landgraf von Hessen-Cassel und das teutsche Reich beitraten. Schon zu Anfange des Herbstes, der in Italien eröffnet ward, hatte der Kaiser die von Friedrich ihm versprochenen dänischen Hilfsvölker erwartet. Durch den König Karl von Schweden aber und den Herzog von Holslein-Gottorp war Friedrich verhindert worden, jene Truppen aus Sachsen abzurufen. Daß jene Truppen dort dem Könige Friedrich August von Polen Beistand geleistet hatten, erregte, verbunden mit andern Mißlichkeiten, den Zorn des schwedischen Königs in einem solchen Grade, daß er eine Flotte ausrüstete und mehrere neue Regimenter errichten ließ, um, wie er mehrfach äußerte, in das dänische Gebiet und in die Grafschaft Oldenburg einzubringen. Auch der Herzog von Gottorp rüstete sich zum Angriff Dänemarks und des braunschweig-lüneburgischen Hauses mit einem beträchtlichen Heere, für welches ihm der König Ludwig von Frankreich monatlich 15,000 Thaler zu zahlen versprach. Den Ausbruch der Feindseligkeiten verhinderte jedoch ein Vertrag, der am 12. Juli 1701 zwischen Friedrich und dem Herzoge von Holslein-Gottorp in Hamburg zu Stande kam. Als der Letztere bald nachher in der Schlacht bei Gistow in Polen am 19. Juli 1702 durch eine Kanonenkugel getödtet ward, rückte sich Friedrich mit Grund verletzt, von der Vormundschaft über den minderjährigen Herzog Karl Friedrich, auf die er nach dem teutschen Staatsrechte und der schwedisch-hollsteinischen Gesandtschaftsverträge begründete Ansprüche hatte, ausgeschlossen worden zu sein. Der kurze Zwist, der hierüber entstand, ward durch die bewirkte Herzogin Hedwig Sophie gütlich beseitigt.

Die Ruhe in seinen Staaten zu erhalten, war Friedrich eifrig bemüht. Aber auch der vermehrte Wohlstand seines Volkes lag ihm am Herzen. Er suchte Handel und Gewerbe zu fördern. Eine veränderte und vielfach verbesserte Einrichtung gab er dem Collegium in Kopenhagen. Dies Collegium erhielt einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten und mehrere Assessoren, welche gemeinschaftlich für die Aufnahme des Handels und Fabrik-

wefens forgen und Streitigkeiten durch ein eigenes Handelsgericht schlichten tießen. Für die Verschönerung Kopenhagens sorgte er in mehrfacher Hinsicht. Er erbaute die Bebaufstiche, die friedrichsbauer Kirche in der Citadelle, das Admiralsitäts- und Generalcommissariatshaus, das Opernhaus. In das letztere Gebäude nahm er 1720 die Landcadetten auf, die bisher in der Ritterakademie gewohnt hatten. Auch in Norwegen, wo er sich fast ein Vierteljahr aufhielt, traf er manche wichtige Verbesserungen. Er realisirte die schon als Kronprinz gefasste Idee, Missionare nach Lappland zu senden. So sorgte er auch für die Errichtung eines Regierungscollegiums, dem er den Namen Stolslov gab und es selbst am 11. Juni eröffnete. Bis zum Jahre 1721, wo Friedrich einen Statthalter von Norwegen ernannte, dauerte dies Collegium, aus mehrern Assessoren aus der Bürgerschaft und dem Militair bestehend und den Vicestatthalter des Reiches zum Präsidenten hatte.

Viele Mühe gab sich Friedrich, den König Friedrich August aus dem politischen Thron zu erhalten. Einen Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe gab er, als er nach dem Tode des Bischofs August Friedrich von Lübeck im October 1705 dessen Bruder Karl in dem Streite unterstützte, der sich über das erledigte Bisthum erhob. Den bereits früher erwähnten Plan einer Heidenbekehrung erweiterte Friedrich. Auch auf der Küste Koromandel suchte er die christliche Religion zu verbreiten. Zwei zu Missionaren besonders brauchbare Männer fand er an Bartholomäus Ziegenbalg, einem Sachsen, und Heinrich Plätschau, einem Meßenerburger, welche sich im Mai 1705 in Kopenhagen einschifften und am 9. Juli 1706 zu Tranquebar ans Land traten. Friedrich belohnte den Eifer und die erfolgreichen Bemühungen jener Männer, indem er den Dr. Ziegenbalg zum Propst der Mission ernannte, die nach seiner Bestimmung fortwährend aus den Einkünften der dänisch-norwegischen Pösten erhalten werden sollte. Zur Verbesserung jener Pösten trug er wesentlich bei durch eine ihr verliehene Buchdruckerei, besonders aber durch ein von ihm im J. 1715 errichtetes Collegium zur Ausbreitung des Evangeliums. Diese heilsamen Anstalten hätten leicht wieder vernichtet werden können durch die fast unvermeidliche Theilnahme an dem nordischen Kriege, der, entflammt durch den König Karl XII. von Schweden und seine Entzweiung mit dem russischen Zar, dem König Friedrich August von Polen und dem deutschen Kaiser, auch das dänische Reich bedrohte. Aller Auforderungen ungeachtet entzog sich Friedrich der Theilnahme an jenem Kriege. Ein anderweitiges Interesse nahm ihn diese Zeit (1708) seine Thätigkeit in Anspruch. Er vereinigte die geuinische und westindische Handelscompagnie, von denen jene bisher ausschließlich nach Christianburg, diese nach St. Thomas gehandelt hatte. In die politischen Angelegenheiten ward er unwiderruflich mit hineingezogen. Entschieden verwarf er den Antrag des Königs von Schweden, einer französischen Flotte den Durchgang durch den Sund zu verweigern. Er bemühte sich vielmehr, den König Karl mit dem Zar zu versöhnen. Aber weder diese Bemühungen, noch ein von ihm beabsichtigtes kaiserlich-

russisches Bündniß hatten einen günstigen Erfolg. Dagegen demüthigten sich, außer dem Kaiser, Preußen und Frankreich, den König Friedrich zu bewegen, die Waffen gegen Schweden zu ergreifen. Die Seemächte aber bewilligten diesen Angriff nur unter der Bedingung, daß Friedrich seine Hilfsschiffe nicht zurückrufen und nicht in das Gebiet von Gottorp oder in die schwedisch-deutschen Provinzen einfallen sollte. Alles dies und Friedrich's Erklärung, daß er das alte polnisch-russisch-dänische Bündniß noch nicht für völlig aufgelöst halte, bewog den Zar, Alles aufzubieten, um den Krieg zwischen Dänemark und Schweden zu entflammen. Friedrich aber, der sich damals in Benedig aufhielt und in dieser Stadt seinem Vergnügen leben wollte, verschob alle Berathschlagungen über diese Angelegenheit bis zu seiner Rückkehr. Er verließ Benedig am 9. März 1709 und reiste über Ferrara und Bologna zu dem künftigen Großherzoge Cosmus von Florenz, der ihn mit Auszeichnung empfing, mehr prachtvolle Feste ihm zu Ehren veranstaltete und eine große Schaumünze auf seine Ankunft prägen ließ, auch das Thor, durch welches er am 15. März gekommen, mit einer lateinischen Inschrift schmückte. Einen Besuch bei dem Papste Clemens XI. vermied er absichtlich, um das Gerücht von seinem beabsichtigten Übertritte zur römisch-katholischen Kirche zu widerlegen. Doch nahm er ein päpstliches Geschenk an, das in einer Sammlung der besten Kupferstiche bestand, die von den römischen Altären vorhanden waren. Von Florenz begab sich Friedrich nach Livorno, Pisa, Lucca, Bologna, Modena, Reggio und Vizenza, wo er einige Tage bei dem Grafen von Belo verweilte, den er aus einer früheren Reise nach Italien noch als Kronprinz kennen gelernt hatte. Diesen Mann ernannte er zu seinem Gesandten am kaiserlichen Hofe und schickte ihn nach Wien, wo ihn aber der Kaiser, weil er sein Lehnsmann war, in seiner Würde nicht anerkennen wollte. Friedrich aber verstand sich um so leichter bewegen, ihn zurückzurufen, weil er durch den Grafen, der sich zur römisch-katholischen Kirche bekannte, abtermals in den Veracht der Glaubensveränderung zu gerathen fürchtete. Von Vizenza reiste er gradezu nach Dresden, wo der König Friedrich August von Polen, der ihn dort mit Sehnsucht erwartete, ihm zu Ehren manniackische Feste und Lustbarkeiten anstellen ließ, die über sechs Wochen dauerten, und theils in Dresden, theils in den sächsischen Bergschlössern und Schloßern stattfanden. In Dresden schloß Friedrich mit dem Könige von Polen ein geheimes Bündniß, durch welches er einen frühern Vertrag vom Jahre 1689 erneuerte. Er versprach, nachdem er sich mit dem Zar verbunden haben würde, aus Dänemark und Norwegen in Schweden einzufallen, die deutsch-schwedischen Provinzen und das herzoglich holstein-gottorpische Gebiet aber nicht zu berühren. Auch der König von Preußen und der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg sollten in dies Bündniß gezogen werden. Den König von Polen verband sich Friedrich, als er ihm erlaubte, sich einen „Orden zu Dänemark und Norwegen“

3) Bgl. darüber die Europäische Gama. 89. Bd. S. 343 fg.

zu nennen, und sich also bei seinen Handschreibern eines besondern Siegels zu bedienen, auf welchem das dänische, norwegische, polnische und lithauische Wappen mit dem Dannebrogkreuze und dem kurländischen Berschilder vereinigt war. Gemeinschaftlich mit dem Könige von Polen unternahm Friedrich eine Reise nach Berlin. Sie fanden den König von Preußen zwar nicht abgeneigt, an dem Kriege gegen Schweden Theil zu nehmen; allein der Mangel einer Flotte und die Neutralität der schwedisch-deutschen Provinzen hinderte ihn, sofort die Waffen zu ergreifen. Vor der Hand verpflichtete er sich, das dänisch-polnische Heer in jeder Weise zu unterstützen, denselben jedoch, nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges, einen noch kräftigeren Beistand zu leisten.

Wald nach der Rückkehr in sein Reich überraschte den König Friedrich die Nachricht von der kurländischen Niederlage Carl's XII. bei Pultama. Daran knüpften sich mannichfache Gerüchte von den Kussländern und Parteilungen in Schweden, wo man ziemlich allgemein glaubte, daß der König an seinen in jener Schlacht empfangenen Wunden gestorben sei und sich bereits mit der Wahl eines Thronfolgers beschäftigte. Viele Anhänger zählte unter den schwedischen Reichshäuptern die Partei, welche Carl's XII. Schwesler, die Kronprinzessin Ulrike Eleonore, auf den Thron zu erheben und sie mit dem dänischen Prinzen Carl zu vermählen wünschte. Die Gesandten, welche diesen Antrag dem Könige Friedrich in Kopenhagen überbrachten, forderten ihn, da von seinem geheimen Beistände nichts mit dem Vor etwas verlautet haben mochte, zu einem Schutz- und Trugbündnisse mit ihrem Reiche auf. Friedrich war eine Zeit lang unentschlossen, welche Partei er ergreifen sollte. Endlich ließ er sich aber doch zu einer Kriegserklärung gegen Schweden durch die Vorstellung verleiten, daß seine Freunde, wenn er jetzt von dem Kriegsglücke der Russen keinen Vortheil zöge, leicht von ihm abtrünnig werden und sich zu seinen Gegnern gesellen könnten. Er erließ dem zufolge am 28. Oct. 1709 ein Manifest in teutscher und französischer Sprache, durch welches er seine Kriegserklärung durch mehrere scheinbare Gründe zu rechtfertigen suchte⁴⁾. Er betraf sich darin auf den Verlust von einzelnen Provinzen und Vortechten, die ihm durch den König von Schweden entziffen worden, auf vielfache anderweitige Beeinträchtigungen, besonders durch den Sundzoll u. s. w. Zwei Schriften, in denen die schwedische Regierung jene Beschuldigungen zu entkräften suchte⁵⁾, schlossen mit der Behauptung, daß „der König von Dänemark nur durch den alten Nationalhaß, durch Neid über Carl's XII. Siege und durch die Begierde, die ihm entziffenen Provinzen wieder zu erobern, zu dem Kriege gegen Schweden entflammte werde.“

Aus 4000 Reitern und 22 Bataillonen Fußvolk bestand das dänische Heer, welches am 12. Nov. 1710 in Schonen landete. Friedrich langte bald nachher dort an, und wählte bei Helsingborg eine sehr vortheilhafte Stellung zum Lager für sein Heer, das jedoch der Übermacht der Schweden weichen mußte und eine schwere Niederlage erlitt. Die Schweden eroberten das ganze feindliche Lager und Gespäß nebst 31 Kanonen und verjagten durch diese einzige Schlacht alle dänischen Wölfer aus ihrem Reiche. Ungefähr um diese Zeit (1710), bald nach der Ausfertigung der dänischen Kriegserklärung, schloß Friedrich, ohne Zuziehung fremder Mächte, zu Hamburg am 11. Dec. 1710 einen Vergleich mit dem Administrator der hollstein-gottorper Lande über die dort noch immer nicht völlig besiegten Streitigkeiten. Dieser Vertrag ward einige Jahre nachher (1712) noch mehr bestätigt durch einen sogenannten Erläuterungssecreß, in welchem Friedrich erklärte, das künftig alle Güter der überlebigen Patrizier, wie auch alle adeligen Güter, die in den Landesmatrikeln verzeichnet wären, der Mitregierung der Herzöge unterworfen sein sollten. Zugleich erlaubte er dem Herzoge, das Vorkrecht in den Herzogthümern auszuüben und zu nutzen, wie er es selbst ausübe. Unbedessen war von dem Kaiser und seinen Verbündeten, um im Laufe des Krieges die schwedisch-deutschen Provinzen zu sichern, ein Neutralitätsbündel errichtet worden, das aus 3500 Reitern und 17,500 Mann Fußvolk bestand und im August 1710 ins Feld rückten sollte. Dies Unternehmense ward jedoch durch Carl XII. vereitelt, der am 11. Dec. in einer an alle europäischen Höfe gesandten Schrift sich aufs Heftigste gegen die Neutralität erklärte und hinzufügte, daß er das Neutralitätsbündel für seinen Feind halte. Ungeachtet nun die erwähnte Verbindung nicht zu Stande kam, ward Friedrich doch durch sie verbunden, etwas Wichtiges gegen Schweden zu unternehmen. Nur durch eine Flotte suchte er einige Vortheile zu erlangen. Am 15. April theilte er sogenannte Commisbriefe oder Kapervollmachten aus, in welchen er aber alle teuth-schwedischen Schiffe und Güter von dem Kaperechte ausnahm und ihnen völlige Sicherheit gewährte. Die dänische Flotte that zwar einige Soldaten in verschiedenen schwedischen Provinzen ans Land und ließ Brandschätzungen und Lebensmittel eintrüben. Sie fand aber überall großen Widerstand, da die schwedische Regierung Helsingborg, Landskron und Christianstadt neu besetzen ließ. Völlig abgehalten von den schwedischen Häfen ward die dänische Flotte durch die Pest, die damals in mehreren schwedischen Städten wüthete und ihre Verberberungen bis in das dänische Gebiet, nach Kopenhagen und Helsingborg, ausbreitete. Friedrich bot Alles auf, um die weitere Verbreitung dieser Seuche zu hemmen. Er verordnete ein sogenanntes Gesundheitscollegium, welches alle inficirte Personen nach dem neu errichteten Pesthose in Amager bringen mußte, wo sie auf königliche Kosten geheilt und verpflegt wurden. Er ließ aber auch alle Zugänge zu der Insel Erland streng bewachen. Wer sich von dort hinwegbegeben wollte, mußte sich auf der Insel Sprö einer Quarantaine unterwerfen. Bis zum 27. Juni blieb Friedrich sogar selbst

4) Vgl. Nordberg's Leben Carl's XII. S. 178 und die Einleitung in dem neuen Kriege im Norden. (Graafstun und Leipzig 1710, 4.) In der letzten Schrift werden alle Anfälle der dänischen Könige mit den Schweden von den ältesten Zeiten an erzählt. 5) Ungarn und nach dem dänischen Manifest, auf hohen Reichthum vergriffen, und nach dem schwedischen Manifest als Zwischener, im April 1710. Unvergleichliche Danken eines schwedischen Unterthanen über das jüngst herausgegebene dänische Manifest. 1710.

in Kopenhagen. Erst zu Ende des Juli verließ er Frederiksborg und Seeland, und begab sich nach Roldingen, wohin ihm die königliche Familie folgte. Die Thore von Kopenhagen wurden hierauf gesperrt. Für die Flotte ward der sonderborger Hafen zum Winteraufenthalte bestimmt, und die Gemeinschaft der Bewohner Kopenhagens mit allen übrigen Dänen gänzlich aufgehoben. Selbst bis nach Flensburg verbreitete sich, der strengen Strandaußsicht ungeachtet, die noch immer zahlreiche Pest soeben der Pest. Friedrich aber fand in dieser Suche einen Beweggrund, sein Heer aus dem Riede zu senden. Es bestand aus 18,000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern. Mit diesen Truppen begab sich Friedrich nach Pommern. Auf dem Wege nach der Stadt Roskoff, die ihm insgeheim von dem Herzoge von Mecklenburg zum Waffenplatze überlassen worden war, ließ er am 14. Aug. einige Regimenter zurück, um die schwedische Besatzung in Wisemar von Ausfällen abzuhalten. In einem kurzen Manifeste machte er von Roskoff aus den Bewohnern von schwedisch Pommern die Anzeige, daß er, um Holstein zu sichern, ihre Besatzungen vertreiben müßte. Er versprach ihnen zugleich seinen Schutz. Am 30. Aug. war er bereits im Besitze der meisten pommerschen Festungen. Endlich rückte er am 7. Sept. vor Stralsund und vereinigte sich dort mit dem polnisch-sächsisch-russischen Heere, das aus 20,000 Mann geschätzt ward. Aber auch nach den Verhängungen, die er erhielt, dümmte die Einnahme von Stralsund dem Könige Friedrich ein schwieriges und misliches Unternehmen. Er beschloß, sein Heer nach Bremen zu führen. Als er am 8. Jan. 1712 aufbrach, ließ er die sächsisch-russischen Truppen zurück, welche außer Stralsund auch Stettin blockirten. In Holstein verlegte er seine Truppen in die Winterquartiere. Das polnisch-russische Heer, zu welchem noch 40,000 Russen stoßen sollten, hielt er für stark genug, die Belagerung der pommerschen Festungen mit Nachdruck zu unternehmen. Dazu versprach Friedrich sein Geschütz, das zur See nach Greifswalde gebracht werden sollte, wofür aber der König von Polen ihm das seinige auf der Elbe nach Altona senden mußte.

Die Herzogthümer Bremen und Verden den Schweden zu entreißen, war ein Plan, mit dem sich Friedrich um diese Zeit ernstlich beschäftigte. Ehe er aber denselben ausführte, that er einige wichtige Schritte zur Verbesserung des Kriegswesens. Er errichtete ein sogenanntes Secocommissariat, das späterhin mit dem Admiralitätscollegium vereinigt ward. Durch ein am 22. Juli publicirtes Manifest künbigte er den Herzogthümern Bremen und Verden den Krieg an, unter dem Vorgeben, daß er von denselben mehrfach bedroht und ihm und seinen Untertanen mancher Schade zugefügt worden sei. Friedrich sandte zwei Heeresabtheilungen von 5000 bis 6000 Mann voraus über die Elbe, und da diese fast ohne Widerstand landeten, folgte er ihnen mit der Hauptarmee nach. Er belagerte Stade, und beschloß die Festung so bestig, daß die Besatzung, ohnedies durch die Pest geschwächt, sich nach kurzem Widerstande ergab. Friedrich ging hierauf wieder nach Holstein zurück. Einen Theil seines Heeres

verlegte er in das Gebiet der Stadt Hamburg, um sich Genugthuung zu verschaffen für die Eingriffe des hamburgischen Rathes in die Zoll- und Steuerfreiheit seiner Untertanen. Ein Vergleich, der am 18. Nov. 1712 in Altona zu Stande kam⁶⁾, beendete diese Irrungen. Die Stadt Hamburg versprach dem Könige Friedrich ein Geschenk von 246,000 Alben, und sandte einige Abgesandte nach Kopenhagen, welche eine völlige Versöhnung zu Stande bringen sollten.

Unterdessen war die dänische Flotte, welche, wie früher erwähnt, das schwere Geschütz zur Befestigung der Stadt Stralsund überbringen sollte, in Pommern gelandet. Dort ward sie zwar durch die ihr überlegene schwedische Seemacht vertrieben, kehrte jedoch wieder nach Pommern zurück und rühte sich durch die Vernichtung der schwedischen Frachtschiffe, die mit Proviant und Lebensmitteln beladen waren. Das Kriegsglück schien zwar die Schweden Anfangs in Pommern zu begünstigen, seit der tapfere General Stenbock den Dörbefehl über das Heer erhalten hatte. Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zwang jedoch den genannten Feldherrn, sich von Stralsund nach Mecklenburg zu wenden; dort wollte er versuchen, ob er in Holstein eindringen könnte, wo ihm der minderjährige Herzog von Gottorp vermöge eines sehr geheim gehaltenen Befehls an den Commandanten von Lönningen Gelegenheit verschaffte, sich im Nothfalle in diese Festung zu werfen. Bei Gadebusch siegte Stenbock über das dänische Heer, drang in Holstein ein und zündete Altona an. Die Festung Lönningen öffnete ihm durch Verrath ihre Thore. Als dies Friedrich erfuhr, ließ er durch den Generalmajor von Dorn das Schloß Gottorp nebst allen fürstlichen Ämtern im Fürstenthume Schleswig und so auch das Stift Lübeck in Besiz nehmen. Daß ihm der Herzog von Gottorp durch falsche Versicherungen getäuscht und mit dem General Stenbock und dem schwedischen Reiche sich in ein geheimes Bündniß eingelassen hatte, war eine Erfahrung, die den König Friedrich bitter schmerzte. Die Sensation, welche diese Verfahren unter einigen auswärtigen Mächten erregte, ward durch eine Schrift vergrößert, welche die Behauptung enthielt, daß der Commandant zu Lönningen durch den unverdächtigen Befehl seines minderjährigen Herzogs und durch eine Kriegsliste des Generals Stenbock hintergangen worden, und daß der Administrator nicht in die Eröffnung der Festung gewilligt, sondern vielmehr die strengste Neutralität habe behaupten wollen. Nach mehrfachen fruchtlosen Vermittelungen auswärtiger Mächte ließ sich Stenbock nur durch Friedrich's Drohung, daß er Lönningen besetzen lassen werde, zur Räumung der Festung bewegen; zu Odensworth trat er am 11. Mai in Unterhandlungen und ergab sich hierauf am 16. mit seinem ganzen Heere dem Könige Friedrich. Dieser verweigerte zwar Anfangs die von ihm verlangte Zurückgabe des Herzogthums Got-

6) Vgl. der Stadt Hamburg grüßende Beantwortung der Anno 1712 durch öffentlichen Decret von Seiten J. R. Warheit von Dänemark publicirten Speciei facti. (1712. 4.) Nachdruck von dem rechtlichen Zustande der Reichsfreiheit der Stadt Hamburg, in Gabriel's Europäischer Staatsencyclop. 67. Th. S. 30.

torp und des Stifts Lübeck, ließ sich jedoch durch Vermittelung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, der um diese Zeit den väterlichen Thron bestiegen hatte, dazu bewegen. Möglickeitsweise wurden diese Streitigkeiten durch die preussisch-gottorpischen Neutralitätsverträge. Durch die erwähnten diplomatischen Ereignisse war Friedrich verhindert worden, ein dem russischen Zar früher gegebenes Versprechen zu erfüllen, nach welchem er von Norwegen aus in Schweden einbringen wollte. Ihm drohte aber auch Gefahr von einem Ueberfalle der Engländer, welche den Herzog von Gottorp begünstigten. Um diese Gefahr abzuwenden, ließ er zum Schutze des Hafens von Kopenhagen zwei Blockhäuser bauen; den Provokanten und die drei Kronen. Die Festung Lönningen ließ er immer enger einschließen, bis sie sich endlich im Februar 1714 aus Mangel an Proviant ergeben mußte. Er ließ sie hierauf schleifen. Unter den Schritten, die der Commandant von Lönningen hinterließ, fanden sich mehrere wichtige Documente über das geheime Einverständnis des Hauses Gottorp mit dem schwedischen Reiche. Dadurch und als Feind der Krone Schweden und aller ihrer Verbündeten glaubte Friedrich sich zur Bestimmung des Herzogthums Schleswig-Gottorp berechtigt. Die Vereinigung desselben mit dem dänischen Reiche vermehrte die Einkünfte der königlichen Schatzkammer durch die jährliche Summe von 700,000 Thalern, zu einer Zeit, wo der König aus Mittel keine denken mußte, die durch den Krieg erschöpften Cassen zu füllen. Das eine dieser Mittel bestand in der Einführung von Münzgeldern, das andere in einem erniedrigten Münzfuß.

Die im 3. 1714 eingetretene Waffenruhe benutzte Friedrich, um zwei zweckmäßigen Anstalten seine Aufmerksamkeit zu widmen. Es war die Errichtung einer Kriegsschule oder Landcavalleriecompagnie, welche die Gelber und Gebäude der im 3. 1710 aufgehobenen Ritterakademie in Kopenhagen erhielt, und außerdem die Stiftung eines Missioncollegiums, oder, wie es auch genannt ward, des Collegiums de cursu Evangelii. Die letztere Anstalt, welche den Vorwurf bestiegte, daß die Lutherische Kirche nicht für die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden forciere, ward am 10. Dec. 1714 errichtet. Sie wendete zuerst ihre Thätigkeit auf die Belehrung der Hingeladenen, durch Ausübung von Missionaren und durch Erbauung von Kirchen und Schulen. Unter diesen Beschäftigungen, die seine Thätigkeit vielfach in Anspruch nahmen, behielt Friedrich die politischen Ereignisse immer scharf im Auge. Von dem schwedischen Reiche drohte ihm noch immer Gefahr. Um sie abzuwenden, schloß er im December 1714 ein Bündniß mit dem Könige von Preußen, mit Großbritannien und dem Zar. Dem Kurhause Braunschweig-Lüneburg überließ er die Herzogthümer Bremen und Verden für sechs Tausend Goldes und 277,000 Thaler rückständigen Landessteuern. Ein dänisches Heer von 24,000 Mann vereinigte sich vor Stralsund mit der preussischen Armee unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Deslau. Das Kriegsglück begünstigte die dänischen Waffen. Bald nach der von den Schweden verlorenen Seeschlacht bei Hülse landete Friedrich nebst dem Könige

von Preußen auf der Insel Rügen. Stralsund ward nach kurzem Widerstande erobert. Die Stadt nebst der Insel Rügen und dem Theile von Pommern, der die Stadt der Pene gelegen, ward mit Dänemark verbunden. Am 24. Juli 1716 ließ sich Friedrich dort niederlassen. Er beschäftigte sich zugleich damit, die Bedürfnisse für den Adel auszufertigen, und ernannte den General von Dönhof, der sich bei der Belagerung von Stralsund rühmlich auszeichnete, zum Statthalter von bänisch Pommern.

Wieder nach Dänemark zurückgekehrt, beschäftigte sich Friedrich mit vielfachen Vorbereitungen zu dem Reformationsjubiläum, das am 31. Oct. und 1. Nov. 1717 mit großer Pracht in allen bewohnten Orten des Reichs, (sogar auf Färöer und Island, gefeiert werden sollte). Im Sommer ließ Friedrich im Laufe einige norddeutsche und hamburgische Schiffe anhalten, um von den nördlichen niederländischen Provinzen die rückständigen Zölse zu erheben, von der Stadt Hamburg aber Genehmigung für einige ihm zugesagte Beileidigungen zu erlangen. Auf Veranlassung der niederländischen und französischen Gesandten gab er jedoch, obgleich er seinen Zweck nicht erreicht hatte, jene Schiffe wieder frei. Durch die sogenannte Relutionscommission, die er im Juli 1717 anordnete, hatte, ließ er mehrere unter Friedrichs III. Regierung von der dänischen Krone wiederkauflich veräußerte oder verpfändete Äcker und Güter wieder einlösen. Ein Theil dieser Güter veränderte er in sogenannte Reiterdistricte. In jedem derselben legte er ein Regiment Reiter, die von den Einkünften und Wiesen unterhalten wurden. Von diesen Reiterdistricten wurden sechs in Seeland, einer in Fällster, einer in Laaland, einer in Hünen und drei in Jütland errichtet, und in jedem dieser Districte Baracken erbaut und Wiesen eingehegt. Auf diese Anstalt verwandte Friedrich bedeutende Summen, doch entsprach der Zweck, den er damit verband, nicht ganz seinen Erwartungen. Seine Thätigkeit nahm im 3. 1717 ein unglückliches Ereigniß in Anspruch, das zugleich seinen humanen Charakter von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte. Die Nordsee überthronte am einem heftigen Sturme am 23. Dec. 1717 einen großen Theil des Herzogthums Schleswig. Die bitmarischen und eiderstedtischen Dörfer oder Seedämme wurden durchbrochen, viele Häuser gänzlich zerstört, oder wenigstens fast beschädigt, und nicht wenige Menschen erlitten rettungslos den Tod in den Fluten. Friedrich blieb nicht ungerührt bei dem allgemeinen Elende.

7) J. Reme Wehring von Solentienreute des Juchelens (1717. 4.) Europäische Monats. 207. Th. S. 204. Des Juchelens ward durch drei Schömannen verurteilt, auf deren einer M. Luthers Germanorum, J. Bogenhagius Danorum Apostoli abgehandelt sind. 8) Hgl. Europäische Monats. 207. Th. S. 216. Der Rath zu Hamburg hatte die neuen dänischen Geldsorten in Werth herabgesetzt, ungeachtet er die hergebrachten gleich schlechten Münzen von 1681 und 1682 im Handel fort zu lassen ließ. Von den etwas Kaufleuten waren Geldsorten eingetauscht über die Stadt Hamburg, die sie von den öffentlichen Behörden in Hamburg ersehen. 9) Hgl. Unständliche Nachricht von der großen Wasserflut, welche in der Gegend des 1717ten Jahres die Herzogthümer Schleswig, Holstein, Bremen, isleland, Dithmarschen, Eiderburg, Jüter, Alstedland, Grönningen, Friesland, Holland und die übrigen vereinigten Provinzen betrafen. (Hamburg 1718.)

Er unterstützte seine unglücklichen Unterthanen durch Geschenke, Vorstöße und eine allgemeine Geldcollekte. Auch sandte er ihnen einige Regimenter, um die durchbrochenen Dämme wiederherzustellen, und ordnete eine allgemeine Reichscommission an. Das Jahr 1717 schloß aber nicht ohne Gefahr für ihn selbst. Nur durch einen glücklichen Zufall entging er dem Vordränge des verwegenen irländischen Freiweilers John Nordroß, der sowohl ihm als dem Kronprinzen nach dem Leben trachtete¹¹⁾.

Ungefähr um dieselbe Zeit, zu Anfange des Jahres 1718, um Karl XII. auf der Insel Åland mit Rußland Friedensunterhandlungen anzuknüpfen suchte, schloß Friedrich ein neues Schuß- und Truppbündniß mit Georg von Großbritannien als König und Kurfürsten. Der König von Schweden rüstete sich unterdessen zur Belagerung von Frederiksborg und beauftragte den General Arfjeld mit Einfall in Drontheim. Nicht bloß jene beiden Städte, auch den größten Theil von Nord- und Südnorwegen besetzte Friedrich einbüßen. Unter dieser Bedrohung überlieferte ihn die Nachricht von dem Tode Karl's XII., den in den Laufgräben von Frederiksborg ein Schuß getödtet. Dies Ereigniß beschleunigte die im J. 1719 angeknapften Unterhandlungen mit Schweden, die endlich am 13. Nov. 1720 zum Abfchluß des friedrichsborg'schen Friedens führten. Der Herzog von Göttopp erhielt durch jenen Frieden seinen vollständigen Landesanteil wieder, und erwiderte Kiel zu seinem Schuß. Die gemeinschaftliche Regierungsvorstellung in dem Herzogthume Holstein ward beibehalten. In Bezug auf die Belagerung aber verlangte Friedrich, daß der Herzog nie fremde Kriegsvölker in sein Land aufnehmen sollte. Bei seinem norwegischen Heere traf er die Einrichtung, daß er alle Cornets, Adjutanten, Wachmeister und Sergeanten, wie auch 152 Gemeine von jedem Cavalerie- und 144 von jedem Infanterieregimente abkante. Dagegen unterhielt er 3000 Matrosen, denen er ein gewisses Jahrgeld anwies, wober sie Jahreshdiener hießen, in Kopenhagen, wo er sie nach Art der Landfolclaten in sechs Divisionen oder 30 Compagnien vertheilen ließ. Zur Befestigung mancher Mängel, welche der zehnjährige Krieg veranlaßt hatte, ließ er am 18. Jan. 1721 eine neue Kammergerichtsordnung entwerfen, und gab der Kammer selbst eine veränderte und zweckmäßigere Form. Noch im J. 1720 legte er den Grund zu einem geräumigen Fußschloße zu Åhrup, unweit Friederichsborg, welches er 1722 an seinem Geburtsstage bezog. Dies Schloß, zum Andenken an den mit Schweden geschlossenen Frieden Frederiksborg genannt, ward jedoch erst 1726 ganz vollendet. Es hatte eine sehr anmutige Lage, mitten in einem Walde, und war geschmückt mit kostbaren Gemälden und Sculpturarbeiten. Dies war das zweite Schloß, welches Friedrich erbaute. Schon als Kronprinz hatte er das Schloß Friederichsborg bei Kopenhagen aufrichten lassen. Aus vortheilhafter Neigung unternahm er jedoch noch mehrere andere Bauten, darunter die zwar kleineren, doch geschmackvollen Schlösser zu Koldingen,

Walde und Ødnese. Auch das alte Residenzschloß zu Kopenhagen erhielt durch ihn eine veränderte Gestalt. Mehrere Hospitäler und namentlich Landhospulen, deren Zahl auf 240 angegeben wird, verdanken ihm gleichfalls ihre Entstehung.

Am 3. 1721 war Friedrich's Gemahlin, die Königin Louise, im 54. Lebensjahre gestorben und am 2. April zu Roskilde feierlich beigesetzt worden. Sie hatte ihm vier Söhne, darunter den Kronprinzen Christian, und eine Tochter, die Prinzessin Charlotte Amalie, geboren. Am zweiten Tage nach der Beerdigung der Königin vermählte sich Friedrich in Kiel in Gegenwart seiner geheimen Räte mit des ehemaligen Großkanzlers Grafen von Reventlow Tochter, Anna Sophie, die er in Jütland 1711 kennen gelernt und zu einer Gräfin von Schleswig erhoben hatte. In Friederichsborg ward sie am 30. Mai in Gegenwart des Kronprinzen, der königlichen Familie und des Hofes als Königin gekrönt. Am 16. Juli hielt sie ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen¹²⁾. Zu ihrem Wittthume bestimmte Friedrich das in eine Grafschaft verwandelte Gut Walde. Seinem Beispiele folgte bald nachher der Kronprinz, der sich auf einer damaligen Reise nach Sachsen mit einer Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach vermählte. Kurz vor der Rückkehr des Kronprinzen von jener Reise begab sich Friedrich nach Göttopp, wo er am 22. Aug. durch ein offenes Schreiben die Unterthanen, Landstände und schleswigschen Diener des Herzogs von Holstein von ihrer Pflicht gegen den Herzog sichtlich lossprach, sie in ihren Vorrechten bestätigte und die Landstände auffoderte, sich den 4. Sept. in Göttopp zur Hulldigung einzufinden. Diese feierliche Handlung fand an dem genannten Tage statt. Friedrich ließ bei dieser Gelegenheit das Wappen des Fürstenthums Schleswig aus dem Mittelschilde, in welchem sich die Wappen der von Preussland abhängigen Staaten vereinigten, in den Hauptschild des Reichswappens setzen, und es 1726 in dieser Gestalt auf die Vierkronenkrone prägen.

Faß zu eben der Zeit entzweite sich Friedrich mit den Generalstaaten, oder vielmehr mit allen vereinigten niederländischen Provinzen über die Erneuerung der bisherigen Handelsverträge, die sich mit dem Jahre 1721 endigten. Die Republik verlangte, wie zuvor, gleiche Handelsrechte mit den Unterthanen des Königs im dänischen und norwegischen Gebiete. Diese Forderung aber lehnte Friedrich ab, weil die Generalstaaten sich weigerten, seinen Unterthanen ein gleiches Vorrecht in ihren Staaten zuzugestehen. Den Zoll, den die übrigen Nationen zu bezahlen pflegten, forderte er auch den niederländischen Seefahrern ab. Die Generalstaaten hielten dies Verfahren für eine Verletzung ihrer Gerechtsame. Um sich zu rächen, verboten sie die Einfuhr der jütländischen Dänen in die Niederlande, und bestanden trotz auf die Sundzollverminderung, indem sie sich auf einen Handelsvertrag vom Jahre 1544 beriefen. Friedrich aber be-

11) Vgl. Das wunderbare Leben des John Nordroß, eines englischen Kapercaptains. (Leipzig 1757.)

12) Uebers. v. M. u. R. Erste Section. XLIX.

11) Vgl. Relationen om Dronning Sops. Amst. Indtæg. (Köbenhavn 1721.) Danst. Aftas. 5. Bg. S. 104. 1. Ab. S. 354. Pontoppidans Annal. Eccles. Dan. Vol. IV. p. 137 seq.

müht, alle Mängel der Landesverfassung zu beseitigen, verordnete Friedrich eine Commission, um die Beschaffenheit der ostindischen Handelscompagnie in Kopenhagen zu untersuchen. Der Credit dieser Gesellschaft war gesunken, und getrübt durch eine Schuldentlast von mindestens 150,000 Dalern, wies sich kaum ein Mittel, sie von ihrem gänzlichen Verfall zu retten. Unter diesen Umständen entwarf Friedrich, mit Zuziehung der von ihm niedergesetzten Commission, den Plan zu einer neuen Handelsgesellschaft in Altona, die mit der alten ostindischen Compagnie in Kopenhagen zwar verbunden sein, doch für eigene Rechnung Schiffe nach Ostka, Bengalen und China senden sollte. Mehrfache Hindernisse traten ein, welche die Ausführung dieses Planes vereitelten. Die alte ostindische Compagnie ward jedoch durch ihre Schuldentlast genöthigt, dem König ihre Freiheitsbriefe zurückzugeben und am 28. April 1729 sich aufzulösen.

In die letzte Zeit von Friedrich's Regierung fiel ein furchtbarer Brand, der am 20. Dec. 1728 einen großen Theil der Stadt Kopenhagen einäscherte. Der König leitete selbst die Löschanhalten und setzte sich den drohenden Gefahren aus. Als er endlich die Stadt für rettungslos verloren hielt, verteilte er die in Kopenhagen anwesenden Matrosen, deren Zahl sich auf 4000 belief, auf die Flotte, und die 5000 Mann starke Besatzung auf Rosenborg, den Schloßhof und die übrigen Schloßer in der Nähe von Kopenhagen, um wenigstens diese vor den sich immer weiter ausbreitenden Flammen zu schützen. Durch vereinte Anstrengung ward endlich der furchtbare Brand gelöscht. Fast zwei Dritttheil der Stadt, gegen 2500 Häuser, sechs Kirchen, die sämtlichen Universitäts- und Bibliotheksgebäude, das Waisenhaus, das Generalkommissariat und viele andere Gebäude waren ein Opfer der Flammen geworden. Fast drei Wochen lang ließ der König die rauchenden Brandstätten zur Verhütung neuer Gefahr durch Reiterpatrouillen und Bürger bewachen, und das unter dem Schutte aufgefundenen Hausgeräth oder Geld den Eigenthümern durch von ihm angeordnete Commissionen wieder zustellen. Unter die ärmern Bewohner ließ er Lebensmittel verteilen und versuchte denen, die aus Mangel an Raum in der Stadt nicht untergebracht werden konnten, ein Obdach und die nöthige Kost in den benachbarten Dörfern. Die Consumtionssteuer auf 20 Jahre allen Bewohnern von Kopenhagen erlassen. Schmerzhaft war für ihn besonders die drohende Auflösung der Universität. Die Professoren und viele Studenten hatten ihre Wohnungen eingebüßt. Sene stellten ihre Vorlesungen ein und von diesen begab sich eine große Zahl in ihre Heimath. Friedrich aber unterstützte die Professoren reichlich, ließ neue Hörsäle erbauen und sorgte auch besonders dadurch für den Glor der Universität, daß er die seit 40 Jahren ausgefakten juristischen Vorlesungen wieder einführte.

Nicht ohne Einfluß auf die dänischen Verhältnisse blieb der am diese Zeit (1730) erfolgte Tod des Zar's, Peter's II. Die Herzogin von Kurland, Anna Ivanowna, welche nach ihm den russischen Thron bestieg, bemühte

sich um die Freundschaft mit dem dänischen Reiche. Zwischen ihr und dem Könige Friedrich kam ein Abnähm zu Stande, welches Friedrich im Sommer 1730, die Kaiserin aber erst am 30. Oct. in Moskau bestätigte. Die Unterzeichnung dieses Vergleichs war Friedrich's letztes Staatsgeschäft. Von einer plötzlichen Schwäche befallen, suchte er Gemelung in Wals und Gottorp, wohin er sich mit seiner Gemahlin begab. Die zunehmende Krankheit nöthigte ihn jedoch bald an die Rückkehr nach Kopenhagen zu denken. Er war so erschöpft, daß er zu Dienste bleiben mußte. Dort feierte er am 11. Oct. seinen letzten Geburtstag durch eine Predigt, die er sich auf seinem Krankenlager halten ließ. Das Adema war: Der Tag des Todes ist näher als der Tag der Geburt. Er starb am 12. Oct. 1730 und ward am 16. Dec. feierlich in der Ergrubst zu Roskilde beigesetzt. Sein Sohn Christian folgte ihm unter dem Namen Christian VI. auf dem dänischen Throne.¹⁾ (Heinrich Döring.)

FRIEDRICH V. König von Dänemark, geb. am 31. März 1723, ein Sohn Christian's VI., zeigte schon früh die glücklichen Anlagen, durch die er sich späterhin die Liebe seines Volkes und die Achtung des Auslandes erwarb. Er war lebhaft und feurig von Natur, dabei aber mild, geneigt zum Wohlthun und freundlich gegen Hote und Niedere. Ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste, vereinigte er mit dieser Neigung zugleich den Charakter eines müßigen und unerschrockenen Kriegers. Für seine Erziehung hatte sein Vater, Christian VI., aufs Redlichste gesorgt. In seinem sechsten Lebensjahre (1729) erhielt Friedrich ein Regiment, bei welchem er sich in Waffen bilden sollte. Bei einer Musterung im J. 1732 commandirte er dies Regiment mit so vielem Takt, daß sein Vater eine Schaumünze prägen ließ, um das Andenken an jenen Tag (den 16. April 1732) zu verewigen²⁾. Auch im Fechten und Rei-

1) Hgl. Oratio funebris in obitum Frederici IV., habita in Consistorio 12. Dec. 1730, a *Lodov. Møller*. (Copenh. 1730).
2) *Postscriptum* des *Antik. Atlas* I. Bd. S. 311 ff. & *Hoijer's Geschichte König Friedrich's IV. von Dänemark* (Kopenhagen 1734). Auf der küniglichen Bibliothek zu Kopenhagen befinden sich mehrere handschriftliche Werke, mit besorgfältigen Notizen über Friedrich, so unter andern ein historisches Journal über die vorzüglichsten Begebenheiten und Verfälle in dem Leben und der Regierung König Friedrich's IV., von 1670—1731; ferner *Muhle's* Historie Friedrich's IV. aus Münzen und das Verzeichniß der Sammlung von Münzen und Medaillen, die der dänische arztliche Rath Christian Knaut Graf von Wertheim hinterlassen. Hgl. über die und nach einige andere Quellen zu Friedrich's Biographie die Fortsetzung des *Adm. Medihistorie*. 33. Bd. S. 656.

1) Die Münze trägt auf einer Seite des Kronprinzens Bildniß, mit der Unterschrift: *Fredericus Prince. Hered. Dan. Norv. V. G.*, auf der andern Seite aber den Kronprinzen, von der Doffnung und Minerva begleitet, an der Spitze eines Heeres, mit der Umschrift: *Spes Augusta Trionum*, und der Unterschrift: *Principe juvenituli X aet. an. milikam auspicate MDCCXXXII*. Von dieser Münze hat man zwei verschiedene Ausgaben. Auf der Geburtstagsmünze des Kronprinzen, die sein Großvater, König Friedrich IV., prägen ließ, trägt man die bedeutungsvollen Worte: *Aeternum alternam Christianum cum Frederico nomina chara polo, unumq. clara solo*. Vergl. von Wertheim's *Münzkunde* S. 175.

ten erhielt Friedrich Unterricht. Als einen gewandten Reiter zeigte er sich zuerst bei einem prachtvollen Ringelreiten am 13. April 1742. Bereits im März 1730, an seinem siebenten Geburtstag, hatte er einen eigenen Hofstaat und in dem geheimen Rathe Rosenkrantz einen gelehrten und vielseitig gebildeten Mann zum Oberhofmeister erhalten, der seine Kenntnisse in der Geschichte, Geographie, dem Staatsrechte u. a. wissenschaftlichen Fächern bereicherte und erweiterte. In den ältern und neuern Sprachen unterwies ihn die Professoren Lützen, Kall und Scheib. Friedrich interessirte sich so sehr für Wissenschaften und Künste, daß er neben einer ausserordentlichen Bibliothek sich auch eine sehr reichhaltige Sammlung von Gemälden und Kunstwerken der verschiedensten Art anlegte. Durch seine Religiosität empfahl er sich nicht blos in den dänischen Staaten, sondern auch in Schweden. Der vorige Klerus und der Bauernstand wünschten ihn zum Kronfolger, und drang auf die Erneuerung der salmarischen Union. Den mannichfachen Parteilungen und Streitschriften, die sich darüber erhoben, setzte Friedrich ein Ziel, indem er feierlich alle Ansprüche auf die schwedische Krone entsagte. Seine Zwiste waren beinahe beseitigt, als er sich am 14. Oct. 1743 nach Åltona begab, wo er sich mit der großbritannischen Prinzessin Louise, einer Tochter Georg's III., vermählte. Am 11. Dec. 1743 hielt die Kronprinzessin ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen¹⁾.

Nach dem im J. 1746 erfolgten Tode seines Vaters, König Christian's VI., bestieg Friedrich den dänischen Thron mit dem Vorsatze, seine Unterthanen so glücklich zu machen, als es irgend in seinen Kräften läge. Er vermiederte einige Schatzungen in Norwegen und schenkte denen, die durch die Viehleuse gelitten, ihren Knechtschaz. Die Witwenkasse des Militärs ward durch ihn vergrößert. Um die Staatsschuld zu tilgen, errichtete er eine Leihrentengesellschaft, die am 13. Febr. 1747 eröffnet ward. Nach seines Vaters Beispiel verordnete er eine eigene Commission zur Entscheidung veralteter Rechtsdängel, die durch die Pest im J. 1711 unterbrochen worden waren. Die Thätigkeit der Richter jenes Gerichtes verdarbte sich auf so glänzende Weise, daß im J. 1747 ebenfalls hundert Proceße benudet wurden. Aber zu einem Civil- oder Staatsamte beßrtebte sein Wille, mußte sich auf Friedrich's Befehl einer strengen Prüfung der juristischen Facultät unterwerfen. Außer diesen gemeinnützigen Anstalten sorgte er auch für das Vergnügen seiner Unterthanen, indem er italienische Opernführer nach Kopenhagen kommen ließ, die auf seine Kosten die besten dramatischen und musikalischen Werke auf die Bühne brachten. Auch unterhielt er eine eigene dänische Schauspielergesellschaft,

(für welche er ein geräumiges Gebäude aufführen ließ²⁾). Bei der Wahl der Stücke verfolgte er einen loblichen Zweck, indem er vorzugsweise dabei die sittliche Beseelung und die Besserung des Laifers im Auge hatte. Über diese Anstalten zum öffentlichen Vergnügen ließ er die Ruhe und Sicherheit seines Reiches nicht unberücksichtigt. Er verstärkte die norwegische Kriegsmacht durch mehr Negimenter, und entwarf für das ganze norwegische Heer mit dem 1. Jan. 1749 neue Kriegsbartitel, die er einige Jahre später (1753) noch durch andere vermehrte. Besonders verdient machte er sich durch die Stiftung der Ritterakademie zu Sorø. Für dies Institut wählte er fünf öffentliche Lehrer der höhern Wissenschaften, nach mehrern andern, die in den Leibesübungen Unterricht erteilten. Er gab der Akademie ein eigenes Siegel, ein geräumiges Local in dem sogenannten Schloß- oder Duesgheden und ein Hofgericht, in welchem die Professoren präsidirten. Jeder Akademiker, der das 16. Lebensjahr erreicht, konnte in jenem Gerichte Affector werden. Alle Adeligen, die eine auswärtige Universität besuchen wollten, mußten, nach einer Verordnung des Königs, zuvor einen dreijährigen Curfus auf der Ritterakademie zu Sorø zurückgelegt haben. Diese Lehranstalt, am 20. Juli feierlich eingeweiht, kam bald in große Aufnahme, besonders durch die Freigebigkeit des dänischen Professors Ludwig Holberg, der jene Anstalt in seinem Testamente reichlich bedacht hatte.

Mit großer Pracht ward die Salbungsfestlichkeit des Königs zu Frederiksborg am 4. Sept. 1747 vollzogen. Friedrich erschien an diesem Tage mit drei neuen Reichsleinodien geschmückt, die sein Vater, Christian VI., sehr geschmackvoll hatte anfertigen lassen, nämlich mit der Krone, dem Scepter und dem Apfel, und zugleich in der dänischen Tracht, die sein Großvater hatte einführen wollen. Ähnliche Festlichkeiten begleiteten den Krönungstag. Ihn vorherbrachte unter andern die Stiftung einer allgemeinen Handelsgesellschaft. Friedrich ertheilte dieser Gesellschaft das ausschließliche Recht der Fahrt nach Grönland zum Walfischfang. Sie beschäftigte jedoch vorzugsweise, die Waaren der Dstie nach Frankreich, Portugal und Spanien, Sklaven aus Guinea nach den westindischen Inseln, und endlich Waaren aus der Levante und den Häfen des mittelländischen Meeres nach Dänemark, Norwegen und Teutschland zu führen. Gewürdet auf einen Fonds von 1000 Aktien, deren jede 500 Rthl. kostete, konnte diese Handelsgesellschaft Unternehmungen wagen, deren Kostspieligkeit und Schwierigkeit den einzelnen Kaufmann zurückschreckte³⁾. Sein Interesse an jener Compagnie zeigte Friedrich an der fortwährenden Unterstützung, die er derselben angedeihen ließ. Durch des Königs Einfluß und Vermögen kam auch ein dänisch-dänisches Bündniß mit dem Könige beider Sicilien zu Stande, wodurch den Dänen der Handel nach den neapolitanischen Seeländen gestattet und das Fremdenrecht (Droit d'As-

1) J. Neue Europäische Tama. 1622. 2b. S. 521, 618. Auf einer bei dieser Gelegenheit geprägten Schamünze sieht man Demen, der das großbritannische, dänische und Kurwappen zusammenhängend; f. Richter's Münzbeschreibungen. 15. Bd. S. 401. Auf einer zweiten Medaille brühten sich die Brustbilder der Vermählten mit den Beschriften: Spes et Amor patriae magnum boreae incrementum XI. Dec. 1743. Magnorum soboles regum parituraque reges.

3) Es war im December 1748 feierlich eingeweiht; f. v. Thura. Havnia hodierna p. 203. 4) Bgl. Lettres sur le Danemarck. Vol. 1. p. 187.

baine) und Strandrecht aufgehoben ward⁵⁾. Durch eine Verordnung vom 1. Nov. 1747 erlaubte Friedrich allen Dänen und Norwegern, mit ostindischen und chinesischen Waaren zu handeln. Die Förderung des dänischen Handels nach den türkischen Seeräubern hatte er besonders im Auge, als er den Portugiesen unbeschränkte Handelsfreiheit in allen seinen Staaten einräumte.

Nach seiner Rückkehr von der Insel Arde, die er durch einen Vertrag mit dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein: Glücksburg im J. 1749 käuflich an sich gebracht hatte, feierte er mit großer Pracht das Jubiläum des hundertjährigen Hauses, oder den Tag, an welchem Christian I. vor 300 Jahren in Kopenhagen zum Könige von Dänemark gekrönt worden war. Den sogenannten amalienburger Schlossplatz wählte er für die Erbauung der Friedrichsstadt, und bewilligte Allen, die innerhalb drei Jahren jenen Platz anbauen würden, eine dreißigjährige Befreiung von allen Abgaben und Steuern. Dort legte Friedrich auch den Grund zu einem Gotteshaufe, auf den Namen der Friedrichskirche führen sollte. Abgelenkt von diesen Beschäftigungen ward er durch die zur Zeit des dänischen Jubiläums entstandenen Unruhen in Schweden. Nach den Nachrichten, welche Friedrich darüber erhielt, hatte sich dort eine Partei gebildet, die, mit der bisherigen Regierungsverfassung unzufrieden, ihm wieder die unumschränkte Herrschaft verschaffen wollte. Diesem Gerüchte widersprach aber der König Friedrich von Schweden. Unter der Versicherung, daß das schwedische Reich sich nie in die heillosen dänischen Streitigkeiten mischen werde, kam es zwischen ihm und Friedrich im October 1749 zu einer Erneuerung des dänisch-schwedischen Bündnisses vom 5. Oct. 1734 auf 15 Jahre. Unter dem Vorwande, daß ein noch nicht verletztes Freundschaftsverhältnis seiner Erneuerung bedürfe, hatte sich die russische Kaiserin entschuldigt, als sie aufgefordert ward, jenem Bunde beizutreten. So erhielt auch Friedrich eine ablehnende Antwort, als er die früher verpfändete Landeshoheit über die Dänne- und Schetlandsinseln von Schottland wiederverlangte.

Zur Erleichterung des Handels errichtete Friedrich im J. 1750 eine labrende Post zwischen Kopenhagen, Aalborg und andern großen Städten in Jütland. Er erhöhte die Befolgungen des höchsten Gerichts, das späterhin (1753) eine neue Proceßordnung erhielt. Ein wichtiges Unternehmen war die Errichtung einer Galeerenflotte, für welche er mehrer Werfte und einen Hafen anlegen ließ. Im Sommer 1750 bereiste Friedrich die dänischen Inseln, um sich zu überzeugen, wie die bürgerlichen Erwerbswege und die Induftrie überhaupt verbessert werden könnten. Auch in Kopenhagen sorgte er dafür durch die Anlegung einer großen Seidenmanufaktur, daß die Zahl der dabei beschäftigten Fabrikanten sich in einigen Jahren (1758) bis auf 4000 vermehrt hatte. Mit Marokko, Tunis und Tripolis, sowie überhaupt mit allen

türkischen Seemächten, schloß Friedrich Handelsbündnisse, um den Kapeteln auf dem mittelländischen Meere Einhalt zu thun. Der von ihm im J. 1755 gestifteten afrikanischen Handelsgesellschaft, die aus 500 Actien, jede zu 500 Rthl., bestand, ertheilte Friedrich am 31. März das ausschließliche Recht, nach den zwischen dem 36. und 22. Grade gelegenen Küsten zu fahren. Dies Privilegium hob jedoch der Kaiser von Rußland und Marokko, als jene Gesellschaft nach und nach in Verfall gerieth, wieder auf. Die Mißbilligungen, die dadurch zwischen ihm und dem Könige Friedrich entstanden, dauerten zum Theile des dänischen Handels eine geraume Zeit, und wurden erst im März 1765 völlig beseitigt. Als jene Compagnie sich 1768 völlig auflöste, entwarf Friedrich den Plan zu einer ähnlichen Handelsgesellschaft für die Reoante, welche jedoch nicht zu Stande kam. Durch die erwählten Tractate mit den afrikanischen Seemächten hatte jedoch Friedrich das Mißfallen der Könige von Spanien und Portugal erregt, weil diese Monarchen damals mit den Afrikanern in Krieg verwickelt waren, und die dänischen und hamburgischen Schiffe den letztern Proviant und andere Bedürfnisse zuführten. Während der König von Spanien seinen Unterthanen allen Handelsverkehr mit den Dänen untersagte, erließ Friedrich an diese den 22. Oct. 1753 ein ähnliches Verbot. Bis zum J. 1757 dauerten diese Irrungen, die endlich durch ein Freundschaftsbündniß beseitigt wurden, das den Unterthanen der entzweiten Monarchen die gegenseitige Handelsfreiheit wiedergab. Durch Unterdrückung der alten Unruhen und Verträge mit Schweden wurden auch die erneuerten Grenzfeindlichkeiten zwischen diesem Reiche und Dänemark beigelegt.

In große Trauer und in einen Zustand, der für sein Leben Besorgniß erregte, verfiel den König Friedrich der Tod seiner von ihm innig geliebten Gemahlin, der Königin Louise, am 19. Dec. 1751. Außer dem Kronprinzen Christian, der am 3. Juni 1747 wieder gestorben war, hatte sie ihrem Gemahl mehrer Töchter, doch nur einen Sohn, den nachherigen König Christian VII., geboren. Die Erbsolge des königlichen Hauses beruhte daher nur auf einem einzigen Prinzen. Friedrich gab daher den Vorstellungen seiner Räte nach, an eine zweite Ehe zu denken. Er vermählte sich am 26. Juni 1752 zu Salzburg mit des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg Tochter, Juliana Maria. Durch diese Vermählung wurden die Wünsche des Volkes erfüllt, denn die Königin gebar am 11. Oct. 1753 den Erbprinzen Friedrich.

Ungefähr in diese Zeit, in das Jahr 1752, fallen die von dem Könige in Bergen und Drontheim errichteten Seminaria Fridericiana, hauptsächlich zur Bildung lappländischer Missionare bestimmt. Am 29. Juli 1752 legte der König den Grund zu dem Friedrichshospital in der neuen Friedrichsstadt in Kopenhagen. Dies prächtige, mit großen Kosten errichtete Gebäude erhielt von ihm eine eigene Gerichtsbarkeit, und ward von allen Zollabgaben befreit. Einen botanischen Garten, den er in der Nähe jenes Hospitals anlegen ließ, schmückte er mit allen Arten von ausländischen und einheimischen Gewächsen. Seine

5) *J. Traité perpétuel de Commerce et Négotiation conclu entre S. M. Frédéric V. et S. M. Charles Roi des deux Siciles.* (Copenh. 1748. 4.)

Hauptabsicht dabei war, das Studium der Naturkunde zu fördern und zur Erforschung der verborgenen Eigenschaften bekannter oder noch unbekannter Kräuter anzuregen. In naher Verbindung mit jenem Institut stand eine Naturalienammlung, die in mehreren Zimmern des Schlosses Charlottenburg ein vastendes Local erhielt. Auf seine Kosten ließ Friedrich den berühmten Professor der Botanik Georg Christlan Vöer durch einen großen Theil von Dänemark und Norwegen reisen, und späterhin eine ausführliche Beschreibung und Abbildung der auf jener Reise entdeckten Pflanzengattungen dem Druck übergeben⁶⁾. Freigiebig unterstützte Friedrich einen Landwirtschaftsverein, der sich in Island gebildet hatte, um den Ackerbau, den Fischfang, die Bereitung der Wolle und der Lächer sorgfältiger zu betreiben, als es bisher geschehen war. Diese Gesellschaft vereinte dem Könige im J. 1756 ein Geschenk von 30,000 Rthlrn.⁷⁾ Auch that er außerdem manche Schritte zur Verbesserung der Schatzkucht durch Berufung von Ausländern, die in mehreren ökonomischen höchsten Unterricht ertheilen mußten. Seine Humanität zeigte sich in zwei milden Stiftungen, die er 1753 in Kopenhagen begründete. Zu dem dort gestifteten Invalidenhaus fügte er am 29. Juni noch ein pädagogisches Institut von großem Umfange, das sogenannte christianstadscher Erziehungs- und Erziehungsanstalt für 200 Knaben, die darin vom fünften bis zum 16. Jahre im Spinnen, Weben und in andern Handarbeiten unterrichtet wurden. Seinen Sinn für die Kunst zeigte Friedrich, als er 1754 die bisherige Malerschule zu Kopenhagen in eine Bildhauer- und Baumeisterakademie verwandelte. Den berühmten französischen Bildhauer Sallo ernannte Friedrich zum Director jener Anstalt, in welcher außerdem mehrere Professoren im Zeichen und Kupferstechen, in der Malerei, Architektur, Perspective u. s. w. den erforderlichen Unterricht ertheilten.

Für den Wohlstand aller seiner Unterthanen eröffnete Friedrich eine neue Quelle durch den Freihandel nach Westindien. Er brachte in dieser Hinsicht keine unbedeutenden Opfer. Für die Summe von 12,000 Rthlrn. kaufte er den bisherigen Colonbrüchern und Webern ihre bisherigen Vorrechte ab. Dabei ließ er es nicht bewenden, sondern brachte auch für 2,000,000 Rthlr. von den Mitgliedern westindischer Handelscompagnien aus Guinea ihre Privilegien und Besitzungen in Afrika und America käuflich an sich. In Norwegen theilte er die zu großen Gebölde und Ländereien, und ließ neue Colonien anlegen. Auch im Seewesen traf er eine Veränderung, indem er die Admiralität von dem Generalcommissariat trennte, und eine neue Abtheilung besänftig diemender Marfros errichtete. Am 30. Aug. 1754 erlaubte er allen Bewohnern Norwegens, Dänemarks und Schleswigs die Schifffahrt nach den amerikanischen Inseln und nach Guinea. Den amerikanischen

dänischen Inseln gab er eine wesentliche verbesserte Constitution durch Einführung der dänischen Geseze, eines Justizgerichts und einer Justizbetörde, welche durch den Vergleich streitender Parteien die häufigen Rechtsdunkeln vermeiden sollte. Zu mehreren andern zweckmäßigen Anstalten, die er begründete, gehörte besonders die Errichtung einer westindisch-guineischen Rent- und Generalzollsamme.

An dem zweifachen Kriege, der damals (1755) zwischen England und Frankreich über die Grenzen ihrer amerikanischen Besitzungen, und zwischen Preußen, Dänemark, Polen, dem teutschen Reiche und Rußland ausgebrochen war, nahm Friedrich keinen Antheil. Durch ein Bündniß, das er mit Schweden schloß, verpflichtete er sich zu strengster Neutralität und zum gegenseitigen Schutze in der Schifffahrt und des Handels. Dem dänischen Handel bot er eine weitere Ausdehnung durch Verträge mit Senu und mit der osmanischen Pforte⁸⁾. Den Reichthümern der französischen und englischen Kriegsmacht bot Friedrich seine Vermittelung zu einem Waffenstillstande an, weil er das Herzogthum Bremen und Verden gewissermaßen schützen mußte, und außerdem die Sicherheit seiner Staaten foderte, den Übergang des französischen Heeres über die Elbe zu verhindern. Der floßerewerliche Vertrag, der zwischen England und Frankreich geschlossen ward, schien zwar den Krieg von den holländischen Grenzen zu entfernen; bald aber nabte für Friedrich neue Gefahr, weil jener Vertrag von dem englischen Parlament und dem Könige von Preußen nicht genehmigt ward, und der Herzog von Mitleu die besidenden Völker dem Inhalte des Vertrags untreu zu entfennen suchte. Mit einem Heere von 24,000 Mann, das er im Holländischen versammelt, sicherte er die Grenzen seines Reichs. Auch ließ er sechs Kriegsschiffe, nebst zwei Fregatten, zu ebenso vielen schwedischen und russischen Kriegsschiffen stoßen, welche im Sommer 1758 bei Amager und in dem süder Meeres vor Anker lagen. Ungeachtet des großen Aufwandes, den diese Rüstungen notwendig machten, verwandte Friedrich noch immer beträchtliche Summen für die Verbesserung der Wissenschaften, des Handels und der Anzucht. Zu Kongsberg stiftete Friedrich eine Bergwerksschule, in welcher junge Leute Unterricht in der Geognosie erhalten und später, auf königliche Kosten, zu ihrer hohen Bildung, Reisen ins Ausland unternehmen sollten. Einen umwichtigen und kenntnißreichen Mann fand er an dem braunschweig-lüneburgischen Bergarzt J. H. B. v. Jaßi, der nach Dänemark berufen hatte. Dieser ward auch mit Unterstützung des Königs, für den Anbau und die Bevölkerung der Heiden und wüsten Plätze in Island zugewiesen. Durch einen Verein von Geometern, den er im J. 1759 gebildet hatte, ließ Friedrich eine Karte des Amtes Kopenhagen entwerfen, zugleich die

6) Abbildung der Pflanzen, welche in den königreichen Dänemark und Norwegen, in den Freygegründen Satermars und Helgeland und in den Grafschaften Eidsberg und Detmolden vorkommen, zur Euliluterung des unter dem Titel Flora danica veranfaßten Werkes herausgegeben. Die beiden Bände dieses Werkes, die im J. 1760 vollendet wurden, enthalten 360 Kupferstiche in Holz.

7) f. Lettres sur le Danemarck. Vol. I. p. 199.

8) Traité perpétuel d'Amitié, de Commerce et de Navigation conclu entre S. M. Frédéric V. Roi de D. N. et la républicaine République de Gènes. (Copenh. 1754. 4.) — Perpetuum amicitiae Tractatus cum Imperatore Ottomanorum Divino Osmano Principis aulicus porta Constantinopolitensi 11 Octobr. 1756 conclusus. (Copenh. 1756. 4.)

gen dänischen Unter ausmessen und die natürliche Beschaffenheit des Bodens der einzelnen Orte genau aufzeichnen und beschreiben. Von den Bedürfnissen und neuen Erfindungen der Dänen setzte er das Publicum in Kenntniß durch wöchentlich gedruckte Nachrichten, welche ein in Kopenhagen errichtetes Adresscomptoir verbreitete. Für das physische Wohl seiner Unterthanen sorgte Friedrich, als er, um die Gefahr der Pocken zu vermindern, zwei Hospitäler für hundert Kinder anlegen ließ, und deren Ältern durch Belohnungen oder Prämien bewog, ihren Kindern von geschickten Ärzten die Blattern einimpfen zu lassen. Er unterwarf sich selbst dieser Operation, und auch der Kronprinz folgte seinem Beispiele⁹⁾.

Den Dank eines großen Theiles seiner Unterthanen, besonders aber der Kanleute, erwarb sich Friedrich, als er am 15. April 1760 die Parforcejagd und am 28. April die norwegische Gleichjagd abschickte. Die Dorfbewohner freute er zum Fleiße durch Prämien, die er auf das Spinnen und Weben der Wolle setzte. In Norwegen führte er wieder zu Kongsberg das aufgehobene Horkamt ein, und decorirte eine Generaldirection des Tabakshandels am 31. Dec. 1760. Mit diesen Einrichtungen beschloß er das erste Jahrhundert der unumschränkten dänischen Monarchie. Zum Andenken an die 1000 erlangene Souverainität verordnete er um diese Zeit ein Fest, ein dreitägiges Fest, das am 16., 17. und 18. Oct., wiewol ohne außerordentliche Feierlichkeiten, begangen ward. Die dänisch-norwegische Geistlichkeit, die Bürgerchaft von Kopenhagen und die bürgerliche Gesellschaft der Wissenschaften vernahm dies Fest durch drei Schäumungen¹⁰⁾. Bei diesem Feste hatte Friedrich das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde das Bein zu brechen. Er war noch nicht völlig genesen, als das nie in ihm schlummernde Interesse für die Wissenschaften ihn einen neuen Plan zur Verbesserung derselben entwerfen ließ. Der berühmte Michaelis in Göttingen hatte durch den Grafen von Bernstorff dem Könige vorgestellt, wie wichtig eine von mehreren Gelehrten unternommene Reise nach dem Orient für die Erklärung und das richtigere Verstandniß der heiligen Schrift werden könnte. Die Männer, welche im Interesse der Wissenschaft jene Reise, deren Kosten der König befrucht, unternahmen, waren der dänische Professor Friedrich Christian von Haugen, als Philolog und Historiker, der schwedische Professor Peter Forsskal, der für die Bereicherung der Naturgeschichte sorgen sollte, und aus dem Ingenieurleutnanten Karsten Niebuhr, der mit den geographischen und astronomischen Forschungen beauftragt worden war. Die Gesellschaft erhielt eine eigene, vom Könige am 15. Dec. 1760 unterzeichnete Vorschrift, wie sie ihre Reise einzurichten sollte¹¹⁾. Zuerst mehrere andern Gelehrten, welche

die Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften zur Theilnahme an jener Reise einlud, schlossen sich derselben auch, nach des Königs Verordnung, einige Ärzte, Kupferstecher und Zeichner an. Ungeachtet des bedeutenden Aufwandes, den jene Reise verursachte, entzog Friedrich der in Drontheim errichteten Gesellschaft der schönen Wissenschaften nicht die bisher gewährte Unterstützung. Für die Ökonomie sorgte er durch die Eristung einer dänischen Akademie. Den damit verbundenen Zweck suchte er dadurch zu erreichen, daß er in den Jahren 1761 und 1762 mehrere Forstbeamte und Bergleute nach Deutschland sandte, um das Anpflanzen von Waldbäumen zu erlernen und neue Erbarien zu entdecken. Auch durch das geschärfte Verbot aller Äder- und Wiefengemeinschaft förderte Friedrich das ökonomische Interesse.

Vergrößert sah er seine Staaten, als ihm durch einen Vertrag mit dem Herzoge Friedrich Karl von Pölen nach dessen Tode die von ihm besessene Herrschaft im October 1761 aufiel. Diese Erbschaft vermehrte die seit Friedrich's IV. Regierung noch immer nicht gänzlich beseitigten Mißlichkeiten zwischen der Krone Dänemark und dem herzoglich gottorpischen Hause. Der Grund dieser Irrungen war der Besitz des Herzogthums Schleswig-Gottorp, welches der russische Großfürst Peter Alexowitsch als Haupt des gottorpischen Hauses in Anspruch nahm. Friedrich nahm zu einem gütlichen Vergleich seine Zuflucht. Er bot dem Großfürsten im J. 1761 für seine Ansprüche die Großschäfsen Dübensburg und Delmenhorst. Peter aber verworf, aber Vorstellungen der Kaiserin Elisabeth ungenügend, dies Anerbieten. Außer dem Herzogthum Schleswig-Holstein forderte er alle Einkünfte zurück, die seit der Besetzung desselben in die königlich dänische Kammer geflossen. Diese Forderung und den dadurch veranlaßten Zwist ließ die Kaiserin Elisabeth völlig unbeachtet. Sie schloß vielmehr mit Friedrich und dem Könige von Schweden ein neues Freundschaftsbündniß, das jedoch von keiner Dauer war. Es löste sich wieder auf, als nach ihrem am 5. Jan. 1762 erfolgten Tode der Großfürst unter dem Namen Peter III. den russischen Thron bestieg. Nach einem vorläufigen Frieden, den er mit dem Könige von Preußen schloß, rückte er sich zur Wiedereroberung des Herzogthums Schleswig, welche der Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp unternehmen sollte. Auch Friedrich trug, hieron benachrichtigt, Anstalten zur Gegenwehr durch Ausrüstung einer Flotte von 20 Kriegsschiffen und elf Fregatten. Sein in Holstein versammeltes Heer verstärkte er durch mehrere neue Regimenter. Aller Vorstellungen der russischen und dänischen Befehlshaber und selbst des Königs von Preußen ungeachtet, ertheilte Peter III. dem Grafen Romanow Befehl, mit 40,000 Mann in Holstein einzubringen. Mit einem Heere von wenigstens 70,000 Mann regelmäßiger Truppen, welche Friedrich zusammengebracht hatte, glaubte er der russischen Kriegsmacht auch ohne Verbündete die Spitze bieten zu können. Er ließ aber auf manche Hindernisse, als er von seinen ansehnlichen Unterthanen und den Südländern Anlehen gegen Zinsen aufnahm. Von dem Nahe der Stadt Hamburg, die er als einen holsteinischen Landstand des

9) Vgl. Dr. Chr. J. G. Meib. Nordst. Abhandlung von Junen Reysperne. (Kopenhagen 1761.) Mémoires données du Roi à l'occasion de la couronneement par les Entrepreneurs de l'Opéra, le 17. Fevrier 1760.

10) Wohlthätig findet man diese Münzen beschrieben in Zoachim's Historischen Nachrichten von der im Kaiserliche Danemark eingeführten Souverainität. S. 85. Vgl. Danst Atlas. I. Bd. S. 701.

11) Vgl. J. D. Mich. G. 1761, Progen an eine Gesellschaft adeliche Männer, die auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Dänemark nach Arabien reisen. (Frankfurt 1762.)

trachtete, ward ihm ein ähnliches Gesuch verweigert. Er besetzte daher das Gebiet dieser Stadt, als er mit seinem Heere in das Mecklenburgische rückte. Von dort kehrten die dänischen Truppen jedoch bereits am 9. Aug. in ihre Heimath zurück, als nach der Enthronung Peter's III. das von dem Grafen Romanzow befehligte russische Heer, auf Befehl der Kaiserin Katharina, das mecklenburgische Gebiet verließ. Die Mißbilligungen zwischen dem russischen und dänischen Hofe schienen nun völlig beseitigt und selbst ein Zwist, in welchen er mit der Kaiserin Katharina wegen seines Antheils an der Vormundschaft über den Großfürsten Paul, den Sohn Peter's III., gerieth, hatte keine Folgen von irgend einer Bedeutung.

Nach der wiederhergestellten Ruhe beschäftigte den König Friedrich zunächst die Sorge, die zu dem Feldzug aufgenommenen Gelder wieder abzutragen. In Bezug auf die bessere Verfassung seines Heeres traf er mehr zweckmäßige Anstalten. Die bisherige Kriegsfangel in Kopenhagen verwandelte er am 28. Dec. 1763 in ein General-Kriegsdirectorium. Am 4. April 1764 errichtete er zu Christiania ein ähnliches Institut unter dem Namen eines norwegischen Kriegsdirectories. Beiden Collegien übertrug er nicht nur die Aufsicht über Einrichtung, Dienst und Sold der wirklichen Soldaten, sondern auch über die Hospitalier, Festungen und Kriegsschulen. Nicht ohne Widerstreben und nur dem Drange der Umstände gehorchend, entließ sich Friedrich, um die vorhin erwähnten Gelder und Anleihen abzutragen, zu einer außerordentlichen Schatzung seiner dänischen und teutschen Unterthanen. Er verordnete dazu eine Directeurendirection, und stellte dieß von ihm begründete Institut unter den Vorsth des Grafen von Moltke. Diese Schatzung veranlaßte aber in dem Eiste Bergen einen furchtbaren Volksaufstand. Schon durch eine früher erdachte königliche Verordnung, welche eine Zertheilung der zu großen Güter und Gehöfte forderte, hatten sich viele Grundbesitzer in ihren Eigenthumsrechten verletzt gefühlt. Die am 2. April 1765 aufgeschriebene Schatzung vermehrte den Unmuth. Hartnäckig verweigerten sie die an sie gerichteten Forderungen. Von einigen Bürgern aus Bergen angeführt, führten im Mai 1765 gegen 4000 Bauern das Haus des Eistanntmanns in Bergen, raubten aus der Steuerkasse 8000 Thlr. und zwangen mit gewaffneter Hand den unglücklichen Mann, ihnen eine Verschreibung auf 2000 Thlr. auszustellen. Der Aufstand ward zwar durch die Verhaftung der Anführer gedämpft; Friedrich aber sandte desseuungeachtet einige Kriegsschiffe nach Norwegen mit zwei Gerichtscommissarien, welche die Veranlassung jener Unruhen untersuchen sollten. Am 5. Juli 1765 erließ Friedrich ein Strafgesetz gegen alle eigennützigen Versammlungen von Gemeinden. Am 24. Dec. ward zwar eine neue Schatzung aufgeschrieben. Die Gemüther waren aber ruhiger geworden, weil kurz zuvor durch einen königlichen Befehl die früher erwähnte Gütervertheilung aufgehoben worden war.

Ungefähr um diese Zeit, im Mai 1765, wurden auch die Irrungen König Friedrich's mit der kaiserlichen Kaiserin über die hollsteinischen Angelegenheiten durch einen

zu St. Petersburg geschlossenen Vergleich völlig beseitigt. Um allen innern Zwisteln in den Herzogthümern Schleswig und Holstein für immer vorzubeugen, suchte Friedrich die Kaiserin zu bewegen, sich nebst ihm in Unterhandlungen mit Hamburg einzulassen, und dieser Eicht im Namen des Großfürsten die Reichsfreiheit zuzugestehen. Den Erfolg dieser Bemühungen, die erst im Jahre 1768 realisiert wurden, erlebte Friedrich nicht. Eine seiner letzten Sorgen war eine von ihm beabsichtigte nähere Verbindung mit dem großbritannischen Hofe. Diesen Zweck suchte Friedrich zu erreichen durch die Vermählung des Kronprinzen mit des Prinzen von Wales jüngster Tochter, Karoline Matilde. Die Heirath kam aber erst nach Friedrich's Tode, am 8. Nov. 1766, zu Stande¹⁾. Nicht lange zuvor, im J. 1765, verließ der König in eine langwierige Krankheit. Physisch enträufelt, befiel er gleichwohl die gewohnte Munterkeit seines Geistes. In dem Krankenlager ertheilte er Befehle zur Anlage neuer Heerstraßen und eines neuen Hafens zu Helsingör. Er traf außerdem noch manche andere Verordnungen in Bezug auf das Postwesen und Anpflanzungen neuer Holzungen. Auch entwarf er eine neue Proceßordnung, um das Gerichtsverfahren in den Herzogthümern abzulösen, und besprach sich ausführlich über einen schon im J. 1763 entworfenen Plan der Errichtung einer Veterinärakademie.

Sein Tod hatte etwas Erhabenes und Kühnendes durch den heraldischen Abschied, den er von seiner Familie und seinen nächsten Umgebungen nahm. Merkwürdig waren besonders die Worte, mit denen er sich an den Kronprinzen wandte, und ihm die Pflichten seines hohen Berufs ans Herz legte. „Ich sterbe,“ sprach Friedrich, „und hinterlasse Dir das Reich. Erinnere Dich fest, daß Du es empfängst, um Deiner Unterthanen Glück zu begründen. Sei gnädig, mild, thätig, friedfertig, und erlaube jedem den Zutritt zu Dir. Betrachte Deine Unterthanen wie Deine Kinder, und leite sie zu dem Wege der Religion und der Glückseligkeit. Wenn die Vererbung der Hocht und Macht oder niedrige Bemühungen der Gottlosen Dich von diesem ruhmwürdigen Zwecke ablenken suchen, so wirf einen Blick auf das Erbtheil Deines Vaters. Siehe, so ist das Ende aller Könige, und so wird auch das Deine sein. So entferne es Dir auch jetzt scheinen mag, so ungewisslich schnell kann es Dich dennoch überraschen. Herrsche demnach, sonne Du nicht wünschen wirst geachtet zu haben, wenn Du von diesem vergänglichem Throne vor den ewigen abgerufen wirst. Der allmächtige und glühige Gott gebe, daß diese vergängliche Krone, wenn Du sie mit Demuth und Zucht tragen wirst, Dir die Krone der ewigen Seligkeit erwerbe.“

12) Auf der bei dem Vermählungsfeite gewöhnlichen Schäumwein befindet sich des Königs und seiner Gemahlin Brustbild in einem Erker, mit der Ueberschrift: Christianus VII. et Carol. Math. D. G. Rex et Reg. Dan. Norv., und auf der Kaiserin: Lucretia Augusta, eine mit einem Kinde und einem Blumenkranz in der Hand, und der Beischrift: Recurrendibus aequis. Die Ueberschrift lautet: Connobis janet d. 8. Nov. 1766. 13) L'oraison funèbre de Frédéric V. prononcée le 18 Mars 1766 par F. Mourier, pasteur de l'église française reformée de Copenhague p. 11.

Mit diesen Worten, die einen nicht unwichtigen Beitrag zu seiner Charakteristik als Fürst und Mensch liefern, entschummerte der König, am 14. Jan. 1766, mit dem Ruhm eines Monarchen, der seit seinem Regierungsantritte seinen Staaten Ruhe und Frieden von Auser und mannichfache Verbesserungen im Innern zu geben bemüht gewesen war. Ihm folgte sein Sohn Christian VI. (").

(Heinrich Döring.)

FRIEDRICH VI., König von Dänemark, geb. am 28. Jan. 1768 ('), ein Sohn Christian's VII. und der Königin Karoline Mathilde, einer gebornen Prinzessin von Wales, ward in seinem sechzehnten Lebensjahre, am 14. April 1784, zum Mitregenten seines gemüthkranken Vaters ernannt. In vielerlei Hinsicht förderlich war ihm der Rath und die Belehrung eines der ausgezeichnetsten Staatsmänner der neuern Zeit, des dänischen Ministers Grafen von Bernstorff. Friedrich's großartiger Charakter zeigte sich in der völligen Nichtbeachtung alles dessen, was während des unglücklichen Processes seiner Mutter, der Königin Karoline Mathilde, geschehen war. Ebenso wenig übte er die kleinste Rache wegen der gegen ihn selbst geschwiegenen Cabalen. Er gewann dadurch die ihm feindselig gesinnte Partei und erwarb sich überall Achtung und Liebe. Am 31. Juli 1790 vermählte er sich mit der Landgräfin Marie Sophie Friederike von Hessen-Kassel, die ihm zwei Töchter gebor. Als Regent sorgte er für eine gute Verwaltung und Verklärung des Staatshaushalts. Durch Gerächtheit und Eiferkeit in allen seinen Handlungen nöthigte er andern Fürsten Achtung ab, und erhielt so die äußere Ruhe. Während der Erschütterungen der französischen Revolution in den Jahren 1794 — 1799 behauptete Friedrich durch ein Bündniß mit Schweden das Ansehen und die Neutralität der nordischen Flagge gegen die Anmaßungen Englands. Ein Sieg, den die dänisch-schwedische Flotte 1797 im mittelländischen Meere ersocht, bewirkte für die Seeschifffahrt in jenen Gewässern eine glänzende Ueberschwung mit dem britischen Hofe. Unberührt von dem Zwiste der kriegführenden Mächte, sorgte Friedrich für den Wohlstand und das Glück seines Volks. Die Beherrschung des Handels, der Seeschifffahrt, der Manufacturen und Fabriken ließ er sich sehr angelegen sein. Der Ackerbau mit seinen Nebenwegen blieb ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit, weil er darin eine Hauptquelle für den allgemeinen Wohlstand erblickte. Er erließ mehrere zweckmäßige Verordnungen zur Verbesserung der Ökonomie. Für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der schleswischen und holsteinischen Ritterschaft ernannte er eine Deputation, die mit der Landesbehörde verhandelte. Friedrich's humaner Sinn befreite das Grundeigenthum von drückenden Steuern. Schon seit mehreren Jahren hatte

er zur Aufhebung der Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein Vorkehrungen getroffen. Die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel, die im J. 1804 zur Ausführung kam, zeigten sich in der sichtbaren Verbesserung aller Zweige der Ökonomie unter den Landbewohnern, die bisher unter dem Drucke harter Frohn Dienste geknechtet hatten und gegen jeden Fortschritt zum Bessern gleichgültig geworden waren.

Friedrich's Rechtsgelüste widerstrebte die Anmaßung, womit England den seit dem nordamerikanischen Kriege festgestellten Grundsatze der Neutralitätsconvention unter nordischen Mächten nicht mehr gelten zu lassen schien. Auch Friedrich trat dem Bündnisse bei, welches Rußland, Preußen und Schweden am 15. Dec. 1800 mit einander geschlossen hatten, um Englands Anmaßungen auf der See Schranken zu setzen. Bereits am 14. Jan. 1801 legte England ein allgemeines Embargo auf alle dänischen, schwedischen und russischen Schiffe, und rüßte sich zur Besitzergreifung der dänischen und schwedischen Inseln in Westindien. Friedrich bediente sich seiner Repressalien. Er wollte den Streit auf diplomatischem Wege deulzulegen suchen. Sein Gefühl für Billigkeit veranlaßte ihn, die frühern Befreiungen vom Militairdienste aufzugeben, und die persönliche Verpflichtung zum Kriegsdienste unter dem Bauernstande allgemein zu machen. Keinen geringen Antheil hatte seine Liebe zu den Wissenschaften an dem regen Streben nach geistiger Entwicklung, das sich auf den beiden Landesuniversitäten zu Kopenhagen und Kiel zeigte, sich besonders in dem Eregereichtheit kund gab, welches die Studenten zu Kiel im J. 1795 unter sich gebildet hatten. Die bald nachher (1796) bekannt gemachte Kirchenagende ward dahin modificirt, daß den Gemeinden frei gestellt blieb, durch Stimmenmehrheit sich für die ältere oder neue Agende zu entscheiden. Bei Vertheilung der Meinung sollte mit beiden abgewechselt werden.

Zu Anfang des Jahres 1801 ward Friedrich in einen verderblichen Krieg mit England verwickelt. In Verbindung mit Preußen besetzten dänische Truppen Hamburg und Lübeck und legten namentlich in der erlgarnanten Stadt Beschlagnahme auf alle englischen Waaren. Am 2. April 1801 ward die auf der kopenhagener Rade errichtete dänische Defensionslinie von der englischen Flotte angegriffen, die mit 34 Kriegsschiffen unter den Admiralen Paries und Nelson am 30. März ohne sonderliche Beschädigung an den Batterien vor Kronenburg vorübergezogen war. Fast fünf Stunden dauerte das Seegefecht, in welchem die Dänen 1000 Mann einbüßten. Der Verlust der englischen Flotte war jedoch ebenfalls so bedeutend, daß Nelson wiederholt, doch vergebens, auf einen Waffenstillstand antrug. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Feindseligkeiten einstellend eingestellt werden sollten. In Kopenhagen traf indessen der König Friedrich Anstalten zur Vertheidigung und mancherlei Vorkehrungen, welche die drohende Gefahr eines Bombardements nöthig machte. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers Paul und der Bunde seines Chronologers, des Kaisers Alexander, den Frieden seinem Reiche zu erhalten und ihn auch unter den kriegführenden Mächten herauszuheben, trugen wesentlich zum

1) Hyl. Oraison funebre L. c. Hortegele neue genealog. bitor. Nachrichten. 62. Th. S. 67 f. Meusel in seiner Staatsbibliothek und Pletier in seiner Geschichte der europäischen Staaten. Fortsetzung der Allgem. Weltgeschichte. 33. Th. S. 798 ff.

1) Seine Geburt ward durch eine Denkwürdigkeit veranlaßt, auf deren Mittheilung man die Ereignisse mit dem Beschlusse beendigt: Auctentitas Augusta: Frederico Principi haereditario Daniae et Norvegiae anno d. 28. Jan. 1768; ff. Fortsetzung der Allgem. Weltgeschichte. 33. Th. S. 820.

Abzschlusse eines vierzehnwöchentlichen Waffenstillstandes bei. Während dieser Zeit sollte die thätige Mitwirkung Dänemarks zu dem Tractate der bewaffneten Neutralität des Nordens suspendirt werden. Durch eine Convention zwischen den dänischen und preussischen Bevollmächtigten ward die Schiffahrt auf der Bølt und bald nachher auch auf der Elbe freigegeben, was wesentlich zur Wiederherstellung eines freundlichen Verhältnisses mit England beitrug.

Am 23. Mai 1801 rief Friedrich den Theil seiner Truppen, der die Stadt Hamburg besetzt hatte, wieder zurück. Auch an ihn und an Schweden erging um diese Zeit die Aufforderung, einer Convention beizutreten, nach welcher der russische Hof den Engländern das Recht eingeräumt hatte, die Kauffahrtschiffe einer neutralen Macht, die unter Bedeckung der Kriegsschiffe dieser Macht gingen, einer Visitation zu unterwerfen. Der Graf Bernstorff, von dem König Friedrich nach London gesandt, bemühte sich vergebens, noch einige günstigere Bedingungen für Dänemark zu erlangen. Die Gefahr, welche dem Handel seiner Unterthanen und seinen Colonien in Westindien drohte, bestimmte den König Friedrich nothgedrungen jener Convention beizutreten. Seit dem zwischen England und Frankreich am 25. März 1802 geschlossenen Frieden zu Amiens schien eine allgemeine Waffenruhe in ganz Europa zu herrschen. Gleichwohl beklagten sich mehrere Fürsten, die durch jenen Frieden genöthigt worden waren, ihre Besitzungen am linken Rheinufer an Frankreich abzutreten. Auf die von ihnen verlangte Entschädigung machte unter andern auch Holstein Ansprüche wegen der Säkularisation der Domcapitel in Hamburg und Lübeck. Über die Territorialhoheit der zuletzt genannten Stadt und ihrer Stiftsdörfer schloß Friedrich zu Kopenhagen einen Vergleich, der aber erst einige Jahre später (1806) vollzogen ward. Nach diesem Vergleich kamen 161 Hufen Landes unter dänische Hoheit, 72 aber lübeckische, darunter namentlich die Güter Moisling, Niendorf und Reck. Den Dienst der Rekruten für die Linienregimenter und die Landwehr bestimmte der König Friedrich auf sechs Jahre. Die fremden Werbungen schaffte er ab. Die durch den Krieg erschöpften Finanzen nöthigten den König zur Einföhrung einer allgemeinen Steuer vom Grundeigenthume, die er, so mäßig sie war, späterhin noch verminderte. Durch einen am 21. April 1802 geschlossenen Vergleich befestigte Friedrich einen Zwiss über die Rechte des Herzogs von Holstein und der Herrschaft Pinneberg an das säcularisirte Domcapitel in Hamburg. Er übernahm zugleich die Versorgung und Entschädigung aller von seiner Collectur abhängenden Präbendialen. Nach der englischen Kriegserklärung gegen Frankreich (den 18. Mai 1802) zog Friedrich einen Neutralitätsdecret an der hanoverschen Grenze. Sein Hauptquartier nahm er in Rendsburg. Dortbin begleitete ihn das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Viele, doch fruchtlos, Versuche machte Friedrich, Frankreich zu bewegen, daß es von seinen gegen den englischen Handel gerichteten Maßregeln abstehe möchte. Eben diese Maßregeln dienten jedoch dazu, den schwedisch-holländischen Handel zu heben, da die englischen Schiffe, um nach der Dänische oder dem Innern von Teutschland zu

gelangen, den Weg über Dänemark und Lübeningen einschlugen. Die wachsenden Staatsbedürfnisse, besonders die Unterhaltung des Militärs, forderten im J. 1803 erhöhte Steuern zum Abzug des Kammerkassafonds. Auch die Zölle wurden durch eine Verordnung gesteigert, die aber die Einfuhr mancher früher verbotener Waaren erlaubte.

Von seinen freundschaftlichen Gesinnungen gegen Österreich und Frankreich gab Friedrich einen Beweis durch die diplomatische Anerkennung der österreichischen und französischen Kaiserwürde im J. 1804. Erbatte aber permissionirte er auf dem Reichstage zu Regensburg als Herzog von Holstein gegen die Beeinträchtigung seiner Rechte und Ansprüche durch einen Vergleich, den der Herzog von Oldenburg 1803 mit der Stadt Lübeck über die Säkularisation des dortigen Domcapitels geschlossen hatte. Durch seinen Gesandten in London erlangte Friedrich mehrerlei bänischen Frachthandel zugünstigende Freiheiten. Gegen Veruntreuung an Vaffer: oder Landfrachtgütern rief Friedrich eine geschärfte Verordnung. Wichtiger noch war eine andere, welche um diese Zeit (1804) die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Herzogthümern verkündete und zugleich die neuen Verhältnisse zwischen den Freigekommenen und dem Gutsherrn genau bestimmte. In Kiel errichtete Friedrich ein Sanitätscollegium. Er mußte aber auch unter der Wendung, welche die politischen Ereignisse angenommen, auf die Sicherung seines Reiches denken. Die Gefahr, die ihm von dem Ausbruche eines neuen Continentalkrieges zwischen Frankreich, Österreich und Rußland drohte, bewog ihn während seines Aufenthalts in Holstein (1805) seine ganze, nicht unbedeutliche Armee zusammenzuziehen. Der Hauptbeweggrund dazu war eine von ihm befürchtete Landung der Engländer im Hanoverischen. Immer blieb er jedoch seinem alten Neutralitätsfalsysteme treu. Sein Hauptquartier in Kiel veränderte er nicht. Im Innern seines Landes fuhr er fort, die durch die Aufhebung der Leibeigenschaft entstandenen neuen Verhältnisse zu ordnen. Er schlug dabei meist den Weg der Vermittelung ein, ehe er zu Befehlen seine Zuflucht nahm. Auch nachdem die englischen, russischen und schwedischen Truppen Hanover wieder geräumt hatten, hielt Friedrich bei der nach dem preussischen Frieden (am 26. Dec. 1805) herrschenden Spannung zwischen Österreich und Frankreich nicht für rathsam, das an der holsteinischen Grenze postirte dänische Heer zurückzuziehen. Die Errichtung des Rheinbundes, zu dessen Beschützer Napoleon sich aufgeworfen hatte, und die Trennung der österreichischen Erbstaaten vom teutschen Reiche führten sehr wichtige und wesentliche Veränderungen in den bisherigen europäischen Staatsverhältnissen herbei. Am 9. Sept. 1805 vernichtete Friedrich, in Folge einer öffentlichen Bekanntmachung, Holstein-Pinneberg, Ranzau und Altona unter der gemeinschaftlichen Benennung des Herzogthums Holstein mit der dänischen Monarchie, als einen davon ungetrennten Staatskörper, der der dänischen Vormächtigkeits unterworfen war. Das Disasterium zu Ulmstadt erkannte er zur obersten Gerichtsbehörde in Holstein, doch ließ er das dortige adeliche Landgericht einwirken nach fortbestehen. Die vorherigen älteren Rechte behielten ihre Kraft. Am 12. Dec.

1805 ward ein über dem hollsteinischen Thore zu Rendsburg befindlicher Stein mit der Inschrift: Eidora romani terminus imperii fortgeschafft und in dem dortigen Arsenal aufbewahrt. Der Vorector der Universität Kiel verlor den Titel und die Vorrede eines kaiserlichen Pfalzgrafen.

In vielfacher Weise ward Dänemark von den Ereignissen berührt, welche nach der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 eintraten. Als Blücher auf seinem Rückzuge nach der Elbe durch das Rendsburgische, von den französischen Corps verfolgt, sich mit Gewalt die Thore von Lübeck öffnete, mußte der dänische General Ewald sein Hauptquartier von Segeberg in die Nähe von Lübeck verlegen und die Pässe Strande, Fadenburg und Kurau besetzen. Noch wichtigere Folgen als die Erstürmung Lübeds durch die Franzosen hatte für Dänemark die französische Blokade der Stadt Hamburg am 19. Nov. Ungemein litt dadurch die Schifffahrt auf der Elbe und der Handel in Rönning. Die kostspielige Bewachung der dänischen Grenze vermehrte die Auflagen, ohne die Kosten dinlänglich zu decken. Große Nachtheile brachte diese dem dänischen Reiche der zwischen Rußland und Frankreich geschlossene Friede zu Tilsit am 7. Juli 1807. Ungeachtet der wiederholten Freundschaftsver Sicherungen, die der dänische Gesandte von dem englischen Hofe empfangen hatte, rückte Großbritannien auf die Nachrich von dem Abschlusse des tilster Friedens eine große Flotte aus, und legte ein Embargo auf alle fremde Schiffe. Englands feindliche Absichten gegen Dänemark wurden völlig außer Zweifel gesetzt durch eine an Friedrich während seines Aufenthalts in Kiel am 8. Aug. 1807 gerichtete Erklärung des englischen Gesandten Francis Jackson. „Die englische Regierung wisse“, hieß es, „daß Dänemark zur Aethnahme an dem Kriege gegen England durch Frankreich würde gezwungen werden, besonders um die Mitwirkung der dänischen Flotte in Anspruch zu nehmen, weshalb England Dänemark aufodere, mit ihm die genaueste Allianz zu schließen, und als Unterpfand seiner Treue seine ganze Flotte als ein Depositum bis zum allgemeinen Frieden auszuliefern, ausserdem aber des Krieges gewärtig zu sein.“ In Kopenhagen, wohin er bald nach dieser Genferung abgereist war, traf Friedrich die nöthigen Betheligungsanstalten. Am 13. Aug. war er in Kiel mit der Ausrüstung eines Heeres nach Seeland beschäftigt. In Kopenhagen traf er mit dem englischen Gesandten Jackson zusammen, der seine Forderungen bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Bernstorff, erneuerte, doch mit seinen Anträgen kein Gehör fand. Am 16. Aug. erließ die dänische Regierung ein Patent in Form einer Kriegserklärung, nach welchem alle englischen Schiffe mit den darauf befindlichen Waaren confiscirt werden sollten. Alle europäischen Mächte wurden von dem Friedensbruche Englands in Kenntniß gesetzt. Die Engländer, 10,000 Mann stark, landeten bei Bebed, unweit Kopenhagen, und auf andern Punkten, da die kaum halb so starken dänischen Linientruppen die weite Küste nicht überall vertheidigen konnten. Von dem dänischen

Heere in Holstein vermochte nur ein kleiner Theil in offenen Booten nach Seeland überzuschiffen. Am 1. Sept. ward Kopenhagen von den Engländern belagert und durch die Congreßsälen Raketen ein großer Theil der Stadt eingeschmelt. Bereits am 7. Sept. capitulirte, nach kurzen Unterhandlungen, die Garnison und übergab die Flotte und die Arsenal nebst der Citadelle, welche letztere jedoch den Dänen in sechs Wochen wieder überliefert werden sollte. Der 20. October war der Zeitpunkt, wo nach der Capitulation am 7. Sept. Seeland von den englischen Truppen geräumt werden sollte. Ehe dies aber geschah, beauftragte der englische Minister Canning den dänischen Gesandten Rist in London, seinem Hofe einige Vorschläge mitzutheilen, deren wesentlichster Inhalt folgender war: „Von dem, was vorgefallen, solle nicht weiter die Rede sein, und dem dänischen Reiche die Wahl gelassen werden zwischen einer Wiederherstellung seiner Neutralitätsausübung und einer engen Allianz mit Großbritannien. Im ersten Falle ward zu einer Garantie der Neutralität durch Rußland Hoffnung gemacht und eine Vereinbarung vorgeschlagen, zu Folge welcher die dänische Flotte drei Jahre nach dem Abschlusse des allgemeinen Friedens in dem Zustande zurückgeliefert werden sollte, in welchem sie sich befände, und zugleich die Abtretung der Insel Heligoland begehrt. Im zweiten Falle ward dem dänischen Reiche eine kräftige Mitwirkung Englands zu Wasser und Lande, die Garantie aller Staaten des Königs oder ein Äquivalent für die durch den Krieg verlorenen Provinzen und eine angemessene Erweiterung der dänischen Colonialisirungen angeboten. Vor allen Dingen aber bestand England auf der Forderung, daß Dänemark während des ganzen Laufes der Unterhandlungen den fernern Aufenthalt der englischen Truppen in Seeland bewillige, und suchte diese Forderung durch die Drohung zu unterstützen, daß Schweden an seinen feindlichen Maßregeln gegen Dänemark einen thätigen Antheil nehmen, daß man alle dänischen Schiffe und alles in dänischen Händen befindliche Eigenthum confisciren und Dänemarks Colonien mit gewaffneter Hand erobern würde.“ Abgesehen davon, daß die hier mitgetheilten Vorschläge in Bezug auf die Garantie Rußlands wol zu viel versprochen, ward Friedrich von der Annahme derselben auch schon durch die Gefahr einer feindlichen Stellung gegen Frankreich abgehalten.

Durch die Repressalien, welche Dänemark gegen England nahm, schadete es weit mehr sich selbst, als dem britischen Handel, der durch Seefischhändler nach der Dillsee hin noch immer lebhaft betrieben ward, während der dänische Handel in den Seefäbren fast gänzlich darniederlag. Auch der Landbau litt durch den notwendigen Eintritt rüstiger Männer in die Linientrümter, oder in die Landwehr. Um den wachsenden Staatsaufwand zu bestreiten, hatte die dänische Regierung sich genöthigt gesehen, ein Papiergeld cursiren zu lassen, das nöthigenfalls von der schlechtwig-hollsteinischen Hauptcasse umgewandelt werden sollte. In seiner feindlichen Stellung England gegenüber forberte Dänemarks Politik einen nähern Anschluß an das russische und französische Cabinet, und

musste daher auch die Waffen gegen Schweden ergreifen, als Rußland diesem Ruche am 10. Febr. 1809 durch einen Einfall in Finland den Krieg erklärte. In diese beunruhigende Zeit fiel ein Ereigniß, das auf die dänischen Staatsverhältnisse nicht ohne wesentlichen Einfluß blieb. Mit dem Tode Christierns VII., der am 8. März an Entkräftung durch einen Nervenschlag gestorben war, ergriff Friedrich allein die Zügel der Regierung, die er bisher gemeinschaftlich mit seinem Vater geführt hatte. Die Minister und das diplomatische Corps lebten nun von Kopenhagen, wo der verlorbene König bisher residirt hatte, nach Kopenhagen zurück. Unter fortwährenden Kriegsstürmen trat Friedrich die Regierung an. Von Napoleon war ihm ein Heer von 32,000 Mann französischer und spanischer Truppen zur Disposition gestellt worden, um damit in Schonen einzufallen, was jedoch unterbleib, und von den Schweden zu einem Einfall in Norwegen benützt ward, wo sie jedoch wieder vertrieben wurden.

Wegen der schweren Kriegslasten hatte die neue Land- und Haussteuer in Dänemark beträchtlich erhöht werden müssen. Einigermaßen erfreuliche Ausichten zeigten sich 1809 durch das Wiederaufblühen des Handels in Kopenhagen und Kiel unter americanischer Flagge. Eins der wichtigsten Ereignisse des genannten Jahres war die Thronbesteigung des Königs Gullav's IV. von Schweden, der nach dem Verluste von Finland sich durch Angriffe von Aussen und durch Unruhen im Innern seines Reiches vielfach bedrängt sah. Sein Oheim, der Herzog von Südermanland, suchte als Reichsverweser die künftigen Rächte zu vertheten. In dem zwischen Dänemark und Schweden am 10. Dec. 1809 geschlossenen Frieden zu Jönköping wurden die alten Grenzen beider Reiche wiederhergestellt. Ungefähr ein halbes Jahr zuvor, im Juli 1809, hatten die schwedischen Reichsfürsten, da der König Karl XIII. ohne Erben gestorben war, den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Kronprinzen gewählt. Dieser durch viele persönliche Tugenden und Eigenschaften ausgezeichnete Fürst hatte jedoch erklärt, daß er die ihm zugedachte Würde vor dem Abschlusse des Friedens zwischen Schweden und Dänemark nicht annehmen werde, was er auch wirklich that. An dem Kriege, der um diese Zeit (1809) zwischen Osterreich und Frankreich ausbrach, nahm Dänemark keinen Antheil. Dem dänischen Major Groat ertheilte Friedrich Befehl, mit 1500 Mann in die Gegend zwischen Hamburg und Lübeck zu rücken, um gegen die wiederholten Streifzüge des Schill'schen Freicorps die Grenzen zu bedeken.

Eine wesentliche Veränderung erlitten die Verhältnisse Dänemarks, als zwei seiner ausgezeichnetsten Staatsmänner von dem Schaulage ihrer bisherigen Wirksamkeit abtraten. Der Graf Christian von Bernhorst hatte im J. 1810 seine Würde als Staatsminister niedergelegt. Ebenso hatte sein Bruder Joachim die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ausgeben. Jene beiden Männer hatten geglaubt, daß der dänische Staat es schon seiner Nationalerle Schuldig sei, seine Neutralität so lange zu behaupten, als es der Drang der

Umstände irgend erlaute. Das Jahr 1811 führte manche wichtige Ereignisse herbei, welche den dänischen Staat nahe berührten. Durch Napoleon waren die Städte Hamburg und Lübeck mit einem Theile des nördlichen Hannover, besonders aber das Herzogthum Oldenburg mit Frankreich auf eine Weise vereinigt worden, die das dänische Interesse wenn auch nicht offenbar gefährdete, doch wenigstens nicht begünstigte. Der König Friedrich hatte als unumschränkter Monarch einen großen Theil seiner Selbständigkeit verloren. Sein Continentialreich machte ihn von Frankreich abhängig, seine Herrschaft auf den Inseln ward durch England beschränkt. - Der Staatsaufwand, besonders für das Militär, wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß sich ein Mittel wies, das Deficit zu decken. Beunruhigend war der überall stöckende Erwerb unter den niederen Volksschichten. Um so bereitwilliger ergriff Friedrich das französische Project einer Kanalverbindung zwischen der Elbe und der Seine. Durch eine im J. 1803 gegründete Reichsbank, welche den zerstückten dänischen Finanzen wieder aufheben sollte, wurden mehrere ähnliche Institute außer Wirksamkeit gesetzt, wie unter andern die dänische Courantbank und die kölnerisch-holsteinische Spreciebank.

Die schweren Opfer, welche die dänische Regierung und das Volk bisher gebracht, vermehrten sich noch, als die Schweden zu Ende des Jahres 1811 das Herzogthum Holstein in Besitz nahmen. Noch trübere Verhältnisse drohten mit dem Jahr 1812 hereinzubrechen durch den Bruch zwischen Frankreich und Rußland. Die Vertheilung des Herzogs von Oldenburg auf seinen Staaten an der Ritterswerfer scheint die nächste Veranlassung dazu gegeben zu haben. Rußland, dadurch mit Recht verletzt, schloß mit Schweden am 24. März 1813 einen Tractat zur Begünstigung einer Diversion gegen Napoleon in Deutschland. Auch Friedrich ward von den genannten Mächten eingeladen, an dem Bündnisse gegen Frankreich Theil zu nehmen. Für die verlangte Abtretung Norwegen an Schweden sollte er eine an seine Staaten gemessene genügende Entschädigung erhalten. Der ihm gestellte Antrag schloß aber mit einer Kriegserklärung, falls er sich weigerte, auf diesen Plan einzugehen. Auf den Verlust von Schleswig, Holstein und Jütland mußte Friedrich gefaßt sein, wenn er jener Allianz beitrug. Außerdem aber blieb die Entschädigung zweifelhaft, da sie nur in Hannover bestehen konnte und der König von England sich nicht leicht von diesem Erbtheile seiner Verfassungen getrennt haben würde. Seine Antwort fiel daher ablehnend aus. In Dänemark und in den Herzogthümern begannen nun große Kriegserstürmungen, während er Norwegen seiner Selbstvertheidigung überlassen mußte. Verdient vber machte er sich um dies Reich durch die Stiftung einer Hochschule in Christiania, welcher der Name Universitas Fredericiana gab und sie noch denirt. Sie sollte aus acht Facultäten bestehen, für Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Philologie und Staatsökonomie. Nur die Medicin war von dem Replane ausge-

Von den Schritten, die er zur Rettung der Integrität seines Gebiets für nöthig hielt, hatte Friedrich den Kaiser Napoleon in Kenntniß gesetzt. Dieser erwiderte, „daß es dem Könige von Dänemark frei stehe, mit England zu unterhandeln, und daß seine Achtung und Freundschaft gegen ihn durch die möglichen neuen Verbindungen nicht erkalten werde.“ Die dänischen Matrosen, welche ihm Friedrich zur Bemannung der Schiffsflotte geschickt, sandte Napoleon aus dem Wunsch des Königs sofort in ihre Heimath zurück. Im März 1813 kam zwischen dem Grafen Mörner von Schwedisch und dem Fürsten Dolgorouch von russischer Seite in Kopenhagen ein Vergleich zu Stande, worin Friedrich eine Zusicherung der Integrität seiner Staaten erhielt, wogegen er sich aber zum Schutze der Städte Hamburg und Lübeck verpflichten mußte. Für die Dauer des Krieges versprach er außerdem 10,000 Mann gegen Napoleon ins Feld rücken zu lassen. Dem erwähnten Vertrage gemäß rückten die dänischen Truppen in Heßlein nach Hamburg, um die Russen bei der Vertreibung dieser Stadt zu unterstützen. Eine dänische Heeresabtheilung von 7000 Mann unter dem General Wegener suchte den französischen Armeecorps, welche Davaust und Banamane jenseit der Elbe befehligten, die Rückkehr nach Hamburg zu wehren. Diese Stadt hatte, nach der früher erwähnten Convention zu Kopenhagen, von den Dänen besetzt werden sollen. Sie war ihnen jedoch von dem russischen General Littenborn aus unbekannten Ursachen nicht eingegeben. Als eine Art von Mißtrauen gegen Dänemark konnte selbst der Umstand betrachtet werden, daß der Kaiser Alexander den kopenhagener Vertrag nicht ratificirte, unter dem Vorgeben, daß der Fürst Dolgorouch seine Vollmacht überschritten habe.

Erfolglos blieb Friedrich's Versuch, sich England wieder zu nähern. Der Graf Bernstorff brachte aus London am 17. Mai die Erklärung des Lord Castlereagh zurück: „daß Dänemark nicht eher, als nach der Abtretung Norwegens an Schweden den Frieden mit England erwarten könne.“ Die dänischen Truppen hatten indessen auf königlichen Befehl Hamburg räumen müssen. Für die Vertreibung dieser Stadt requirirte der russische Befehlshaber schwedische Hilfstuppen, die sich jedoch, aus Furcht, von den Dänen abgeschnitten zu werden, am 26. Mai wieder zurückzogen. Wohlmeinend rieth Friedrich den nach der Schlacht bei Baugen wegen ihres Schicksals besorgten Hamburgern, der gewaltsamen Besitznahme ihrer Stadt durch Unterhandlungen mit den französischen Befehlshabern vorzubeugen. Als die Russen den Franzosen, die ihre Angriffe aus Hamburg erneuerten, weichen und die Stadt räumen mußten, rückten, im Einverständniß des Senats zu Hamburg, einige dänische Bataillone dort ein, um einen nutzlosen, dem allgemeinen Wohle nachtheiligen Widerstand zu verhindern. In einem Schreiben, welches Friedrich von dem englischen Admiral Hope erhielt, der mit einer Flotte am 31. Mai im Sund erschienen war, schienen die verbündeten Mächte, England, Schweden und Rußland, geneigter als bisher zu Friedensunterhandlungen mit Dänemark. Sie verlangten jezt

nicht mehr ganz Norwegen, sondern nur Drontheim, das Nordland und die Abtretung der Insel Helgoland. Von der Wiedererrichtung der abgeführten dänischen Flotte war jedoch nicht die Rede. Bieulich hart ist Friedrich mitunter getadelt worden wegen des Vertrags, den er damals mit Frankreich schloß, und worin beide Mächte sich gegenseitig die Integrität ihrer Besitzungen garantierten. Jener Vertrag kam zwischen dem dänischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Rosenkrantz und dem französischen Gesandten Alquier am 10. Juli 1813 in Kopenhagen zu Stande. Der Drang der Umstände nöthigte den König, zwischen zwei Extremen zu wählen. Er, der den Krieg mit England nicht anfang, würde schwerlich Norwegen erhalten haben, wenn er den erwähnten Tractat mit Frankreich nicht abgeschlossen hätte.

Den Prinzen Christian Friedrich, den eventuellen Thronerben, hatte der König zum Statthalter in Norwegen ernannt. Die Unterhaltung der bewaffneten Macht in diesem Lande erforderte einen Aufwand, den die sehr erschöpften Finanzen Dänemarks kaum zu bestreiten vermochten. Als nach und nach bei der zunehmenden Volksmenge und bei vermehrter Cultur und Industrie in der Viehzucht, der Landwirtschaft, der Fischerei und dem Hosiwarenen der Handel zwischen Dänemark und Norwegen bedeutender als bisher zu werden anfang, führten die politischen Ereignisse die Trennung beider Reiche herbei. Nach der Capitulation von Glücksbåt, am 4. Jan. 1814, mußte Dänemark an den siegreichen Kronprinzen und nachherigen König von Schweden sich zur Abtretung Norwegens bequemen. Entschädigt ward Dänemark dafür durch schwedisch Pommern, übernahm aber zugleich die Verpflichtung, 10,000 Mann Truppen gegen Frankreich für 40,000 Pfd. St. Subsidien ins Feld rücken zu lassen. Zugleich mit dem schwedischen Frieden wurde der Friede mit England geschlossen. Auch zwischen den übrigen verbündeten Mächten und Dänemark kamen Verträge zu Stande. Am 30. Mai 1814 hatte sich die letzte französische Colonne über die Elbbrücke nach Frankreich zurückgezogen. Der Zufall fügte es, daß die Nachricht von dem Frieden zu Kiel, worin der König seine Zustimmung zur Unterwerfung Norwegens unter eine neue Dynastie hatte aussprechen müssen, zu einer Zeit in Christiania eintraf, wo mehrere der angesehensten Beamten und bedeutendsten Männer des Reiches sich versammelt hatten, um die Finanzen der Reichsbank zu reguliren. Auf die von dem Prinzen Christian Friedrich als Statthalter der Versammlung vorgelegte Frage, ob die Normänner ihre alte Selbständigkeit gegen Schwedens Forderungen vertheidigen wollten, erklärten sie sich auf das Entschiedenste dazu bereit. Der Prinz, auf ihr Verlangen zum provisorischen Regenten ernannt, leistete am 19. Febr., in Gegenwart der zur Besinnahme angelangten schwedischen Commissarien, zu Christiania den Eid als Regent. Am 17. Mai ward er von den Norwegern zum König ausgerufen. Das Wagniß, worin er sein Verbotern gegen den König von Dänemark zu rechtfertigen suchte, befruchtete diesen nicht. Er rief alle in Dänemark oder in den Herzogthümern geborene dänische Beamten aus Norwegen zurück, und

unterlagte seinen Unterthanen den Handel und Verkehr mit jenem Reiche. Unterdessen hatte der Kronprinz von Schweden, der nach der Abdankung Napoleons von Lütich mit den schwedischen Truppen aufzubrechen war, sich am 27. Mai in Travemünde eingeschifft, um sich Norwegen zu unterwerfen. Weniger die Vermittelung Rußlands, Preußens und Englands, als Entzweiung unter sich selbst und Geld- und Munitionsmangel nöthigten die bewaffneten, in einem furchtbaren Aufstande begriffenen Norweger zu einer ruhigen Ergebung in ihr Schicksal. Der Regent, Christian Friedrich, sah sich zum Abschlusse eines Waffenstillstandes und einer Convention genöthigt, nach welcher die Unterwerfung Norwegens nicht mehr zweifelhaft blieb. Das bisherige Verbot des Handelsverkehrs zwischen Dänemark und Norwegen hob Friedrich am 19. Sept. wieder auf. Der Prinzregent aber übergab am 10. Oct. einer Deputation des Stortings seine Entlassungsurkunde und schiffte sich am folgenden Tage nach Dänemark ein. Am 5. Sept. 1814 reiste Friedrich in Begleitung des Prinzen Emil von Augustenburg zum Congreß nach Wien. Von der Königin und den Staatsrathen wurden in seiner Abwesenheit die Regierungsgeschäfte verwaltet. In einem Vertrage mit Preußen am 5. Juni 1815 überließ er diesem Staate schwedisch-Pommern und die Insel Rügen, wegen Friedrich Wilhelm III. das ihm von Hannover überwiesene Herzogthum Lauenburg, mit Ausnahme einiger Ämter und Dörfer am linken Elbufer, an Dänemark abtrat. Außerdem übernahm Preußen die Verpflichtung, die Entschädigungssumme von zwei Millionen Thaler und 600,000 Thaler für Rechnung der Krone Schweden zu zahlen.

Nach der Rückkehr von Wien ließ sich der König mit seiner Gemahlin am 31. Juli 1815 krönen. Er genoß seitdem einer ungestörten Ruhe in seinen Staaten. Von Norwegen erhielt er einen conventionmäßigen Beitrag zur Tilgung der dänischen Staatsschuld. Den Handel in Dänemark hob er durch Verträge, die er mit Preußen, Schweden und den nordamerikanischen Freistaaten schloß. Auch ausserdem ließ er kein Mittel unbenutzt, dem gesunkenen Landeshandel emporzuhelfen. Besonders suchte er den Credit des Papiergeldes wiederherzustellen. Nach seinem Beitritte zum deutschen Bunde gab er den Herzogthümern Holstein und Lauenburg 1819 eine Constitution. Im J. 1817 verkaufte er sein Privat-eigenthum in Norwegen, die Grafschaft Laurvig. Die Einführung beratender Provinzialstände ward durch die nach der französischen Julirevolution im Herbst 1830 in Schleswig-Holstein entstandenen Bewegungen veranlaßt, die in dem Verlangen nach einer ständischen Verfassung ihren Hauptgrund hatten. Friedrich aber glaubte, wenn er dem Verlangen der Schleswig-Holsteiner genügte, gegen seine dänischen Unterthanen, die noch einer solchen Wohlthat entbehrten, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Der Einführung einer ständischen Verfassung in Dänemark stand jedoch, wenn auch Friedrich selbst dazu geneigt gewesen wäre, das souveraine Königsrecht entgegen, welches Friedrich III. 1665 entworfen hatte. Er beschloß daher, in beiden Landtheilen beratende Provinzialstände einzuführen,

und zwar in Dänemark zwei getrennte Versammlungen, die eine für die Inseln, die andere für Jütland, außerdem aber noch zwei andere für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Eine Versammlung von Notabeln, die der König zu diesem Zwecke zusammenberufen hatte, beschloß am 15. Mai 1834 den schon aus dem Jahre 1831 herkommenden Gesetzentwurf dieser neuen Einrichtung. Ein Gegenstand, der schon früher des Königs Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen hatte, beschäftigte ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens. Es waren die öffentlichen Unterrichtsanstalten, für deren Unterfütterung er kein Opfer scheute. Ungeduldet er an einem harnackigen Brustleide mehr Wochen gelitten hatte, schienen seine physischen Kräfte noch so ungeschwächt, daß sie seinen hohen Tod nicht erwarten ließen. Er starb am 3. Dec. 1839. Sein Nachfolger, Christian VIII., ist der Sohn des Erbprinzen Friedrich, eines Halbbruders König Christian's VII.

Friedrich's Bildniß, gezeichnet von Eiersberg, geschnitten von Falke, befindet sich in dem Neuen Nekrolog der Deutschen²⁾.
(Heinrich Döring.)

3) Könige von Polen I. II., u. Kurfürsten von Sachsen

4) Könige von Preußen.

FRIEDRICH als Kurfürst III., als König I., war der dritte Sohn aus Friedrich Wilhelm's Ehe mit Königin, Prinzessin von Oranien, geb. den 11. Juli 1657, übernahm nach dem Tode seines großen Vaters 1688 die Regierung des brandenburgischen Staates. Er war von schwächlichem Körperbau und etwas verwachsen, aber freundlich und milden Sinnes. Sein ausgezeichnetes Geistes, Eberhard von Dandemann, welcher durch Entschiedenheit und Ernst dem weichen und schwachen Charakter des Prinzen glücklich zu beugegen wußte, unterrichtete ihn mit glücklichem Erfolge in den Gegenständen, welche damals zur Ausbildung eines Kurfürstenthums für nöthigachtet wurden. Otto von Schwerin, sein Oberhofmeister, vermochte nicht einen gleich nachhaltigen Einfluß auf seinen Bögling zu gewinnen; beide aber überwandte der für die Erziehung seiner Kinder eifrig forschende Vater. Dessen ungeachtet gelang es natürlich nicht, die nur gewöhnlichen Geistesanlagen des Prinzen zu großen zu erheben, und sein Enkel that ihm durch den Ausspruch: „Er war groß in kleinen Dingen und klein in großen!“ wohlfeil sein Unrecht. Schon in früher Jugend entwickelte sich in Friedrich eine große Vorliebe für äußeren Glanz und prunkvolle Ceremonien. Der Umstand, daß er selbst in seinem zehnten Jahre den später beständigen Orden de la couronne stiftete, gibt hierfür den schlagendsten Beweis. Seine Stiefmutter Dorothea hatte den großen Kurfürsten noch 1686 zur Abfassung eines letzten Testaments bewegen, nach welchem dem jüngeren Erbprinzen einzelne Theile des Staates als regierenden Herren zufallen sollten, im Widerspruch mit allen Familienpacten und den früheren

2) Vergl. das Werk. Jahrgang XVII, 2. Th. S. 933 ff., das Jahrbuch Wochenblatt. 1839. Nr. 50 und den dritten Jahrgang des Argemutalmagazins.

Testamenten. Zum Executor des Testaments war der Kaiser bestimmt. Friedrich, welcher von den laut des Hausgesetzes ihm zustehenden Rechten Nichts aufzugeben gewillt war, ließ nach Antritt der Regierung durch den Geheimrath die Gültigkeit des Testaments prüfen. Dieser erklärte es für nicht zu Recht bestehend, und die Kurfürstin Isobell, als ihre Söhne, ließen, da nummehr an einen wirklichen Vollzug des Testaments nicht zu denken war, zu ihnen oortheilschaften Vergleicheln sich gern bereit finden. Mit der Stiefmutter verglich sich Friedrich 1689 und mit den Brüdern 1691 und 1692, worauf sie allen ihren testamentarischen Ansprüchen entsagten und die Familiensachen beschworen. Der Kaiser aber erkannte die Rechte der Markgrafen nicht eher an, als bis er den Schwiebusler Kreis zurückgehalten hatte. Noch als Kronprinz hatte sich nämlich Friedrich III. durch einen Kevers (28. Febr. 1688) verpflichtet, denselben gegen eine geringe Entschädigungssumme an Oesterreich abzutreten, weil der österreichische Gesandte, Baron von Freitag, ihm vorgeschlagen, die nachtheiligen Bestimmungen des oben erwähnten väterlichen Testaments alsdann beilegen zu wollen. Alle Protestationen, Deductionen und Vorstellungen von Seiten Brandenburgs vermochten nicht, den Kaiser von seiner Forderung ablassen zu machen, und so sah sich Friedrich endlich 1694 genöthigt, gegen die Anwartschaft auf Pfälz, Rheinhessen und einige andere Vortheile den Schwiebusler Kreis wieder abzutreten. Am erst, 1696 und 1697, erkannte der Kaiser die Rechte der Brüder des Kurfürsten als gültig an. Der junge Herrscher beehdete die höchsten Staatsbedürfnisse seines Vaters unverändert bei, nur seinen Erzieher Dandelmann ernannte er noch im Mai 1688 zum wirklichen geheimen Staats- und Kriegsrathe, dessen Einfluß auf alle irgend wichtigen Angelegenheiten sichtbar ward und den der anderen Räte weit überwog. — Im September 1688 erklärte Ludwig XIV. dem teutschen Reiche den Krieg unter sehr niedrigen Vorwänden. Seine Heere besetzten Speier, Worms und Heilbronn, eroberten in Kurzem Philippsburg und Heidelberg. Der Kurfürst ließ sich durch die losenden Anerbietungen Frankreichs nicht vom Munde mit dem Kaiser abziehen, weil er gegen alles Französische unversöhnlichen Haß hegte und mit Wilhelm von Oranien sich eng verbunden hatte, um dessen Absichten auf den englischen Thron zu unterstützen. Ein ansehnliches Corps brandenburgischer Truppen marschirte unter General Schönning an den Rheinhain und Schomberg besetzte Köln, damit es die Franzosen nicht durch plötzlichen Ueberfall nähmen. Im nächsten Feldzuge, welchem Friedrich persönlich beivoonte, erlitten die Brandenburger mehrer Theile der Ludwigs's Heere und eroberten, in Verbindung mit kaiserlichen, lüneburgischen und hessischen Herzhaufen, Kaiserswerth, Bonn und Rheimberg. Der Krieg kostete dem Lande große Summen, denn es fehlte weit mehr Mannschaft ins Feld, als die Reichsmatrikel verlangte, und nicht weniger kosteten die Feste, welche am Hofe zur Feier der erlittenen Siege veranstaltet wurden. Schon 1690 mußte der Kurfürst zur Ausschreibung der Kopfsteuer schreiten, als endlich am 7. Sept. Spanien, England (wo Wilhelm III. nach Ja-

cob's II. Sturz den Thron bestiegen hatte) und Holland einen Bund mit dem Kurfürsten schlossen, wornach dieser für die Stellung von 20,000 Mann während der Dauer des Krieges von den Verbündeten 100,000 holländische Gulden Hilffelder erhalten sollte. Außerdem unterstützte er den Kaiser mit 6000 Mann unter dem Generalleutnant von Marfus gegen die Türken, welche unter ihrem Großvezier Kuprili Mustapha siegend vorgerückten waren. Unter des Markgrafen Ludwig von Baden Oberbefehl hatten sie vier 1691 den großen Sieg bei Salanzen erringen. Wenigstens alle Unterhandlungen Dandelsmann's und der kurfürstlichen Gesandten in Wien vergeblich waren, um Oesterreich zur Unterhaltung dieses Truppcorps zu bewegen, so ließ sich Friedrich dennoch später noch mehrmals zur Entsendung von Hilfsmannschaften für den Kaiser nach Ungarn bestimmen. Inzwischen war Ludwig XIV. gegen die Verbündeten, ungeachtet aller ihrer Anstrengungen, siegreich, selbst nachdem König Wilhelm III. den Oberbefehl in Flandern übernommen hatte. Der Marschall von Luxemburg, der große Schüler Condé's und Zuerne's, schlug ihn den 3. Aug. 1692 bei Steenkerken und verurtheilte darauf Schwaben auf Gräflische, ohne von den Reichstruppen emlich daran gehindert zu werden. Zwar stellte der große Cserfeg der Engländer und Holländer bei la Hogue am 29. Mai 1693 das Gleichgewicht einigermaßen wieder her, doch blieben zu Lande die Franzosen fortwährend im Vortheile; denn schon zwei Monate später erlitt der englische König durch Luxemburg eine vollständige Niederlage bei Neerwinden, welche zwar ohne bedeutende Folgen blieb, aber dennoch die Verbündeten entmutigte. Zudem behauptete Ludwig von Baden sich nur mit Mühe am Oberrhein, und in Ungarn festsetzte der Kaiser nur durch die größten Opfer den Sieg an seine Fahnen. Als 1696 Savoyen einen Separatfrieden mit Frankreich einging, neigten sich alle Kräfte zum Frieden. So kam denn nach vielfachen Unterhandlungen 1697 der Friede von Ryswid zu Stande, der dem Kurfürsten freilich keinen Ländergewinn brachte, aber den Staat von einem Theile des für seine Kräfte zu zahlreichen Heeres befreite. — Wann Friedrich den festen Plan zur Erlangung der Königskrone faßte, wissen wir ebenso wenig, als wann die ersten Schritte zur Ausführung desselben gethan wurden. Man erzählte, der große Kurfürst habe sterbend seinem Sohne die Erhebung Preußens zum Königreiche angerathen; auch soll die Erlangung Wilhelms auf den englischen Thron und daß dieser bei einer geheimen Zusammenkunft in Haag ihm keinen Verzeßel habe hinstellen lassen, endlich die Wahl August's zum Könige von Polen ihn angespornt haben, die königliche Würde zu erwerben. Deshalb stellte er sich dem Begehren Kaiser Leopold's, eine neuerte Kurwürde (Panorer) zu errichten, nicht entgegen; deshalb trat er den Schwiebusler Kreis wieder ab; deshalb sendete er mehrmals Hilffelder gegen die Türken, obwohl die Subsidien sehr nachlässig gezahlt wurden; deshalb gab er in der merlenburgisch-schlesischen Angelenheit (1698) den österreichischen Forderungen nach. Höchst wahrscheinlich begannen die Verhandlungen über des Kurfürsten Erbfolgeplan schon 1690 und wur-

den bis 1695 höchst geheim von Dandemann geleitet. Dieser widersetzte sich Anfangs dem Plane aus Emschlichkeit und machte Friedrich die stärksten Einwendungen dagegen, was aber nur zur Folge hatte, daß der ehrenwerthe und sähige Rathgeber in Ungnade fiel. Ein höchst unwürdiger Günstling flüchte jetzt den rächlichen Geizher mit geringer Mühe. Kasimir von Kolbe, aus der Pfalz, welcher zur Zeit des großen Kurfürsten an den brandenburgischen Hof gekommen, hatte durch Gewandtheit und seines Wesen die Gunst des Kurfürsten gewonnen. Zur Regierung gelangt, überhäufte Friedrich den Günstling mit Ehren und Ämtern, und entzog ihm selbst dann nicht seine Gunst, als er mit einer Kammerdienerin, einer Person von gemeiner Herkunft, aber ränkevoll und hochmüthig, sich verheiratete. Als der Oberpräsident Dandemann aus dem veränderten Benehmen seines Fürsten ersah, daß sein Sturz nahe bevorstehe, bat er um seinen Abschied, welchen er auch am 27. Nov. 1697 mit einem Gnadengehalte von 10,000 Thlrn. erhielt. Aber nach wenigen Tagen ward er plötzlich verhaftet und peinlich angeklagt. Unter der großen Zahl von wichtigen Anklagepunkten sind die wichtigsten, daß er den Zutritt zu dem Kurfürsten jedem versperrt und seine sechs Brüder zu den höchsten Staatsämtern berufen habe. Daß aber diese trotz ihres Bruders Fall in ihren Stellen blieben, beweist gewiß am besten die Nichtigkeit aus dieser Beschuldigung. Seine Feinde sowohl, als der Kurfürst selbst, hüllten den großen Aufsehen machenden Proceß in tiefes Dunkel, was sie gewiß nicht gethan hätten, wäre die Anklage begründet und gerecht gewesen. Auf Dandemann's wiederholtes Bitten, welcher fortwährend in der Festung Preig als Gefangener saß, wurde 1702 sein Proceß revidirt, und obgleich der Bericht ganz zu seinen Gunsten ausfiel, dennoch in die umfassende Anklage, welche der Kurfürst bei Annahme der Königswürde erließ, nicht eingeschlossen. Fünf Jahre später ward ihm Koitbus zum Wohnsitz angewiesen und seine Gefangenschaft in etwas gemildert; aber erst Friedrich Wilhelm I. übte halbe Gerechtigkeit gegen den unschuldig verfolgten Mann, indem er ihn zwar in Freiheit setzte, jedoch die ihm genommenen Güter nicht wieder herausgab. Die Geschäfte Dandemann's wurden dem Generalfeldmarschall Grafen von Barfus übertragen; als Alles vermögender Günstling des Kurfürsten behauptete Kasimir von Kolbe, oder, wie er sich nach einem alten Schlosse seiner Familie nannte, der Graf von Wartenberg, den ersten Platz am Hofe und in der Verwaltung. Er bekleidete die Ämter eines obersten Kammerers, Oberstaatsraths, Generaldirectors der kurfürstlichen Domänen, Oberhauptmanns aller Schatzkammern, Generalpostmeisters und Warschalls von Preußen. Welche Gewalt er sich über Friedrich II. angemaßt hatte, dafür spricht am deutlichsten das kurfürstliche Rescript vom 25. Oct. 1699, worin der Favorit von der Verantwortlichkeit für die Nachlässigkeiten und Fehlgänge der Unterbeamten in seinen Departements befreit wird, weil er selbst durch seinen Dienst zu sehr an die Person des Regenten geknüpft wäre, als daß er die nöthige Aufmerksamkeit über Alles, was vorginge, führen könnte. Im J.

1702 ward Graf von Barfus pensionirt und sein ganzer Geschäftskreis dem Grafen von Wartenberg übertragen. Von allen seinen Ämtern bezog der Graf mindestens ein Gehalt von 100,000 Thlrn. Hierdurch und durch die bedeutenden Gnadengeschenke des Fürsten gelang es ihm, obgleich in seinem Haushalte die größte Verschwendung herrschte, ein Vermögen von angeblich mehrern Millionen zu hinterlassen. Nicht seine Excessen und Ungerechtigkeiten, sondern der streche Uebermuth seiner Frau, welcher zuletzt den Unwillen des Königs erregte, führte seinen Sturz herbei. Die Gegner, zu welchen auch der Kronprinz gehörte, griffen 1710 zuerst den durch Willkür und Härte allgemein verhassten Finanzminister Grafen von Wirtgenstein an. Wartenberg hoffte umsonst dadurch, daß er selbst als Ankläger des Ministers auftrat, seinen Fall zu hindern; denn an demselben Tage, an welchem Wirtgenstein nach Spandau abgeführt wurde, ließ ihm der König das Siegel abnehmen, mit der Aufforderung, um seinen Abschied zu bitten. Wenigstens mit Widerstehen, gehorchte er, und Friedrich setzte ihm eine jährliche Pension von 24,000 Thlrn. aus. Den Oberkammerherrnschloßler erhielt jetzt von Kamecke, Oberhofmarschall wurde der Minister von Prinzen, Justiz und auswärtige Angelegenheiten verwaltete Ilgen und Blaspiel das Kriegswesen. Nach dieser Episode wollen wir zu dem oben erwähnten Plane des Kurfürsten, die Königswürde zu erwerben, zurückkehren. Ohne Zweifel wurde König August von Polen für den Entwurf gewonnen, was dessen Reichthum, der Jesuiten Bots, zur Abfassung einer Denkschrift darüber veranlaßte. Zwei Zwecke hoffte er durch dieselbe zu erreichen, daß nämlich erstens der Kurfürst nicht den Titel König von Preußen, sondern den eines Königs der Wandalen oder Wenden wähle, und zweitens, daß Friedrich die königliche Würde nicht vom Kaiser, sondern vom Papste annähme. Hierdurch sollte einerseits Feindschaft zwischen Preußen, Schweden und Dänemark herbeigeführt, andererseits der Kaiser erzmunt und ganz gegen den Plan gestimmt werden. Der Papst, in dessen Macht allein alsdann die Erfüllung des kurfürstlichen Planes stand, würde als erste Bedingung die Rückkehr in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche gestellt haben, und der Jesuit schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der Kurfürst seiner übermäßigen Eitelkeit aus dieser Opfer bringen werde. Aber die jesuitische Schlaubeit mußte sich arg getäuscht sehen; denn Friedrich zeigte sich durchaus abgeneigt, auf Bots's Vorschläge einzugehen. Der 1688 als Gesandter nach Wien geschickte Rath Bartholdi bot seine ganze Geschäftlichkeit und Thätigkeit auf, um den Kaiser für den Plan seines Herrn zu gewinnen, jedoch Alles war vergebens. Da bestimmte endlich der drohende spanische Erbfolgekrieg den Kaiser Leopold, den für die Reichsverbündnisse höchst gefährlichen Wunsch des Kurfürsten zu erfüllen. König Karl II. von Spanien nämlich, der letzte Sprosse des spanisch-österreichischen Hauses, hatte sich durch den Cardinal von Puerto Carrero bestimmen lassen, durch ein am 2. Oct. 1700 unterzeichnetes Testament den Herzog Philipp von Anjou, Ludwig's XIV. Enkel, als seinen einzigen Erben einzusetzen, und war darauf

am 1. Nov. gestorben. Das teutsch-österreichische Kaiserhaus glaubte, vermöge alter Erbverträge und wegen seiner Verwandtschaft, gerechtere Ansprüche auf die Erbschaft zu haben, welche jetzt nur durch die Macht der Waffen geltend gemacht werden konnten. Da Österreich allein augenscheinlich zu schwach war, den Kampf mit Ludwig zu bestehen, so mußte man sich nach Bundesgenossen umsehen. Deshalb unterzeichnete Leopold schon am 6. Nov. den Krönungstractat, in welchem sich Friedrich verpflichtete, den Kaiser in seinen Kriegen mit 8000 Mann auf eigene Kosten zu unterstützen und in Philippsburg eine Garnison zu halten; dazu versicherte er auf die rückständigen Subsidienelder, und verbieth, seine Kurstimme bei jeder neuen Kaiserwahl einem österreichischen Prinzen zu geben. Jedoch sollte das Verbiethniß den Kurfürsten zum Reiche durch die Königsurkunde keine Veränderung erleiden. Am 16. Dec. theilte Friedrich den europäischen Mächten und den Reichsländern in einem öffentlichen Ausschreiben mit, daß er den Titel „König von Preußen“ annähme, und am Tage darauf trat er mit einem zahlreichen Gefolge die Reise zur Krönung nach Königsberg an. 30.000 Pferde waren erforderlich, um den ungeheuren Troß fortzuschaffen, welcher nach zwölf Tagen das Reiseziel erreichte. Am 17. Jan. 1701 stiftete Friedrich den schwarzen Abtorden, dessen erster Ritter der Kronprinz war, und am 18. setzte er sich selbst im großen Audienzsaale des Schlosses die Krone auf Haupt. Bei der bekannten Prachtlichkeit des Königs wird es Niemanden Wunder nehmen, daß der Krönungszeremonie von Diamanten Kroten und ungeheure Summen kostete, daß zur Verherrlichung des Krönungsactes Feste an Feste sich reihten, welche das Land mit sechs Millionen Thaler beizahlen mußte. Um diese aufzubringen, ward eine eigene Königssteuer im ganzen Lande ausgeschrieben. Carotten und Perücken wurden besteuert, wozugen Niemand etwas einwenden wird; aber drückend war die während Friedrichs Regierung sechs Mal erhobene Kopfsteuer, weil sie den niedrigsten Dienstboten ebenso gut, wie die höchsten Personen traf. Alle diese Abgaben reichten nicht zu, um den verschwenderischen Hofhalt zu unterhalten und die Kosten des fast ununterbrochenen Krieges zu decken; man sah sich daher genöthigt, 1705 freiwillige Beiträge zu verlangen und 1707 den Civilbeamten ein Zwölftel ihres Gehaltes abzugeben. Friedrich I. verwaltete mehrere Monate in Preußen, kehrte am 17. März nach Potsdam zurück und hielt am 6. Mai seinen feierlichen Einzug in Berlin, welcher durch Feierslichkeiten aller Art verherrlicht wurde. Der Papst und der teutsche Orden protestirten gegen seine Erhebung; Frankreich und Spanien erkannten die Königsurkunde Preußen erst im untreuer Frieden an, und Polen gogerte bis 1764 mit der Anerkennung. Unterdessen hatte der spanische Erbfolgekrieg begonnen, indem Ludwig in der Nacht des 6. Jan. 1701 die belgischen Grenzfestungen in Besitz nehmen ließ. Nun ging auch Prinz Eugen mit einer österreichischen Armee nach Italien und siegte bei Chiari am 2. Sept. 1701 über die französische unter Villeroi. Der Kaiser forberte in seiner Bedrängniß vom Könige die im Krönungsvertrage versprochenen Hülfsvölker, und dieser

schickte statt 8000 Mann, welche zu stellen er sich anbelangig gemacht, nach und nach 20.000 Mann, die zuletzt bis auf das Doppelte vermehrt werden sein sollen. So lange stand der Kaiser allein seinen Feinden gegenüber, bis Ludwig höchst unpolitisch Jacob III., den Sohn des verjagten Jacob II., als König von England anerkannte. Die dadurch gereizte englische Nation bewilligte ihrem Könige Wilhelm alles zum Kriege Erforderliche, und durch den Grafen von Marlborough kam den 7. Sept. 1701 im Haag das Bündniß zwischen dem Kaiser, England und Holland zu Stande. Jetzt bot Ludwig Alles auf, um König Friedrich I. vom Bunde mit Österreich abzuweichen; er versprach ihm die oranische Erbschaft zu überlassen, seine Rechte auf Neuschädel zu unterstützen und bedeutende Subsidien zu zahlen; Alles war vergebens; der König blieb der Sache Deutschlands treu. Dagegen schloß Preußen 1704, den 20. Nov., einen Vertrag mit England, wornach Friedrich 8000 Mann nach Italien schicken und die beiden Seemächte jährlich 300.000 Thlr. zu gleichen Theilen an Preußen zahlen sollten. Überall, am Oberrhein, in den Niederlanden, besonders aber in Italien, zeichneten sich die Preußen durch Kriegszucht und kaltsblütige Tapferkeit rühmlich aus. Im J. 1702 eroberten sie Kaiserswerth und Benloo, 1703 die wichtige Festung Bonn und das für unannehmbar geltende Gelbern. In demselben Jahre retteten sie unter Fürst Leopold von Anhalt-Deßau das kaiserliche Heer bei Hochfeldt. Durch preussische Tapferkeit wurde auch 1704 den 11. Aug. der große Sieg bei Hochfeldt und Blenheim von Marlborough und Eugenerungen. Ebenso hatten sie entscheidenden Antheil an den Siegen der Verbündeten bei Ramillies (1706), Dudenarde (1708) und Malplaquet (1709). Den größten Ruhm aber erwarben sich die preussischen Hülfsvölker in Italien unter Anführung des Fürsten von Dessau. Im J. 1705 suchten sie rühmlich bei Cassano an der Etsch, und 1706 erkürten die preussischen Grenadiere zuerst die französischen Schanzen vor Turin, wodurch der Sieg entschieden, die Franzosen nicht allein zur Aufhebung der Belagerung, sondern auch zur Räumung von ganz Italien, mit Ausnahme der Festungen, gezwungen wurden. Seit dem Winter des Jahres 1704 nahm der Kronprinz Friedrich Wilhelm persönlich an dem spanischen Erbfolgekriege Theil, indem er Marlborough auf seinen Kriegszügen begleitete. Als aber die Tories unter Harley, des Grafen von Orford, Leitung das Wigmintministerium 1710 stürzten und 1711 Kaiser Joseph I. starb, nahm die europäische Politik eine andere Wendung, und keine der gegen Frankreich verbündeten Mächte war geneigt, Karl VI. zum ungetheilten Besizer der habsburgischen Macht zu verhelfen. Noch 1711 schloß England geheime Friedenspräliminarien mit Frankreich ab, und Marlborough mußte den Oberbefehl an Ormond abgeben. Im folgenden Jahre wurde der Friedenscongress in Utrecht eröffnet, und König Friedrich verlangte seinerseits am 5. März Folgendes: Anerkennung als König und als souveräner Fürst von Neuschädel und Wallengin; das Fürstenthum Danien und alle Güter der Kaiserin Catharina, Orange und Chateau; Berlin als rechtmäßiger Erbe derselben; für erlittene Ver-

luste aber einen Theil der Franche Comté, Stadt und Land Veldern, und Handelsfreiheiten für seine Unterthanen. Doch erlebte Friedrich nicht mehr den völligen Abschluß des utrechter Friedens. Ehe noch der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, begann der nordische Krieg zwischen Dänemark, Polen und Rußland einerseits und Schweden andererseits. August von Polen fiel mit einem sächsischen Heere 1700 in Livland ein, die Russen griffen Ingermanland an und die Dänen den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein und Schwager Karl's XII. von Schweden. Neun Jahre lang war der nordische Alexander glücklich gegen seine Feinde, bis er, durch ein Bündniß mit dem Kosakenhetmann Mazeppa hervorgerufen, sich nach der Ukraine wandte, 1709 bei Pultawa eine gänzliche Niederlage erlitt und mit einem kleinen Häuflein Getreuer nach der Türkei flüchten mußte. Dänemark und König August von Polen erklärten alsbald ihrem tödtlich gehaßten Feinde den Krieg, suchten aber bei einem Besuche im Pilsdam vergebens, Friedrich zu einem Bündniß zu bewegen, welcher vielmehr, wie bisher, völlig neutral blieb. Im Gegentheile trat er 1710 dem haager Convent bei, worin der Kaiser, England, Holland, Preußen und Hannover die Neutralität der schwedischen Provinzen in Teutschland verbürgte. Die scheidende Regenschatz bekräftigte den Vertrag, aber König Karl XII. verworf ihn, weil er von Pommern aus Sachen züchtigen wollte. Die Befestigungen der Schweden in Teutschland wurden jetzt der Zummelplatz dänischer, sächsischer und russischer Heerhaufen, ohne daß der preussische Staat dadurch näher berührt wurde. Doch Friedrich I., welcher seit den letzten Jahren öfters krankte, wozu vielleicht traurige Familienverhältnisse Manches beitrugen, starb, ehe der nordische Krieg geendet ward, am 25. Febr. 1713 im 56. Jahre seines Lebens und 25. seiner Regierung. — Der König war drei Mal verheirathet: 1) mit Elisabeth Henriette, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, vermählt den 23. Aug. 1679, gestorben den 27. Juni 1683; 2) mit Sophie Charlotte, Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover, vermählt den 28. Sept. 1684, gestorben den 1. Febr. 1705; 3) mit Sophie Louise, Tochter des Herzogs Friedrich zu Mecklenburg-Grabow, vermählt den 28. Nov. 1708, starb kurze Zeit nach dem Tode ihres Gemahls. Aus erster Ehe hatte er nur eine Tochter, Louise Dorothea Sophie, welche den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel heirathete. Seine zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, gehörte zu den ausgezeichneten Frauen ihrer Zeit. Sie besaß neben körperlicher Schönheit vorzügliche Geistesgaben, welche auf Sorgfältigkeit ausgebildet worden waren. Nach einer Reise durch Italien und Frankreich verweilte sie zwei Jahre am Hofe zu Versailles, welcher damals für die Schule des feinen Geschmacks und böslicher Eitelkeit galt. Feindin gehörte zu ihren vertrauten Freunden, und schrieb auf ihre Aufforderung seine Theodice. Sie umgab sich gern mit gebildeten Franzosen, ohne dadurch, wie ihr großer Onkel, ungerecht gegen ihre Landleute zu werden. In religiöser Hinsicht war sie höchst tolerant und gestattete Personen von den verschiedensten Ansichten den Zutritt an ihrem

Hofe, wenn sie nur ihrem Geiste und ihrer Bildung nach dieser Ehre werth waren. Die langweiligen und feisten Hofseile waren ihr höchst lästig, und sie nahm es sich nicht übel, über dieselben zu ihren Vertrauten Freunden zu spotten, ja selbst die körperlichen Mängel ihres Gemahls mußten als Gegenstand ihres Spottes dienen. Auf die Staatsangelegenheiten ihr jeden Einfluß zu entziehen, gelang den Günstlingen des Königs leicht, da sie ihrem Charakter nach den Lieblingsneigungen ihres Gemahls weder schmeicheln konnte, noch wollte. Die größte Sorgfalt verwandte sie auf die Erziehung des Kronprinzen, welchen sie aufs Zärtlichste liebte. Trotz dem gelang es ihr nicht, den kranken Sinn ihres Sohnes zu mildern und ihm für die Wissenschaften und Künste, welche sie als die höchsten Güter des Lebens betrachtete, Neigung einzufößen. — Friedrich I. vergrößerte durch die oranische Erbschaft, durch das Fürstenthum Neuchâtel und die Grafschaft Valengin, durch die Grafschaft Tecklenburg und die Stadt Elbing seinen Länderbesitz. Was die oranische Erbschaft betraf, so war mit Wilhelm III. 1702 die männliche Linie von Nassau-Dränien ausgestorben und nach dem Testamente des Statthalters Friedrich Heinrich der Niederlande vom Jahre 1644 hätte König Friedrich die oranischen Länder erben sollen. Wilhelm III. aber hatte seinen Vetter, den Fürsten von Nassau-Dez, testamentarisch zum alleinigen Erben eingesetzt, welche Bestimmung der König für ungültig erklärte, und sofort von den Grafschaften Dränien und Elbing Besitz ergriff. Das Fürstenthum Dränge 103 Ludwig XIV. ein und den Rest der Erbschaft besaßen die Holländer. Die Einigung zwischen Preußen und Nassau-Dez wurde noch erschwert, als nach dem Tode des Fürsten Johann Wilhelm Friso diesen Gemahlin einen Sohn gebar. Erst 1732 wurde dieser Erbtheil in der Art geschlichtet, daß die Fürstenthümer Dränien und Meck, die Grafschaft Elbing, das Amt Montfort und einige andere Güter Preußen zuerkannt wurden, welche Friedrich der Große 1754 an Wilhelm V. verkaufte. Wilhelm III. von Dränien hatte seine Lebensansprüche an Neuchâtel und Valengin dem brandenburgischen Kurfürsten abgetreten, und demgemäß mußte König Friedrich sie nach dem Tode der letzten Kaiserin, der verwitweten Prinzessin Maria von Nemours, 1707 geltend. Da auch andere Fürsten auf die Erbschaft Ansprüche machten, so wurde dem Obergerichte von Neuchâtel das Richtamt übertragen, und dieses erklärte den König für den einzig rechtmäßigen Erben. Rummeh nahm Preußen Besitz von dem Lande und erlangte im utrechter Frieden die Bestätigung dazu. Die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen kaufte Friedrich 1707 für 300,000 Thaler von dem Grafen von Solms-Braunfels, und die Stadt Elbing, welche man Preußen seit dem olivier Frieden vorenthalten hatte, besetzten den 14. Oct. 1698 brandenburgische Truppen. — Die fortwährenden Kriege und die Verschwendung des Hofes erschöpften die Finanzen des Staates von Jahr zu Jahr mehr. Durch mancherlei Mittel suchte man die Geldnoth abzuheben, z. B. durch ein Monopol auf Schweinefleisch, durch die Salzsteuer, durch erbliche Verpachtung der Domainen, durch mehrmalige Erhöhung der Zölle

cise, durch die Kurzsteuer, durch Ausschreibung von Schloßbau- und Ergationsgeldern u. s. w.; aber alle neu erfundenen Steuern konnten die leeren Kassen nicht füllen, denn die vereinnahmten Summen zehrten der Krieg in Italien und am Rhein, die Hoffeste und unwürdige Günstlinge immer schnell wieder auf. Den dadurch veranlaßten Steuerdruck hätte das Volk unmöglich ertragen können, wenn nicht gerade damals im gewerblichen Leben bedeutende Fortschritte gemacht worden wären. Die Glasfabrication nahm einen solchen Aufschwung, daß 1696 die Einfuhr von fremden Glaswaaren verboten werden konnte; ebenso gewann die Zuckermanufactur außerordentlich an Umfang, so daß 1693 die Monturen aus einheimischem Zucker gefertigt und seit 1700 selbst zur Bekleidung der Leibgarde nur vaterländisches Fabricat angewandt wurde. Auch ward 1695 die erste Gold- und Silbermanufaktur in Berlin errichtet. — Was Friedrich I. für Wissenschaften und Künste that, geschah nicht etwa aus wahrer Liebe und reinem Interesse für dieselben, sondern weil es seiner Meinung nach der Glanz der Krönungskrone erforderte. So wurde der aus Sachsen verwiesene Christian Thomassius, welchen eine große Anzahl leipziger Studenten nach seinem neuen Aufenthaltsorte Halle begleitete, eifrig unterstützt, und auf Dandeliemann's Betrieb der schon vom großen Kurfürsten gehegte Plan, daselbst eine Universität zu stiften, 1694 wirklich ausgeführt. Im 3. 1699 gründete der König die Maler- und Bildhaueracademie in Berlin, unter deren Mitgliedern als Baumeister und Bildhauer vor allen Schülern glänzte, dessen Werke noch heute der Hauptstolz zur Hiere gereichen. Endlich stiftete Friedrich 1700 die Akademie, oder, wie sie Anfangs hieß, die Societät der Wissenschaften zu Berlin, aus deren Begründung Leibniz, der geschätzte Freund der Königin Sophie Charlotte, den nachhaltigsten Einfluss ausübte. (Vergl.)

FRIEDRICH WILHELM I., König von Preußen, vom 25. Febr. 1713 bis zum 31. Mai 1740, Sohn Friedrich's I. und seiner zweiten Gemahlin, Sophie Charlotte, gebornen Prinzessin von Hannover, geboren 1688, einer des wunderlichsten Charakters, der es auf einem Throne geiffen hat. Früh machte sich bei ihm eine große Selbständigkeit des Charakters geltend, indem weder die vortheilhaften Eigenschaften der Mutter, noch die Fehler des Vaters auf den Sohn einigen Einfluss ausübten. Während seine Mutter eine der gelehrtesten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit war, verachtete Friedrich Wilhelm I. jedes höhere Lebensinteresse und jede Wissenschaft, die nicht einen unmittelbar praktischen Erfolg offenbarte, so daß selbst die unter specieller Mitwirkung seiner Mutter gegründete Akademie der Wissenschaften zu Berlin nur aus dem Grunde von ihm nicht aufgehoben wurde, weil man ihm vorstellte, daß durch dieselbe Bundtrüge für die Armee gebildet würden. An die Stelle des äußeren Glanzes, der an dem Hofe seines Vaters geherrschte, trat eine fast mehr als bürgerliche Einfachheit, an die Stelle der gebantenlosen Verschwendung die peinlichste Sparsamkeit, an die Stelle der finanziellen Unordnung, die das Land mit Steuern und Schulden belastete, die äußerste Ordnung in den Finanzen, an die Stelle

der Günstlingsherrschschaft endlich die absoluteste Selbständigkeit; auch hörte die Bevorzugung des Adels auf und auch Bürgerliche gelangten zu den höchsten Staatsämtern. Der erste Regierungssatz des jungen Königs war die Aufhebung sämtlicher Hofämter bis auf die notwendigsten Bedienungen, und die Verminderung der Gehalte selbst dieser wenigen (von 100 Kammerherren behielt er nur acht bei). Die Musikcapelle wurde auf einen Trompeter reduziert, das Schauspiel aufgehoben, die kostbaren Hofgeräthe und Kleinoden als überflüssig verkauft, die Schwelgerei verabschiedet u. s. w. Dagegen war von Rückständen in den Besoldungen, wie sie bisher an der Tagelohnung gewesen, nicht mehr die Rede, so daß der Obermarschall von Prinzen, dessen Gehalt von 40,000 auf 12,000 Rthaler herabgesetzt ward, doch gekand, er sei jetzt, da ihm sein Gehalt regelmäßig ausgezahlt werde, im Stande, die Schutten zu bezahlen, die er bei seinem hohen Gehalte habe machen müssen. Nur ein Mal noch sah man die alte Pracht mit allen Charen der vorigen Regierung glänzen, es war bei dem Begräbniß seines Vaters, welches er aus einer gewissen Pietät ganz im Geiste des Verstorbenen einrichten ließ. — Drei Dinge waren es vorzüglich, welche Friedrich Wilhelm's Regententhätigkeit in Anspruch nahmen, die Organisation der Finanzen, die Verbesserung der Justiz und die Bildung des Heeres. An die Stelle der bisheriger verwirrten und schwer zu kontrollirenden Finanzverwaltung setzte er ein vereinfachtes übersichtliches System, an dessen Spitze Anfangs das Generat-Domänendirectorium, seit dem Jahre 1723 aber Generat-Domänen-Kriegs- und Domänen-directorium stand, dessen fünf Abtheilungen unter ebenso vielen Dirigenten (von Grumbow, Kreuz, Kraut, Ohren, von Katich) sich provinzienweise in die Geschäfte theilten; dieser Behörde zur Seite stand als Revisionbehörde die Generalrechnungskammer. Die Arbeitsstunden waren genau vorgeschrieben, und jede unmotivirte Versäumniß wurde aufs Strengste bestraft, z. B. bei dem Generaldirectorium eine versäumte Stunde mit 100 Dukaten, eine versäumte Sitzung, die von Morgens acht Uhr bis zur Vermählung des Tagesgeschäfts, oft bis spät in den Nachmittag hinein dauerte, mit Entziehung des halbjährigen Gehaltes geahndet. Dabei waren die Beamten keinen Augenblick vor der persönlichen Revision des Königs sicher. Selbst die Provinzialbehörden überrachte er nicht selten mit seinem Besuche, revirte die Rechnungen und Wirtschaftsbücher bei den Domänenämtern, und versuhr mit unerbittlicher Strenge, nicht selten mit großer Härte gegen nachlässige und untreue Beamte. Der Accisestarf wurde vervollständigt und präciser gefaßt, die Grundsteuerfreiheit der Kitztrichschaft aufgehoben (1717), und im Allgemeinen das Princip der Ordnung und der Gleichmäßigkeit des Vermögens durchgeführt. Dabei scheute aber der König keine Ausgabe, wenn es galt, das materielle Wohl des Landes zu heben. Er begünstigte Ackerbau, Gewerbe, Manufacturen und Handel mit namhaften Summen; er nahm mit großen augenblicklichen Opfern die salzburger Auswanderer und die aus Polen vertriebenen Dissidenten auf, um die durch Krieg und Trüben verödeten Gegenden

Preussens wieder zu cultiviren; er stiftete das Collegium medico-chirurgicum, die Charité, das Findelhaus in Berlin und das Waisenhaus in Potsdam, und begründete viele Dorfschulen. Schon im October 1713 war er im Stande, dem Kaiser von Rußland 400,000 Thaler zur Führung des Krieges gegen Schweden daan vorzuschicken, und 1719 im Frieden mit Schweden bezahlte er, nach dem der Krieg ihm 4½ Millionen Thaler gekostet hatte, noch zwei Millionen Thaler für den Besitz von Stettin und Pommern bis zur Perne, ohne einer Staatsanleihe zu bedürfen. Er hatte aber auch die Staatseinkünfte auf 7,400,000 Thaler gebracht, und neben einem kostbaren Heere von 80,000 Mann hinterließ er dessenungeachtet seinem Nachfolger einen baaren Schatz von 8,700,000 Thalern. — Vielfache Verbesserungen verdankte ihm auch das Justizwesen, welches er einer durchgehenden Reform unterwarf, wie denn überhaupt ein unerschütterlicher Rechtsinn, der nur zuweilen durch Leidenschaftlichkeit zurückgedrängt werden konnte, einen Grundzug in dem Charakter des Königs bildete. Das Kammergericht zu Berlin erhielt als höchstes Gerichtshof eine ganz neue Verfassung mit drei Senaten, an deren Spitze ein Präsidium, ein Vicepräsident und ein Director standen, unter denen zehn ordentliche und 16 außerordentliche Räte arbeiteten. Bei den Provinzialkammern (den heutigen Oberlandesgerichten) wurden königliche Anwälte unter dem Titel von Justizräthen angestellt, die aber die Erwartungen des Königs nicht befriedigten, weil der Fiskus fast alle Prozesse verlor. Des Königs Hauptorgan bei der Justizreform war der Professor Samuel Coccejus zu Frankfurt, welcher späterhin in den Adelsstand erhoben (Freiherr von Cocceji) und 1737 Justizminister ward. Indessen arbeitete Cocceji mehr gegen die Symptome, als gegen den innern Kern der herrschenden Uebel, und sein eigentliches Augenmerk war die Abkürzung der Prozesse und die Absolvierung möglichst vieler Sachen in kürzester Zeit. Nicht selten griff der König auch in Prozesse eigenmächtig ein, indem er Erkenntnisse abänderte oder auch vor dem Urtheilspruch des competenten Gerichts selbständig ein Urtheil fällte. Den Dreissigjährigen Kriege in Preußen, der wegen einer Unordnung in den Büchern über 4000 Thaler nicht Rechenschaft geben konnte, und gegen welchen deshalb von dem Criminalgericht auf vierjährige Haftstrafe erkannt worden war, verurtheilte er durch eine eigenbändige Randbemerkung zum Tode und ließ die Strafe auch ungeschmolz vollstrecken, obgleich sich bald erwies, daß nicht ein Defect, sondern nur ein Rechnungsfehler vorlag. Im beständigen Zerstreutsein erlitt er ein andermal die Räte des Criminalcollegiums mit Stockschlägen, als er erfuhr, daß sie einen seiner größten Musketiere wegen Theilnahme an einem gewaltsamen Einbruch zum Galgen, dagegen einen Kriegsrath, der die Staatskasse um 30,000 Thaler betrogen, freigesprochen hätten. Überhaupt galt ihm, dem strengen Finanzmann, Betrug und Untreue unbedingte als das größte Verbrechen. Daher das harte Gesetz, daß jeder Dienstknecht, der seine Herrschaft um mehr als drei Thaler beschloß, an einem vor dem Hause des Beschlornen errichteten Galgen erhängt

werden sollte. Im Gegensatz zu dieser Härte dagegen erließ der König 1738 das sogenannte Prügelmandat, dem zufolge Pächter und Domainenscheider nicht mehr bestraft sein sollten, die Unterthanen bei den Hofsdiensten mit Schlägen anzutreiben, wie er denn im Allgemeinen in seinen letzten Lebensjahren bei zunehmender Kränklichkeit etwas milder ward. — Sein drittes Augenmerk war das Heer. Obgleich von Natur friedliebend und den Krieg nach Kräften vermeidend, wie denn sein Bild im Allgemeinen viel mehr auf die inneren als auf die äußeren Verhältnisse des Staates gerichtet war, erkannte er doch Preussens Stellung gegen das Ausland in sofern richtig an, als er einsah, daß es den durch den großen Kurfürsten ihm erworbenen Rang nur durch eine verhältnismäßig große, stets kriegsfertige Armee behaupten konnte. Hilfreiche Hand bei der Organisation der Armee reichte ihm der Herzog Leopold von Dessau, ein Soldat mit Leib und Seele, und bereits im J. 1717 vermochte er eine wohlorganisirte Armee von 60,000 Mann aufzustellen, welche am Ende seiner Regierung sogar bis auf 80,000 Mann vermehrt werden konnte. Eine für den kleinen Staat so unverhältnismäßig große Militärmacht wurde aber dadurch weniger drückend für das Land, daß mit großem Geschick die Truppen in den entlegenen Provinzen so vertheilt wurden, daß der zu ihrer Erhaltung nöthige Aufwand so ziemlich wieder sich gleichmäßig durch das ganze Land theilte, und die Steuern demnach nicht zu ihrer Quelle zurückgeführt wurden. Auch wurde die ganze Armee jährlich mit inländischem Leder neu beschuht, wodurch die preussischen Manufacturen gedoben wurden. Wenn Friedrich Wilhelm so den Grund zu der künftigen preussischen Militärmacht legte, so ward er auch durch Einführung einer harten Kriegszucht, einer peinlich genauen Exercitiums und einer strengen Absonderung des Militärs als eines eigenen Standes, dem er sich selbst beizählte, der Gründer des exklusiven Kaiserthums, der noch heute das preussische Militair als eine Macht dem Volke gegenübersetzt. Als eine Schwäche des Königs muß hier noch seine bis zur Manie ausgebildete Vorliebe für große Soldaten erwähnt werden, die ihm große Summen kostete und oft in ernste Verwickelungen mit den Nachbarkaisern zu bringen drohte. Weniger eigensinnig war Friedrich Wilhelm's Auftreten nach Außen hin; besonders wußte er als souveräner König von Preußen und zugleich als leuchtender Reichsfürst seine rechte Stellung gegen Oesterreich und den Kaiser zu gewinnen. Dennoch fügten es die Verhältnisse, daß der preussische Staat unter seiner Regierung einige nicht ganz unbedeutende Zuwächse an Terrain gewann. Wenige Monate nach seinem Regierungsantritt entschied der utrecht Friede (den 11. April 1713) den Streit wegen der oranischen Erbschaft dahin, daß Preußen für seine Ansprüche auf die oranischen Lande in Frankreich und Burgund das Fürstenthum Neuchâtel und einen Theil von Geldern erhielt; zugleich erkannten Frankreich und Spanien die preussische Königswürde an. Die Verträge zu Hamburg und Schwedt (1713), deren Inhalt Karl XII. von Schweden nicht anerkannte, verwickelten den König in den nordischen Krieg.

der für Preußen mit der Besetzung von Stettin, Anklam, Wolgast und den Inseln Usedom und Wolin begann und mit der Eroberung Stralsunds, Rügen und Wismar endete. Das Resultat dieses Krieges war die wichtige Erwerbung Vorpommerns bis zur Peene (1719), wodurch Preußen Herr der sämtlichen Odermündungen wurde. Die Aripelallianz, welche Preußen am 3. Sept. 1725 mit Frankreich und England gegen Österreich und Spanien eingegangen war, hatte wenig Bestand, da es der Günstigkeit des österreichischen Generals von Seckendorf leicht gelang, den König von der Allianz zu trennen, und vermöge letzter Versicherungen in Bezug auf das Herzogthum Berg in Österreichs Interesse zu ziehen. Der König erkannte im Vertrage zu Buxtehude, den 12. Oct. 1726, die pragmatische Sanction an und verpflichtete sich, in Kriegsfällen Österreich mit 10,000 Mann zu unterstützen, und in der That hielt er sein Wort, als 1734 der Krieg mit Frankreich ausbrach; das zweideutige Benehmen des wiener Cabinets ließ aber bald seinen Eifer erkalten. Trotz seiner sonstigen Unselbständigkeit in der auswärtigen Politik ließ er sich indessen nicht bewegen, den dringenden Forderungen Russlands und Frankreichs, in Betreff der Auslieferung des Erbprinzen von Polen, Stanislaus Leszinski, der sich auf preussisches Gebiet geflüchtet hatte, nachzugeben. Er war persönlich zu ehrenhaft, als daß er es über sich vermöchte hätte, einen schuldlosen Gast zu verrathen. Schon im J. 1734 versiel der König in eine hartnäckige Krankheit, von der er jedoch noch geheilt ward. Als er aber im J. 1739 nach Königsberg in Preußen zu einer Revue gefahren war, gestörte die rauhe Witterung seine Gesundheit völlig; er kehrte krank nach Berlin zurück und starb, nachdem er sich zuvor mit seinem Sohne und Nachfolger versöhnt hatte, gefast und ruhig am 31. Mai 1740. Ein Charakter voller Widersprüche, ein Sonderling, wie kaum ein zweiter auf einem Throne zu finden ist, müssen wir ihn doch als den formellen Begründer der künftigen Größe Preußens betrachten; denn nur seine meisterhafte Finanzverwaltung und seine Organisation der Armee verschafften seinem großen Nachfolger die Mittel, welche zur Verwirklichung seiner erhabenen Zwecke notwendig waren. Friedrich Wilhelm I. bildete gewissermaßen die Form, in welche Friedrich II. Leben und Form blies. (Vergl.)

FRIEDRICH II., der Große, König von Preußen vom 31. Mai 1740 bis zum 17. Aug. 1786, der Begründer der Macht Preußens, ältester Sohn Friedrich Wilhelms I., geb. den 24. Jan. 1712, überkam von seinem Vater einen zwar geographisch zerstückelten, aber finanziell und militärisch musterhaft geordneten Staat als ein Pfund, mit welchem zu wuchern Talent und Charakter ihm die Vorkehrung in reichem Maße versehen hatte. Der einseitig militärisch-pedantische Erziehung, welche von dem Vater ihm zugebracht war, wußte er, nicht ohne Mitwirkung seiner Mutter, der hannoverschen Prinzessin Sophia Dorothea, sich in mancherlei Weise zu entziehen, indem er der Musik, der Dichtkunst und den classischen Studien, welche ganz außerhalb des angeordneten Erziehungsplanes lagen, sich mit Vorliebe hingab. Es entwickelte sich aus diesem Widerspruch zwischen den Anord-

nungen des Vaters und den Neigungen des Sohnes das eine Spannung, die endlich einen so hohen Grad erreichte, daß der junge Prinz den Entschluß faßte, den harten Begegnungen des Vaters durch die Flucht sich zu entziehen. Indessen wurde der Plan dem Vater verrathen, der Lieutenant von Katt, welcher die Flucht bewerkstelligen sollte, hingerichtet, der Prinz aber gefangen gefest, und noch härter behandelt als zuvor, wenn auch das Ansinnen des Königs, der Prinz solle der Thronfolge entsagen, an dem festen Entsatze des letztern scheiterte; indessen bedurfte es der eifrigen Verwundung des Kaisers und mehrerer fremden Fürsten, um den Born des Königs nur in soweit zu besänftigen, daß er den Prinzen nicht zum Tode verurtheilte. In Folge einer schriftlichen Bitte um Verzeihung ward er endlich der strengen Haft entlassen, und mußte als jüngster Rath bei der Domainenkammer in Küstern arbeits; erst nach geraumer Zeit aber, bei Gelegenheit der Vermählung seiner Schwester, ward ihm die Rückkehr an den Hof gestattet. Im J. 1733 ward er wider seine Neigung, auf ausdrücklichen Befehl des Königs vermählt mit Elisabeth Christine, der Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Würtem; der Prinz adelte seine Gemalin doch, lebte jedoch stets von ihr getrennt, und es ist nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung des ausgezeichneten Mannes in Bezug auf dieses eheliche Verhältniß, daß er bald nach seiner Thronbesteigung seinen ältesten Bruder, August Wilhelm, zum Prinzen von Preußen, d. h. zum mutmaßlichen Thronfolger, ernannte. Der König denkte sich seit dieser Zeit aber gänzlich gegen ihn, und schenkte ihm 1734 die Stadt Rheinsberg, wo er ungeschützt den Wissenschaften lebte, bis des Vaters Tod 1740 ihn auf den Thron berief. Sein „Europäisches Staatensystem“ und sein „Anti-Macchiavel ou essai critique sur le Prince de Macchiavel“ sind Producte der Ruhe in Rheinsberg. Sehr gemischter Art waren die Erwartungen, welche man von dem jungen Könige hegte, der bis dahin dem Staatsleben scheinbar fremd geblieben, sich mit Vorliebe den Künsten und Wissenschaften in ländlicher Stille hingegen hatte. Sehr bald nach seinem Regierungsantritte aber hatte er Gelegenheit, vor der Welt seine ausgezeichneten Talente nicht nur als Regent, sondern auch als Feldherr zu entwickeln. Die Auflösung des potsdamer Riesenbataillons, die Abschaffung der Foller, die Anerkennung allgemeiner Glaubens- und Denkfreiheit, sowie der freimüthigsten Äußerung in Rede und Schrift bezeugten den neuen Geist, welcher die an und für sich vortheilhaften Formen zu beleben begann. Nachdem Friedrich sein Auftreten nach Außen hin mit einer kleinen Demonstration gegen den Bischof von Kürlitz, welcher sich Hoheitsrechte über die Herrschaft Preßlat anmaßend wollte, eröffnet hatte, gab ihm der am 20. Oct. 1740 erfolgte Tod des Kaisers Karl's VI. bald Gelegenheit, seine ganze weithisitorisch gewordene Energie zu entwickeln. Friedrich erneuerte, was von Seiten Brandenburgs seit drei Jahrhunderten bei jedem Thronwechsel in Österreich geschehen war, seine rechtmäßigen Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Er

sandte zu dem Ende an Karl's Erbin, die Königin Maria Theresia, den Grafen von Sotter mit dem Auftrage, der Königin den Bruchland Preussens in jedem auswärtigen Kriege, eine Summe von zwei Millionen Talern und bei der bevorstehenden Kaiserwahl Friedrich's Stimme für den Gemahl der Königin Franz von Lothringen, anzubieten, wenn die Königin überseits sich dazu verstände, die genannte schlesischen Herzogthümer, oder an deren Statt die für Preussen günstiger gelegenen Herzogthümer Glogau und Sagan abzutreten, wüßigenfalls aber sofort den Krieg zu erklären. Die Königin antwortete, und am 16. Dec. stand der König mit 80,000 Mann in Schlessen, und eröffnete den sogenannten ersten schlesischen Krieg, der durch die Schlachten bei Mollwitz und Gohutisch, und durch die Einnahme der Festungen Glogau, Brieg und Neisse eine schmeichelnde Entscheidung zu Friedrich's Gunsten herbeiführte, sodas bereits am 11. Juni 1742 der Friede zu Breslau unterzeichnet ward, in welchem ganz Schlessen und die Grafschaft Glog, mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen und Troppau und eines Theils von Jägerndorf, an Preussen fiel. Dieser schnell und glücklich geführte Krieg begründete Friedrich's Kriegsrühm, so wie sein weises Verhalten dem eroberten Lande gegenüber ihm die allgemeine Liebe der neuen Unterthanen erwarb. Die nachfolgende kurze Friedenszeit benutzte Friedrich, um das neueroberte Land, welches durch den Krieg vielfach gelitten hatte, zu ordnen und zu neuem Wohlstande zu erheben, wobei seine Keuschheit und vor allem seine Glaubens toleranz den größtentheils katholischen Bewohnern gegenüber nicht wenig dazu beitrug, die Herzen ihm und der preussischen Sache zu gewinnen. Eine neue, aber friedliche Vergrößerung des Staatsgebiets war die in diese Zeit fallende Besiznahme des Ostpreussens von Seiten Preussens, da der Fürstenthum dieses Landes im J. 1744 ausstarb, und Preussen bereits im Jahre 1694 vom Kaiser Leopold I. für diese Eventualität mit der Anwartschaft belehnt worden war. Inzwischen hatten am 23. Sept. 1743 Oesterreich, England, Sardinien und Sachsen zu Worms ein Bündniß geschlossen, dessen Zweck die Gewährung der von Kaiser Karl VI. ausgetheilten pragmatischen Sanction war, welcher zufolge Maria Theresia ihm ungetheilten Besize aller österreichischen Erblande bleiben sollte. Friedrich mußte in diesem Punkte die Absicht, Schlessen wieder von Preussen zu trennen, erkennen und demselben als wesentlich gegen ihn selbst gerichtet betrachten. Demnach schloß er eiligst einen Bund mit Frankreich, dem Kaiser (Wien), Pfalz und Hessen-Kassel am 22. Mai 1744 zu Frankfurt, und fiel bereits im August desselben Jahres mit einem Heere von 80,000 Mann in Böhmen ein. Noch glänzender als der erste fiel dieser zweite Krieg für Friedrich aus. Prag fiel bereits am 16. Sept. 1744 durch Capitulation in seine Hände, und wenn er auch in Böhmen aus Mangel an Lebensmitteln den Winter über sich nicht halten konnte, sondern über die Elbe zurückgeben und sogar Südböhmen den Feinden überlassen mußte, so waren doch die schnell auf einander folgenden Schlachten im folgenden Jahre, bei Hohenfriedberg (den 3. Juni), bei Zorndorf (den 30. Sept.), bei Jämsdorf

gegen die Sachsen (den 23. Nov.) und bei Kesselsdorf (den 15. Dec.) (Leopold von Dessau), aus denen allen Friedrich's Herr als Sieger hervorging, hinreichend, schon am 23. Dec. zu Dresden einen Frieden zu Stande zu bringen, in welchem Oesterreich gewonnen wurde, ihm den Besiz Schlessens zu bestätigen, und Sachsen eine Million Talaler zu bezahlen, während zugleich Braunschweig, Hessen und die Pfalz dem preussischen Staat seine neuen Eroberungen garantirte. Friedrich dagegen erkannte den Gemahl der Königin, Franz I., da Karl VI. inzwischen am 20. Jan. 1745 gestorben war, als Kaiser an. Während Friedrich aus diesen beiden Kriegen als der geehrteste Held des Tages hervorgegangen war und seinen Feldherrnrühm durch Europa verbreitet hatte, gab ihm die nun folgenden Friedensjahre Gelegenheit, seine eigentlichen Regimentsintalente zu entfalten. Er sorgte für die Verbesserung der Verwaltung, hielt die strengste Aufsicht unter den Beamten und setzte die schon von seinem Vater begonnene Justizreform fort, indem er angeordnete Rassen einer strengen Prüfung unterwarf, und den von ihm selbst entworfenen und von dem Großkanzler von Coxeit ausgearbeiteten Codex Fridericianus einführt. Die größte Sorgfalt widmete er dem materiellen Wohle seiner Unterthanen; die im Kriege Verarmten wurden mit Geld und Getreide unterstützt, wüste Landstriche angebaut und bevölkert (etwa 280 Dörfer entstanden auf die Weise), die Industrie ward ermuntert, für die Veredlung der Kartoffeln über das ganze Land gewirkt, mehr bedeutende Bauten hinter theils dem Verkehr und damit direct dem Nutzen des Publicums, wie der planmäßige, der Kinnow-, der Swine- und der Oderkanal, theils dem Luxus und der Beförderung der Kunst. Zu letztem gehört das Schloß Sanssouci, das Opernhaus, die Domkirche, das Juvalidenhaus, u. s. w. Auch die Erneuerung der Akademie der Wissenschaften unter Haupertius' Präsidenschaft fällt in diese Zeit. Besondere Aufmerksamkeit widmete er außerdem der Organisation des Heeres, welches er im Voraussicht der Nothwendigkeit, seine Eroberungen auch ferner vertheiligen zu müssen, bis auf 160,000 Mann brachte; daneben ließ er für den Fall eines Angriffes neue Festungen bauen, und legte überall bedeutende Magazine an. Dabei herrschte in der Hofhaltung die größte Einschränkung und Sparsamkeit, und der König ließ sich nicht die Mühe verdrängen, gelegentlich die Rechnungen für eine Mittagstafel selbst zu revidiren und eventualiter zu reduciren. In alle Regierungsgeschäfte griff er selbstthätig ein, und die Arbeitsamkeit, welche er entwickelte, war in der That ungeheuer. Dabei aber behielt er, als Frucht der strengsten Ordnung und Eintheilung der Zeit, noch täglich Mühe für seine Studien, und sein berühmtestes Werk: *Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg* entstand in dieser Zeit nach dem zweiten schlesischen Kriege. Seine Erholungszeit war die Abendstafel, welche mehr Stunden währte, und an der Geist, Wit und Laune herrschten; hier hatte der König einen kleinen Kreis geistreicher Männer um sich, an denen Sanssouci nie Mangel hatte; Mageron, d'Argens, Haupertius, Geyot, Knobelsdorf, Krell, No-

nischall und eine Zeit lang Voltaire waren des Königs tägliche Gesellschafter. Nicht umsonst hatte Friedrich elf Friedensjahre demüht, um seine Herrschmacht zu stärken. Er sah mit Scharfblick voraus, daß Österreich den Verlußt Schlesiens nicht verschmerzen, sondern jede Gelegenheit benutzen werde, um sich wieder in den Besitz des Verlorenen zu setzen. In der That hatte auch Maria Theresia die Zeit der Ruhe angewendet, um ihre Streitkräfte zu vermehren und sich Verbindete zu verschaffen, mit deren Hilfe sie nicht bloß Schlesien wieder zu erobern, sondern auch Preußens Macht vollkommen zu brechen gedachte. Leicht gelang es der Kaiserin, sich mit Elisabeth von Rußland zu verbünden, welche von Friedrich durch häufige Botschaften über ihre Person persönlich beleidigt war; auch der sächsische Hof, welcher längst das steile Bachsen Preußens mit Eifersucht betrachtet hatte, war leicht für Österreichs Pläne gewonnen; schwerer war es, Frankreich an sich zu ziehen; inebell wirkte das zwischen Georg II. von England und Friedrich zu Westminster (d. 16. Jan. 1756) abgeschlossene Defensivbündniß, auf welches Frankreich mit Mißtrauen blickte, sowie ein eigenhändiger schmeichehafter Brief an die in Paris damals allmächtige Marquise von Pompadour, der sich die Folge Maria Theresia, wenigstens erst nach einigem Widerstreben, derabließ, einen erwünschten Erfolg; das Bündniß zu Versailles kam am 1. Mai 1756 zu Stande, in welchem beide Mächte sich anbrüchig machten, im Falle eines Angriffs auf ihre Länder sich gegenseitig mit 24,000 Mann zu unterstützen. Auch Schweden war dem Bunde nicht fremd geblieben. Der Plan, der nichts weniger als Preußens Unterdrückung beabsichtigte, war folgender. Im Frühlinge 1757 wollte man den Krieg beginnen. Friedrich sollte, während Sachsen sich neutral stellte, vermöge seines feurigen Temperaments nach Böhmen gelockt werden, worauf Sachsen ihm sofort in den Rücken fallen und so wo möglich den Krieg mit einem Schlage beendigen sollte. Dann sollte bei der Vertheilung an Rußland die Provinz Preußen, an Schweden ganz Pommern, an Österreich Schlesien, an Sachsen Magdeburg und Halberstadt, an Frankreich die westfälischen Provinzen fallen, und Friedrich Nichts als die eigentliche Stadt Brandenburg behalten. Dieser Plan ward noch rechtzeitig durch den sächsischen Cabinetsekretär Ranzel, welchen der preussische Gesandte in Dresden, von Malajin, zu gewinnen gesucht hatte, an Friedrich verrathen, der sich schleunigst umschickte, seinen arglistigen Gegnern zuvorzukommen. Mit 70,000 Mann betrat der Feldmarschall Keith, nach dem Österreich auf die Anfrage über den Zweck seiner Hülfsleistungen in Böhmen eine abschlägige Antwort gegeben hatte, am 29. Aug. 1756 die sächsische Grenze. „Blüthenberg, Torgau, Leipzig wurden gleich in der ersten Vertheilung von den Preußen besetzt, und bereits am 9. Sept. standen sie vor Dresden, in welches sie am folgenden Tage ohne Schwermuth einrückten, nachdem der König Angst und sein Minister, Graf Brühl, die Stadt verlassen und sich in das zwischen Pirna und Königsstein befindliche verschanzte Lager begeben hatten, in welchem etwa 17,000 Sachsen versammelt waren. Friedrich schloß

die Sachsen hieselbst ein und rückte nach Böhmen dem Feldmarschall Brown entgegen, welchen er auch am 1. Oct. bei Kossuth zwar nicht vollständig schlug, aber doch zum Rückzuge über die Elbe zwang. Unterdeß fing im sächsischen Lager die Noth an zu wüthen, sodaß die ganze Armee, nach einem vergeblichen Versuche sich durchzuschlagen, am 14. Oct. das Gegend strecken mußte. Friedrich selbst blieb den Winter in Dresden, während seine Armee in Sachsen die Winterquartiere hielt. Mit dem Jahre 1757 erhob sich ein neuer, wenngleich nicht gefährlicher Feind gegen Friedrich. Der Kaiser hatte nämlich den König des Reichsfriedensbruchs beschuldigt, und die Reichsarmee gegen ihn aufgeboten. Zu gleicher Zeit fielen die Franzosen unter d'Estrees in die preussischen Besitzungen am Rhein, die Russen, unter Apraxin in Preußen ein, und die Schweden benutzten von Straßburg aus Pommern. Deswegen grüßte sich Friedrich auch aus diesem Feldzuge als Sieger hervor. Der mit dem Leben des Feldmarschalls Schwerin erkaufte Sieg bei Prag (am 6. Mai) eröffnete für dieses Mal den Reigen. Zwar folgten zunächst die für Friedrich unglückliche Schlacht bei Kolin gegen Daun (am 18. Juni), und die Verluste, welche Lehwald gegen Apraxin bei Groß-Jägerdorf (nicht Jägerndorf, wie man gewöhnlich den Ort nennt) (am 30. Aug.) in Preußen und Winterfeld gegen Nadasti bei Moxa (am 7. Sept.) in Schlesien erlitten; dagegen aber entschied die große Siegel bei Möbba (am 5. Nov.) über die Franzosen und bei Reuten (am 5. Dec.) über die Österreicher unter Daun zu Friedrichs Gunsten, welcher, nachdem auch Breslau am 20. und Egmühl am 29. Dec. wieder in seine Hände gefallen waren, abermals die Winterquartiere in Feindes Land beziehen konnte. Auch in dem Feldzuge von 1758 behielt Friedrich entschieden die Oberhand über seine zahlreichen Feinde. Am 18. April erklärte Treßow das noch von den Österreichern besetzte Schweidnitz, und bereits am 3. Mai stand Friedrich in Mähren vor Olmütz, mußte aber, nachdem ihm von Daun mehr Provianttransporte aufgefangen waren, am 1. Juni die Belagerung aufgeben und sich, ohne jedoch einen Verlust zu erleiden, nach Schlesien zurückziehen. Unterdeß waren die Russen unter Fermor, der an Apraxin's Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, nach Pommern und in die Neumark vorgezogen und drängten den General Dobna, welcher statt Feindes den Oberbefehl der Nordarmee übernommen, überall zurück. Friedrich rückte ihm in Eilmärschen mit 14,000 Mann zu Hülfe, vereinigte sich mit ihm am 22. Aug., griff die Russen am 25. Aug. bei Zornsdorf an und zwang sie mit Zurücklassung von 103 Kanonen, alles Gepäcks, und 22,000 Mann Tote und Verwundete zum Rückzuge. Inzwischen hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig am 23. Juni die Franzosen bei Krefeld geschlagen, und dadurch die westfälischen Provinzen vom Feinde befreit. Nun wendete sich Friedrich wieder gegen Daun; der in Sachsen eingedrungen war, ließ sich aber in der Nacht vom 14. zum 15. Oct. in dem unglücklichen Lager bei Hochkirch überfallen und mit bedauerndem Verluste schlagen. Inzwischen sammelte er bald wieder seine Truppen, ging nach Schlesien und erstickte Kette

und Kofel, vertrieb darauf Daun aus Sachsen und beendigte so auch diesen Feldzug zu seinen Gunsten. Weniger günstig gestaltete sich das Jahr 1759. Zwar war der Prinz Heinrich bereits im März in Böhmen eingedrungen, hatte die Österreicher bei Komotau geschlagen und viele Magazine in Böhmen, Franken und der Oberpfalz erobert, desgleichen der General Sackenbors einen Sieg bei Wolsenberg über Gremmingen und Brentano erschollen, und Herzog Ferdinand die Franzosen bei Rodtenhausen unweit Minden (am 1. Aug.) geschlagen, aber Friedrich erlitt am 12. Aug. gegen die vereinigten Russen unter Soltiloff und Österreicher unter Laudon bei Kunersdorf unweit Frankfurt eine Niederlage, wie noch nie, 26,000 Mann und fast alles Gepäck gingen verloren, kaum 5000 Mann vermochte der König am Tage nach der Schlacht um sich zu sammeln. Indessen setzte die Unthätigkeit Soltiloffs, der sich verschonte, statt den Rest der Preußen zu verfolgen, den König in den Stand, schnell Vorkehrungen zu treffen, und bereits einige Tage später stand Friedrich wieder an der Spitze von 28,000 Mann mit dem nöthigen Gepäck. Mangel an Lebensmitteln zwang sogar Soltiloff nach Polen, und Daun aus der Lausitz, wo Prinz Heinrich ihn beobachtete, nach Böhmen zurückzugehen, wohin auch Laudon sich bald wieder zurückzog. So hatten denn Friedrich's Feinde diese seine glänzliche Niederlage durch Ungeschicklichkeit einem Siege gleich gemacht. Ebenso wenig brachte der Verlust des 11,000 Mann starken Finken'schen Corps, welches, von den Österreichern bei Waren umzingelt, im November die Waffen strecken mußte, dem Feinde irgend welchen realen Gewinn. Friedrich bezog in der Nähe von Dresden, Daun im plauenschen Grunde die Winterquartiere. Das Jahr 1760 begann wiederum ungünstig, auch waren Friedrich's Kräfte allgemach erschöpft, so daß er nicht mehr an ein energisches Fortführen des Kriegs, sondern nur noch an die nothwendigste Defensive denken konnte. Durch die Niederlage, welche Bouquoy am 23. Juni durch Laudon bei Landsküt erlitt, schien ganz Schlesien in Gefahr, den Österreichern in die Hände zu fallen, indessen eilte Friedrich schleunigst von Sachsen nach Schlesien herbei und reinigte durch den glänzenden Sieg bei Eignitz (am 13. Aug.) über Laudon und Daun Schlesien abends von den Feinden. Unter dessen hatte die Reichsarmee, von Haddick geführt, Sachsen besetzt, wohin sich auch Daun zog. Ein Erlasszug der Russen nach Berlin war ohne Bedeutung. Friedrich eilte nach Sachsen, welches auch nach der sehr blutigen, Anfangs unentschiedenen, zuletzt aber mit dem nächsten Rückzuge der Österreicher endenden Schlacht bei Zörgau ganz wieder in seine Hände fiel. So hatte denn auch dieser Feldzug für Friedrich ein günstiges Ende genommen, aber seine Kräfte waren auch vollständig erschöpft, so daß, als mit dem Anfange des Jahres 1761 die Feinde von allen Seiten in die Provinzen des preussischen Staates einrückten, Friedrich keinen entscheidenden Schlag mehr wagen konnte. Aber auch den Feinden waren Mühe und Mittel ausgegangen, so verging denn das Jahr 1761 ohne bedeutende Schlachten, wenigstens Friedrich's Stellung offenbar die ungünstigste war, indem der kleine Krieg

sich innerhalb der Grenzen seines Reiches bewegte. Da starb plötzlich am 5. Jan. 1762 seine erbitterteste Gegnerin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger, Peter III., ein enthusiastischer Verehrer des großen Königs, hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit diesem den Frieden und ein Schwabündniß abzuschließen, dem zufolge von jetzt an die russische Armee mit den Preußen gegen Österreich kämpfte, wodurch der Vortheil sich nun wieder entschieden auf Seite Friedrich's wandte, zumal gleichzeitig auch Schweden durch den Frieden zu Hamburg (am 22. Mai) von dem Kampfschauplatz abtrat. Zwar währte dieses Verhältniß mit Rußland nicht lange, da Peter III. bereits am 14. Juli dieses Jahres starb; indessen war auch seine Nachfolgerin, Katharina II., so wenig für Österreich gestimmt, daß sie, obgleich sie ihre Truppen zurückzog, doch den Frieden mit Preußen befristete und in ein Neutralitätsverhältniß trat. So bestreite denn Friedrich, was keinen unbedeutenden Einfluß auf die Friedensbedingungen hatte, noch vor Ablauf des Jahres ganz Schlesien aus den Händen der Österreicher durch die Schlacht bei Reichenbach (am 10. Aug.) gegen Daun und durch die Einnahme von Schweidnitz (am 9. Oct.). Bald darauf erfocht auch noch der Prinz Heinrich mit Erditz am 29. Oct. bei Freiberg in Sachsen einen Sieg über die Österreicher und Reichstruppen, so daß Friedrich wieder in Sachsen und Thüringen die Winterquartiere beziehen konnte. Ein Waffenstillstand endete am 3. Nov. vorläufig die Feindseligkeiten, denen auch bald die Friedensunterhandlungen folgten, welche am 15. Febr. 1763 zu dem Frieden von Hubertsbürg führten, der den Breslauer und desdener Frieden in allen Hauptpunkten bestätigte. So endete dieser Krieg, aus welchem Preußen, obgleich es mehrmals dem gänzlichen Untergange anheimgefallen zu sein schien, glänzender und größer, als je, hervorging; von 1763 an stand Preußen im Range der Großmächte Europas. — Mit einem Glanze, der ihm einen entscheidenden Einfluß auf die europäischen Verhältnisse sicherte, ging Friedrich aus diesem ungleichen Kampfe gegen das Europa hervor. „Er hat einen guten Frieden gemacht, fast so, wie ich den Krieg geführt habe, einer gegen drei,“ sagte er zu dem geheimen Legationsrath, nachmaligen Staatsminister, von Herzberg in Hubertsbürg. Und trotz der ungeheuren Anstrengungen und Opfer konnte Friedrich sich rühmen, ein Jahr nach dem Frieden alle Gläubiger des Staats befriedigt zu haben, wozu freilich das Silbergeräth des königlichen Schlosses und die Brillantstücke Friedrich's I. hatten beitragen müssen. Die erste Sorge des Königs galt der Unterstützung seiner durch den Krieg verarmten und ausgezogenen Unterthanen. Er öffnete seine Magazine, um den kahlleuten Getreide zur Consumtion sowohl, als zur Ausfaat zu verschaffen, vertheilte Vorräte zur Bestellung des Ackerbaues, entließ einen großen Theil des Heeres, um dem Lande Arbeitskräfte wieder zu geben, baute auf seine Kosten eingediehene Häuser wieder auf, und beschäftigte mit Bauten aller Art, wohin zumal das neue Palais bei Potsdam, der johannisburger und Silbergerkanal in Ostpreußen und die Verbindung zwischen Maas und Rhein gehört, eine Menge Menschen. In allen von

Kriege heimgesuchten Provinzen wurden die Steuern ermäßigt und herabgesetzt; Schlesien erhielt auf sechs Monate, Pommern und die Neumark sogar auf zwei Jahre vollständige Befreiung von allen Abgaben. Zur Hebung des größeren Grundbesitzes, der ebenfalls zum Theil dem Verfall nahe war, errichtete er, zunächst in Schlesien, später auch in den andern Provinzen, landwirthschaftliche Creditkassen, durch welche der Werth der Güter erhöhet und der Einfluß auf feste Normen gebracht ward; zu gleicher Unterstützung des Handels begründete er mit Beihilfe des Staates die Bank zu Berlin mit einem Capitale von acht Millionen Thalern. Noch während des Krieges hatte er die Porzellanfabrik in Berlin gegründet; ebenso begünstigte er in den Provinzen Keinen- und Wollenwebereien, Schäfereien, Seidenbau u. s. w. Zur Anbauung verwüstheter oder noch unbarbarer Ländersrecken zog er fremde Ansiedler ins Land, die unter günstigen Bedingungen wußte Herder zuertheilen, und deren Zahl im Ganzen sich auf 250,000 belief. Die Aufhebung der Gemeinheiten aus Äcker, Wiesen u. s. w., die Friedrich bereits einführen beabsichtigte, fand damals noch wenig Anklang unter den ungebildeten Landruten, und mußte meilenweitels sistirt werden. Noch weniger Beifall im Volke fand die ganz auf französischen Fuß eingerichtete Zollordnung (1763), wenigstens der materielle Grundsat, besonders die Consumption von Luxusartikeln, wie Kaffee, Tabak u. s. w., mit hohen Steuern zu belegen, volle Anerkennung verdient. Von specielleren Einrichtungen erwähnen wir noch die Postreform durch den Generalpostmeister von Derchau 1769, die neue Zollordnung, das Stempel- und Spielkartendeict, die Zahlen- und Glaffenlotterie. Ganz besondere Aufmerksamkeit richtete der König auf das Unterrichtswesen, und große Summen wurden auf Anlegung und Verbesserung von Landschulen verwandt (der Kinderfreund des Domberrn von Radow). Die erste Realschule begründete Prediger Hedder in Berlin, welcher bald ähnliche Institute in Breslau und Stargard folgten. Auch die Gemanen erstruften sich vielfacher Begünstigungen und Verbesserungen, weniger die Universitäten. Als Friedrich's eigenes Werk muß hier noch die Gründung der Ritterakademie in Berlin erwähnt werden, ein Institut zur wissenschaftlichen Ausbildung für 15 jährige junge Leute adeliger Herkunft. Endlich suchte der König auch die Förderung des überseeischen Handels zu heben durch die Stiftung der Seehandlungsgesellschaft, welche er unter andern mit der außerselblichen Befugniß des Seefahrs Handels ausstattete, 1772. — Mittlerweile sind wir hier bei einem Punkte angelangt, an welchem Friedrich, nach beinahe zehnjährigem stillen und segensreichen Wirken im Innern seines Landes, wieder ein Mal Veranlassung erhielt, in die äußern Verhältnisse der Staaten mit mächtiger Hand einzugreifen. Es ist dieser die bekannte Aethnahme Friedrich's an der ersten Theilung Polens. Die verschiedenen Urtheile über diesen Schritt sind so allgemein bekannt, daß es hier einer neuen Beurtheilung nicht bedarf. Friedrich verworf das Princip, fügte sich aber der politischen Klugheit, um einerseits nicht Ausfall allein die Leute zu überlassen, andererseits aber,

um die Gelegenheit zur Bereinigung des abgetrennten Ostpreußens mit dem übrigen Complex des Staates nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. So unterzeichnete er am 5. Aug. 1772 den Tractat zur Theilung Polens, und noch in demselben Jahre rückten die Heere der drei Mächte in das bedrängte Land ein und beieigten die betreffenden Theile. An Preußen kam Westpreußen, mit Anschluß der Städte Danzig und Thorn, und der sogenannte Reg-district, im Ganzen 631 □ Meilen mit 504,800 Einwohnern. Marienwerder ward Centrum der Verwaltung für die neue Provinz, mit einer Kriegs- und Domainenkammer, und bei Graudenz eine neue Festung angelegt. Wichtig war diese Erwerbung für Preußen theils durch die dadurch hervorgebrachte Anordnung des Staates, theils durch den Umstand, daß nun der ganze polnische Handel in preussische Hände gerieth, was besonders das schnelle Aufblühen der Städte Königsberg und Elbing bewies, letzteres freilich auf Kosten des von Preußen vielfach bedrückten Danzig. Die Anlegung des bromberger Kanals, der vermittle der Wege die Oder mit der Weichsel verbindet, vereinigte auch in commerceller Beziehung die neu-erworbene Provinz mit dem älteren Staatsgebiete. — Im J. 1777 starb mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph das Haus Baiern aus; sein nächster Erbe, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, hatte sich überleben lassen, in die Abtretung eines bedeutenden Theiles von Baiern an Österreich einzuwilligen. Da erob noch ein Mal der greise Friedrich, in wachsamem Blicke auf die Ubergänge Österreichs und gestützt auf den Widerspruch des präsumtiven Erben Baierns, des Herzogs Maximilian von Zweibrücken, seine Waffen als uneigennütziger Beschützer des Rechts des Schwächeren gegen den Stärkeren, und in Verbindung mit Sachsen rückte er 1778 mit zwei Heeren in Böhmen ein. Es kam aber zu keiner Schlacht, weil einerseits die Österreicher sich vor dem Sieger Friedrich fürchteten, andererseits er selbst seinem Alter mißtraute, und nach einigen unbedeutenden Gefechten entzige 1779 den 13. Mai der Friede zu Teschen diesen Krieg, welcher unter dem Namen des bairischen Erbfolgekrieges bekannt ist, und aus dem Friedrich zwar keinen Schlachtenruhm, wol aber den glänzenden Ruhm eines Kämpfers für die Gerechtigkeit heimbrachte. Derselbe Wachsamkeit über Österreichs eigenenthümliche Pläne demog Friedrich, am 23. Juli 1785 mit Sachsen und Hannover den teutschen Fürstenthum zu schließen, dessen offenbarer Zweck die Aufrechterhaltung der teutschen Fürstenthumsfassung, dessen eigentliche Tendenz aber eben die Überwachung Österreichs und der Schutz der kleineren Staaten gegen willkürliche Übergriffe von dort her war. — Schon zu Anfang des Jahres 1785 wurde Friedrich's Gesundheit sehr schwankend; dessengedacht verschmähte er jede Ermahnung der Ärzte, mehr Vorsicht in Betreff von Erklärungen und im Genuße unverdaulicher Lebensmittel (Parmesanfälle u. s. w.) anzuwenden. Er machte noch in dem genannten Jahre die gewöhnlichen Dienstreisen nach Magdeburg, Pommern, Preußen und Schlesien. In letzterer Provinz hielt er am 24. Aug. sechs Stunden lang in kaltem, heftigem Regen aus, ohne sich seines Fehrs zu bedienen, bewirkte daraus Müttag

mehrte hohe Fremde, hielt, obgleich sich bereits gegen Abend ein bestiges Fieber eingestellt hatte, dennoch am folgenden Tage noch die Krone ab und setzte seine Reise weiter fort. In Potsdam angelangt, warf ein bestiger Stidfluß, von welchem er nur mit Mühe noch dergestalt ward, ihn aus das Krankenlager. Zwar genas er noch ein Mal, aber die Beboten der Brustwassersucht begannen sich einzustellen; dazu zeigte sich ein beschwerlicher Husten, Mangel an Verdauung und fast gänzliche Schlaflosigkeit. Dessen ungeachtet arbeitete er noch täglich an den laufenden Geschäften. Mit Beginn des Frühlings verließ er die Stadt und zog nach Sanssouci, ohne dadurch seinen Zustand zu verbessern. Von Anfang August an schwanden seine Kräfte sichtbar, den ganzen 16. Aug. hindurch kämpfte er mit dem Tode, der am 17. Morgens 2 Uhr erfolgte. — Friedrich II. war ein Mann von seltener Klarheit des Geistes, der sich, wenn nicht von allen, so doch von vielen Vorurtheilen seines Zeitalters frei zu erhalten wußte. „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon seig werden;“ dieser so oft angeführte Ausspruch des großen Königs ging nicht aus religiösem Indifferentismus, sondern aus der heute unbezweifelten Wahrheit hervor, daß der Argent in den religiösen Parteilagen, welche das Volk bewegen, außerhalb der Partien liegen mußte. Friedrich unterschied, was damals wohl erst Wenige zu fassen vermochten, zwischen Religion und Kirche; den Formen der letzteren war er allerdings persönlich nicht zugethan. Mit dieser feinen Parteilosigkeit in Religionsangelegenheiten stand in naher Verwandtschaft die Stellung, welche er der Wissenschaft gegenüber einnahm, deren Producte unter seiner Regierung sich völliger Pressefreiheit zu erfreuen hatten, wie er denn überhaupt nicht dastat war, daß die Censur mit kleinlicher Strenge geübt werde. „Zu solcher Censur soll ein ganz vernünftiger Mann aufgesucht werden, der nicht alle Kleinigkeiten und Bagatellen aufzuehet,“ verordnete er im J. 1749. Dagegen blieb er in Bezug auf seine Stellung zum Adel an der Vorstellungsweise seiner Zeit fest; die Officier- und höheren Beamtenstellen verließ er nur Aeutigen, weil die Bürgerlichen seiner Meinung nach noch nicht genug Werth auf die Ehre legten. Ebenso war er, trotz seines Ausspruchs, daß er nur der erste Diener des Staates sei, der absoluteste Regent, welcher je auf dem Throne der Hohenzollern gesessen hat; er liebte das Regieren selbst bis in die innersten Verhältnisse des Volkes hinein. Freilich war aber auch damals das Volk noch wenig geeignet, sich an der Regierung zu betheiligen, oder auch nur dahin einschlagende politische Fragen zu begreifen, wie z. B. die Aufnahme von Friedrich's Idee der Gemeintheilnehmungen bewies. Friedrich regierte allein, weil er allein zu regieren verstand, und daß er nach einer Reihe blutiger und kostspieliger Kriege, nach Verwendung vieler Millionen für die Erhaltung des Wohlstandes seiner Unterthanen, am Schlusse seiner 46jährigen Regierung nicht nur keine Schulden, sondern einen gefüllten Staatschatz seinem Nachfolger überließ, verdankt eine Regierungskunst, welche noch nicht leicht ein Fürst ihm nachgemacht haben dürfte. Friedrich's Regierung wird noch für lange Zeit der Glanzpunkt und Stolz Preussens

sein. Die Geschichte hat ihn den Großen genannt, kein Volk aber nannte ihn den Einzigsten. (Fogel.)
FRIEDRICH WILHELM II. König von Preussen vom 17. Aug. 1786 bis 16. Nov. 1797, war ein Neffe Friedrich's II., ein Sohn des Prinzen August Wilhelm, der bereits im J. 1758 wahrscheinlich in Folge des Grams über die Unzufriedenheit des Königs mit seiner Anführung eines Corps auf dem Rückzuge von Kollin gestorben war. Friedrich Wilhelm war geboren am 25. Sept. 1744, also bei dem Tode seines Vaters erst 14 Jahre alt. Friedrich II. übernahm daher die Sorge für seine Erziehung, indem er den Obersten Grafen von Borke zu seinem Erbschmeißer, und den Professor Meuelin zu seinem Lehrer machte; auch ließ er ihn gegen das Ende des siebenjährigen Krieges bereits am praktischen Kriegsdienste Theil nehmen. Später nahm der Prinz Unterricht in der Diplomatie und den Finanzwissenschaften bei dem Ordinen Rathe von Launay und bei dem Präsidenten von Ruten. Bei allem Fleiße, den der junge Prinz diesen Studien widmete, zeigte er doch schon frühzeitig eine starke Abneigung zu gewissen unordentlichen Geisteslitten, und Friedrich II. ist um so weniger von aller Schuld an dem Ueberhandnehmen dieser Neigung freizusprechen, als er, obgleich er dieselbe frühzeitig mißbilligend erkannt hatte, dennoch den Prinzen nicht hinlänglich beschäftigte und an angestrebte Thätigkeit gewöhnte. Es trat dadurch zwischen Beiden eine Spannung ein, die sie mehrere Jahre lang von einander entfernte; erst als der Prinz im bairischen Erbfolgekriege, 1778, dem österreichischen General Bummer gegen über Beweise von persönlicher Tapferkeit gegeben hatte, erwarb er sich wieder des Königs Gunst, der bei dem ersten Zusammentreffen ihn mit den Worten unarmte: „Sie sind nicht mehr mein Neffe, sondern mein Sohn!“ — Friedrich Wilhelm trat die Regierung unter den günstigsten Verhältnissen an. Sein Vorgänger hinterließ ihm einen geachteten Staat, eine wohlorganisirte Verwaltung, ein kräftiges Heer, einen gefüllten Schatz und Frieden mit den Völkern; aber eins konnte er ihm nicht hinterlassen, den Geist, welcher dieses Ganze bis dahin belebt hatte. Friedrich Wilhelm hatte nicht eben bösen Willen, aber ihm fehlte Geschick und Kraft, die Dinge richtig anzufassen und durchzuführen. Parententhum und Despotismus unter seiner Regierung zu todtten Wachsen brach, und der Staatschatz ward leer, ohne daß damit große Zwecke erreicht, ja auch nur erstrebt worden wären. Preussen nahm an Umfang zu, aber an Macht ab, und unverkennbar sehen wir seit Friedrich's II. Tode in allen Symptomen den Tag von Jena sich vorbereiten. — Nach einer unbedeutenden Erection im westfälischen Kreise gegen den Landgrafen Wilhelm I. von Hessen, der eigensmäßig die Grafschaft Schaumburg-Lippe besaß hatte, bei sich in den Verhältnissen Hollands die erste wichtigste Gelegenheit zum Auftreten nach Außen hin. In Folge eines langwierigen Streites mit den Generalstaaten hatte sich der Erbstatthalter, Wilhelm V., aus dem Haag nach Wien wegen zurückgezogen; seine Gemahlin, des Königs von Preussen Schwester, wagte sich nach Holland zurück, um eine Versöhnung zu vermitteln, ward aber von densel-

nen Haufen angehalten und nach Nimwegen zurückzuführen gezwungen (30. Juni 1787). Die von Preußen geforderte Genugthuung ward in übermäßigem Maße verweigert. Daher ließ der König ein Heer von 20,000 Mann unter dem Herzoge von Braunschweig über die holländische Grenze rücken. Die Provinzen leisteten keinen Widerstand; nur in Amsterdam suchten die Republikaner sich zu verteidigen, zu welchem Ende sie den Platz stark besetzt hatten. Aber nach einigen misglückten Angriffen fiel die Stadt am 8. Oct. in die Hände der Preußen, der Erststätthalter ward in seine Würde wieder eingesetzt, die alte Ordnung hergestellt und die preussischen Truppen zogen sich nach kurzer Frist zurück. Ein am 15. April 1788 abgeschlossenes Schutzbündniß zwischen Preußen, England und Holland war der Erfolg dieses unblutigen Feldzugs. — Inzwischen hatte die Kaiserin Katharina von Rußland, welche ihre Absichten auf eine gänzliche Befreiung der Türkei längst nicht mehr geheim gehalten hatte, in Verbindung mit Oesterreich an die Osmanische Pforte den Krieg erklärt (am 24. Aug. 1787). Potemkin's und Landoen's Siege in den Feldzügen von 1788 und 1789 drohten der Pforte den Untergang; denn die Donaufestungen waren bereits gefallen, die türkischen Heere und Flotten vernichtet, und der Weg nach Constantinopel stand den Siegern offen. Da erobert sich Friedrich Wilhelm II. zum Schutze des unterliegenden Sultan. Ungern hatten Preußen und England die Erfolge der russischen und österreichischen Waffen gesehen; am 31. Jan. 1790 schlossen beide Staaten ein Schutzbündniß mit der Pforte, dem auch Holland, Schweden und etwas später Polen beitraten. Preußen verbürgte der Pforte das ihr durch den letzten Frieden gesicherte Gebiet. Ein preussisches Heer zog an die russische Grenze, ein stärkeres von 80,000 Mann nach Oberschlesien. Da starb am 21. Febr. Kaiser Joseph II. und sein friedliebender Nachfolger, Leopold II., bestieg den Thron; er zeigte sich auch bald zu Unterhandlungen geneigt, und so kam die Convention zu Reichenbach zu Stande, welche Oesterreich von dem Bunde mit Rußland abzog und die Pforte in dem künftigen Frieden mit Oesterreich in ihrem Gebiete sicherte. Der Friede selbst ward am 4. Aug. 1791 zu Sistowa geschlossen. Am 9. Jan. 1792 schloß auch Rußland den Frieden zu Jassy, jedoch unter der Bedingung der Abtretung einiger Landstriche am schwarzen Meere. — Die nach der reichenbacher Convention noch übrig gebliebenen Mißverständnisse zwischen Oesterreich und Preußen fanden ihre vollständige Erlebigung auf der Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Pillnitz im August 1791, welche ebenso wenig, wie damals die Mehrzahl des Volkes, selbst der Gebildeten, den Sinn der französischen Revolution begriffen, die Sache der Könige, wie sie sich ausdrückten, zu der übrigen zu machen, und die Revolution so zu dämpfen, daß den übrigen Völkern der Muth zu ähnlichen Unternehmungen vergehen sollte. In Folge dieses Bundes, welchen besonders die Vorstellungen des Herzogs von Artois und anderer Emigranten veranlaßt hatten, erfolgten die Kriegserklärungen von Oesterreich und von Preußen an Frankreich, von welchem namentlich die letztere eine

vollständige Unterwerfung der französischen Zustände verrieth und allen diplomatischen Anstand überschritt, und im Juni 1792 rückte ein preussisches Heer von 50,000 Mann, welchem sich einige Tausend Hessen und andere reichsständische Truppen angeschlossen hatten, von Göttingen aus an die französische Grenze, während gleichzeitig gegen 70,000 Oesterreicher an verschiedenen Punkten in Frankreich einfielen. Der erste Erfolg, welchen das auf Einschüchterung berechnete Manifest der Verbündeten und das Geranrücken ihrer Heere hatte, war — die Aufhebung des Königthums in Frankreich (am 10. Aug.). Das Kriegsglück war allerdings Anfangs den Verbündeten günstig. Die Festungen Longwy und Verdun fielen nach kurzem Widerstande in ihre Hände, aber schon hier hatten sie Gelegenheiten zu bemerken, wie wenig Begeisterung für die Bourbonnen und das Königthum unter den französischen Völke herrschte, und wie unrichtig die Voraussetzungen waren, welche die beiden Monarchen in Folge der Mittheilungen der emigrierten Prinzen gemacht hatten. Im September übernahm Dumouriez den Oberbefehl über die französische Armee, und mit ihm kam ein neuer Geist in das Revolutionstheer. Zwar konnte er die Preußen in den Ennässen des argonner Waldes nicht an dem Eindringen in die Champagne hindern, wol aber zwang er sie durch die feste Haltung, mit welcher er ihren Angriff auf den Höhen von Walmy zurückschlug, zu einem ungünstigen Rückzuge, welcher durch anhaltendes Regenwetter noch besonders erschwert ward und den Preußen gegen 12,000 Mann kostete. Noch im October wurden Verdun und Longwy geräumt. Unterdessen hatte Gustine die Reichsarmee in der Pfalz zurückgedrängt, am 3. Oct. Worms, am 21. Oct. Mainz erobert und am folgenden Tage den Rhein überschritten, auch bald darauf Frankfurt besetzt. Jedoch wurden noch vor Ende des Jahres die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt. Gleichzeitig aber hatte Dumouriez die Oesterreicher bei Jemappes geschlagen und bis zur Mitte des Decembers die ganzen österreichischen Niederlande erobert. Zu Anfang des neuen Jahres rückte sich fast ganz Europa gegen Frankreich, auch Preußen und Oesterreich verdoppelten ihre Anstrengungen. Auch war der Erfolg Anfangs wieder für sie günstig. Der Prinz von Coburg schlug Dumouriez bei Neerwinden und rettete dadurch Holland, die Preußen nahmen nach einer hartnäckigen Belagerung am 22. Juni Mainz wieder, die Oesterreicher drangen unter Bismarck ins Elß und der Herzog von Braunschweig schlug einen Angriff der Franzosen bei Pfaffenscheid zurück. Nur Landau blieb noch von den Feinden besetzt, und die Franzosen, jetzt von Pichegru und Hoche commandirt, legten Alles an die Erhaltung dieses Platzes. Zwar blieben die Preußen Sieger in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern (vom 28 — 30. Nov.), sie konnten aber den Sieg nicht benutzen, weil Bismarck gleichzeitig bei Frischweier geschlagen war und sich nicht länger im Elß halten konnte, und da inzwischen die Engländer und Oesterreicher in den Niederlanden unterlegen waren, so eilte der Feldzug mit einem allgemeinen Rückzuge der Verbündeten, worüber mißmüthig der Herzog von Braunschweig seine

Oberbefehlshabersstelle niederlegte. Der folgende Feldzug unter Mölendorf begann abermals mit einem Siege über die Franzosen bei Kaiserslautern (am 22. Mai 1794), aber von Moreau gebrängt, mußte er sich bereits im Juli wieder an den Rhein zurückziehen; der Haß Triers spornete noch ein Mal die Energie der Teutschen; zum dritten Male siegten sie bei Kaiserslautern (am 21. Sept.), aber auch die durch diesen Sieg errungenen Vortheile mußten aufgegeben werden, weil unterdessen die Österreicher hinter die Aar zurückgeworfen waren, und Mölendorf nahm wieder die Stellung bei Kreuznach ein, erhielt aber bald Befehl, ganz über den Rhein zurückzugehen; denn Preußen verließ die Sache der Verbündeten, und am 8. Dec. ward der Separatfriede geschlossen, in welchem Preußen in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich willigte und eine Demarkationslinie in der Art feststellte, daß die nördlich von derselben liegenden deutschen Länder als neutral zu betrachten seien. Friedrich Wilhelm vertheilte sein Verfaßten in einer öffentlichen Erklärung, welche insofern den bestiglichen Tadel von Seiten seiner Verbündeten nicht von ihm abzuwenden vermochte. — Einen Hauptgrund, den Krieg im Westen um jeden Preis beizulegen, hatte Friedrich Wilhelm wol in den Vorgängen in Polen, welche seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Unter Preußens Einfluß hatte Polen den Übergang vom Wahlkönigthume zur erblichen Monarchie gemacht und das Haus Sachsen mit der Königswürde beleidet. Preußen hatte die neue Verfassung gebilligt und in dem Vertrage vom 24. März 1790 dem Königreiche Polen die Untheilbarkeit und den ungeschmälerten Besitz seiner sämtlichen Lande garantirt, und denselben außerdem eine Heeresmacht von 44,000 Mann für den Fall eines feindlichen Angriffs oder einer fremden Invasion zugesichert. Dagegen versagte Katharina II. von Rußland der neuen polnischen Verfassung ihre Zustimmung, und demüthete den Krieg Preußens und Österreichs am Rhein, um Polen ohne Widerstand mit Truppen zu besetzen. Unter diesen Umständen blieb Preußen nichts übrig, als entweder seinem Tractate zufolge sich in einen Krieg mit Rußland einzulassen, oder mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber der französische Krieg hatte bereits die Kräfte des Staats erschöpft, und so ergriff Friedrich Wilhelm um so bereitwilliger den zweiten Theil der Alternative, als er durch Besignahme eines Theiles von Polen sich für die am Rhein nutzlos geopferten Kriegskosten schadlos zu halten gedachte. Entscheidend ist die Sache der Diplomatie gewesen. Demnach erließ der König eine Proclamation, in welcher er die unter seinem eigenen Einflusse entworfene und von ihm ausdrücklich gebilligte polnische Constitution nachträglich verwarf, und zur Sicherung seines Staates gegen die unruhigen Polen die an diesen angrenzenden Provinzen Polens besetzen zu müssen vorgab. Der Reichstag in Grodno war entrüftet über die Zumuthungen Rußlands und Preußens, und nur der Gewalt der russischen Waffen, welche das Sitzungslocal umstellten hatten, weichen, willigte er in die Abtretung Litauens, Podoliens und der Ukraine an Rußland, und des größten Theiles von Großpolen, des Landes Dobrygn

neß den Städten Danzig und Thorn an Preußen. Preußen gewann durch diese Occupation einen Zuwachs von 1100 □ Meilen und von 1,200,000 Einwohnern, und bildete daraus die Provinz Südpreußen mit zwei, später drei Kammerdepartements (Regierungsbezirken). Polen aber konnte die ihm angebotene Schmach nicht vergessen. Bereits im April 1794 brach von Krakau aus ein neuer gewaltiger Ausfall, eine allgemeine Volkserhebung aus, an deren Spitze Kosciuszko und Madalinski standen, und es entwickelte sich ein Kampf der Verzweiflung, in welchem es sich auf polnische Seite um Sieg und gänzliche Befreiung oder um gänzlichen Untergang handelte. Wirklich erschloß die Polen unter Kosciuszko Anfangs mehrere Siege gegen die Preußen und Russen, als aber diesen ihr Feldherr am 10. Oct. in der Schlacht bei Rastawiez verwundet und gefangen worden, war Polens Schicksal erfüllt. Am 4. Nov. erkürmte Suwarow Pragga, und Preußen, Rußland und Österreich theilten sich in den Rest der polnischen Lande, bei welcher Gelegenheit Preußen alles Land westlich vom Niemen bis an die Weichsel mit Einschluß Warschau's erhielt, im Ganzen 900 □ Meilen mit 1,000,000 Einwohnern. Die Erwerbungen der beiden letzten Theilungen Polens wurden administrativ in zwei Provinzen getheilt, indem das Land westlich von der Weichsel mit Warschau zu der Provinz Südpreußen, das Land östlich von der Weichsel zu Neu-Südpreußen verbunden ward, jenes mit drei (Posen, Warschau, Kalisch), dieses mit zwei Kammern der Regierung (Ploetz und Bialystock). So war Preußen durch diese beiden Theilungen um 2000 □ Meilen größer und mehr als zwei Millionen Einwohner volkreicher geworden, ohne an innerer Kraft gewonnen zu haben; vielmehr hatte es sich nur ein krankes, dem Organismus des übrigen Staates fremdartiges Glied angeheftet, welches, statt dem Staate Nutzen zu bringen, einen großen Aufwand von Militär und Geldkräften zu der eigenen Erhaltung bedurfte. — Eine andere Erwerbung, die Preußen inzwischen gemacht hatte, war friedlicherer und rechtmäßigerer Natur; es war die Wiederbereinigung der fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth mit Brandenburg. Der letzte Sprößling dieser Seitenlinie des preussischen Königs Hauses, der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander, war kinderlos. Das Regierens müde, trat er laut Vertrages vom 2. Dec. 1791 seine Fürstenthümer noch bei seinen Lebzeiten gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden an den König von Preußen ab, um seine Tage in Ruhe und Pflege in London zu beschließen. Am 28. Jan. 1792 erfolgte von Seiten Preußens die Besignahme dieser Länder von 160 □ Meilen mit 385,000 Einwohnern. — So hatte denn Friedrich Wilhelm II. das Staatsgebiet um 2200 □ Meilen mit 2 1/2 Millionen Menschen vergrößert, aber Kraft und Ansehen des Staates nach Außen hin kaum erschüttert, der lebendige Organismus im Innern zu einem todtten Mechanismus geworden, und statt des Schatzes von 72 Millionen Thalern, welchen Friedrich II. hinterlassen hatte, hinterließ Friedrich Wilhelm II. eine Schuldenlast von 22 Millionen. — Friedrich Wilhelm starb am 16. Nov. 1797. Von Natur gutmüthig und nicht

ohne Kenntnisse, erregte manche Einrichtung im Anfange seiner Regierung schöne Hoffnungen. So schaffte er die drückende französische Regie ab und führte ein weniger strenges Zollsystem ein, baute viele Kunststraßen, milbete die Militärverhältnisse u. s. w. Aber selbst ohne gründliche Kenntniss der Regierungsgeschäfte und zu vielfach durch seine Privatneigungen in Anspruch genommen, ruhte die Verwaltung und Regierung gar zu sehr in den Händen des schlechten Rathgebers und Günstlings. Ganz besonders Mißbehagen erregte im Lande das berühmte oder berühmte Religionsedict vom 9. Juli 1788, das Werk des selbstthätigen und einseitig plebisitischen Ministers Wöllner, dem zufolge die religiöse Richtung der Geistlichen einer strengeren Ueberwachung unterworfen und jede Abweichung von der altkirchlichen Orthodoxie mit Absetzung bestraft ward. Nicht günstiger wirkte das Censurverbot vom 19. Dec. 1788, welches alle im Inlande und im Auslande gedruckten Bücher unter eine strenge Beurtheilung der Censur stellte, und die Verschärfung desselben vom 5. März 1792, welche für jeden Tadel der Landesgesetze und der Regierungsmassregeln die strengsten Strafen androhte. Das größte Verdienst dagegen, welches die Regierung Friedrich Wilhelm's II. sich erworben hat, war die Ordnung der Justizverhältnisse durch die Vollenbung und Einführung des bereits von Friedrich II. vorbereiteten allgemeinen Gesetzbuches, welches trotz seiner mannichfachen Mängel sich unter dem Namen des „Allgemeinen Preussischen Landrechts“ bis auf die neueste Zeit erhalten hat. — Friedrich Wilhelm war zwei Mal vermählt, zuerst 1765 mit Elisabeth Christine Ulrike, Prinzessin von Braunschweig, von welcher er sich scheiden ließ, sodann seit 1769 mit Louise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, welche ihn überlebte und ihm vier Söhne geboren hat: seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., den Prinzen Louis (Karl 1796), den Prinzen Heinrich (Karl 1845 in Rom) und den noch lebenden Prinzen Wilhelm. (Vergl.)

FRIEDRICH WILHELM III., ältester Sohn Friedrich Wilhelm's II., geb. am 3. Aug. 1770, König von Preussen vom 16. Nov. 1797 bis 7. Juni 1840. Seine Erziehung, welche noch in die Regierungszeit Friedrich's II. fiel, war nicht sorgfältig, indem weder sein Großvater noch sein Vater ihr besondere Aufmerksamkeit widmeten, was um so mehr zu bedauern ist, als die Anlagen des jungen Prinzen nicht unbedeutend waren. Vor allem aber entwickelte er früh ein vortreffliches Gemüth; ohne Stolz und Eigenbülhel war er ein Muster von Ordnung, Ehrbarkeit und Bescheidenheit, und nicht im Stande, Jemanden zu beleidigen. Aber er blieb, in Folge seiner Erziehung, verschlossen und zurückhaltend, war blass, wenn er sich öffentlich zeigen mußte, und selbst noch in späteren Jahren schloß ihm das einem Regenten so nöthige Selbstvertrauen, die Zuversicht auf sein eigenes Urtheil, welches er oft zum Schaden der Sache dem fremden unterordnete. — Als Kronprinz begleitete er im J. 1792 seinen Vater, da dieser sich für den gegen Frankreich operirenden Rheinarmee begab, bei welcher Gelegenheit er in Frankfurt am Main eine nachmalige Gemahlin, die Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, kennen lernte, mit

welcher er sich am 24. Dec. 1793 vermählte. Diese allein aus Neigung geschlossene Heirath übte nicht nur auf den Charakter des Königs, sondern späterhin auch auf das ganze Hofwesen in Berlin den vortheilhaftesten Einfluß; der ganze Hof, von welchem sich das junge Paar während der Wäitersienwirtschaft Friedrich Wilhelm's II. ziemlich entfernt gehalten hatte, nahm nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. eine so familiäre gemüthliche Gestalt an, wie es bis dahin in Europa unerböt gewesen war. Des jungen Königs erster Regierungsact war die Entfernung der Günstlinge beiderlei Geschlechts, welche bis dahin den Hof beherrschten hatten, ferner die Aufhebung des Wöllner'schen Religionsedicts, des lästigen Censurreglements und des Tabakmonopols. Sparsamkeit und eine edle Einfachheit des Hofhaushaltes, worin der König dem ganzen Lande als Muster vorleuchtete, wurden eingeführt, um die drückende Schuldenlast von 22 Millionen Thalern zu mildern. An dem erneuerten Kampfe der europäischen Mächte gegen Frankreich nahm Preussen, gestützt auf den Separatfrieden zu Basel, keinen Theil. Nach den interimistischen Bestimmungen dieses Friedens trat Preussen die Provinzen Geldern, Mörs und den auf dem linken Rheinufer liegenden Theil von Cleve an Frankreich ab. Diese Bestimmung wurde in dem allgemeinen Frieden zu Runkovitz am 9. Febr. 1801 bestätigt und zugleich festgesetzt, daß die durch die Abtretung des linken Rheinufers beeinträchtigten Fürsten mittelst Eingiehung und Theilnehmung der geistlichen Länder entschädigt werden sollten. Zu dem Ende trat zu Regensburg eine Reichsdeputation zusammen, welche nach umsäglichen Mäßen und nachdem sie bereits Gefahr gelaufen war, sich selbst in einen unauslösbaren Knoten zu verwirren, endlich am 25. Febr. 1803 ihre Arbeiten abschloß. Demnach ward Preussen für seine Verluste mit den Bisthümern Hildesheim, Paderborn und einem Theile des Bisthums Münster, mit den kurmainzischen Besitzungen in Thüringen (Eichsfeld und Erfurt nebst Trefurt, Dorla und Untergröben), mit den Bistümern Meiningen, Erfurt, Eilen, Weiden, Hersfeld und Rappenburg, und den bisberigen freien Reichsfürstenthümern Mühlhausen, Nordhausen und Goslar entschädigt. Der Staat ward demnach für einen Verlust von 46 □ Meilen und 120,000 Einwohnern entschädigt mit 231 □ Meilen und 580,000 Einwohnern, wobei nebenher noch mehrere vortheilhafte Arrondirungen des Staatsgebietes in Anschlag zu bringen sind. Auch die sächsischen Fürstenthümer wurden durch einen Tauschvertrag mit Bayern zweckmäßig abgetrennt, wobei Preussen ebenfalls etwa 8 □ Meilen gewann. — Bei dem Kriege, welcher in Folge der dritten Coalition zwischen England, Rußland und Oesterreich im J. 1805 gegen Frankreich ausbrach, blieb der König, trotz vielfacher Bemühungen von Seiten der Verbündeten, neutral und gestattete namentlich den russischen Truppen nicht den Durchzug durch Schlesien. Nachdem aber Napoleon, ohne vorherige Anfrage, das ansehnsliche Gebiet durch einen Donmarisch verließ und mit Hülfe dieser Verstärkung die Dänemarken zum Rückzuge genöthigt hatte, da erwies sich auch die Rußen, freilich zu spät, die Erlaubniß, durch Schlesien

ßen zu marschiren. Theils diese Kränkung von Seiten Napoleon's, theils der Besuch des Kaisers Alexander in Berlin, Anfangs November, stimmten den König günstiger für die Coalition, ohne ihn jedoch zu dem offenen Beistritt zu bestimmen. Er schickte aber den Grafen von Haugwitz an Napoleon, um mit diesem einen Vertrag zu schließen, der ihm den ungeschädigten Besitz seiner Staaten sicherte. Erst nach der die Verbündeten so unglücklichen Schlacht bei Austerlitz ließ der Kaiser den preussischen Gesandten zu Schönbrunn vor sich und dicitte ihm Bedingungen, statt solche zu verabreden. Preußen sollte Ansbach an Baiern, Cleve und Neuchâtel an Frankreich abtreten, dafür aber zur Arrondirung von Baieruth ein District von 20,000 Einwohnern und außerdem ganz Hannover bekommen. Am 15. Dec. 1805 unterzeichnete Haugwitz den Vertrag, welcher in seinen verhänglichen Bedingungen bereits den Keim des künftigen Krieges in sich trug. In Berlin war man entrüstet über diesen Tractat, und die öffentliche Stimme sprach sich laut gegen Haugwitz aus. Es wurden daher vor der Ratification von preussischer Seite Modificationen vorgeschlagen, und Haugwitz mit diesen nach Paris geschickt. Da stieß Napoleon den ganzen Vertrag von Schönbrunn um und dicitte dem unglücklichen Vorkämpfer einen neuen, in welchem neben der definitiven Besitznahme Hanovers durch die Preußen auch die Sperrung der Elbe und Weser für die britische Flotte angeordnet, dagegen die von Baiern zu leistende Abtretung eines Landstriches als Entschädigung für Ansbach weggelassen war. Am 15. Febr. unterzeichnete Haugwitz diesen sogenannten pariser Gesinnungstractat. Eine Kriegserklärung Englands an Preußen war die natürliche Folge dieses Tractats. Napoleon aber war treulos genug, in welchem mit England und Rußland zu unterhandeln, und jenem Hannover, diesem den preussischen Antheil an Polen als Preis des Friedens anzubieten. Diese Unterhandlungen hatten zwar für ihn kein Resultat, wol aber glaubte Friedrich Wilhelm nun nicht länger den Übermuth des Kaisers dulden zu dürfen. Der Zwiespalt mit England ward beigelegt und mit Rußland ein Bündniß geschlossen, welchem auch Sachsen beitrug; so wagte der König, im Vertrauen auf den Ruhm seines Heeres, die Kriegserklärung an Frankreich am 7. Oct. 1806. Die preussische Armee stand in Thüringen unter dem Oberbefehle des altersschwachen Herzogs von Braunschweig, unter welchem der Fürst von Hohenlohe und der Feldmarschall von Mölendorf commandirten. Die einzige Beforgniß, welche der Herzog von Braunschweig hatte, war die, daß Napoleon den Kampf nicht wagen, sondern sich zurückziehen würde; und das war ziemlich im Allgemeinen der Geist des Officiersstandes. Am 10. Oct. kam es zum ersten Zusammentreffen zwischen den Franzosen und den preussischen Vorkörpern unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand, welcher hier seinen Tod fand. Am 14. Oct. erfolgte der entscheidende Schlag. Der Feind hatte durch seine Bewegungen das preussische Heer zu trennen gesucht. Bei Auerstädt kämpfte der Herzog von Braunschweig gegen Davoust, bei Jena der Fürst von Hohenlohe gegen den Kaiser; beide Heeresabtheilungen

blieben während des Kampfes ohne Nachricht von einander. Da folgte es das Unglück, daß bald nach Beginn der Schlacht der Herzog von Braunschweig tödtlich verwundet wurde. Mölendorf übernahm nun den Oberbefehl, aber die ganze Disposition hatte die Schlacht eigentlich schon verloren gemacht, noch ehe sie begonnen hatte. Das Corps des Fürsten von Hohenlohe ward völlig auf einander gesprängt, wogegen die Hauptarmee bis Weimar wenigstens einen geordneten Rückzug hielt. Als man da aber das Schicksal des Hohenlohe'schen Corps erfuhr, löste sich die ganze Armee in einer wilden Flucht auf. Die Ueberbleibsel des Heeres führten Kalkreuth, Blücher und Hohenlohe über die Elbe, von denen der Letzte sich späterhin bei Prenzlau, Blücher am 7. Nov. bei Lübeck nach einer verzweifelten Gegenwehr ergeben mußte. — Die Niederlage bei Jena und Auerstädt hatte das ganze preussische Heer demoralisirt, und an Widerstand war nicht mehr zu denken. Am 27. Oct. war Napoleon in Berlin, und ohne Gegenwehr, zum Theil ohne Androhung einer Belagerung, öffneten die Festungen Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg, Glogau und Brieg dem Feinde ihre Thore; Schweidnitz fiel nach dreitägigem Bombardement, Neisse nach einer dreimonatlichen Belagerung. Danzig ward von Kalkreuth tapfer verteidigt, und Glatz, Kosel, Kolberg und Graudenz hielten sich bis zum Frieden. — Die königliche Familie zog sich nach der unglücklichen Schlacht nach Preußen zurück, da es unmöglich war, früher als an der Weichsel den Feind aufzuhalten. Hier verteidigte der Esloz mit dem Rest der Armee den Übergang über den Strom von Danzig bis Thorn, während zwei russische Corps unter Bennigsen und Burododen nach Warschau und Südpreußen vorgeückt waren. Der Esloz'sche Schlag auch wirklich den Angriff der Franzosen unter Lannes bei Thorn zurück, dagegen räumten die Russen, ohne den Feind abzuwarten, Warschau und Praga, und zwangen dadurch auch den Esloz zum Rückzuge. An demselben Tage (3. Dec. 1806) erließ Friedrich Wilhelm von Driesburg aus dem bekannten Armeebefehl, in welchem er die Commandanten von Erfurt, Spandau und Magdeburg ohne Abbruch aus der Armee entließ, den von Küstrin zum Tode verurtheilt und über die übrigen Generale die strengste Untersuchung in Aussicht stellte. — Am 26. Dec. kam es zu dem ersten bedeutenden Zusammentreffen der Franzosen mit den Russen in der blutigen Schlacht bei Pultusk, welche zwar unentschieden blieb, aber dennoch Napoleon zwang, auf einige Monate die Offensive aufzugeben. Erst im Februar 1807 rückte er wieder vor, und bei preussisch Eylau kam es am 8. desselben Monats wieder zu einer blutigen Entscheidung, bei welcher 30,000 Tode und 50,000 Verwundete auf dem Schlachtfelde blieben, und die Napoleon's Rückzug über die Passarge zur Folge hatte. Unbegreiflicherweise aber zog auch Bennigsen, statt den schwachen Sieg zu verfolgen, sich über Königsberg hinter den Pregel zurück, und ließ dadurch Napoleon Zeit, seine Armee neu zu stärken. In dieser Zwischenzeit fiel Danzig durch eine eidenwolle Capitulation aus gänzlichem Mangel an Munition (am 24. Mai) in die Hände der Franzosen.

Anfangs Juni versuchte zuerst Bennigsen einen Angriff auf die französische Linie längs der Västarge, aber vergebens, bis es endlich am 14. Juni zu der letzten entscheidenden Schlacht bei Friedland kam. Tassier ward von beiden Seiten gefolgt, aber der Uebermacht weichen, gegen die Russen sich nach einem Verluste von 18,000 Menschen und 50 Kanonen über den Memelstrom zurück. Königsberg und Litze fielen in die Hände der Feinde; am 21. Juni endete ein Waffenstillstand die Feindseligkeiten, und am 5. Juli ward der Friede mit Rußland unterzeichnet. Preußen, so seines einzigen Bundesgenossen beraubt, mußte sich jetzt jede Verdingung gefallen lassen. Es mußte alle Besitzungen zwischen der Elbe und dem Rhein, ferner den von Kurachsen eingeschlossenen kurbayer Kreis der Neumark, endlich die von Polen abgenommenen Provinzen Südpreußen, Neuhochpreußen, den größten Theil des Reghistrats, nebst Thorn und Danzig mit einem Gebiete von zwei Meilen um die Kunde abtreten und eine Kriegskontribution von 150 Millionen Francs (gegen 40 Millionen Thaler) bezahlen. Das war der Friede zu Litze, am 7. Juli 1807, welcher Preußen um etwa 2500 □ Meilen und vier Millionen Einwohner, also beinahe um die Hälfte, verkleinerte. — Fast drückender noch, als der Friede selbst, war die Art und Weise seiner Ausführung. Nach dem Vertrage sollte die Hälfte der Contribution preussischer Seitsogleich theils baar, theils in Wechseln bezahlt werden, bis zur Abtragung des Restes aber sollten die Dorfschaften Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen der Franzosen bleiben; am 25. Juli sollte dagegen Königsberg und bis zum 1. Oct. ganz Preußen bis an die Elbe von den Franzosen geräumt werden. Aber erst gegen Ende des Jahres, indem man allerlei Vorwände geltend machte, ward Preußen bis zur Weichsel geräumt, so daß der König erst am 6. Jan. 1808 seine Residenz von Memel nach Königsberg verlegen konnte. Die übrigen Provinzen blieben noch bis zum December 1808 vom Feinde besetzt, und am 10. Dec. desselben Jahres rückten die ersten preussischen Truppen wieder in Berlin ein, der König aber kehrte erst, nachdem er im December 1808 mit der Königin nach Petersburg gereist war und sich daselbst mehrere Wochen aufgehalten hatte, am 23. Dec. 1809 in seine Hauptstadt zurück, weil die Entbindung der Königin von dem Prinzen Albert ihren längern Aufenthalt in Königsberg erfordert hatte. Leider wahrte das neu aufblühende Glück des Herrscherspaars nicht lange; auf einer längst ersehten Reise zu ihrem Vater nach Neu-Streitz erkrankte die Königin und starb zum großen Schmerze des Königs und des Landes am 19. Juli 1810. Noch in spätern Jahren äußerte der König, daß dieser so unerwartete Verlust der größte Schmerz gewesen, welchen er in seinem Leben erfahren. — Preußen hatte durch diesen Krieg einen großen materiellen Verlust erlitten, geistig jedoch das derselben den vortheilhaftesten Einfluß auf das Volk wie auf die Regierung gehabt. Vor 1807 war der Staat in Gefahr, in allen seinen Institutionen zu verfaulen, Herr und Beamten- thum waren im Formenienst erstarrt, und überall fehlte der Geist, welcher Reiz noch bestehend in den Formen wirken

muß. Das Unglück von Jena und seine nächsten Folgen öffneten dem Volke und zumal auch dem Könige die Augen. Er erkannte die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in allen Gebieten der Verwaltung und des Heerwesens an, und so hatte das Unglück, weit entfernt, ihn auf die Dauer zu beugen, vielmehr belebend und erhebend auf ihn gewirkt. Mit Eifer ging der König, sobald der ihm verbliebene Rest seiner Lande vom Feinde befreit war, mit Hilfe seines ausgezeichneten Ministers von Stein, an dessen Stelle späterhin Hardenberg trat, an die Reorganisation der inneren Verhältnisse. Bereits am 9. Oct. 1807 erschien das Edict, welches die Erbsunterthänigkeit auf den adeligen Gütern aufhob und durch die Herstellung freier Bauern dem Staate in einem consolidirten Mittelstande einen neuen gefunden Kern verlieh. Am 19. Nov. 1808 erschien die neue Städteordnung, welche die Städte von der bisherigen Beschränkung der königlichen Behörden befreite und den ersten Keim einer künftigen constitutionellen Verfassung legte, indem sie eine gesetzliche Vorschrift über die Vertretung der Stadtgemeinde und die Ordnung des Gemeinbewesens durch selbstgewählte Stadtorbordnete ertheilte. Am 9. Nov. 1809 ward die Veräußerung der königlichen Domänen zu Gunsten der Staatscasse und am 30. Oct. 1810 die Verwandlung der Klöster und anderer geistlicher Stiftungen und Güter in Staatsgüter beschloffen, zwei Einrichtungen, welche den wohlthätigsten Einfluß auf die Finanzen übten. Eine neue Civilorganisation ward eingeführt, welche den Gang der öffentlichen Geschäfte, indem sie dieselben genau bestimmte, doch wesentlich gegen früher vereinfachte. Nicht weniger einflußreich und in alle Verhältnisse reformatorisch eingreifend war die Aufhebung des alten Junktzwangs und die Einführung des Gesetzes über allgemeine Gewerbefreiheit. Die ausschließliche Berechtigung des Adels zu den Officier- und höheren Verwaltungsstellen, sowie zum Erwerb größerer, sogenannter Rittergüter ward aufgehoben, und die gleiche Berechtigung des Bürgerstandes mit dem Adel in diesen Beziehungen nicht bloß ausgesprochen, sondern auch thatsächlich durchgeführt; besonders wohlthätig wirkte dieses Gesetz auf die Verhältnisse des größeren Grundbesitzes, welchem dadurch bedeutende neue Selbstkräfte zugesührt wurden, die bisher von demselben ausgeschlossen gewesen waren. Auch das Heerwesen erlitt wesentliche Reformen. Indem der König durch den fälscher Frieden verbunden war, sein stehendes Heer nicht über 42,000 Mann werden zu lassen, indem er aber wol voraussah, daß noch einmal die Stunde schlagen werde, welche es nöthig mache, eine imposantere Truppenmacht ins Feld zu stellen, so kam er, von tüchtigen Generalen unterstützt, auf den glücklichen Gedanken zur Gründung der Landwehr, das heißt, es wurde jährlich von den Landeskindern, deren allgemeine Wehrpflicht als Gesetz festgestellt ward, eine viel größere Zahl, als zur Ergänzung des stehenden Heers erforderlich war, ausgehoben und einreivirt, so daß er wieder entsaßen. So war im Augenblicke der Noth ein bedeutendes Heer wohlgeübter Soldaten in kurzer Frist zusammen zu berufen, während doch das stehende Heer nicht wuchs. Besondere

Verdienste um die Reformen und Reorganisationen in der Armee hat sich Scharnhorst erworben, dessen Name im Volke fortlebt, obgleich ihm selbst nicht mehr den glücklichen Erfolg seiner Reformen zu sehen vergönnt war. Zum hohen Ruhme gereicht dem Könige ferner die Sorgfalt, mit welcher er unter den drückendsten Verhältnissen höchst bedeutende Opfer dem höheren wie dem niederen Unterrichtswesen darbrachte, in richtiger Erkenntnis, daß die materielle Schwächung des Staates nur durch eine geistige Hebung der neuen Generation paralytisch werden könne; wir können die durchgreifenden Verbesserungen im Elementarunterricht hier nicht in ihr Detail verfolgen, dagegen erinnern wir an die Stiflung der neuen Universität in Berlin (1809), welche dem Verlust von Halle zu ersetzen bestimmt war, und bald so aufblühte, daß sie schon längt den ersten Rang unter den deutschen Universitäten behauptet; ferner an die mit vielen Verbesserungen und zweckgemäßen Reformen verbundene Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau (1810), endlich an die Gründung der vortheilhaften Sternwarte zu Königsberg (1812), welche stets als ein herrliches Denkmal des Königs durch die tiefste materielle Bedürfnisniß nicht gebregten höheren Sinnes dastehen wird. Am 23. Jan. 1811 erließ der König eine Urkunde, durch welche der bisherige Lehnamtstitel, der besonders in der Neumark umfangreiche Besitzungen hatte, aufgelöst und seine Güter und Stiftungen als Staatseigenthum eingezogen wurden. Dasselbe Schicksal hatte drei Monate vorher (den 30. Dec. 1810) die Ballen Brandenburg getroffen. — An dem 1. Jan. 1809 neu ausgebrochenen Kriege zwischen Frankreich und Preußen nahm Preußen, welches sich von den harten Schlägen des vorigen Krieges noch zu wenig erholt hatte, keinen Theil. Als aber im Juni 1812 der Krieg Napoleon's gegen Rußland mit bis dahin in der Geschichte unehörteren Rüstungen ausbrach, mußte der König, um seine eigenen Staaten zu sichern, ein Contingent von 30,000 Mann zu der französischen Armee liefern, welches der Nordarmee, die unter dem Marschall MacDonald nach Petersburg dirigirt ward, aber bekanntlich nur bis vor Wiga kam, einverleibt wurde. Auf die Nachricht von dem Rückzuge Napoleon's aus Moskau und von der Vernichtung der großen Armee mußte auch MacDonald sich eiligst zurückziehen, und das preussische Corps unter dem General York bildete die Nachhut des Heeres. Zwar kam es nicht eben zu ernstlichen Kämpfen zwischen ihm und den verfolgenden Russen, jedoch wurden die Preußen immer hart gedrängt. Am 20. Dec. 1812, als MacDonald mit dem Gros des Heeres bereits auf preussisches Gebiete stand, sagte York, in richtigem Überblick über die Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft, den kühnen Gedanken, sein Corps von der französischen Armee zu trennen, und noch an demselben Tage ward zwischen ihm und dem russischen General Diebitz in der Nähe zu Polserau oder Polserum bei Lauragen eine Convention abgeschlossen, welche die Feindseligkeiten zwischen dem preussischen Corps und den Russen einstellte. MacDonald erhielt in Tilsit, Murat in Elbing die Nachricht von York's Abfalle. Beide wütheten, aber das preussische

Corps stand bereits hinter der Linie der verfolgenden Russen, und die Absache war nicht mehr zu ändern. Selbst einer Abtheilung preussischer Artillerie, welche bereits in Tilsit stand, gelang es durch ein geschicktes verstecktes Manövre sich den Augen der Franzosen zu entziehen und mit York wieder zu vereinigen. York's Schritt war das Signal zur Erhebung gegen die Franzosen für alle Patrioten. Zwar war der König, in Berlin noch von französischen Truppen umgeben, gezwungen, York öffentlich das Commando zu entziehen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen; York selbst jedoch wußte ebenso gut wie jeder Andere, daß es mit der Ungnade des Königs, in welche er scheinbar gefallen, nicht viel auf sich hatte. Sein Abfall entlöste die Flanke des französischen Rückzuges, und machte es den Russen möglich, die Franzosen über den Niemen zu treiben und mit ihrer Hauptmacht in Preußen einzubringen. Am Neujahrstage 1813, wenige Stunden nach dem Abzuge der Franzosen, rückten bereits die Kosaken in Königsberg ein, und in kurzer Zeit waren die Franzosen bis über die Dore zurückgedrängt. Am 22. Jan. 1813 hatte der König Berlin, welches noch von Franzosen besetzt war, verlassen und sich nach Breslau begeben, von wo aus er am 3. Febr. die Zukunft des Landes, ohne schon den Zweck anzugeben, zur freiwilligen Stellung unter die Waffen aufruf, ein Ruf, welcher mit vollster und allgemeinsten Begeisterung im ganzen Lande aufgenommen ward und wiederholte. Am 11. März erließ er den Parolebefehl, welcher den General York vollständig restituirte und ihn zum Befehlshaber des ersten preussischen Armeecorps ernannte; am 15. März rief der Kaiser von Rußland in Breslau ein, am 20. März ward das zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene Stütz- und Trugbündniß veröffentlicht, und bereits am 27. März übergab General Krümemann in Paris die preussische Kriegserklärung. — Mit Blütheschnelle rief diese vom preussischen Volke längst mit Sehnüß erwartete Kriegserklärung die weiffensfähige Jugend zu den Fahnen, und in kurzer Zeit das so geschwächte Preußen ein Heer von nicht weniger als 250,000 Mann unter die Waffen, welches unter der Anführung der tapferen Generale Blücher, York und Bülow, in Verbindung mit den Russen unter Wittenstein, den Befreiungskrieg begann. Napoleon, dessen Heer sich vor den verfolgenden Russen über die Elbe zurückgezogen hatte, war unterdessen mit 350,000 nicht ausgehobener Nationalgarden im Anzuge und befand sich in numerischer Uebergewichte gegen die Verbündeten, welche einen großen Theil ihres Heeres zur Genirung der noch vom Feinde besetzten Festungen verwenden mußten. Nichtsdestoweniger rückten letztere dem gemeinsamen Feinde über die Elbe entgegen, und das erste Gezecht, welches Wittenstein am 5. April bei Mödern dem Vortöge von Italien lieferte mit 17,000 Mann gegen 40,000 Feinde, war der Sache der Verbündeten günstig. Ermutigt rückten Wittenstein und Blücher der heranabziehenden Hauptmacht des Feindes entgegen und griffen ihn am 2. Mai bei Groß-Görschen, unweit Lützen, an. 85,000 Preussische fiuchten hier mit Ewermuth gegen 120,000 Franzosen bis spät in die Nacht hinein; 15,000 Franzosen, 8000

Preußen und 2000 Russen bedeckten als Leichen das Schlachtfeld; der Sieg war unentschieden; aber gleichzeitig hatte der französische General Lauriston Leipzig im Rücken der Verbündeten besetzt. Dies bewog Bittensheim, am folgenden Tage den Kampf nicht zu erneuern, sondern sich über die Elbe zurückzuziehen. Napoleon folgte ihm nach, und bei Bautzen, in der Kanitz, kam es zur zweiten Hauptschlacht; zwei Tage lang (20. und 21. Mai) ward von beiden Seiten mit der ungeheuersten Anstrengung gekämpft. Napoleon behauptete endlich das Übergewicht, aber wie ganz anders diese seinen Siege über freitheatigste Völker waren, als seine früheren, mochte er wohl fühlen. Kein erbeutetes Geschütz, keine Fahne, kein Gefangener verherrlichten den Triumph des Siegers, sondern langsam und geschlossen zogen die Verbündeten sich nach Schlesien zurück; und Dubinot, der zur Besetzung Berlins abgeschickt ward, wurde von Bülow bei Ludau mit Verlust zurückgeschlagen. Am demselben Tage (4. Juni) bot Napoleon den verbündeten Monarchen einen Waffenstillstand auf sechs Wochen (bis zum 20. Juli) an, welchen sie auch annahm. Unterdessen übernahm Österreich auf einem Congresse zu Prag die Friedensvermittlung; obgleich aber der Waffenstillstand beuf der Unterhandlungen noch um vier Wochen (bis zum 17. Aug.) verlängert worden war, scheiterten Österreichs Versuche doch an Napoleon's übermüthigen Forderungen, welcher auf die beiden nichts weniger als glänzenden Siege bei Groß-Görschen und Bautzen tröste. Die Unterhandlungen mit ihm wurden abgebrochen, dagegen trat Österreich dem Bunde Preußens und Russlands bei; auch Schweden eilte mit 30,000 Mann zu Hilfe, und England schickte Waffen und Munition in reichem Maße. Zwar hatte Napoleon seine Armee durch neue Zugänge auf 350,000 Mann verstärkt, aber das Heer der Verbündeten war auch bis auf beinahe 400,000 Mann angewachsen; dennoch gelang es dem großen Sieger noch ein Mal, einen entscheidenden Schlag gegen die Verbündeten auszuführen. Die drei Armeen, in welche die Verbündeten ihre Macht getheilt hatten, die Nordarmee in der Mark unter dem Kronprinzen von Schweden, die sächsische Armee unter Blücher und die Südarmer in Böhmen unter Schwarzenberg, rückten gleichzeitig gegen den um Dresden concentrirten Feind. Um die Gegend auszufallen und zu zerstückeln, landete Napoleon das Dubinot'sche Corps gegen Berlin ab, dasselbe ward aber von der Nordarmee bei Groß-Berren empfangen und nach einem hartnäckigen Kampfe, besonders durch die Kaiserliche Jauenzien's und Bülow's, am 23. Aug. völlig zurückgeschlagen. Drei Tage später (am 26. Aug.) erlitt MacDonald, welcher mit 90,000 Mann Blücher nach Schlesien hin verfolgte, eine vollständige Niederlage bei Wahlstatt an der Sabisch, unweit Kienig, in welcher das französische Corps fast ganz aufgerieben wurde. Inzwischen hatte die böhmische Armee unter Schwarzenberg sich Dresden soweit genähert, daß sie am 27. Aug. einen Angriff auf Napoleon's Hauptmacht wagte konnte; aber Napoleon besiegte dieselbe und trieb sie mit großem Verluste nach Böhmen zurück. Diese Niederlage hätte für die Verbündeten desastliche Folgen ha-

ben können, wenn nicht der gleich darauf folgende Sieg der Generale Kleiss und Barclay über Vandamme, bei Kulm und Nollendorf, wo Vandamme selbst mit 10,000 Mann und allem Geschütze den Verbündeten in die Hände fiel, das Gleichgewicht wiederhergestellt hätte. Noch ein Mal machte Napoleon den Versuch, durch einen Angriff auf Berlin den Feind zu zerstückeln, zu welchem Ende ein Corps von 75,000 Mann unter dem stets siegreichen Ney von Bittensheim aus sich in Bewegung setzte; aber schon in der Nähe von Jüterbog, bei Dennewitz, stieß er am 6. Sept. auf das preussische Corps unter Tauenzien und Bülow, und es begann eine blutige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage der Franzosen endete; 15,000 Gefangene und eine Menge Kanonen waren des Siegers Preis; aber auch die Preußen hatten 9000 Tode verloren. Nach diesen entscheidenden Siegen begannen die Verbündeten die Übergänge über die Elbe zu erlangen, unter denen besonders York's blutig erlangerter Übergang bei Wartenberg am 3. Oct. Erwähnung verdient. Auch die Südarmerie machte Wien, sich in den Rücken des Feindes zu begeben, so daß Napoleon sich genöthigt sah, Dresden zu verlassen und in und um Leipzig eine feste Stellung einzunehmen. Durch die bisher erlittenen Niederlagen waren nun die Verbündeten dem Feinde an Zahl überlegen; denn den 300,000 von drei Seiten gegen Leipzig anrückenden Verbündeten vermochte Napoleon nur etwa 200,000 Mann entgegenzustellen. Nach einigen kleinen Vorfällen entwickelte sich am 16. Oct. Morgens der große Kampf, welcher sich Anfangs zu Napoleon's Gunsten zu neigen schien; wenigstens gelang es ihm, in einem Angriffe auf das Schwarzenberg'sche Hauptquartier bei Wachau das Centrum der Gegner zurückzubringen, während Berrard auf der andern Seite von Leipzig den Verbündeten wenigstens kein Terrain einräumte; dagegen hatte auf der Nordseite der Stadt Blücher nach einem blutigen und hartnäckigen Kampfe gegen Marmont noch wiederholten vergeblichen Stürmen auf Wöckern sich endlich der Höhen dieses Dorfes bemächtigt, und lagerte Abends in der unmittelbaren Nähe Leipzigs. Der folgende Tag verging, ohne daß einer der beiden Theile den Angriff begann. Die Verbündeten erwarteten das Anrücken des Kronprinzen von Schweden und der russischen Reserven, während Napoleon noch ein Mal seine Hoffnung auf Unterhandlungen setzte, die aber zurückgewiesen wurden. Dessen ungeachtet entbrannte der Kampf früh am 18. October. Beseigerung auf der einen, Verzweiflung auf der andern Seite hielten sich lange die Waage, und wieder errang Napoleon's rechter Flügel, von Poniatowski geführt, einige Vortheile über die Südarmerie; dagegen war der linke Flügel unter Ney und MacDonald von Blücher hart bedrängt und bis an die Thore der Stadt getrieben, bis endlich der Uebertritt der Sachsen und Würtemberger auf die Seite der Verbündeten die feindlichen Reiten gänzlich in Unordnung brachte und das Schicksal des Tages entschied. Bei einbrechender Nacht ließ Napoleon seine Truppen bereits den Rückzug über die Eiserbrücke nehmen, so daß die Verbündeten, als sie am Morgen des 19. den blutigen Kampf erneuern woll-

len, das Schlachtfeld geräumt und nur noch die Stadt vom Feinde besetzt und verteidigt fanden. Ein hartnäckiger Kampf fand noch an den Thoren statt, der indessen sich auch glänzend für die Sache der Verbündeten entließ, und dessen Resultat besonders dadurch für die Franzosen ein unglückliches wurde, daß die Eiserbrücke viel zu früh gesprengt ward, wodurch 250 Kanonen, eine Menge Kriegsgeschütze und eine Unzahl von Gefangenen den Siegern in die Hände fielen; im Ganzen betrug der Verlust der Franzosen an Todten und Gefangenen 60,000 Mann. Größer noch, als der materielle, war der moralische Gewinn dieses denkwürdigen Sieges. Alle Bundesgenossen, welche Napoleon sich dahin noch an seine Sache gefesselt hatte, fielen von ihm ab und traten den Verbündeten bei, was Baiern bereits am 8. Oct. gethan hatte, und Napoleon sah sich zur schleunigsten Flucht aus Teutschland genöthigt, nachdem er sich noch bei Hanau (am 30. Oct.) glücklich durch die unter Weibers dorf aufgestellten Baiern durchgeschlagen hatte. — Die Verbündeten begnügten sich nicht damit, den gemeinsamen Feind aus Teutschland vertrieben zu haben, sondern sie beschloßen, ihn in seinem eigenen Lande zu verfolgen. Am 1. Jan. 1814 überschritt Blücher den Rhein bei Gaud, gleichzeitig drang Schwarzenberg durch die Schweiz, Binzingen über Düsselstorf und Bülow durch Holland in das französische Gebiet ein. Inzwischen hatte auch Wellington nach den glänzenden Siegen bei Vittoria und in den Pyrenäen die südliche Grenze Frankreichs überschritten, und bedrohte den Feind von dieser Seite her. Auch auf französischem Boden folgte den Verbündeten das Glück. Am 24. Jan. ward Mortier bei Bar sur Aube von den Oesterreichern und Württembergern, am 29. Jan. Napoleon selbst bei Brienne von Blücher und am 1. Febr. bei la Rothiere von Schwarzenberg geschlagen. Dagegen schlug Napoleon den zu häufig vordringenden Blücher vom 10. bis 14. Febr. zwischen der Marne und Seine, und bald darauf (am 17. Febr.) die Russen, am 18. die Württemberger, und die Verbündeten sahen sich zu einem beduttsamen Rückzuge über die Marne genöthigt. Als aber Binzingen und Bülow sich mit einander und durch die Einnahme von Soissons am 3. März mit der Hauptmacht unter Blücher und Schwarzenberg vereinigt hatten, ermachte von Neuem der Siegesmuth der Verbündeten. Am 9. März wurde Marmont, am 10. Napoleon selbst geschlagen und nach Soissons zurückgedrängt; dagegen blieb die dreitägige Schlacht bei Arcis (vom 20–22. März) zwischen Napoleon und Schwarzenberg zwar unentschieden, doch war Napoleons Verlust so groß, daß er auch von hier sich zurückzog. Nun faßte er den klugen Entschluß, im Rücken der Feinde zu agiren und sich nach dem Rheine zu ziehen, in der Hoffnung, durch dieses Manöver die Feinde von der Hauptbaht abzulenken. Raß ward der Goup gelungen, indem die Monarchen bedenklich wurden; aber Blücher's unerschütterlicher Siegesmuth gab dies Mal auch im Rathe den Ausschlag; man beschloß, mit Zurücklassung eines kleinen Observationscorps unter Tchernitschew, gegen Paris vorzubringen. Am 25. März wurden Marmont und Mortier, welche den Verbündeten

zur Deckung der Hauptstadt entgegenrückten, bei Barre-Champenoise geworfen, und nachdem auch die blutige Schlacht am Montmartre (30. März), im Angesichte von Paris, zu Gunsten der Verbündeten sich entschieden hatte, ward die Capitulation von Paris unterzeichnet, und bereits am 31. März zogen die Monarchen mit ihren Truppen in Frankreichs Hauptstadt ein. Am 2. April ward Napoleon des Thrones entsetzt und mit der Insel Elba abgefunden, Ludwig XVIII. dagegen auf den Thron erhoben, und am 30. Mai kam der erste pariser Friede zu Stande, der wegen der Rinde, mit welcher er das übermündete Frankreich behandelte, außerhalb der diplomatischen Welt wenig Beifall fand; Frankreich behielt seine Grenze von 1792 und blieb von jeder Kriegskontribution befreit. — Friedrich Wilhelm, welcher während des ganzen Feldzuges sein Heer nicht verlassen und an allen Hauptschlachten thätigen Antheil genommen hatte, wie man denn seinen persönlichen Anordnungen vorzüglich den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Kulm zuschrieb, blieb auch während der Friedensverhandlungen in Paris. Einige Tage nach dem Abschlusse desselben erließ er eine Dankfagung an sein Volk und zugleich die Cabinetordre, durch welche er die hervorragenden Verdienste Königlich belohnte. Der Staatskanzler von Hardenberg und der Feldmarschall von Blücher wurden in den Fürstenthum, letzterer mit dem Aufzuge: Fürst Blücher von Wahlstatt, erhoben, und die Generale Gneisenau, Yorck, Kleist, Bülow und Tauenzien erhielten die Grafenwürde, die vier letztgenannten mit Beinamen, welche von den Thaten ihrer größten Thaten hergenommen waren (Yorck von Wartenburg, Kleist von Nollendorf, Bülow von Dennewitz, Tauenzien von Wittenberg). Nach einem Besuche in London, auf Einladung des Prinz-Regenten von England, kehrte er, welcher den Pomé nie liebt, still und incognito nach Berlin zurück, um sich bald darauf auf den allgemeinen Congress nach Wien zu begeben, wo die europäischen, besonders die teutschen, Staatsverhältnisse ihre friedliche und endliche Lösung finden sollten. Besondere Schwierigkeiten machte auf diesem Congress die Entschädigung Preussens, welchem in den Verträgen mit Russland und Oesterreich, vor Beginn des Krieges, sein materieller Länder- und Menschenbestand in dem Umfange und nach dem Werthe des Staates von 1806 zugesichert war. Da auch Russland eine Entschädigung beanspruchte, und nicht sühlig anders als durch die preussisch-polnischen Provinzen abgefunden werden konnte, so machte Preußen da für Anspruch auf ganz Sachsen. Dagegen aber lehte der König von Sachsen, welcher seit der Schlacht bei Leipzig als Kriegesgefangener zu Friedrichschleife lebte, eine Reichsverwahrung ein, welche auch bei Baiern, Oesterreich und England Unterstützung fand, und es wäre vielleicht über diese Frage zu einem neuen Kriege gekommen, wenn nicht die Rückkehr Napoleons von Elba die Fürsten zur Einigkeit gemahnt hätte. Es ward denn endlich, zwar gegen den Willen, aber zuletzt doch mit der Zustimmung des Königs von Sachsen, die Grenze bestimmt, der zufolge etwa zwei Drittel der sächsischen Länder an Preußen abgetreten wurden, und zwar: der ganze mittelländische, thüringische und

1. Kreis, die Niederlausitz und die Hälfte der
 2. Kreis, die Hochflüsse Merseburg und Raumburg-Reg-
 3. Kreis, die Ämter Senftenberg, Finsterwalde und
 4. Kreis, die Ämter Wittenberg, Mühlberg
 5. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 6. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 7. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 8. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 9. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 10. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 11. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 12. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 13. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 14. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 15. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 16. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 17. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 18. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 19. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 20. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 21. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 22. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 23. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 24. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 25. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 26. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 27. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 28. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 29. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 30. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 31. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 32. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 33. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 34. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 35. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 36. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 37. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 38. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 39. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 40. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 41. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 42. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 43. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 44. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 45. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 46. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 47. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 48. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 49. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 50. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 51. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 52. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 53. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 54. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 55. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 56. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 57. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 58. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 59. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 60. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 61. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 62. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 63. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 64. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 65. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 66. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 67. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 68. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 69. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 70. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 71. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 72. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 73. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 74. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 75. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 76. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 77. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 78. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 79. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 80. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 81. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 82. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 83. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 84. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 85. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 86. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 87. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 88. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 89. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 90. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 91. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 92. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 93. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 94. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 95. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 96. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 97. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 98. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 99. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter
 100. Kreis, die Ämter Torgau, Borsdorf und Teile der Ämter

were. Diefem Bunde traten auch Niederland, Spanien,
 Portugal, Dänemark, Schweiz und alle teutfchen Fürften
 bei. Bon Neuem begann alfo der große Kampf gegen
 Frankreich, oder vielmehr gegen Napoleon. Am 12. Juni
 brach Lepterer nach den Niederlanden auf, wo noch Blü-
 cher und Wellington mit ihren Heeren ftanden; er wollte
 diefe beiden fchnell angreifen und vernichten, bevor Ruß-
 fen und Öfterreicher ihnen zu Hilfe kommen konnten. Am
 15. Juni ward Bietben von Napoleon geworfen, am 16.
 griff Napoleon felbft Blücher bei Fleurus und Liège an,
 während Ney einen Angriff auf die Engländer bei Qua-
 trebras machte. Zwar fchlug Napoleon die Preußen nach
 einem hartnäckigen Kampfe, in welchem Blücher felbft
 mehrmals in perfönliche Gefahr gerieth, dagegen mußte
 Ney fich zurückziehen. Blücher zog fich nach Waivre zu-
 rück, während die verfolgenden Franzofen ihn aus dem
 Auge verloren und für vernichtet hielten. Am 18. Juni
 warf fich daher Napoleon mit feiner ganzen Macht, 130,000
 Mann, auf die nur 80,000 Mann ftarken Engländer bei
 Waterloo. Hartnäckig vertheidigten fich die letzteren, aber
 bereits dachte Wellington an den Rückzug, weil er der
 Übermacht nicht länger mehr zu widerftehen vermochte,
 da erftien gegen Abend von Waivre her juerft Dülau
 und bald die ganze preuffifche Armee auf dem Schlach-
 felde in der Flanke der Franzofen. Noch einige Stunden
 verzweifelte Gegenwehr, und der Feind war vernichtet.
 Die Flucht war fo allgemein und fo wild, daß Napoleon
 felbft ohne Hut und Regen aus feinem von den Preußen
 angehaltenen Wagen fich ein Pferd fchwingen mußte.
 Er eilte nach Paris, während die Trümmer feines Heeres
 von den Preußen hart verfolgt wurden, und bereits am
 22. Juni nöthigten ihn die Kammern zur zweiten Abbit-
 tung. Am 3. Juli zogen Blücher und Wellington in
 Paris ein, Ludwig XVIII. ward wieder eingefetzt, und
 Napoleon, welcher fich den Engländern ausgeliefert, als
 europäifcher Gefangener nach St. Helena gebracht, wo
 er am 5. Mai 1821 farb. — Zum zweiten Male waren
 die Fürften nicht gekommen, dem überwundenen Lande ei-
 ne fo milden Frieden zu diktiren. Der Friedensfchluß
 verzögerte fich lange und kam endlich am 20. Nov. 1815
 zu Stande. Frankreich ward in die Grenzen von 1790
 zurückgewiefen; außerdem mußte es an die Verbündeten
 700 Millionen Franken Kriegsfchuldung bezahlen und
 ein Beobachtungsheer von 150,000 Mann, welches die
 Verbündeten in den franzöfifchen Grenzprovinzen aufstell-
 ten, fünf Jahre lang unterhalten. Das preuffifche Con-
 tingent zu diefem Beobachtungsheere ftand unter dem Be-
 fehle des Generals Bietben, ward aber fchon 1818, weil
 Frankreich fich ruhig verhielt, zurückgezogen. Von den
 Kriegsfchuldungsgeldern kamen an Preußen 125 Mil-
 lionen Franken, von den abgetretenen Ländern die Can-
 tone Saarbrücken und Trier und ein Theil des franzö-
 fifchen Saaredepartements. — Es hatte in diefen beiden
 Kämpfen gegen Napoleon eine Einigkeit unter den Für-
 ften Europa's geherrfcht, wie fie bis dahin in der Ge-
 fchichte noch nicht vorgekommen war; aber diefe Einigkeit
 folte mit dem Siege nicht abgefchloffen fein; vielmehr
 kam am Tage des zweiten parifer Friedens ein neuer Ver-

trag zwischen Oesterreich, England, Rußland und Preußen zu Stande, in welchem diese Großmächte sich zur Aufrechterhaltung der Friedensbedingungen in ihrem ganzen Umfange, zur Ausschließung der Familie Bonaparte's vom Throne Frankreichs auf ewige Zeiten, und zu gemeinschaftlichen Maßregeln in Hinsicht der Gefahren verpflichteten, welche dem Frieden Europa's noch drohen könnten. Aber schon früher (am 26. Sept. 1815) hatten die Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich persönlich den sogenannten heiligen Bund geschlossen, welchem allmählig alle europäischen Fürsten, mit Ausnahme des Papstes, des Sultans und des Königs von England, beitraten. — So ging denn Preußen, welches eben noch aus der Reihe der Großmächte für immer ausgeschlossen schien, nach großen Anstrengungen und blutigen Kämpfen mit neuer Kraft und neuem Ruhme hervor, und Friedrich Wilhelm III. gebot seit 1815 wieder über einen Staat von mehr als 30000000 Meilen und zwölf Millionen Einwohnern, deren Zahl sich bis zu dem Ende seiner Regierung theils durch die innere Population, theils durch Zugabe von Auen der, bis auf 15 Millionen mehrte. Diesen Staat theilte er in zehn Provinzen, jede mit einem Oberpräsidenten an der Spitze: Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien, Brandenburg, Pommern, Sachsen, Westfalen, Rheingebirg, Niederrhein, von denen jedoch späterhin Ost- und Westpreußen als Provinz Preußen, Rheingebirg und Niederrhein als Rheinprovinz zusammengezogen wurden. Jede Provinz ward Behufs der Administration in mehrere Regierungsbezirke, diese in Landrathsdistricte getheilt. Als ein wesentlicher Fortschritt bei dieser ganzen Einteilung des Staates muß es betrachtet werden, daß man sich endlich von der historischen Einteilung der einzelnen Landestheile losgerissen und nur die geographische Lage berücksichtigte hatte. — Die Armer, welche im Kriege in vier Armee-corps operirt hatte, wurde nach dem Frieden in acht Armee-corps eingetheilt, deren jedes unter einem General-commando steht und in zwei Divisionen, jede Division in drei Brigaden zerfällt. Dazu erschien das Gesetz vom 21. Nov. 1815, welches die allgemeine Wehrpflicht anordnete und die Verhältnisse der Landwehr und des Landsturmes regelte. — Zur gerechten Anerkennung der Verdienste, welche sich die Völker durch ihre begeisterte Theilnahme an dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind erworben hatten, versprach die Wiener Bundesacte allen deutschen Staaten Pressfreiheit und repräsentative Verfassungen, und die letztere wurde dem preussischen Volke noch besonders in dem Gesetze vom 22. Mai 1815 verheißen. Aber die Pressfreiheit ist unter Friedrich Wilhelm's III. Regierung nie, die Volksvertretung nur in einem sehr schwachen Anfange zur Ausführung gekommen; denn erst acht Jahre nach dem letztgenannten Gesetze erschien das Gesetz vom 5. Juni 1823 über die Anordnung der Provinzialstände; in diesen Provinzialständen war ausschließlich der Grundbesitz auf dem Lande und in den Städten vertreten, in der Art, daß zum ersten Stande die mediatisirten kleinen Fürsten und Standesherren, zum zweiten der Besitzer adeliger Güter, zum dritten die Deputirten der Städte und zum vierten Stande die Deputirten der

bäuerlichen Grundbesitzer gehörten. Abgesehen nun davon, daß alle übrigen Volksclassen unvertreten waren, und auch von den vertretenen die ersten beiden Stände, welche doch einen verhältnißmäßig nur kleinen Theil der Bevölkerung repräsentirten, auf allen Provinziallandtagen in absoluter Majorität den beiden letzten Ständen gegenüber saßen, war auch die Wirksamkeit dieser Landtage, welche sich nur auf die Angelegenheiten der jeweiligen Provinz beschränkte, eine so eingeengte, daß sie kaum einmal als ein Keim einer constitutionellen Verfassung zu betrachten war. Daher kam es auch, daß dieses Institut bei dem intelligenten Theile der Einwohner wenig Sympathie fand, wenigleich eine gewisse Thätigkeit gegen den Monarchen, welcher soviel gebildet und soviel gelehrt hatte, die Stimme der lauten Forderung noch unterdrückte. — Den größten Theil der Schuld an diesem Bögen, die dem Volke gemacht wurde, zu erfüllen, trugen wohl unwillkürlich die damals in den höhern Kreisen verbreiteten Ansichten über die Bewegungen und Sährungen unter der teuflischen leitenden Jugend. Eine große Zahl der auf den Universitäten befindlichen Jünglinge war 1813 in die Reihen der Freiheitskämpfe eingetreten; aber wie bei dem Völkler, welcher auch die Waffen ergriß, das materielle Wohl und der Einzelstaat das Ziel war, welches er erkämpfen wollte, so war dem höher gebildeten Jünglinge nach dem Vorbilde und den Anregungen geachteter Universitätslehrer die geistige Freiheit, die Überwindung des alten Jochs und ein neues, ringes, lebenskräftiges Deutschland das Endziel des Kampfes gewesen. Diese Erwartungen hatte der Wiener Congreß nicht befriedigt. Die Unzufriedenheit mit dem Gegebenen, welches man unwillkürlich mit dem Erstrebten verglich, äußerte sich hier und da in einer dem Feuer der Jugend angemessenen Weise, welche man eben aber nicht für die der Staatserordnung angemessene zu halten geneigt war. Indessen ließ man die Sache hingehen, bis ein unglücklicher Einzelfall, welchem man sichtlich mit jener ganzen Richtung in Verbindung brachte, die Regierungen zu ernstem Einschreiten veranlaßte. Es war dies die Ermordung Kogebue's durch Sand, Student in Jena und Mitglied der dortigen Burschenschaft. Dieses Ereigniß, welches, wie man jetzt weiß, ganz vereinzelt dastand und allein in der überpannten Phantasie der Jünger seinen Ursprung hatte, hielt man für den Anfang der eigentlichen praktischen Thätigkeit der Burschenschaften. Mit Kogebue hatte man angefangen, und man fürchtete die Fortsetzung. Die Burschenschaften wurden aufgeführt und die Theilnahme an denselben aufs Strengste verboten. Langwierige, oft lebenslängliche Festungshaft folgte den Unglücklichen, welche demagogischer Lastertheil (so hatte man das neuersundene Verbrechen getauft) verurtheilt befunden wurden, deren eigentlicher Verbrecher aber darin bestand, Theilnahme an den politischen Verhältnissen und Gestaltungen des Vaterlandes auf den Universitäten anzulegen. Auch Friedrich Wilhelm III., besonders durch Männer wie Tischbein und Kampf geleitet, gehörte zu den unverschämtesten Verfolgern der Demagogen, von welchen mancher im Kerker gredet, mancher noch gänzlich geführter Laufbahn erst bei dem Thronwechsel in Preußen

reicht wieder begrüßen durfte. — Aber wenben wir uns von dieser Schattenseite in dem Bilde eines sonst und durch ehrenhaften Regenten, um noch einige Seiten desselben hervorzuheben. Anerkennenswerth ist Königs ununterbrochene Fürsorge für die Bildungs- und des Staats, von der Elementarschule bis zu Universitäten hinauf, durch welche er es dahin gebracht hat, daß das preussische Schul- und Unterrichtswesen selbst in den wohlverdienten Ruhm des Auslands zu erlangen sich erworben hat. Die französischen Universitäten zu Erlaut und Paderborn, deren Geist den Anstößen der neuen Zeit nicht mehr entsprach, wurden aufgehoben, die alte Universität in Münster zu einem Lyceum zur Bildung katholischer Geistlichen mit zwei Facultäten umgewandelt, die Universität Bitterberg 1817 mit vereinigt, und für die neu erworbenen Rheinlande eine Universität zu Bonn 1818 gegründet. — Die besondere Aufmerksamkeit des Königs zogen jedoch die religiösen Angelegenheiten des Landes auf sich. Große Sorgen verwandte er während seiner langen Regierung in kirchlichen und religiösen Institute, ohne Unterbrechung derselben. Selbst erfüllt von wahrer Religiosität, war seine Formweise ihm zuwider; namentlich aber bewogte er in seinem Herzen die confessionellen Streitigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche. Dabei benutzte er selbst die Aufregung, welche die im Jahr 1817 statt gewirkte der Jubelfeier der Reformation hervorgerufen zur Ausführung eines Projectes, welches ihn schon beschäftigt hatte, nämlich zu einer Vereinigung und Vermählung der reformierten mit der lutherischen Kirche. Er hatte die wohlgemeinte Absicht des Königs, welcher übrigens jeder Zwang fern stand, nicht den erwarteten Erfolg. Sehr viele Gemeinden nahmen allerdings die angeregte Union an, viele aber, sowohl Lutheraner, als Reformirte, lehnten dieselbe ab, so daß statt der zwei Parteien, welche ursprünglich dagewesen waren, jetzt drei sich zeigten. Den König schmerzte der Widerstand, welchen den Reformirten sein wohlgemeintes Werk fand, er ließ sich nicht gelassen. Um indessen den Gottesdienst denjenigen zu erleichtern, welche die Union angenommen hatten, auch sich conform zu machen, ließ er die sogenannte neue Liturgie ausarbeiten, welche nach manchen Abänderungen, die ihr erster Entwurf auf den Rath Einzelner einzelner Gemeinden erfahren hatte, im J. 1829 eintrat wurde. Ihr charakteristisches Merkmal ist ein starkes Hervorheben des liturgischen Elements, welches bis dahin der evangelischen Kirche ziemlich in den Hintergrund getreten war. — Die Bewegungen des Jahres 1830 ließen Preußen im Innern ziemlich unberührt; nur im Aufstande der Polen nahm der König in sofern einen Theil, als er die preussischen Grenzen mit Nationalcorps besetzte, und, indem er so den Polen, aber auch den Russen, jede Zufuhr und jeden Vorschub sicherer Seite abschchnitt, nicht unwesentlich an den Ausbruch des Kampfes einwirkte. — Die letzten Jahre seiner Regierung wurden noch getrübt durch die Annäherung katholischer Bischöfe, namentlich des Erzbischofs von Breslau zu Geln, welcher den Landesgesetzen

und dem mit dem Papste abgeschlossenen Concordate zuwider den katholischen Geistlichen seines Sprengels die Einsegnung gemischter Ehen zwischen Katholiken und Protestanten untersagte, wenn nicht vorher von den Betroffenen das Versprechen, alle Kinder in dem katholischen Glauben zu erziehen zu wollen, feierlich abgegeben wurde. Nach vergeblichen Versuchen, den Erzbischof durch Unterhandlungen auf gutlichem Wege von seinem gesegwidrigen Aetzen abzubringen, hielt der König es für nöthig, zur Verhütung des bösen Beispiels energisch einzuschreiten und den widerspenstigen Prälaten seiner Würde zu entheben. Der Schritt des Königs machte großes Aufsehen, aber er führte zum Ziele. Leider starb der König, bevor die Gelegenheit ganz zu Ende geführt war. — Bis zum Tode der Königin (1810) lebte der König in den glücklichsten Familienverhältnissen, und es herrschte am Hofe ein trauliches Beieinanderleben, wie es bis dahin kein Hof gesehen hatte. Sieben Kinder waren aus dieser glücklichen Ehe hervorgegangen: Friedrich Wilhelm, gegenwärtig als Vierter dieses Namens König von Preußen; Wilhelm, seit der Thronbesteigung seines Bruders „Prinz von Preußen,“ d. h. präsumtiver Thronfolger; Charlotte, jetzt Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland; Alexandrine, verwitwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin; Prinz Karl, General der Infanterie; Louise, Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, und Albrecht, Generalleutnant. Im J. 1824 vermählte sich der König noch ein Mal in morganatischer Ehe mit Auguste, Gräfin von Harrach, welcher er den Titel einer Fürstin von Siegnitz beilegte; die Ehe blieb aber kinderlos. In seinen späteren Jahren äußerte sich die gewohnte Gemüthslichkeit des Königs seltener, und fast nur noch im vertrauten Familienkreise. Er wurde verschlossen, mißtrauisch, in sich gekehrt und vermied die Conversation. Er starb am 7. Juni 1840, im 70. Jahre seines Lebens, im 43. seiner vielbewegten Regierung. (Voigt.)

5) König von Sachsen.

FRIEDRICH AUGUST, als König I., als Kurfürst von Sachsen III., ältester Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian, war am 23. Dec. 1750 in Dresden geboren. Er erzeuete sich als Kind der sorgsamsten Pflege, da er von Natur schwächlich war, und seine oft wankende Gesundheit für sein Leben Besorgnisse erregte. Das schüchterne furchtsame Wesen, das ihm in seiner Jugend eigen war, verlor sich in späteren Jahren, als durch mehr Bewegung und häufige Übungen im Tanzen, Reiten und Reiten, worin er es zu großer Fertigkeit brachte, sein Körper allmählig erkräftet war. Diesen Leibesübungen und seiner Mäßigkeit, Seelenruhe und geordneten Lebensweise verdankte er eine späterhin größtentheils dauerhafte Gesundheit. Seine nicht unbedeutenden Fähigkeiten bildete die große Schule des Unglücks, die ihn frühzeitig aufnahm, besser aus, als es vielleicht unter glücklichen Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Die Reiben des siebenjährigen Krieges, die ihn nahe berührten, verbreiteten einen gewissen Ernst über sein ganzes Wesen, das sich überhaupt im Leiden und heitern

Lebensgenüsse nicht recht heimlich geföhlt zu haben scheint. Einen gleichgesinnten Jugendfreund fand er an einem Italiener, dem Grafen Camillo Marcolini, der als Page am väterlichen Hofe erzogen, späterhin durch Friedrich August zu hohen Würden und Ehrenämtern gelangte¹⁾. Talent und Fleiß begünstigten die Erziehung des Prinzen, und versprachen seinen Lehrern den besten Erfolg ihrer Bemühungen. Sein erster Erzieher war der Abbé Victor aus Piemont. Nach ihm übernahm dies Geschäft der Geheimrath von Jorck, Hauptmann bei der Schweizergarde. Johann Bapst von Marlo unterrichtete ihn in den Elementarwissenschaften, sein nachbariger Beichtvater, Joseph Derg, in der Religion, für deren Lehren er von frühster Jugend an viel Empfänglichkeit gezeigt hatte. Sein ungemein treues Gedächtniß erleichterte ihm das Erlernen der Sprachen. Ein besonderes Interesse gewöhnten ihm Botanik und die Naturwissenschaften überhaupt. Mit Leidenschaft betrieb er auch die Musik, brachte es besonders im Clavierspiele zu einer ungemeinen Fertigkeit, componirte selbst Manches, unter andern das Salve Regina, das bei seiner Beerdigung aufgeführt ward. Nicht bloß in seiner Jugend, auch in späteren Jahren war das Dreesen für ihn ein Lieblingszeitvertrieb in Ruhestunden²⁾. Den wissenschaftlichen Antheil an seiner Erziehung und wissenschaftlichen Bildung hatten die nachtrigen hochverordneten sächsischen Staatsminister v. Burgdorf und v. Gutschmid. Jener wendte in ihm die Liebe zu den römischen Classikern, wie aus einem noch vorhandenen Briefwechsel erhellt, den Friedrich August mehrte Jahre mit seinem Instrutor unterhielt. Dem Freibern von Gutschmid verdankte Friedrich August einen gründlichen Unterricht in den Staatswissenschaften³⁾.

Als sein Vater starb, hatte er kaum sein 13. Lebensjahr erreicht. Sein Oheim väterlicher Seite, der Prinz Xaver, übernahm daher, während seiner Minderjährigkeit, nach den Vorschriften der goldenen Bulle, die Regentschaft, die er mit Nachdruck und Ansehen, doch zum Theil nach eigenthümlichen, verschiedentlich beurtheilten Ansichten führte. Friedrich August's Erziehung leitete unterdessen seine Mutter, eine der geistvollsten und gebildetsten Frauen. In Leipzig besuchte sie mit ihrem Sohne 1765 die Vorlesungen Böhmke's, Gellert's und anderer berühmter Lehrer der dortigen Hochschule. Es fehlten noch drei Monate an seiner Volljährigkeit, als Friedrich August am 16. Sept. 1768 aus seines Oheims Händen die Bügel der

Regierung empfing. Die teutschen Reichsangelegenheiten wurden jedoch, um die Collision mit dem Kaiser zu vermeiden, im Namen des Administrators fortgeführt. Am 17. Januar 1768 vermählte sich Friedrich August mit der Prinzessin Maria Amalie Auguste, einer Tochter des Prinzen Friedrich von Zweibrücken, die ihm am 21. Jan. 1769 die Prinzessin Marie Auguste gebar.

Den innern Landesangelegenheiten galt die Haupt Sorge des jungen Fürsten, nachdem er 1769 die Erbkronung empfangen. Besonders lag ihm die Förderung des Handels und der Gewerbe am Herzen. Er suchte in dieser Hinsicht manche Mängel zu beseitigen, die sich unter der bisherigen Administration eingeschlichen hatten. Das eingeholte Gutachten einer von ihm niedergelegten Commission unter dem Vorsitze des Conferenzministers von Wurmb bewog ihn, die schweren Imposten aufzuheben, die den Handel beeinträchtigt und furchtbare Unterthanen herbeigeführt hatten⁴⁾. Durch eine genaue Revision der Land- und Generalcasse wurden ebenfalls manche Mängel beseitigt. Dem Finanzwesen gab Friedrich August eine einfache und verbesserte Form durch die Errichtung eines neuen Instituts, das er 1773 unter dem Namen einer Generalhauptcasse ins Leben treten ließ. Dies Collegium, das unter seiner unmittelbaren Leitung stand und nicht nur die Übersicht über die bisher getrennten Kassen erleichterte, sondern auch die darauf angewiesenen Auszahlungen in ungehindertem Gange erhielt, gewann noch einen größern Wirkungskreis, als auch das Jurisdictions- und Rechnungswesen damit verbunden ward, das bisher zu den Functionen des Generalcassiercollegiums gehört hatte⁵⁾. Erhietes war am 24. März 1778 aufgehoben worden. In Folge eines Rescripts vom 7. Nov. 1782⁶⁾ vereinigte Friedrich August das Kammercollegium und das Bergcollegium mit der Generalhauptcasse zu einem Ganzen unter dem Namen eines geheimen Finanzcollegiums, welchem die Administration der Domänen und Realien und der daher stießenden Einkünfte, sowie des Bergwesens, mithin die Verwaltung des gesamten Staatshaushalts und die Aufsicht über alle Landestrafen übergeben ward⁷⁾. Dies geheime Finanzcollegium ward später (1800) in drei Departements getheilt, die ihre besondern Functionen erhielten. Dem mildesten Geiste seiner Regierung entsprach das von Friedrich August im December 1770 erlassene Rescript, nach welchem die Ketten in seinem Lande abgeschafft ward⁸⁾. Auf den Antrag seiner Stände erbaute er einige neue Zucht- und Arbeitshäuser in ähnlicher Weise, wie sie bisher zu Waldheim und Zörgau bestanden hatten. Für diesen Zweck ward das Schloß Dierstein zu Zwickau bestimmt⁹⁾. Als späterhin Zörgau zu einer Festung umgewandelt ward, ließ Friedrich August die dortigen Sträflinge nach dem Schlosse Zichenberg

1) Der Graf Marcolini starb als Cabinetsminister 1814 zu Prag. 2) Vgl. über die sächsischen Verbindungsbeschlagnahmen Friedrich August's die auf ihn verfaßte Lebensskizze v. A. v. Hermann (Dresden 1838).

3) Vgl. über diesen ausgezeichneten Staatsmann Schützengröb's Nekrolog, Jahrgang 1798, S. 101 fg. Gutschmid, geboren zu Rechen in der Oberlausitz, hatte Anfangs Absicht, dann die Rechte studirt, und hienach in Leipzig juristische Vorlesungen gehalten. Am 3. 1788 ward er als Hofrath und geheimer Referendar nach Dresden versetzt. Er nahm Antheil an dem hochstettener Frieden, ward 1763 Bürgermeister in Leipzig, nach in demselben Jahre aber von dem Kurfürsten Friedrich Christian nach Dresden gezogen und zum Instrutor Friedrich August's ernannt. Er starb als Cabinetsminister den 30. Dec. 1798 zu Dresden.

4) s. Hunger's Geschichte der Abgaben in Sachsen S. 35 fg. 5) s. Hunger a. a. D. S. 60. 6) s. Contin. Cod. Annot. 2. Abth. S. 29 fg. 7) s. Wölke in seinem Handbuch der Statistik des Königreichs Sachsen S. 293 fg. 8) J. Cod. August. 2. Fortsetzung. I. Th. S. 330 fg. 9) s. Schmeibler's Preussischer Verfassung des Kurfürstenthums Sachsen. I. Th. III. Theil. S. 92 fg.

bringen, die Waisen nach Langenbors bei Weissenfeld und die Hülfslosen und andere Unglückliche nach dem Sonnenstein bei Pirna. Dem Bettelwesen keuerte er durch die Errichtung von Arbeitshäusern. Noch wirksamer half er diesem Übel in spätern Jahren durch die Einführung einer Gend'armie in den einzelnen Kreisen seiner Staaten ab. Ein zweckmäßiges Institut war die im J. 1787 durch Friedrich August eingeführte Brandasscuranzordnung¹⁰⁾. Mit einem Aufwande von mehr als einer halben Million Thaler ward zur Errichtung der Handelsverbindungen im Innern des Landes ein Theil der Unkosten durch Kündel gemacht. Für die Bildung seines Volks sorgte Friedrich August durch eine bessere Organisation und liberale Unterstügung der drei Land- und Fürstenschulen in seinem Lande, sowie der Universitäten zu Leipzig und Wittenberg. In Leipzig, Dresden und Freiberg errichtete er noch besondere Schullehrerseminarien¹¹⁾. Dem Cabottenhause zu Dresden gab er, unter Mitwirkung des vereinten Generals von Christiani, eine neue und zeitgemäßere Organisation. So vermehrte er auch beträchtlich seine Militärmacht, die bei seinem Regierungsantritte kaum 20,000 Mann betragen mochte. Die bisherige Verpachtung der Justizämter hob er auf und trennte dadurch das Rentwesen völlig von der Rechtspflege in den Ämtern. Durch eine von ihm niedergelegte Commission ließ er an dem Entwurfe eines neuen Gesetzbuchs arbeiten. In den sächsischen Districten trat die Veränderung ein, daß die halbjährigen außerordentlichen Sitzungen des Appellationsgerichts, an denen auch einige Mitglieder der wittenberger und leipziger Juristenfacultät Theil genommen hatten, aufgeloben wurden und das Collegium selbst mit Vermehrung der wirklichen Appellationsräthe, wie die Landesregierung, in zwei Semestre getheilt ward. Die bisherigen Generalkriegsgerichte zu Dresden wurden in ein Generalkriegscollegium verwandelt. Von seiner landesherrlichen Fürsorge und weisen Sparsamkeit lieferte er einen Beweis, als er 1781 eine von den Landständen 1778, kurz vor Eröffnung des bairischen Erbfolgekrieges ihm dargebotene Urkunde, zwei Millionen auf den Landescredit aufzunehmen, zurückgab, und daß er 1799 eine ähnliche Urkunde, die er sechs Jahre zuvor beim Ausbruche des französischen Revolutionkrieges erhalten hatte, zurückzugeben im Stande war. Der sächsische Credit zeigte sich in dem Werthe, den die von Friedrich August ertheilten sächsischen Cassenbilleten und Landesobligationen auch nach ihrer spätern Erneuerung fortwährend behaupteten. Mit fürstlicher Freigebigkeit sorgte Friedrich August für die literarische und artistische Kultur in seinen Landen. In das sogenannte japanische Palais in Dresden verlegte er nicht nur die sehr schätzbare öffentliche Bibliothek, sondern auch das unter August II. sehr vermehrte Antikencabinet, nebst der unschätzbaren Sammlung von Gipsabgüssen, die der berühmte Mengs mit Erlaubnis des Papstes nach römischen Kunstwerken hatte abformen lassen. In dem anerkannten Rufe ihrer Trefflichkeit erhielt

sich auch die durch seine Freigebigkeit vermehrte dreöbener Gemäldegalerie.

In die erste Zeit seiner Regierung fällt ein Ereigniß, das an und für sich unbedeutend, ihm gewissermaßen einen Beschnack von den großen Streiftfragen geben sollte, in die er späterhin verwickelt ward. Die freundschaftlichen Verhältnisse Kursachsens zu dem österreichischen Hofe wurden einigermaßen gestört, als die Reichsgrafen von Schönburg, durch ebenfalsen Hof unterstützt, hinsichtlich der Herrschaften Glauchau, Waldenau und Lichtenstein sich der sächsischen Landes- und Lehnshoheit zu entziehen strebten¹²⁾. Die darüber schon seit längerer Zeit obwaltenden Streiftigkeiten erneuerten sich durch eine Schuldfrage, welche der preussische Graf von Finkelslein im J. 1777 gegen seinen Schwiegersoater, den Grafen Albert Christian Ernst von Schönburg, erhob. Dieser suchte und fand Hilfe bei dem österreichischen Hofe, dem er sich in die Arme warf, um der sächsischen Rechtspflege zu entgehen. Die Entscheidung des Reichsoberaths, an den er sich gewandt hatte, fiel günstig für ihn aus. Empört über die Anmaßungen des Grafen, die er lange mit Nachsicht ertragen, sandte Friedrich August eine militärische Creation nach der schönburgischen Herrschaft Glauchau. Der Graf aber, davon benachrichtigt, eilte nach Wien, wo er durch seinen Vortritt zur katholischen Kirche sich bei der Kaiserin Maria Theresia so in Gunst setzte, daß er von ihr mit Nachdruck unterstützt ward. Ein österreichisches Bataillon, das in Glauchau einrückte, führte den Grafen dorthin zurück. Die sächsischen Truppen hatten sich auf Friedrich August's Befehl, der die Mittelkeltigkeiten nicht vermehren wollte, wieder entfernt, und der Reichsoberle ward aufgespannt, wo sich bisher das sächsische Wappen gezeigt hatte. Diese Irrungen berendete, nach längerer Dauer, erst der Friede zu Teichen, worin die angeblichen Rechte der Krone Böhmens auf die schönburgischen Herrschaften dem Hause Kursachsen überlassen wurden.

Theils durch sein eigenes Interesse, theils durch die Gefahr, welche der teutschen Reichsverfassung von den Ansprüchen Österreichs an Baiern drohte, fand sich Friedrich August veranlaßt, an dem bairischen Erbfolgekriege Theil zu nehmen. Mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern war am 30. Dec. 1777 der letzte Zweig des Welfischen Mannstammes erloschen. Seine Schwester, die verwitwete Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, hatte als einzige Aboalerbin bereits am 1. Mai 1776 ihre Ansprüche an jene Erbschaft, die man auf 47 Millionen Gulden schätzte, ihrem Sohne Friedrich August gegen eine Erbdoon ihres Witwengeldes förmlich abgetreten. Auf die erlebigen Landen, in sofern sie Mannlehen waren, hatte jedoch die Kurbösische Linie oder der damalige Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der aus dem Hause Wittelsbach stammte, sein unbegrenztes Recht, theils vermöge der allgemeinen teutschen Erbverfassung, theils zu Folge eines im J. 1329 zu Pavia zwischen den beiden Wittelsbachischen Linien errichteten Theilungs- und

10) f. Pölig, Handbuch der Statistik des Königreichs Sachsen 64 fg. 11) f. Pölig a. a. O. S. 200 fg.

12) Bergische (Pinther's) Topographie von Schönburg S. 63 fg.

Erboertrages¹³⁾. Karl Theodor hatte daher die bairischen Lande in Besitz genommen, und wollte die Ansprüche Sachsens nicht gelten lassen. Um seine Erbschaftsrechte zu behaupten, hatte Friedrich August den Geheimrath von Jöhnen nach München geschickt, mit der Vollmacht, sich der Abtialgüter zu bemächtigen und die Verfestigung der Mobilien- und Archiobehältnisse zu besorgen¹⁴⁾. Der Abgeordnete fand indessen so viele Schwierigkeiten, daß er sich genötigt sah, im Namen Friedrich Augusts gegen die Weinrückigkeit der Rechte des sächsischen Hauses (sicherlich zu protestiren¹⁵⁾). Von dem wiener Hofe, an den sich der Kurfürst von Sachsen in seiner gerechten Sache gewendet hatte, erhielt er den unerwarteten Bescheid, daß die Kaiserin Marie Theresie als die älteste Regendentin ein Vortrecht vor der jüngern sächsischen habe¹⁶⁾. Friedrich August suchte Hilfe bei dem Könige von Preußen, der sich vielfach bemühte, durch Unterhandlungen mit dem Kaiser Joseph II. die Sache gütlich beizulegen, und als ihm dies mißlang, die Waffen ergriff, theils um seine eigenen Staaten zu sichern, theils die rechtmäßigen Ansprüche Kurfürstens zu unterstützen. Friedrich August ließ 22,000 Mann unter dem Grafen von Solms zu dem preussischen Heere stoßen¹⁷⁾, das von dem Bruder des Königs von Preußen, dem Prinzen Heinrich, befehligt, am 28. Juli 1778 über Rumburg in Böhmen einrückte, nachdem kurz zuvor, am 4. Juli, Friedrich II. selbst dahin von Schleien aus eingedrungen war. Zwei kaiserliche Heere, das eine von dem jungen kriegerischen Joseph II., das andere von dem Feldmarschall Grafen Laudon befehligt, hinderten das weitere Vordringen der vereinigten preussisch-sächsischen Truppen. Bei der festen Stellung, welche die Kaiserlichen, die sorgfältig jede offene Schlacht vermeiden, behaupteten, kam es zwischen ihnen und ihrem Gegnern nur zu einigen unbedeutenden Gefechten. Bericht am 13. Mai 1779 ward unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung der Friede zu Teschen geschlossen¹⁸⁾, nach welchem Friedrich August von Kurfürst sechs Millionen Gulden in 24 halbjährigen Terminen, gegen Vergütelung auf alle übrigen Ansprüche erhielt, und von aller Abtragung der bairischen Staats- und Familienschulden verschont blieb. Zugelanden ward ihm

zugleich die bisher von der Krone Böhmen behauptete Lehenhöheit über die schenburgerischen Herrschaften Wladan, Waldenburg und Lichtenstein.

Kaum waren einige Jahre nach diesem Frieden vergangen, als Joseph's II. Ausbegehrte übermal den Gedanken aufwarf, seine Macht durch Erwerbungen in Böhmen zu verstärken. Die immer weiter um sich greifenden Ansprüche Österreichs und die bereits erlangte Überlegenheit dieses Staates bezogen Friedrich II. die beiden Kurfürsten von Sachsen und Hannover zu einem Bunde einzuladen, der hauptsächlich die Aufrechterhaltung und Integrität der deutschen Reichsverfassung bezweckte. Ubergewogen von der Nothwendigkeit dieser Vortheilhaftigkeit beauftragte Friedrich August seinen Gesandten am kaiserlichen Hofe, den Grafen von Zinzendorf, mit dem Abschluß jenes Vertrages. Alle Gegenbemühungen Österreichs und Rußlands ungeachtet ward bald nachher, am 23. Juli 1785, der sogenannte Fürstenbund unterzeichnet, welchem außer Brandenburg und Hannover auch Friedrich August beitrug. Gemeinschaftlich mit den beiden genannten Kurfürsten verband er sich zur Aufrechterhaltung und Befestigung der deutschen Reichsverfassung, nach Maßgabe des westfälischen Friedensschlusses, der kaiserlichen Wahlkapitulation und der übrigen Reichsgesetze. Die Existenz des deutschen Fürstenbundes war eine der letzten Handlungen des großen Königs.

Für die Drangsale des bairischen Erbfolgekrieges, die, so kurz er auch gedauert, doch mehr Städte und Dörferkosten im sächsischen Erbgebirge hart getroffen hatten, erhielt Friedrich August einigen Ersatz, als ihm am 31. März 1780 durch den Tod des letzten Grafen von Mansfeld¹⁹⁾ drei Fünftel der Grafschaft Mansfeld, die über 200 Jahre den Kurfürsten sequestrirt worden waren, als erledigte Lehen anheimfielen. In der Verfassung der ihm zugefallenen Lande, deren Einkünfte nun in die kaiserliche Casse flossen, machte Friedrich August keine wesentliche Veränderung, außer daß er das Consistorium zu Eisleben aufhob, und die Geistlichkeit in Mansfeld dem leipziger Consistorium unterordnete. In ähnlicher Weise nahm Friedrich August 1793 nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Berth das Amt Walter-Wirburg in Besitz, welches derselbe als ein sächsisches Lehen befehligte hatte. Späterhin (1796) kam jedoch ein Reich zu Stande²⁰⁾, nach welchem er die Anwartschaft und die davon abhängenden Regalien über das erwähnte Amt erhielt, das Gesamtthum Anhalt aber mit demselben auf Neue belehnte.

Durch Kaiser Joseph's II. Tod am 20. Febr. 1790 gelangte Friedrich August zu der Würde eines Reichsfürstens, und errichtete demgemäß in Dresden eine Reichsvicaratscommission. Bei dieser Gelegenheit ward ein Streit erneuert, über den schon nach dem Tode Kaiser Karl's VII. verhandelt worden war, ob nämlich den Reichsfürstlichen das Recht zustehe, einen Reichstag auszu-

13) f. Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière. Pièces justificatives. No. 13. 14) f. Über Oberfürst. Durch. zu Sachsen rechtsergründete Ansprüche u. Beilage Nr. 22. S. 72 fg. 15) f. a. a. O. Nr. 23. S. 73 fg. 16) Marie Theresie gründete ihr angebliches Regendentrecht auf eine Doppeltheilung zwischen dem Erbprinzen Karl mit der einen Tochter des Herzogs Albrecht V. und des Kaisers Ferdinand mit einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern. 17) f. Exposition succedente de la conduite que S. A. Sérénissime Electoral de Saxe a tenue, à l'égard de la succession allodiale de Bavière et des engagements, qui en sont dérivés entre elle et S. M. le Roi de Prusse. (Dresde 1778. 4.) 18) f. Traité de paix entre S. M. l'Impératrice, Reine de Hongrie et de Bohême, et S. M. le Roi de Prusse, conclu et signé à Teschen le 13 Mai 1779, avec un article séparé etc. (Berlin 1779. 4.) *Motives*, Recueil etc. T. II. p. 1 seq. J. J. Moser, Der neueste Friedensschluß vom 3. 1779; mit Anmerkungen. (Frankfurt a. M. 1779. 4.) Neuf, Europäische Staatskanzlei. II. 2p. S. 131 fg.

19) Joseph Wenzel: I. über den Weis'schen Museum für die sächsische Geschichte. 3. Bd. 2. St. S. 53 fg. 20) f. die Auszüge aus diesem Reich in Leonhardi's Erbvertheilung von Sachsen. I. Th. S. 393 fg.

schreiben oder einen bereits versammelten unter ihrer Autorität fortzusetzen. Der Kaiserwahl Leopold's II. befestigte die Irrungen. Sein schneller Tod aber brachte dem Kurfürsten von Sachsen 1792 zum zweiten Male das Reichsvicariat. Der weit verbreitete Ruf seiner Regententugenden, namentlich seiner Milde, Redlichkeit und Umsicht, gab die Veranlassung, daß ihm 1791 eine Krone angeboten ward, welche sein Großvater und Großvater nur durch Geld und durch blutige Kriege hatten erkaufen und behaupten können. Es war die polnische Nation, die ihm diese Krone antrug. Welsch aufgeregt durch die Zeitverhältnisse und mißvergnügt über die fortwährende Einmischung Rußlands in ihre Angelegenheiten hatten die Polen, durch ihren König Stanislaus selbst dazu veranlaßt, auf einem Reichstage am 3. Mai 1791 sich zum Entwurf einer neuen Constitution vereinigt²¹⁾, die nicht nur die in Polen herrschende Religion, die Rechte des Adels, der Städte, der Bürger und Bauern, der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt u. s. w. genauer als bisher bestimmte, sondern auch über den König oder über die vollziehende Gewalt und über die Erblichkeit des Thrones mehrfache Erklärungen enthielt. In jener von Stanislaus selbst veröffentlichten und feierlich beschworenen Constitution heißt es unter andern: „Wir verordnen, daß nach unserm, der Gnade Gottes anheimgestellten Ableben, der jetzige Kurfürst von Sachsen in Polen König sein soll. Die Dynastie der künftigen Könige von Polen wird also mit der Person Friedrich August's, jetzigem Kurfürsten von Sachsen, ihren Anfang nehmen, dessen Nachkommen in hiesigen männlichen Geschlechte wir den polnischen Thron bestimmen. Der älteste Sohn des regierenden Königs soll dem Vater auf dem Throne nachfolgen. Sollte aber der jetzige Kurfürst von Sachsen keine Nachkommen männlichen Geschlechts erhalten, so soll auf den Fall der vom Kurfürsten mit Genehmigung der versammelten Stände für seine Prinzessin gewählte Gemahlin die Linie der männlichen Erbfolge auf dem polnischen Thron anfangen. Daber erklären wir die Marie Auguste Rejovucena, Prinzessin Tochter des Kurfürsten, zur Infantin von Polen; behalten aber dabei der Nation das seiner Präscription unterworfenen Recht vor, nach Erlösung des ersten Hauses auf dem Thron ein anderes zu wählen. — Jeder König wird bei seiner Thronbesteigung der Gottheit und der Nation den Eid leisten auf die Erhaltung gegenwärtiger Constitutionen und auf die pacta conventa, die mit dem jetzigen Kurfürsten von Sachsen, als ernanntem Thronfolger, werden abgeschlossen worden sein, und die ihn ebenso wie die alten verpflichten werden.“ Durch den nach Dresden gelangten Fürsten Adam Czartoryski war Friedrich August

die polnische Krone angetragen worden. Ungeachtet aber seiner Tochter dadurch die Succession auf dem polnischen Thron zugesichert worden war, sond er sich veranlaßt, sie abzulehnen, weil sich von Rußlands bisheriger Politik schwerlich eine Anerkennung der neuen polnischen Constitution erwarten ließ. Wie heillos dieser Entschluß für seine Lande und wie klug berechnet er war, bewies der gegen jene Constitution gerichtete targowicer Bund²²⁾ und das Schicksal Polens in den Jahren 1793—1795. Nach der Theilung dieses Reichs ward Friedrich August für das von seinen Vorfahren in Warschau erbaute sogenannte sächsische Palais und die dazu gehörigen Grundstücke von Preußen durch die Summe von 70,000 Dukaten entschädigt.

Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete Friedrich August die um diese Zeit in Frankreich ausgebrochenen Unruhen. Die Eintheilung des Reichs in 83 Departements und die neue Organisation derselben hatte die Rechte mehrerer teuthen Reichsstände im Elsas und in Lothringen so geschmälert, daß vielfache Beschwerden darüber laut wurden. Friedrich August durchschaute mit hellem Blicke die Lage der Dinge. Er begriff, was es auf sich habe, dem erwachten Freiheitsgefühle eines Volkes Schranken zu setzen und den Kören in seinem eigenen Lager anzugreifen. Bei den zu Regensburg geflohenen Verhandlungen rief er daher fortwährend zur Mäßigung und zu einer freundschaftlichen Ausgleichung der Mißbilligkeiten mit Frankreich. Ludwig's XVI. mißlungene Flucht im Juni 1791 hatte jedoch dem Gange der Dinge eine ernstere Wendung gegeben. Auf Friedrich August's Lustschlosse zu Pillnitz im August 1791 besichtigten der Kaiser Leopold II. und der König Friedrich Wilhelm II. die zwischen ihnen seit der reichensbader Convention obwaltenden Irrungen. Mit den genannten Fürsten vereinigte sich aber auch Friedrich August über die Maßregeln, welche ergriffen werden mußten, um die Rechte Ludwig's XVI. und seiner ausgewanderten Brüder, der Grafen von Provence und von Artois, zu schützen²³⁾. Friedrich August's Humanität ließ ihn die Lage des unglücklichen Monarchen als eine gemeinliche Angelegenheit aller europäischen Fürsten betrachten. Die französischen Flüchtlinge und namentlich die Verwandten des Königs unterstützte er reichlich, und scheute in dieser Hinsicht kein Opfer. Der Graf von Artois verdankte ihm die bedeutende Summe von 12,000 Thalern zur Fortsetzung seiner Reise, und als er späterhin in traurigen Umständen nach Leipzig kam, erhielt er ein abermaliges Geldgeschenk von dem Kurfürsten, der auch späterhin (1796) Ludwig XVIII., als er nach Leipzig reiste, auf seine Bitte die Summe von 12,000 Thalern anwies.

An dem zwischen Oesterreich und Preußen gegen Frankreich geschlossenen Bündnisse, dem im Febr. 1792 auch Rußland, England und Holland beigetreten waren, nahm Friedrich August, obgleich dazu eingeladen, keinen An-

21) Vgl. über diese Constitution und die Reichstagsverhandlungen die Schrift: Vom Entstehen und Untergange der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791 (ohne Druckort). 1793. 1. Th. S. 200 fg. Die Constitution steht auch in Jakob's Schrift: Peters Reichsverordnungen und letzte Verfügungen. (Wien 1803.) 1. Th. S. 107 fg. Jedoch ist zu bemerken, daß das Urtheil über jene Constitution in dem Buche: Polen und die Polen. (Breslau 1811.) S. 161 fg.

22) Augst. d. 25 u. 2. Gröf. Seiten. XLIX.

23) f. die Schrift: Vom Entstehen und Untergange der polnischen Constitution. 2. Th. S. 1 fg. 141 fg. 23) Vgl. Morison, Recueil des Traites etc. conclus entre la republique francaise. T. V. p. 35 seq. 24) s. Reich's Leutliche Reichsgeschichte. S. 23. S. 906.

theil. Er sah ein, daß jeder rasche Schritt gegen Frankreich nur dazu dienen möchte, die Wuth dieses fieberhaft erregten Landes zu vermehren. Daher wünschte er, jedem Bündnisse, das eine entschiedene Stellung in dieser Angelegenheit verrieth, fern zu bleiben, und wußte diesen Grundsatze mit eben so viel Energie als schonender Behutsamkeit durchzuführen. Seine Handlungsweise geht am deutlichsten aus einer ursprünglich in französischer Sprache geschriebenen Instruction hervor, die er seinem auswärtigen Gesandten mitgab. Darin heist es unter andern: „Das System Sr. Durchl. des Kurfürsten ist: unwandelbar bei den einmal angenommenen Grundsätzen zu beharren; soviel als möglich mit allen europäischen Mächten in gutem Vernehmen zu bleiben, durchgängig die Neutralität seiner Abkömmlinge, die Geradschheit der von ihm eingeschlagenen politischen Wege zu befolgen; auf keine Weise gerechte Ursache zum Mißtrauen zu geben; soviel von ihm abhängt, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und des allgemeinen Friedens beizutragen, einzig die Sicherheit und den Schutz seiner Staaten und die Aufrechterhaltung der deutschen Verfassung vor Augen zu haben; sich in keine Angelegenheit zu mischen, die mit diesen Gegenständen nicht in genauer Beziehung steht, sondern vielmehr so lange als möglich die größte Neutralität zu beobachten, mithin auch sich nicht die Hände binden zu lassen durch irgend einen Vertrag, der ihn von seinem eigenen Interesse hinweg und zu fremden Händeln hinzieht, und ihn von den Sorgen um die Regierung seiner Staaten ablenken könnte. Der Beitritt des Kurfürsten zu dem deutschen Bunde ist durchaus nicht als eine Abweichung von diesem System zu betrachten.“

Nach diesen Grundsätzen stellte Friedrich August, ohne dem vorhin erwähnten Bündnisse zwischen Österreich und Preußen beizutreten, in dem Feldzuge gegen Frankreich nur das ihm abverlangte, Anfangs dreifache, dann fünfsache Reichscontingent. Aber die Stellung dieses Contingents schloß er am 7. Febr. 1793 zu Berlin noch einen besondern Vertrag mit Preußen. Die sächsischen Truppen, befehligt von dem Herzoge von Braunschweig, wohnten der Belagerung von Mainz bei und suchten mit Unterstützung der Pirmasens- und Kaiserslautern, mußten jedoch auch die Mühseligkeiten und Verluste jenes überreichten Zeitzeugen theilen, den der Herzog von Braunschweig bald in einen Rückzug veranlaßte. Nach dem zwischen Frankreich und Preußen geschlossenen Frieden zu Basel und dem Vergleiche über eine Demarkationslinie, die das nördliche Deutschland vor den Kriegsbraganten sichern sollte²¹⁾, vereinigte Friedrich August, der jenen Separatvertrag mit der Reichsverfassung für unnothig hielt, sein Contingent mit dem österreichischen Heere unter dem General Clairfaut. Erst als die Franzosen 1796 über den Rhein gegangen waren, rief er seine Truppen zurück, die er jedoch noch in demselben Jahre wieder an den Rhein sandte, wo sie an dem Siege des Erzherzogs Karl bei Wetzlar den 13. Juni 1796 Theil nahmen. Nach den von den

französischen Generalen Moreau und Jourdan in Deutschland erfochtenen Siegen waren Baden, Württemberg und andere Reichskreise des südlichen Deutschlands durch Verträge mit Frankreich von der Fortsetzung des Krieges zurückgetreten. Friedrich August ließ hierauf sein von der österreichischen Armee zurückgegangenes Contingent an den südlichen Grenzen des ober-sächsischen Kreises stehen, den zu Erlangen am 13. Aug. 1796 einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag geschlossen hatte²²⁾. An dem Congreß zu Rastatt und dem in Regensburg gehaltenen Entscheidungsgesellschaft, das dem Frieden zu Wien folgte, nahm Friedrich August nur in der Eigenschaft eines Reichsdeputirten Theil, zeigte aber seine Wohlthätigkeit und Gerechtigkeitsliebe bei der vorurtheilsfreien Berücksichtigung der Stände, die durch die Secularisation ihre bisherige politische Selbständigkeit verloren hatten. Während der Kriege in Italien und dem südlichen Deutschland erstreckte sich der Kurfürst in seinen Landen eines ungebrochenen Friedens. Gestört ward diese Ruhe eingenommen, als ihn seine Verbindung mit Preußen nöthigte, den Truppen dieser Macht bei dem neuen Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Frankreich im J. 1805 den freien Durchzug durch seine Lande zu gestatten. Friedrich August blieb völlig neutral bei diesem Kampfe. Doch sicherte er seine Grenzen durch die Aufstellung eines Corps von 15,000 Mann. Die kurfürstliche Würde betrat er auch da noch bei, als nach der Stistung des Rheinbundes, die nach der Auflösung der deutschen Reichsverfassung durch Napoleon eintrat, Franz II. 1806 dem deutschen Kaiserthron entsagte²³⁾. Durch seine Verhältnisse zu Preußen war jedoch Friedrich August, als dieser 1806 Frankreich den Krieg erklärte, genöthigt, 22,000 Mann Hilfsstruppen zu stellen. Unter dem Befehl des Fürsten von Hohenlohe vereinigten sie sich in Thüringen mit der preussischen Heere²⁴⁾, mußten aber, als sich dies Heer in allen seinen Stellungen von den Franzosen überflügelt sah, nach der entscheidenden Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oct. 1806 der feindlichen Übermacht weichen.

Werkwürdig ist ein noch vor jener Schlacht aus seinem Hauptquartier zu Gredersdorf erlassener *Königlicher Anweisung* an die Sachsen, in welchem er ihre und ihres Kurfürsten Unabhängigkeit gegen Preußen zu sichern vertrug²⁵⁾. „Sachsen!“ heist es in jener Proclamation, „die Preußen haben euer Land überfallen. Ich betreue dasselbe, um euch zu befreien. Sie haben gewaltsam das Band eurer Truppen aufgelöst, und ihrer Armee angefallen. Ihr sollt euer Blut vergießen, nicht nur für ein fremdes, sondern sogar für ein euch entzogenes Interesse. Meine Armeen waren eben im Begriff, Deutschland zu

21) *J. Martens, Recueil des Traites etc. conclus entre la république française etc. T. I. p. 299. org.*

22) *J. Pöfsselt's Europäisches Annalen. Sept. 1796. S. 333. 26. Samml. die Stistung des Rheinbundes betreffend, dessen den findet man in Binkopp's Schrift: Die rheinische Conföderation, nach allen erläuternden, und das Kaiserthum der deutschen Bundes in seiner Gesamtheit beschleunigten Urkunden und Actenbüchern. (Frankfurt a. M. 1808.) Bgl. Pöfsselt, der Rheinbund, historisch und kritisch dargestellt. (Erlang. 1805.) In dem Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee im Jahr 1806. (Weimar 1807.) Oberbergers Jahrbücher. 1809. 52. St. 20. 1. Politisches Journal. Octobr. 1806. S. 1061 ff.*

verlassen, als euer Gebiet verlegt wurde; sie werden nach Frankreich zurückkehren, wenn Preußen eure Unabhängigkeit anerkannt und den Planen entsagt hat, die es gegen euch im Schilde führt. Sachsen! euer Fürst hatte sich bis jetzt gewiegert, solche pflichtwidrige Verbindungen einzugehen; wenn er sie seitdem einging, so würde er durch den Einfall der Preußen dazu gezwungen. Ich war taub gegen die eitle Herausforderung, welche Preußen gegen mein Volk richtete, so lange taub, als es nur auf seinem Gebiete in Waffenrüstung trat; dann erst, als es euer Gebiet verließ, hat mein Minister Berlin verlassen. Sachsen! euer Loos liegt jetzt in eurer Hand. Wollt ihr in Zweifel stehen zwischen denen, die euch unterjochen, und denen, die euch schützen wollen? Keine Fortschritte werden die Erstzuck und Unabhängigkeit eures Fürsten, eurer Nation beschaffen. Die Fortschritte der Preußen würden euch ewige Fesseln anlegen, heute würden sie die Kasse, morgen die Ufer der Elbe verlangen. Doch was sage ich? Haben sie nicht Alles verlangt? nicht schon längst versucht, euren Herrscher zur Anerkennung einer Oberherrschaft zu zwingen, die, unmittelbar euch aufgelegt, euch aus der Kette der Nationen reißen würde? Eure Unabhängigkeit, eure Verfassung, eure Freiheit würden dann ein bloßer Gegenstand der Erinnerung sein, und die Nation eurer Vorahren, der tapfern Sachsen, würden sich entrücken, euch ohne Widersehe von euren Nebenbuhlern unter das Joch so lange vorbereiteter Knechtschaft gebeugt, und euer Land zu einer preussischen Provinz herabwürdigt zu sehen."

Dem Kurfürsten Friedrich August empfahl sich Napoleon, als er am 1. Oct. 1806 die in der Schlacht bei Jena gefangenen sächsischen Officiere und Soldaten nach ihrem Verhörsprechen, nicht wieder gegen ihn zu dienen, in ihre Heimath jähren ließ. Eine zu Langensalza von französischer Seite erlassene Proclamation erklärte die Neutralität des sächsischen Staates³⁹⁾. Friedrich August war eben im Begriff, mit seinem Hofe Dresden zu verlassen und sich nach Prag zu begeben, als ihm am 17. Oct. in einem eigenhändigen Schreiben Napoleon's Neutralität und freundschaftliche Behandlung angeboten ward⁴⁰⁾. Friedrich August sah ein, daß sein Land, nachdem Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg und andere preussische Festungen sich ergeben und der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau capituliert, von Preußen keinen Schutz mehr erwarten konnte. Dennoch jögerte er, seine Truppen von dem preussischen Heere zurückzuführen. Als aber der Major Thielmann ihm die Erklärung Napoleon's überbrachte, daß der Kaiser, falls dies nicht sofort geschähe, Sachsen feindselig behandeln werde, mußte sich Friedrich August der Nothwendigkeit fügen. Er trennte seine Truppen von der preussischen Herrschaft, unterließ jedoch nicht, sich wegen dieses Schrittes bei Friedrich Wilhelm III., so gut er konnte, zu entschuldigen.

Mit schweren Opfern mußte Friedrich August die von Napoleon erklärte Neutralität seines Landes erkaufen. In Leipzig wurde durch den Marschall Davaux auf alle englische Bearen und Gelder, sowie auf die gesammelten Magazin- und Pulvervorräthe Beschlagn gelegt. Einmal schonender ward Dresden behandelt. Zwar wurden alle Posten, mit Ausnahme des Schloßes, von bairischen Truppen besetzt, in der innern Polizei allgemeiner Landesadministration jedoch keine Abänderung getroffen. Das Gouvernement der Stadt übernahm der französische Kammerherr und Oberlieutenant Thierd⁴¹⁾. Den sächsischen Landen ward von Napoleon eine Contribution von 25 Millionen Franken (7,053,358 Thlr.) auferlegt, wovon Friedrich August edelmüthig ein Drittel selbst übernahm. Auch durch Vorküsse aus seinen eigenen Cassen und durch Naturalieferungen von seinen Kammergütern suchte er den Druck des Landes zu mildern. Zur Eintreibung der Requisitionen waren in mehreren sächsischen Städten, namentlich in Dresden, Leipzig, Wittenberg und Naumburg, französische Intendanten angestellt worden. Zum Abschluß des Friedens mit Frankreich hatte der Kurfürst den Oberkammerherrn Grafen Bose nach Berlin geschickt, dem aber dort von französischer Seite so viele Hindernisse in den Weg gelegt wurden, daß die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem entscheidenden Ziele führen wollten. Vielleicht war dies eine Folge der Empfindlichkeit Napoleon's über den vergebens erwarteten Empfang des Kurfürsten in Wittenberg. Friedrich August entschloß sich daher zu Anfang des November 1806 selbst nach Berlin zu reisen, um den Kaiser persönlich zu sprechen. Er kam indessen dort erst an, als Napoleon jene Reskripte bereits verlassen und wegen des Vordringens der Russen nach der Weichsel sich nach Polen begeben hatte. Dort ward der Friede zwischen Frankreich und Sachsen von dem Marschall Duroc, dem nachherigen Herzog von Friaul, und dem Oberkammerherrn Grafen Bose, dem nachherigen Cabinetsminister der auswärtigen Angelegenheiten, am 11. Dec. 1806 unterzeichnet⁴²⁾.

Zu den nähen Bestimmungen des erwähnten Friedens gehörte der erklärte Beitritt des Kurfürsten zum Rheinbunde. Friedrich August machte, nach den ausdrücklichen Worten des zweiten Artikels, „durch diesen Beitritt alle Gerechtsame und Verpflichtungen der Confederation vom 12 Juli 1806 zu den seinigen, in gleichem Maße, als wenn er gleich Anfangs bei besagtem Tractat ein contrahirender Theil gewesen wäre." Mit der Annahme des Königtitels erhielt er in dem Collegium der Bundesversammlung und in der Reihe der Könige seinen Sitz nach der Ordnung seiner Einführung. Dies war im dritten Artikel bestimmt worden. Nach dem vierten versprach Friedrich August, ohne vorherige Einwilligung des Rheinbundes, unter keiner Bedingung den Truppen irgend einer nicht zum Bunde gebörenden Macht den

39) Dieser Armebefehl steht in der Schrift: Das wichtigste Jahr der preussischen Monarchie, aus officiellen Berichten. (Berlin 1808.) I. Bd. S. 344. 30) f. Allgem. Zeitung, 1806, Nr. 304. S. 1215.

41) f. Das wichtigste Jahr der preussischen Monarchie. I. Bd. S. 400 fg. Allgem. Zeitung. 1806, Nr. 312. S. 1247 fg. 42) f. Willepp, Der rheinische Bund. 3. Heft. S. 467 fg. Politisches Journal. Januar. 1807 S. 57 fg.

Durchzug durch sein Land zu gestatten. Zu einer besondern Vereinigung des Friedens machte Napoleon in dem fünften Artikel, daß die Ansiedlung des katholischen Gottesdienstes in dem ganzen Königreiche Sachsen der Ausübung des lutherischen Cultus gleichgestellt werden, und die Bekenner beider Religionen, ohne Einschränkung, die nämlichen bürgerlichen und politischen Rechte genießen sollten. Ein künftiger Friede mit Preußen enthielt, nach dem sechsten Artikel, für jenen Staat die Verbindlichkeit, den von der Niederlausitz völlig eingeschlossenen kottbuser Kreis an Sachsen abzutreten. Dagegen versprach Friedrich August an einen von Napoleon noch zu bezeichnenden Fürsten ein an Bevölkerung und sonst jenem Kreis gleichstehendes Gebiet zwischen Elbsfeld und Eulstorf einzuräumen, dessen Grenzen durch gegenseitig ernannte Commissarien nach Auswechslung der Ratificationen bestimmt werden sollten. Das Bundescontingent ward nach dem achten Artikel für den Fall eines Krieges auf 20,000 Mann von allen Waffengattungen festgesetzt. Der neunte Artikel bestimmte, daß für den gegenwärtigen Feldzug der sächsische Staat, mit Rücksicht auf die stattgehabten Ereignisse, nur 6000 Mann an Infanterie, Cavallerie und Artillerie und zwölf Kanonen stellen sollte. Nach dem zehnten Artikel endlich sollten alle Contributionen mit dem Augenblicke der Unterzeichnung des Friedens cessiren.

Das Beispiel anderer Fürsten, die ihren Beitritt zum Rheinbunde zur Vergrößerung ihrer Lande aus der Masse der französischen Eroberungen benutzten, war für Friedrich August keine Forderung, sich auf Kosten anderer Mächte zu bereichern. Der früher erworbene Kammerherr Graf Basse hatte vielmehr von ihm bei der Unterhandlung mit Napoleon die ausdrückliche Weisung erhalten: er möchte bei den erwanigen Ländervergrößerungsanträgen von Seiten des Kaisers immer vor Augen haben, daß der Kurfürst von jedem ehrgeizigen Streben nach Vergrößerung auf fremde Kosten weit entfernt sei und bleiben werde.

Seinem Volke machte Friedrich August die Erhebung des bisherigen Kurfürstenthums zu einer Monarchie und die Annahme der Königswürde durch eine am 20. Dec. 1806 veröffentlichte Proclamation bekannt, worin es unter anderem hieß: „Nachdem durch die allweise Vorlesung Gottes es dahin gekommen ist, daß die bisherigen kurfürstlichen Lande zu einem Königreiche erhoben worden sind, so wird der Allerdurchlauchtigste und Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich August, als König von Sachsen feierlich ausgerufen, und dieses seinem getreuen Volke kund und zu wissen gethan.“ Bis auf die Modificationen, welche die Auflösung der teutschen Reichsverfassung und der Friede zu Posen herbeigeführt hatten, blieb die Verfassung des sächsischen Staates, in welchem Friedrich August durch seinen Beitritt zum Rheinbunde die Souveränität erlangt hatte, im Wesentlichen fast unverändert, während die meisten übrigen Staaten des Rheinbundes obgleich neu organisiert worden waren. Einer solchen Umgestaltung bedurfte Sachsen kaum, da dieser Staat weder im Inneren durch Ländertausch und Länderzuwachs, noch im Aeußeren durch mediatisirte Fürsten verändert worden war. Im Mai 1807 bestätigte Friedrich August die bisherige Lan-

desverfassung und die in selbiger gegründeten Rechte. Ein bereits von ihm erlassenes Rescript, die Gleichstellung des religiösen Cultus der Katholiken und Protestanten betreffend, enthielt „zu desto mehr Beruhigung der getreuen Unterthanen der augsburgischen Confession“ die Erklärung, daß sie „bei ihren Kirchen, Gottesdiensten, Ceremonien, Gebräuchen, öffentlichen Lehr- und Unterrichtsanstalten, Beneficien, Einkünften und Ausungen, auch pious causis ungestört gelassen und ohne Abbruch geschützt werden sollten.“ Der Religionsedict ward für die weltlichen Staatsdiener aufgehoben und nur noch bei der Geistlichkeit, den Schullehrern und den Akademikern beibehalten. Am wenigsten waren bei jenen kirchlichen Angelegenheiten die Reformirten berücksichtigt worden, die erst mehrer Jahre später (1811) gleiche Rechte mit den Lutheranern und Katholiken erlangten. In Bezug auf die Rechtspflege trat die Änderung ein, daß das bisher den kaiserlichen Hofrathsräthen zustehende Recht, Notare zu ernennen, den beiden Juristenfacultäten zu Leipzig und Wittenberg und dem Magistrat zu Leipzig zugesichert, sowie auch alle fremde Lebensherrlichkeit in ganz Sachsen aufgehoben ward. Zu einer neuen geographischen Einteilung und leichter Uebersicht der Staatsadministration, sowie zur Abtheilung mancher Inconvenienzen und Mißbräuche“) geschah ein wichtiger Schritt, als auf einem Landtage im J. 1811 eine allgemeine Union aller sächsischen Provinzen zur Sprache kam“).

Die Verpflichtungen Friedrich Augusts als Mitglied des Rheinbundes forderten von ihm eine Maßregel, die nach seinen rechtlichen Gefinnungen für ihn verlegend und schwer sein mußte. Die Fortsetzung des Krieges zwischen Frankreich und Preußen und Rußland nöthigte ihn, da in dem Frieden zu Posen bestimmte Contingent von 6000 Mann zu stellen, welches Napoleon gegen Friedrich Augusts ehemaligen Bundesgenossen, den König von Preußen, führte, der selbst erklärt hatte, daß er seinen Verbündeten nicht länger schügen könne. Die sächsischen Truppen unter dem Befehle des Generals von Polenz zogen sich im Mai 1807 bei der Belagerung Danzigs auf, und halfen die Capitalstadt dieser Festung befördern. Auch in der Schlacht bei Friedland gegen die Russen am 14. Juni 1807 thaten sie sich rühmlich hervor. Einen Länderzuwachs erhielt Friedrich August nach dem zwischen Frankreich, Rußland und Preußen geschlossenen Frieden zu Tilsit am 8. Juni 1807. Preußen trat ihm den kottbuser Kreis ab“) und verzichtete zugleich auf alle Besitzungen Sachsens und des hauseigenen Antheils auf dem rechten Elbufer. Durch ein Decret vom 25. Sept. 1807 nahm Friedrich August den von der Niederlausitz völlig

33) Dazu gehörte unter andern die bisherige Steuerbefreiung der Rittergüter. Vergl. Art. 18, aber über die Aufhebung der Steuerfreiheit und eine gleiche Vertheilung der Steuern in den königlichen Sachsen. (Dresden 1811.) 34) f. Allg. Anz. 1811, Nr. 78. 35) f. Pöhl, Handbuch der Erbkaiserthum der sächsischen Sachsen. (Leipzig 1810.) S. 360 ff. Was der königl. sächsische Haus Sachsen an den ehemaligen preussischen herrschaftlichen Territorien und Päch gewonnen? (In den Berichts. System. Jahrb. 1808. S. 337 ff.)

endawirten kottbuscher Kreis in Besitz³⁷⁾, den er jedoch nach einem Recept vom 29. Nov. 1808 den sächsischen Landen nicht einverleibte³⁸⁾, sondern ihm seine bisherige Befassung und das dort gültige preussische Recht befesten ließ. Für die Einverleibung des genannten Kreises in seine Staaten hatte jedoch Friedrich August, wie früher erwähnt, nach dem Friedensschluß zu Polen sich verpflichtet, einen Länderdistrikt in Thüringen zu Napoleon's Disposition zu stellen. Als dieser daher auf der Rückreise vom Zilsitz nach Paris in Dresden verweilte, kam dort zwischen ihm und Friedrich August am 22. Juli 1807 über diese Angelegenheit ein besonderer Traktat zu Stande. Die darin festgestellten Bedingungen wurden in einer spätern Convention zu Leipzig am 19. März 1808³⁹⁾ dahin geändert, daß Friedrich August das Amt Gommern, die Grafschaft Barby, das Ritterguthum an der Ganderhschaft Treppert und Voigt's Doria, und das ganze sächsische Mansfeld, bis auf Artern, Rockhardt und Bornhardt, welche dem thüringischen Amte Sangerhausen einverleibt wurden, an Westfalen abtrat. In den genannten Staat zahlte Friedrich August, als Entschädigung für die verzögerte Übergabe, 200,000 Franken, und überließ dem von Napoleon eingesetzten Könige von Westfalen alle Einkünfte der abgetretenen Distrikte.

Dem Kaiser Napoleon empfahl sich Friedrich August, als er ihn während seiner Anwesenheit in Dresden zum Ritter des damals von ihm gestifteten Ordens der sächsischen Reutenkrone ernannte⁴⁰⁾. Dafür stellte der Kaiser die für frei erklärte Stadt Danzig unter sächsischen und preussischen Schutz. Friedrich August ward für seine Person zum Herzoge von Warschau erklärt, einem aus abgetretenen polnisch-preussischen Besetzungen gebildeten neuen Staate, aus den Provinzen gebildet, die in den drei Theilungen Polens in den Jahren 1773—1794 an Preußen gekommen waren. Friedrich August schien sich dieser beiden Erwerbungen nicht sonderlich zu erfreuen, die er mit einem gewissen Mißtrauen und mit der Ahnung, sie wieder zu verlieren, annahm. Dem neuen Herzogthume Warschau bestimmte der Friede zu Zilsitz eine Verfassung, welche die Freiheiten und Gesetze der dortigen Einwohner schützte, ohne die Ruhe der benachbarten Staaten zu gefährden⁴¹⁾. Die Communication des Herzogthums mit seinen sächsischen Erblanden erleichterte dem Könige Friedrich August die freie Bewegung einer Militärtruppe durch Preußen. Von der Verfassung des neugeschaffenen

Staates wurden ihm größte Rechte zugesandt, als die bisherigen Könige von Polen gehabt hatten. Die herzogliche Krone ward erblich in der Person Friedrich August's, seiner Erben und Nachfolger, nach der im sächsischen Hause eingeführten Erbfolgeordnung. Ihm gehörten die Functionen der vollziehenden Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung, sowie die Initiative der Gesetze. Er konnte willkürlich einen Theil seiner Gewalt einem Vicekönige übertragen, oder einen Präsidenten des Ministeriums ernennen. Er berief, prorogirte und verlegte die Verammlung des allgemeinen Reichstages, so auch die Landtage und Gemeindeversammlungen. Die im Verhältnisse zu den nöthigen Ausgaben und unbedeutenden Gehältern der herzoglichen Krone bestanden in einem jährlichen Einkommen von sieben Millionen polnischen Gulden (ungefähr 4 Gr. oder 18 Kreuzer), halb aus Landgütern und Domänen, halb aus den öffentlichen Schatz angewiesen, und in dem königlichen Palaste und sächsischen Palais zu Warschau. Die Leibeigenschaft ward abgeschafft und jeder Bürger dem andern vor dem Gesetze völlig gleichgestellt. Staatsreligion war die katholische, neben welcher aber alle andern Confessionen geduldet wurden. Der Code Napoleon ward als Gesetzbuch für das neue Herzogthum und die bewaffnete Macht derselben auf 30,000 Mann bestimmt. Friedrich August theilte einen Theil der Truppen des Herzogthums nach Sachsen ziehen und sie durch eine gleiche Anzahl sächsischer Krieger ersetzen. Seinem Bevollmächtigten, dem sächsischen Commissar Grafen Guteskowsky, übergab der Generalintendant der französischen Armee, Darn, am 17. Sept. 1807 dem Großfürsten des Herzogthums Warschau, zu dessen Organisation der sächsische Minister Graf von Schönelb kurz vor der Ankunft Friedrich August's in Warschau die nöthigen Anstalten traf. Er veröffentlichte die am 23. Sept. 1807 datirte Proclamation Friedrich August's an die Einwohner von Warschau⁴²⁾ und ernannte den neuen Staatsoberhaupt unter dem Vorhabe des Marschalls Malachowsky. In Bezug auf die ehemaligen preussischen Beamten erklärte Friedrich August⁴³⁾, daß sie, in Folge der neuen Constitution, in sofern sie nicht Bürger des Herzogthums Warschau wären, auf keine Wiederanstellung rechnen könnten. Ernstlich beschäftigte er sich mit der Organisation des neuen Staates, als er am 11. Nov. 1807 eintraf.

Von großer Wichtigkeit, nicht bloß für die Regulirung der militärischen Durchmärsche, sondern auch für den sächsischen Handel, war eine Convention, welche zu Elbing am 13. Oct. 1807 die Communicationstrasse zwischen Sachsen und Warschau, nach Weggabe des Friedens zu Zilsitz, näher bestimmte⁴⁴⁾. Abgeschlossen ward dieser Vertrag von dem Marschall Gout, als französischem Bevollmächtigten, und von dem General von York und dem Oberlieutenant Grafen von Dönhoff als preussischen Abgeordneten.

Es geschah auf Napoleon's Veranlassung, den die politische Krisis im Sommer des Jahres 1808 und die

41) f. Augm. Zeitung, 1807. Nr. 291. S. 1184. 42) f. ebend. 1807. S. 288, 1151 fg. 43) f. ebend. 1808. Nr. 55. 44) f. ebend. 1808. April. S. 37 fg.

37) f. Winkopp, Der Rheinbund u. 1807. II. St. S. 316. 38) f. Pöhl, Statistik des Königreichs Sachsen. S. 261 fg. 39) f. Fremy's und Jasp's Germania. 2. Bd. I. St. S. 204 fg. 40) f. Pöhl, Statistik von Sachsen. S. 284 fg. Sein Rauten ertheilte jener Orden von dem alten Wappen der Herzoge von Sachsen, von den über fünf schwarze Querspalten im gelben Felde schräg hinklaufenden kreuzförmigen Rissen, die man einen Rautenrand zu nennen pflegte. Eine in allen Ehren ausgedehnte Ehre ertheilte nämlich: Als der Herzog Bernhard von Sachsen 1181 vor dem Kaiser Friedrich I. erschienen, habe dieser einen Rautenrand, mit dem er der Sonnenberg wegen sein Haupt bedeckt, dargebracht, ihn über den Schild des Herzogs mit den aufsteigenden schwarzen und goldenen Balken gedrängt und ihn beweihe zum Wappen bestimmt. 41) Wg. Politisch. Journal. 1807. September. J. D. Hof, Die Zeiten. 1808. December. S. 314 fg.

Kriegserüstungen Österreichs besorgt machten, als Friedrich August seine Truppen in zwei Lager, bei Pirna und Bautzen, zusammenzog. Sie lebten inessen bald wieder in ihre Standquartiere zurück, nachdem Napoleon mit dem Kaiser Alexander von Rußland zu Erfurt am 27. Sept. 1808 eine feierliche Zusammenkunft gehabt hatte. Die angesehensten Fürsten des Rheinbundes erschienen auf jenem Congresse. Mit ihnen setzte sich Napoleon auf einen Fuß, der ihm für den Fall eines ausbrechenden Kriegs mit Österreich die gewünschten Mittel an die Hand gab. Der Kampf ward dadurch nur verzögert, doch nicht aufgehoben. Bereits im Frühjahr 1809 eröffnete Österreich, um seinen ehemaligen Einfluß auf Teutschland und Italien wiederherzustellen, den Krieg gegen Frankreich und die Fürsten des Rheinbundes. Im März drangen die österreichischen Heeresmassen in Bayern und in das Herzogthum Warschau ein. Friedrich August erklärte hierauf, zugleich mit den meisten Fürsten des Rheinbundes, den Krieg gegen Österreich. Er stellte seine Truppen unter den Befehl Bernadottes, des damaligen Fürsten von Ponte Corvo und nachherigen Königs von Schweden. Das sächsische Contingent bewährte seine frühere Tapferkeit in dem Gefechte bei Lützen und in der Schlacht bei Bagram⁴⁴⁾. Gegen 12,000 Mann, theils Polen, theils Sachsen, standen unter dem Befehle des Fürsten Poniatowski, als der Erzherzog Ferdinand im April 1809 mit 30,000 Österreichern von Galizien aus in dem Herzogthum Warschau vordrang. Der Muth, den jene Truppen in dem Treffen bei Raszyn bewiesen, erlag der feindlichen Uebermacht. Poniatowski mußte die Stadt Warschau durch Capitulation dem Erzherzoge überlassen⁴⁵⁾. Der Verlust, den die österreichischen Waffen erlitten, war jedoch von keiner Dauer. Poniatowski's Einfall in Galizien eifte die dortigen Polen zu den Waffen. Nach manchen erlittenen Verlusten mußten die Österreichischen Warschau und Polen wieder räumen. Napoleon's entscheidender Sieg bei Bagram führte einen Waffenstillstand und später, am 14. Oct., den Wiener Frieden herbei.

Während dieser Vorgänge hatte Friedrich August Sachsen verlassen, wo ihm nur eine geringe Heeresmacht zu Gebote stand, die sein Land nicht hinreichend bedecken konnte. Ueberdies drohte ihm Gefahr durch die Nähe der böhmischen Grenze. In Frankfurt am Main suchte er Sicherheit für sich und die Seinen. Er verweilte dort vom 18. Juni bis zum 8. August. Seine Gebirde waren, trotz der Entfernung vom eigentlichen Kriegsschauplatz, doch nicht von feindlichen Streifjügen und andern Drangsalen verschont geblieben. Unterstützung durch englische Subsidien drang der kühne Herzog von Braunschweig bis mit einem Häuflein tapferer Männer in Böhmen, und mit zwei österreichischen Heereabtheilungen gegen Norddeutschland vor, um seine von Napoleon ihm entzogenen Gebirde mit gewaffneter Hand wieder zu erobern. Mit den Truppen, die er in Leipzig und Dresden

angeworben, erzwang er sich Lieferungen, und schlug sich mit seinen Anhängern bis nach Elstfeld durch, wo er sich nach England einschiffte⁴⁶⁾. Einen ähnlichen, ebenso abenteuerlichen Zug im Geiste eines Partigianen, unternahm der preussische Major Ferdinand von Schill⁴⁷⁾ nach Bittenberg, von wo er sich aber bei den dort getroffenen Vertheiligungsanstalten über die Elbe zurückziehen mußte und nach mehreren vertheilten Plänen zu Stralsund im ungleichen Kampfe fiel.

In dem von Österreich mit großen Opfern erlittenen Wiener Frieden, den der Fürst Johann von Liechtenstein und der Graf Gampagny am 14. Oct. 1809 unterzeichnet, erhielt Friedrich August von Napoleon für das ihm bewiesene treue Anhänglichkeit⁴⁸⁾ das von Österreich abgetretene Bessgalizien, den jamaeker Kreis in Hispanien und die Stadt Akrata mit einem dazu gehörigen Bezirke. Die wichtigen Salzwerke von Wietzla blieben im gemeinschaftlichen Besitze Österreichs und des Herzogthums Warschau, das durch jenen Einkommensverlust gegen 920 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern vergrößert und in vier neue Departements getheilt worden war. Diese Erweiterungen beschleunigten indessen den im Innern des Herzogthums geborenen Mangel nicht. Die Staatsbedürfnisse waren so gestiegen, daß Friedrich August sich genöthigt sah, am 1. Dec. 1810 ein Papiergeld zu neun Millionen polnischer Gulden zu stiften, mit im folgenden Jahre (1811) eine Anleihe von 12 Millionen Francs für Warschau aufzunehmen. Einen Zufluß erhielten Friedrich August's Einkünfte, als ihm nach Auflösung des teutschen Ordens am 24. April 1809 die Balli Thüringen zuviel, über die er schon früher die Oberhoheit ausgeübt hatte. Späterhin (1811) nahm er auch die in den Niederlanden gelegenen Erbschatzgründland und Edenlandorf in Besitz, deren Einkünfte seitdem in die sächsische Kammer flossen. Er gerieth jedoch bald über in mehrer Nebeligkeiten mit Preußen, die erst in der allgemeinen politischen Umwälzung des Jahres 1813 völlig beseitigt wurden.

Zu den vielen theils ansehnlichen, theils neu geschaffenen Königen und Fürsten, dem Kaiser Napoleon zu Paris einen Besuch abstellten, gebörte auch Friedrich August. Er kam dort am 1. Nov. 1809 an, und fand die ehrenvolle Aufnahme und gebührende Bewunderung der Franzosen. Am 24. Dec. kehrte er wieder nach Dresden zurück. In jene Zeit fiel die Trennung Napoleons von seiner Gemahlin Josephine, die den Grundstein zu der Wahl seines Glücks und seiner Größe legte.

44) f. Europäer Paltingen. 2. Th. S. 158 fg. (Geschichte des eins.) 3. Th. S. 9 fg. (Schlacht bei Bagram.) 45) f. Politisches Journal. Mai. 1809. S. 527 fg. Europäer Paltingen. 2. Th. S. 27 fg. 216 fg.

46) f. Elise eine Lebensbeschreibung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. 1816. (Braunschweig 1814.) J. v. Bömer, Der Herzog Friedrich Wilhelm als Mensch u. k. w. (Worms. 1815.) (M. Venturini) Über und Wahrheit über Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig. (Leipzig 1816.) 47) Egl. d. ten, A. v. Schill, eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren. (Leipzig 1824.) 2 Bde. v. Adring, A. v. Schill. Ein deutsches Denkmal. (Leipzig 1833.) 48) In dem Memorial de la Helene, par Les Comtes. Tom. IV. p. 37 findet sich die merkwürdige Äußerung Napoleons über Friedrich August: „Le plus honnête homme, qui ait jamais tenu un sceptre, le bon roi de Saxe ne demeura fidèle jusqu'à extinction.“

Von seiner Verbindung mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, der Tochter Franz I., hofften manche damalige Politiker eine mehrjährige Dauer des Friedens. Sie täuschten sich jedoch hierin. Am übelsten war Friedrich August daran, dessen Lande von Napoleon's militairischen Plänen fortwährend durchkreuzt wurden. Er schien Sachsen in einen völligen Waffenplag umzuwandeln zu wollen. Die dortigen Festungen entsprachen nicht seinen Wünschen. Bitterberg schien dem französischen Kaiser ein zu diesem Behufe vorzüglich geeigneter Platz. Der französische Gesandte in Dresden, Bougeoin, fand indessen bei der näheren Beschichtigung an der Lage des Orts manches anzusehen, weshalb endlich Torgau zur künftigen Festung Sachsens bestimmt ward. Der Bau dieser Festung, der 5 bis 6 Millionen Ithr. kostete und die mit der neuen Organisation des sächsischen Heeres verbundenen Kosten erschöpften das Land so völlig, daß Friedrich August zu einem Vermehrung des Papiergeldes und zur Eröffnung einer ständischen Anleihe sich genöthigt sah. Nachtheilig für sein Land, besonders für Leipzigs Handel, wirkte die Strenge, womit Napoleon sein Continental-system ausübte. Mit Schmerz sah Friedrich August überall Noth und Mangel, den frühern Wohlstand seiner Unterthanen für immer zu Grunde gerichtet. Auch die von den sächsischen Landständen im J. 1811 bewilligten Summe von 30 Millionen Thalern befand sich Sachsen fast außer Stande, die gesteigerten Bedürfnisse des Staatshaushalts und besonders die entlofen und übertriebenen Forderungen von französischer Seite zu befriedigen. Einen furchtbaren Grad erreichte der Druck des Landes in den Jahren 1812—1813, wo es die kaum zu erscheinenden Einquartirungskosten und Versplegungskosten für die fremden Truppen tragen mußte, und sich allen Stürmen des französisch-russischen Krieges preisgegeben sah. An Preußen und Oesterreich hatte Napoleon im Februar und März 1812 Bundesgenossen gefunden, die sich bereit zeigten, ihn zu unterstützen, als er sich zum Kampfe gegen Rußland rüstete. Die weltliche Besinnung jener beiden Mächte regte ihn kannte er damals noch nicht, oder wollte sie nicht kennen, um nicht zu ungleicher Zeit zu einem Bruche mit ihnen genöthigt zu sein. Der Treue Preußens suchte er sich dadurch zu versichern, daß er dieser Macht für den Fall einer glücklichen Beendigung des Krieges mit Rußland eine Gebietsvergrößerung versprach.

Die beiden Monarchen, die ihm seine kühnen Pläne sollten ausführen helfen, fand Napoleon in Dresden, wo er im Mai 1812 mit seiner Gemahlin eintraf. Seinem Schwagerwater, dem Kaiser Franz, war dorthin auch am 26. Mai Friedrich Wilhelm III. mit dem damaligen Kronprinzen, jetzt regierenden Könige von Preußen, gefolgt. Noch lebt unter Dresdens Bewohnern die Erinnerung an jene glänzende Zusammenkunft. Friedrich August empfing seine Gäste auf die herzlichste Weise und zeigte sich als ein freundschaftlicher und zuvorkommender Wirth. Mit ganz besonderer Achtung ward er von Napoleon ausgezeichnet, der aber auch ihm, wie dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen, die Nothwendigkeit des Kampfes gegen Rußland aufs Dringendste darlegte. Ermutigt

durch den Beistritt der Polen, die ihre letzten, fast erschöpften Kräfte zur Theilnahme an einem Kampfe aufopfert, von dem sie Befreiung für sich selbst hofften, erklärte Napoleon am 22. Juni 1812 Krieg gegen Rußland und die Eröffnung des zweiten polnischen Krieges. Auch der größte Theil der sächsischen Heeremacht nahm an dem Kampfe gegen die Russen Theil. Mit Auszeichnung setzten die Sachsen besonders in der furchtbaren Schlacht an der Moskwa. Aus dem gehofften Ueberflusse der Winterquartiere in Moskau schraubte aber der unglückliche Brand dieser Stadt die Sieger aus den klaren weiten Gefilden Rußlands, und gab sie dort dem doppelten Schreden der Kälte und des Hungers preis. Aus dem Lande, das seine Macht für immer vernichtet zu haben schien, lehrte Napoleon aus einem Zug zu seinem königlichen Freunde in Dresden zurück, wo er keine Ueberredung that, ihn zu festem Beharren an ihm aufzuwachen. Dies schien um so nöthiger, da im Februar 1813 zwischen Rußland und Preußen ein Schutz- und Trugbündniß gegen Frankreich geschlossen worden war. Friedrich Wilhelm III. hatte jenen Vertrag am 28. Febr. 1813 unterzeichnet. Am 16. März erklärte er Frankreich den Krieg.

Bereits im Februar hatte Friedrich August Dresden verlassen und sich nach Plauen, dann nach Regensburg, später nach Linz und zuletzt nach Prag begeben. Dem französischen Kaiser bewies er noch immer die treueste Anhänglichkeit. Seinem Unbartheilsgelüste gegen Napoleon hatte er wol schon hinlänglich Genüge geleistet, so mächtig es auch noch immer in seinem Herzen sprach, als er in Berlin zu Herren von Bagern sich über den französischen Kaiser mit den Worten äußerte: „Zwei Mal stand es in der Hand dieses mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er that es nicht. Desshalb werde ich immerdar eingedenk sein.“ Wie fest er noch immer, unter den für Napoleon sich immer drohender gestaltenden politischen Verhältnissen aus der kühnen Eroberers Glück baute, und durch ein fortwährendes Zusammenhalten mit demselben seines Landes und seiner Unterthanen Wohl zu begründen hoffte, geht aus einem Patente hervor, das er kurz vor seiner Abreise nach Plauen am 23. Febr. 1813 erlassen hatte. Friedrich August spricht darin seine damalige politische Ueberzeugung und seine Ansichten von dem Kriege unumwunden aus. Erwähnenswerth ist dies Document schon deshalb, weil es einen denkwürdigen Schritt in des Königs Leben bezeichnet.

„Durch die Zeitereignisse,“ schreibt er, „sehen Wir Uns genöthigt, Unsere Hauptstadt zu verlassen, und Uns nach einem andern Theile Unserer Lande zu begeben, wo Wir, so lange die Umstände es erfordern und gestatten, Uns aufzuhalten gedenken. Dem politischen Systeme, welchem Wir seit sechs Jahren Uns angeschlossen haben, verdankt der Staat allein in diesem Zeiteaume seine Erhaltung unter den drohendsten Gefahren. Neu Unsern Bundesverpflichtungen vertrauen Wir auch dormalen auf den glücklichen Erfolg, welchen Uns, wenn auch Unsere aus Herbellung des Friedens gerichteten Wünsche noch zur Zeit unerfüllt bleiben sollten, die mächtige Unterstützung Unseres großen Allürten, der thätige Beistand der verbün-

deten Mächte und die erprobte Tapferkeit Unserer, mit Ruhm bedeckten Krieger im Kampfe für das Vaterland verspricht. Unser geliebten Unterthanen werden Uns durch Treue, Ausdauer und Ruhe die Uns so innig am Herzen liegenden Zwecke, den der möglichsten Abwendung und Erleichterung der Uebel des Krieges, sowie den Unserer daligen Wiedervereinigung mit ihnen, am sichersten befördern. In dem 43-jährigen Zeitraum Unserer Regierung haben Wir unter dem Wechsel der Ereignisse die Wohlfahrt des Landes und das Beste Unserer Unterthanen zum einzigen Gegenstande Unserer Bestrebungen gemacht, und für alle Sorgen in dem sich immer gleich geliebten Vertrauen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit Unseres Volkes die erwünschteste Belohnung gefunden. Wir sind gewiß, von diesen Gesinnungen, die sich in der Zeit der Prüfung am rühmlichsten bewähren, auch jetzt fortwährend neue Beweise zu erhalten, und so hoffen Wir unter Gottes Beistand bald zu den Untrigen zurückkehren und für ihr dauerndes Wohl, nach Unserer besten Erkenntniß, serner zu wirken. Alle Landesbehörden verbleiben bei Unserer Abwesenheit in ihrer verfassungsmäßigen Wirkksamkeit. Die Fürsorge für das Beste des Landes in allen durch den Kriegszustand herbeigeführten Vorfällen und Verhältnissen haben Wir einer allhier (zu Dresden) niedergesetzten Immediatcommission übertragen, an welche alle Obrigkeitlichen und Unterthanen Unseres Königreichs in den erwähnten Angelegenheiten sich zu wenden und deren Anordnung zu befolgen haben. Wir ermahnen nochmals Unsere getreuen Unterthanen durch ein ruhiges, ordnungsmäßiges und mit Uns, das wahre Beste des Vaterlandes unerrückt bezweckendes Gesinnungen und Absichten übereinstimmendes Verhalten den alten Ruhm des sächsischen Volkes zu behaupten."

Am 12. Mai 1813 war Friedrich August in seine Residenz zurückgekehrt; durch seine Politik zu einem Kampfe gezwungen zu sein, der mit ihrer Überzeugung durchaus nicht harmonierte, war für die Sachsen höchst schmerzlich. Die Verhandlungen mit Österreich, in Folge deren Friedrich August dem von dieser Macht behaupteten Systeme einer bewaffneten Neutralität beitreten wollte, hatten sich wieder zerbrochen durch Österreichs Beitritt zum Kampfe der Verbündeten gegen Frankreich. Wie leicht wäre auch für Sachsen ein solches System nicht ausführbar gewesen. Dann und wann mochten wohl Zweifel in Friedrich August aufsteigen und seine Ausdauer schwanken geworden sein. Es war am 5. Mai, einem merkwürdigen Tage, weil es sein nachheriger Todestag war, als Friedrich August, noch ununterrichtet von der Schlacht bei Lützen, dem General Diehlmann die schriftliche Befehle gegeben hatte: Torgau auch dann nicht für Frankreich zu öffnen, wenn das Waffengeld die Franzosen wieder an das Ufer der Elbe führen sollte. Vergebens auf eine bestimmende Antwort von Österreich wartend, befand sich Friedrich August in der peinlichsten Verlegenheit, welche Partei er ergreifen sollte. Der Herzog von Weimar hatte ihm in einem Briefe Napoleon's Durchreise und zugleich seine Äußerungen über Sachsen mitgeteilt. „Ich will," hatte Napoleon gesprochen, „daß der König sich erkläre. Ich

werde dann wissen, was ich zu thun habe. Ist er gegen mich, so wird er Alles, was er hat, verlieren." Drei Tage nachher empfing Friedrich August durch den französischen Gesandten, Baron Serra, ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's, worin unter ziemlich verständlichen Deutungen die sofortige Vereinigung der in Böhmen stehenden sächsischen Truppen mit der französischen Heeresmacht gefordert ward. Immer peinlicher gestaltete sich Friedrich August's Lage. Er wollte seine Erklärung bis zur Ankunft des österreichischen Gesandten zurückhalten, die sich jedoch unvermuthet verspätete. In Unruhe verlegte ihn die von Napoleon an die leipziger Deputation gerichtete trübende Erklärung über das Schicksal, welches Sachsen zu erwarten habe. Geschilbert ward ihm zugleich des Kaisers Entrüstung über die von Thiellmann dem Marschall Knorreville über die Thore Torgau's, und besonders über die von Thiellmann geschehene Erwähnung eines zwischen Österreich und Sachsen geschlossenen Bündnisses. Friedrich August hatte für sein Land Alles zu fürchten. Den Verbündeten glaubte er vor der Hand von seinem sonderlichen Rufen sein zu können. Er fügte sich daher dem Drange der Umstände und entsloß sich zur Aufgiebigkeit. In einem Briefe an Thiellmann meldete er: „daß er sich bewegen finde, dem neuerlichen Botschafter des Kaisers von Frankreich gemäß, die Festung Torgau und deren Besatzung den Befehlen des anderweitig zum Commandanten des siebenten Armeecorps bestimmten General Krönier zu übergeben; Thiellmann sollte sich mitin biernach, ohne Berücksichtigung der ihm seitens der Regierung auf ein Einverständnis mit Österreich erteilten Befehle, achten und mit Krönier sich darüber einrichten, welcher Theil der Garnison vom Dienste in der Festung verbleiben, und welcher zur Bildung des siebenten Armeecorps herausgehoben werden solle." Thiellmann öffnete demnach Torgau, verließ aber, um zu zeigen, daß er mit diesem Schritte durchaus nicht einverstanden sei, bald nachher den sächsischen Dienst und ward Generaladjutant und Generalleutnant bei dem Kaiser von Rußland.

Immer dichter hatten sich die Stürme der politischen Ereignisse um Friedrich August's Haupt zusammengezogen und forderten dringend seine bald verhängte Entscheidung. Nur zwei Stunden Bedenkzeit waren ihm hierzu gewährt, und den Rath des österreichischen Hofes einzuholen dabei unmöglich. Sein richtiger Sinn festsetzte ihn an die Verpflichtungen als Mitglied des Rheinbundes, von welchem sich, außer Medicburg, bisher noch kein leutlicher Bruch losgelagert hatte. In dieser ratlosen Lage blieb ihm fast keine andere Wahl, als nach Dresden zurückzukehren, wo er, wie bereits erwähnt, am 12. Mai angetroffen war. Er unterließ nicht, den Kaiser von Österreich von diesen Schritten zu benachrichtigen. Seine Residenz ward der Mittelpunkt der französischen Operationen. Auf Dresden stützte sich Napoleon im Bewußtsein der Wichtigkeit. Er hatte die Stadt, soviel die Zeit es gestattete, besiegelt und mit Besatzungen und Palisaden umgeben lassen. So gerüstet, erwartete er die Verbündeten, die am 31. Aug. in sechs Heeresabtheilungen anrückten. Seine Worte

entflammten den Muth der vereinigten Franzosen und Sachsen. Die letztern thaten sich besonders bei der Verrückung Dresdens rühmlich hervor, vor allen die Regimenter Jastrow und die Gardécuirassiers, die unerschrocken bergauf gegen die feindlichen Batterien anstürmten. Noch ein Mal blieb Napoleon Sieger. Gegen 15,000 Mann geriethen in französische Gefangenschaft, und die Verbündeten zogen sich nach Böhmen zurück. Die errungenen Vorteile mußte Napoleon jedoch bald mit schweren Schicksalsschlägen büßen. Die Niederlage in der Schlacht bei Goss. Beren, der Übertritt mehrerer sächsischer Regimenter und endlich gar des Königs von Baiern zu den Verbündeten entmutigten die durch vielfache Hin- und Herbewegungen längst erschöpften französischen Truppen. Als in Folge dieser und vieler anderer für Napoleon ungünstigen Ereignisse die Verbündeten vom Süden und Norden her nach Leipzig vorrückten, fand sich Napoleon benommen, Dresden, mit Zurücklassung von 30,000 Mann unter dem Marschall St. Cyr und dem General Lobau, zu verlassen und nach Leipzig aufzubrechen, wo er am 14. Oct. mit dem Könige Friedrich August zusammentrat. Der entscheidende Kampf begann. Bekannt ist, mit welcher Erbitterung und kühnen Todesbereitschaft von beiden Seiten in der sogenannten Völkerschlacht und in den zwei gleichzeitigen Treffen, bei Wachau und bei Mödern, gekämpft ward, bis sich der Sieg auf die Seite der Verbündeten neigte.

Noch während der Schlacht hatte Friedrich August die Nachricht erhalten, daß die sächsische Reiterei größtentheils zur Vordramme übergegangen sei und daß die Infanterie und Artillerie geneigt scheine, diesem Beispiele zu folgen. Seine rechtliche Befinnung konnte dies Verfahren, selbst gegen einen in der öffentlichen Meinung gesunkenen Verbündeten nicht billigen. Es erfüllte ihn mit Unwillen und Wehmuth. Als die Schlacht für Napoleon bereits so gut als verloren war, gab Friedrich August noch die würdevolle Erklärung: „seine Truppen könnten ihre Abhängigkeit an seine Person nicht besser an den Tag legen, als durch die genaueste Erfüllung ihrer Dienstpflicht; er sehe übrigens ein unbegrenztes Vertrauen in ihre Treue.“ Desnennungeachtet ging noch am 18. Oct. Nachmittags die sächsische Infanterie und Artillerie zwischen Pausdorf und Seilerhaußen zu den Verbündeten über. Als mit dem Anbruche der Nacht das besiegte französische Heer seinen Rückzug antrat, richtete Napoleon an Friedrich August die schriftliche Anfrage: ob er seinem Hauptquartiere nach Erfurt folgen wolle, wo er in dem französischen Heere völlige Sicherheit für seine Person zu erwarten habe. Friedrich August aber erwiderte mit Bestimmtheit: „er werde in Leipzig bleiben, und der Großmuth und Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen sich überlassen.“ Am 19. Oct. eilte ihn Napoleon durch einen persönlichen Besuch und lud ihn ein, ihn nach Weismars zu begleiten und von dort aus mit den Verbündeten Unterhandlungen anzuknüpfen. Friedrich August blieb aber bei seiner früheren Erklärung, worauf ihn Napoleon aller weiteren Verpflichtung gegen ihn entband.

Vom dem Kronprinzen von Schweden, der ihn nach Z. Augst. v. W. u. S. Erste Section. XLIX.

der Einnahme von Leipzig besuchte, empfing Friedrich August die freundschaftlichsten Versicherungen. Ein Augenzeuge erzählt: „Der Kronprinz sei auf die Meldung, daß der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zum Grimmlichen Zorn gereizt worden, aus dem Zimmer geeilt, und Friedrich August ihm die Treppe hinunter nachgefolgt. Als der Kronprinz von Schweden aus dem Hause des Königs trat, kamen eben Alexander und Friedrich Wilhelm III. vorüber geritten. Der russische Kaiser blieb sogleich vom Pferde, als er den Kronprinzen bemerkte. Friedrich August war dem Letztern bis zur Thüre des Hauses gefolgt, wo er stehen blieb, weil er es nicht für schicklich hielt, das Gespräch des Kaisers mit dem Kronprinzen zu unterbrechen. Als dasselbe zu Ende war, drehte sich Alexander schnell um, bestieg sein Pferd und ritt über den Markt der Hauptstraße zu. Auch Friedrich Wilhelm III. entfernte sich fast gleichzeitig. Vergebens sandte späterhin Friedrich August seinen Generaladjutanten zu den beiden Monarchen und ließ um Erlaubniß bitten, seinen Besuch abzustatten. Ebenso erfolglos blieben seine weiteren Schritte und Briefe. Durch den Geheimen Rath von Anstetten ward ihm noch an demselben Tage gemeldet, „daß der Kaiser Alexander ihn als seinen Gefangenen betrachte, und daß eine persönliche Zusammenkunft beiden Theilen nur unangenehm sein würde.“ Schon früher hatten die sächsischen Garben vor Friedrich Augusts Wohnung, durch russische Truppen abgeleßt, das Gewehr strecken müssen. Seine Gemahlin erhielt zwar von dem Kaiser Alexander einen Besuch, doch konnte sie ihn nicht zu dem Entschlusse vermögen, den König zu sehen und zu sprechen. Der Beschluß der verbündeten Mächte wies ihm Berlin zu seinem Aufenthaltsort. Dorthin begab er sich am 23. Oct. 1813 mit seiner Gemahlin und Tochter, begleitet von dem Cabinetsminister Grafen von Einsiedel, unter russischer Escorte, nachdem er vergebens den Wunsch geäußert, in seinen eigenen Landen sich einen Aufenthaltsort wählen zu dürfen.

Beunruhigt war für ihn in seinen neuen Verhältnissen ein vielerbreitetes Gerücht, das von einer bevorstehenden gänzlichen Abtretung Sachsens an Preußen sprach und ihm wegen seiner eignen Zukunft manche Besorgnisse erregte. Um darüber zu einer Art von Gewißheit zu gelangen, ließ er Friedrich August an thätigen Schritten nicht fehlen. Er sandte den Generalmajor von Waghoff mit ausgedehnter Vollmacht und drei Schreiben an die verbündeten Monarchen nach Frankfurt am Main. Die ausweichende Antwort, die er von dem Kaiser Alexander erhielt, lautete: „Sachsen würde in allen Fällen Sachsen bleiben, und er hoffe, Gott werde ihn in Stand setzen, im Frieden endlich dem königlichen Hause seine Freundschaft und seine Theilnahme zu bewähren.“ Mit Vertrauen kam Friedrich August dem russischen Monarchen entgegen in einem vom 24. Dec. 1813 datirten Schreiben, worin er für seinen Vetter, den Prinzen Friedrich, die Erlaubniß nachsuchte, dem Feldzuge beizuwohnen zu dürfen. In einem spätern Briefe erbot er sich, die Festung Kö-

nigstein, unter gewissen Bedingungen, den verbündeten Monarchen einzuräumen. Auch sprach er den Wunsch aus, den sächsischen Gesandten zu Paris aus seiner diplomatischen Stellung abzurufen. Auf alle diese Anerbietungen erfolgte keine Antwort. Er ertrug sein Schicksal mit stiller Ergebung und mit liebevoller Behandlung seiner nächsten Umgebungen. Dadurch gewann er allgemeine Achtung und Verehrung. Sie ward ihm namentlich von den preussischen Prinzen gezollt, die ihn mehrmals besuchten, auch nachdem er seinen bisherigen Aufenthalt in Berlin im Sommer 1814 mit dem Schlosse Friedrichsfelde vertauscht hatte.

Sein einfaches Familienleben erheiterte mancher Beweis aufrichtiger Liebe seiner in Sachsen zurückgebliebenen Staatsbeamten, die in der Person des russischen Fürsten Reppin einen Generalgouverneur erhalten hatten. Er tröstete sie über manche Mähe, die er nicht theilhaben konnte, und schwieg über manche Anmassungen, in der gewissen Voraussetzung, daß der Kaiser Alexander sie schwerlich billigen werde. Im Allgemeinen beruhigte er sich durch das von den verbündeten Monarchen ihm gegebene Versprechen in Bezug auf die Erhaltung der Integrität seiner Staaten. Eine entscheidende Wendung der Dinge, meinte er, könne nicht lange ausbleiben. Ebenso überzeugt war er, daß etwanige Unruhen und Künsteleien schwerlich sein Volk von ihm ablenken und ihm dessen Liebe und Anhänglichkeit entziehen könnten. Immer mehrte er in denen, die ihm treu geblieben, die schmelzende Hoffnung, den unversöhnlichen Landesvater, von dessen Weisheit sie mit Grund die Rettung ihrer Vunden hofften, bald wieder in ihrer Mitte zu sehen. Diese Idee harmonisirte jedoch nicht mit den Ansichten des russischen Souveräns, das die Anhänglichkeit der Sachsen an ihren König gewaltiam zu unterdrücken suchte. Einen fast allgemein ausgesprochenen Wunsch erfüllten daher die verschiedenen Stände des Landes, als sie im Mai 1814 zu Leipzig zusammentraten, um sowohl über ihr eigenes Interesse, als auch über die zweckmäßigsten Schritte zur Rückkehr des Königs sich zu berathschlagen. Sie wurden jedoch durch den russischen Generalpolizeidirector von Rosen in dem Vorhaben gehindert, eine Deputation an die verbündeten Monarchen abzuschicken. Ungeachtet dieser und ähnlicher Schritte, die das russische Gouvernement als „aufrührerische Bewegungen bezeichnen, und mit der Herbeiziehung eines russischen Armee-corps von 60,000 Mann drohte“, wurden von Seiten der sächsischen Bistumsmeister und Stadtrepräsentanten, so auch von der Ritterschaft, dem Herte und den Ständen, Adressen für die baldige Heimkehr des Königs und die Erhaltung der Selbstständigkeit Sachsens erstattet.

Der geringe Erfolg, den alle seine bisherigen Schritte gehabt, nöthigte den König Friedrich August zum Entwurf einer Art von Denkschrift, in welcher er seine politische Handlungsweise seit dem Jahre 1807 vor den verbündeten Monarchen zu rechtfertigen suchte. Auf das Verhalten des sächsischen Cabinets in jener Zeit gründete er den Beweis, „daß er als Souverain und als Mitglied des teutschen Staatenvereins fortwährend der Dankbarkeit sei-

nes Volks und dem Vertrauen der andern Mächte nachgestrebt habe; daß, in der französischen Epoche, er nur dem Drange der Umstände gewichen sei, unbedacht der ihm stets heiligen Grundsätze des Völkerrichts; daß er unter den Rheinbundfürsten die ersten unabweisbaren Schritte gethan, sich den Verbündeten zu nähern, und nur die Uebermacht der Ereignisse diese Schritte veranlaßt habe; daß er, ohne den verbündeten Monarchen jemals als directer Feind zu begegnen, ihnen nur in so fern militärische Kräfte entgegengestellt habe, als unauslöschliche Bundespflicht es ihm auferlegte, und er die ersten freien Augenblicke ergriffen habe, ihnen entgegen zu kommen; daß er endlich während seiner Gesandtschaft den Monarchen ein unbedingtes Vertrauen an den Tag gelegt, und daß er und sein Volk, sowohl rücksichtlich der Versprechen den Verbündeten, als wegen des wohlverstandenen politischen Interesses aller Staaten, ein Recht hätten, der unerkümmerten Erhaltung Sachsens und seiner rechtmäßigen Dynastie sich zu gewidmen.“⁵⁰⁾

In der ebenerwähnten Angelegenheit, über welche der Friede zu Paris Nichts entschieden hatte, erhoben sich desto kräftigere Stimmen für Friedrich August auf dem Congresse zu Wien, wann auch seine gerechten Ansprüche hier und da bestritten wurden, namentlich in England, wo Lord Castlereagh einer seiner Hauptgegner war. Für Friedrich August und die Erhaltung seines Landes sprach vorzüglich mit Nachdruck und Umsicht der Herzog von Sachsen-Coburg, der ebenfalle Erhaltung von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen abhängig machte. Von Seiten Österreichs erklärte der Fürst Metternich, daß das directe Interesse dieses Staats in vielfacher Hinsicht die Erhaltung Sachsens fordere. Dabei unterließ er nicht, auf die engen Familienverhältnisse zwischen Österreich und Sachsen hinzuweisen, und schloß mit der Bemerkung, „daß die Ausführung des Plans einer gänzlichen Vereinigung Sachsens mit Preußen von Seiten der teutschen Mächte Mißtrauen gegen Preußen und Anklagen gegen Österreich veranlassen würde.“ Die Beforgnisse Friedrich Augusts und vieler seiner Unterthanen, daß diese durch mehrere Gerüchte verbreitete Idee realisiert werden möchte, schienen nicht ungegründet. Jeder noch darüber obwaltende Zweifel schien durch die Erklärung gehoben, womit Ausland das bisher geführte Gouvernement über Sachsen an Preußen abgab. In dieser Erklärung hieß es, „daß durch diesen Schritt die bevorstehende Verbindung Sachsens mit Preußen eingeleitet und beide Völker gleichsam verbunden werden sollten; daß ferner der König von Preußen, als künftiger Landesherr, erkläre, wie er nicht gesonnen sei, Sachsen als eine Provinz seinen Staaten einzuverleiben, sondern mit denselben unter dem Namen eines Königreichs Sachsen zu vereinigen u. s. w.“ In ähnlicher Weise äußerte sich der Fürst Reppin in einer Deklamation, die er am 8. Nov. 1814 den sächsischen Ständen über diese Angelegenheit auferlegte ließ.

⁵⁰⁾ Vgl. hierüber und über die späteren Schritte Friedrich August's die Schrift: Der König von Sachsen und sein Volk in den neuesten Zeiten. (Leipzig 1815.)

Den Eindruck, den die Nachricht von der bevorstehenden provisorischen Besinnahme seines Landes durch Preußen auf Friedrich August machte, schildert in ergreifender Weise ein Aufsat, der zugleich über seine damalige Lage ein helles Licht verbreitet und in mehrfacher Hinsicht seine Denkart charakterisirt. Der König ließ diesen, als Friedbroschüre vom 4. Nov. 1814 datirten Aufsat den auf dem vierten Congresse versammelten Mächten durch den Grafen von der Schulenburg mittheilen ³¹⁾. „Zu Unserer tiefen Betrübniß“, heißt es darin, „vernahmen Wir, daß von Seite Sr. Majestät des Königs von Preußen zu einer provisorischen Besinnahme Unserer königlichen Lande solle vorgeschritten werden. Unser fester Vorsatz, alle und jede Schicksale Unseres Landes zu theilen, Unser Vertrauen auf die Gerechtigkeit und den Beistand der verbündeten Monarchen, und Unsere Absicht, ihrer Verbindung beizutreten, sobald es in Unserer Willkür stehen würde, bestimmten Uns, nach der Schlacht bei Leipzig die Sieger dort abzuwarten. Das verlangte Gehör ward Uns aber versagt, und man nöthigte Uns, das Land zu verlassen und Uns nach Berlin zu begeben. Se. Majestät der Kaiser von Rußland ließ Uns jedoch zu erkennen geben, daß Unsere Entfernung aus Sachsen nur in militärischer Hinsicht nöthig sei, und Sie forderten Uns zugleich auf, Ihnen ein unbefränktes Vertrauen zu widmen. Auch ertheilten Wir von J. J. W., dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen, unerwartete Beweise von Ihrer Freundschaft und Theilnahme. Wir durften Uns daher der Hoffnung überlassen, daß Wir, sobald die militärischen Rücksichten aufgehoben sein würden, in Unsere Gerichte wieder eingesezt und Unserem geliebten Volke zurückgegeben werden würden. Wir konnten eine baldige glückliche Veränderung Unserer Lage mit desto größerer Zuversicht erwarten, da Wir Unsern aufrichtigen Wunsch, zur Herstellung der Rechte und der Freiheit mitzuwirken, den verbündeten Monarchen auf das Angelegenlichste zu erkennen gegeben haben, und in jeder uns möglichen Weise bemüht gewesen waren, Unsere wahre Ergebenheit gegen Ihre Personen und Unsere unverfälschte Anhänglichkeit an der Sache, welche der Zweck Ihrer Anstrengungen war, an den Tag zu legen. Es gericht Uns daher zum empfindlichsten Schmerze, als nach dem Abschlusse des pariser Friedens Unsere widerholten Bitten um die unverlängerte Zurückgabe Unserer Staaten keinen Eingang fanden, und Wir Unsere gerechten Erwartungen getäuscht, und die Entscheidung über Unser und Unserer Lande theuerstes Interesse bis auf den zu Wien zu haltenden Congreß ausgesetzt sahen. Doch weit entfernt, den Gerüchten Glauben beizumessen, die seit dem pariser Frieden über das Unsere Lande bedrohende Schicksal sich zu verbreiten anfangen, setzten Wir ein volles Vertrauen in die Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen, ob Wir gleich die Ursache der Uns widerfahrenen Behandlung nicht zu erforschen vermögen. Der große

Zweck des so glücklich beendigten Krieges ist die Erhaltung und Befestigung der rechtmäßigen Throne gewesen; die dazu verbündeten Mächte haben es in feierlichen Proclamationen mehrmals ausgesprochen, daß ihre Absicht nur auf Wiederherstellung des Rechts und der politischen Freiheit von Europa, nicht auf Eroberungen und Vergrößerungen ausgehe. Es ist Sachsen insbesondere die Erhaltung seiner Integrität auf das Bestimmteste zugesichert worden, und von dieser macht die Erhaltung seines Regententhums, gegen den die Nation ihre fortwährende Anhänglichkeit und ihren einmüthigen Wunsch der Wiedervereinigung mit ihm öffentlich kund gegeben hat, einen wesentlichen Bestandtheil aus. — Wir haben den Gang und die Gründe Unseres politischen Benehmens in der letztvergangenen Zeit den großen Mächten von Europa offen und vollständig mitgetheilt. Wir dürfen auch zu dem einsichtsvollen und gerechten Urtheile derselben das zuverläßliche Vertrauen hegen, daß sie die Reinheit Unserer Absichten anerkennen, und davon, daß Unsere Theilnahme an dem für Teutschland unternommenen Kampfe nur durch die Lage Unserer Lande und durch die Macht der Umstände behindert worden ist, sich überzeugt halten werden. — Die Unverletzlichkeit der auf Unsere angekommenen, nur durch rechtmäßige Erwerbungen vereinigten Lande Uns und Unserem Hause zukubenden Herrschaft liegt am Tage; die ungesäumte Wiedereinführung in diese Herrschaft ist eine nothwendige Folge davon. Wir würden Unseren Pflichten gegen Unser Haus und gegen Unser Volk ungetreu werden, wenn Wir den gegen Unsere Lande, im Moment der zu erwartenden gänzlichen Zurückgabe derselben, bedürftigen neuen Raßtegen stillschweigend zuschauen wollten. Wir finden Uns daher durch die königl. preussischer Seits intendirte provisorische Besinnahme Unserer Staaten getrieben, Unsere heiligen Rechte gegen die Besinnahme und gegen alle darauf zu ziehenden Folgen auf das Feierlichste zu verwahren. Wir thun dies hiedurch, unter Unserer eigenhändigen Unterschrift, vor dem Congreß zu Wien und im Angesichte von ganz Europa, und Wir wiederholen daher öffentlich die gegen die verbündeten Monarchen schon früher gethane Erklärung, daß Wir in die Abtretung der von Unseren Ahnherrn ererbigen Staaten niemals willigen, und zur Annahme eines Aequivalents dafür Uns unter keiner Bedingung verstehen werden.“

Erst die gemeinsame Gefahr, die ihnen durch Napoleon's Rucht aus Elba drohte, führte unter den verbündeten Mächten, die sich über Sachsen's Schicksal nicht vereinigen konnten, eine Art von Einverständnis zurück. Friedrich August war zum Abschlusse eines Friedens und Theilungstractats nach Preßburg gerufen worden. Die Einladung an ihn erging durch den Kaiser Franz. Einige seiner treuesten Staatsdiener begleiteten ihn, als er am 22. Febr. 1815 aus Friedbroschüre abreiste. Er fand in Preßburg, wo er am 4. März eintraf, die Fürsten Metternich und Talleyrand, nebst dem Herzoge von Wellington, die als Abgeordnete des wiener Congresses ihn zur Einwilligung in die über ihn gefaßten Beschlüsse zu be-

31) Der Aufsat führt die Überschrift: Rechtsverwahrung des Königs von Sachsen gegen die königl. preussische provisorische Besinnahme seiner Staaten und gegen jede Beschneidung über dieselben.

wegen suchten. Dagegen erklärte der sächsische Cabinetsminister Graf von Einsiedel in einer am 11. März übergebenen Note: „Der König könne die Gültigkeit der von den fünf Congressmächten aufgestellten Territorialabtretung nicht anerkennen. Ohne seine Einwilligung könne man nicht über seine Rechte verfügen, und seine Staaten dürften nicht als ein erobertes Land betrachtet werden. Doch nähme der König die Vermittelung derjenigen Mächte an, die dieser Abtheilnahme für ihn gezeigt hätten.“ Unterdessen hatte Napoleon's Wiederaustritt große Bewegungen aus dem Wiener Congresse veranlaßt und den Willen von der dort besprochenen Angelegenheit wieder abgekehrt. Alle weiteren Unterhandlungen darüber wurden abgebrochen. Man verlangte über einzelne Punkte, die man dem Könige vorlegte, in der kürzesten Zeit seine kategorische Erklärung, mit dem Bemerken: „daß der provisorische Zustand Sachsens nicht länger fortbauen könne.“ Die Beratungen Friedrich August's mit seinen vornehmsten Staatsbeamten blieben ebenso erfolglos, als die Vorstellungen der Abgeordneten mehrerer sächsischen Städte, die im Namen des Volkes auf dem Congresse zu Wien erschienen. Nach hartem Kampfe mit sich selbst, und überzeugt, daß jedes weitere Widerstreben zwecklos sein möchte, erklärte Friedrich August am 6. April 1813: „er sei, der Gewalt weichen, zwar Willens, sich in die ihm vorgelegten Beschlüsse der Mächte zu fügen, knüpfe aber diese Bedingungen daran: Er wolle die Unterthanen in den abgetretenen Provinzen und die aus denselben gebürtigen Soldaten des ihm geleisteten Eides entlassen, sobald er, nach der Räumung des ihm verbleibenden Theils des Königreichs, dahin zurückgekehrt und dessen Regierung wieder übernommen haben würde. Über den Beitritt zur erneuerten Allianz gegen Frankreich wolle er sich sogleich nach der Unterzeichnung des Sachsens betreffenden Vertrages erklären. Endlich behalte er sich für den zu erleidenden Verlust eine verhältnismäßige Entschädigung vor, wenn künftige Arrangements und Mittel dazu den Verbündeten sich darböten.“

Zu Karsburg, wohin er der Einladung des Kaisers von Österreich gefolgt war, unterzeichnete Friedrich August am 18. Mai 1813 den mit Preußen abgeschlossenen Vertrag in Form eines Friedensschlusses. Dieser Schritt, sowie seine Pässigkeit überhaupt, ist oft hart getadelt worden. Gleichwohl war es doch nur, mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers, „die nicht zu berechnende Folge einer ungeheuren, mit seinem frühen Tode zu messenden, Zeit, die Anfangs in ihren kühnen Schöpfungen ebenso überraschend, als später in der Vernichtung ihrer eigenen Ausgeburt ungesund und unaussprechlich war. Ein verworrenes Gemebe von Zufällen und Verhältnissen stürzte Sachsen aus dem Morgenraume einer mächtigen und reichen Zukunft in die Nacht der Zurücksetzung. Selbst Redliche süßten sich damals zu dem trügerischen Wunsche versucht, daß Sachsen, ehe es die Leiden einer Theilung erlebte, lieber ganz unter fremde Hände kommen möchte.“

— Der Verlust, den Friedrich August erlitt, war allerdings beträchtlich. Gegen 370 000 Meilen seines Landes mit 864,000 Einwohnern kamen durch jene Theilung an Preußen. Am 31. Mai hatte er Karsburg verlassen und

war durch Böhmen nach Dresden zurückgekehrt. Seine Empfindungen schildern die nachfolgenden Worte, mit denen er, einer traurigen Pflicht gemäß, von den Bewohnern seines abgetretenen Landestheiles Abschied nahm. „Meine Bemühungen, so schmerzliche Opfer abzuwenden, sind vergeblich gewesen. Ich soll von Euch scheiden, und das Land muß getrennt werden, das durch Eure treue Anhänglichkeit Wir und Meinem Hause so theuer war, und auf welches seit Jahrhunderten das Glück Meines Hauses und Eurer Vordritten sich gründete.“ Freilich entband er seine früheren Unterthanen des ihm geleisteten Eides. Er empfahl ihnen Treue und Gehorsam gegen ihren neuen Landesherren. Durch seinen Beitritt zu der Allianz gegen Napoleon verpflichtete er sich, 8000 Mann Infanterie und eine gleiche Anzahl Landwehr zu stellen. Auch die heilige Bundesacte ließ er durch den geheimen Rath v. Glogin in seinem Namen unterzeichnen.

In rührender Weise sprach er bald nach seiner Ankunft in Dresden gegen den Theil seines Volkes, der ihm zur Zeit des Unglücks und unter harten Schicksalschlägen seine unerschütterliche Treue bewährt hatte, seinen Dank aus. Ein am 7. Juni 1813 erlassenes Patent enthält die Worte: „Euer König, Ihr Sachsen, ist in Eure Mitte zurückgekehrt; zwar ist er gebeugt von den Leiden, die Ihn und Euch bisher getroffen haben, und durchdrungen von dem Schmerz der Trennung, die einen großen Theil Eurer treuen und geliebten Unterthanen Ihm entriß; aber nicht ohne den Trost, den Ihm das Vertrauen auf die Liebe und den Sinn des ihm übriggebliebenen Volkes gewährt. Ihr habt das Unvermeidliche ruhig ertragen; Ihr habt unter allen Ereignissen, die Euch niederschlugen, den Sinn für Recht und Pflicht in Euch lebendig erhalten; Ihr habt Eure Anhänglichkeit an Uns vor dem Augen von ganz Europa laut und unzweideutig ausgesprochen. Wie sollten Wir, bei dem Geiste, der Euch belebt, bei den Gesinnungen, die Ihr gegen uns an den Tag gelegt habt, Uns nicht der beruhigenden Zuversicht überlassen, daß es uns und unter dem Beistande Gottes durch unsere und Eure vereinigten Anstrengungen gelingen werde, die tiefen Wunden nach und nach zu heilen, die das Unglück der Zeit Euch geschlagen hat, und Wohlstand und Zufriedenheit wieder unter Euch zu verbreiten.“

Mit dem festen Vertrauen auf die Vorkehrung, das ihm sein religiöser Sinn gab, begann Friedrich August die Restauration seiner verminderten und durch den harten Druck der Zeit erschöpften Erbkasse. Die bisher übliche ständische Verfassung wurde von ihm mit einigen Modificationen beibehalten. Nur in dem geheimen Finanz Collegium reduirte er im September 1815 die bisherigen drei Departements auf zwei, und verminderte das Personal. In eine chirurgisch-militärische Akademie verwandelte er im October des genannten Jahres das bisherige Collegium medico-chirurgicum, das für die höhere Ausbildung der Militärs und Civilärzte eine zweckmäßige Bildungsschule war. Am 20. Nov. bestiftete er die unter der interimistischen Verwaltung neu eingerichtete Kriegsverwaltungskammer. Die durch die Folgen einer Witterung verarmten Bewohner eines Theiles von Sachsen,

namentlich des Erzgebirges und Voigtlandes, unterstützte er durch ein Geschenk von 200,000 Thlrn. Einen noch höhern Werth erhielt diese Summe bei den fast völlig erschöpften Staatskassen. Die Förderung des Handels und der Gewerbe, besonders aber der Ökonomie, ließ er sich sehr angelegen sein. Die Cultur der Schatzkucht erhöhte er durch den Ankauf spanischer Merinoschafe, welche die verstorbenen Kaiserin Josephine, die geschiedene Gemahlin Napoleon's, desselben hatte. Ungeachtet der mittelmäßigen Ernte im J. 1817 stieg der Getreideertrag in Sachsen. Auch Manufacturen und Fabriken blühten, durch des Königs rastlose Fürsorge gefördert. Der Wohlstand und Credit waren so gestiegen, daß im J. 1817 auf Friedrich August's Befehl 200,000 Cassendüfte verbrannt wurden, mit der amtlichen Erklärung, daß ihre Zahl bis auf zwei Millionen 500,000 Thlr. vermindert werden sollte. Zweckmäßige Institute waren ihm im Febr. 1817 zu Tharand von Friedrich August gestiftete Forstakademie und die aus der breidenberger Ingenieur- und Militärschule hervorgegangene und völlig neugefaltete Militärschule.

Bestehte Tage für Friedrich August und sein Volk waren sein Regierungsjubiläum und die Feier seiner goldenen Hochzeit. Jene Festlichkeit fand am 15. Sept. 1818"), diese am 17. Jan. 1819 statt. Nur als stille religiöse Feste wollte er diese denkwürdigen Tage betrachten wissen. Er lehnte jede Huldigung ab, die ihm die Bürger seines Staats darbringen wollten. Dessenungeachtet konnte er nicht verhindern, daß jene merkwürdigen Momente in seinem Leben in Dresden sowohl, als in den übrigen sächsischen Städten auf eine würdevolle Weise gefeiert wurden. Unter mehreren Denkmägen, die bei dieser Gelegenheit geprägt wurden, zeichnete sich vorzüglich durch ihre Größe und Schönheit eine Medaille aus, welche die Stände des Königreichs hatten anfertigen lassen. Auf das an ihn gerichtete Gelas, ihm ein entsprechendes Denkmal errichten zu lassen, soll Friedrich August erwidert haben: "Das ihm würdenschwerste Denkmal finde er in der Zufriedenheit seiner Unterthanen über die lange Dauer seiner Regierung." Diese Zufriedenheit ward ihm besonders noch in den letzten zehn Lebensjahren zu Theil, die sich, wie die früheren, durch mehrfache nützliche Veränderungen und Einrichtungen zum Besten seines Landes auszeichneten. So ward unter andern im October 1817 von ihm das Geheimrathskollegium errichtet, im December 1818 die meißnische Stabsregierung und das Consistorium zu Wurzen aufgehoben, dagegen aber am 12. März 1821 in der Oberlausitz eine neue Verfassung- und Verwaltungsbehörde angeordnet. Besondere Erwähnung verdient noch unter mehreren gemeinnützigen Anstalten die zweckmäßige Einrichtung, die er dem Schaussee- und Stra-

ßenbau, dem Postwesen und der Schifffahrt durch Anlage von Kanälen, Dämmen und andern Bauten gab.

Das würdigste Denkmal seiner Weisheit und Gerechtigkeitssiebe setzte Friedrich August sich selbst in den letzten Jahren seines Lebens durch zwei Mandate, in denen er jedes Wort aufs Sorgfältigste geprüft hatte. Das eine, am 19. Febr. 1827 erlassen, betraf die geistliche Gerichtsbarkeit, und die gegenseitigen Verhältnisse der katholischen und evangelischen Glaubensgenossen. Er stellte in jenem Mandate die wesentlichsten Principien auf, nach welchen sich jene Verhältnisse am besten reguliren ließen. Der Uetritt von einer christlichen Confession zur andern ward in dem zweiten Mandate, vom 20. Febr. 1827 datirt, ausführlich besprochen. Die geistliche Gleichstellung der beiden erwähnten Confessionen, die bereits der Friede zu Posen stipulirt hatte, ward durch die Stützung eines eigenen katholischen Consistoriums von Friedrich August völlig festgesetzt und begründet. Die Begründung eines neuen Criminalgesetzbuches, von einem seiner würdigsten Staatsdiener abgefaßt, erlebte er nicht. Doch ward das Werk ihm im Entwurfs vorgelegt und erhielt im Besentlichen seine Billigung. Bis zu seinem letzten Krankenlager prüfte er Alles, was im Geschäftsgange irgend an ihn gelangte. Seine Thätigkeit war rastlos und unermüdet. Den Erfahrungen eines langen Lebens und fortgesetzten Studien verdankte er einen reichen Schatz des Wissens, mit welchem er auch noch in höheren Jahren seinen jungen Ministern und Räten dann und wann aufweisen konnte. Selten beschloß er etwas ohne sorgfältige Prüfung und vielfache Erörterung. Selbst seine reifsten Einsichten unterwarf er mit großer Besonnenhaftigkeit dem Urtheile Anderer, auf deren Scharfsinn und richtige Beurtheilung er sich verlassen zu können glaubte. Bis zum 77. Lebensjahre blieb er, bis auf kleine, schnell befeizigte Krankheitszufälle, die sein hohes Alter mit sich brachte, im fast ungehörten Besitze seiner Geisteskräfte und in der selbständigen Thätigkeit. Noch am 30. April hatte er der Jagd beigemohnt, die er sehr liebte. Als er am 1. Mai 1827 im Theater der Aufführung von Weber's Preciosa beizuohnte, überfiel ihn eine große Mattigkeit, die so bedeutend zunahm, daß er nur mit großer Anstrengung die Treppe zu seinem Schlafgemache ersteigen konnte. Den folgenden Tag wollte er sich mit dem Hofe nach seinem gewöhnlichen Sommeraufenthalte, dem Lustschloße Pillnitz, begeben. Früh gegen drei Uhr befand er sich jedoch in einem Krankheitszustande, der die lebhaftesten Besorgnisse erregte. Er phantasirte viel und hatte nur wenige lichte Augenblicke. Auf seinen Wunsch erhielt er, im Vorgefühl seines Todes, die letzte Dlung. Eine scheinbare Besserung trat ein, die jedoch von keiner Dauer war. Mit ungemeiner Festigkeit behielt das durch ärztliche Hülfe kaum befeizte Fieber am 4. Mai wieder zurück. Er verlor völlig das Bewußtsein. In diesem Zustande, unter dem Thranen und Gebeten seines treuen Cabinetsministers Grafen von Einsiedel und des Bischofs Nauermann, nabe ihm am 5. Mai 1827 der Tod. Er endete an demselben Tage, an welchem einst sein Ahnherr, Friedrich der Weise, ihm ähnlich an Charakter und Bestimmung, in die Gruft

53) s. das von dem Professor Gottfried Hermann in Leipzig verfaßte Programm: *Friderico Augusto Regi in solennibus regni semiseccularibus Acad.* (Lips. 1818, fol.) (wieder abgedruckt in den *Classical Journal* [London 1819.] No. 31; deutsch von F. J. X. Fricke. [Scripps 1818, 4.]). *Oratio in Friderico Augusto, Regis Augustus. solennibus regni semiseccularibus d. 20. Sept. 1818 habita.*

schlage nicht abgeneigt. Lodend erschien ihm der Befehl einer, ihrer Schönheit wegen allgemein gepriesenen, Jungfrau, und noch lodender die Erwerbung eines großen Reichs. Während sich der Papst nach Rom begab, lehrte er nach Messina zurück, um sich mit den Reichsbaronen über die Abtretung Siciliens an den König von Neapel zu beraten. Den Bewohnern jener Insel aber graute vor der Rückkehr unter die französische Botmäßigkeit in solchem Grade, daß sie wiederholt äußerten, in diesem Falle sich lieber mit Weib und Kind verbrennen zu wollen. In tiefer Trauer erschienen daher Friedrich's Abgeordnete vor seinem Bruder, dem Könige Jacob, unter heiligen Thronen ihn bittend, daß er sein ihm treu ergebenes Sicilien nicht in andere Hände geben möchte. Bitten und Vorstellungen blieben jedoch fruchtlos. Der traurige Erfolg ihrer Botschaft verbreitete allgemeine Befürzung und weckte bald in den Siciliern den Entschluß, den Prinzen Friedrich, der sich längst allgemeine Achtung und Liebe erworben, zu ihrem Könige zu wählen. Die Krönung fand durch den Erzbischof Atilius de Galle am ersten Osterfesttage, den 25. März 1266, zu Palermo statt. Die Stadt prangte in festlichem Glanze, Wirtzweige bedeckten die Straßen; die Kirchen und alle öffentlichen und Privatgebäude waren mit kostbaren Zuckern und Teppichen geschmückt. Die Nacht schien in Tag verwandelt durch weitverbreiteten Lichtglanz am Vorabend des Festes. Das Knallen der Kunstfeuer¹⁾ und der Klang musikalischer Instrumente mischte sich mit dem lauten Jubel des Volks. Von dem Prinzen, der unter dem Namen Friedrich II. den Thron von Sicilien bestieg, wurden 300 Edle zu Ritters geschlagen. Andere erhielten königliche Geschenke, Grafschaften und anderweitige Besetzungen oder Ehrenstellen und sonstige Auszeichnungen. Beschlossen ward der festliche Tag mit Turnieren und andern ritterlichen Übungen.

Zu ersten Beratungen mit seinen Ständen und dem Volke ward Friedrich bald nach jenem frohen Tage veranlaßt durch die Gefahr, die seinem Reiche drohete. Die Belagerung der Burg Rocca durch den König Karl II. von Neapel machte einen muthigen Kampf zum Schutz und zur Vertbeibung der Grenzen dringend notwendig. Friedrich aber, von dem größten Adel des Volkes bereit, mit bewaffneter Hand für ihre Freiheit und Selbständigkeit jedes Opfer zu bringen. In allen Städten, durch die er zog, in Polizzi, Riccia, Ronbazzi, besonders aber in Messina ward er feierlich empfangen. Die sämmtlichen Bewohner kamen ihm entgegen, der Adel auf prächtigen Rossen, die Bürgerchaft zu Fuß mit ihrem Banner. Frauen und Jungfrauen, selbst geschmückt, streuten Blu-

men auf den Weg, als der König unter einem von vier Edlen getragenen Baldachin nach dem Schlosse ritt. Er verweilte dort nur kurze Zeit. Eine mit Waffen und Proviant versehene Flotte, die zur Übersahrt nach Calabrien bereit lag, brachte ihn nach Reggio. In wenigen Tagen erreichte er die durch ihre Lage fast unangreifbare Festung Squillac, die er jedoch zur Übergabe zwang, indem er die beiden Flußufer am Fuße des hohen Felsens, auf dem jener Ort lag, durch seine Mannschaft besetzen ließ, und dadurch den Belagerten das Wasser gänzlich abschchnitt. Sowol durch die natürliche Festigkeit des Ortes, als durch den Muth und die Entschlossenheit ihres Commandanten, des Grafen Pietro Russo, schien die Stadt Catanzaro einem feindlichen Angriffe nicht lange widerstehen zu können. Nur von einer Ebene aus, die dem Schlosse gegenüber lag, von demselben jedoch durch eine schmale, aber tiefe Schlucht geschieden war, konnte dieser Angriff bewerkstelligt werden. Diese Schlucht ließ Friedrich in der Nacht durch Bäume und Felsblöcke ausfüllen. Dem nahen Sturme beugte inessen ein Vergleich vor, den Friedrich mit dem Grafen Pietro Russo schloß, und nach welchem dieser sich zur Übergabe der Stadt und des Schlosses mit allen dazu gehörigen Burgen erbot, falls innerhalb 40 Tagen kein Entsatz anlangte. Um diese Frist abzuwarten, schlug Friedrich einstweilen sein Lager in der Nähe der Stadt Grottona auf. In einem Streite, der sich dort zwischen den Bürgern und der französischen Besatzung entspann, riefen jene von den Mauern herab um Hilfe, wozu sich auch die sicilischen Seeräute sogleich bereit zeigten. Sie trieben die Franzosen in zwei feste Thürme. Als sie aber mit Beute beladen aus der Burg ritten, stießen sie auf den König, der, durch den Lärm aus dem Mittagsschlummer erweckt, sich ohne Rüstung in leichtem Anzuge auf sein Pferd geworfen hatte. Entrüstet über den verübten Muth tödtete Friedrich Einige mit eigener Hand, während Andere sich verborgen oder ihre Beute von sich warfen, welche der König sofort dem Stadtkommandanten Peter Reginald ausliefern ließ und das Fehlende aus seinem eignen Schatz desahlte. Dem Admiral der Galeere, auf welcher er den Commandanten zu seinem Herrn, dem Könige Karl von Apulien, segeln ließ, ertheilte Friedrich Befehl, für jeden Franzosen, der in dem Auftrage getödtet worden, zwei Gefangene freizugeben. Jener Befehl hatte nach die besondere Folge, daß der früher erwähnte Betraute des Königs, der Admiral Roger Coria, darin einen entehrenden Friedensbruch erblickte und außerdem persönlich verletzt war, als Herrwirth des Grafen Pietro Russo, seine Dienstentlassung forderte. Friedrich hielt es nicht unter seiner Würde, sich zu rechtfertigen und bot selbst zur Versöhnung die Hand, indem er Coria's unerbittliche Aiden verzög. Gemeinshaftlich mit ihm entsetzte Friedrich das Schloß Rocca Imperiale, San Severino, Rossano und andere Festungen.

Durch den Dominikaner Pedro Cordelles erhielt Friedrich um diese Zeit die überaus erfreuliche Nachricht: der König Jacob von Aragonien sei vom Papste zum Obergeneral des Kirchenstaates ernannt worden, um seinen Bruder wieder mit der theiligen Kirche zu versöhnen. Jacob lasse

1) Die Wirkung des Schießpulvers und seine Wirkung waren schon im 9. Jahrhund. bekannt. Kaiser Leo's VI. Constitut. Imper. Lib. XIX. erwähnen eines Handbrotzes (γερμανισμός), um flüssigen Feuer zu schreiben. In Casiri Biblioth. Arab. Hisp. Berce. Tom. II. findet sich die erste einer arabischen Handschrift vom J. 1340 mitgetheilte Notiz: Berqum asaurunqum ascorpionem circumligati ac pulvere nitrato innodati, unde explosi fulgurant ac incendunt. Nam videre erat Manganum excussum veluti nubem per aëra extendi ac tonitru inftar horrendum edere fragorem etc.

ihn daher zu einer freundschaftlichen Übereinkunft nach der Insel Ischia einladen, weil er außerdem gezwungen sein würde, mit Hinzufügung aller Bande der Verwandtschaft, den päpstlichen Befehlen Folge zu leisten. Der Gegenwärtigen seiner Nähe ungeschickt begab sich Friedrich, in Folge seiner Aufbahrung, nach Messina, wohin er auch den Admiral Roger Koria zurückrief, der unterdessen Lecce und Taranto erobert hatte, und bis Brindisi vorgebrungen war. Auch Koria fand bei seiner Ankunft in Messina ein Schreiben des Königs Jacob von Aragonien, und ward von dem Dominikaner Cordelles dringend aufgefordert, die Zusammenkunft der Brüder zu betreiben. In dem versammelten großen Rathe entwarf Koria eine lebendige Schilderung von König Jacob's Macht und der Gefahr, die den Siciliern von der verbündeten Macht der Neapolitaner und Franzosen drohte. Auf Friedrich machte diese Schilderung so wenig Eindruck, daß er den Gesandten seines Bruders ohne beifällige Antwort entließ. Mit 64 Galeeren und 700 Lansen, unter dem Oberbefehl des Genuesers Doria, segelte er nach Neapel. Bei der Insel Ischia wollte er seines Bruders Ankunft erwarten, der mit 80 Galeeren aus Catalonien sich nach Rom begab. Von dem Papste Bonifacius VIII. mit Geld unterstützt und zum Kampfe gegen seinen Bruder aufgefordert, ermahnte er diesen, nach Sicilien zurückzukehren, und dem ungewissen Erfolge des Krieges außerhalb der Grenzen seines Reichs sich nicht preiszugeben.

Ungeachtet der freundschaftlichen Stellung, die sein Bruder gegen ihn beauptete, sagte sich Friedrich doch seinem Verlangen. Vielleicht geschah es, um ihn freundlicher gegen sich zu stimmen, daß er sich zur Rückkehr nach Sicilien entschloß. Er hatte Kug daran gehen, für die dortigen Schlösser und Städte die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen. Die Araber, die bei Patii gelandet, bemühten sich nicht nur dieser Stadt, sondern auch der Schlösser San Pietro, Milazzo, Nocera, Monforte u. a. Friedrich aber, der mit seiner Flotte in den Hafen von Syracusa eingelaufen war, der ihm bei dem hereinbrechenden Winter mehr Sicherheit zu gewähren schien, als die Rinde von Patii, bemühtigte sich des vor Syracusa liegenden Schloßes, und delagerte hierauf die Stadt selbst, die aber, von dem tapfern Johann von Glermont vertheidigt, durch ihrer Bürger Entschlossenheit und Ausdauer den feindlichen Angriffen standhaft trotzte. Die Schlösser und Städte Rukeni, Buccheri, Palazzuolo und Ferula, unweit Syracusa, waren ohne Gegenwehr in König Jacob's Hände gefallen. Als aber Friedrich das Schloß von Patii belagerte, weil die Stadt sich wieder zu ihm gewandt hatte, erlitt seines Bruders Flotte, die mit 20 Segeln zum Entsatz herbeigekommen war, eine furchtbare Niederlage. Nur vier Schiffe retteten sich; die übrigen wurden mit zahlreichen Gefangenen nach Messina gebracht. Mit dem Versprechen, nie wieder in feindlicher Absicht sich Sicilien zu nähern, bat König Jacob seinen Bruder um die Zurückgabe der eroberten Schiffe und der Gefangenen. Friedrich aber verniegte dies Gesuch. Die Aragonier hatten sich indessen schon von Syracusa zurückgezogen, weil sie gegen 18,000 Mann verloren, und da-

her alle Hoffnung schwand, die Stadt zu erobern. Auch König Jacob folgte seiner nach Catalonien segelnden Flotte zu Schiffe auf der stürmisch bewegten See nach, mit dem Entschluß, „sich lieber den schäumenden Wellen anzuvertrauen, als noch einmal gegen seinen Bruder zu setzen.“

Friedrich traf nun Anstalten zur Wiedereroberung der ihm entziffenen Schlösser, unter denen Sorina, Palazzuolo und Leforte sich nach kurzer Gegenwehr ergaben. Die Stadt Ganzl war schon früher, doch vergebens, aufgegeben worden, sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen. Burgeschoß und Mangel beugten endlich die Belagerer, denen der König, als sie sich ergaben, ihren Starksinn großmüthig verzieh. Auch die an der Nordküste gelegenen Burgen und Städte wurden leicht wieder erobert worden sein, wenn nicht Friedrich's Aufmerksamkeit durch die Nachricht von einem drohenden Uebersalle der Aragonier abgelenkt worden wäre. In einer Rinde schickte er seinen versammelten Reichshöflichen die Nothwendigkeit einer standhaften Vertheidigung gegen seinen ihm feindselig gefassten Bruder, und gegen die beiden mit ihm verbündeten Söhne des Königs Karl II. von Neapel, den Herzog Robert von Calabrien und den Prinzen Philipp von Tarent. Unter seinen Baronen, Rittersn und Lehensleuten kam Friedrich die erwartete Bereitwilligkeit zum Kampfe. Über die Galeeren, in wenig Tagen ausgerüstet, übernahm Mabeo de Alagon den Oberbefehl. Mit ihm erreichte Friedrich, aus Messina abgehend, am 3. Juli 1298 die Höhe von San Marco, überrascht, die 56 Galeeren starke Flotte seines Bruders, die er noch bei den Liparischen Inseln vermutet hatte, schon dort zu finden. Die Aragonier hatten kaum soviel Zeit gehabt, ihre Pferde und das Gepäck ans Land zu bringen, um ihre Galeeren zu erleichtern, als Friedrich schon die feindlichen in einer Schlachtlinie aufstellte. Seine Mannschaft voll heiser Kampflust begann lauchend das Treffen schon von weitem mit der Armbrust und der Schleuder. Schon manchen Streiter hatten die Geschosse auf die Ruderbänke hingestreckt, als die sich immer mehr nähernden Galeeren mit den Schanzen in einander fuhren und sich mit ihren Riemern verwickelten. Mancher sicilische Krieger, der auf das feindliche Schiff sprang, ward getödtet, oder fand den Tod in den Wellen. Friedrich selbst versuchte einige Mal, doch vergebens, das Schiff zu erlösen, auf dem sein Bruder sich befand. Die glühenden Strahlen der Mittagssonne erschwerten den fast dreistündigen Kampf. Es fehlte an Alagon's Flotte, dazu bestimmt, die Sicilier zu umgeben, gab den Ausschlag des Gefechts. Dem zweifachen Angriff vermochte Friedrich's erschöpfte Mannschaft nicht zu widerstehen. Sie wich allmählig zurück. Friedrich aber sprang zu den Tapfern in seiner Rinde: „Es ist aus mit uns; wir können nur sterben. Aber wir wollen es wenigstens nicht ungerührt. Laßt uns unsere Galeeren an Alagon's Schiff halten und unser Leben mit einander theuer erkaufen.“ Ueberwältigt durch die heftige Gemüthsbezeugung und durch die ununterbrochene Anstrengung seiner Kasse sank er bei diesen Worten bewußtlos zu Boden.

Groß war der Verlust der Sicilier in jenem unglücklichen Seetreffen. Sie hatten über 18 Schiffe ein-

gehüßt und einen großen Theil ihrer Mannschaft verloren. Daß gleichwohl König Jacob den erfolgten Sieg für seinen Gewinn hielt, bewiesen seine an die Söhne Karl's II. gerichteten Worte: er habe nun seiner Verpflichtung gegen den Papst und den König Karl genügt, und müsse nach Calabrien zurückgehen. Dem Herzog Robert von Calabrien rief er jedoch, den Krieg fortzusetzen, weil die Macht der Sicilier gebrochen sei. Er ließ ihm mehrere kriegserfahrene Befehlshaber zurück, und übergab ihm die Burgen und Städte, die er seinem Bruder entriß. Nach dem Austausch der beiderseitigen Gefangenen begab sich König Jacob nach Neapel, wo ihm Karl II. seine Unzufriedenheit über die nicht völlig gelungene Eroberung Siciliens durch einen ziemlich kalten Empfang zu erkennen gab. Ohne den Dank, auf den er gerechnet hatte, kehrte er nach Aragonien zurück.

In trostloser Stimmung über sein Mißgeschick war Friedrich nach Messina zurückgekehrt. Die dortigen Bewohner verbargen ihm ihren Schmerz und erbot sich mit ihrem Vermögen und ihrem Arm zu seinem Schutze und zur Vertheidigung des Reichs. Den beiden Brüdern des verstorbenen Kanzlers Konrad Tanja, an dessen Stelle Vinsiguerra de Palasio getreten war, übergab er die Stadt und das Schloß von Messina. Er selbst bezog das beinahe im Mittelpunkte der Insel gelegene feste Schloß Enna, von wo er schneller die Küste erreichen konnte, die von den wiederholten Angriffen des Herzogs Robert von Calabrien bedroht ward. Sein Bruder, der Prinz Philipp von Tarent, der mit 40 Galeeren und 700 Rittern in Lilibdo, dem jetzigen Marsala, gelandet, belagerte Trapani. Als Friedrich davon benachrichtigt ward, rüstete er sich sofort, ihm entgegenzutreten. Beide Heere, die am 1. Dec. 1299 auf dem Falkensfelde (Falconara) auf einander stießen, waren in drei Geschwader getheilt. Da Blasco von Alagon, der die feilsche leichte Reiterei befehligte, zuerst vorrückte, glaubte der Prinz, er sei allein, und deshalb leicht zu besiegen. Er griff ihn daher wiederholt an, ohne jedoch seine Linie durchbrechen zu können. Jetzt aber erschien Friedrich selbst, nur von Wenigen begleitet, auf dem Schlachtfelde. Er stürzte sich auf den Feind, und warf mit Schwert und Kolben Alles um sich der zu Boden, ward aber dabei, wenn auch nicht gefährlich, im Gesicht und an der rechten Hand verwundet. Bei einem wiederholten Angriffe der leichten Reiterei stürzte der Prinz Philipp von Tarent vom Pferde, und ward von Alagon gefangen. Dieser gab Befehl, ihn auf der Stelle zu tödten, was jedoch Friedrich, der hinzukam, verhinderte, und den Prinzen einem Ritter zur Verwahrung übergab. Von der feilschen Mannschaft wurden 200, meistens Neapolitaner, gefangen, und in mehreren festen Schloßern der Insel verhaftet. Die nicht unbedeutliche Beute aber ward unter Friedrich's tapferer Krieger theilhaft.

Um die Bewohner Siciliens gegen Friedrich aufzuwachen und für Karl II. günstig zu stimmen, hatte der Papst Bonifatius VIII. den Cardinal Gerhard von Parma nach Sicilien geschickt. Mit diesem Manne und seinen Großen berath sich der Herzog Robert von Calabrien zu Catania, das durch Verrath zu ihm übergegangen war,

Z. Neapel. d. B. u. A. Erste Section. XLIX.

was bei der Ankunft seines Bruders, des Prinzen von Tarent, zu thun sei. Von seinem Heere, das er in zwei Haufen theilte, sollte der eine grade durch die Insel nach der Westküste ziehen, um sich mit dem Prinzen zu vereinigen und so den König Friedrich von zwei Seiten anzugreifen. Diese Pläne bereitete jedoch die Nachricht von der Niederlage der Neapolitaner und der Gefangenschaft des Prinzen in Gefalu. Daß durch Gewalt wenig auszurichten sei, war eine Ueberzeugung, die sich der feilschen Partei immer lebhafter aufdrang. Sie nahm daher zu schlauer Verführung durch Worte ihre Zuflucht. Abhängig war dabei vorzüglich der früher erwachte Cardinal Gerhard von Parma, der zu diesem Zwecke die nöthigen Küsten Siciliens ausrichtete. Nur ein Zufall rettete Friedrich's Leben bei einer Verschwörung in Palermo. Tief schmerzte ihn die Noth seines Volks. Der fortwauernde Krieg und der dadurch vernichtete Feldbau erzeugte Mangel und Hungernoth in allen Gegenden Siciliens, vor allen aber in Messina. Einen furchtbaren Grad erreichte dort das allgemeine Elend, als der Herzog Robert von Calabrien Reggio blockirte und dadurch der Stadt Messina auch die Zufuhr zur See abschchnitt. Die durch Blasco von Alagon mit 500 Mann heringebachten Lebensmittel waren bald aufgebraucht, und die Einwohner genöthigt, ihr Leben durch ungewöhnliche, selbst elbaste Genüsse zu fristen. Zwar gelangte eine von Friedrich selbst geleitete Zufuhr von Getreide aus der Gegend vom Ätna glücklich in die Stadt), allein dieser Vorrath bauerte nicht lange. Der König, gerührt von der Noth, die jede Vorstellung überstieg, beschloß die unglücklichen Einwohner Messina's an einen andern Ort zu versetzen. Nur die zur Vertheidigung der Stadt nöthige Mannschaft ließ er in Messina, als er selbst dort ankam. Noch nie hatte sich sein edler Charakter durch inniges Mitgefühl von einer so liebenswürdigen Seite gezeigt, wie damals, als er die auswandernde Menge über das unwegsame Gebirge begleitete, und dem Einzelnen freundlich Trost zusprach. Er soll selbst die ermüdeten Kinder in seine Arme oder hinter sich aufs Pferd genommen und ihnen Nahrung gereicht haben. So brachte Friedrich die Bewohner Messina's nach Randazzo. Auf dem Wege dahin bemächtigte er sich durch Ueberfall der Burg Castiglione.

Der Herzog Robert von Calabrien hatte indessen die Ueberzeugung gewonnen, daß Messina durch Hunger nicht zu bezwingen sei. Eine furchtbare Seuche in seinem Heere machte ihm die Aufhebung der Belagerung bringend notwendig. Seine Gemahlin Violanta, Friedrich's Schwester, lud diesen zu einer Zusammenkunft in Syracusa ein, wohin sich auch zu Schiff der Herzog begab, der nach aufgehobener Belagerung nach Catania zurückgekehrt

2) Friedrich hatte die Zufuhr des Xrapi gebracht und machte dort Halt, um die Belagerung ein wenig ruhiger zu lassen. Als er nun zu essen wollte, fand sich Nichts, als zwei Brode und ein kleines Fäßchen Wein. Friedrich nahm es mit zufriedener Miene zu seiner Sättigung, und ruhte dann, mit dem Kopfe auf seinem Schilde, um nach einer Stunde den Rückzug anzutreten; s. Niccol. Specialis Histor. Sicil. Lib. VI. c. 3 in Muratori's Script. rer. Ital. T. X.

war. Auf der Burg Maniaca ward durch freundliche Uebereinkunft zwischen Friedrich und dem Herzoge ein Waffenstillstand geschlossen, der die Bewohner Messina's von der harten Belagerung befreite, dem Herzoge aber Zeit vergönnte, sich zur Fortsetzung des Kampfes zu stärken, da er die Hoffnung noch immer nicht aufgab, die trogigen Sicilier zur Unterwerflichkeit zu zwingen. Diese Aussicht eröffnete er seinem Vater, dem König Karl, als er ihm nach seiner Ankunft in Neapel die Vorgänge in Sicilien und den harten Sinn der dortigen Bewohner schilderte. Nachdem der Waffenstillstand verlaufen, schloß er sich dem Herzeuge an, den der Herzog von Aragon, Karl von Valois, des Königs von Frankreich Bruder, durch glänzende Verheißungen des Papstes bewogen, mit vielen französischen Rittern und Edlen im J. 1302 nach Sicilien unternahm. Zu der großen Flotte, die dahin segelte, stiegen noch 22 große Proviantschiffe aus Apulien. Sie landeten bei Termini, das durch Verrath in ihre Hände fiel, und wandten sich gegen Polizzi, wo sich Friedrich mit seinem Heere gelagert, nachdem er Adona und Ragusa mit Gewalt unterworfen hatte. Er säumte, als ihn Karl von Valois zur Schlacht aufbohrte, und dieser zog daher vor den Babelort Sciaca, den er, sowie das benachbarte Schloß Castai a Mare, nach kurzer Gegenwehr einnahm. Von weiteren Unternehmungen schreckten ihn aber furchtbare Stürme zurück, die in dem französischen Heere wütheten. Er verzweifelte, in Sicilien noch etwas auszurichten, und wandte seinen Sinn zum Frieden, worin ihm der Herzog von Calabrien beistimmte. Sie sandten Abgeordnete an Friedrich, der sich in Galto Nuovo befand, und luden ihn ein zu einer Zusammenkunft zwischen Galto bellota und Sciaca. Nach dem Vergleiche, der dort zu Stande kam, sollte Friedrich Sicilien und die dazu gehörigen Inseln behalten, dagegen aber auch dem Könige Karl II. den ungehörten Besitz von Calabrien und allen Pertinenzen gönnen. Die gegenseitig sich entzerrnen Städte sollten wieder zurückgegeben werden. Zu den Nebenbedingungen jenes Vertrags gehörte noch, daß Friedrich mit Karl's II. dritter Tochter Eleonore sich vermählen sollte. Die Selangenen beider Parteien sollten ihre Freiheit erhalten, endlich aber die sämmtlichen französischen Truppen nach Abschluß des Friedens Sicilien verlassen. Der Papst, der diese im April 1302 getroffene Uebereinkunft nur nothgedrungen billigte, fügte noch hinzu, daß Friedrich die Oberherrschast der Kirche anerkennen und jährlich 1500 Fl. an dieselbe zahlen, auch sich nicht mehr König von Sicilien, sondern König von Trinacria nennen sollte.

Als Friedrich den Prinzen von Tarent in Sotera, dem Grafen von Brienne und die übrigen Provenzalen und Franzosen aus ihrer Gefangenenschaft entlassen hatte, nahm er nach drei Jahren Catania wieder in Besitz. Im J. 1303 feierte er zu Messina seine Vermählung mit König Karl's II. Tochter, der Prinzessin Eleonore. Die Ruhe in Sicilien ward jedoch bald gestört durch Raub und Gewaltthaten der müßigen Soldner. Er befreite sich jedoch von dem größten Theile derselben, der bei dem orientalischen Kaiser Andronicus in Constantinopel in Dienste

trat, dessen Landesgrenzen damals von den Sarazenen hart bedrängt wurden. Immer aber dauerte noch zwischen Neapel und Sicilien ein heimlicher Groll fort, der endlich nach zwölf Jahren zum völligen Ausbruche kam. Durch den Papst Clemens V. von dem aus Sicilien so schwer lastenden Anterdict befreit, thaten die dortigen Bewohner sich sehr glücklich gefühlt unter Friedrich's weiser und milder Regierung. Im J. 1313 war der teutsche Kaiser Heinrich VII. nach Rom gekommen, um sich thronen zu lassen, und zugleich die dem teutschen Reiche in der Lombardie zuzukommenden Güter in Besitz zu nehmen. Mit Friedrich zugleich bewarb sich der Herzog Robert von Calabrien, der nach seines Vaters Karl's II. Tode (1309) den Thron von Neapel bestiegen hatte, um des Kaisers Gunst, die ihm in solchem Grade zu Theil ward, daß sogar von einer Vermählung zwischen Robert's Sohne und einer Tochter des Kaisers die Rede war. Als aber Heinrich VII. erfuhr, daß Robert's Bruder Johann mit einem Heere nach Rom gekommen sei, um die Krone des Kaisers zu unterstützen, und daß neapolitanische Reiter nach Thubuden gezogen, ward er so entrüstet, daß er über den König Robert die Reichsacht verhängte, und um ihn gänzlich aus seinen Staaten zu vertreiben, sich mit Friedrich verband, den er zum Reichsmarschall ernannte.

Mit 50 Galeeren setzte dieser sofort über den Meer, um sich der Stadt Reggio und anderer benachbarten Orte zu bemächtigen. Da überraschte ihn, als er sich eben zu dem Kaiser begeben wollte, der Gesta belagerte, auf den liparischen Inseln die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode Heinrich's VII. zu Bonconvento bei Siena. Friedrich setzte seine Reise bis Pisa fort, entschloß sich aber dann, nach einer Berathung mit seinen Vertrauten, zur schleunigen Rückkehr nach Sicilien. Durch widrige Winde in Cardinien aufgehalten, brachte er 40 Tage auf der Fahrt nach Trapani zu. Er fand diese Stadt schon von dem Könige Robert belagert, der seine gegen den Kaiser bestimmten Streitkräfte nun gegen Sicilien wandte, und sich schon durch Verrath des festen Schloßes Castai a Mare bemächtigt hatte. Mangel an Lebensmitteln und rauhe Witterung thaten indeß die Neapolitaner schon sehr erschöpft, als Friedrich 65 Galeeren, befehligt durch den tapfern Johann von Clement, aus Messina kommen ließ. Diesen Schiffen, die durch einen heftigen Sturm aus Süden nach Palermo zurückgetrieben wurden, kam am Vorgebirge San Vito die stärkere feindliche Flotte entgegen. Beide Heere litten Mangel an Geld und Proviant. Erwünscht kam ihnen daher ein vierzehnmäthlicher Waffenstillstand, den der Prinz Ferdinand, ein Sohn des Königs der balearischen Inseln, vermittelte.

Einen dauernden Frieden zwischen Neapel und Sicilien zu stiften, bemühten sich zwei Abgeordnete, welche der Papst Johann XXII., der nach Clemens' V. Tode (1317) den heiligen Stuhl bestiegen, an den König von Sicilien sandte. Ihr Antrag lautete: Friedrich solle Reggio und alle Orte, die er im Kaiser Heinrich's VII. Namen

3) Er sei durch einen Wund, eine vergiftete Hostie betrunken haben; f. *Maurolycus*, De viris illust. siculis, Lib. V. p. 157.

eingenommen, der Kirche übergeben, sobald aber in Rom mit dem dorthin beschiedenen König Robert über die Bestimmung ihrer gegenseitigen Grenzen sich friedlich verglichen. Weniger aus eigenem Antriebe, als durch Zureden der Gesandten ließ sich Friedrich zu dieser Forderung willig finden. Den Bischof von Mazara sandte er sofort nach Rheggio, um diese Stadt und vier andere Orte auf der Nordseite, den päpstlichen Legaten zu übergeben, welche dieselben sofort an Neapel abtraten zu großem Nachtheil Siciliens und besonders der Stadt Messina. Friedrich's persönliches Erscheinen in Rom ward von seinen Råthen für unnütz und bedenklich gehalten. Mit gehörigen Instruktionen schickte er daher einige Abgeordnete nach Rom, die aber, da weder König Robert noch seine Abgesandten dort erschienen, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußten.

In dem beständigen Parteikriege, der um diese Zeit in Genua zwischen den Guelfen und Gibellinen entbrannte, hatten jene sich unter dem Schutze des Königs von Neapel bedeckt, während diese Friedrich um Hilfe baten. Dieser sandte ihnen im J. 1320 40 Galeeren, die, mit eifrig genuesischen vereint, die Stadt Policastra zerstörten, die Insel Sibia verheerten, und besonders auf der genuesischen Küste furchbar hausten und die empfindlichsten Grausamkeiten verübten. Gegen die Stadt Genua selbst vermochten sie Nichts auszurichten. Friedrich's Flotte kehrte daher wieder nach Sicilien zurück. Als er aber, um seine erschöpften Kriegsmittel zu ersetzen, sich genöthigt sah, einige Kirchengüter einzuziehen, traf ihn der Bannstrahl des Papstes, den er schon dadurch gegen sich aufgebracht, daß er den Titel eines Königs von Sicilien wieder angenommen hatte. Dies war 1314 geschehen unter der nachfolgenden Erklärung, die er aus San Giovanni am 9. Aug. nach Palermo gesandt hatte: „Friedrich, von Gottes Gnaden König von Sicilien, dem Statthalter, den Richtern, Beisitzern, Einwohnern der Stadt Palermo, unsern freundlichen und gnädigen Gruß zuwor. Nach reiflicher Überlegung mit unsern Råthen haben wir für gut und angemessen gefunden, den bisher unterlassenen Titel eines Königs von Sicilien wieder zu führen. Weil unsere Feinde sich zum Unglück gegen uns und unsere andern Getreuen zu einem Angriffe rüsten, wollen wir nicht länger Anstand nehmen, zu thun, was wir mit Recht und in Christi Namen können. Wir befehlen euch daher, alle Notarien und Schreiber der Stadt Palermo zu veranlassen, in allen Instrumenten und andern sowohl öffentlichen als auch Privatchriften, den erwähnten Titel hinzuzusetzen. Gegeben zu San Giovanni unter unserm kleinen Geheimsigel, am 9. Aug., der zwölften Indiction“).

Durch seine weitem Rücksichten gegen die Kirche zu Rom beschränkt, seit ihn der päpstliche Bannstrahl getroffen, ernannte Friedrich 1321 seinen Sohn Pietro zum Mitregenten, und ließ ihn zu Palermo krönen, um ihm den sicilischen Thron zu sichern. Er vermählte ihn 1323 mit Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Heinrich

von Kärnten und Königs von Böhmen. Es war ungefahr um diese Zeit, als der König Robert von Neapel, unter dem Vorwande, die Guelfen in Genua zu schützen, seinen ältesten Prinzen Karl mit einer Flotte von 113 Galeeren, ohne die Frachtschiffe, mit 3000 Mittern und verhältnismäßigem Fußvolk nach Sicilien sandte. Eine tapfere Besatzung unter dem Oberbefehl des ergrauten, aber noch immer kraftvollen Johann von Glermont vertheidigte Palermo, wo jene Flotte landete, mit so vieler Entschlossenheit, daß nach Verheerung der nächsten Umgebungen, der Wein- und Olivengärten, der Drangemüß der u. s. w. den Belagerern der Muth entsank, ihre vergeblichen Angriffe zu erneuern. Drei Tage hatte der Kampf fast ununterbrochen gewährt. Hinabgeworfene Felsenklüfte hatten die Sturmbücher zertrümmert und die Sturmleitern umgeworfen, und stehendes Pech und Öl war hinabgeschossen auf die Häupter der Belagerer. Der Prinz Karl beschloß die Stadt auszuhungern, was jedoch sein Vater, König Robert, nicht genehmigte, sondern bloß die Verwüstung der Felder möglichst bis auf das Innere der Insel auszubehnen befohl. Der Königin Eleonore, die sich mit Vorwissen ihres Gemahls in das Lager begab, gelang es endlich, zwischen ihm und den Brüdern Frieden zu stiften. Bereits im nächsten Jahre, 1324, erschien abermals eine Flotte von 30 Galeeren, unter dem Oberbefehl des Grafen von Novelli, an der sicilischen Küste. Sie landete bei Solento, plünderte die Vorstädte von Termini und verheerte mehr benachbarte Orte. Nach einige Male, unter andern im J. 1327, erneuerte König Robert den Versuch, durch eine neue Flotte die Felder und Ernten Siciliens zu vernichten, und dadurch die Insel sich endlich zu unterwerfen.

In dem Streite, der sich zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Hreerich um die teutsche Kaiserkrone erhob, trat der König von Sicilien auf Ludwig's Seite, und hielt für ihn in dem Hafen von Messina 40 Galeeren bereit, zu denen noch 30 genuesische stießen, die unter seines Sohnes Pietro Oberbefehl 1328 nach Rom segelten. Dort war Ludwig der Baier angelangt, und hatte, gegen den Willen des Papstes Johann XXII., durch den Minoriten Pietro Garbari, den er unter dem Namen Nicolaus V. zum Papste ernannt, sich krönen lassen. Als er dies dem Könige Friedrich meldete, soll dieser geantwortet haben: „er werde in allem Ubrigen des Kaisers Befehl folgen, in geistlichen Dingen aber nur dem Papste Johannes, obsohn derselbe sein Widersacher sei.“

Furcht und Schreden verbreitete unter den Bewohnern Siciliens um diese Zeit, im Juni und Juli 1329, eine heftige Eruption des Ätna. Die Feindseligkeiten zwischen Sicilien und Neapel ruheten einige Jahre, indem sich beide Mächte darauf beschränkten, einander gerüßet zu beobachten. Zwei Franzosen, die Brüder Johann und Diabolo Florian, entwarfen im J. 1333 einen Anschlag, das Schloß von Palermo dem Könige Robert zu verrathen, was ihnen jedoch nicht gelang. Mit dem Tode des Papstes Johann XXII. verlor Friedrich 1334 einen seiner bestigsten Widersacher, der des Königs Plane vielfach durchkreuzt, doch kurz vor seinem Tode

das gegen Sicilien ausgesprochene Interdict wieder aufgehoben hatte. Von seinem Nachfolger aus dem päpstlichen Stuhle, Benedict V., ließ sich, da er sich stets freundlich gegen den König gezeigt, eine erwünschte Utercinkunft erwarten. Die sicilischen Gesandten Eger von Barfelo, Nicolaus von Loria und Nicolaus Specialis fanden zwar, als sie in Rom erschienen, einen gütigen Empfang, mußten aber wieder abreisen, ohne ihren eigentlichen Zweck erreicht zu haben.

Niederbeugt von Alter und Schwäche, und besonders von heftigen Gichtanfällen beimgesucht, führte Friedrich in seiner Sommerresidenz zu Castro Giovanni sein bevorstehendes Ende. Er ließ sich in einer Sänfte nach Catania tragen, erreichte jedoch diese Stadt nicht mehr. Zu Patronome starb er 1337, nach einer 40jährigen Regierung im 65. Lebensjahre. Unter großem Wehauern seiner Familie und feiner Unterthanen wurden seine irdischen Überreste nach Catania gebracht und dort in der Kirche der heiligen Agathe neben dem Altar beerdigt¹⁾. Seine Gemahlin Eleonora nahm den Sarg mit, und starb im J. 1341. Erzeugt hatte Friedrich mit ihr vier Söhne und vier Töchter: 1) Pedro, zu Palermo 1305 geboren, seit dem April 1321 Mitregent des Reichs. 2) Roger Mansfred, geb. 1318 zu Majara, noch als Kind zum Herzoge von Athen ernannt, gestorben zu Trapani nach einem unglücklichen Sturze vom Pferde. 3) Wilhelm, von seinem Vater mit mehreren Herrschaften in Griechenland und Sicilien beschenkt, nach seiner Mutter Tode Erbe des Fürstenthums Tarent, gestorben 1338 zu Palermo. 4) Johannes, vermählt mit Gesarda, Gräfin von Lancia, gestorben 1348. — Friedrich's Töchter waren: Constantia, 1317 mit dem Könige Heinrich von Cypren und Armenien vermählt. 2) Elisabeth, 1328 verheirathet an Stephan, dem zweiten Sohn des Herzogs Ludwig von Baiern. 3) Katharina, gestorben 1341 als Äbtissin des St. Marialofsters zu Messina. 4) Margaretha, war gleichzeitig mit ihrer Schwester Konne in dem genannten Kloster. Vor seiner Vermählung hatte Friedrich mit Sibylla von Sormela eine Tochter erzeugt, die er mit seines Admirals Roger Loria's Sohne verheirathete. Nach der mit der Königin Eleonora geschlossenen Ehe wurden ihm von verschiedenen andern Frauenbinnen noch drei Söhne geboren: 1) Sancha, von seinem Vater mit den Herrschaften Militello und San Marco belehnt. 2) Alfons Federico, bei dem Könige Jacob von Aragonien erzogen, und endlich 3) Roland oder

Orlando Federico, der als Befehlshaber von 23 Seelern bei den liparischen Inseln 1340 gefangen war. Eine reiche Frau aus Messina soll 2000 Unzen Gold als Lösegeld für ihn bezahlt haben, in der Hoffnung, ihn zu ehelichen. Er hielt jedoch diese Verbindung einem Königssohne nicht für angemessen, und schloß eine andere Heirath²⁾.

FRIEDRICH III., mit dem Zunamen der Einfältige oder Afinus, König von Sicilien, geboren 1341 in Catania, ein Sohn König Pietro's und Enkel Friedrich's II., war von seinem 1355 gestorbenen Bruder, dem Könige Ludwig, noch bei dessen Lebzeiten zu seinem Nachfolger ernannt worden. Einige Jahre vor Ludwig's Tode hatten mehrere Grafen von der ihm abgetheilten Partei ihre Schlüssel und Länder dem Könige von Neapel übergeben, jedoch beinahe ganz Sicilien sich in seinen Händen befand. Nur der Stadt Syracus hatten sich die dem Könige treu gebliebenen Sicilianer wieder bemächtigt. Friedrich, damals 14 Jahre alt, konnte erst später (1374) zu Palermo gekrönt werden, da auch diese Stadt sich bis dahin in feindlicher Gewalt befand. Nach dem Tode seiner Stände, die er im December 1355 in Messina versammelt hatte, besetzte daher Friedrich seine Schwester Euphemia als Reichsverweserin. Ihr Gebrauch des Schwerts in Kraft, unter den Großen, die sich aus Haß und Neid fortwährend befehden, Ruhe und Frieden zu stiften; doch veranlaßte sie der tapferen sicilischen Kriegsmacht und ihren Führern, unter denen sich besonders Arlato Alagon auszeichnete, die Wiedereroberung von Castiglione, Randazzo und Francavilla. Ein verrätherischer Anschlag, durch welchen einige Bewohner von Syracus diese Stadt dem Könige Ludwig von Neapel überliefern wollten, ward entdeckt und vereitelt; Messina dagegen unterwarf sich dem alten Feinde Siciliens, der dort, begleitet von seiner Gemahlin, der Königin Johanna, am 7. Jan. 1356 seinen Einzug hielt. Unter den Gefangenen, die dem Könige Ludwig von den Bewohnern Messina's ausgeliefert und nach Rheggio geschickt worden waren, befanden sich auch Friedrich's Schwestern, Bianca und Violanta. Als nun der Graf Simon von Clermont die ältere zur Gemahlin beehrte, ward es ihm von dem Könige Ludwig verweigert, um nicht neue Ansprüche durch diese Heirath zu begründen. Simon erbat sich nun von dem Könige Friedrich die Tochter des Grafen Mattheo Palissi; er starb jedoch vor Vollziehung der Heirath. Friedrich's Schwester Bianca vermählte sich nachher mit dem Grafen Johann von Ampuria, einem Bruder Pedro's IV. von Aragonien.

In dem Kriege, der mit wechselndem Glücke geführt ward, beistanden bald die Neapolitaner und abtrünnigen

¹⁾ Auf dem dort ihm errichteten marmornen Denkmale desin steht die Inschrift:

Qui tumulus asperet Federici nomina Regis?
Murus erat Siciliae longo certamine, Legis
Divinae cultor, humani juris amator.
Occubuit. Scandit coelestis regna viator.
Aurea Trinacriae sub te Duce floruit aetate:
Nec potuit quinquam regni tibi tollere metas.
Quas Federici quant Rex de te carmina fingi?
Dignus ares Sicilia divorum nomine plangi.
Sicilianae populi moerent. Coelestia gaudent.
Numina. Terra gemit. Rex Federicus obit.

²⁾ s. *Roche Perri Chronol. Regum Sicil.* p. 74. Zeitritt Notizen zu Friedrich's Biographie liefern Nicol. Specula Historica Siciliae ab anno 1282 ad 1330 (in Muratori's Script. rer. Ital. T. X.); Corradi Biblioth. hist. regni Siciliae; Moravus, De viris illustribus siculis; Tazzolus, De rebus siculis; Burign in der Histoire générale de Sicile; Alfisi in der Storia critica di Sicilia, und von Pöpper's Geschichte Siciliens. S. 486 fg.

Sicilien, bald die lokalen Insulaner die Oberhand. Die Stadt und das Schloß Taormina wurden von jenen unter furchtbaren Grausamkeiten und Greueln erklüftet. An der Spitze von 1000 Rittersoldaten und 3000 Fußknechten rüstete sich Friedrich, um dem Feinde ein Treffen zu liefern. Durch einen neapolitanischen Helden war ihm Zeit und Ort bestimmt worden, wo der Kampf stattfinden sollte. Die Feinde fühlten sich aber zu schwach, und begnügten sich, Catania zu Lande und zu Wasser einzuschließen. Mit fünf Segeln mochte der sicilische Admiral Arlato Alagon den Kampf gegen vier seimliche Galeeren, von denen er drei eroberte. Allgemeiner Jubel begrüßte ihn bei seiner Rückkehr nach Catania. Entmutigt zogen sich auch die neapolitanischen Landtruppen nach Messina zurück und hinterließen den Siciliern reiche Beute. „Es war eine Freude“, erzählt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „die Soldaten in reichen Purpurkleidern und roten Mänteln einhergehen zu sehen, die sie theils erbeutet, theils zum Geschenk bekommen hatten. In Folge dieser Niederlage unterwarfen sich die meisten Städte und Burgen wieder dem sicilischen Scepter. Nur Ventimiglia mußte durch eine, wegen der Lage und Festigkeit des Ortes langwierige, Belagerung zur Übergabe gezwungen werden.“

Auf manche Hindernisse, die ein minder schwacher Fürst leicht beseitigt haben würde, stieß Friedrich bei seiner im J. 1358 beabsichtigten Vermählung mit Constantia, einer Tochter des Königs von Aragonien. Sie war seine Verwandte, und er hatte darüber die Genehmigung des Papstes und seiner Reichsbarone eingeholt. Als die Prinzessin, die sich bisher bei ihrem Vater in Corbinen aufgehalten, 1360 bei Trapani landete, wollte einer von Friedrich's Räten, Franz Ventimiglia, sie nicht aussteigen lassen. Er hinderte sogar den König, sie auf dem Schiffe zu besuchen, weil er die Herrschaft, die er sich über den Monarchen anmaßete, durch diese Heirat zu verlieren fürchtete. Ein merkwürdiges Beispiel seiner Schwäche gab Friedrich, als er, ohne die Braut gesehen zu haben, sich von seinem Günstlinge nach Gela zu locken ließ, wo ihn dieser zu einer Heirat mit der ungleich schönsten Tochter des Herzogs von Arragonien zu bereiten suchte. Der frühere Liebeshandel ward indessen wieder angeknüpft durch einen Dominikaner, den die Prinzessin Constantia heimlich zu dem Könige schickte. Auf der Jagd entzog sich Friedrich seinem Begleiter Ventimiglia und eilte, einer getroffenen Verabredung zufolge, nach Mistrella, von wo ihn der Graf Alagon, dem dies Gut gehörte, mit einem Reitertrupp abholte, um in Mineo durch den Bischof von Catania mit der dort angelangten Prinzessin Constantia sich trauen zu lassen. Acht Tage dauerte unter vielem Gepränge die Hochzeitsfeier. Als Friedrich dazu die Großen seines Reiches einlud, entschuldigten sich Franz Ventimiglia und sein Bruder Guido unter mancherlei Vorwänden. Ungestört aber jener sogar einen Vergleich mit dem schwachen Könige geschlossen hatte, daß er sich in Palermo krönen lassen könne, bemächtigte sich Franz Ventimiglia im October 1361 der Burg Enna, und besetzt mit einem Reitertrupp die Straße, die Friedrich einschlug. In Piazza, wo er einige Monate ver-

weilte, erklärte der König die Wiederabtrünnigen für Landesverräther und ihrer Güter verlustig.

Seines ehelichen Glückes erfreute sich Friedrich nicht lange. Die Königin starb im Juli 1363, drei Tage nach ihrer Entbindung von einer Tochter, die in der Taufe den Namen Maria erhielt. Den bald nachher erfolgten Tod des Königs Ludwig von Neapel benutzte der dem Könige Friedrich sehr gewogene Papst Gregor XI., um zwischen dem sicilischen Hofe und der Königin Johanna einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Nach diesem Vertrage blieb beiden Theilen ihr Besitzthum, der Prinzessin Maria aber ward, in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft, die Erbfolge in Sicilien zugesichert. Zur festeren Begründung dieser Übereinkunft diente auch die Ehe, welche Friedrich, auf Antriebe des Papstes, mit einer Blutsverwandten, der Königin Johanna, schloß. Seine Braut war Antonia von Tarent, eine Tochter des Herzogs von Adria. Die Vermählung erfolgte am 17. Jan. 1374 durch den Bischof von Sarlat, der als päpstlicher Legat dem Könige den Eid abnahm und zugleich Sicilien von dem Interdict befreite. Kurz zuvor war der König einer drohenden Lebensgefahr entgangen. In der Kirche zu Messina traf ihn der Dolchschlag eines Reichelsmörders, Tronco mit Namen, der aus der Folter bekannte, von Corrado Locastello, einem Edelmann aus Catania, gebungen worden zu sein, und von Scheiterhaufen verdammt ward. Der Rettung des Königs folgte bald ein trauriges Ereigniß. Um sich in Palermo krönen zu lassen, wie Einige behaupten, kam Friedrich mit seiner Gemahlin nach Messina, hand aber die Thore dieser Stadt in Folge eines von dem Grafen Heinrich Rubeo gegen ihn erregten Aufstandes verschlossen. Dieser folgte ihm, als er sich genöthigt sah, nach Rheggio hinüberzufahren, und richtete in der Nacht vom 23. Jan. 1374 einen so blühigen Angriff auf die königliche Galeere, daß die Königin von den Folgen jenes Schreckes erkrankte und nach wenigen Tagen starb¹⁾. Kurz darauf betrieb der Papst durch den an Friedrich abgesandten Minoriten Johann von Gela eine Vermählung des Königs mit der Witwe Ferdinand's von Aragonien, der ältesten Tochter des Königs von Portugal, der jedoch diese Verbindung wegen seiner eigenen Ansprüche auf Sicilien nicht zugeben wollte. Der kaiserliche Statthalter in der Lombardie ließ durch zwei Abgeordnete, die er im Februar 1377 an Friedrich sandte, ihm seine Tochter Antonie mit einer Morgengabe von 120,000 Fl. antragen. Ehe jedoch diese Verbindung abgeschlossen ward, überraschte den König der Tod. Friedrich starb zu Messina am 6. Aug. 1377 im 36. Lebensjahre, nach 2½-jähriger Regierung. Er ward in der Kirche des heiligen Franziskus beerdigt²⁾. Außer seiner Tochter

1) Sie existirt in Messina folgender Grabchrift:

Hic Regum Soboles, Frederici Antiochia Conjugis,
Sicaniæ Regina Jacet. Tum Zancla supremæ
Dat Cineri, et raptum surrentibus ingemunt annis.

2) Der Abt Maurerius gab ihm die nachfolgende Grabchrift, in der Friedrich aber, was er nie gewesen, König von Aragonien genannt wird:

Maria, aus seiner ersten Ehe mit der Prinzessin Constantia von Aragonien, hinterließ Friedrich von einer Baronin von Aola einen natürlichen Sohn, Wilhelm, der sich mit Beatrice von Aragonien vermaählte und 1402 seinem Vater im Tode nachfolgte. (Heinrich Döring.)

7) König von Württemberg.

FRIEDRICH II. als Herzog von Württemberg, aber I. als König von Württemberg, mit seinen vollständigen Namen Friedrich Wilhelm Karl, ein Sohn des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und der Prinzessin Sophia Dorothea von Brandenburg-Schwedt, einer Nichte Friedrich's II., Königs von Preußen, war am 6. Nov. 1754 zu Tübingen in Hinterpommern geboren, wo sein Vater, der sich dem preussischen Kriegsdienste gewidmet, mit seinem Regimente im Quartiere lag. Durch seine Vermählung stand der Herzog mit dem preussischen Hofe in so fester Verbindung, daß er, dem großen Könige zu Gefallen, seinen ältesten Sohn Friedrich im lutherischen Glauben unterrichten ließ, ungeachtet er selbst Katholik war und seine Gemahlin sich zur reformirten Kirche bekannte. Friedrich zeigte früh außerordentliche Fähigkeiten. Er berechnete durch Kopf und Herz zu schönen Hoffnungen für die Zukunft. Seine Mutter, am Hofe Friedrich's II. vielseitig gebildet, sorgte mit eifrigem Eifer für die Erziehung ihres Sohnes, die aber während des siebenjährigen Krieges durch oftmalige Veränderung ihres Aufenthaltes und den Wechsel der Lehrer unterbrochen, und erst geregelter ward, als der Herzog Friedrich Eugen nach dem hubertsburger Frieden (1763) seiner Gattin diese Sorge abnehmen konnte. Außer einem Hofmeister gab er seinem Sohne zwei Lehrer, unter denen sich besonders der württembergische Prediger von Gies große Verdienste um den Prinzen erwarb. Von seinem Vater soll Friedrich zu strengem Gehorsam angehalten worden sein. In seiner intellectuellen Bildung machte er rasche Fortschritte. Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Physik waren die wissenschaftlichen Fächer, für die er sich am lebhaftesten interessirte. Die lateinische Sprache und das Lesen der Classiker bildeten gleichfalls einen Theil seines Unterrichts. Bis in seine spätern Jahre bewahrte ihm sein treues Gedächtniß mehrere Stellen aus den römischen Dichtern und Prosaikern. Von noch größerem Einflusse würde das classische Alterthum für ihn gewesen sein, wenn nicht seine Hauptbildung französisch gewesen wäre. Erhalten und befestigt ward er darin vorzüglich durch einen dreijährigen Aufenthalt in Laufanne. Er schrieb und sprach Französisch mit vollendeter Fertigkeit, und seine Vorliebe für diese Sprache war so groß, daß er sie über-

schaßte und dagegen die deutsche Dialekt und Gründlichkeit nicht nach Bedienst zu wärtigen verstand. Von diesem Vorurtheile ward er erst später befreit. Um das Interesse an der vaterländischen Literatur, die er nach und nach immer mehr lieb gewann, bei einem so geist- und talentvollen Manne noch zu steigern und ihm die Vortheile für das französische Wesen beinahe ganz zu verdecken, bedurfte es nur der französischen Revolution und ihrer unheilbringenden Folgen.

Den preussischen Kriegsdienst zog Friedrich, als er sich der militairischen Laufbahn widmete, aus leicht erklärlichen Gründen jedem andern vor. Von Friedrich II. zum Obersten ernannt, trat er in das preussische Heer. Ungefähr um diese Zeit, am 27. Oct. 1780, vermittelte er sich mit des regierenden Herzogs von Braunschweig Wolfenbüttel Tochter, Auguste Karoline Friederike Louise. Sie gebar ihm zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen. Der Tod trennte sie von ihm im J. 1787. Noch bei ihren Lebzeiten begleitete er den russischen Großfürsten Paul auf einer Reise durch Teutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz. Eine Einladung nach Petersburg bewog ihn, den preussischen Dienst zu verlassen. Er ward von der Kaiserin Katharina II. als Generalleutnant und Generalgouverneur von Rußisch-Finnland angestellt, wo er bis zu Ende des Jahres 1786 blieb. Er hatte nicht wohl gethan, den preussischen Dienst aufzugeben, wo er sich bei Friedrich II. in unveränderter Gunst erhalten und von ihm zum Generalmajor befördert worden war. Seine Verbindung mit Rußland löste sich nicht freundlich für ihn auf, und schien nur zu beweisen, daß er eben so wenig sich selbst zu detraciren, als Andern zu gebühren verstand. Als er Rußland verlassen, begab er sich wieder an die Ufer des Geneseees. Unweit Laufanne, seinem Jugendaufenthalte, lebte er fast ein Jahr in dem Landhause Montreux, dann ließ er sich zu Bodenheim in der Gegend von Mainz häuslich nieder. Von dort aus besuchte er Holland und Frankreich, wo er sich befand, als 1789 der Verfall der ersten Verhandlungen der Nationalversammlung begannen hatten. Während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg überbrachte er dem teutschen Kaiser Franz II. das Diplom seiner Wahl von Frankfurt nach Seligenstadt, und war so einer der Ersten, die ihm zu der erlangten hohen Würde Glück wünschten.

Mit dem Tode seiner beiden Ehefrau, Karl und Ludwig Eugen, die ohne männliche Nachkommen schnell hinter einander starben, ging die Regierung Württembergs 1795 auf Friedrich's Vater über, und er selbst nahm jetzt den Titel eines Erbprinzen an. Bergedens bemühte er sich im J. 1796, vom Schwarzwalde aus das Vordringen der französischen Armee über den Rhein und ihren bedrückenden Einfall in Württemberg zu verhindern. Er schickte sich nach Ansbach und begab sich von da nach Wien, wo er sich einige Wochen aufhielt und sich an die Segner der französischen Republik anschloß. In London, wohin er 1797 gereist war, feierte er am 18. Mai 1797 seine Vermählung mit der englischen Kronprinzessin Charlotte Auguste Mathilde. Für sich und seine Gemahlin wählte er Stuttgart zum Wohnsitz. Noch in dem ge-

Sepulch. Serenissimi Frederici, Regis

Aragonioe Siciliaeque, Obiit

Anno Dom. MDCCLXXVII. XV. Ind.

Friderico Aragonio. Stellae Regi. hujus Nomine Tertio, ejusque matris Elisabethae, Illustrius Gislelmo, et Joanni, Randaensis duci (Bruder des Königs) Principis, bene meritum. Joannes Vega, Florae Sepulchrum aereis. M.D.LIV.

3) Biegel, die bei dem vorigen Artikel (Friedrich II.) angeführt waren.

namten Jahre, am 13. Dec., starb unerwartet sein Vater und überließ ihm als Herzog die Regierung Württemberg zu einer Zeit, wo dieser Staat im Laufe des Revolutionskrieges einen großen Theil seiner Besigungen jenseit des Rheins verloren hatte. Die Hoffnung, dafür auf irgend eine Weise entschädigt zu werden, verschwand mit dem Schlusse des Congresses zu Rastatt im April 1799. Seine Verbindung mit Österreich und die Subsidien, die er aus England bezog, setzten ihn in den Stand, sich mit Nachdruck gegen Frankreich zu rufen. In Verbindung mit den Österreichern schlug er im August und October 1799 eine französische Herresabtheilung zurück, die von Mannheim aus in das Herzogthum Württemberg eindringen wollte. Bald aber wandte sich das Kriegsglück. Nach Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten besetzten die Franzosen unter dem General Moreau abermals das Herzogthum Württemberg. Sie zerstörten die Bergfestung Södingen und erpreßten eine Contribution von sechs Millionen Livres. Von Erlangen, wohin er sich geflüchtet, begab sich Friedrich nach Wien, wo er sein Interesse am kaiserlichen Hofe zu betreiben suchte, und zugleich einen Gesandten nach Paris schickte, der aber von der französischen Regierung ziemlich kalt empfangen wurde. Durch den Kaiser Paul I. soll ihm damals das ganze Kurfürstenthum Hannover als Entschädigung angetragen worden sein, wenn er sich entschliesse, auf Württemberg zu verzichten. Durch die entschlossene Erklärung: er wolle lieber gar Nichts, als freiwillig auch nur ein einziges Wort abtreten, nöthigte er selbst Frankreich Achtung ab. Er erhielt von der französischen Regierung das Versprechen, sowohl wegen der verlorenen Besigungen jenseit des Rheins, als wegen der Verluste, die sein Land während des Krieges erlitten, möglichst entschädigt zu werden.

Einen ruhigen Blick in die Zukunft schienen dem Herzoge die Friedensschlüsse zu Luneville und zu Amiens in den Jahren 1801 und 1802 zu gestatten. Er war am 13. Mai des erstgenannten Jahres nach Württemberg zurückgekehrt und hatte die Regierung wieder persönlich angetreten. Durch einen besondern Friedenstractat, den Frankreich um diese Zeit mit ihm schloß, zeigten sich ihm Aussichten zu einer angemessenen Gebietsentschädigung. Die von der Reichsdeputation unter Rußlands und Frankreichs Vermittelung angeknüpften Unterhandlungen schienen ein für Württemberg nicht ungünstiges Resultat zu versprechen. Das württembergische Haus ward am 25. Febr. 1803 zur Kurwürde erhoben, und erhielt eine angemessene Entschädigung für die verlorenen Besigungen jenseit des Rheins durch die bisherigen Reichsfürsten Keutlingen, Weil, Ultingen, Netelweil, Gingen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn, nebst der gestifteten Propstei Ellwangen und den Klöstern Zwiefalten, Rothmünster, Heiligenkreuthal, Schenthal, Kumburg, Dörffelsfeld und Margrethenhausen. Diese Besigungen vereinigte der Kurfürst Friedrich zu einem eignen, von seinen übrigen Landen getrennten, Staate, unter dem Namen Neuwürttemberg, dem er eine durchaus unabhängige Regierungsform gab und ihn in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Netelweil, theilte. Nicht lange zuvor hatte Friedrich durch den

Tod seines ersten Ministers, des Grafen Karl von Zepplin, einen Mann verloren, der nicht nur durch seine Kenntnisse und Klugheit dem Staate vielfach genützt, sondern auch auf Friedrich selbst und seinen Charakter den entscheidendsten Einfluß ausgeübt, indem er seine stürmischen Leidenschaftlichkeiten zu beschwichtigen oder zu mildern gesucht hatte.

Truchlos hatte Friedrich sich bemüht, durch Unterhandlungen mit Preußen in dem zwischen Österreich und Frankreich im J. 1805 ausgebrochenen Kriege sich völlige Neutralität zu sichern. Unausbittsam brangen die französischen Heere über den Rhein. Von dem Kaiser Napoleon, den Friedrich in Ludwigsburg am 2. Oct. 1805 zum ersten Male sah, ward er mit einer Achtung behandelt, die sich wol mehr aus seinem Geiste und Charakter und seine Persönlichkeit überkauf, als auf die politische Bedeutung seines Staates gründen mochte. Seine ganze Überredungskunst mußte indessen der französischen Gefanthe aufbieten, ehe Friedrich, der noch immer neutral zu bleiben wünschte, sich entschloß, den französischen Truppen die Thore von Ludwigsburg zu öffnen. Nur der Drang der Umstände, der ihm keine andere Wahl ließ, konnte den Kurfürsten zu einer Verbindung mit Frankreich und zu dem dadurch unvermeidlichen Schritte nöthigen, 8000 Mann gegen Österreich ins Feld rücken zu lassen. Dieser Entschluß mag dem Kurfürsten nicht leicht geworden sein. Seiner Eitelkeit aber schmeichelte es nicht wenig, als er sich nach dem presburger Frieden am 26. Dec. 1805 mit der Königskrone geschmückt und in die Reihe der souverainen deutschen Fürsten aufgenommen sah. Auch seine Lande erhielten einen beträchtlichen Zuwachs. Abgetreten wurden ihm von Vorderösterreich unter andern die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei Altdorf, die fünf Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Kieblingen, Mengen und Saulgau, ein Theil des Breisgaus und die Städte Bültingen und Breunlingen. Auch die Grafschaft Bondorf, die seit dem Reichsdeputationschlusse dem Johanniterorden gehört hatte, fiel an Württemberg, und die von diesem Staate umgrenzten Besigungen der Reichsritterschaft, sowie des teutschen und Johanniterordens, mußten sich Friedrich's Oberherrlichkeit unterwerfen, der mit dem 1. Jan. 1806 durch einen feierlichen Act die Königskrone empfing.

Einen beträchtlichen Länderzuwachs brachte ihm noch im Laufe des genannten Jahres die Auflösung der teutschen Reichsverfassung und die Stiftung des Rheinbundes. Zu den bedeutendsten Mitgliefern dieses neuen Instituts, das die französische Politik hervorgerufen, gehörte außer Baiern und Baden auch Württemberg, dessen Gebiet dadurch bedeutend vergrößert ward. Von Baiern ward dem Könige Friedrich die Herrschaft Wiefenfeld, von Baden die Stadt Biberach mit ihrem Gebiete abgetreten. Er erhielt ferner die Commenden des teutschen Ordens Kapfenburg und Altschäusen, die Benedictinerabtei Wiblingen, die Stadt Badsee, die Grafschaft Schelllingen und einen großen Theil der Besigungen der Fürsten und Grafen Truchseß: Waldburg und der Fürsten von Lign und Taxis, die Limburgischen, fürstbischöflichen und hohen-

loblichen Herrschaften ungetreuet¹⁾. Mit Baiern und Baden schloß Friedrich mehrer Verträge, welche die ihm abgetretenen Besitzungen notwendig machten. Als Mitglied des Rheinbundes hatte Friedrich ein Contingent von 12,000 Mann zu stellen. Seine Truppen, mit den Baiern vereinigt, suchten unter dem Oberbefehle des Prinzen Jerome, nachherigen Königs von Westfalen, mit ausgezeichnete Tapferkeit bei Glogau, Breslau und Glatz. In enge Verbindung mit dem französischen Hofe kam Friedrich, als seine Tochter, Katharine von Napoleon seinem Bruder, dem Prinzen Jerome, zur Gemahlin bestimmt ward. Er war dem Kaiser, dessen Größe er anerkannte, Dankbarkeit schuldig, und durfte einen so ehrenvollen Antrag nicht von sich weisen, selbst wenn derselbe seiner Einnahme und seinen Ansichten nicht völlig entsprechend gewesen wäre. Auf dem Congresse zu Erfurt im October 1808 mußte sich Friedrich sagen, daß er wol nur darum hindervorgehen worden sei, um den Glanz des französischen Kaisers zu erhöhen. Inzwischen schmeichelte doch auch der Gedanke, in dem Kreise der europäischen Fürsten persönlich erscheinen zu dürfen, seiner Eitelkeit. Seine Anwesenheit in Erfurt benutzte er für sein und seiner Unterthanen Interesse. Die letzten besuchte er von der Theilnahme an dem spanischen Kriege, und bestimmte das französische Cabinet, sie, nebst den Baiern und Sachsen, in Deutschland zurückzulassen. Dies aber fiel ihm so notwendiger, da der österreichische Kaiser der Einladung Napoleon's nach Erfurt nicht gefolgt und dadurch gerechte Ursache zum Mißtrauen gegeben habe.

Thätigern Anteil als an irgend einem der frühern Kriege nahm Friedrich an den zwischen Frankreich und Österreich im Frühjahr 1809 ausgebrochenen Feindseligkeiten. Der Ruh und die Tapferkeit der württembergischen Truppen, die unter dem Oberbefehle des Generals Vandamme ausbrannten, ward selbst von französischer Seite rühmend anerkannt. Friedrich selbst nahm an jenem Feldzuge persönlichen Anteil. Mit seinen Garden und dem sonst im Lande befindlichen Militair brach er auf gegen die Borsarberger, die, dem Beispiele der Bewohner Tyrols folgend, mit Hilfe des württembergischen Oberwachens, das ihnen längst verhaßte Joch französischer Botmäßigkeit abzustütteln hofften. Dem offenen Kampfe beugte die Nachricht von der Schlacht bei Wagram und der in Folge desselben geschlossene Waffenstillstand vor, welchem am 14. Oct. 1809 der Wiener Friede folgte. Etwas früher hatten sich die Bewohner von Mergentheim, dem Sitz des Deutschmeistertums, erhoben, nachdem ihr Land, den kurz vorher von den württembergischen Truppen besetzt worden war. Von Napoleon, als er Österreich verließ, erhielt Friedrich das abermalige Versprechen einer beträchtlichen Erweiterung seines Gebiets. Um es erfüllt zu sehen, mußte er sich jedoch, gleich andern Fürsten des Rheinbundes, zu einer Reise nach Paris entschließen. Er unternahm sie zu Ende des Jahres 1809. Der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Er erhielt den größten Theil des Deutschmeistertums Mergentheim. Baiern, in an-

derer Weise entschädigt, trat ihm zu Folge eines am 18. Mai 1810 geschlossenen Vertrags soviel an Land und Renten ab, daß ihm ein Gewinn von 110,000 Einwohnern übrig blieb. Zu den bairischen Landgerichten, die damals an Württemberg kamen, gehörten namentlich Tettnang, Buchhorn, Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söflingen, Seislingen, Alpfeld, Echingen und Krailsheim. Auch einen Theil von Nördlingen, Dinkelsbühl, Reutemung, Nottensburg und anderen Landgerichten vereinigte Friedrich mit seinen Staaten. Er erhielt das Hochstiftrecht über die Grafschaften Jüggel-Kirchberg und Jüggel-Dietheim, über mehrer Besitzungen der Fürsten von Zuen- und Taxis, über das Fürstenthum Hohenlohe und über einige Theile der Fürstenthümer Ertingen-Spietberg und Ertingen-Wallerstein. Die Bevölkerung des Königreichs Württemberg war dadurch auf 1,350,000 Einwohner, der Flächeninhalt auf 308 □ Meilen gestiegen.

Die einzelnen Veränderungen und Umgestaltungen, welche diese Vergrößerung des württembergischen Staats in seinem Innern notwendig machte, der Zeitfolge nach ausführlich zu erwähnen, würde den Raum dieser Darstellung überschreiten. Bei allem, was in dieser Hinsicht geschah, behielt sich Friedrich die oberste Leitung, wie sich von einem Fürsten, der mit hellem Geiste eine so unerschütterliche Willenskraft verband, kaum anders erwarten ließ. Raum ist anzunehmen, daß irgend eine bedeutende Idee von seinen Ministern ausgegangen. Sie mußten nur im Einzelnen ausführen, was er in der Güte im Allgemeinen sich ausgedacht. Ihn von einer Idee wieder abzubringen, die er leidenschaftlich erfaßt und von deren Nützlichkeit er sich überzeugt hatte, wäre ein eben so schwieriges als vergebliches Unternehmen gewesen. Friedrich II., in dessen Schule er sich gebildet, galt ihm als das Ideal eines Regenten. Durch die Festigkeit seines Charakters, die sich durch keine Rücksichten in Fesseln schlagen ließ, schien er zum Selbstherrscher geschaffen. Eine Verfassung, wie die des Herzogthums Württemberg, konnte ihm, ungeachtet er sie bei seinem Regierungsantritte beschworen, auf die Länge nicht genügen, weil sie, seinen Ansichten nach, die Freiheit des Regenten in zu enge Schranken bannete. Er gerieth in allerlei Mißbelästigungen mit den Ständen, aber ihre Bescheren, sich in seinen Ansichten den andern zu fügen, scheiterten an seinem festen Willen. Jedenfalls nicht zur Unzeit gereicht ihm die über ihm laut gewordene Äußerung, daß bei ihm mit Gedulde auch nicht das Mindeste auszurichten sei. Ein bloßer Versuch dieser Art mußte ihm die Sache der Verfassung völlig verleben. In einem freiem Wirkungskreis trat er, als der proburter Friede ihn zum König und souverainen Fürsten erhob. Er ward dadurch nicht bloß unabhängig vom Kaiser und Reich, sondern sah sich auch in dem Regentenverhältnisse zu seinem eigenen Staate von manchen Fesseln befreit, die ihm bisher gedrückt hatten. Die Verfassung des Herzogthums erklärte er sofort für aufgehoben, ohne sich erst mit seinen Ministern darüber zu berathen. Seine Handlungsweise war die eines Kames, in dessen Seele auch nicht der geringste Zweifel aufstieg, daß das Recht vielleicht nicht auf seiner Seite sein könnte. Völlig un-

1) Bergl. Zeitgesch. 2. Bd. 3. Heft. S. 15 fg.

geformt worden durch ihn die Justiz und das Finanzwesen. Das Königreich Würtemberg ward in einen eigentlichen Militärstaat umgewandelt. Selbst in den sächlichen Einrichtungen, in dem Schul- und Erziehungswesen, traten wesentliche Veränderungen ein. An die Stelle des ehemaligen geheimen Raths, dem sich späterhin ein Staatsrath anschloß, trat ein Staatsministerium, das aus den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Justiz, der Finanzen, des Kriegs und des Cultus bestand. Die ältern und neuern Landesbestimmungen, mit einander verschmolzen, wurden bald in Kreise, bald in Landvogteien getheilt, neue Oberämter errichtet und die bisherigen geistlichen Pfründen in Kameralverwaltungen umgewandelt, durch welche die gesammten Staatseinkünfte in eine Casse floßen. Die Ernennung aller Staatsbedienten bebielt sich Friedrich selbst vor, um seiner Würde als Selbstherrlicher Nichts zu vergeben. Bei Menschen, die er nicht kannte und deren Fähigkeiten er nicht beurtheilen konnte, ließ er, wenn sie ihm zu irgend einem Amte vorgeschlagen wurden, wol mitunter nach altteutscher Sitte das Loos entscheiden. Manche neue Gesetze verdrängten seit 1806 das alte württembergische Landrecht, das noch immer dem Grottover zur Grundlage gedient hatte. Schon die Vergrößerung und Umformung des württembergischen Staats machte einen fortwährenden, wenn auch mit manchen Unbequemlichkeiten verbundenen Wechsel von Gesetzen und Verordnungen beinahe notwendig, weil nicht jedes Gesetz für die neuen Verhältnisse paßte. Zu den mannichfachen heilsamen Verordnungen, welche Friedrich erließ, gehörten besonders die Ebie, die sich auf die freie Ausübung der verschiedenen christlichen Confessionen bezogen.

Ohne Parteilichkeit kam jedoch auch nicht gelegen zu werden, daß Friedrich manche Schritte that, die allen seinen Unterthanen ohne Unterschied zum Nachtheil gereichten, und jene Zeit zu einer der traurigsten Perioden in der Geschichte Württemberg's machten. Wenn nicht allemal an Geist und Kraft, doch immer an rascher Willenshätigkeit und Thätlichkeit in seinen Entschlüssen vielen Andern überlegen, gefiel er sich, wie Preußens großer König, späterhin wol auch wie Napoleon, in der Idee, als Selbstherrlicher Volk und Staat als bloße Maschinen zu behandeln. Seine Welt- und Menschenkenntniß, nach französischem Zuschnitt geformt, war so beschaffen, daß ihm die sittliche Natur des Staats nie klar geworden war. Mit Friedrich II., der ihm in allem als Vorbild galt, theilte er auch den unseligen Gedanken, daß keinem Menschen zu trauen sei. Daher bemühte er ohne Schonung den einst reichsfreien Adel durch Aufhebung der Fideicommissse. Bei der meist lächerlichen Befolgung öffentlicher Bräutigam ging er von dem Grundsatz aus, daß der Staat nur ihre Person, nicht aber ihre Familie zu ernähren habe. Den Druck ihrer Lage vermehrte er noch dadurch, daß er sie nach Willkür von einer Stelle in die andere versetzte. Mit beispielloser Härte strafe er oft kleine Versehen. Sein grenzenloses Mißtrauen gab ihm auch die unerschränkte Waffregel ein, sein ganzes Volk zu entmannen, die Eimen, weil sie Aite-Württemberg, die Aebnen, weil sie neuerlich angeworben wären. Drärend lastete die Conscriptio auf

allen Ständen, ohne die geringste Berücksichtigung der Lage des Einzelnen. Einem allgemeinen Angebereisenthum gleich das von Friedrich eingeführte Polizeisystem, das sich selbst alle ersinnliche Mißthat gab, den Gedanken nachzusprechen. Am schlimmsten erging es Einzelnen, die, oft unschuldigsterweise, sich das Mißfallen des Königs zugezogen und sich namentlich einem seiner Günstlinge verhasst gemacht hatten. Beherrscht von einer verkehrten Leidenschaft, die ihn zu schönen Jünglingen unwiderstehlich hingog, ward er ein willenloses Werkzeug in der Hand von Menschen, die, ohne alle Bildung und Kenntniß und oft der gemeinsten Rohheit verfallen, durch ihn zu den höchsten Göttern und Militärstellen erhoben wurden. Er compromittirte sich dadurch nicht selten. In jeder Weise ward seine Schwäche von seinen Günstlingen benutzt, selbst zur Privatrage und zur Erstickung von alterer Unheil aus bloßem Muthwillen. Den entscheidendsten und schädlichsten Einfluß auf Friedrich's schwankenden Charakter und besonders seine Leidenschaftlichkeit gewann ein gewisser Dillenius, oder der Graf von Dillen, wie er sich nach seiner Erhebung in den Adelsstand nannte, der sich oon einem Bereiterungen zum Generalleutnant, Oberhofintendanten und zu andern wichtigen Posten emporschwang. Friedrich war so ganz der Sclave dieses Mannes geworden, daß er ihn wirklich fürchtete und gegen seinen Willen sich Nichts zu thun erlaubte. Selbst zum Bereskersten und Berberbschlichsten mußte der Graf Dillen den König zu erteilen, indem er alle seine des Guten und Uebeln in seinem Herzen zu erfinden suchte.

Durch seine Prachtliebe, die keine Grenzen kannte, trug Friedrich ebenfalls wesentlich zum Unglück seines Volkes bei. Außerer Glanz schien ihm oon der Königswürde unzertrennlich. Aber auch schon als Herzog und als Kurfürst hielt er einen Hofstaat, der zu beweisen schien, daß er es allen Kaisern und Königen in der Welt, wenn nicht zuoerthun, doch wenigstens nicht hinter ihnen zurückbleiben wollte. So kam es, daß sein Hofstaat jährlich Millionen kostete. Hunderttausende warf er an seine Lieblinge hin; dabei umgab er sich mit einer äußerst kostspieligen Leibwache und steigerte den Aufwand für das Militair unwidergerweise als Höchstes. Den auf seinem Volke lassenden Druck vermehrte er durch die Steigerung directer und indirecter Abgaben, durch Stempel, Zoll, Acise und ähnliche Einrichtungen, welche Handel und Gewerbe fast gänzlich lähmten und den Wohlstand vieler Familien für immer untergruben. Dieser Abgaben ungeachtet flog die Waffe der württembergischen Staatschulden von Tage zu Tage. Besonders drückend für alle Classen seines Volks war seine Liebe zur Jagd. Bei dieser Lustbarkeit, die mit größerem Aufwand, als irgendwo in Europa ins Werk gesetzt ward, war ihm sein Günstling, der Graf von Dillen, vor allen beihilflich. Auf seine Veranstaltung mußte im Herbst und Winter das Wild aus dem ganzen Königreiche in einer Entfernung von 15—20 Stunden durch das Volk zusammengetrieben werden. Die armen Leute, die oft zwei bis drei Tagereisen zu machen hatten, mußten sich selbst beschaffen, oft auch wol ununterrichteter Sache wieder heimkehren,

wenn es dem König oder seinem Günstlinge einfiel, die für einen bestimmten Tag anberaumte Jagd auf eine andere Zeit zu verlegen. Mancher verunglückte auch bei diesen Jagdvergnügungen, die durch ihre Pracht und glanzvollen Zurschiffungen aller Art ihres Gleichen suchten. Das Wild aber, auf dessen Vertilgung es abgesehen war, wurde so sorgsam gehegt und gepflegt, daß es sich von Jahr zu Jahr vermehrte, und durch das Zermahlen der Feder den verarmten Landmann um den Ertrag der geboffenen Ernte brachte. Selbst in der Residenz war man endlich vor wilden Schweinen kaum mehr sicher. Wer dem Könige, der die Größe dieses Unheils nicht kannte, darüber hätte die Augen öffnen können, unterließ es aus Furcht oder anderen Gründen. Wie kostspielig aber dies königliche Stöckchenfresser war, die damit verbundenen Nachtheile für das Land und Volk ungerechnet, zeigt die Angabe, daß für eine einzige Jagd in den kalten Wintermonaten 5000 Klaftern Holz verbraucht worden sein.

Mit Friedrich's Eitelkeit und Glanzsucht hing auch das Meiste zusammen, was er für Künste und Wissenschaften gethan. Er war nicht ganz ohne Sinn dafür, aber Feinheit des Geschmacks ging ihm ab. Es war eine Herabwürdigung des gelehrten Standes, wenn er Leute, die Studirt hatten, mit den Namen von Schreibern, Schulmeistern und Barbieren zu bezeichnen pflegte. Nur um irgend einer Sonderbarkeit willen, die ihm gefiel, begünstigte er einzelne Künstler, während er andere, und oft die besten, darben ließ. Weder die von ihm aufgeführten Gebäude, noch die Gartenanlagen in Ludwigsburg und Stuttgart, zeugten von Feinheit des Geschmacks. Selbst aus seinem Theater hätte mit ungleich geringerem Aufwande etwas viel Besseres werden können, wenn er nicht mit wechselnder Laune, was er kaum erbaut, ebenso schnell wieder zerstört hätte. Unter den wissenschaftlichen Instituten förderte er das wirklich ausgezeichnete Klinikum in Stuttgart, machte sich indessen kein Verdiensten daraus, der Universität einen großen Theil ihrer Rechte zu entziehen und sie dadurch um ihre Selbständigkeit zu bringen. Bei den Beschränkungen, denen er die von ihm geleitete katholische Universität in Eßlingen unterwarf, konnte dies Institut nicht sonderlich gedeihen. Die meisten seiner Anstalten, unter anderen sein Militärinstitut für Bildung junger Officiere, das nach seinem Tode von seinem Thronfolger gleich wieder aufgehoben ward, entsprangen aus der ewig unbefriedigten Sucht zu glänzen. Zu seinen besten Eigenschaften gehörte seine Gerechtigkeitssiebe, zu der er wenigstens ernstlichen Willen zeigte, wenn er sich nicht in zu leidenschaftlicher Stimmung befand, oder durch den Einfluß schwächer Menschen geleitet ward. In dem letztern Falle machte er sich kein Gewissen daraus, das schreiendste Unrecht zu begehen. Um die bestehenden Uebele klammerte sich seine Gerechtigkeitssiebe nicht. Er entschied nach dem, was ihm selbst recht und billig dünkte. Besonders wollte er seine Gerechtigkeit in Strafurtheilen beweisen, die er, wenn sie ihm vorgelegt wurden, gewöhnlich noch schärfte.

Von großen Einflüsse auf die innern und äußern Verhältnisse Württembergs war Napoleon's Feldzug nach

Rußland. Für die beträchtliche Erweiterung seiner Lande fühlte sich Friedrich dem französischen Kaiser so verpflichtet, daß er ihm als Contingent eine ererbte Truppenzahl stellte, die, im J. 1812 mit der französischen Heeresmacht vereinigt, den verhängnißvollen Marsch nach Rußland antrat. Wenige von diesen Truppen, die mit ausgezeichnete Tapferkeit in der Schlacht an der Moskwa gekämpft, sahen ihre Heimath wieder. Auch sie traf das Schicksal so vieler Andern, auf dem schauerlichen Rückzuge hingerafft zu werden. Die Nachricht von jenem furchtbaren Ereignisse erschütterte den König Friedrich in einem solchen Grade, daß er gewaltsam den lauten Ausbruch seines Unwillens unterdrücken mußte. Noch immer dem Heile Napoleon's vertrauens, machte er mit beifälligen Aufopferungen seines Volkes neue Kräftungen. Keine geringe Zahl seiner Krieger blieb in den blutigen Schlachten bei Lützen, Bautzen und Jüterbogk. Noch immer suchten die Würtemberger auf der Seite der Franzosen, als schon Oesterreich und Baiern von Napoleon abgefallen war. Auf's Empfindlichste strafte Friedrich zwei seiner Gardieregimenter, weil sie, ohne Aussicht auf Rettung, in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangen waren. So täuschte er sich noch eine Zeit lang über die wahre Lage der Dinge. Von dem Uebertritte zu den Allirten, den er durch einen an sie abgekannten Minister erklären ließ, erwartete er sogar noch als Belohnung irgend ein Stück Land. Er mußte sich inbessern mit den durch den Vertrag zu Kulba vom 6. Nov. 1813 ihm zugesicherten Garantie seiner stämmlichen Staaten und der erneuerten Anerkennung seiner Souveränität begnügen. Bald nachher begab er sich selbst ins Hauptquartier der verbündeten Fürsten nach Frankfurt, an die er sich nun aufs Engste angeschlossen. Seine Truppen, von dem Kronprinzen befehligt, kämpften nun gegen die Franzosen für die Befreiung Deutschlands. Rühmlich zeichneten sie sich besonders aus in den Schlachten bei Brienne und Montereau. Ihre Waffenthaten aber erfreuten den König nicht minder als die frühern, denn sie schmeichelten seiner nie genugsam befriedigten Eitelkeit.

Durch alle diese Ereignisse und den Zusammenstoß, in dem sie mit einander standen, war Friedrich zu der Einsicht gelangt, daß es schwierig, ja vielleicht unmöglich sein möchte, die Rolle des Selbstherrschers in der Welt, wie bisher, fortzuspielen. Die Anforderungen, welche das Volk, namentlich in dem protestantischen Theile Deutschlands, nachdem es das französische Joch mühsig abgeschüttelt, an seine Fürsten machte, schienen der bisherigen Ordnung der Dinge gradezu zu widersprechen. Der größte Theil der Fürsten verkannte nicht, daß sie den Aufopferungen und Anstrengungen ihrer Unterthanen ein kaum geboffte Befreiung von jahrelangem Druck verdankten. Diese Ansicht aber harmonirte nicht mit Friedrich's Grundsätzen. Den Massregeln, welche die Zeit verlangte, sich zu fügen, ward ihm schwer. Er, der kein Volk aus Mißtrauen entworfen hatte, sollte nun die Landwehr und den Landflur anordnen, und so denen, die ihm verdächtig waren als jemals, die Waffen wieder in die Hände geben. Er hatte Ursache, den Adel und

seine nicht unbedeutenden Ansprüche zu fürchten, und ebenso mußte er erwarten, daß die von ihm so tief erniedrigten Reichsoberhäupter ihre Rechte zurückfordern möchten. Mit danger Besorgnis, den Glanz seiner Krone für immer zu verlieren, folgte er der an ihn ergangenen Einladung nach Wien, um auf dem dortigen Congresse das drohende Ungewitter so möglich noch abzuwenden. Sehr überrascht fühlte er sich, als er dort von der Stiftung eines deutschen Bundes, von der Wiederherstellung des alten Kaiserthums, von der Einsetzung des Aetis und des Volks in seine Rechte und von der Einführung ständischer Verfassungen hörte. Unter diesen Punkten harmonisirte auch nicht ein einziger mit seinen Ansichten. Er hatte sich wohlbehalten in seiner Unabhängigkeit von Kaiser und Reich, die er nun gefährdet sah. Lebhaft widersetzte er sich daher jenen Neuerungen; allein er mußte doch endlich nachgeben. Wie schwer ihm dies geworden sein konnte, bewies sein langes Zögern, ehe er die deutsche Bundesacte unterzeichnete und durch die vom 1. Sept. 1815 datirte Urkunde dem Vereine der deutschen Staaten völlig beitrug.

Bereits zu Anfange des genannten Jahres war Friedrich von Wien nach Stuttgart zurückgekehrt. Öffentlich erklärte er dort, daß er statt der früheren Verfassung, die in dem Sturme der Zeit habe untergehen müssen, seinem Volke eine neue und passendere Constitution zu geben gekommen sei. Zweckmäßiger, als zur Zeit des Herzogthums, ward die Wahl der Volksvertreter angeordnet. Die einst unmittelbaren fürstlichen und geistlichen Familien nebst einem Theile des Reichsadels erhielten unter gewissen Beschränkungen für sich und ihre Nachkommen Sitz und Stimme in der künftigen Reichsversammlung. Zu ihnen gestellten sich der Kanzler der Universität Tübingen, der älteste Lutherische Prälat, sowie der katholische Bischof nebst einem zweiten katholischen Geistlichen. Durch eine eigene, aus königlichen Staatsdienern gebildete Commission sollte die neue Verfassung als königlicher Wille den Ständen, die sich am 15. Febr. 1815 versammeln sollten, mitgetheilt werden. Das Ganze war unter dem besondern Einflusse des Königs so abgefaßt, daß es den Schein hatte, als wolle Friedrich nur unter anderer Form in der bisherigen Weise fortgergehen. Mit dem Anhalte der neuen Constitution durch Zwischenträger im Voraus bekannt, und damit unzufrieden, vereinigten sich die Mitglieder der neuen Ständerversammlung schon vorher in Stuttgart, sie zu verworfen. Friedrich ahnete Nichts davon. Am bestimmten Tage eröffnete er die Versammlung mit einer Anrede, ließ die Constitution verlesen und übergab sie dann den Ständen, von denen sie jedoch, als er sich kaum entfernt, ohne weitere Prüfung einstimmig verworfen ward. Zu seinem nicht geringen Erschauern mußte Friedrich hören, wie die Stände, deren erste Versammlung vom Mai bis zum August 1815 dauerte, nicht bloß auf die Wiederherstellung der früheren Constitution für das ehemalige Herzogthum drangen, sondern diese Verfassung auch auf die neu erworbenen Länder ausgedehnt wissen wollten. Sie verlangten Ausschüsse nach früherer Weise und die vollständige Wiederherstellung der alten Landesherrschaft. Die

traurige Lage Würtembergs, der Druck und die Leiden seines Volkes wurden dem Könige in einer ausführlichen Schilderung vorgehalten, mit dem dringenden Gesuche um Abhilfe. Dabei mußte er manche heilsame Wahrheit hören, in mitunter derben Worten, wie er sie lange nicht vernommen hatte. Die Stände äußerten ausdrücklich, daß sie im Namen und Auftrage des württembergischen Volkes sprächen, und daß von ebendiesem Volke die alte Verfassung zurückgefordert werde. Der Natur des Königs, die sich zum absolutesten Despotismus neigte, mußte eine solche Sprache ein wahrer Stachel sein. Sein Plan, eine königliche Partei in der Ständerversammlung zu bilden, scheiterte. Er wußte nicht, was er thun, zu welchen Mitteln er greifen sollte. Nicht ohne Selbstüberwindung half er dem allgemeinen Drucke einigermaßen ab. Zur eigentlichen Nachgiebigkeit wollte und konnte er, seinen Ansichten nach, sich nicht verstehen, und von gemeinsamen Schritten hielt ihn die Furcht vor einem Volksaufstande zurück. Etwas geneigter nachzugeben schien er, als die Stände, nachdem ihre erste Versammlung am 8. August sich aufgelöst hatte, im October abermals einberufen wurden. Als sie wie früher die alte Verfassung zurückforderten, stellte er 14 Sätze auf, die dem Entwurf einer neuen Constitution für die alten und neuen württembergischen Länder zur Grundlage dienen sollten. Jene allgemein bekannten Sätze fanden nicht bloß in Würtemberg, sondern in ganz Deutschland freudigen Anstoss. Die Stände mußten, wenn sie nicht darauf eingingen, fürchten, ihre Popularität zu verlieren. Von ihrer und von königlicher Seite traten Commissionen zusammen, durch welche nach und nach der Entwurf einer vollständigen Verfassung für das Königreich Würtemberg zu Stande kam. Der Tod überraschte den König, ehe ihm jener Entwurf vorgelegt werden konnte. Ob er ihn gebilligt oder verworfen haben würde, bleibt ungewiß. Doch läßt sich letzteres wol annehmen, da seine Ansichten, die in ihm zur fixen Idee geworden waren, mit der neuen Zeit zu wenig harmonisirten, um ihre Richtung und ihre Anforderungen begreifen zu können.

Der Besuch zweier Monarchen, der Kaiser von Österreich und von Rußland, ließ wie ein heiterer Sonnenblitz in die letzte trübe Zeit seines Lebens. Er fühlte sich dadurch gehoben, wurde aber noch mehr beschränkt worden sein, wenn die Einfachheit jener beiden Fürsten seiner Prachtliebe einen weiten Spielraum gestattet hätte. Seinen Sohn, den Kronprinzen, mit der russischen Großfürstin Katharina vermählt zu sehen, war die letzte Lebensfreude, die ihm das Schicksal vorbehalten. Schon seit mehreren Jahren war er von nicht unbedeutenden, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Krankheitsfällen erschüttert worden. Daß er ihnen bisher nicht erliegen, dankte er seiner ungemeinen physischen Kraft. Am 23. Oct. 1816 Vormittags war er nach Cannstadt gefahren. Ein dort ausgegrabener Haufen fossiler Rammuthsbeine, vorzüglich merkwürdig durch ihre sonderbare Verwidelung, fesselte des Königs Aufmerksamkeit. Ein Schnupfen, den er sich durch das zu lange Verweilen in der feuchten Verblüthe ausgezogen, verwandelte sich am folgenden Tage in einen

hartnäckigen, mit heftigen Brustkrämpfen verbundenen Katarth. Einige Erleichterung versparte er am 27. Oct. Doch deuteten mehre Symptome auf eine Lähmung der Lunge. Seit dem 28. phantasierte er fortwährend in einem scheinbar schmerzlosen Schlummer. Auch in den Augenbilden, wo ihm das volle Bewußtsein wieder zurückkehrte, sah er durchaus keine Abnung von seinem gefährlichen Zustande zu haben. Er starb am 30. Oct. 1816 in seinem 62. Lebensjahre¹⁾. (Heinrich Döring.)

III. Kurfürsten.

1) Von Brandenburg, s. Brandenburg. I. Sect. 12. Bd. S. 248 fg.

2) Kurfürsten von der Pfalz.

FRIEDRICH I. Kurfürst von der Pfalz, mit dem Beinamen der Siegreiche (Victoriosus), auch wol mitunter der böse Fritsch genannt, war ein Sohn des Kurfürsten Ludwig's des Bärtigen, den er aus seiner zweiten Ehe mit Mechthild, des Grafen Amadeus von Savoyen Tochter, erzeugt hatte. Nach dem Tode seines ältern Bruders, Ludwig's des Sanftmüthigen (1449), erhielt Friedrich die Vormundschaft über dessen hinterlassenen Sohn Philipp, den er adoptirte, und ihm versprach, im ehelosen Stande zu bleiben, wozogen ihm Philipp die Regierung auf Lebenszeit abtrat. Obgleich der Kaiser, der die glühde Hülfe durch diese Uereinkunft für verlegt hielt, sie rückgängig zu machen suchte, blieb doch Friedrich, mit Genehmigung der Reichsklöster, im Besitze der Kurwürde. Seine Regierung war unruhig durch fortwährende Zwiste und Kriege mit seinen Nachbarn, mit dem Erzbischofe Dietrich von Mainz, dem Markgrafen Jacob von Baden und anderen Fürsten und Herren; besonders mit den Grafen Jacob und Wilhelm von Küsselsstein. Als die Letzteren den 1451 geschlossenen Vergleich durch einen neuen Einfall in die kurfürstlichen Lande brachen, eroberte Friedrich 1452 das Schloß Küsselsstein, vertrieb die Grafen, die seitdem an verschiedenen Orten umherirren mußten, und zog ihre Güter ein als Lehen, die ihm durch Helonie zugefallen. Den Pfalzgrafen zu Zweibüden, Ludwig den Schwarzen, nöthigte er, mit ihm Frieden zu schließen. Mit den Waffen erzwang er von der Stadt Amberg den ihm verweigten Huldigungseid. In der Pfalz versetzte er mehre Raubschlößer. Der Sieg war auf seiner Seite in seinen Kriegen mit dem Bischofe Johann von Speier und mit den Grafen von Leiningen. Im J. 1459 unterstützte Friedrich den Grafen Adolf von Nassau gegen den Grafen Dietrich von Jfenburg, der, vom Kaiser begünstigt, jenem das Erzbisthum Mainz streitig machen wollte. Auf Adolfs Seite befand sich

auch der Papst. Friedrich zwang den Grafen von Jfenburg, sich zu unterwerfen und ihm für die gegen 30,000 fl. betragenden Kriegskosten Schaumburg, Dossenheim und einige andere Ämter als Unterpfand einzuräumen. Doch schlug er sich späterhin zu Dietrich's Partei, als dieser durch den Papst die erzbischöfliche Würde verlor, und der Kaiser dem Grafen von Nassau beistand. Über Adolfs Bundesgenossen, den Bischof Georg von Metz, den Markgrafen Karl von Baden und den Grafen Ulrich von Württemberg, erstach Friedrich 1462 auf dem feldheime Felde unweit Heidelberg einen glänzenden Sieg. Die obengenannten Fürsten nebst 350 Grafen, Ritten und Herren gerieten in Friedrich's Gefangenschaft und mußten ihre Freiheit theuer erkaufen. Zuerst 15,000 fl., die er sofort an Friedrich entrichtete, mußte der Bischof von Metz ihm das sogenannte Friesland und das Lehenthal unterpfandlich für gleichfalls 15,000 fl. eintäumen, und versprechen, zwischen dem Kurfürsten und dem Papste binnen Jahresfrist eine Veröhnung zu Stande zu bringen, widrigenfalls aber an jenen die Summe von 10,000 fl. zu zahlen. Von dem Markgrafen Karl von Baden erhielt Friedrich 20,000 fl. als Lösegeld und zugleich ansehnliche Verschreibungen auf Weiskheim, Weinheim, einem Theil des Grafschafts Spanheim und anverwandte Hirschpachten, die der Markgraf mit 70,000 fl. wieder einlösen mußte. Zugleich mußte er sich verbindlich machen, Froehden als ein Mannleben von der Pfalz zu tragen, oder dafür 50,000 fl. zu zahlen, seinen Ansprüchen auf Heidenheim und Eppingen aber gänzlich zu entsagen. Auch den Grafen Ulrich von Württemberg nöthigte Friedrich, außer der verlangten Summe von 40,000 fl., zur Abtretung von Löwenstein, Möckmühl und andern Besitzungen. Zu einer sehr beträchtlichen Summe hatten sich außerdem der Markgraf von Baden und der Graf von Württemberg verpflichtet müssen, für den Fall, daß ihre vereinten Bemühungen, ihn von dem päpstlichen Banne und der kaiserlichen Ungnade zu befreien, fruchtlos bleiben sollten. Für die aufgewandten Kriegskosten nöthigte Friedrich den Kurfürsten Dietrich von Mainz, ihm die Bergstraße wiederkauflich einzutäumen, die seitdem bis zum westfälischen Frieden (1648) aus dem päpstlichen Hause blieb. Zum Andenken jenes Sieges ließ Friedrich auf der Badstätt ein feines Denkmal errichten, mit der Inschrift: „Als man zählte nach Gottes Geburt MCCCCLII Jahr, auf St. Paulus Gedächtnistag, sind auf dieser Wahlstatt durch Herzog Friedrich, Pfalzgrafen beim Rhein und Kurfürsten, niedergeworfen worden Herr Jörg Bischof zu Metz, Markgrave Carl von Baden und Graf Ulrich von Württemberg, mit einer merkwürdigen Zahl ihrer Diener, Grauen, Herren und Knechte. Und denken, die in solchem Geschäfte todt geblieben seynd, wolle Gott barmherzig seyn¹⁾“. Von dem Kaiser war Friedrich in die Reichsacht erklärt worden. Er aber baute bei Heidelberg einen festen Thurm, den er Trupfkaiser nannte. Um den päpstlichen Bann und die Reichsacht in gleicher Weise

2) f. Lebensabriß des Königs Friedrich von Württemberg. (Zweitgart 1816.) Friedrich II., König von Württemberg; biographische Skizze und Charakteristik. (Einsig 1817.) Zeitgenossen. 2. Bd. 3. Abth. S. 5 fg. 4. Bd. 1. Abth. S. 164 fg. Kölnische Revue. Febr. 1818, No. 58. (Proceedings in the Assembly of the States of the Kingdom of Württemberg.) Friedrich, König von Württemberg. Aus den Zeitgenossen. (Einsig 1819.) Heinrich's Handbuch der schändlichen Geschichte. 2. Th. S. 816.

1) Das erwähnte Denkmal befindet sich bei dem späterhin erbauten Dorfe Friedrichstels; f. Freder's Orig. Palat. I. d. Cap. 7. S. 78.

unbetrümmert, strebte er, wie früher, seines Unterthanen Liebe und Achtung zu erhalten, seinen Feinden aber durch seine Waffen fürcht einzusüßen. Er starb 1476, nachdem er die pfälzischen Lande durch ansehnliche Befestigungen erweitert hatte. Nach dem ersten erwählten Verträge, den er mit seines Bruders Sohn Philipp errichtet hatte, den ihm in der Kurwürde folgen sollte, hatten die mit einem adeligen Fräulein, Glara von Tettingen oder Tettingen, erzeugten Kinder keinen Anspruch auf die Erbsfolge. Aus dieser Ehe stammten die Grafen und nachherigen Fürsten von Edwensein-Wertheim (*).

(Heinrich Döring.)

FRIEDRICH II., Kurfürst von der Pfalz, mit dem Beinamen der Weise, vierter Sohn des Kurfürsten Philipps, aus dessen Ehe mit Margaretha, einer Tochter Herzog Ludwigs des Reichen von Baiern, war im J. 1483 geboren. Er zeigte früh glückliche Naturanlagen und eine vorzügliche Neigung zu den Wissenschaften. Eine harte Jugendzucht, die hinderte jedoch seine Fortschritte. Noch in späteren Jahren besaßte er seine mangelhaften Kenntnisse der lateinischen Sprache, die er sehr schätzte. Mehr Fleiß hatte er auf das Spanische verwendet. Zu seiner höhern Ausbildung dienten Reisen durch Spanien, Italien, England, Frankreich, die Niederlande, Ungarn und Böhmen. Nach Heidelberg zurückgekehrt, übernahm er die Vormundschaft über seines Bruders Ruprecht Söhne, die dieser mit Elisabeth, einer Tochter Herzog Georgs des Reichen von Landeburg, erzeugt hatte. Unter dem Kaiser Maximilian I. nahm er Kriegsdienste gegen die Venetianer, und setzte sich dadurch bei jenem Monarchen so in Gunst, daß er seinem Bruder Georg zu dem Bisthume Speier beihilflich sein konnte. Dem Hause Österreich zeigte er eine unerschütterliche Anhänglichkeit. Auf seinen Reisen hatte er sich besonders König Philipps's I. von Spanien Günst und Vertrauen erworben. Nach Philipps's Tode ward er sogar zum Curator über seinen Sohn, Karl V., ernannt, der ihn aber wegen eines angeblichen geheimen Umganges mit seiner Schwester Eleonore von seinem Hofe verbannte. Nicht ohne Lebensgefahr entging er den Verfolgungen seiner Feinde und kam in Heidelberg an, wo ihn sein Bruder, Ludwig der Friedfertige, zum Statthalter in der Oberpfalz ernannte. Er wählte Amberg zu seiner Residenz. Im J. 1519 ward er von den Reichsständen nach Spanien gesandt, um Karl V. die auf ihn gefallene Kaiserwahl zu verkünden. Er ward huldreich empfangen und reichlich beschenkt. Karl V. gab ihm späterhin mehrfache Beweise seiner Achtung und seines Vertrauens. Er diente sich seines Rathes in den wichtigsten Angelegenheiten, und ernannte ihn mehrmals zum Reichsvicar und zu seinem Abgeordneten auf einigen Reichstagen. Im J. 1529 führte Friedrich die Reichsarmee

gegen die Türken, während sein Vetter, der Pfalzgraf Philipp, bei der Belagerung von Wien diese Stadt müthig vertheidigte. Endlich, doch ohne sonderlichen Erfolg, nahm er sich seines Schwagerbruders, des vertriebenen Königs Christian von Dänemark, an.

Nach seines Bruders, Ludwigs des Friedfertigen, Tode (1544) war des ältern Bruders, Ruprechts, des Zugschaffers, Sohn, Otto Heinrich, nicht bloß durch die glükende Bulle, sondern auch durch die besondern Verträge des kurfürstlichen Hauses berechtigt, die Kurwürde zu erhalten. Otto Heinrich trat seine Ansprüche um so williger an Friedrich ab, da dessen Ehe bereits zwölf Jahre unfruchtbar gewesen war und ihm daher die Erbsfolge unbestritten blieb, die er sich ausdrücklich vorbehielt. Viele Mühe, die Kurwürde zu erlangen, gab sich auch der Herzog Wilhelm von Baiern, dem aber Karl V. die Belehnung verweigerte, welche Friedrich auf dem Reichstage zu Speier empfing. Er bekannte sich hierauf öffentlich zur evangelischen Kirche, und erklärte in der Versammlung der evangelischen Stände zu Frankfurt seinen Beitritt zum schmalkaldischen Bunde. Für die Ausbreitung der evangelischen Lehre in der Pfalz sorgte er mit rastlosem Eifer. Zur Einrichtung der Kirchenordnung rief er den berühmten Theologen Paul Fagius aus Straßburg nach Heidelberg. Die Aufnahme der dortigen Hochschule war ein besondrer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er suchte diese Lehranstalt vielfach zu verbessern, und bemühte sich vorzüglich, die in dem heftigsten Streite begriffenen Schulen der Nominalisten und Realisten zu unterrichten. Den Plan, das von den Mönchen verlassene Augustinerkloster in ein Collegium Sapientiae zu verwandeln, verbündete der Ausbruch des schmalkaldischen Krieges. Friedrich unterstützte die Fürsten des schmalkaldischen Bundes 1546 durch 400 Reiter, die er nach Ingolstadt sandte. Nach dem unglüklichen Ausgange des Unternehmens bat er zu schwäbischer Hall den Kaiser knieend um Verzeihung, die er auch erhielt, als er dem schmalkaldischen Bündniß entsagte. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) nahm er das Interim an, und wüßte in das künftige Concilium. Aus Besorgniß, daß die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern die Kurwürde und das Erztruchseßamt an sich ziehen möchten, hatte Friedrich bereits 1545 mit den damals lebenden Pfalzgrafen einen Vertrag geschlossen, der nach des Pfalzgrafen Philipps Tode 1551 und 1553, bestätigt ward. Darin war bestimmt worden, daß noch dem Erlöschen der regierenden Linie die Kurwürde nebst dem Erztruchseßamte an das künftige Haus fallen sollte, welches sich dagegen zur Abtretung der halben Grafschaft Sponheim, des Schlosses, der Stadt und des Amtes Rülkstein und noch einiger andern Befestigungen verpflichtet mußte. Dem Erztrüsten Peter verkaufte Friedrich das sogenannte kleine Pfälz, wozu unter andern die Schlösser Brohl, Ehrenberg und Sponenburg gehörten. Mit diesem Verkaufe scheinen zwar Friedrich's Nachfolger nicht sonderlich zufrieden gewesen zu sein. Doch konnten sie dem Erztrüsten jene Besitzthümer nicht streitig machen. Friedrich starb im J. 1556. In seinem Punkte war er unglüklicher gewesen, als im Heirathen. Sech's Mal hatte

*) Bal. (O. J. Kramer's) Geschichte des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz. (Frankfurt 1763.) *Parer Histor. Bararico-Palatina* p. 222 sq. 230 sq. *Joannis Miscell. hist. Palat.* p. 52 sq. Ludwigs's Erbunterthan Germ. prince, von der Pfalz durch D. H. v. Hinderwalde, S. 152 sq. *Michaelis, Geschichte der Kurfürsten in Deutschland*, 2. Bd. S. 27 sq. *Journal von und für Teutschland*, 1785. 12. St. S. 550 sq. (Wietz zur Geschichte des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich des Siegreichen.)

er vergeblich gestreift, bis er endlich die Tochter des entronnten Königs Christiern's II. von Dänemark, Dorothea, erhielt, mit der er keine Kinder mehr erzeugte. Sie folgte ihm 1560 im Tode nach.

Selten waren zwei Personen in der vorherrschenden Neigung zum Aufwand und zur Verschwendung sich ähnlicher, als Friedrich und seine Gemahlin. Er hatte sich noch als Pfalzgraf mit ihr verheiratet. Für das prächtige Leben, das Dorothea am dänischen Hofe geführt, waren Friedrich's Einkünfte beiweitem nicht hinreichend. Gedrückt von einer schweren Schuldenlast und von seinen Schwägern bekümmert, verließ er sein Land, in der Hoffnung, durch Karl V., den Rhein seiner Gemahlin, eine Statthaltertschaft in Spanien zu erhalten, die ihm mehr eintrüge, als sein pfälzischer Landesanteil. Außer seinem Bruder, dem Kurfürsten Ludwig, begleitete ihn seine Gemahlin Dorothea auf seiner Reise. Sie hatten zwar nur zwei Gefellchaftskamern mitgenommen. Aber Friedrich's Gefolge bestand dessenungeachtet aus 70 Personen zu Pferde. So glänzend erschien der verarmte Fürst in Paris, wo er an mancherlei Festlichkeiten Theil nahm, die viel Geld kosteten, ihm aber Nichts eintrugen. Noch ehe er die Reise nach Spanien antrat, ward er von seinem Secretair, Hubert Thomaz¹⁾, dringend gebeten, sein Gefolge zu vermindern, dessen Unterhalt ihm in Spanien große Kosten verursachen möchte. Friedrich aber ließ sich nicht dazu bewegen. Vor seiner Abreise von Paris hatte ihm Karl's V. Schwester, die Königin Eleonore, ein Geschenk von 2000 Kronen gemacht, womit er die ganze Welt durchreisen zu können glaubte. In Spanien empfing Karl V. ten ihm nahe verwandten Reichsfürsten mit vieler Auszeichnung, und wies ihm 1300 Dukaten für seinen und seiner Diener Unterhalt an. Vier Monate waren indessen verflossen, und mehr Statthaltertschaften waren in dieser Zeit erledigt worden. In seinen Hoffnungen getäuscht, bat er Karl V. um Urlaub zur Abreise. Sein Heil wollte er nun in Frankreich oder England versuchen. Karl V. ließ ihm 7000 Dukaten ausgeben. Als Friedrich's Secretair, der früher erwählte Hubert Thomaz, des Geld vor ihm auf die Tafel hingestülpt, und einen lebenshaften Ausdruck der Freude erwartete, antwortete Friedrich kaltblütig: er könne sich nicht vorstellen, wie die Menschen das Geld so lieb haben könnten. Er habe es zwar auch gern, doch nicht zum Aufheben, sondern zum Ausgeben. Durch das empfangene Geschenk war er so übermüdet geworden, daß er auf einer unnützligen Reise nach Compostella fünf Mal mehr Gepäck aus Spanien mitnahm, als er hineingebracht hatte. In Paris, wohin er wieder zurückgekehrt war, befand er sich unwohl. Sein Secretair, Hubert Thomaz, hatte vielleicht nicht unrecht, wenn er treuherrig äußerte, das Kurfürsten Krankheit habe mehr im Beutel als im Körper ihren Grund. Zu seiner schneller Genesung schenkte ihm der König von Frankreich 2000 Kronen.

Der Königin dankte Friedrich's Gemahlin eine gleiche Summe, die sogleich zu Schmuck und Pug verwandt ward. Den treuen Diener, Hubert Thomaz, der sie zu Sparsamkeit ermahnte, fertigte sie mit der Antwort ab: daß sie nicht ruhig schlafen könne, so lange noch ein Heller von den 2000 Kronen übrig sei. Auch in England sah Friedrich sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Er mußte sich damit begnügen, daß Heinrich VIII. ihn wohlwollend empfing und ihm 6000 Kronen zum Geschenk machte, um ihn nicht mit leeren Händen in seine Heimat ziehen zu lassen. Dort mußte er Alles aufbieten, um einen Theil der Landesgaben zu tilgen, die durch treulose Staatsverwaltung während seiner Abwesenheit sich so vermehrt hatten, daß sein Kanzler Hartmann ihm den nahen Verlust seines Fürstenthums prophezeigte. So sehr schmerzte Friedrich durch Leichtsinns und Verschwendung seine Ansprüche auf den Beinamen des Weisen, den ihm sein Zeitalter gab, und den er auch in mancher andern Beziehung verdienen²⁾.

FRIEDRICH III., Kurfürst von der Pfalz, mit dem Beinamen der Fromme, ältester Sohn des 1557 gestorbenen Pfalzgrafen Johann's II. aus dessen Ehe mit der Markgräfin Christoph's von Baden Tochter Beatrix, erblickte 1515 das Licht der Welt. Er ward unter einigen Katholiken erzogen, zu Ketzerien bei dem Bischof von Rüttich, Erhard von der Mark, dann in den Niederlanden an Kaiser Karl's V. Hofe. Wenigen durch seine Gemahlin Maria, eine Tochter des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Ansbach, erstarkte er aber zu Kalmbach seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche. In seiner Jugend zeichnete er sich im Kriege gegen die Türken aus. Seinem Vater folgte er 1557 in der Regierung der sümmerigen Lande, die er aber, nachdem er die Kurwürde erlangt, 1559, seinem Bruder Georg abtrat. Der zweibrückischen Linie überließ er die Hälfte der vormaligen Grafschaft Spanheim³⁾. Viele Mühe gab er sich, die zwischen den heidelberger Theologen Alleanus Hechhusius und Wilhelm Ulebig entstandenen Streitigkeiten über die Lehre vom Abendmahl zu beilegen. Auf den Rath einiger wittenberger Gottesgelehrten, namentlich Melancthon's, entfernte er die Urheber jenes ungeligen Zwistes von der heidelberger Hochschule. Zwischen seinen eigenen und mehreren auswärtigen Theologen ließ er über die streitige Lehre vom Abendmahl 1560 ein Religionsgespräch halten, dem er selbst beirahnte. Er bekante sich zu der Ansicht derjenigen, die den körperlichen Genuß des Leibes Christi leugneten. Auch einer Zusammenkunft der Evangelischen, die er im nächsten Jahre (1561) in Raumburg veranstaltete, wohnte er bei. Der Hauptzweck war eine gründliche Untersuchung der Sacramenten und Eucharistie Streitigkeiten, besonders des heftigen Zwistes über die Adia phora. Wie die meisten Anwesenden unterschrieb auch

1) Wen ihm erschied: *Annalium de vita et rebus gestis illustrium principis Frederici II. libri XIV. abscissa 1629.* Von dem Erhard von Bülowe: *Ein Fürstengespel.* Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein. 2 Bde. (Weissenau 1849.) Sehr interessant.

2) Bergl. *Parr. Historia Bavarico-Palatinæ* p. 248 seq. Ludwig's Erdtrüteme Germ. princ. S. 181 fg. Joannis Nicell. hist. Palat. p. 239 seq. *Micaetis*, Geschichte der Kurhäuser. 2. Ab. S. 33 fg. *Donnerstags Magazin*. 1762. S. 241 fg. *Meier's Patrioticches Archiv*. 3. Bd. S. 311 fg.

3) J. Joannis Nicell. hist. Palat. p. 80 seq.

Friedrich die augsbургische Confession, ungerachtet er in der Abendmahlstheorie davon abwich. Er wollte den Schein vermeiden, für einen Anhänger Calvin's oder Zwingli's zu gelten. Im J. 1562 wohnte er der Kaiserwahl Maximilian's II. bei. Um eine Richtschnur in Glaubenssachen zu erhalten, ließ er lediglich aus den kanonischen Büchern der heiligen Schrift einen Katechismus entwerfen und beauftragte mit diesem Gesandte die Heidelberger Theologen Bequinus, Armentius und Ursinus, nebst dem Prediger Devianus. Dieser Katechismus ward späterhin auch in Holland und fast in allen reformirten Kirchen und Schulen eingeführt, auch in mehrer Sprachen übersezt, namentlich ins Holländische, Griechische und Hebräische.

Zwischen seinen und des Herzogs Christoph von Würtemberg Theologen ließ Friedrich 1564 ein Religionsgespräch über die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl halten. Es dauerte acht Tage, brachte jedoch keinen Nutzen, da die Fürsten mit ihren Räthen durch anderweitige Geschäfte abgelenkt wurden, und der Streit nach ihrer Entfernung sich eher vermehrte, als verminderte. Unterdessen ließ Friedrich die Ausbreitung der reformirten Lehre in seinen Staaten sich sehr anlegen sein. Das Collegium Sapientiae zu Heidelberg, in welchem bisher blos die ältern Sprachen und Philosophie gelehrt worden waren, verwandelte er 1565 in ein theologisches Seminar. Einen großen Theil von den Einkünften eingezogener Klostergüter verwandte er zur Errichtung von Schulen in Städten und auf dem Lande. Dergleichen Lehranstalten entstanden in Heidelberg, Neubaus und Amberg. Manche Gefahren aber drohten ihm, als nicht blos die Katholiken, sondern selbst Lutheraner ihn wegen seiner Abweichung von der unveränderten augsburgischen Confession bei dem Kaiser Maximilian II. verdächtig zu machen suchten. Gegen die Anklagen, die man wider ihn erhob, verantwortete er sich mit Unerschrockenheit auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1566. Er erbot sich vor den versammelten Fürsten und Ständen aus der heiligen Schrift sein Glaubensbekenntnis gegen alle Einwürfe zu rechtfertigen. Die Bibel, nebst der augsburgischen Confession, ließ er sich durch seinen Sohn Johann Kasimir nachtragen, den er deshalb seinen geistlichen Waffenträger zu nennen pflegte. Offen erklärte er vor der ganzen Reichsversammlung dem Kaiser, daß er ihm zwar in allen Fällen gehorchen und Gut und Blut für ihn und des Reiches Wohlfahrt opfern werde; hier aber handle es sich nicht um eine Kanne voll Fleisch, sondern um der Seelen Seligkeit, und in Gewissenssachen erkenne er keinen andern Oberherrn, als den König aller Könige. Den meisten anwesenden Reichsfürsten nöthigte Friedrich's Unerschrockenheit die innigste Hochachtung ab. Der Kurfürst August von Sachsen soll bei Friedrich's Anerkenntnis, lieber allen seinen Besitzthümern, als der von ihm als wahr erkannten Lehre zu entsagen, ihm mit den Worten auf die Schulter geklopft haben: „Frit, du bist frommer als wir alle.“ Vor allen war der Markgraf Karl von Baden entrüstet über die gegen Friedrich erhobenen Klagen. Er ermahnte erstlich die übrigen Fürsten, ihn künftig unangefochten zu lassen. Die kurz vor seiner Abreise an sie

gerichtete Frage, ob sie gegen sein Glaubensbekenntnis noch etwas einzuwenden hätten, sollen die protestirenden Fürsten mit Schweigen beantwortet haben¹⁾.

Kaum glaubte Friedrich jene kirchlichen Angelegenheiten beseitigt zu haben, als neue Unruhen im Innern seines Landes ausbrachen. Die Veranlassung dazu gab eine von einem Engländer, Georg Wither, zu Heidelberg unter dem Dr. Bequinus vertheiligte Dissertation, in welcher die Behauptung aufgestellt war, daß der Kirchenbann gegen alle Gemeindeglieder ohne Unterschied der Person gerichtet sei. Die gesammte theologische Facultät zu zu Heidelberg billigte diesen Satz, vor allen aber der Dr. Devianus, der wegen seiner Kanzelberedsamkeit bei dem Kurfürsten sehr in Gunst stand, und ihn daher leicht bewegte, die gesenk Kirchengesinde in seinen Landen einzuführen. Diefem Vorhaben widerstehen sich aber mit leibenschastlichem Ungestüm zwei Geistliche, der Pastor Adam Neuser an der Heiligengeistkirche zu Heidelberg und der Superintendent zu Ladenburg, Johann Sylvanus. Als der erstere in Folge des Streites seines Amtes entsezt ward, sann er auf Rache, und suchte die Irrlehrer der Ariener in der Pfalz zu verbreiten. Sein geheimes Verständniß mit mehreren Mitgliedern dieser Sekte in Seidenbürgen ward jedoch durch den dortigen Abgeordneten auf dem Reichstage zu Speier (1570) dem Kaiser entdekt und durch diesen dem Kurfürsten Friedrich verrathen, der die Schuldigen gefänglich einziehen ließ, und einige derselben, unter andern den des Hochverraths beschuldigten Superintendenten Sylvanus sogar mit dem Leben bestrafte.

Das Jahr 1573 führte den Kurfürsten Friedrich mit dem Könige Heinrich III. von Frankreich zusammen, der ihn auf seiner damaligen Reise nach Polen besuchte. Friedrich konnte sich nicht enthalten, dem französischen Monarchen unter andern Wiltmissen auch das Portrait Golligny's zu zeigen, und ihn durch seinen Schmerz über die Ermordung jenes wahrhaft großen Mannes an die Grausamkeiten der pariser Bluthochzeit zu erinnern. Auch mit den Waffen suchte Friedrich seinen Glaubensgenossen beizustehen. Bereits 1568 hatte er seinen Sohn Johann Kasimir mit einer großen Zahl von Reitern nach Frankreich gesandt, zur Unterstüzung der Hugonotten.

Auch in den Niederlanden hatte er den bedrängten Reformirten durch eine dahin gesandte Mannschaf zu helfen gesucht. Den Oberbefehl vertraute er seinem zweiten Prinzen Christoph, der aber wegen des obwaltenden Mißtrauens wenig auszurichten vermochte und in dem Gefechte bei Molen im Glevischen blieb. Glücklich war Johann Kasimir in seinen Bemühungen, die Ruhe in Frankreich wieder herzustellen, die jedoch von seiner Dauer war, und ihn nöthigte, 1575 einen neuen Feldzug dahin zu unternehmen. Friedrich aber, als ihm die Abnahme seiner Kräfte sehr fühlbar ward, wünschte Nichts sehnlicher, als seinen Sohn Johann Kasimir, der nach der Rückkehr aus Frankreich zu Amberg als Statthalter der Oberpfalz residirte, noch ein Mal vor seinem Ende zu sehen, um

1) J. Pares Hist. Bavar. p. 261 seq.

ihm in Bezug auf den Staat und die Kirche einige Belehrenungen mittheilen. Zu seinem Hofprediger Daniel Tossens, den er vier Tage vor seinem Tode zu sich kommen ließ, sagte er: „Ich habe für euch und die Kirche lange genug gelebt. Ich merke es und freue mich, daß ich zu einem bessern Leben gerufen werde. Zum Ruhm der Kirche daß ich, was ich konnte, vermochte aber wenig auszurichten. Er, der Alles kann, und noch ehe ich geboren ward, seine Kirche erhalten hat, lebt noch und regiert im Himmel. Er wird seine verwaiste Kirche nicht verlassen. Meine Gebete und Thränen, die ich oft in meiner Kammer für meine Nachkommen und für die Kirche gegen Gott ausgeschüttet habe, werden nicht vergeblich sein.“ Kurz vor seinem Tode erfreuten ihn noch einige günstige Nachrichten über den Zustand der Kirche in Antwerpen. Er starb am 26. Oct. 1576³⁾, nachdem er kurz zuvor ein eigenhändiges Glaubensbekenntniß verfaßt hatte⁴⁾.

Den Weinamen des Frommen, den ihm sein Zeitalter gab, verdiente Friedrich mit Recht. Das Lesen der Bibel und theologischer Schriften war seine liebste Beschäftigung. Er ließ die Psalmen in kleinem Format abdrucken, um sie stets bei sich tragen zu können. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Maximilian II. zu Wiesloch im J. 1570 machte er dem Monarchen eine spanische Bibel zum Geschenk, mit den Worten: „er hoffe, diese Gabe werde ihm angenehm sein, weil sie Schätze enthalte, die allen andern in der Welt vorzüglich wären, und Kaisern, Königen und Fürsten zur Weisheit nur in ihrer Regierung dienen müßte, dann aber auch, weil dies Buch in die Sprache übersetzt sei, die der Kaiser vorzüglich liebe.“ Maximilian soll diese Geschenk nicht nur sehr huldreich aufgenommen, sondern dem Geber auch sehr dankbar haben, fleißig darin lesen zu wollen. Auf die Frage, weshalb er auf seine Vertheidigungsanstalten und namentlich auf Festungen in seinen Landen so wenig bedacht sei, antwortete Friedrich: „Ich habe ein unüberwindliches Schloß. Es ist eben daselbst, dessen sich David im 46. Psalm rühmt: eine feste Burg ist unser Gott.“ Den ihm gemachten Einwurf, daß die Maßregeln für die äußere und innere Sicherheit doch nicht ganz verworfen wären, schlug Friedrich durch die Worte nieder: „Was haben auch denn eure festen Schlösser im schmalkaldischen Kriege genützt?“ Über diesen frommen Gemüthszustand verachtete Friedrich nicht ganz das weltliche Interesse. Er war auf das Wachstum und die Erweiterung seiner Lande bedacht. Die bei Worms gelegenen Erbschaften Neuhausen und Sindheim brachte er als Reichslehen an sich. So verwandelte er auch das einige Meilen von

Speier gelegene Kloster Frankenthal in eine Stadt, die bald in große Aufnahme kam durch die aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen Reformisten. Nachdem seine Gemahlin Marie, eine Tochter des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Ansbach, mit der er sich 1537 verheiratet, 1567 gestorben war, schloß er 1568 eine zweite Ehe mit Amalie, einer Tochter des Grafen Humbert von Moers. Sie starb 1602, nach einer unfruchtbaren Ehe. Mit seiner ersten Gemahlin Marie hatte er dagegen neun Kinder erzeugt: 1) Albrecht, geb. 1538, gest. 1553. 2) Ludwig, unter dem Namen Ludwig VI. sein Regierungsnachfolger, geb. 1539, gest. 1583. 3) Hermann Ludwig, geb. 1541, studierte zu Bourges in Frankreich, wo er 1556 erkrankt. 4) Johanna Kasimir, geb. 1543, gest. 1592. 5) Christoph, geb. 1551, geblieben 1574 in einem Gefecht auf der Wöhrde im Steirischen. 6) Elisabeth, geb. 1549, ward 1558 an den Herzog Johann Friedrich von Meissen von Sachsen-Gotha vermählt und starb 1594. 7) Susanna Dorotea, geb. 1544, verheiratete sich 1560 mit dem Herzoge Johann Wilhelm von Sachsen und starb 1592. 8) Anna Elisabeth, geb. 1545, mit dem Landgrafen Philipp II. von Hessen und späterhin mit dem Pfalzgrafen Johann August zu Rastatt vermählt, geb. 1608. 9) Kunigunde Jacoba, geb. 1556, vermählt 1580 mit dem Grafen Johann dem Ältern von Nassau-Dillenburg, und starb in demselben Jahre⁵⁾. (Heinrich Dilling.)

FRIEDRICH IV., Kurfürst von der Pfalz, mit dem Weinamen der Aufrichtige, geb. 1574, war ein Sohn des Kurfürsten Ludwig VI., aus seiner Ehe mit Elisabeth, einer Tochter des Landgrafen von Hessen, Philipps des Großmüthigen. Als der Prinz das fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, dachten seine Ältern ernstlich an seine Erziehung. Diese Sorge scheint vorzüglich Friedrichs Mutter beschäftigt zu haben. Zum Hofmeister ihres Sohnes wählte sie den Dr. Joachim Strupp, der früher sie selbst unterrichtet, und nachher als Leibarzt in kaiserliche Dienste getreten war. Auf Ludwig's VI. Befehl mußte der genannte Hofmeister, gemeinschaftlich mit einem ihm beizugeordneten Präceptor, dem Magister Pontcratius aus Amberg, ein ausführliches Gutachten über das Amt und die Pflichten eines fürstlichen Erziehers entwerfen. Der darin enthaltene Studienplan des Kurfürsten bis ins zehnte Unterrichts Jahr ist ungefähr so beschaffen, wie man es von einem frommen und religiösen Prinzen und einem Doctor der Medicin, der zugleich für einen Philosophen galt, erwarten konnte⁶⁾. Nach seines Vaters Tode (1583) erhielt Friedrich seinen Heim, den Pfalz

3) Regal. Porcus I. c. p. 273 seq. Ludwig's Urkunden Germ. princ. S. 208 ff. Wiegand's Geschichte der Kurfürsten. 2. Bd. S. 39 ff. Joannis Micoell. hist. Palat. p. 80 seq.

4) Man findet diesen vom 13. Jan. 1582 datirten Studienplan unter der Überschrift: „Consilium und Verordnungs der Registratorum des Amtes eines Praeceptoris.“ In Weiser's Petroschem Archiv. 4. Bd. S. 256 ff. Eine merkwürdige Notiz zur Pädagogie des 16. Jahrh. liefert die dort als Originalzeugnisse und Urkunden mitgetheilte, sehr ausführliche Erziehungsschule des Pfalzgrafen und nachherigen Kurfürsten Friedrich's IV.; s. Meiser o. a. D. S. 211 — 344.

3) J. Porcus I. c. p. 260 seq. 4) Es ward nach Friedrich's Tode 1577 in Lauro gedruckt unter dem Titel: Confessio fidei Illustrissimae Principis ac Domini D. Friedrici III. etc., in qua Celestudo ejus XXVI. Octob. an. MDLXXVI. constanter, placide et pie in Christo obdormivit, de verbo ad verbum ex Celo, ejus testamentum desumta. Et singulari mandato Illustrissimae Principis et Domini D. Joannis Casimiri C. P. etc. die XXV. Febr. an. MDLXXVII. typis excusa, et ex germanico in latinum translati sermone. — J. Joannis Praef. ad Porcum p. 112.

Echarakter, die aber den verhängnisvollen Lasten, welche ihm sein Vater hinterließ, nicht gewachsen war. Er verstand indessen außer seiner Muttersprache noch Latein und Französisch, und hatte auch Kenntnisse in der Geschichte. Französische Sprache, Sitten und Genüsse verdrängten die teutsche Einfachheit an seinem Hofe, ohne daß dieser in der That eine Stätte schlüpfriger Laster wurde, weil nur jugendlicher, sorgloser Reichtum den Fürsten in das französische Wesen getrieben hatte, und dieses seine sittliche Haltung und seinen reinen Sinn nicht zu untergraben vermochte.

Friedrich V. war 14 Jahre alt, als sein Vater den 9. Sept. 1610 starb. Dieser hatte ihm die Kur und die dazu gehörenden Lande, und seinem jüngern Sohne, Ludwig Philipp, das sirmmerne Gebiet mit acht Ämtern hinterlassen, die Obervermundschaft aber über beide Söhne und die Verwaltung der Pfalz dem jungen Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken, welcher im J. 1612 Schwager seiner Mündel wurde, aus religiösen Rücksichten übertragen, da er den näherberechtigten kutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg davon ausschloß, worüber sich ein lebhafter Vormundschafsstreit entspann, der zu keiner Entscheidung kam. Pfalzgraf Johann trat 1613 seinem Mündel Friedrich die Landesverwaltung ab, und behielt nur die auswärtige Politik noch bis zur Volljährigkeit desselben im August 1614. Er war im Allgemeinen während der vier Jahre seiner Regentschaft gerecht und sittlich verfahren, hatte im Innern sorgsam und theilnehmend regiert und nach Außen Kraft und Abhängigkeit entwickelt. Glücklicherweise konnte er dem jungen Kurfürsten tüchtige Beamte zur Seite stellen, die denselben unterstützten. Dieser heirathete aber auf Betrieb Heinrich's von Bouillon und des Fürsten Christian I. von Anhalt am 14. Febr. 1613 Elisabeth (geb. am 19. Aug. 1596), König Jacob's I. von Großbritannien Tochter, welche in Abhängigkeit auf Neigungen, Charakter, religiöse und sittliche Grundzüge mit ihm vollkommen übereinstimmte, so daß tugendliche Unfertigkeit, sorgloser Reichtum und Fröhe an Pracht und Glanz an ihrem Hofe alle ernste und hausväterliche Sitten verbannten. Ihre Ehe war glücklich unter allen Umständen und harrte Geschick, das sie traf, und bevor das Unglück über sie hereinbrach, lebten sie ganz den Genüssen, welche große Summen verschlangen. Des Fürsten Tage dauerten oft Wochen lang und seine andern Liebhabereien waren ebenfalls kostspielig, wie z. B. die Verschönerung des beiderberger Schlosses und die Anlegung eines prachtvollen Lustgartens dabeist mit Wasserwerken, welches Wunderwerk noch nicht vollendet war, als der böhmische und pfälzische Krieg ausbrach. Unter solchen Umständen dachte der Fürst wenig an ernste Geschäfte. Er hatte aber unter dem großen Einflusse des Fürsten Christian I. von Anhalt, welchen er als seinen Vater betrachtete, den Weg seines Vaters und Vormundes betreten. Ihn unterstützten noch der kenntnißreiche Reinhard von Schönberg, die Brüder von Dohna, der gelehrte Diplomat von Küssdorf und der rastlose, classisch gebildete Ludwig Camerarius in den Staatsgeschäften; er selbst war denselben in ihren Verwickelungen, welche bei

den damaligen Zuständen des Reiches nicht ausblieben, keineswegs gewachsen.

Als Haupt der protestantischen Union, welche sein Vater 1608 gestiftet hatte, übernahm der junge leichtfertige Kurfürst eine schwere Last politischer Verbindungen mit einer Verantwortlichkeit von größten Gewicht, zu einer Zeit, da der Kaiser und die Protestanten gegen einander feindselig gestimmt, im Innern des Reiches selbst Spaltungen ohne Ausbruch zur Sühne, neben dem politischen Parteilage die kirchliche Verfolgungssucht dort unermüdet thatig, und die Verhältnisse in den österreichischen Erblanden dem Bruche nahe waren. Aus seinen Bund mit den protestantischen Reichsländern konnte Friedrich, da derselbe aus äußerst ungleichartigen Elementen bestand, bei den drohenden und verwinkelten Verhältnissen in Deutschland nicht zuversichtlich rechnen, und so wurde ihm auswärtiger Beistand nöthig. Mit England schon in Verbindung, vermittelte er für die Union im Mai 1613 ein Bündniß mit den vereinigten Staaten der Niederlande und trat ehebald auch mit der Schweiz, mit Frankreich, Dänemark und Schweden in Unterhandlung, während er bei der nahen Auflösung der katholischen Liga den friedlichen Widerstand zu behaupten suchte. Als Oberhaupt des evangelischen Bundes sah Ansehen und in Einfluß verlegt, stellte er die gestörte innere Ruhe in Braunschweig, Frankfurt und Worms bald hinter einander wieder her; indessen suchte er für in seinen großen Erwartungen von seiner Verbindung mit Kurbrandenburg, die er aus der Heirath seiner jüngern Schwester Elisabeth Charlotte mit dem Kurprinzen Georg Wilhelm im J. 1616 geschlossen hatte. Mittlerweile bekam er Ernst mit dem Bischöfe von Speier wegen des Baues einer Festung in Udenheim, nachmals Philippsburg genannt, weil die Anlage derselben das bestmögliche Durchgangsrecht der Pfälzer durch diesen Ort, welches für sie stets offen gehalten worden war, bedrohte, und man überhaupt in diesem Baue einen den Evangelischen feindseligen Wappenstein für die Katholischen und Spanier darzulegen zu müssen glaubte. Da nun Friedrich und die Union, welche ebenfalls davon Kenntniß nahm, auf ihre Anfragen keine gemüthe Erklärung erteilten, so beschloß er und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, dem Baue mit Gewalt ein Ende zu machen. Die neuen Werke zu Udenheim wurden im Juni 1616 durch einen bewaffneten Uebersall wirklich zerstört, allein es entstand darüber ein Reichsproceß, der erst nach des jungen Kurfürsten Sturze ein glückliches Ende für die Unternehmer derselben hatte.

Während dieser Begebenheiten zog die Reise des Herzogs Maximilian von Österreich an die protestantischen deutschen Höfe, wo er für seinen Vetter Ferdinand von Steiermark die Stimmen zum Nachfolger seines kranken Bruders, des Kaisers Matthias, warb, die Aufmerksamkeit des jungen Kurfürsten auf sich, und er wie seine Bundesgenossen erklärten diese Handlung als Beschädigung des kurfürstlichen Wahlrechts. Der Plan aber ignorierte ohnehin, da auch die Katholischen darüber ihre Unzufriedenheit äußerten; indessen saßen Friedrich V. und

seine Freunde den Vorzag, das Erzhaus Österreich von der Kaiserkrone zu verdrängen. Sie entwarfen mancherlei Pläne dazu, die theils scheiterten, theils wieder unterdrückt wurden. Endlich kamen sie auf den Gedanken, das Haupt des katholischen Bundes, der Liga, Herzog Maximilian I. von Baiern, wählen zu müssen, wenn sie diesem Bunde selbst den Untergang bereiten wollten; allein Friedrich erhielt von den Kurfürsten zu Dresden und Berlin, die er zu Ende 1617 persönlich davor ansprach, seine festen Zusicherungen, und auch sein Auswärtig, dem Herzoge von Baiern die Überleitung der Union, die zu schwer auf ihm lastete, zu übertragen, fand im Ehrgeize dieses Fürsten, der keinen protestantischen Schutz haben wollte und durch des Erzhauses Österreich, besonders Ferdinand's II. persönliche Freundschaft mehr kirchliche und weltliche Vorteile zu gewinnen hoffte, als von der Union, seinen Anhang und schon äußerlich auch in ihm sein Geheiß nach der Kaiserkrone erwecken zu können. Nun brachte der Ausbruch der Unruhen im Königreiche Böhmen den Kurfürsten Friedrich und seine Union in größere Thätigkeit und verführte sie zu politischen Abenteuerlichkeiten und Projekten, an welchen Fürst Christian von Anhalt den vornehmsten Antheil hatte. Durch den Vertrag mit Savoyen, welchen Friedrich durch diesen Fürsten ohne Verwilligung der Union abschließen ließ, verwickelte er sich immer tiefer in die heillosen Zeitverhältnisse und dachte mit seinen Freunden schon an eine Verdrängung der österreichischen Staaten wie an eine Verdrängung der geistlichen Reichsfürsten in Zeuthland. Als Kaiser Matthias am 20. März 1619 starb und die raschen Fortschritte der böhmischen Empörung Alles in größter Spannung erhielten, glaubten sie die Leitung der Kaiserwahl in ihren Händen zu haben; und obgleich Kurfürst Friedrich als Reichsvize durch eine Proclamation voll freundlicher Versicherungen sich das öffentliche Vertrauen erwerben wollte, so war er doch der Mann nicht dazu, da zumal Erzherzog Ferdinand unter dem Beistande der deutschen Katholiken, namentlich der Baiern, des Papstes und Spaniens, ihm und der Union mit fester Entschlossenheit und Kraft entgegenwirkte. Diese ergriffen ohnehin nur halbe Maßnahmen und verworfen das Project des rathlosen Landgrafen Moriz von Hessen-Cassel zu einer fast allgemeinen Schilderhebung der Protestanten Zeuthlands. Dader kam Kurpfalz bald selbst in Verlegenheit wegen Ferdinand's, als Kurfürsten und Brandenburg von der Disposition, die sie vorher angenommen hatten, wieder zurücktraten, und Friedrich V. sah sich zuletzt verlassen und gezwungen, im äußersten Falle bei der Kaiserwahl zu Frankfurt für den Erzherzog zu stimmen, sobald Maximilian von Baiern nicht gewählt werden würde. In der That wurde Ferdinand am 28. Aug. (n. St.) 1619 zum teutschen Kaiser gewählt. So brachten denn die Kurfürsten, gefährdet gewiss, durch ihre Wahl dieses Fürsten aus dessen Erblande eine Revolution ins teutsche Reich. In Prag hingegen wählten die böhmischen Stände von den vier Throncandidates, sofern die Schwiegern und Absichten nicht gehindert wurden, am 26. Aug. n. St. einstimmig den Kurfürsten von der Pfalz, als einen sehr

vernünftigen, sittsamen, freigebigen, leutseligen und verschiedener Sprachen kundigen Fürsten, der im Besitze eines mächtigen und wohlabgerichteten Kriegervolkes sei, überdies noch mit mehreren auswärtigen großen Mächten in Verbindung stehe, eine gefüllte Cassie habe und — dies wurde besonders hervorgehoben — den Adel gut tractire, während der Theil der Lutheraner von diesem Galvinischen Fürsten dadurch niederge schlagen wurde, daß man vorgab, er habe Niemanden der Religion wegen angefeindet und dulde an seinem Hofe sogar meist der ausgeübter Confession zugehörige Leute. Das Gerücht über eine erwungene Wahl durch aufgestellte Bewachen hat sich bis jetzt nicht begründen lassen.

Indessen ist erwiesen, daß Kurfürst Friedrich selbst für sich in Prag hatte werden lassen, besonders durch die Thätigkeit seines Gesandten Adam von Dohna. Er kam aber nun wegen des böhmischen Königtums in Streit mit dem von ihm selbst gewählten Kaiser Ferdinand, welchen die Böhmen den 17. Aug. n. St. desselben für verfassung erklärt hatten. Seine Erwählung übertrug in der That Zeuthland, und die ihn genau kannten, oder die einen verwickelten langwierigen Krieg verabsaheten, riefen ihm ernstlich von der Annahme der Krone ab; und weil seine eignen Rathgeber ihn in diese Verwicklung, über die er sich selbst nicht hinauszuheben vermochte, geführt hatten, so versiel er, das verdammte Glückselb, bei der Nachricht von seiner Wahl in eine ängstliche, gedrückte Stimmung. Der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg und der Fürst Christian von Anhalt waren gerade bei ihm zu Amberg, und weil er sich entscheiden mußte, in sich selbst oder nicht Kraft genug fühlte, eine durch Empörung errungene Krone zu tragen, suchte er fremden Rath. Er berief die Union zu einer Versammlung am 12. Sept. (n. St.) nach Rottenburg an der Tauber; allein diese war über seine Wahl getheilter Meinung, ebenso seine eignen Rathgeber, nur Weinhard von Schönberg erklärte sich bestimmt für die unbedingte Annahme der Krone. Kurfürsten widerrieth, das ganze Kurfürstencollegium warnte nachdrücklich und des Fürsten eigene Mutter bat ihn mit Thränen in den Augen, die verderbliche Wahl abzulehnen. Die wichtigsten Warnungen gab ihm Herzog Maximilian von Baiern. Dagegen reichten ihn zur Annahme Moriz von Dranien, der Herzog von Bouillon und Berthens Sabor von Siebenbürgen, wie denn auch in seiner Umgebung außer Christian von Anhalt und seinem geheimen Rathe, Ludwig Camerarius, noch Dohna und Schönberg eifrig darauf hinwirkten. Doch blieb der Kurfürst bis zum Eingange Octobers schwankend. Am 17. Oct. (n. St.) knigte er endlich dem Herzoge von Baiern seinen festen Entschluß an, nachdem er ihn vergebens um Neutralität gebeten hatte. Seine Gemahlin, die sich in Alles fügte, scheint nicht die geringste Schuld an seinem Entschlusse gehabt zu haben. Nachdem er seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, zum Verweiser seiner Erblande bestellt hatte, schickte er sich zur Abreise nach Prag an. Unter schmerzlichen Abnungen rief ihm seine Mutter beim Abschiede nach: Ach! nun zieh die Pfalz nach Böhmen!

Leichtsinig, aber mit kühnen Hoffnungen, zog er den 31. Oct. (n. St.) mit seiner Familie in Prag ein. Unter großer Theilnahme und Liebe für ihn erfolgte am 4. Nov. seine feierliche pompöse Krönung; allein es fehlte den Böhmen an Hilfsmitteln zum Kriege gegen ihren abgesetzten Herrn. Der neue König wandte sich daher deshalb an die Union, mit deren Gliedern er zu Anfange Decembers in Nürnberg zusammentraf. Es waren hier zwar weit mehr Fürsten, als die Kaiser auf den letzten Reichstagen zusammenbringen konnten, persönlich erschienen, aber ohne Kraft, Entschlossenheit und Einsicht. Sie ließen den kaiserlichen Befehlen, den Grafen von Hohenloern, gleich von vorn herein, unbekümmert über seine Absichten und Aufträge, ohne Weiteres zu, gingen ihnen, als er in dem Versammlungssaale erschien, mit Friedrich, der als König von Böhmen und Oberhaupt des Bundes unter einem Thronhimmel saß, entgegen; der Botschafter aber, der seine Umstände mit ihnen machte, setzte sich bebende auf des Königs Stuhl unter dem Thronhimmel und dieser mußte auf dem Stuhle zur sinken, welcher für den Grafen bestimmt war, Platz nehmen. Jener warnte natürlich ernsthaft vor den böhmischen Aufwieglern und nahm des Kaisers, als eines gesalbten und gekrönten Königs von Böhmen, gutes Recht in Schutz, wiewol er die Antwort der Versammlung auf seinen Vortrag, in welcher Friedrich König von Böhmen genannt wurde, nicht zurückwies. Die surchtamen Glieder der Union beschloßen, ihr Bundeshaupt, dafern er in seinen Erblanden angriffen werde, nicht ohne Schutz zu lassen und verbürgten sich insgeheim zu einer Anleihe von 200,000 Thalern für die Böhmen, welche Bürgschaft aber nachmals die Kurpfalz selbst auf sich nehmen mußte. Zuletzt beschloß man noch, den Herzog von Baiern um die Absichten der Liga befragen zu lassen, dessen Antwort jedoch nur auf Kriegserklärung, besonders auf Beistand für den Kaiser lautete.

Nach Prag zurückgekehrt, erschien eine Gesandtschaft seines Schwiegervaters aus England mit Vorschlägen desselben gegen die Annahme der böhmischen Krone, und jene versagte ihm sogar den Königstitel; allein der junge König ließ sich dadurch nicht niederlassen, veranlaßte ohne Ahnung, daß ihm diese Wintervergnügungen eintrügen, den traurigen Namen Winterkönig eintragen würden, Schlittensfahrten und lustige Fußzüge, Gastmähler und Konzerte, und erlaubte sich Manches, was den Excessen unter den Böhmen mißfiel. Freilich nach die freie, prunktuchtige Lebensweise seines nach französischem Geschmacke eingerichteten Hofes gegen die enstliche, würdevolle Haltung der früheren Herrscher Böhmens gewaltig ab, auch fiel der britische Stolz der jungen Königin auf, sowie die Zurückstellung der Einheimischen hinter die Fremden große Erbitterung verursachte. Ueberdes herrschte allenthalben in Böhmen Anarchie und Unzufriedenheit, und die Beherrschung dieses Landes war unter solchen Umständen für Friedrich, der kein Herrscher genie war, eine höchst schwierige Sache. Am meisten peinigten ihn die religiösen Verhältnisse, da die einzelnen Confectionen dort einander feindselig gegenüberstanden; denn in jener par-

teischüftigen Zeit mußte in einem Lande, wie Böhmen, wo die Parteien sich einander mit den feindseligsten Augen anfeindeten, jede Versprechung der Toleranz und Gultusfreiheit aus dann mitleidigen, wenn die besabten Dienen der Kirchen, wie es dort wirklich geschab, nicht aus allen Kräfteu den Unfrieden genährt hätten. Der dadurch erweckte Haß fiel auf die neue Regierung und den neuen König zurück, welchem natürlich alle Parteien die Betheiligung ihrer Hoffnungen zuschrieben. Allerdings brachte auch der unvorsichtige Eifer des päpstlichen Galoisimus Haber und Zank unter die böhmischen Religionsparteien; daher denn manche Neuerungen in kirchlichen Dingen aus Furcht vor Volksaufständen unterblieben. Auch politisch hatte der König mit ehrsüchtigen Parteiführern zu kämpfen. In Schlesien griff man ihm vor und beschränkte seine Rechte auf die geistlichen und Ordensgüter, selbst sich die Aristokratie dastellte nach der Vertreibung des Fürstbischöfs von Breslau, welcher des Kaisers Ferdinand Bruder war, in den Besitz derselben gesetzt hatte, und alle Forderungen Friedrich's daran fand sie mit einem Selbstgeschenke von 64,000 Thalern ab. Dagegen zeigten die Städte Böhmens mehr guten Willen, aber es setzten ihnen in der That an Mitteln und an guter Zucht. Die Generale waren unter sich uneinig, wie die Grafen von Thurn und Mansfeld gegen den Fürsten Christian von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe, worüber die Weissen, soviel sie konnten, sich dem Geshorham entzogen. Das mit Beistehen Gabor im Januar 1620 abgeschlossene Bündnis — ein mit Frankreich und der Türkei beschlossenes kam nicht zu Stande — störte der Kaiser gar bald wieder, nachdem er am 29. Jan. Friedrich's Königswahl cassirt hatte; dieser aber erkannte in seiner Erhebung des Wahlrechts der Böhmen an und suchte dadurch den kaiserlichen Widerspruch kraßlos zu machen. Dagegen war gleich zu Eingange 1620 an den Höfen zu Wien und München beschloßen worden, den König und Kurfürsten Friedrich in die Reichsacht zu erklären und die päpstliche Kur dem Herzoge von Baiern zu übergeben. Sein Stanz wurde auch, obsson Kurfürsten die Ausführung versagte, durch Anslagen in Manisfen angezündet, während die Union sich durch den ulmer Vertrag vom 3. Juli (n. St.) 1620 die Hände binden ließ und ihr unglückliches Haupt, sowie dessen Lande, seinen Feinden preisgab. Am brachen die Truppen der Liga gegen Böhmen und die Exerzier in den Niederlanden gegen die Unterpfalz auf.

Inzwischen hatte sich König Friedrich in Böhmen und am 24. Febr. 1620 zu Breslau von den schlesischen Ständen buldigen lassen. Auch ertheilte er den in dieser Stadt wohnenden Reformirten einen Majestätsbrief zu Gunsten ihrer Religion. Der Fürsten- und Ständetrag in Breslau, der zu gleicher Zeit gehalten wurde, dessen Ende aber Friedrich, da er schon den 6. März nach Prag zurückreiste, nicht abwartete, machte zwar zu seiner Unterstützung einige Bewilligungen, es konnten aber mit denselben kaum die großen Kosten seiner Huldigungsreise gedeckt werden. Indessen wurden außer den Truppenbewilligungen noch bedeutende Steuern ausgeschreiben, und dem Fürstbischöfe von Breslau, Erzherzoge Karl, welcher, als

Flüchtling in Warschau lebend, von dort aus seinen kaiserlichen Bruder mit Truppen unterstützte, wurden durch einen Ständebeschluß bis auf Weiteres alle seine weltlichen Rechte abgeprochen, gleichwie auch Fürst Karl von Liechtenstein seines Fürstentums Troppau und der Burggraf von Dohna seiner Standesherrschaft entsezt wurden.

Bei seiner Rückkunft nach Prag fand der König eine schlechte Stimmung theils über die kaiserlichen Reformen, theils über die Belastung mit ansehnlichen Steuern und Kriegsdiensten. Nun legten zwar die am 25. März zum Landtage nach Prag zusammenberufenen Stände durch hinlängliche Bewilligungen eine bessere Gefinnung an den Tag, als seine prager Bürger, die Art aber, wie die Steuern erhoben wurden, empfahl die pfälzer Beamten nicht; doch erkannte man, der Conföderationsacte zufolge, den Kurprinzen Heinrich Friedrich zum Nachfolger auf dem böhmischen Throne, und befestigte auch die zu Pressburg am 15. Januar 1620 geschlossene Conföderation, der zufolge Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Währen, Schlesien, Lausitz, Ober- und Niederösterreich auf ewige Zeiten in einen unzerrennlichen Bund getreten waren, mit dem Gesuche an den König, denselben zu erweitern und in ihn Kurfürsten, Könige und Republiken, besonders die vereinigten Niederlande, herbeizuziehen. Man war sogar Willens, den türkischen Sultan, wozu auch Unterhandlungen getroffen wurden, zum großen Ärgernisse der Lutheraner, obgleich der Hofprediger Sultetus diese Verbindung öffentlich für rechtfertigen sich demüthte, in diesen Bund zu bringen; weil aber Friedrich's Rathgeber in den türkischen Ränken nicht so geübt waren, als die österreichischen Staatsmänner, so zerklüfteten sich die Unterhandlungen und der König verlor auch durch die Gewandtheit der kaiserlichen Diplomaten die Bundesgenossenschaft Weiblen Gabor's. Ferdinand entwickelte überhaupt mehr Kraft und Thätigkeit, als Friedrich und seine Bundesgenossen, und gewann unter den protestantischen Kurfürsten Sachsen ganz für sich, wenn auch Brandenburg nur in sofern, als es seinen Beschwerden gegen den König von Böhmen keine Hindernisse in den Weg zu legen wagte. Weil er die böhmische Sache zur Reichsacht machte, sie als Landfriedensbruch und als Verbrechen gegen die Majestät des teutschen Reichsoberhauptes und gegen die Reichsverfassung deutete, so wurden von ihm auch Alle, welche den Böhmen und ihrem Könige Hilfe, Werbungen und andern Vorstüb leisteten, mit der Reichsacht bedroht. Friedrich suchte zwar in seinem Manifeste dieses Verbrechen zu entkräften, indem er den Streit um seinen Thron als eine das Reich und den Kaiser als Solchen gar nicht berührende Angelegenheit deutete, und die Anschläge Ferdinands, mit Hinweisung auf das Beispiel des Erzherzogs Matthias, als einen Erbanpruch des Erzhauses Österreich erklärte; allein der Kaiser war dennoch fort, den König als einen Thronräuber zu behandeln, wenn auch im Grunde nur hier der Stärkere das Recht für sich behaupten konnte. Am 8. Sept. vereinten sich die Streikräfte der Liga mit den Seinen und gingen auf Prag los. Vor den Mauern dieser Stadt vernichteten

sie Friedrich's Herrschaft in Böhmen durch die Niederlage, welche sie seinem Heere in einem einkündigen Kampfe am 8. Nov. (n. St.) 1620 beibrachten. Mangel an Geld zur Zahlung des Soldes, Verdroßtheit und Meuterei unter den Truppen hatten eine innere Auflösung dieses Heeres, Anarchie und Ungehorsam der Soldaten und Pflichtvergessenheit der Officiere hervorgebracht, so daß nicht allein die Schlacht, sondern auch das ganze Königreich für Friedrich verloren ging.

Dieser König hatte einige Tage zuvor sein Heer, dessen Ungemach er bisher getheilt hatte, verlassen, um in Prag Bedürfnisse der Truppen auszuheben; es fehlte aber an Mitteln dazu, seine ganze Haarschaft hatte er schon zur Zahlung des Soldes verwendet, die Befestigungsarbeiten der Stadt waren, wie besohlen, nicht gemacht worden, diese konnte also nicht vertheidigt werden. Übers dies herrschten Furcht und Kleinmuth unter den Soldaten und Bürgern Prag's, Beide waren gegen einander und ihre Führer denselben Verzagtheit, während es dem Könige selbst nicht an Muth fehlte, und er nach dem Verluste der Schlacht nicht alle Fassung verloren hatte. Unter solchen Umständen konnte Prag zwar keine Belagerung aushalten, es hätte aber Vieles geteet werden können, wenn sich nicht so viele Schwierigkeiten und Hindernisse entgegengestellt hätten. Es wurde der von den Siegern gewährte achtstündige Waffenstillstand nicht benutzt und man vergaß, daß der Graf von Mansfeld mehr als 12,000 Mann in Böhmen noch bei sich und mehrere wichtige Städte dort inne hatte, daß Hilfe aus Ungarn im Anzuge war, und daß sich der Feind in der Winterzeit in Böhmen nicht halten konnte. An dem Erfolge eines Widerstandes verzweifelnd, riefen indessen der Fürst von Anhalt, die vornehmsten Räte und Officiere zur Flucht.

Friedrich floß am 9. Nov. in aller Frühe mit seiner Familie, darunter seine hochschwangere Gemahlin, aus Prag nach Breslau, ohne Währen zu berühren, wo kurz zuvor Vortheile über die Kaiserlichen erlangt worden waren. Auch in Glatz hielt er sich nicht auf, wo doch das feste Schloß und das ganze einer großen Festung gleichende Bergland zu einem zweckmäßigen Stützpunkte geeignet hätte, ein neues Heer zu sammeln; er eilte aber auch hier durch und die Verbindung mit den Anhängern Weiblen Gabor's vermeidend, floß er nach Breslau, wo er den 17. Nov. mit dem Fürsten Christian von Anhalt, dem Herzoge Johann Ernst von Sachsen-Weimar, dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, dem böhmischen Kanzler Wilhelm von Ruppau, dem geheimen Rathe L. Camerarius, dem Hofprediger Sultetus und mehreren andern böhmischen, österreichischen und mährischen Herren und Hauptleuten und vielem Hof- und Kriegsvolke ankam. Sein Empfang war hier ebenso feierlich, als der vor neun Monaten bei seiner Ankunft zur Fluchtigung. Der flüchtige König berief nun die schlesischen Stände zusammen und eröffnete ihnen am 2. Dec. noch Hoffnung auf die Wiedererwerbung Böhmens, wenn ihm die erforderlichen Mittel gerichtet werden würden. Die Stände versprachen große Dyser und standhafte Bebarlichkeit. Friedrich hoffte auch von ihnen 13,000 Mann mit Artil-

lerie und Munition zu erhalten, von den Wäldern mindestens ebenso viel und von Ungarn und Siebenbürgen noch größere Massen; bald aber fand er sich von den Schleifern und Wäldern verlassen und eilte am 3. Jan. (n. St.) 1621 aus Breslau in die Mark, wohin er am 27. Nov. seine Gemahlin vorausgeschickt hatte.

Sein Schwager, Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, voll Eifers für das reformirte Glaubensbekenntniß, wäre ihm schon längst gern hilfreich gewesen, hätte nicht der an Wuth grenzende Haß seiner Stände und seines Volkes gegen den Calvinismus jede Hülfsleistung unmöglich gemacht. Jedoch gab er ihm den Königstitel, nahm an der mühseligen Vermählung seinen Theil und entzog sich aus jeder Mitwirkung an ihnen, wie an des Kaisers Beschlüssen gegen seinen Schwager; da er aber denselben kein Hinderniß in den Weg legte, so behielt die rasche Entwicklung der feindseligen Politik Kurfürstens ihren ungedehnten Lauf, und in der äußersten Noth seines Schwagers verstattete er aus Anglistheit dessen Gemahlin nur ungern, fast wider Willen, im Schlosse zu Küstrin ein dürftiges und unfreundliches Unterkommen, wo sie ihre Wochen abhielt. Als sie sich von ihrer Niederkunft erholt und in Berlin sich kurze Zeit aufgehalten hatte, reiste sie mit ihrem Gemahle von da nach Wolfenbüttel, von wo sie diesem nach Holland vorauseilte. Friedrich schloß in Niedersachsen mit dem jungen Fürsten Christian von Braunschweig eine enge Verbindung, von welcher dieser nachher so vielen eiteln Värm zu machen wußte. Man hoffte den niederländischen Kreis, an der Spitze König Christian IV. von Dänemark, zu Gunsten Friedrich V. in die Waffen zu bringen, und deshalb begab sich der blühliche Pfalzgraf über Hamburg nach Segberg, wo der Dänekönig eine Versammlung von Fürsten und Gesandten hielt. Der Pfalzgraf wurde von diesem mit den bittersten Vorwürfen empfangen und nur für den Fall mit Hilfe vertrieben, wenn er auf Böhmen verzichte. Die Entwicklung dieser Angelegenheit wartete indessen der Pfalzgraf nicht ab, sondern reiste im April 1621 seiner Gemahlin nach Holland nach, wo Beide in dem Städtchen Rhemen ihren ersten Aufenthalt nahmen.

Seit seiner Ankunft hier und im Haag hatte Friedrich, wie zuvor, nicht aufgehört, sich neue Freunde zu erwerben und die alten lauen aufzumuntern, besonders die Union wachsam und eifrig zu machen, damit die spanische Faktion in Deutschland, durch welche dort eine gewaltthätige Reaction befürchtet wurde, unterdrückt werde; aber Viele wollten nicht daran glauben und es fand zuletzt kein Gehör bei ihnen. Bei Kurfürsten machte er sich durch seine Drohungen, Türken und Tataren ins Reich zu rufen, wenn ihm nicht schnellig das Königreich Böhmen zurückgegeben und aller Schade ersetzt werde, lächerlich. Gleichwohl wollte er nachmals, weil er sehr eigensinnig in der Wahl seiner Mittel war, von den Türken Nichts wissen, Wilhelm Gabor's Anerbieten nahm er auch nicht günstig auf, er hoffte vielmehr auf englischen und nordischen Beistand. Der letztere war von seiner Bedeutung und die Vermittlungsbemühungen seines Schwagerwaders waren ungeschickt und lächerlich. Er erhielt zwar Friedensverträge

rungen, allein der Krieg hatte in allen seinen Gebieten einen ununterbrochenen Fortgang. Prag hatte sich am Tage seiner Klucht den Feinden unbedingt übergeben, und als Mansfeld mit seinem Heerhaufen auch noch aus Böhmen verdrängt worden war, wurde ein Blutgericht in diesem Königreiche gehalten und mit den Rebellen seine Umstände gemacht. Die Schlesiener unterwarfen sich durch freundliche Versprechungen der kurfürstlichen Vermittelung dem Gehorsame des Kaisers und die Wäldern boten sich freiwillig zur Unterwerfung an. Mit Ausnahme der Städte Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankfurt hatte der spanische Feldherr Spinola, der im August 1620 mit 25,000 Mann von den Niederlanden aus in Deutschland eingerückt war, die ganze Unterpfalz im September und October desselben Jahres erobert, ohne daß es die Union und die Holländer zu hindern suchten. In der Oberpfalz behauptete sich der Graf von Mansfeld noch in einem verschanzten Lager bei Waidhausen vom Juni bis zu Anfang Septembers 1621, da geriet er durch die Kisten ins Gerdränge und entran den gelagerten Schlingen durch einen eiligen Rückzug in die Unterpfalz. Hier war inzwischen an Spinola's Stelle Ferdinand Gonzalvo von Cordoba getreten. Gegen ihn fanden der Engländer de Beer und der Oberst Dientraut mit ihren Truppen. Mit ihnen vereinte sich Mansfeld und betrieb ging nun mit einer Macht von 20,000 Mann gegen die Spanier bei Frankenthal los, die er in die Klucht trieb. Gleichzeitig rüstete der junge Herzog Christian von Braunschweig: Wolfenbüttel eine Schar zu Friedrich's V. Gunsten in der Wetterau zurückgeschlagen, während die durch den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg: Jägerdorf erzwungenen Unruhen in Schlessen bald wieder gedämpft wurden und der vom Kaiser abgefallene Fürst von Siebenbürgen sich wieder zum Frieden bereiteten ließ. Bald früher waren die Glieder der protestantischen Union darüber, daß der Kaiser am 23. Jan. 1621 die Acht über Friedrich von der Pfalz und seine vornehmsten Anhänger unter schauerlichen Förmlichkeiten der alten Reichsversammlung ausgesprochen hatte, so erschrocken worden, daß sie ihrem Bundeshaupte nach und nach allen Beistand versagten und die Union untergehen ließen, obgleich die Gegner auf den Gedanken gekommen waren, mit Zustimmung des Herzogs von Baiern den Protestantismus in Deutschland auszuwurtten. Der Kleinfürst, in der Unter- oder Rheinpfalz ohne besondern Erfolg fortgesetzt, rief gleichwohl den alten Markgrafen von Baden: Durlach und den jungen Herzog von Braunschweig: Wolfenbüttel zu bedeutenden Rüstungen auf.

Dabei machte sich Friedrich im Winter 1622 auf den Weg und ging über Paris, wo er den König Ludwig XIII. vergebens für sich zu gewinnen suchte, zu Anfang Aprils unerkannt in Begleitung zweier Vertrauten, eines böhmischen Edelmannes und eines Kaufmannsdiener, durch Lothringen nach Deutschland. In Brixen geriet er unter die Kaiserlichen, wurde von ihnen zwar nicht erkannt, mußte aber mit ihnen auf das Gelegene ihrer Sache trinken. Von dort eilte er über Zweibrücken, wo

er sich zuerst einem Grafen von Löwenstein zu erkennen gab, ins Lager Mansfeld's bei Landau, wo er am 12. April angekommen, diesen grade in Unterhandlung mit den Kaiserlichen traf, welche ihn unter glänzenden Versprechungen in spanische Dienste verlocken wollten; aber die Ankunft des Pfalzgrafen erweckte eine allgemeine Freude und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Am 13. April (n. St.) überschritten Beide den Rhein, um den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, mit der Auflösung der Union höchst unzufrieden, schon seit dem Herbst 1621 Kämpfungen unternommen und sich nun so eben mit seinem 15,000 Mann starken neuen Heere für Friedrich's Sache öffentlich erklärt hatte, an sich zu ziehen. Der listigste General Tilly, der dies zu hindern suchte, wurde am 27. April (n. St.) aus dem Felde geschlagen, die Vereinigung mit den Babenern bewirkt, aber aus Unverträglichkeit und Eifersucht bald wieder aufgegeben, wofür der alte Markgraf mit einer Niederlage der Seinen bei Wimpfen am 26. April (a. St.) durch Tilly, der sich mit Godeva vereint hatte, büßen mußte. Mansfeld tagelang machte Fortschritte im Elsaß gegen die Kaiserlichen, überfiel auch den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, der im Verdeckte stand, einem Bunde gegen Friedrich von der Pfalz beizutreten, in seiner Reiterei und nahm ihn gefangen. In dieser siegreichen Stellung sollte die Ankunft Herzog Christian von Braunschweig, der sich wieder erholt hatte, mit 20,000 Mann abgewartet werden, allein die Spanier und Eidgenossen warfen die Mansfeldischen Truppen über den Rhein zurück, kehrten sich abdann gegen den braunschweigischen Herzog und schlugen ihn am 20. Juni (n. St.) bei Höchst aufs Haupt. Mit dem Reste seines Heeres warf sich dieser zwar in Mansfeld's Arme, allein Friedrich, der Mansfeld stets auf seinen Zügen begleitete, entließ in der Bekürzung am 17. Juni seinen Gegner Ludwig von Hessen-Darmstadt unter milden Bedingungen; und zog er auch mit seinen beiden Feldherren nun noch ins Elsaß, um Babern belagern zu lassen, so dankte er dieselben mit ihren Truppen doch am 13. Juli (n. St.), durch die Anrückungen seiner Feinde verläßt, ab, in der Meinung, desto leichter zur Ausöhnung mit dem Kaiser zu gelangen.

Im Grunde hatten die Niederlagen bei Wimpfen und Höchst seiner Partei keine besondere Erschütterung beigebracht, sie hatte noch einen festen Halt, wenn auch der alte Markgraf von Baden-Durlach zwei Tage nach dem Treffen bei Höchst vom Kampfflage in den Privatstand zurückgetreten war. Auch in seinen Stammlanden hatte der Pfalzgraf Friedrich große Anhänglichkeit und war dort nicht leicht zu besiegen; allein der Drang nach Ausöhnung mit dem Kaiser, wegen welcher er die Unterhandlungen durch seinen Schwiegervater fortsetzen ließ, wurde von diesem gemißbraucht, sobald er auf dessen Forderung, die Heinseligkeiten einzustellen und seine Generale mit ihren Truppen abzutanken, eingegangen war. König Jacob I. von Großbritannien, der als Vermittler hier im Spiele war, und des Kaisers Politik in Schuß nahm, war derjenige, der seinen Schwiegersohn seit dem Frühjahr 1621 zur Annahme dieser Bedingung bestärkte;

ein Gleiches that der König von Dänemark in seiner Verblendung; darüber wurde der Versuch, einen großen Bund gegen den Kaiser und Spanien zu schließen, vereitelt. Es kamen bei dem Friedeengeschäfte mancherlei Ausgleichungsvorschläge an den Tag, so sollte Friedrich für seine Person allen Ansprüchen gänzlich entsagen, seinen ältesten Sohn, dem man eine achte Kurwürde versprach, am kaiserlichen Hofe katholisch erziehen, ihn eine Tochter des Kaisers oder Nichte des Herzogs von Baiern heirathen lassen und er selbst dem Kaiser Abbitte thun. Über dergleichen Versuche war der schwache Pfalzgraf in ein solches Gedränge gerathen, daß er in der Entlassung seines zahlreichen Heeres die erste Frucht des Friedens erblickte, seine Erblande aber dadurch dem Feinde preisgab. Denn in Brüssel, wo der Sitz der Unterhandlungen aufgeschlagen worden war, hatte man durch Anstöße an dem Titel Kurfürst die Sache des Pfalzgrafen hingezogen und endlich gedauert, sie müsse als Reichsangelegenheit in Reichshand abgemacht werden. Jetzt erst gingen dem Könige Jacob die Augen auf, allein sein Schwiegersohn hatte sein Heer schon entlassen und war bereits nach Sedan abgereist. Auch dieser hielt sich nun für betrogen und verließ. Tilly und Erzbischof Leopold eroberten unterdessen ungehindert die pfälzische Lande mit allen festen Plätzen darin bis zum November 1622, Frankenthal ausgenommen. Die katholische Religion wurde dort allenthalben eingeführt und die Stütze des Calvinismus, die Universität zu Heidelberg, in Verfall gebracht.

Witterte man suchte man abermals Heerne und Bündnisse zu Gunsten des Pfalzgrafen zu stiften, wie z. B. eine neue protestantische Union durch Herzog Wilhelm von Weimar und das große nordische Bündniß zum Sturze des Hauses Habsburg; allein kein Versuch gelang, und wenn auch Spanien aus Freundschaft zu England nun Theilnahme an Friedrich's Sache bewies und für dieselbe auf dem Fürstentage zu Regensburg mit Kraft sprach, so ließ sich der Kaiser doch nicht abhalten, dem Herzoge von Baiern die pfälzische Kur und die Oberpfalz zum Nachtheile der Kinder und nächsten Verwandten Friedrich's V. zu geben. Hierdurch hatte zugleich die katholische Partei das Übergewicht im Kurfürstentrathe gewonnen. Die Unterpfalz wurde zerstückelt. Während die Unternehmungen Christian's von Braunschweig und Mansfeld's im J. 1623 scheiterten, wurde Friedrich durch die trügerische Politik seiner Feinde und durch die Beschränktheit seines Schwiegervaters am 17. März 1623 auch noch am den letzten haltbaren Platz seiner Erblande, Frankenthal, betrogen. Ebenso wurde König Jacob I. durch seine Unterhandlungen, die er 1623 in Madrid zu Gunsten seines Schwiegersohns und der Kinder desselben fortsetzen ließ, deren Bedingungen aber der Pfalzgraf verschmähte, abermals getäuscht. Nun kam er, durch Buckingham unterstützt und mit Spanien zerfallen, auf den Gedanken, seinem Schwiegersohn mit Waffengewalt den Besitz seiner Länder wieder zu verschaffen; allein die Veränderlichkeit seiner Gefinnungen und Vorurtheile brachte Nichts zur Ausführung.

Überdies erschien ein geheimer Unterhändler des Per-

zogs von Baiern, der Capuciner Alexander, doch unter dem falschen Namen *Franzese della Rotta*, in London, um den alten König einzuschleichen, und die Restitution der ganzen Pfalz unter solchen Bedingungen zu versprechen. Er war sehr zudringlich, trügerisch und falsch. Da der Mönch hier Nichts ausrichten konnte, ging er nach Holland zu Friedrich und brachte denselben die nämlichen Anträge vor. Mit Unwillen wies sie der Pfalzgraf ab, da er für seine Person weder ganz entsagen, noch seine Söhne, wie verlangt wurde, in München zur katholischen Religion erziehen lassen wollte. Indessen ließ er sich, weil er den Mönch nicht gleich los wurde, dennoch in weitläufige Besprechungen mit ihm ein, und so wurde dieser zuletzt dreierlei und verlangte sogar, wenn sich Friedrich aufrichtige und mächtige Freunde erwerben wollte, müsse er selbst zur katholischen Kirche übertreten: dies fiel der leichtere und beste Weg zum Frieden und zu seiner Wiedereinstellung. Natürlich lehnte er aus Abscheu vor dem Religionswechsel den Antrag entschieden ab und zog vor, dürftig von fremder Gnade zu leben. Die Bemühungen seiner ehemaligen Generale, des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Christian von Braunschweig, England und Frankreich zur Unterstützung für seine gewaltsame Wiedereinstellung genügt zu machen, hatten den erwarteten Erfolg nicht. Ebenso blieb das angeblich zwischen England, Dänemark und Holland abgeschlossene Bündniß, dem auch Frankreich, Venedig und Savoyen beitreten sollte, ein leeres Gerücht.

Erst dem Tode Jacob's I., im April 1625, setzte der Pfalzgraf mehr Hoffnung auf seinen Schwager, den König Karl I. von Großbritannien. Dieser schloß in der That auch mit Holland am 7. Sept. einen Bund auf 15 Jahre zur Befestigung der Niederlande und Wiedereinstellung des Pfalzgrafen, und schon im folgenden October gingen 10,000 Mann aus einer vereinten holländischen Flotte unter Segel, die aber, statt in Deutschland zu landen, ihr Heil, wieviel vergebens, in Spanien suchten. Wenn nun auch Frankreich, durch des jungen Königs von England Heirat mit Ludwig's XIII. Schwester erwardet worden, des Pfalzgrafen Sache unterstützte, so schwankte es im Grunde doch nur zwischen Feindseligkeit und Neutralität, während der eifrige Freund Friedrich's, König Gustav Adolf von Schweden, durch den polnischen Krieg und seine gespannten Verhältnisse zu Dänemark gehemmt wurde, für diesen etwas zu thun, und England überhaupt sich zaghaft erwieb. Es blieben demnach die Verhandlungen aufgeschoben. Inzwischen machte sich Dänemark den Engländern wohlwillig, als Schweden, und es kam am 9. Dec. 1625 zwischen jenem Staate, England und Holland ein Vertrag zu Stande, dem auch andere Fürsten beitreten konnten, wovon letzteres 25 bis 30,000 Mann zu Fuß und 7 bis 8000 Mann zu Pferde ins Feld zu stellen, England 300,000 *fl.* Subsidien zu zahlen und eine Flotte in die See zu schicken und die Generalkaalen diese Unternehmungen mit einer Hilfsflotte mit 5000 *fl.* monatlicher Gelder zu unterstützen versprochen. Die Hoffnung aber, welche zu Gunsten der pfälzisch-protestantischen Sache auf diesen Bund gebaut

wurde, erwies sich nach und nach als grundlos. Gustav Adolf, auf welchen man gerechnet hatte, schloß sich nicht an, und Frankreich griff nur zuweilen durch Reichung schwacher Hilfsmittel ein, während die Politik der Dänen und Engländer furchtsam, engherzig und nutzlos blieb. Der Pfalzgraf wurde abermals außer Hoffnung gesetzt und gerieth aus persönlich überdies noch in Verlegenheit aus Mangel an Mitteln seines Unterhaltes wegen Englands Geizhuth. Des Kaisers Macht wuchs durch die Unglücksfälle der dänischen Waffen und wies alle erträgliche Bedingungen zurück, den Pfalzgrafen mit ihm zu versöhnen. Nachdem Bärtemberg und Kärnten zugegeben gesucht hatten, zwischen Beiden eine Versöhnung zu vermitteln, künftigen Andre im J. 1627 auf dem Fürstencongresse zu Brüssel seine oder seiner Familie Vereinfachung in das pfälzer Kurfürstenthum an die Bedingung, daß er seine Kinder katholisch erziehen lassen und die Kriegskosten bezahlen sollte, umgürtet Spanien die Abtretung der Rheinpfalz offen vorlag. Gleichwohl brachen seine Gegner nicht ganz mit ihm, sondern unterhielten zum Scheine eine Geneigtheit zu neuen Verhandlungen und überließen ihm im August 1627 auf dem Congresse zu Kalmar die fälschliche Gnade, wenn er Äbtie laisse, sich Ferdinand's II. Willen unterwerfe, den Herzog von Baiern als Kurfürsten anerkenne, die Pfalz katholisch lasse und die Kriegskosten bezahle. Friedrich wollte sich zwar die erste und mit geringen Ausstellungen auch die zweite Bedingung gefallen lassen, allein die vorletzte war gegen seine kirchliche Überzeugung, sowie es ihm auch unmöglich war, die letzte zu erfüllen. Inzwischen wurde sein Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, während drei Jahre zuvor Kurfürsten bereits dazu geneigt gemacht worden war, genöthigt, Maximilian's von Baiern Erbfolge anzuerkennen; und wenn er dies auch mit Vertheil der Rechte seines Schwagers und dessen Kinder und Verwandte that, so half es im Grunde doch Nichts, da der Kaiser dem Boierherzoge ein Jahr nachher unter Verbürgung einer Waffenhilfe gegen jeden Angriff auf dieses neue Besitzthum die erbliche Belehnung mit der Kur der Ober- und dem auf dem rechten Rheinufer liegenden Theile der Unterpfalz zu ertheilen versprach. Spanien hielt die Pfalz jenseit des Rheinstromes in seinen Händen. Sachsen und Brandenburg erteilten sich dabei ruhig und hatten auch gebuhrt, daß den pfälzer Unterthanen zum Besuche des müßigen Kurfürstenthums im October 1627 das Geleit vom Herzoge von Friesland war erteilt worden, wie denn dieser Kriegsfürst überdies auch die Gegner Friedrich's unterstützte. Mittlerweile war die pfälzer Kurfürstin Witwe, Louise Juliane, um ihre Einkünfte betrogen, auch ihr zweiter Sohn, Ludwig Philipp, war seines Erbtheils beraubt worden und ihr ältester in bedrängter Lage geblieben, gleichwie ihm auch der Weg zur Versöhnung, da der überder Friede seiner nicht gedachte, abgeschnitten blieb, während die Ansprüche seiner Verwandten, namentlich des Hauses Neuburg, vom Kaiser überbietet wurden.

Von Dänemark und besonders von England eben Rettung gelassen, verfluchte Deutschland für ihn ganz

und der bereitwillige, doch unzuverlässige Helfer in der Noth, Deshens Sabor, war gestorben. Viel früher war ein anderer thätiger Freund des verbannten Kurfürsten gestorben, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf. Und wenn sich Friedrich auch unter persönlicher Unterstützung eines englischen Gesandten auf dem Fürstentage zu Regensburg 1630 schriftlich an die Kurfürsten und an den Kaiser dringend wendete, so beharrte dieser doch auf seinen früheren harten Bedingungen, welche der Pfalzgraf nicht eingehen konnte. Dasselbe widerfuhr ihm durch geistliche Vermittler, welche von ihm forderten, daß er und seine Familie zum Katholicismus übertritten sollten. Ebenso vergeblich war die Vermittelung, welche König Karl I. von England im Juni 1631 für seinen Schwager nochmals in Wien versuchte, obgleich der Pfalzgraf den leipzigischen Convent der evangelischen Reichstände nicht beschickte hatte. Nun erwachten in diesem neue Hoffnungen durch den Siegesjubel über das schwedische Hoffglück in Teutschland; auch ward die Pfalz von den Schweden bereits zu Ende 1631 und zu Anfange 1632 bis auf Heidelberg und Frankenthal bald erobert, und es wurde in den wiedergewonnenen Gebieten mit Gustav Adolfs Erlaubniß der Protestanten aus Bitten der Pfälzer wieder eingeführt. Da mochte sich der Pfalzgraf auf die Einladung dieses Königs in den ersten Tagen des Jahres 1632 mit holländischem Reisegelde auf den Weg, um seinen Erben in Frankfurt a. M. zu begrüßen. Gustav Adolf ließ ihn zwar mit großen Ehren empfangen und behandelte ihn als einen König von Böhmen; allein trotz aller Hoffnungen, die dem Verstorbenen gemacht wurden, geschah Nichts zu seinem Besten, obgleich der englische Botschafter Bane dringend für den Schwager seines Gebietes bat. Der König wies diesen mit Vorwürfen und Klagen über den Frieden zurück, welchen Karl I., ohne darin für Friedrich etwas gethan zu haben, mit Spanien im November 1630 geschlossen hatte, und gab ihm dazu noch harte Verweise, als derselbe ihn an seine früheren Versprechungen erinnern wollte. Endlich entschloß er sich, zur Wiederherstellung des pfälzer Auehaufes Alles zu thun, wenn England mit ihm wider Spanien ein Bündniß schloße und ihn mit 12,000 Mann unterstütze, dazu aber hatte Bane keine Vollmacht. Deswegengeachtet setzte der Pfalzgraf ein unerschütterliches Vertrauen in des Schwedenkönigs Großmuth, hoffte durch seine Gegenwart bei demselben mehr als sein Schwager auszurichten, und nahm ihn aus allen Rücksichten gegen die Engländer in Schutz. Er bestrimte ihn nicht, sondern hoffte in seiner Unschuld und aus Mangel an Menschenkenntniß Alles von der Zukunft. Die Hoffnung, ein eigenes Heer anführen zu können, wurde ihm jedoch verweigert, und die persönlich eingeleiteten Unterhandlungen zu seiner Wiedereinführung blieben, weil sie Gustav Adolfs Pläne durchkreuzten, ohne Erfolg. Aus Unmuthigkeit war er genugsam geworden, begte keinen Groll gegen seinen erobersüchtigen und tieferbildenden Beschützer, und begleitete als Freiwilliger denselben auf allen seinen Siegeszügen. Er zog an seiner Seite in der Hauptstadt seines Heindes, Maximilian's von Baiern, ein und empfing

hier bei Tafel von ihm die frohe Erwartung, er werde in Kurzem in seinem Heidelberg zu Rische sitzen, sowie jetzt eben zu München. Friedrich betrauerte den Gang dieser Stadt, seine Gefinnungen blieben dabei rein, und niemals kam es ihm in den Sinn, nach fremdem Eigenthume zu greifen. „Es sind hier viele schöne Sachen,“ schrieb er damals seiner Gemahlin nach Holland, „die man jedoch jetzt nicht leicht fortbringen könnte; wäre es aber auch leicht, so würde ich Nichts nehmen.“ Sein weiches, süßes Gemüth war jedem heftigen Nachgedenke fremd, darum ersieht auch die Sage unbegründet, er habe, nebst Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, vorgeschlagen, das münchener Schloß zu untergraben und in die Luft zu sprengen.

Die Engländer setzten im Sommer 1632 ihre Vermittelungen für ihn bei dem Schwedenkönige mit gewohnter Zudringlichkeit und Taktlosigkeit fort, berichtigten daneben feindselige, zum Theil verleumdende Dinge über diesen nach London und verstarben dadurch ihr Geschäft. Bei seiner Trennung von Gustav Adolf im September desselben Jahres zu Neustadt an der Aisch bat Friedrich selbst denselben um seine Wiedereinführung, ertheilte aber, unter mancherlei bedenklichem Vorbehalte, solche Bewilligungen hierzu vorgelegt, daß er davon zurückgedreht, und daraus glaubte fürchten zu müssen, als wolle man ihm mindestens die Bergstrasse nehmen und sonst alle übrigen Gebiete so beschweren, daß er fast Nichts daraus ziehen und über sie nicht gebieten könne. Kalte hoffnungslos verließ er den König und begab sich nach Frankfurt a. M., von wo aus er, nach reiflicher Überlegung, den 22. Sept. seine Vorstellungen mit überdachten Einmündungen gegen Gustav Adolfs Vorschläge wiederholte, welche dieser nur im Allgemeinen freundlich beantwortete und auf künftige Verhandlungen vertröstete. Da erwachte nun zwar in ihm ein neuer Strahl von Hoffnung, derselbe verschwand aber durch den bald darauf erfolgten Tod seines halsstarrigen Vönners in der Schlacht bei Lützen. Schon unwohl, als er diese Nachricht erhielt, war der Pfalzgraf unruhig umhergerannt, war von Frankfurt nach Aize und von da nach Mainz gegangen, wo er liegen bleiben mußte. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, und er starb, höchst besorgt um das Schicksal seiner Familie, den 19. (29.) Nov. 1632 früh Morgens, 13 Tage nach des schwedischen Heindes Tode, in der schönsten Blüthe seines Alters. Ausser den körperlichen Leiden mochte auch Kummer seinen frühen Tod beschleunigen haben. Sein Leichnam blieb nicht in Mainz, sondern wurde, statt ihn in der Fürtengruft zu Heidelberg niederzulegen, wie der Fürst zwölf Jahre in seinem Leben, von Ort zu Ort geschleppt und herumgeschleppt, während sein Herz in der Kirche zu Dypenhheim beigesetzt wurde. Nach Wiedereroberung Frankenthals setzte man die Leiche des unglücklichen Kurfürsten vorläufig in eine Gruft daselbst; als aber im Sommer 1635 das evangelische Bundeheer sich hinter die Saar zurückziehen mußte, wollte dessen Führer, Herzog Bernhard, die Asche des Gedachten den Verhandlungen seiner Feinde nicht preisgeben, sondern brachte beim Aufbruche den Kurfürstadministrateur Ludwig Philipp und die pfälzischen Beamten in eilster

Niede zu dem Entschlusse, sich mit der Reiche dem Rückzuge der Bundesstruppen anzuschließen. Vorerst brachten sie dieselbe nach Saarbrück, und weil die Kriegsgefahr rouchs, auf einem schlechten Wagen, oft in den Koch umgeworfen, von dort nach Metz, wo sie in dem Gemölde eines Privatkaufes, weil seine katholische Kirche die Gebeine eines Ketzers aufnahm, zum Ärger der Freunde und zum Gespötte der Feinde beigeset, von da endlich aller Wahrheitsliebe nach nach Sedan geschickt und im Drange der Zeit vergessen wurde, sodaß man eigentlich die letzte Ruhefrist des Unglücklichen nicht zu bezeichnen weis.

In dem kleinen Orte Rhemen bei Haag hatte Friedrich V. nach seiner ersten Flucht aus Teutschland seinen bescheidenen Wohnsitz aufgeschlagen und lebte dort von der spärlichen Gnade seiner englischen Verwandten unter dem hochachtbaren Schutze der Holländer, die nicht unterließen, ihn zu belästeln, wenn sie auch die Ersten waren, den armen Flüchtling stets in politische Ränke zu ziehen, vor welchen ihn tagelang sein Schwiegervater zu warnen suchte. Von den Holländern soll nicht und vom englischen Könige nur knapp unterstützt, mußte er in seiner Noth bereits im Herbst 1621 die protestantischen Fürsten Teutschlands durch Landgraf Moriz von Hessen um Mittel des Unterhaltes ansuchen. Im Weste von allen Tugenden eines liebenswürdigen Privatmannes führte er ein einträchtiges Familienleben, und um das drückende Unbehagen zu entgehen, erzog er seine Kinder selbst, nahm aber auch Theil an den Festspielen der Niederländer gegen die Spanier. Zweifelhaft ist dagegen die Nachricht, daß er sich um das Jahr 1627 verlobte in die Pfalz begeben hätte. Jagd und Gartenliebhaberei waren daneben noch seine bescheidenen Genüsse an dem einsamen Hofe zu Rhemen. Sein heiteres Gemüth und die Ueberwindung zur Genügsamkeit ließen keinen verkündenden Groom in seiner Seele aufkommen: weder die trügerischen Ueberhandlungen, noch die geschätzten Entwürfe, noch überhaupt die getäuschten Hoffnungen vermochten sein Inneres auf die Dauer zu verstimmen. Niemals äußerte er Lebensüberdruß, noch auch Mißmuth, wenn er Schmerz in trostloser Lage empfand. Ein stilles Familienglück und die unerschütterliche Treue seiner Gemahlin gewöhnten ihm hineinenden Erlass von den verlorren äußeren Glanz. Die ersten holländischen Großen fanden sich gern in diesem Familienkreise, der von teutschen Epikuren höflich bekrielt wurde, ein, und eifrige Protestanten aus England und Schottland, die denselben aufsuchten, fanden sich am harmlosen Wohnsitze ihrer Königs-Tochter durch den lauter fürstliche Entbehrung und Genügsamkeit gestiftet.

Dem großen Schicksal seines Lebens, daß er nach der Krone eines in Aufruhr gerathenen Königreiches griff, die er zu behaupten nicht die Kraft hatte, daß der unglückliche Fürst schwer abgeklagt, und bis jetzt haben viele Geschichtsschreiber nicht unterlassen, sein Andenken mit Vorwürfen und Anklagen zu belassen. Es war sein schweres Verhängnis, daß dieser geschweidige und harmlose Fürst mit aller seiner kindlichen Offenheit und jugendlichen Unerschrockenheit in jene ernste, eiserne Zeit fiel; daß er mehr durch

Andere, als aus eigener Willenskraft angetrieben, sich erdreissete, als Parteihaupt in einer leidenschaftlichen und blutigen Zeit aufzutreten, das man ihm niemals verzeihen wollte. Es ist das Loos aller charakterischschwachen Fürsten, daß ihre Persönlichkeit, wenn sie mit derselben nicht gebieten können, von ihren Gegnern nie unangefastet bleibt. Die Ehrlichkeit und die liebreiche, offene, geschweidige Natur solcher Männer treten vor der Eitelkeit und der Überlegenheit des Talentes in den Schatten. Indessen ist der Leichtsinn des Pfälzgrafen, obwohl er von Andern gemißbraucht wurde, in seiner Weise zu entschuldigen, wenn man ihn auch keinen Thronräuber, wie es wirklich geschahen ist, nennen kann. Sein Sturz fand im Allgemeinen wenig Mitleiden, weil man denselben, selbst von Erim seiner eigenen Blutverwandten, als eine wohlverdiente Strafe betrachtete. Bei aller Schwäche dieses Fürsten tritt doch unverkennbar eine innere Größe aus ihm hervor, die ist das unerschütterliche Festhalten an seinem religiösen Glauben: eine Tugend, die ihm mit seiner wissenschaftlichen Bildung noch Reue verschafft hat. Dabin gebört auch seine unbefleckte Ehe, die zärtliche Liebe, mit welcher er an seiner Gattin seit ihrer beider Verbindung unwandelbar hing. Dieses zarte Bedürfnis gerichte ihm in den betrübtesten Umständen zum alleinigen Troste.

Elisabeth Stuart hatte ihm in 18-jähriger Ehe 13 Kinder geboren, als: 1) Heinrich Friedrich, welcher den 1. Jan. 1614 geboren und trefflich erzogen große Erwartungen von sich gab, am 17. Jan. 1619 vor den Augen seines Vaters bei Darmen erkrankt. 2) Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, s. den Art. 3) Elisabeth, geboren den 26. Dec. 1618, berüchtigt geworden durch ihre ausgezeichnete Bildung und Gelehrsamkeit, mit welcher sie bei öffentlichen Disputationen auch tüchtigen Gelehrten die Spitze bot und sich die Achtung und Freundschaft Descartes' erwarb, und, nachdem sich ihre Heirath mit einem polnischen Fürsten zerfallen hatte, ganz den Wissenschaften lebend, wurde sie seit 1667 Wittbin von Herborn und starb am 11. Febr. 1680 als Beschützerin der Kunst und Wissenschaften. 4) Ruprecht, den 17. Dec. 1619 geboren, durchlebte von seinem 16. Jahre an lauter kirchlichbewegte Tage, verheiratete als Regimentsrath die Tochter seines Oheims, Königs Karl I. von England, gegen die Opposition, und als ihm dies mißlang, führte er auf der See ein wildes Räuberleben, ging dann nach Frankreich und in die Pfalz, suchte bei dem Kaiser Dienste und fand sie im Kriege gegen den König von Schweden. Hierauf nach England zurückgekehrt, machte ihn König Karl II. zum Vizeadmiral, und er zeichnete sich in den Seerügen gegen die Holländer aus. Er starb unvermählt am 28. Mai 1682, mehrere uneheliche Kinder hinterlassend, von welchen ein Sohn, den ihm eine irische Gräfin geboren hatte, Soldat war und vier Jahre nach seinem Vater starb. 5) Moriz, den 26. Dec. 1620 zu Köln geboren, theilte Anfangs mit seinem Bruder Ruprecht alle Stürme des Lebens zu Lande und auf dem Wasser, in England, Irland, Portugal und Teutschland, und nach wechselndem Umbetreiben ging er in schwedische Kriegsdienste und endlich wieder in englische Seefleete, in welchen er

um das Jahr 1654 verschollen ist; man weiß nicht, ob er durch einen Schiffbruch in den amerikanischen Gewässern, oder als Sklave in Algerien sein Ende fand. 6) Louise Gallandine, geboren den 18. April 1622, entwickelte schöne Talente für die Malerei und neuere Sprachen, wurde nach dem Tode ihres Vaters Lebensgefährtin ihrer Mutter, bis sie 1668 verführt nach Belgien ging, katolisch wurde, am französischen Hofe liebreiche Aufnahme fand und als Adressin zu Aufzügen ein lustiges, triviales Leben führte, doch hochgeehrt im Februar 1709 ihre Tage in Ansbach beschloß. 7) Ludwig, geboren am 21. Aug. († 6. Oct.) 1623 und gestorben den 24. Dec. 1625. 8) Edward, den 15. Oct. 1624 geboren, ging in reiferen Jahren an den französischen Hof, heirathete dort 1645 heimlich Anna Gonzaga, die Tochter Herzogs Karl von Roovers, mit welcher er drei ihn überlebende Töchter (die jüngste von ihnen heirathete den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg oder Hannover, s. diesen Art.) zeugte, und starb katolisch in Frankreich den 13. März 1663. 9) Henriette Marie, den 7. Juli 1626 geboren, heirathete 1651 den Fürsten Siegmund Ragozky von Eisenbürgen und starb in halbjähriger Ehe noch im gedachten Jahre den 19. Sept. 10) Philipp, s. den Art. 11) Charlotte, den 19. Dec. 1628 geboren und gestorben den 24. Jan. 1631. 12) Sophie, den 13. Oct. 1630 geboren, vermählte sich 1638 mit Herzog Ernst August, nachmaligem Kurfürsten von Hannover, wurde durch diesen Stammutter des jetzigen Königsgeschlechtes von Großbritannien und starb in blühendem Mittheilungsstande am 8. Juli 1714, nachdem sie 1701 zur Erbin von Großbritannien war erklärt worden. 13) Gustav Adolf, geboren den 14. Jan. 1632, starb, neun Jahre alt, am 9. Jan. 1641.

Die Mutter dieser Kinder, Elisabeth Stuart, verlebte nach dem Tode ihres Gemahles trübselige Tage in Holland. Sie hatte früher schon an den großen Bewegungen des Krieges den lebhaftesten Antheil genommen, und mit männlicher Kühnheit sorgte sie nun für die Zukunft ihrer Kinder. Sie wirkte durch den Landgrafen Wilhelm von Oranien-Cassel, einen thätigen Freund ihres Hauses, wie durch ihren Bruder, den König von England, und ward sogar im Sommer 1633 ein kleines Herr zur Besetzung der Pfalz; allein die Niederlage der Protestanten bei Nördlingen zerstörte alle ihre Pläne. Von Neuem wieder Hilfe suchend bei ihren Verwandten, so auch bei Kurbrandenburg, trat ihr der prager Friede entgegen, der die pfälzischen Fürsten von ihrem Erbe ausschloß. Elisabeth allein ward aus Gnaden ein Unterhalt verheißen, wenn sie sich vor dem Kaiser erniedrigen wolle. Sie aber, dies ablehnend, verzagte nicht, sondern blieb fortwährend bemüht, für ihre Kinder auf andern Wegen zu sorgen. Endlich übernahm ihr ältester Sohn, Karl Ludwig, die Angelegenheiten seines Hauses selbst zu versehen, während sie, von Nahrungssorgen bekränkt, die Holländer um ein Anleihen an Geld bitten mußte, um nur Lebensunterhalt zu haben. Und als ihr Sohn 1649 als achter Kurfürst nach Heidelberg zurückkehren konnte, wünschte auch die Mutter ihn in die Pfalz zu begleiten; allein Karl Ludwig hielt sie anfänglich aus Gehorsam davon zurück,

zuletzt bestimmten ihn seine Eheverhältnisse, die Mutter davon abzuplatzen. Sie blieb also in Holland, von den dortigen Kaufleuten wenig unterstützt, und auch von ihrem Sohne, dem Kurfürsten, karg versorgt. Von Gläubigern hart bedrängt, soll sie diesem endlich noch 6000 Thaler Jahrgelder abgepreßt haben; und als die Sturats 1680 den englischen Thron wieder bestiegen hatten, begab sie sich sehnlichst, gegen den Willen ihrer dortigen Verwandten, in ihr Geburtsland zurück, wo sie den 17. Mai 1661 landete. Ihre königlichen Neffen behandelten sie mit Kälte, ihrer alten Freunde waren nur noch wenige dort, und so starb sie, auch hier keine feste Stunde genießend, fast verschollen, am 13. Febr. a. St. 1662, nachdem sie den König Karl II., welcher ihr ein Jahrgeld zahlte, gebeten hatte, dasselbe auch nach ihrem Tode noch fünf Jahre fortzuzahlen, damit ihre Gläubiger in Holland vollends befriedigt würden. (B. Röse.)

3) Kurfürsten von Sachsen.

FRIEDRICH I., der Streitbare, erster Kurfürst von Sachsen, geb. am 29. Mai 1369, war der älteste Sohn des Landgrafen von Thüringen, Friedrichs des Strengen. Bei seines Vaters Tode (1381) hatte er eben sein zwölftes Lebensjahr erreicht. Wie seine jüngeren Brüder, Wilhelm II. und Georg, stand er eine Zeit lang unter der Vormundschaft seiner Mutter Katharina von Böhmen. Kurz vor Friedrichs des Strengen Tode hatten seine beiden älteren Söhne ihm eidlisch geloben müssen, sich unbedingt dem mütterlichen Rathe und Willen zu unterwerfen¹⁾. Unverweilliche Zeugnisse sprechen dafür, daß Katharina die von ihr übernommenen Pflichten bis zu ihrem Tode (den 15. Juli 1397) redlich erfüllt habe. In mehreren Urkunden wird der Prinz Georg schon im J. 1381 als Mitregent genannt. Er war indeß erst 1380 geboren und lag damals noch in der Wiege. Daß die drei Brüder sich nicht völlig unbedingt in den mütterlichen Willen gefügt haben mögen, sondern mitunter eigenmächtig handelten²⁾, dafür liegt der augenscheinliche Beweis in der Erbtheilung der meißnisch-thüringischen Lande. Sie fand zwischen den drei Brüdern und ihren väterlichen Oheimen Balthasar und Wilhelm I. zu Chemnitz statt und zwar schon im J. 1382 am 13. Nov. Friedrich erhielt mit seinen Brüdern, Wilhelm II. und Georg, das Osterland nebst einigen andern Ortshäusern, namentlich Burgau, Lobeburg, Irma, Dornburg, Nebra, Delamünde, Arnshaug, Neustadt, Triptis, Luma, Ziegenrück, Barga, Winberg, Gamburg, Bürgel, Eisenberg, Raumburg, Weissenfels, Groitzsch, Pegau, Altenburg, Ehrenburg, Kühren, Kahla, Brandenstein, Mühlburg, Leipzig und das Kloster Cassel. Als gemeinsamer Antheil blieb den drei Brüdern die Stadt Freiberg mit ihrem Bergwerken, der Münze, dem Zehnten und allen Renten und Zugungen³⁾. Über die ihnen zugesagten Lande

1) f. Chronik. serrae Misena. ad ann. 1387, pag. 333.

2) f. Horn's Leben Friedrichs des Streitbaren. S. 17, 651 fg.

3) f. a. a. D. S. 23 fg. 26. 4) f. Horn a. a. D. Urk. Nr.

18. S. 638 fg.

wurden die drei Prinzen im Oct. 1383 durch den römischen König Wenceslaus feierlich bekehrt⁵⁾. Einen Zuwachs erhielt ihr gemeinsames Besitzthum durch das Schloß und die Stadt Saalfeld, welche sie 1389 von den Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg käuflich an sich brachten. Durch Kauf gelangten sie auch 1393 zum Besitze des Schloßes Altenberg bei Jena⁶⁾. Im J. 1396 ließen sie das Schloß Leuchtenburg wieder ein, das an den Grafen Johann von Schwarzburg verpfändet gewesen war⁷⁾, und im J. 1400 kauften sie von dem Hochstift Raumburg die Schloßer Schmöden, Ronneburg und Werda, die das genannte Hochstift bisher zu Lehen gehabt hatte⁸⁾.

Friedrich der Streitbare trat in ein Zeitalter, welchem nur seltene Kraft und Beharrlichkeit die Spitze zu bieten vermochten; denn das Reich machte sich nur auf der Seite des Stärkern geltend, und rohe Kräfte waren geküßigt sich an einander zu reiben, und was zwischen ihnen lag, zu zermalmen. Unter den Kaufleuten der Basallen, die sich gegen ihre Lehnsherren empörten, brannten Städte und Saaten nieder, und der ruhige Bürger sah sein Eigenthum der allgemeinen Verheerung preisgegeben. Gegen eine solche Ungebühr aufzutreten, wodurch sich Friedrich durch seinen Charakter aufgefodert fühlte, war ein kühnes und gewagtes Unternehmen. Er mußte allen kämpfenden Parteien zugleich Feind sein, wenn er den Geist der Zwietracht durch Gewalt unterdrücken wollte. Eine Gelegenheit, sich als tapfern und entschlossenen Krieger zu bewähren, zeigte sich ihm bald bei einer streitigen Wahl im Stifte Merseburg. Das dortige Domcapitel hatte die durch den Tod des Bischofs Burkhard erledigte Würde dem bisherigen Dompropst, dem Grafen Heinrich von Stolberg, im J. 1384 übertragen. Damit war aber der Papst Urban VI. nicht zufrieden. Um sich dem römischen König Wenceslaus zu empfehlen, drang er dem Stifte einen böhmischen Edelmann, Andreas von Duba, zum Bischof auf. An jenem Streite, der in eine offene Feinde auszuarten drohte, thätig Theil zu nehmen, hielt sich Friedrich als Landes- und Schutzherr für berechtigt und verpflichtet. Ungewiss ist jedoch, zu welcher Partei er sich gehalten⁹⁾. Seiner Kriegslust eröffnete sich wenige Jahre nachher ein neues Feld. In dem Kriege der gegen die Gewalt der Fürsten sich auflehrenden Schwäbischen, rheinischen und fränkischen Städte war der Burggraf Friedrich von Nürnberg so hart bedrängt worden, daß er mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg ein Bündnis schließen mußte. Auch den Landgrafen Balduin von Thüringen und dessen Bruder, den Markgrafen Wilhelm I., suchte er um Schutz an. Da geschah es, daß beide ihren Vetter, Friedrich den Streitbaren, im J. 1388 abfandten, um mit 200 Lanzenträgern zu des

Burggrafen Heere zu stoßen. Diesem gelang es, mit Friedrich's des Streitbaren Hilfe nicht nur die Städte Windenheim und Rothenburg mit Sturm zu nehmen, sondern auch die Nürnberger, die sich wider ihn auflegten, zu demüthigen¹⁰⁾. Im J. 1401 nahm Friedrich der Streitbare thätigen Antheil an einem Zuge gegen die Burggrafen von Dobna, die durch ihre räuberischen Einfälle das Gebiet des Markgrafen Wilhelm I. von Meissen schon längere Zeit denüthigt hatten. Die Burg Dobna, durch Friedrich den Streitbaren belagert, ward gestiftet, und die burggräfliche Feste Königsitz zur Übergabe gezwungen, worauf sich die Burggrafen von Dobna nach Eßthien und von da nach Preußen flüchteten¹¹⁾.

Durch den Tod seines jüngsten Bruders Georg, der am 9. Dec. 1401 im 21. Jahre unverheiratet gestorben, war dessen Landesantheil Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm I. zugefallen. Da geschah es, daß beide am 11. März 1401 mit ihren väterlichen Theilnamen Balduin und Wilhelm I. ihre gesammten Besitztungen wieder vereinigten. In einem besondern Erbvertrage bestimmten sie, was bei einem unbesetzten Todesfälle der Überlebenden voraus haben, oder zu gleichen Theilen bekommen sollten. Der Landgraf Balduin starb am 19. Mai 1406, und im nächsten Jahre, am 10. Febr. 1407, auch sein Bruder Wilhelm I. oder der Einigste. Letzterer hatte keine Nachkommen hinterlassen, Balduin aber einen einzigen Sohn, Friedrich den Friedfertigen. Mit ihm geriethen Friedrich der Streitbare und Wilhelm I. wegen des Nachlasses ihres Oheims in einen heftigen Zwist, der jedoch von keiner Dauer war, und bereits am 13. März 1407 durch einen Präliminarvertrag befristet ward. Nach den darin enthaltenen Bestimmungen zerfiel die ganze Erbschaft in zwei Theile, von welchen Friedrich der Streitbare und Wilhelm I. zusammen den einen Theil der hinterlassenen Besitztungen, Friedrich der Friedfertige aber den andern Theil erhielt. Was Friedrich der Streitbare nebst seinem Bruder Wilhelm I. bekam, bestand hauptsächlich in den Städten und Schloßern Zeigau, Ditzsch, Zörbig, Straßenhainichen, Düben, Mühlberg, Grimma, Goldzig, Borna, Seiden, Rositz, Wittweba, Chemnitz, Schellenberg, Saachsenberg, Brandis, Schmieda, Liefersitz, Eßbenitz und Streßla. Bald aber erhob sich ein neuer Streit durch die Ansprüche, welche Wilhelm's I. Schwesterstöhne, die Burggrafen Johann und Friedrich von Nürnberg, an ihres Oheims Erbschaft geltend zu machen suchten, doch sich endlich im Oct. 1415 durch eine Summe von 34,000 rheinischen Gulden der friedlichen ließen¹²⁾. Schon einige Jahre früher (1411) hatte sich Friedrich mit seinem Bruder Wilhelm II. zu Leipzig am 31. Aug. unter gewissen Bedingungen über eine sogenannte Ererbung zu einige Jahre verglichen. Ungeachtet dieser Uebereinkunft, nach welcher Friedrich der Streitbare hauptsächlich das Markgrathum Meissen mit

5) f. Horn a. a. D. Ur. Nr. 25. S. 661 fg. 6) Es wird von einigen Schriftstellern mit dem Schloße oder dem Burggraththum Altenburg verwechselt; f. Heinrich's Donbuch der sächsischen Geschichte. I. Bd. S. 347. 7) f. Horn a. a. D. S. 128. Adrian Heyer in dem Geograph. Jenens. p. 312. 8) f. Jo. Tylich, Chron. Mian. in Schommt. Vindem. literar. Collect. II. p. 89. 9) f. Horn a. a. D. S. 439 fg.

10) f. Hist. de Landgrav. Thür. C. 130. p. 1355. Chronic. Thuring. in Schoettgeni Diplomat. T. I. p. 104. 11) Tylich, Chronic. Mian. in Schommt. Vindem. literar. Collect. II. p. 88. 12) f. Horn a. a. D. S. 817, 930 fg. Weinb's Beiträge zur fränkischen Geschichte. I. Bd. S. 1 fg.

der Stadt Leipzig erhalten hatte"), dauerte der Zwist mit seinem Bruder, wenn auch mitunter durch Verträge geschlichtet, noch eine geraume Zeit fort.

So unruhvoll und bewegt auch sein Leben war, fand Friedrich mitten unter den Kriegsstürmen doch noch Ruhe, Künste und Wissenschaften zu fördern. Schon im J. 1408 scheint ihn mit seinem Bruder Wilhelm II. der Gedanke beschäftigt zu haben, in Leipzig eine Universität zu stiften. Die nachgesuchte Befestigung, dafür aus Pisa, erhielten sie von dem Papst Alexander V. am 9. Sept. 1409. Manche Umstände waren dem neuen Lehrinstitut günstig, besonders die damaligen Gährungs- und Unruhen auf der Hochschule zu Prag. Nach dem Muster der pariser Universität waren dort die Lehrenden und Lernenden in vier sogenannte Nationen getheilt: die böhmische, sächsische, polnische und französische. Jede dieser Nationen hatte bisher bei akademischen Wahlen und Beratungen ein gleiches Stimmrecht gehabt. Da aber die Böhmen von den drei auswärtigen Nationen oft überstimmt worden waren, so hatte Juch die Abänderung gestossen, daß künftig den Einheimischen drei Stimmen, den fremden Nationen aber nur eine vergönnt sein sollte").

Durch diese Maßregel suchten sich die Letztern so gekränkt, daß gegen 5000 Studenten, den Rector Johann Hoffmann an ihrer Spitze, Prag verließen"). Die meisten wandten sich nach Leipzig, und beschleunigten dadurch die Ausföhrung des von Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm gefaßten Vorhabens, dort eine Hochschule zu gründen. Am 2. Dec. ward die leipziger Universität in Gegenwart der beiden genannten Fürsten feierlich eingeweiht. Nach dem Muster der prager Hochschule war das neue Institut auf vier Nationen, auf die meißnische, sächsische, bairische und polnische, gegründet, und für Vorlesungen und Disputationen zwei Collegien, das sogenannte große und kleine Fürstencollegium, angewiesen worden"). Zum Rector der Universität wählte Friedrich den Professor der Theologie Johann Otto von Rünneberg. Unter den Professoren, die er für die neue Hochschule berief, hatten die meisten in Prag studirt, und dort den Magister- oder Doctorgrad erhalten"). Zur Verbesserung der Gehalte einzelner Professoren trug der Papst Johann XXIII. bei. Ihm verbanke die leipziger Universität 1413 sechs Kanonikate, zwei zu Meissen, zwei zu Naumburg und zwei zu Zeitz.

Das nächste Jahr (1414) führte Friedrich den Streitbaren nach Kohnitz. Er wohnte dem dortigen Concilium bei, zu welchem 1413 der römische König Sigismund die gesammte Christenheit durch ein allgemeines Schreiben eingeladen hatte"). Ein ansehnliches Gefolge begleitete Friedrich den Streitbaren, der seine Gefandten, unter andern den Bischof Nicolaus von Merseburg, voraus nach Kohnitz

nig geschickt hatte, auf der Reise dahin"). Drei Jahre später, am 13. April 1417, begab er sich abermals nach Kohnitz. Bei seinem dortigen Einzuge soll er alle andere Fürsten an Pracht übertroffen haben"). Er wollte sich von König Sigismund belehnen lassen. Aus diesem Grunde zeigte er sich zu Kohnitz in so ungewöhnlichem Glanze. Da aber Friedrich außer den meißnischen Länden auch über einige von ihm eroberte Städte in Böhmen befehlt sein wollte, Sigismund ihm aber das Letztere abschlug, so nahm er auch die Belehnung mit Meissen nicht an. Er soll Kohnitz mit der unwilligen Ausrufung verlassen haben: „was der König jetzt zu leisten sich weigert, solle er wol bald im freien Felde thun"). Wirklich erhielt Friedrich drei Jahre nachher, am 19. Juli 1420, ohne Schwierigkeit die verlangte Belehnung in dem Lager vor Prag, wo er mit andern teutschen Fürsten den König Sigismund in dem Hussitenkriege bei der Belagerung der genannten Stadt unterstützte").

Unter den teutschen Reichsfürsten, denen Sigismund damals den wesentlichsten Beistand leistete, nahm Friedrich mit seinem Bruder Wilhelm den ersten Platz ein, wenn auch die Richtigkeit der Angabe zu bezweifeln ist, daß sie dem römischen Könige bei der Belagerung von Prag 30,000 Pferde zugeführt haben sollen"). Jedensfalls aber mußte Friedrich auf einen Einfall der Hussiten in Meissen gefaßt sein. Um gegen die Gefahr, die ihm drohte, sich gehörig zu rüsten, schloß er, nebst seinem Bruder Wilhelm und seinem Vetter Friedrich dem Friederichserben, am 21. Mai 1421 zu Würzburg ein Bündniß mit den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz. Dadurch wollte er nicht bloß den befürchteten Einfällen der Hussiten begegnen, sondern auch der Verbreitung ihrer Lehre in den meißnischen Länden Einhalt thun"). Zum Entsätze der von ihnen belagerten Stadt Weitz, in welcher eine meißnische Besatzung lag, zog Friedrich der Streitbare 1421 abermals nach Böhmen, wo er am 5. Aug. des genannten Jahres bei Weitz die Hussiten mit einem Verluste von 2000 Mann in die Flucht schlug, und den größten Theil ihres Geschüßes erbeutete. Außer Weitz eroberte Friedrich noch die festen Plätze Cadiz und Commetau"). Für den

19) f. Engelhusii Chronica. apud Leibnit. Tom. II. p. 1139.

20) Johann Ztylich bemerkt wieder in dem Chron. Wisa, in Schenck, Vindeco. literar. Coll. II. p. 90: Adfuit et illustrissimus Princeps noster, Marchio Fridericus, cum tam solenni apparatu, quod aliis similis in divitiis, potentia, honoribus nuparato, quod aliquis principum intervenit: eja introitus Constantiam fuit feria tertia Pascae anno MCCCCXVII hoc ordine: primo antecesserant senatores cum falconibus et accipitris: post haec clemencia principis in caballo tornatoio tecto panno opaco, deinde juvenes scutiferi, et in medio comitatus principes aulici, quem sequebantur XVIII comites, vasalli sui, barones et nobiles ad numerum quadringenti, armis pulcherrimis, magnis baltheis argenteis, cum campanellis, et ibant ordinate bini et terni, nullo extraneo intermedio. Bergl. H. v. d. Harde, Act. Const. Constant. T. IV. p. X. p. 1291. (Ulrich Reichental) Ges. niger Concilium x. (Kronstätt 1573.) S. 29. 21) f. H. v. d. Harde I. c. p. 1291 et 1308. 22) f. Horn a. a. D. S. ult. T. 246. S. 638. 23) f. Eberh. Wiedekind, Historia Sigismundi Imper. apud Mercur. T. I. p. 130. 24) f. Horn a. a. D. ult. T. 251. S. 846 f. 25) f. Theobaldi Bellum Hussiticum. (Parsce. 1621.) C. 49. p. 103.

12) f. Horn a. a. D. ult. T. 157. S. 771 f. 14) f. Freigel's Lebensgeschichte des Königs Benedictus. 2. Th. ult. B. T. 217. S. 225. 15) f. Aen. Sylvii Hist. Bohem. c. 35 in Prehens. Script. rer. Bohem. p. 141. Freigel a. a. D. S. 550 f. 16) f. die Gründungsurkunde der leipziger Universität bei Horn a. a. D. ult. T. 139. S. 751 f. 17) f. Freigel a. a. D. S. 551 f. 18) f. Horn a. a. D. S. 315 f.

Weißland, den er dem Könige Sigismund geleistet, verlangte Friedrich nebst seinem Bruder Wilhelm und seinem Neffen Friedrich dem Frießfertigen, auf dem nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage, der aber im August 1422 zu Nürnberg gehalten ward, die Summe von 90,000 rheinischen Gulden, wofür Sigismund ihm mehrere Schlösser, Klöster, Städte und Höfe verpfändete. Dazu gehörten namentlich Stolberg, Schmöck, Mula, Battenborn, Spatenberg, Mühlberg, Oßed und Landschlag. Dagegen verbanden sich die Markgrafen zu fortwährendem Beistande in dem böhmischen Kriege³¹⁾.

Für die wichtigsten Dienste, die er dem Könige Sigismund geleistet, ward Friedrich der Streitbare bald nachher reichlicher belohnt, als er erwarten konnte. Durch das unerbittliche Absterben des Kurfürsten von Sachsen Albert's III. aus dem askanischen (anhaltischen) Hause war im November 1422 das Herzogthum Sachsen, sammt der damit verbundenen Kurwürde, erledigt worden. Obwohl nun Friedrich der Streitbare mit jenem Hause durchaus nicht verwandt war, und auch sonst keinen Rechtsanspruch geltend machen konnte, ward er durch König Sigismund's Begünstigung, der ihm schon früher (1420) die Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen und die Kurwürde erteilt haben soll³²⁾, allen andern Prätendenten vorgezogen, unter denen besonders der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog Erich V. von Sachsen-Lauenburg ihre Ansprüche geltend machten. Mit jenem, der den ganzen Kurfürst besetzt hatte, knüpfte Friedrich Unterhandlungen an. Sie führten zu einem in Wittenberg am 23. Febr. 1423 geschlossenen Vertrage, nach welchem der Kurfürst nebst seinem Sohne Johann an Friedrich den Streitbaren das Herzogthum Sachsen abtrat, und den darauf früher begyndenden Ansprüchen entsagte³³⁾. Dagegen verpflichtete sich Friedrich, den Kurfürsten für seine vermeintlichen Rechte durch die Summe von 10,000 Schock böhmischer Groschen zu entschädigen, die er auch in verschiedenen Terminen entrichtet haben soll. Friedrich's Klugheit rieth ihm jedoch bei dem gleichwohl noch immer zweifelhaften Ausgange der Sache, sich wenigstens, falls ihm die Kurwürde selbst entgehen sollte, ein wichtiges kurfürstliches Vorrecht zu erwerben. Er vermochte den König Sigismund, ihm und seinen Nachfolgern das Privilegium de non evocando für seine gesammten Rande zu erteilen³⁴⁾. Nach diesem Privilegium durfte kein sächsischer Unterthan vor einen auswärtigen weltlichen oder geistlichen Gerichtshof gefodert werden. Noch an demselben Tage, wo Friedrich dies Vorrecht erhielt, ward ihm auch für sich und seine Erben die Freiheit eingeräumt, mit rothem Wachs zu siegeln³⁵⁾. Höflich aufgenommen in das Kurfürstenthum ward er auf einem Fürstentage zu Witten am 18. Jan. 1424. Im

nächsten Jahre, am 1. Aug. 1425, begab er sich nach Oßen, wo ihm Sigismund die feierliche Weiheung erteilte, und ihm zugleich in allen zur Kur und dem Herzogthume Sachsen gehörigen Freiheiten und Gerechtigkeiten bestätigte. Die Veranstaltung zu einer erneuerten Bestätigung gab ein untergeschobener Lehenbrief, durch welchen der Herzog Erich V. von Sachsen-Lauenburg seine Ansprüche geltend zu machen suchte. Aus einer noch erhaltenen Urkunde lernt man die Umstände kennen, auf welche König Sigismund vorzugsweise Rücksicht genommen zu haben scheint, als er Friedrich dem Streitbaren die sächsische Kurwürde übertrug³⁶⁾.

Durch den Tod seines Bruders Wilhelm's II., der am 30. März 1425 unvermählt gestorben, waren dessen Rande Friedrich dem Streitbaren zugefallen. Dieser trat im Juli des genannten Jahres dem Bündnisse bei, welches der König Sigismund mit dem Herzoge Albert von Böhmen geschlossen hatte, um den Verheerungen der Hussiten Einhalt zu thun, die, nachdem sie in Schlesien, Mähren und Oberösterreich eingedrungen waren, auch die benachbarten deutschen Provinzen, Baiern, Meissen und die Lausitz, nicht verschonten. Friedrich war jedoch nicht glücklich in seinem Feldzuge. Bei der Festung Brix, zu deren Belagerung er herangerufen war, erlitt sein Heer eine furchtbare Niederlage. Gegen 4000 Mann, unter denen sich acht Grafen befanden, sollen dort getödtet sein³⁷⁾. Ritter belagerte sich Friedrich in Nürnberg vor den dort versammelten Fürsten, die er jedoch fruchtlos um Hilfe bat³⁸⁾. Er belagerte sich noch auf dem Reichstage, den der König Sigismund im Mai 1426 nach Nürnberg aufgeschrieben hatte, als sich die Nachricht verbreitete, daß die Hussiten den Meißner Leypa, Aepfz, Bilin und andere böhmische Ortschaften wieder entrissen hätten, und bis nach Ausig, wo eine meißnische Besatzung lag, vorgedrungen wären. Der Befehlshaber jener Festung sandte nach Meissen und verlangte schleunigen Entsatz. Friedrich befand sich noch auf dem Reichstage zu Nürnberg. In seiner Abwesenheit brachte seine Gemahlin Katharina durch ein Aufgebot gegen 20,000 Mann zusammen. Dies Heer drang von Freiberg aus in Böhmen ein, ward aber am 15. Juni 1426 bei Ausig, wo sich die Hussiten hinter einer Wägenburg verschanzt hatten, nach einem hartnäckigen Kampfe, der von Tagesanbruch bis in die Nacht dauerte, in die Flucht geschlagen und zerstreut. Man beschloß, die

31) f. Horn a. a. D. Urk. Nr. 324. S. 920 fg. Der heilige: „und namen für uns, dem vorgenannten Herzog von Sachsen, der uns wegen den Ragen von Böhmen allzeit gelien was, und der uns auch all-mach und schliche diene mit höchsten frey guthen hat, und demnach alzeit mit In in freyem irge genest ist, als er das was in dem neuen frey, den er mit In gahet hat, wol bewest hat, was die Geystliche mit und des Rade an Im haben. Durch betrachten wir nicht elien der Landtscheit von Sachsen linnge betz das der vorgenannte Herzog von Böhmen allzeit am besten gelegen ist, und das demselben Land und linnen vonnomen nemende das den er modet erzen und helfen, und schliche Bewegung und auch das uns von dem Rade und der Geystlichkeit des Herzog Friedrich fürstlich mit suener macht wider die linnen und helfen soll und mag, haben uns ganz darzu geystlich das wir Im des Herzogthum re.“ 32) f. Winkler S. C. 143. p. 1198. 33) f. a. a. D.

36) f. Horn a. a. D. S. 503 fg. Urk. Nr. 362. S. 859 fg. 37) f. Wälders's Schicksale Annalen. S. 11. 38) f. Horn a. a. D. Urk. Nr. 370. S. 870 fg. 39) f. Horn a. a. D. Urk. Nr. 372. S. 873 fg. Vergl. Stigmann, über Beschichte und Umfang des kurfürstlichen Privilegiums wider die Appellationen an die Reichsgerichte. (Leipzig 1799.) S. 10 fg. 40) f. Horn a. a. D. Urk. Nr. 373. S. 874.

meißnischen Oberbefehlshaber Buxfo von Bisthum, daß er durch seine unzeitige Flucht Schreden und Verwirrung unter den meißnischen Truppen verbreitet, und dadurch die Niederlage des Heeres veranlaßt habe³⁴⁾. Friedrich's Feinde aber waren sehr geschäftig, diesen Unfall als eine Strafe Gottes zu bezeichnen, die ihn schwer, doch nicht unverwundbar getroffen, weil er, durch den König Sigismund unterstützt, seine rechtmäßigen Wittbewerber um das Herzogthum Sachsen und die Kurwürde gebracht habe.

Unter den bei Augst Gebliebenen befand sich, außer einem großen Theile des meißnischen Adels, auch der Burggraf von Weissen Heinrich II. aus dem Hause Hartenstein. Da er keine Nachkommen hinterließ, so zog Friedrich die Ländereien ein, mit welchen die meißnischen Burggrafen ehemals durch die Markgrafen von Meißen befehligt worden waren. Diese Verbindung hatte jedoch die Hartenstein'sche Familie längst aufgelöst, und da sie sich unmittelbar unter des Kaisers Schutz gestellt, so betrachtete König Sigismund die Burggrafschaft Meißen als ein Reichthum, und vergab sie an seinen Hofrichter Heinrich von Plauen, der, mit dem hartensteinischen Hause verwandt, schon früher die Mittheilung über das Burggrafthum Meißen erhalten hatte. Auf des Burggrafthum machte jedoch Friedrich der Streitbare mehrfache Ansprüche geltend, und verweigerte dem Könige Sigismund die Abtretung des Burggrafthums und der Grafschaft Hartenstein an Heinrich von Plauen. Die weitläufigen Streitigkeiten, in die er darüber mit diesem Manne gerieth, wurden erst unter seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich dem Sanftmüthigen, beigelegt.

Das Jahr 1427 rief Friedrich den Streitbaren noch einmal auf den Kriegsschauplatz. Die Niederlage seines Heeres bei Augst hatte einen solchen Schreden durch ganz Teutschland verbreitet, daß nicht nur der zu Nürnberg beschlossene Reichszug unterblieb, sondern auch mehrere entfernte Städte in Ober- und Niederbayern ein Schutz- und Trugbündniß schlossen gegen die furchtbare, sich immer mehr ausbreitende Macht der Hussiten. Von einem Streifzuge durch ganz Teutschland waren sie bisher nur durch ihre innern Zwistigkeiten abgehalten worden. Diese Uneinigkeit glaubten die teutschen Fürsten und Reichsfürsten benutzen zu müssen. Zu Frankfurt beratheten sie sich im April 1427 über eine neue und furchtbare Kriegserklärung, die den Hussiten gelten sollte. Von verschiedenen Seiten wollten sie in Böhmen mit einem Heere eindringen. Das erste sollte aus den rheinischen, elsaßischen, schwäbischen, fränkischen und bairischen Truppen bestehen, und unter den Oberbefehl des Kurfürsten Otto von Trier gestellt werden. Aus seinen eignen Landen und den benachbarten Staaten sollte Friedrich der Streitbare das zweite Heer zusammenbringen. Die dritte Heeresabtheilung sollten schlechte Krieger bilden, unter der Anführung des Kurfürsten von Brandenburg. Die zum vierten Heere erforderlichen Truppen wollten die Herzoge Albert und

Friedrich von Österreich gemeinschaftlich mit dem Erzbischof von Salzburg zusammenbringen. Nicht nur von dem Könige Sigismund, auch von dem Papste ward diese Angelegenheit sehr eifrig betrieben. Dieser sandte noch den Cardinal Heinrich von Winchester, den er zu seinem Legaten in Teutschland ernannt hatte, nach Frankfurt ab³⁵⁾. Eine besondere Verordnung bestimmte genau, wie der Zug unternommen werden und was dabei von jedem Einzelnen beobachtet werden sollte. In dieser Verordnung, angeblich von Friedrich dem Streitbaren entworfen, heist es unter andern: „Keine Frau, kein Spieler, noch irgend eine andere Böhmerlei solle mitziehen, und jeder wenigstens einmal in der Woche bräuten und Messe halten. Wer freventlich schwören, lachen und schelten werde, solle an den Pranger geschlossen und mit Ruthen gepeitscht werden; wer aber wider den Andern sein Schwert oder anderes Gewehr zügel, solle ohne Gnade die Hand, und wenn er ihn verwundet, den Kopf verlieren“ u. s. w.³⁶⁾.

Im Juni 1427 waren die Reichsfürsten in der Gegend von Nürnberg, wo sie sich versammelt, von verschiedenen Seiten nach Böhmen vorgerückt. Das sächsische Heer, unter dem Oberbefehl Friedrich's des Streitbaren, belagerte Mies im pilsener Kreise³⁷⁾. Einige Krieger aber, von Schreden und Furcht gelähmt, als das Heer der Hussiten, von Protop befehligt, im Felde erschien, hoben, ohne den Angriff abzuwarten, die Belagerung auf, und suchten ihr Heil in der Flucht. Mit dem Unmuth eines von Heigen verlassenen Helden blühte Friedrich ihnen nach. Er sah ein, daß er der furchtbaren Übermacht des Feindes mit den wenigen Kriegern, die ihm geblieben waren, nicht widerstehen konnte. Überdies waren die übrigen teutschen Heere in Unordnung gerathen, und überall herrschte Muthlosigkeit. Ihm blieb daher Nichts übrig, als dem flüchtigen Reichsheere zu folgen und den Heimweg anzutreten. Gegen 10,000 Mann wurden von den sie verfolgenden Böhmen getödtet, die zugleich vieles Kriegsgelräth erbeuteten. In der Uneinigkeit der teutschen Fürsten lag offenbar der Hauptgrund, weshalb dies Unternehmen scheiterte. Aber auch die Saumlässigkeit König Sigismund's trug dazu bei. Vergebens erwartete man, daß er von einer andern Seite in Böhmen eindringen und das Reichsheer unterstützen werde. Letzteres jedoch, in der Eile zusammengebracht und wenig geübt in den Waffen, hätte sich vielleicht überhaupt nicht halten können gegen die kriegserfahrenen, abgerüsteten und dabei von Religions- und Freiheitswuth entflammten Böhmen. Merkwürdig ist, daß nach so manchem ungünstigen Erfolge die päpstlichen Legaten demnach nicht müde wurden, den teutschen Fürsten einen neuen Kreuzzug gegen die Hussiten zu predigen, und daß eben diese Fürsten sich dadurch immer wieder zu neuen Beratungen veranlaßt fanden, ohne zu bedenken, daß die teutschen Waffen den Hussiten eben keine sonderliche Achtung eingeflößt haben konnten. Die Versammlungen lösten sich jedoch, ohne zu einem festen

34) f. Chronicle. tornae Mianens. l. c. Fragment. Chronici Chemnicens. ad ann. 1426 apud Froben. T. III. p. 157. Horn a. a. D. S. 238 fg.

35) f. Theobaldi Bellum Hussit. C. 59. p. 131. 36) f. Windeck, Historia Sigismundi Imperat. C. 149. p. 1192 seq. 37) f. Balthus l. c. Lib. IV. C. 10. p. 469.

Entschlüsse geführt zu haben, meistens bald wieder auf. Eine der letzten Beratungen hatte zu Heidelberg stattfinden sollen. Das Resultat derselben erlebte Friedrich der Streitbare nicht mehr.

Bald nach der Rückkehr aus Böhmen besiel ihn eine gefährliche Krankheit. Als er sein Ende herannahen sah, richtete er an seine Söhne eine wohlgemeinte väterliche Ermahnung. „Laßt dies“, sprach er, „eure Sorge sein, daß ihr das Vaterland bei Friebeu erhaltet. Solches aber wird leicht geschehen können, wenn ihr in der Furcht Gottes und in brüderlicher Liebe und Eintracht lebt, die Unterthanen treulich schützt, und ihr Bestes befördert. Darum ermahne ich euch mit allem Ernst, daß ihr bei dem jetzigen Glaubensfreit frommer und gelebter Leute Unterricht höret. Nehmt ja nicht zu Rächen an, die ehr- und geldgierig sind, und vom Regiment sich bereichern wollen. Beschweret nicht die Unterthanen mit neuen Bürden und Anzagen. Wollt ihr Einen zur Wohlfahrt fördern, so thut es ohne Unterdrückung des Andern. Mit dem Adel verfährt so, daß ihr ihn geneigt und euch zu Willen halt. Keine Uebelthat laßt ungerochen und ungestraft hingehen; wo aber Hoffnung zur Besserung ist, da laßt Nachsicht und Verzeihung stattfinden. Verdient Je-mand eure Ungnade, so bedenkt, daß man im Horn Rasi halten mußte. Zu den Waffen greift nicht eher, als wenn es die höchste Noth erfordert. Gegen eure Unterthanen erzeigt euch als Väter, und nicht als Wütheiche und Tyrannen, vor welchen die Natur selbst einen Abscheu hat. Denkt an den Markgrafen Friedrich mit der geblissenen Wange, euren Urhahen, der zwar gegen den Kaiser gekriegt hat, aber bloß um Land und Leute zu schützen. Unsere Vorfahren hatten wenig Nutzen von den vielen Kriegen, die sie führen mußten. Was für Schaden aber ein muthwilliges Kriegsführen bringt, ist aus des Landgrafen Albert Beispiel zu ersehen. Darum vermahne ich euch nochmals ernstlich, daß ihr einträchtig seid, und einer dem andern nachgibt und verzeihe. Dies wird euch eine Mauer sein wider jeden feindlichen Anfall, der nicht fern von euch ist. Und du, mein Sohn Friedrich, verhalte Dich bei der Kurwürde so, wie du es von mir gesehen hast, damit du dem Reiche lieb und werth seiest. Du aber, mein Sohn Wilhelm, respectire diesen, deinen älteren Bruder; das wird dir zur Ehre und zum Besten gereichen. Ach, liebe Söhne, nehmt diese meine väterliche Ermahnung wohl zu Herzen und ins Gedächtniß, und laßt euch ja durch Nichts trennen oder in Streit verwickeln. Dies verbeut ihr mir jetzt in die Hand versprechen.“

Drei Tage nach diesen Worten, am 4. Juni 1425, starb Friedrich der Streitbare zu Altenburg im 59. Lebensjahre. Er ward in der von ihm gestifteten Fürstencapelle zu Weissen beerdigt. Das dasebst noch befindliche Monument ward ihm jedoch erst in spätern Zeiten errichtet. Denn oft hatte ihn der Gedanke beunruhigt, daß die Hussiten sich an ihm rächen, und bei einem Einfälle in Weissen seine Gebeine ausgraben möchten, um allerhand Unfug damit zu treiben. Daher blieb Friedrich's

Grabstätte, seiner eignen Verordnang zufolge, verborgen, bis mit der völligen Beseitigung der böhmischen Unruhen der günstige Zeitpunkt eintrat, durch das errichtete prächtige Denkmal sein Andenken zu ehren“). Von seiner Gemahlin Katharina, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Braunschweig, hinterließ er außer seinem ältesten Sohne Friedrich II., der mit dem Beinamen der Sanftmüthige die Kur und das Herzogthum Sachsen in Besitz nahm, noch drei Prinzen, Siegmund, Heinrich und Wilhelm III., und zwei Töchter.

Friedrich's des Streitbaren Muth und Kriegstalent scheint größer gewesen zu sein, als sein richtiges Fühlbarmalente. Dennoch würde seine Unternehmungen ein günstigerer Erfolg gekrönt haben, wenn nicht, wie schon früher erwähnt, der übrigen teutschen Fürsten Unentschiedenheit und Wankelmuth oft Nachtheil und Verlust über ihn verhängt hätte. Diesem Schicksale konnte er um so weniger entgehen, da er immer der letzte auf dem Kampfplatze war. So brachte sein kriegerischer Sinn ihm selbst oft Ruhm, seinen Landen und Unterthanen aber viel Schaden. Durch den hartnäckigen Widerstand, den er den Hussiten bot, hatte er ihren unversöhnlichen Haß auf sich geladen, und so geschah es, daß ihre Verheerungen noch sein Land trafen, als er längst im Grab ruhte. Von dem neuen und geklärten Glaubenslichte der Reformation, das, wenn auch noch getrübt, unter den Kämpfen der Hussiten hervorbrach, scheint Friedrich keine Ahnung gehabt zu haben. Er theilte den Wahn seiner Zeit, was ihm zwar nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, doch auch auf keinen ausgezeichneten Kopf schülen läßt. Mit großem Eozelg und einigem Muth und Unternehmungsgeliste begab, mußte er doch erst das allmächtige Glück zu Hilfe rufen. Nur seine bedrängte Lage konnte den König Siegmund, bei der Laubzeit der übrigen Fürsten, zu dem Entschlusse bringen, sich Friedrich dem Streitbaren in die Arme zu werfen, und für die geklärten Dienste ihm den Kuckut auf die Stirn zu drücken. Und so möchte sich wol der Ausspruch eines neuen Schriftstellers“) bewahren, daß die Zeit für Friedrich den Streitbaren gestritten, aber er nicht für sie. (Heinrich Döring.)

FRIEDRICH II., mit dem Beinamen der Sanftmüthige, ältester Sohn Friedrich's des Streitbaren, geb. am 22. Aug. 1412, nahm nach seines Vaters Tode die Kur und das Herzogthum Sachsen in Besitz, umgabte der Ansprüche, die der Herzog Erich von Lauburg noch immer auf diese Lande machte. Dagegen regierte Friedrich in Weissen und den übrigen ihm zugefallenen Besitzungen bis 1436 gemeinsam mit seinen Brüdern. Das Jahr zuvor, am 22. Juli 1435, war sein dritter Bruder, der Herzog Heinrich, gestorben. Zu Folge des Testaments Friedrich um diese Zeit, am 4. Jan. 1436, mit seinen beiden andern Brüdern, Siegmund und Wilhelm III., geschlossen, erhielt er zu seinem Antheil Weissen, Gozzen-

30) f. Horn a. a. D. S. 583 fg. Ursinus, Beschreibung der Domkirche zu Weissen. S. 30 fg. Abtlung's Directional. S. 198.

40) Hermann Keyser in seiner Geschichte des sächsischen Volkes. S. 100.

33) f. Horn a. a. D. S. 579 fg.

hain, Torgau, Domnisch, Schilda, Dtscha, Komnisch, Dresden, Pirna, Reiznig, Döbeln, Wittroda, Kadeberg, Wolframsdorf, Dippoldswalde, Dohna, Königstein, Lauenstein, Tharand, Wehlen, Werdenhain, Fürstenaalbe, Gottsche, Orttau, Schaffau und Mühlberg. An Friedberg und den dortigen Bergwerken hatte Friedrich mit seinen Brüdern gleichen Antheil¹⁾. Noch in dem genannten Jahre (1436) ließ Friedrich's zweiter Bruder, Herzog Siegmund, der schon seit längerer Zeit enschlaffen war, in den geistlichen Stand zu treten, durch den Bischof Johann von Merseburg sich die Priesterweihe ertheilen. Durch diesen Schritt verzichtete er gewissermaßen auf sein Erbe. Mit seinem Bruder Wilhelm verabredete daher Friedrich bei einer Zusammenkunft in Jena am 25. Febr. 1437 eine neue Ländertheilung, die jedoch erst 1440, nach ihres Vaters, des Landgrafen von Thüringen Friedrich's des Friedfertigen, Tode, der ohne Erben gestorben, zu Stande kam²⁾. Nicht Frömmigkeit, sondern die heftige Neigung zu einer adeligen Rone³⁾ in dem Kloster Müdenfurt bei Weida, hatte in Siegmund den Entschluß erzeugt, in den geistlichen Stand zu treten. Friedrich aber und sein Bruder Wilhelm mißbilligten jenen verbotenen Umgang, ließen ihn in Friedberg verhaften und bewogen ihn durch eine ihm verschaffte Domberrnstelle in Würzburg, auf seinen Landesanteil zu verzichten. Als Bischof von Würzburg gerieth er am 23. Jan. 1440 mit dem dortigen Domcapitel wegen seines regellosen Lebenswandels in alterlii Händel. Seiner Würde für verlustig erklärt⁴⁾, kehrte er aus dem Kloster in das Bisthum zurück. Da verlangte er von seinen Brüdern sein väterliches Erbtheil wieder, und entwarf, als sie es ihm verweigerten, manche gefährliche Anschläge. Er büßte sie mit einer Verhaftung auf dem Schlosse Scharsenstein. Späterhin ward er nach Rostock in Gewahrsam gebracht, wo er zu Ende des Jahres 1463 starb und in der dortigen Domkirche beerdigt ward.

Dem Weinamen des Sanftmüthigen, den ihm sein Zeitalter gab, entsprach Friedrich in mehrfacher Weise, unter andern, als er die noch bei Lebzeiten seines Vaters entstandenen Streitigkeiten wegen des Burggrafthums Meißen durch einen friedlichen Vergleich zu schlichten suchte. Am 7. Sept. 1438 trat er zu Arnshauß bei einer Zusammenkunft mit dem Burggrafen Heinrich von Plauen demselben das Burggrafthum Meißen mit allem, was dazu gehört hatte, freiwillig ab, wobei er sich bloß den Burggrafenthurm auf dem Schlosse zu Meißen vorbehielt. Auch erhielt Heinrich von ihm das Versprechen, mit dem Schlosse und Aemte Frauenstein bekehrt zu werden. Außerdem zahlte ihm Friedrich noch eine Summe von 14,736 rhein. Gulden⁵⁾. Heinrich's Sohn aber er-

neuerte nach seines Vaters Tode (1429) den beilegelegten Streit, der seitdem noch mehrere Jahre dauerte und erst durch den römischen König Albert II. beendet ward. Nach dem sogenannten Nachspruche vom Jahre 1439 sollte der Burggraf Heinrich II. das Burggrafthum Meißen an Friedrich abtreten, dieser aber dafür die Summe von 16,000 rhein. Gulden entrichten. Nur der burggräfliche Titel und die burggräfliche Wappen sollte Heinrich II. für sich und seine männlichen Nachkommen behalten, und diese auch ferner zu den Reichsländern gezählt werden⁶⁾.

Rath und Glend brachten über Friedrich's Lande um diese Zeit die wiederholten Einfälle der Hussiten. Am 3. 1429 waren sie unter ihrem Anführer Prokop in Meißen eingedrungen. Sie überwältigten und gefangen Abtritten, rückten bis nach Scharfenberg vor, vertheilten die dortigen Bergwerke, säuberten Strichla, Belgern und die Vorstadt Torgau ein, und dehnten ihre Streifzüge bis in die Gegend von Magdeburg aus. Von da durchzogen sie verheerend die Kurmark und die Lausitz. Mit reicher Beute kehrten sie hierauf nach Böhmen zurück⁷⁾. Kaum hatten sich die Bewohner der verwüsteten Lande von ihrem Schrecken und Jammer erholt, als die Hussiten abtrimal in Meißen einfielen. Brand und Raub bezeichneten ihren Weg bis ins Osterland. Getheilt in verschiedene Haufen, zusammen gegen 70,000 Mann, durchstreiften sie Sachsen nach allen Richtungen. Goldig, Mügeln, Döbeln, Dtscha und andere Dtschasthätten wurden von ihnen in Brand gesteckt. Mit beifälliger Grausamkeit wütheten sie besonders in Altenburg. Die schöne Stadt ward in einen Steinhaufen verwandelt. Aus dem Voigtlande, wo sie Reichenbach, Ebnitz, Plauen u. a. Städte eingeäschert hatten, wandten sie sich nach Franken und Niederbairern. Kaum hatte Deutschland von den früheren Raubzügen der Hunnen soviel gelitten, als jetzt von den Böhmen. Über 100 Städte und Schlösser und gegen 1400 Dörfer sollen sie auf ihrem Zuge verheert haben, und ihre Beute soll so groß gewesen sein, daß 3000 Wagen, von denen einige mit 12 bis 14 Pferden bespannt waren, nicht hinreichten, ihren Raub fortzuschaffen⁸⁾.

Am fürchtbarsten hatten die Hussiten in Friedrich's Landen, namentlich in Meißen, gehauet. Unter solchen Bedrängnissen suchte er Rath und Hülfe bei den teuflichen Fürsten, die sich zu gemeinsamer Verabredung auf dem Reichstage zu Nürnberg am 9. Febr. 1431 versammelt hatten. Der Cardinal Julian als päpstlicher Legat predigte dort einen förmlichen Kreuzzug gegen die Hussiten. Das Heer der Reichstruppen, das nach Böhmen vordringen sollte, war jedenfalls sehr stark, mochte es nun aus 80,000 oder gar 130,000 Mann bestanden haben. Die Zahl der dabei befindlichen Reiter allein wird über 40,000 Mann angegeben⁹⁾. Den Oberbefehl über diese fürchtbare Heeresmacht übernahm der Kurfürst Friedrich von Brandenburg.

1) Vergl. die von König in seinem Reichthum. Part. spec. Contin. II. Abth. 18. 2) Vergl. II. c. 211 fg. 3) Müller's Geschichte Annalen. S. 15. 4) Vergl. I. c. 211 a. d. S. 214 fg. 5) Müller a. d. S. 214. 6) Aus dem Haupte der Herren von Lehma. 7) Vergl. I. p. 2. Ludwig, Geschichte der Burg von dem Bischofthum Würzburg. S. 770 fg. 773 fg. 798 fg. 8) J. C. G. Schenker's Maximilian diplomatum ad hist. Comitat Leimicens. No. 50 bei Wenden in den Script. T. III. p. 1057 seq. 9) Krey's Geschichte. 3. Abth. S. 456 fg.

Mit dem Kurfürsten von Cöln, den Herzogen Albert und Christoph von Baiern und verschiedenen andern deutschen Fürsten nahm auch Friedrich der Sanftmüthige an jenem Feldzuge Theil. Von dieser Heeresmasse, die im Aug. 1431 nach Böhmen aufbrach, erwartete man Nichts weniger als die gänzliche Vertilgung der Hussiten, fand sich jedoch darin getäuscht, indem die deutschen Reichsritter, Anfangs von Tachow, späterhin vor Taus in flatterauer Kreise gelagert, sich nicht viel besser hielten, als früher bei Mies. Kaum verbreitete sich die Nachricht von dem Anzuge der Hussiten, als die Baiern noch in der Nacht aufbrachen und mit Zurücklassung alles Gepäcks ihrer Heimath zurückerst. Dies Beispiel ward auch für die andern deutschen Heerschaaren das Signal zur allgemeinen Flucht¹⁾. Von den ihnen nachziehenden Böhmen verfolgt, düßten sie gegen 11,000 Mann ein. Ein altes Heibuch sagt darüber: „So geschah denn großer Schade, denn da blieben mehr denn 8000 Wägen, mit Wäffeln und Pfeilen und Pulver und Espießen, und viel frommer armer Leute, und kamen die andern schämlichen heim“²⁾.

Den deutschen Reichsfürsten hatte sich durch diese Niederlage die Ueberzeugung aufgedrängt, daß durch einen gütlichen Vergleich allein noch etwas gegen die Hussiten ausgetrichet werden könnte. Diese Hoffnung auch scheiterte an dem Mißtrauen der Böhmen, die der an sie ergangenen Einladung am 23. Juli 1431 auf dem Concilium zu Basel zu erscheinen, nicht folgten³⁾. Sie unternahmen vielmehr bald darauf (1432) einen neuen Streifzug durch die meißnischen Lande. Friedrich rückte ihnen entgegen, erlag aber ihrer Uebermacht. Sein Heer erlitt eine furchtbare Niederlage. Er mußte sehen, wie die siegreichen Böhmen die Umgegend von Leipzig allen Greueln der Verwüstung preisgaben und wie von ihnen die Stadt Tausa in Brand gesteckt ward⁴⁾. Auf dem Concilium zu Basel, wo die Bevollmächtigten der Hussiten, gegen ihren frühern Entschluß doch noch im Jan. 1433 erschienen waren, sahen die deutschen Reichsfürsten nach längern Unterhandlungen endlich ein, daß es wol am gerathensten sein möchte, den Hussiten eine freiere Ausübung ihrer angeblichen „Keterei“ und namentlich die Communion unter beiden Gestalten zu verwilligen. Heide, der frommgläubige Kaiser und die wilden Hussiten zeigten sich nachgiebiger in ihren Forderungen, und so geschah es, daß in Folge eines zu Tglau am 5. Juli 1436 geschlossenen Vertrags die Böhmen, aus Dankbarkeit für die von Sigismund ihnen gewährte Religionsfreiheit, sich nicht länger weigerten, ihn als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen⁵⁾.

Wenige Fürsten hatten von der Verderbungswuth der Hussiten mehr gelitten als Friedrich der Sanftmüthige. Um so bereitwilliger ergriß er einige Jahre später die sich ihm darbietende Gelegenheit, das Vergeltungsrecht zu üben. Als nach Sigismunds Tode (1437) in Böhmen sich zwei

Parteien gebildet hatten, von denen die eine Sigismund's Eidam, den Herzog Albert II. von Oesterreich, die andere aber den polnischen Prinzen Kasimir zum römischen Könige gewählt hatte, unterstützte Friedrich Albert's Ansprüche. Er erschien in Böhmen an der Spitze von 5000 Mann, mit welchen Albert, unterstützt durch den Herzog von Baiern und den Markgrafen von Brandenburg, die böhmische Stadt Labor einschloß, und die darin befindlichen Polen durch Hunger zum Rückzuge in ihre Heimath nöthigte. Einen glänzenden Sieg erfocht Friedrich, als er in sein Land zurückkehrte, am 23. Sept. 1438 über eine Heeresabtheilung der Hussiten bei dem zwischen Brix und Bilin gelegenen Dorfe Selienje. Gegen 2000 Böhmen sollen auf der Wahlstatt geblieben und 1500 gefangen worden sein. Mehrere seiner Geleutle, die sich besonders hervorgethan in jenem blutigen Treffen, ertheilte Friedrich den Ritterschlag. Siebenzig soll er auf diese Weise für ihre Tapferkeit belohnt haben⁶⁾.

Vermeintlich sah Friedrich sein Bestreben, als ihm und seinem Bruder Wilhelm III. durch den Tod ihres Vaters, des Landgrafen von Thüringen, Friedrich's des Frierstetigen, der 1440 kinderlos gestorben war, dessen Lande anheimfielen. Die gesammte Macht des meißnisch-thüringischen Hauses war nun wieder unter zwei Fürsten vereinigt. Diese Einheit hatte jedoch so wenig Bestand, daß sie sich bereits nach einigen Jahren durch eine von den beiden Brüdern am 10. Sept. 1445 zu Altenburg unternommene Erbtheilung wieder auflöste. Friedrich erhielt die Markgrafschaft Meissen und einen Theil des Osterlandes, Wilhelm aber Thüringen, nebst dem übrigen Osterlande und den Städten und Ämtern in Franken. Zu Friedrich's Theil gehörten namentlich die Städte und Schiffe Meissen, Dresden, Großenhain, Pirna, Chemnitz, Zengau, Delitzsch, Jöckig, Düben, Hainichen, Dschau, Altenburg, Grimma, Leipzig, Döbeln, Golditz, Rochitz, Rosendorf, Ritzowitz, Schellenberg, Seiprain, Fürstenwald, Derrand, Elßau, Kadeberg, Dobna, Dippoldswalde, Tharand, Hainstein, Königstein, Frauenstein, Schwarzenstein, Brix, Riechenburg, Duxau, Walenburg, Leipzig, Pegau, Groitzsch, Borna, Rauenburg mit Freiburg und Mücheln, Zwickau, Stahlburg, Rypau, Schmieditz, Ronneburg, Schöndorf, Werba, Grimmlitzschau, Roßkötze, Mühlitz und Dorf. An der Stadt Freiberg, mit allen ihren Bergwerken, der Münze und dem Zeichnen, hatte Friedrich mit seinem Bruder Wilhelm einen gleichen Antheil⁷⁾.

Dieser Vergleich, der zu ihrem eignen und ihres Volkes Wohl dienen sollte, ward die Quelle vielfacher Irrungen, die endlich durch Verderbung beider Reichthümer einen offenen Krieg veranlaßten. Friedrich scheint geglaubt zu haben, er sei bei jener Theilung zu kurz gekommen. Wilhelm dagegen fühlte sich besonders verletzt durch das Vertheilen einiger Reichthümbriefe⁸⁾. Noch andere Ursachen, die nicht bekannt geworden, mögen die Spannung

10) J. Theobald, l. c. 11) J. Windeck l. c. Cap. 179. p. 1230. 12) Das erwähnte Concilium war von dem Papste Eugen IV. zusammenberufen worden. 13) J. Theobald, l. c. Cap. 76. p. 149. D. Paffers Orig. Lips. (Lipsiae 1725.) p. 453 seq. 14) Windeck l. c. Cap. 206. p. 1280 seq. Theobald, l. c. Cap. 80. p. 159 seq.

15) J. Petzger's Geschichte von Böhmen. I. Th. S. 423 ff. Meißn's Beschreibung von Dresden. S. 120 ff. 16) J. Petzger's Reichsarchiv. Part. spec. Cont. II. Xth. IV. 242 ff. Nr. 32. S. 272 ff. Müller's Geschichte Annalen. I. Th. 2. 17) J. Müller a. a. D.

zwischen beiden Brüdern erzeugt und genährt haben. Zu fürchten war der Ausbruch offener Feindseligkeiten. Einige benachbarte Fürsten traten zu einem Vergleich. Auf einem Convente zu Halle, am 9. Dec. 1445, thaten drei erwählte Schiedsrichter, der Erzbischof Friedrich von Magdeburg, der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg und der Landgraf Ludwig von Hessen den Ausspruch, daß der Herzog Wilhelm, um sich mit seinem Bruder zu vergleichen, ihm Altdenburg und Burgau abtreten, und dagegen von ihm Freiburg erhalten sollte. Über den Besitz von Werda sollte das Loos entscheiden; wenn es trafe, der sollte dem Andern 12,000 rhein. Gulden zahlen. Sollte die Brüder zu versöhnen, diene indessen dieser Vertrag, besamt unter dem Namen des halle'schen Nachspruchs, nur zur Erneuerung der gegenseitigen Feindseligkeiten. Weniger ward die Spannung durch die Einküßlerungen ihrer Räte. Einer von diesen, der bekannte Apel von Bisthum, soll mit mehreren thüringischen Grafen und Herren in einer geheimen Verbindung gestanden haben, deren Zweck unter Mitwirkung des Erzbischofes Friedrich von Magdeburg kein anderer war, als Friedrich dem Sanftmüthigen die Erbfolge in seines Bruders Landen zu entziehen. Diesen Anschlag, nach welchem Wilhelm's Bestimmungen einem Fremden, dem Könige von Böhmen, anheimfallen sollten¹⁾, entdeckte Friedrich noch zu rechter Zeit, ohne jedoch seinen Bruder zu Verabschiedung Apel's und anderer ebenso feindselig gesinnter Räte bewegen zu können. Entsetzt über diesen Starrsinn brach Friedrich mit einem starken Heere nach Kögla auf, um den ihm verhassten Apel in seinem dortigen Schlosse zu belagern. Von der Erlösung der Feste ward er jedoch durch den Markgrafen Albert von Brandenburg abgehalten, der ihn zur Rückkehr in seine Heimath bewog. Von seinen Landständen, die er nach Leipzig zusammenberufen, erwartete er Hilfe gegen seinen Bruder, der auf die Nachricht von Friedrich's Kriegsanstalten sich aus Jena, wo er seine Vermählung mit Anna, einer Tochter des römischen Königs Albert's II. feierte, sofort nach Weissenfels begab, um in dieser Grenzstadt die nöthigen Verteidigungsmaßregeln zu treffen. Nochmals ludte Friedrich seinen Bruder zur Versöhnung Apel's und einiger anderer bösen Räte zu bewegen, Wilhelm aber erklärte, daß er eher sein Land verlassen werde. Er dachte nicht mehr daran, wie sein Vater Friedrich der Streibare auf seinem Sterbelager ihn und seinen Bruder zum Frieden und zur Eintracht ermahnt hatte. Recklosinnig verscherte er die Ruhe und das Glück seines Volkes und seines eignen Hauses Ehre durch den unnatürlichen Bruderkrieg, der gleich verderblich für den Sieger und Besiegten, den einen wie den andern durch das erwachende Gefühl schmerzlicher Reue hart strafen mußte. Den Herzog Wilhelm erzielte bald dieses Gefühl. Daß seine Sache keine gerechte sei, mußte er sich sagen, als mehr seiner Vasallen ihn verlassen und seines Bruders Partei ergriffen. Auf Friedrich's Seite traten auch die Bürger der Stadt Erfurt. Dort schloß

sen die Grafen von Stolberg, Weichlingen, Mansfeld nebst vielen Andern mit Friedrich ein Bündnis und Kriegsbündnis, dem auch der Erzbischof von Magdeburg und die Bischöfe von Merseburg und Naumburg beitraten.

Die Weichlingen Apel's von Bisthum, der längst allen verhaßt und seiner großen Gewalt wegen beneidet war, traf zuerst der Verdächtigten Jorn, als sie sich im Frühjahr 1447 zum offenen Kampfe trafen. Friedrich eroberte Apel's Schloß Lichtenwalde und verschickte es dem Ritter Hermann von Haras für die ihm entristene Burg Asmannsstadt. So gereichte der Zwist, den Apel zwischen den beiden Brüdern erregt, ihm zum eignen Schaden. Aber auch dem ganzen Lande drohte Verderben von jener unseligen Fehde. Schönunglos verbeerte Friedrich seines Bruders Besitzungen, besonders in der Umgegend von Gumburg und Kögla. Viele Mäde, die einseitigen Fürsten mit einander zu versöhnen, gaben sich der Landgraf Ludwig von Hessen und die Markgrafen Hans und Albrecht von Brandenburg. Zu den genannten Fürsten, die sich in der St. Georgenkirche in Naumburg versammelt hatten, gestellten sich noch mehr geistliche und weltliche Herren. Alles, was sie erreichen konnten, war der Abschlus eines einseitigen Waffenstillstandes. Die aufs Neue in Naumburg verfauchten Friedensunterhandlungen zerfielen sich wieder, nachdem sie vierzehn Tage gedauert. Von Friedrich's Seite war die Erbitterung noch gesteigert worden, als er erfuhr, daß sein Bruder sich durch Apel hatte bereuen lassen, ihm für die Summe von 42,000 Gulden und gegen Abtretung einiger Bisthum'schen Schlösser alle seine Besitzungen in Franken, mit Ausnahme der obeligen Lehen, käuflich zu überlassen. Die vorhin erwähnten stürklichen Vermittler, namentlich der Landgraf von Hessen, gaben sich auf einer Zusammenkunft in Mühlhausen abermals viele Müde, die erregten Gemüther zu beruhigen. Dauer und Heiligkeit konnten aber selbst Brief und Siegel einer Verbindung nicht geben, die nur durch Anderer Zurede demüthigt und nicht aus der Brüder eigner Herzen hervorgegangen war. Ihr beiderseitiger Antheil an einer auswärtigen Fehde trug vielmehr dazu bei, die kaum gelöschte Flamme der Zwietracht aufs Neue zu entzünden. Einen frühen Erbvertrag mit der blauenburger Linie seines Stammes verleihte der Graf Günther XII. von Schwarzburg, als er, kinderlos, seine Güter seinen Schwiegerbrüdern Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera zuwenden wollte. Veranlaßt ward dadurch der sogenannte schwarzburgische Hauskrieg. Bei dieser Gelegenheit erneuerten sich aber die Feindseligkeiten der Brüder, als Friedrich des Grafen Günther Partei ergriff, und ihn mit Mannschaff und Kriegsgeldth unterstützte, während Wilhelm mit gewaffneter Hand die Rechte des Grafen Heinrich von Arnstadt verteidigte. Fruchtlos bemühten sich mehr teufliche Kriechschreien, den kaum gestillten Frieden unter den Brüdern zu erhalten. Es kam zwischen ihnen zum offenen Kampfe, als Günther von Schwarzburg seinem Verbündeten, Friedrich dem Sanftmüthigen, die Stammsitze Schwarzburg nebst dem Städtchen Königsberg und mehreren Dörfern und Gütern verkaufte. Friedrich's Feldhauptmann, Heinrich von Gera, nahm sofort

1) s. Müller's Reichthümer unter Friedrich III. I. 24. S. 545 fg. v. Schalles, Hist. Schriften und Sammlung ungedruckter Urkunden. (Hildburghausen 1801.) 3. Abth. S. 243.

die Schwarzburg in Besiz, und übertrug die Vertheidigung des Schloßes dem Burggrafen Hermann von Kirchberg. Indessen fiel der Graf Heinrich von Arnstadt, der durch jenen Handel seine Hoffnungen auf seines Vaters, des Grafen Günther, Erbschaft vereitelt sah, am 1. Mai 1448 in das schwarzburgische Gebiet ein. Unterstützt ward er dabei durch den Herzog Wilhelm, der die nummehrigen Besigungen seines Bruders schonungslos verlor. Nicht mehr durch die von seinem Bruder herbeigerufenen Hufsitzen abgehalten, die sein Land bisher beunruhigt hatten, rüstete sich Friedrich, seiner Feinde Trotz zu brechen und seine Ansprüche auf Schwarzburg geltend zu machen. Am 23. des Brachmonats 1450 brach er mit einem ansehnlichen Heere auf aus seinem Lager bei Kloster Porta. Von Widersäht, wo er seine Krieger versammelt hatte, zog er längs den Ufern der Elbe hinaus. Meltingen, Magdala, Dobritz, Gottenberg und andere Ortschaften wurden durch seine Truppen verheert. Mit 18,000 Mann näherte sich Friedrich der Stadt Jlm, wo der Graf Heinrich von Arnstadt sich befand, und selbst die Vertheidigung der Stadt ordnete. Der Kurfürst ließ sein Mittel unverletzt, die festen Mauern zu stürmen. Gleich am ersten Abend seiner Ankunft warf er Feuer in die Stadt, und glaubte durch die Schredmittel schon gewonnen Spiel zu haben. Mit ihrem Arm aber unterdrückten die Belagerten die Flammen, die ihre Habe zu verhängen drohten. Überwunden von der Standhaftigkeit und dem Muth der feiner Gegner, die seine wiederholten Angriffe vereiteln, gab Friedrich die Belagerung nach 21 Tagen wieder auf. Brand und Verheerung waren ihm vorangegangen, als er sich der Stadt Jlm näherte; Brand und Verheerung verkündeten seinen Abzug. Vor der Wuth seiner Krieger schüßte weder Alter noch Geschlecht. Als Friedrich die Stadt Jlm verlassen, traf seine Rache das ganze Gebiet der Grafen von Gleichen. Verheert und niedergebrannt wurden die Dörfer Bachmar, Ingersleben, Schwabhausen, Dörfel und Günthersleben, die zur Wachsenburg gehörigen Ortschaften und viele andere Dörfer und Hiedien. In ähnlicher Weise, um an seines Bruders Unterthanen das Vergeltungsrecht zu üben, hauste Herzog Wilhelm in der Gegend von Naumburg, Zeitz und Altenburg. Die Stadt Gera, die er früher auf der entschlossenen Lurad, der Mutter Heinrich's, Mitle verschont, ward von ihm mit Hilfe der Hufsitzen erkümt und allen Gezeu der Verheerung preisgegeben. An den Ufern der Elbe, wo er sich gelagert hatte, stand er Friedrich's Heere drohend gegenüber. Aber der Himmel wollte nicht, daß Bruderblut fließen sollte. Durch einen zufälligen Umstand ward das entscheidende Treffen verhindert. Ein Feldhauptmann Friedrich's soll sich zu ihm mit den Worten gewandt haben: „Heute können wir wol Herzog zu Sachsen, Landgraf zu Thüringen und Markgraf von Meissen sein, denn von eurem Willen hängt es ab, euren Bruder zu schlagen und alle seine Lande zu bekommen.“ Als nun Friedrich fragte, wie das gemeint sei, entgegnete jener kaltblütig: „es sei eben die rechte Zeit; er brauche nur seine Donnerbüchse auf des Herzogs Belt zu richten, um so mit einem einzigen Schusse den unseligen Krieg zu beenden.“

Da sprach Friedrich: „Schieße wohin du willst, nur trifft meinen Bruder nicht!“ Als Wilhelm diese Worte, die von Munde zu Munde gingen, vernahm, fühlte er sich besiegt durch den Edelmut seines Bruders, der ihm an Muth weit überlegen war. Auf freiem Felde, im Angesicht ihrer Heere, sanken sie nach kurzer Unterredung versöhnt einander in die Arme. Dem Waffenstillstand folgte ein förmlicher Friedensschluß, den der Landgraf von Hessen am 27. Jan. 1451 zu Naumburg vermittelte. Durch einen Vergleich beizigte der Herzog Wilhelm die Streitigkeiten zwischen dem Grafen Heinrich von Arnstadt und den Schwiegereltern Günther's von Schwarzburg. Seitdem bestand, nach fast sechsjährigem Zwist, ungelöste Eintracht zwischen Friedrich und seinem Bruder Wilhelm. Sie besuchten sich gegenseitig in Weissenfels und Leipzig, wo sie am 7. März 1451 frühlich die Fastnachtzeit feierten. Bei dieser Gelegenheit soll der Herzog Wilhelm einem seiner Räte, der den Funken der Zwietracht wieder zu entflammen gesucht hatte, die vorwurfsvolle Worte zugerufen haben: „Ich will gern und willig sterben, wenn ich nur zuvor sehe, daß die friedelässigen Leute euren verdienten Lohn bekommen habi.“ Der eigentliche Urheber jenes Zwistes, Apel von Bisthum, war bei Wilhelm aus unbekannten Ursachen in Ungnade gefallen und hatte das Land verlassen. Wilhelm sofort ihm, gegen Rückgabe seiner Güter, die Pflüge Geburg wieder ab, und demüthigte sich derselben, als er sie auf gütlichem Wege nicht erlangen konnte, mit Gewalt. Apel aber entwich nach Böhmen, und entwarf gegen seinen vormaligen HERRN manche feindselige Anschläge, die jedoch zu Nichts führten und seine Rache ungelübt ließen“).

Der erwähnte Bruderkrieg zog ein zwar nicht historisch folgenreiches, doch einzig in der Geschichte daselbstes Ereigniß nach sich, bekannt unter dem Namen des sächsischen Prinzenraubes. An Friedrich's Hofe lebte ein kühner und tapferer sächsischer Ritter, Kunz oder Konrad von Kauffungen“). Er hatte sich sowohl in dem Zuge gegen die Hufsitzen, als auch in dem eben geschiedenen Bruderkriege durch Unerschrockenheit und Tapferkeit ausgezeichnet, auch sonst Friedrich dem Sanftmüthigen manche Dienste geleistet, der ihn dafür zu dem Oberposten eines Hofmarschalls erhoben hatte. In dem Bruderkriege hatte Kunz durch Apel von Bisthum seine in Thüringen gekauften Güter verloren. Von Friedrich aber, für den er tapfer gefochten, war er durch einige Jlm in Mißgunst entschädigt worden, die Apel gebürten, und die er wider zurückgeben sollte, sobald er auf gütlichem oder rechtlichem Wege zu seinem frühern Besitze kommen gelangt sein würde. Durch den zu Naumburg 1451 geschlossenen Frieden war Kunz in seine thüringischen Güter wieder eingesetzt worden. Dessenungeachtet verweigerte er die Zurückgabe der meißnischen Güter, zu deren Besiz endlich Friedrich, nach dem alle seine Vorstellungen fruchtlos geblieben waren, dem rechtmäßigen Eigentümer Apel von Bisthum, beiz-

19) f. Mütter's Sächsisches Annalen. S. 28. 29) f. Chron. terrae Misnens. p. 300. Mütter's Reichthumsgeschichte. I. Th. S. 347. 21) f. den Sylvius, De statu Europae. Cap. 24.

lich sein mußte. Dies Verfahren erklärte Kunz von Kauffungen für ungerecht, und es fruchtete wenig, als Friedrich in diesem Streite sich dem Ausspruche gewählter Schiedsrichter unterwerfen wollte. Ohne das rechtliche Erkenntniß abzuwarten, entwich Kunz von Kauffungen nach Böhmen, mit dem Entschlusse, sich an dem Kurfürsten auf eine für ihn sehr schmerzliche Art zu rächen. Durch ein geheimes Einverständnis mit dem kurfürstlichen Küchenjungen Hans Schwalbe erhielt er schriftlich genaue Kunde von Allem, was in dem altenburger Schlosse, wo Friedrich seinen Hofhalt hatte, vorging. Er erfuhr, daß der Kurfürst an einem bestimmten Tage mit einem großen Gefolge sich nach Leipzig begeben, der übrige Hofstaat aber in Altenburg einem Bankett bei dem Kanzler beiwohnen, und Friedrich's Gemahlin mit ihren beiden Söhnen, Ernst und Albert²²⁾, allein im Schlosse zurückbleiben werde. Diese günstigen Umstände benutzte Kunz von Kauffungen zur Ausführung eines kühnen Unternehmens. Zwei Gefellen, Wilhelm von Rosen und Wilhelm von Schönfels, begleiteten ihn, als er am 7. Juli 1455 Nachts um 11 Uhr das altenburger Schloß auf einer Strickleiter erstieg, die er den Abend zuvor durch einen seiner Diener an einem hohen Fenster hatte anbringen lassen. Kunz holte die beiden Prinzen aus ihrem Schlafgemach, lebte jedoch noch einmal dahin zurück, weil er statt des Prinzen Albert einen jungen Grafen Borbo, der mit ihm erzogen ward, ergriffen hatte. Von dem Geräusche war die Kurfürstin erwacht. Da sie sich aber in ihrem Zimmer fest eingeschlossen fand, konnte sie nur aus den Fenstern den gerauschten Kindern ihren Jammerruf nachhören. So vermochte Kunz ungehindert mit seinem Raube zu entfliehen. Den ältern Prinzen Ernst folgten Rosen, Schönfels und ihre Gefellen auf einem Umwege durch das Voigtland und Franken nach Böhmen führen. Einen kürzern Pfad schlug Kunz selbst mit dem Prinzen Albert ein, den er nach dem böhmischen Jkenberg bringen wollte. Mitleidig erlaube Kunz dem Prinzen, der sich über heftigen Durst beklagte, in der Nähe des ehemaligen Klosters Grünbain sich Erfrischen zu suchen. In dem dortigen Walde entdeckte sich der Prinz einem Köhler, Georg Schmidt. Mit einem Schürbäume schlug dieser auf den Ritter los, der von seinem Pferde gestiegen war und sich mit den Sporen in dem Gesträuche verweilt hatte. Durch die übrigen herbeieilenden Köhler ward Kunz als Gefangener dem Abte zu Grünbain ausgeliefert, der ihn nach Zwickau in festen Gewahrsam bringen ließ²³⁾. Der treue Köhler Georg Schmidt schritt dem Zuge voran, der den Prinzen Albert am andern Morgen, den 9. Juli 1455, nach Altenburg zurückbrachte. Untertessen hatte die Sturmglocke schon das ganze Land in Bewegung gesetzt. Rosen und Schönfels hörten bestürzt dies Lärmen. Sie waren bis

in den Wald hinter Schneeberg gekommen, wagten sich jedoch nicht weiter, sondern verbargen sich mit dem Prinzen Ernst in einer Felsenhöhle an der Mühle²⁴⁾ bei dem wüsten Raubschlosse Eisenburg²⁵⁾. Aus dem Munde vorübergehender Holzfäller hörten sie dort, wie es Kunz von Kauffungen ergangen. Sie erboten sich nun unter der Bedingung, daß ihnen Gnade und Freiheit zugesichert würde, den Prinzen zurückzubringen. Beides versprach ihnen der Deramtschauptmann zu Zwickau, Friedrich von Schönburg, an den sie sich schriftlich gewandt hatten. Frei und sicher gegen sie in ihre Heimath, nachdem sie den Prinzen Ernst auf das Schloß Hertenstein gebracht hatten. Von da ward er noch an demselben Tage nach Chemnitz geführt, wo sich Friedrich der Sanftmüthige damals aufhielt. Das Unwetter, das der kühnen That folgte, entlud sich nun in seiner ganzen Schwere auf Kunz von Kauffungen. Er ward von Zwickau nach Freiburg gebracht, und dort am 24. Juli 1455 auf offenem Markte enthauptet. Das Urtheil soll bereits vollzogen gewesen sein, als ein Begnadigungsschreiben Friedrich's in Freiburg anlangte. Unter des Ritters Mischgultigen, so viele derselben ergriffen worden waren, traf einige das Loos mit dem Schwert oder Strang gerichtet zu werden. Andere, namentlich der verrätherische Hans Schwalbe und Kunzen's Knecht Schweinich wurden mit glühenden Zangen zerrissen und vertheilt. Auf die Erlaubniß in dem Walde, wo er den Prinzen Albert getreift, zu seinem Unterhalte freie Kohlen brennen zu dürfen, beschränkte günstigem der wackere Köhler Georg Schmidt keine Wünsche, als ihn Friedrich aufforderte, sich eine Gnade auszuwählen. Der Kurfürst schenkte ihm außerdem noch ein Freigut zu Gardsbach bei Zwickau, und verwandelte, weil der Köhler, wie er sagte, Kunzen wacker getreift, seinen Namen in Triller. Zum Andenken jener glücklichen Rettung der Prinzen wurden ihre Kleider nebst dem Kittel des Köhlers in der Kirche zu Chemnitz aufbewahrt²⁶⁾.

Nicht ganz mit Unrecht ist Friedrich's Verfahren gegen Kunz, besonders die zu harte Bestrafung seiner kühnen That in neuerer Zeit gerügt worden. „Es bleibe dahin gestellt,“ sagt H. Meyner, „ob trotz des Kurfürsten eignen Ausdrehens (worin er sein Verhältniß zu Kunz von Kauffungen auf einander setzte und, neben seiner eigenen Schuldlosigkeit, Kunzen's Unrecht beweisen wollte), Kunz nicht wirthliche Ansprüche an seinen Fürsten hatte. In einer Sache, wo der Kläger zugleich Richter ist, läßt sich das Recht des Verurtheilten schwer ermitteln. Es fragt sich aber, ob Friedrich, welcher sich den Sanftmüthigen nennen läßt, Ehre davon hatte, den Ritter, der ihm lange in einer gefährvollen Zeit mit Gut und Blut treu gedient, späterhin einem schmachvollen Tode zu weihen, weil

22) Jener war 11, dieser 12 Jahre alt.

23) Nicht mit

völliger Gewissheit läßt sich die Pflanz bestimmen, wo der Prinz Albert getreift ward. Wahrscheinlich geschah dies in der Nähe des sogenannten Fürtelbrennens, der Demolirkirche gegenüber, auf der Straße nach Grünbain, am Eingange in den Wald. Jene Gegend arbeitete damals den Grafen von Hartmberg (s. Schreiter's Geschichte des Prinzenraubes. (Leipzig 1804.)

24) Dem sogenannten Leutenstede.

25) s. Grundriß's

Nachrichten von dem ehemaligen Schlosse Eisenburg, in Kreyssig's Beiträgen. 2. Bd. S. 278 fg. 26) Vergl. (Jo. Fulpius) Plagium Kauffungense, d. i. der kurfürstlichen Prinzen Entführung. (Weissenfels 1704. 4.) S. 8. Triller's Schicksale Prinzenraubs. (Frankfurt 1743.) Schreiter's Geschichte des Prinzenraubes. (Leipzig 1804.) Weinmeyer's Sachliche Literatur. 2. Bd. S. 205 fg.

dieser die Ansprüche, welche er zu haben glaubte, auf eine zwar gewaltsame und unrechtmäßige Art durchzuführen, jedoch keineswegs sich an dem Leben der Prinzen seines Herrn zu vergreifen gedachte, vielmehr nach dem Gelingen seines kühnen Entschlusses noch ein Opfer seiner Menschlichkeit ward, vermöge deren er, statt unausfallsam mit dem wichtigen Raube fortzuweilen, dem Prinzen mittheilend eine Erleichterung bot, und darüber Freiheit und Leben verlor. Es hätte den Kurfürsten wol schon gefreuet, nachdem der Himmel die seinem Hause drohende Gefahr glücklich abgewehrt hatte, einen noch treuern Diener zu gewinnen, als derselbe ihm schon früher gewesen war. Kunz von Kauffungen aber gibt, mit seiner gewagten That, ein treffendes Bild jener trotzigen, gewaltigen Ritterzeit, wo das verweigte Recht sofort durch klüne Gewalt geltend gemacht, und Güter, Leben und Freiheit oft genug um einer trotzigen Raune willen ins Feld geschlagen wurden.“

In der letzten Zeit seines Lebens hatte Friedrich noch die Freude, den immer noch fortbauenden Mißbilligkeiten zwischen Weisen und Böhmen ein Ziel gesetzt zu sehen. Der erste Schritt dazu geschah durch eine Verheirathung seines Sohnes Albert mit der Prinzessin Bertha, einer Tochter Georg's von Podiebrad, der nach des Erzherzogs kinderlos von Österreich Tode von den Böhmen im März 1438 zum römischen Könige gewählt worden war⁷¹⁾. So unbegründet auch die Ansprüche waren, die Georg auf einige meißnische Städte und Schlösser machte, welche früher unter böhmischer Hoheit gestanden haben sollten, so nöthigte doch die Furcht vor einem drohenden Kriege Friedrich den Sanftmüthigen und seinen Bruder Wilhelm zur Nachgiebigkeit. Nach einem Vertrage, der am 25. April 1438 unter Vermittelung des Kurfürsten Albert von Brandenburg zu Eger geschlossen ward, erklärten sich die beiden Brüder wegen der streitigen Städte und Schlösser für böhmische Vasallen.

Friedrich der Sanftmüthige starb am 7. Sept. 1464 zu Leipzig im 53. Lebensjahre. In der Kurfürstencapelle zu Meissen, die sein Vater gestiftet, und er selbst vollendet hatte, fand er seine Ruhestätte. Von seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter des Herzogs von Österreich, Ernst's des Eisernen und einer Schwester Kaisers Friedrich's III., hinterließ er die beiden Prinzen Ernst und Albert, die Stifter der beiden Hauptlinien des Hauses Sachsen, und vier Prinzessinnen⁷²⁾. Mit seiner Gemahlin lebte Friedrich in einer sehr glücklichen Ehe. Die häusliche Eintracht ward durch Nichts gestört. Friedrich schenkt seiner Gemahlin etwas mehr weltliche Macht, als ihr mit Zug und Recht zukam, eingeräumt zu haben. Dafür spricht unter andern das in der sächsischen Geschichte unverdorbene Beispiel, daß Margaretha in Solbitz

eigene Rängen durfte schlagen lassen. Sie wird von ihren Brüdern als eine kluge, entschlossene, aber dabei auch herrschsüchtige Frau geschildert. Vielleicht war sie mehr Mann als Friedrich selbst, der einem Weibe und einer Geisteskränke huldigte, die er zum Theil an sich vermischte, und der daher seiner Gemahlin nebst dem Reichsregiment auch das Hausregiment abgetreten zu haben scheint. Von wahrer Entschlossenheit zeugt das Aufgebot, welches Margaretha in Friedrich's Abwesenheit 1440 wegen sächsischen Beistandes an die Stadt Wittenberg ergien ließ. Wie viel sie bei ihrem Ermahle gegolten, beweis das rühmliche Wittenburg, das er ihr in einer letztwilligen Verfügung bestimmte. Sie erhielt als Lehensgräfin das Schloß, die Stadt und Pflanzung Altenburg, nebst den Schlössern zu Leipzig und Liebenwerda, und den Städten Solbitz, Eisenburg und Liebenwerda. Ihren Witwenlohn hatte sie zu Altenburg, wo sie als Stammutter des gesammten sächsischen Hauses am 12. Febr. 1486 im 70. Lebensjahre starb⁷³⁾. In Bezug auf seine Söhne Ernst und Albert hatte Friedrich fünf Jahre vor seinem Tode (1458) die Verordnung getroffen, daß die beiden Prinzen in den als Erbtheil ihnen zugewiesenen Landen gemeinlich herrschen sollten. Nur das Herzogthum Sachsen sollte davon ausgenommen sein, und die darauf bestehende Kurwürde dem ältesten Prinzen allein gebören.

Friedrich's des Sanftmüthigen Charakter und Fähigkeiten lassen sich mit wenig Heckertheiten zeichnen. Er war ein Fürst von guten Anlagen des Geistes und Charakters, besaß von Wohlwollen und Güte. Niedriger lag er in intellectueller Hinsicht. Der gewaltigen Zeit, in die sein Leben fiel, schien er nicht gewachsen. Mangel an Kraft und durchgreifender Entschlossenheit ließ ihn bei den Kämpfen, in die er meist unfreiwillig verwickelt ward, meistens den Kürzen leben. Den Weinamen, den ihm sein Zeitalter gab, verdankte er seiner Neigung zur Veröhnung und Feilschigkeit. Vielleicht zu sehr bewußte ihn ein neuerer Schriftsteller, wenn er ihn „modern fast noch warm nennt, zu nervenschwach, um leidenschaftlich und übereilt zu sein, und zu kurz und alltäglich in gewöhnlicher Entlassung“⁷⁴⁾. (Heinrich Döring.)

FRIEDRICH III., Kurfürst von Sachsen, ältester Sohn des Kurfürsten Ernst, verlebte den Weinamen des Weisen, den ihm sein Zeitalter gab, in mehrfacher Beziehung, als ein staatskluger, patriotischer, gelehrter und humaner Fürst. Er war am 17. Jan. 1483 zu Jorgau geboren. Noch ist ein Schreiben vorhanden, in welchem seine Mutter Elisabeth dem Herzoge Wilhelm von Thüringen dies frohe Ereigniß in den Worten meldet: „Mit Begier und Trüben unseres Gemüths vernehmen wir E. K. Liebden, daß wir nach midter Güte und Verleumdung Bettes des Allmächtigen, auf heute Datum dieses Briefes mit einem schönen Herrn und jungen Sohne zu Sachsen versehen und begnadigt worden sind.“ Unter einer Bescheidenheit, aber musterhaften Erziehung im Geiste seiner Zeit

71) f. *Acta Synodica*, Hist. Bohem., Cap. 72, p. 265 seq. Wälfers's Meißnertagebuch unter Friedrich III. 3. Ab. Cap. 18, S. 735 fg.

72) Die älteste, Änolite, ward mit dem Herzoge Ludwig dem Reichen von Bayern, die zweite, Anna, mit dem Kurfürsten Albert von Brandenburg vermählt; die dritte, Hedwig, ward Änolite zu Gersleben. Zwei Söhne, Friedrich und Alexander, waren noch vor ihrem Vater gestorben (f. *Geo. Spalatinus Vitae aliquot Elector. Saxon.* apud Menckner, T. II, p. 1086 seq.).

73) f. *Schneiders's Biographische Fragmente von der Kurfürstin Margaretha v. (Altenburg 1801.)* 74) Vergl. auch die bereits erwähnten Schriften D. Dörings's Thüringer Oberm. S. 476 fg.

entswickelten sich Friedrich's Anlagen. Mit Eifer betrieb er das Studium der Alten, denen er, nach seinen eigenen Worten, „viel gute Sprüche verdankte.“ Im Lateinischen, obgleich er es nicht gern sprach, besaß er gründliche Kenntnisse. Auch im Französischen soll er, nach dem Zeugnisse seines Biographen Epalatin, ziemlich bewandert gewesen sein. Die noch in spätern Jahren ihm oft wiederkehrende Erinnerung an seine Jugendlehrer spricht für sein dankbares Gemüth und seine Liebe zu den Wissenschaften. Unter den Künsten liebte er vor allen die Musik. Fortwährend, auch noch in spätern Jahren, blieb ihm für diese Kunst ein ungeschwächtes Interesse. Auf seinen Reisen führte er eine eigene Kapelle mit sich, die sein Musikmeister Conrad von Ruppich dirigirte. Er soll auch einen vorzüglichen Klavierspieler besessen haben, „dergleichen Röm. Kaiserl. Majestät und andere Fürsten und Herren weit und breit nicht gehabt.“ Von Jugend auf selbst und rüstig, stand er keinem an körperlichen Übungen nach. Uebrigens soll er, „zu allen Dingen, in Schimpf und Ernst, so viele Geschicklichkeit besessen haben, daß nichts gewesen, das er in seine Hände genommen, das nicht Hände und Füße gehabt hätte.“ Er soll besonders ein geschickter Drechsler gewesen sein. Für die Würde seines Herzens und die Humanität seines Charakters überhaupt spricht seine ungemeine Liebe zu Kindern. Er sah sich gern von ihnen umgeben, wenn er ausritt, und beschenkte sie oft reichlich. Charakteristisch sind die Worte, die er einst bei einer solchen Gelegenheit an einen seiner Diener gerichtet haben soll: „Lieber, gib ihnen, denn heut oder morgen werden sie sagen: es sog einstens ein Herzog von Sachsen vorüber, und ließ uns Kindern allen geben.“

Nach seines Vaters, des Kurfürsten Ernst Lobe (1486), übernahm Friedrich das Herzogthum Sachsen und die darauf stehende Kur. In den übrigen Erbköniglichen Landen regierte er gemeinsam mit seinem jüngern Bruder Johann¹⁾, dem sein Zeitalter den Beinamen des Beständigen gab. Musterhaft war die Eintracht, die vierzig Jahre lang zwischen beiden unverändert bestand. Nur mit ihrem Oheim, Albert dem Beherzten von Meissen, geriet ihm die einiger ungetheilten Lehen wegen in Streitigkeiten, die jedoch durch einen zu Dilsch am 15. Febr. 1491 geschlossenen Vertrag, den der Herzog Georg von Meissen im Namen seines Vaters Albert mit den beiden Brüdern errichtete, wieder beseitigt wurden²⁾. Zwei Jahre nachher, im Jahr 1493, unternahm Friedrich eine Wallfahrt nach Palästina. Genannt werden unter seinen Reisegefährten der Herzog Christoph von Baiern, die Grafen Philipp von Anhalt, Heinrich von Stolberg, Adam von Weichlingen und Baldfar von Schwarzhorn, nebst vielen anderen Rittersn und Herren. Auch sein Leibarzt Martin Dalsch von Meiselsfeld und der berühmte Vater Lucas Kranach gehörten zu Friedrich's Gefolge. In Jerusalem ließ er sich zum Ritter des heiligen Grabes schlagen. Noch im September des obengenannten Jahres (1493) kehrte er wieder nach Sachsen zurück³⁾.

Eine ehrenvolle Auszeichnung ward ihm sieben Jahre nachher zu Theil. Der römische König Maximilian ernannte ihn im J. 1500 zu seinem Statthalter bei dem damals zur Aufrechterhaltung des Landfriedens gestifteten Reichsthat, und wies ihm einen Jahresgehalt von 6000 Gulden an⁴⁾. Auf der Reichsthatssammlung zu Rastatt im J. 1507 ernannte Maximilian während seiner Abwesenheit „den weissen Kurfürsten Friedrich zu seinem und des heiligen Reichs Statthalter General“⁵⁾. Auf diesem Posten, den ihm der Kurfürst Philipp von der Pfalz vergebens zu entreißen suchte, waren ihm, außer dem Kurfürsten Jacob von Trier, noch einige andere Fürsten und Stände als Bicaristatthalter beigelegt worden⁶⁾. Für seinen hellen Geist und seine Liebe zu den Wissenschaften sprach besonders die Gründung der Universität Wittenberg. Die nächste Veranlassung dazu scheint eine Art von Invalidität mit der Leipziger Hochschule gewesen zu sein, die unter dem Schutze des gelehrten Herzogs Georg des Bärtigen kräftig emporblühte. Nachdem Friedrich für das von ihm begründete Institut die kaiserliche Bestätigung erlangt hatte, ward die Universität Wittenberg am 18. Oct. 1502 in seiner Gegenwart feierlich eingeweiht. Zum ersten Rector ernannte er seinen bereits erwähnten Leibarzt Martin Pollich, der früher Professor in Leipzig gewesen war, doch diese Hochschule in Folge eines gelehrten Streites mit einem seiner Kollegen, Simon Viktoris, verlassen hatte. Die neue Universität ward nach dem Muster der Hochschulen von Bologna und Tübingen eingerichtet. Von der Universität zu Prag unterschied sich die wittenberger Hochschule dadurch, daß sie statt der dort eingeführten vier Nationen vier Facultäten erhielt. Friedrich interessirte sich lebhaft für das neue Institut, das er seine Tochter zu nennen pflegte. Er sparte keine Bemühung, tüchtige Lehrer des In- und Auslandes herbeizuziehen. Durch Martin Pollich, durch den berühmten Peter von Ravenna, der zuerst das römische Recht in den sächsischen Landen gelehrt haben soll, durch Luther, Melancthon und andere ausgezeichnete Männer hob sich die wittenberger Hochschule bald so, daß sie den Ruhm der Leipziger Universität fast verdunkelte.

Durch die übertriebenen Forderungen der Erzbischöfe von Mainz, unter deren Schutze die Stadt Erfurt stand, und durch gewissenlose Verwaltungen der Finanzen waren die öffentlichen Cassen so erschöpft worden, daß der Stadtrath zu Erfurt im Mai 1508 sich genöthigt gesehen hatte, das Schloß und Amt Capellenborn mit des Kaisers Bewilligung für 8000 Goldgulden an Friedrich den Weissen wiederkauflich zu überlassen⁷⁾. Die Folge davon waren Unruhen und Aufstände unter der Bürgerchaft zu Erfurt. Diese Bewegungen dauerten, mit ziemlichem Heftigkeit, bis zum Jahre 1516. Nach dem um diese Zeit zu Raumburg geschlossenen Vergleich erhielt Friedrich die Schug-

lung vermissteter Reichthümer zur sächsischen Geschichte. 3. Th. S. 109 fg. Müller a. a. D. S. 55 fg.

4) f. Müller's Reichthatsstat. 1. Bd. Cap. 2. S. 12 fg.

5) Imperii locumtenens generalis. 1. Bd. Cap. 2. S. 12 fg.

6) f. Müller's Geschichte. 3. Th. Cap. 1. S. 712 fg.

7) f. Müller a. a. D. S. 65.

1) Er war am 30. Juni 1467 geboren. 2) f. Rünig's Reichthatsstat. Part. spec. Cap. 11. S. 251 fg. Müller's Geschichte. 3. Th. Cap. 1. S. 712 fg.

3) f. (Grundrig und Richtig) Comm-

gerechtigkeit über Erfurt, welche bisher die Erzbischöfe von Mainz gehabt hatten¹⁾. Besonders wichtig für Friedrich war die vom Kaiser 1507 auf der Reichsversammlung zu Kosteln ihm verliehene Anwartschaft auf die lauenburgischen Lande und die Herzogthümer Jülich und Berg. Gleich andern Reichsfürsten vermögliche auch Friedrich in seinen Staaten die Entrichtung einer Vermögenssteuer, der gemeine Pfennig genannt, weil diese Abgabe sowohl die mittelbaren als unmittelbaren Reichsglieder traf. Er sah aber voraus, daß eine so ungewöhnliche Steuer großes Aufsehen erregen möchte, und beschloß daher, im Einverständniß mit seinem Bruder Johann, jene Abgabe von seinen Untertanen gütlich zu fordern, durch besondere Ausschreiben, die er an die Grafen und Prälaten, an die Ämteleute, die Ritterschaft und die Städte ergehen ließ. Von 1000 rheinischen Gulden sollte einer bezahlt werden, und von 500 halb soviel. Freigeistlich ward dem, der mehr als 1000 Gulden besaß, wie viel er über einen Gulden geben wollte, und wer weniger besaß als 500 Gulden, und sein 15. Jahr zurückgelegt hatte, durfte nur den 24. Theil eines Guldens entrichten. Vier Jahre sollte, nach Friedrich's Bestimmung, diese Abgabe dauern. Mit dem Einsammeln derselben beauftragte er die Ortsgemeinden und einige ihnen beigeordnete Personen. Diese Steuer dünnte aber den Landständen so drückend, daß Friedrich's Mandaten wenig Folge geleistet ward, und seine Räthe ihre Wohnungen verdoppeln mußten. Erzählt wird, daß besonders ein Graf Walchazar von Schwarzburg jene Abgabe hartnäckig verweigert habe. Sein noch erhaltenes Schreiben an den Kurfürsten enthielt die naive Äußerung: „Unädiger Fürst und Herr, meine Frau würde mich wahrlich schlagen, wenn ich immer meiner Lust nachgöge und sie nicht zu meinen Dingen. Ich wollte gern die armen Stumpfen zusammenschicken, auf daß ich euch unversehrtlich dienen könnte. Aber ich darf wahrlich wegen meiner Frau nicht zuschlagen. Ew. Gnaden nehme ein Weib, Ihr werdet wohl sehen, wie es zugeht“²⁾.

Durch eine geschärfte Gerichts- und Polizeiordnung suchte Friedrich mannichfachen Mißbräuchen zu steuern, die sich in die innere Landesverwaltung Sachsens und Thüringens eingeschlichen hatten und sich immer weiter zu verbreiten drohten. Diese Polizeiordnung erinnerte an eine ähnliche, zu welcher einer seiner Vorfahren, der thüringische Kurfürst Herzog Wilhelm, 1451 durch den päpstlichen Legaten Johann von Campitran aufgeführt worden war. Vor Allem drang Friedrich auf die strenge Beobachtung der Fast- und Feiertage. Wer an solchen Tagen in seinem Hause Zechgelage, Spiel und Tanz erlauben würde, sollte von jeder Person drei Groschen und jeder Einzelne zwei Groschen Strafe bezahlen. Die sogenannten Gemeinbiere, die bisher zu gewissen Zeiten üblich gewesen, sollten gänzlich abgeschafft werden; nur in den Weihnachts-Tagen sollte das Trinken des Gemeinbieres erlaubt sein. Einem Manne oder einer Frau war erlaubt, für sich und

ihr Gefinde höchstens für zwei Groschen Wein oder Bier aus Credit zu nehmen. In Städten ward an Werktagen das Zechen im Sommer bis neun Uhr, im Winter bis acht Uhr erlaubt. Das unmäßige und „unpfligliche“ Zutrinken ward bei harter Strafe verboten. Reicher Graf, Ritter, Herr oder auch fürstlicher Beamter dies Gebot übertreten würde, sollte seiner Dienste entlassen und nach Befinden gefaßt werden. Diner und anderes gemeines Volk sollten, dafern sie solcher Vergehen schuldig gemacht, vom Hofe und Dienste gewiesen und innerhalb Jahresfrist von seinem im ganzen Lande aufgenommen, auch wohl mit vierhundertfacher Verbüßung bestraft werden. Ebendies sollte auch für die Landknechte des Adels und der Geistlichkeit gelten; der Adel selbst aber sollte im Uebertretungsfalle der fürstlichen Ungnade und außerdem harter Strafe verfallen. Gemeine Bänzer und Diensthoten in den Städten sollten zwei Wochen lang, Bauern aber nur eine Woche aus eigne Kosten im Gefängniß sitzen. Wer das Gebot zum zweiten Male übertretet, sollte die doppelte Strafe leiden. Wörber, Vordrenner, Straßenräuber und Gehehrer sollten nirgends im Lande sicher sein und von Jedermann verfolgt werden.

Einer weilen Beschränkung unterwarf Friedrich die unmäßige Kleiderpracht und den sonstigen Luxus seiner Unterthanen. Beordnet ward von ihm, daß eines Ritters oder Edlen Hausfrau, Schwestern und Tochter nicht mehr an Schmuck und Kleidung tragen sollte, als für 520 Gulden. Stoffe von Gold und Silber, Sammet und Seidenzeug sollten nur zu ganzen Kleibern verschitten werden; doch ward den vornehmen Frauen erlaubt, eine Elle von solchem Zeuche zum Besatze des Kleides oder des Gürtels zu brauchen. Fremde Weine sollten nur in zwei Städten, besonders in den fürstlichen Residenzen, und zwar in ganzen Kässen, eingeführt werden. In gleicher Weise suchte Friedrich der Verschwendung und dem Aufwande bei Verlobnissen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und andern feierlichen Gelegenheiten zu steuern. Auch in der Justiz, besonders im Civilrechte, traf Friedrich manche theilsame, das Gemeinwohl fördernde Anordnungen. In bürgerlichen Rechtsangelegenheiten sollten die Anwälte nur vor den Ämtern und Stadtrichtern erscheinen dürfen, und eiblich versichern, daß sie sich der Sache eines Jeglichen nach ihrem besten Wissen und Gewissen annehmen und bloß auf ihre bestimmten Gebühren Anspruch machen wollten. Den adelichen und geistlichen Gendeten sollen nur in prinzipiellen Rechtsfällen Anwälte gestattet sein. Für eine Klage in bürgerlichen Sachen sollte der Anwalt nicht mehr als einen Groschen nehmen; höher war seine Gebühr in prinzipiellen Sachen. Für zweckmäßig erachtete es Friedrich noch insbesondere, der zunehmenden Macht des Klerus und den Eingriffen der Geistlichen in die weltliche Gerichtsbarkeit kräftig Einhalt zu thun. In der hierüber erlassenen Verordnung klagte Friedrich, daß die Geistlichen das gemeine Volk geringer Vergehen wegen oft hart strafen und Alles mit Geld und Geldwerth büßen ließen; daß sie sich weigerten, plötzlich Geforderte unentgeltlich zu begroben; daß oft geistliche Boten mit Ablassbriefen umherzögen, um von den armen Leuten

1) J. Falkenhein's Historie von Erfurt. S. 431 fg. Müllers a. a. O. S. 65, 70. 2) Egl. Heinrich Döring's Thüringer Chronik. S. 539 fg.

Selt zu erpressen; daß die Geistlichen selbst sich des unmäßigen Zutrinkens nicht enthalten, und in manchen Städten und Dörfern sich sogar unterfangen hätten, selbst Wein und Bier zu schenken, was dergleichen Klagen und Vorwürfe mehr waren¹⁰⁾.

Das merkwürdigste und legendreichste Ereigniß unter Friedrich's Regierung waren die wegen des päpstlichen Ablasshandels entstandenen Bewegungen, die durch das kühne Auftreten Martin Luther's eine der denkwürdigsten Revolutionen in der Kirche und in dem Staate veranlaßten. Friedrich besaß viel Klugheit und Mäßigkeit, als daß er jenen Mann, einen der berühmtesten Lehrer der wittenberger Hochschule, nicht hätte schützen sollen in dem ebenso gewaltigen als bedenklichen Kampfe gegen die Mißbräuche der Hierarchie. Er brachte es daher durch den Cardinal Cajetan, den Leo X. als seinen Legaten 1518 auf den Reichstag nach Augsburg geschickt hatte, durch wiederholte Vorstellungen endlich dahin, daß Luther nach Augsburg gehen sollte, statt nach Rom, wohin ihn der Papst citirt hatte. An Friedrich's Gehorsamkeit scheiterten auf dem erwähnten Reichstage des Kaisers Bemühungen, seinem Enkel, Karl von Spanien, die Würde eines römischen Königs zu verschaffen. Deshalb der Kurfürst dem Kaiser entgegen war, läßt sich nicht genau bestimmen. Vielleicht hielt Friedrich, ungeachtet ihm sein Interesse an das Haus Habsburg fesselte, die Wahl eines so mächtigen Fürsten, wie Karl von Spanien, der deutschen Freiheit gefährlich. Annehmen läßt sich auch, daß Friedrich sogar ein Interregnum wünschte, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, als Reichsfürst der von ihm geübten Lehre Luther's immer mehr Aufnahme und Ausbreitung zu verschaffen.

Überraschend war für Friedrich ein Schreiben, das er am 25. Oct. 1518 von dem Cardinal Cajetan erhielt. Dringend ward er in diesem Briefe ermahnt, Luther's entweder nach Rom auszusondern, oder ihn aus dem Lande zu jagen, damit nicht „wegen eines einzigen Mönchleins seine und seiner Vorfahren Ehre verdunkelt werde“¹¹⁾. Friedrich scheint eine Zeit lang unentschlossen gewesen zu sein, ob er Luther's verlassen, oder durch seinen fernern Schutz sich selbst mannichfachen Gefahren aussetzen sollte. Von diesen Schranken befreite ihn Luther's Antwort, dem er des Cardinals Brief gesandt hatte. Diese sehr ausführliche Antwort¹²⁾ war so freimüthig und überzeugend, daß Friedrich die Auslieferung Luther's entschieden mit dem Bemerken ablehnte, daß derselbe noch keines Irrthums überführt worden, und daher nicht als Ketzer zu betrachten sei. Auch für seine Universität, fügte Friedrich in seinem Schreiben an den Cardinal hinzu, würde Luther's Verlust ein unersetzlicher Schade sein; denn durch diesen Mann habe Wittenberg schon viel gewonnen und werde künftig durch ihn noch mehr gewinnen. Noch kräftiger

als bisher konnte Friedrich den kühnen Reformator gegen offene Gewalt schützen, als er nach des Kaisers Maximilian's Tode im November 1518 zum Reichsfürsten ernannt worden war. Die ihm angetragene teutsche Kaiserkrone lehnte Friedrich ab. Weder das Maß seiner Kräfte, noch seine Einkünfte hielt er einer so hohen Stellung angemessen. Unter den Hauptbewerbern um die teutsche Krone, Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich, gab er jenem den Vorzug. Seine eigenen Äußerungen verdienen hier eine Stelle. „Wir brauchen“, sagte Friedrich¹³⁾, „einen mächtigen Kaiser. Ich kenne aber Niemanden, der in dieser Hinsicht dem Könige von Spanien gleichkäme. Karl verdient daher wegen seiner großen Macht, und weil er ein Teutscher ist, allen Andern vorgezogen zu werden; doch erfordert die Klugheit, ihn durch gewisse Bedingungen einzuschränken, um die alte teutsche Freiheit und Verfassung zu sichern.“ Diese Äußerungen Friedrich's hatten zur Folge, daß die übrigen Kurfürsten sich einstimmig für Karl von Spanien erklärten, der unter dem Namen Karl V. am 25. Juni 1519 zum römischen Könige und künftigen Kaiser gewählt ward. Besondere Erwähnung verdient der Gehmuth und die Uneigennützigkeit, womit Friedrich ein sehr bedeutendes Geldgeschenk zurückwies¹⁴⁾, welches ihm Karl V. für den ihm geleisteten Dienst gesandt hatte. Auch seinen nächsten Umgebungen verbot Friedrich, etwas anzunehmen. Ebenso wenig fand sich seine Eitelkeit gekränkt durch das Geschenk einer geweihten goldenen Rose, wodurch der Papst jährlich einen der angelegensten und würdigsten Fürsten auszuzeichnen pflegte¹⁵⁾. Vielleicht war Empfindlichkeit über die lange Verzögerung dieses Geschenke der Grund, weshalb Friedrich es ablehnte, in eigener Person die heilige Rose zu empfangen, die ihm der sächsische Kammerherr Karl von Wittig als päpstlicher Nuntius überreichen wollte. Friedrich ließ das ihm bestimmte Geschenk nebst den päpstlichen Bullen durch einige seiner Räthe in Empfang nehmen. Diese Ceremonie fand am 25. Sept. 1519 in Altenburg statt.

Seinen Gefinnungen gegen Luther und dem Entschlusse, ihn unter allen Umständen zu schützen, blieb Friedrich auch da noch treu, als er die erschütternde Nachricht erhielt, daß der lang gedrohte päpstliche Bannspruch des kühnen Mannes Haupt getroffen. Fast scheint es, als habe Friedrich's vorsichtige Natur nicht sogleich den rechten Standpunkt für die Sache finden können. Er fürchtete viele Kämpfe ohne einen Sieg, viel Haß und Unheil, ohne daß am Ende etwas Gutes daraus hervor gehen möchte. Schon bei der ersten päpstlichen Bulle hatte es ihn überfallen, Alle, die Luther'n schützten würden, mit dem Banne bedroht zu sehen. Um sich und seiner Würde Nichts zu vergeben und eine Art von Rächtschmäh für seine Handlungssweise zu bekommen, suchte er das

10) M. Wälder's Reichstags- und Landtags-Verhandlungen unter Maximilian I. Böhmer, III. Cap. 27. S. 99 fg. 102, 105 fg. Dring. u. a. O. S. 335 fg.

11) f. Acta Martin Lutheri ap. Dat. Legatum Apostol. etc. in Lutheri Opp. T. I. p. 193 b seq. 12) f. Epistolae in eodem Friedrich's de Besseln in der Sammlung verschiedener Nachrichten zur sächsischen Geschichte. S. 2b. S. 50.

13) Geyser, v. M. u. a. 2. Urtheil. S. XLX.

14) Geo. Sabini (Philipp Melanchthon's) Hist. elect. et coronat. Caroli V. ap. Schard. T. II. p. 844. 15) Es sollen

100,000 Dukat. gewesen sein; f. Heinrich's Handbuch der sächsischen Geschichte. 3. Th. S. 40. 13) f. Capitan's Urkunden zu Lenzel's Bericht vom Anfang der Reformation. 2. Th. S. 56 fg. Bgh. S. 42 fg. 53 fg.

Urtheil verständiger Männer über Luther einzuholen. Dies saß überall günstig lautende Urtheil bekräftigte ihn in dem Entschlusse, den kühnen Streiter Gottes, soweit seine Kräfte irgend reichten, auch ferner zu scheitern. Mit einem treffenden Scherz hatte ihm der gelehrte Erasmus von Rotterdam seine Meinung in den Worten geäußert: „Luther habe hauptsächlich in zwei Dingen gefehlt, nämlich darin, daß er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäume gegriffen.“ Ubrigens hatte Erasmus in seinem Schreiben an den Kurfürsten den Wunsch geäußert, daß Luther seine zu große Festigkeit zügelte und etwas vorsichtiger zu Werke gehen möchte. Gleicher Ansicht war auch Friedrich, der bei jedem Unternehmen die Würde und den Frieden zu erhalten wünschte. Er empfahl daher Luthern mehr Mäßigkeit¹⁶⁾. Den nächsten Anlaß hierzu hatte ein Schreiben des Herzogs Georg von Sachsen gegeben, der Alles aufgeben hatte, den Kurfürsten zum Abfalle von Luther und zur Unterdrückung seiner, die offenbare Keterei athmenden, Lehre zu bewegen¹⁷⁾.

Friedrich ward dadurch an Luther nicht irre. Selbst den kühnen Schritt des Verbrennens der päpstlichen Bulle scheint er nicht offenbar gemüthlich zu haben. Dringend widerrieth er das persönliche Erscheinen Luther's auf dem Reichstage zu Worms. Als Friedrich von Söta, wo er längere Zeit verweilt, im November 1520 nach Sachsen zurückkehrte, empfahl er Luther's Anwesenheit und ihn selbst zweien Männern, die bei dem Kaiser in besonderer Gunst standen, dem Grafen Heinrich von Nassau und einem Herrn von Gheures. Beide batte Friedrich auch nachher noch schriftlich ersucht, ihren Einfluß auf Karl V. zu benutzen, damit Luther nicht ungehört verdammt und unterdrückt werden möchte¹⁸⁾. Über diesen Punkt suchte ihn ein kaiserliches Schreiben zu beruhigen, das er aus Oppenheim erhielt. In der Antwort auf jenen Brief äußerte Friedrich, daß er des Auftrags, Luthern zur Reichsversammlung zu bringen, gern überhoben sein möchte. Er fürchte, fügte er hinzu, in Worms für Luther's Sicherheit, da er gehet, daß mehrere seiner Schriften in Mainz und in andern Orten verbrannt worden. Ehe Karl V. diese Antwort erhielt, bekam Friedrich von ihm ein zweites Schreiben, worin der Kaiser von ihm verlangte, daß er Luthern in Wittenberg zurücklasse, oder, falls derselbe noch vor seiner Abreise widerstehen würde, ihn doch nicht weiter als bis Frankfurt begleiten sollte; denn es wolle verlauten, der Bannstrahl, der Luther's Haupt getroffen, treffe auch alle diejenigen, die ihm ihren Schutz angedeihen ließen¹⁹⁾.

Einen tiefen Eindruck machte auf Friedrich's tiefschlendes Gemüth die unerschütterliche Festigkeit, womit Luther vor der Reichsversammlung zu Worms seiner religiösen Überzeugung treu blieb und sie durch die Schlussworte seiner Rede bekräftigte. Friedrich setzte einen Stolz

darein, eines solchen Mannes und einer solchen Sache sich angenommen zu haben. In einem Gespräche mit Epilatin gab er seine Freude sehr lebhaft zu erkennen²⁰⁾. Als Luther, in Begleitung des laienlichen Herodes, am 26. April 1521 Worms wieder verließ, traf Friedrich, ernstlich um ihn besorgt, geheime Maßregeln zu seiner Sicherheit. Es geschah auf Friedrich's Veranlassung, daß Luther Nachts im thüringer Walde bei dem Schlosse Altenstein in Meinungen von zwei verkappten Knechten²¹⁾ angehalten und von ihnen heimlich nach der Wartburg entführt ward²²⁾. Seinen dortigen Aufenthalt hielt Friedrich so geheim, daß er ihn selbst seinem Bruder Johann verschwieg, der erst später davon in Kenntniß gesetzt wurde. Besser hätte Friedrich Luthern kaum schätzen können. In dem er ihn seinen Gegnern entzog, verleitete er sie zu dem Glauben, daß Luther wahrscheinlich in die Hände seiner Feinde gefallen und von ihnen dem Tode oder ewiger Haft geweiht worden sei²³⁾.

Seine Weisheit und Mäßigkeit zeigte Friedrich, wie bei mehreren anderen Gelegenheiten, auch besonders bei den kirchlichen Neuerungen, welche die Stadt Wittenberg in zwei Parteien theilten und gefährliche Austritte bedürftig ließen. Mehrere Augustinermönche hatten das dortige Kloster verlassen; die andern aber, die noch geblieben, hängten auf eine Veränderung der Ordensregel und des äußern Gottesdiensts. Hartnäckig bestanden sie auf der Abschaffung der Privatmessen, und verlangten, das das Laien das Abendmahl in beiderlei Gestalt genossen werden sollte. Über diese Neuerungen befragte sich der Prior des Augustinerklosters zu Wittenberg bei dem Kurfürsten. Bei der allgemeinen Erörterung der Gemüther ärgerte Friedrich ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Er besprach sich zuvor mit seinen Theologen, und suchte, vor jeder Uebersetzung warnend, sie zu solchen Schritten zu bewegen, die der guten Sache nicht schaden und doch Zwist und Aufruhr verhindern²⁴⁾. Dabei bewies er eine unerschütterliche Charakterfestigkeit. Vergebens bot der Papst Hadrian VI. alle ermittelnden Mittel auf, ihn für sich zu gewinnen und ihn zum Abfalle von Luther und zur Unterdrückung der Reformation zu bewegen²⁵⁾. Die ungeschlachte, grobe Sprache in einem an ihn gerichteten Schreiben verletzte ihn so, daß er seinen Unwillen darüber sehr lebhaft zu erkennen gab. Gegen den für die Lutherische Kirche sehr ungünstig ausgefallenen Reichsabschied auf dem Reichstage zu Nürnberg im März 1524 protestirte Friedrich kräftig. Die letzte Zeit seines Lebens trübten die Verbercerungen und Grauel des Bauernkrieges, der durch die harten Bedrückungen, unter denen der Landmann lebte, schon lange vorbereitet, endlich durch Thomas Münzer und andere Schwärmer zum Ausbruche kam.

16) f. Lutheri Epp. T. I. Ep. 130. p. 227 b. seq. 17) Bol. Heinrich's Sendbuch der sächsischen Fürstbischöf. I. 24. S. 51. 18) f. Capricius's Urkunden zu Tengel's Bericht vom Anfang der Reformation. I. 24. Nr. 44. S. 194 fg. 19) f. Opprian a. a. O. I. 24. S. 429 fg.

20) f. Spalatin's Annal. Reform. p. 40 seq. 21) Dem Schloßbaumeister zu Wartburg, Johann von Schleich, und Burkard Hund von Altenstein. 22) f. Spalatin's l. c. p. 50 seq. Lutheri Epp. T. I. Ep. 236. p. 324. Ep. 239. p. 328 b. 23) f. Werner's Geschichte des sächsischen Volkes. S. 142. 24) f. Luther's Werke. (Leipziger Ausgabe.) I. 24. S. 16 fg. 25) f. Lutheri Op. Jen. Lat. T. II. p. 336 b. 341 seq.

Witten unter diesen Stürmen, nicht lange vor dem blutigen Tage von Frankenhausen, starb Friedrich der Weise am 5. Mai 1525 auf dem Schlosse zu Kochau, dem nachherigen Annaburg, im 63. Jahre. Durch die unruhvolle Zeit, deren Kämpfe den greisen Fürsten ermüdeten, schien ihm das Leben gleichgültiger geworden. Im Vorgefühle seines Todes sprach er 14 Tage vor demselben zu einem seiner Kammerdiener: „Wenn mein lieber Gott will, so will ich gern von dieser Welt, denn es ist doch weder Liebe noch Wahrheit, weder Treue noch Gutes hier auf Erden.“ Seinen treuen Spalatin, der sich nach seinem Befinden erkundigte, grüßte er mit den Worten: „Ihr thut wohl, daß Ihr zu mir kommt, denn Kranke soll man besuchen.“ So schloß er, die nahe Trennung vor Augen, sich noch näher an die an, die er liebte. Er hielt es nicht unter seiner Würde, seine Diener um Verzeihung zu bitten, in der Voraussehung, daß er sie vielleicht unwissend und unverdient gekränkt habe. Es war ein schöner Zug seiner wahrhaft christlichen Gesinnung. „Liebe Kinder,“ sprach Friedrich, „ich bitte euch um Gottes willen, wo ich eurer Einen irgend erzürnt hätte, es sei mit Worten oder Werken, ihr wollet mirs um Gottes willen vergeben und wollet andere Leute auch bitten, sie wollten mirs mit Gottes Hilfe vergeben; denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung und das nicht taugt.“ — Wenige Stunden vor seinem Tode gedachte Friedrich noch mit Nührung Luther's. Er wünschte ihn zu sprechen, um ihm Lebewohl zu sagen. Man fandte nach ihm, fand ihn jedoch nicht, weil er sich am Halse aufhielt. Durch den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt bekannte sich Friedrich noch sterbend als Anhänger der neuen Lehre, die er im Leben kräftig geschützt, wenn er sich auch nicht unmittelbar für dieselbe erklärt hatte. Die von ihm gestiftete Schlosskirche zu Wittenberg empfing seine irdischen Überreste. An seinem Grabe sprach Hr. Auerbach die charakteristischen Worte: *Fuit silius pacis, idco pacifice obijt.*

Mit Recht folgte seiner ensiehenden Seite das Zeugniß nach, daß er ein Sohn des Friedens gewesen. Troß der unruhvollen Zeit, in die sein Leben fiel, hatte er im Laufe seiner ganzen Regierung keinen Krieg geführt. Seine Besonnenheit, die allgemeine Achtung, die ihm als einem der mächtigsten, klügsten und edlichsten Fürsten allgemein geößt ward, ließen ihn auf friedlichem Wege das Erreichen, was Andere mit Hilfe des Schwertes erkämpften. Ehergiß war seinem Charakter fremd. Er hätte nicht ohne Erfolg seine Hand nach der ihm angeborenen Kaiserkrone ausstrecken können. In Betracht seiner vorgeführten Jahre zog er es jedoch vor, dem ihm von Gott anvertrauten Lande seine Regententätigkeit ungetheilt zuzuwenden. Seine erste teutsche Einmisset zeigte Friedrich, als er bei dem eifrigen Bewerben fremder Fürsten um die teutsche Kaiserkrone es weder für gut, noch anständig hielt, sie einem Fremdlinge zu reichen, und sie deshalb Karl V., der aus einem teutschen Hause stammte, zuzuwenden baß, doch vorsichtig genug war, die erste Abdication zwischen Kaiser und Reich zu Stande zu bringen, die für das Scheiden des damals entstehenden

den Werth der Kirchenverbesserung von den besten Folgen war“).

Wie sehr er Luther's Lehre schätzte, hatte er durch den Schutz bewiesen, den er ihm gegen den Bann des Papstes und die vom Kaiser ausgesprochene Reichsacht angedeihen ließ. Dennoch hatte er die Achtung gegen Beide nicht verlegt. Statt einer hartnäckigen Widerständigkeit beschränkte a sich nur auf den Einwand, daß er Luther's jenen Strafen nicht eher für verfallen erachte, als bis derselbe mit seinen aufgestellten Grundsätzen derriedigend widerlegt worden sei. Mit Friedrich sank die schönste und erste Säule, die der Reformation zur Stütze diente. Zwar hatte er sich, wie bereits erwähnt, eigentlich nie offen und unumwunden für sie erklärt. Aber sein Glaubensbekenntniß lag in seiner Handlungsweise, nicht in bloßen Formeln. Er hatte die neue Lehre in seinen Landen vielfach begünstigt, hatte ihr Ansehen und Verhältnisse eingeräumt, um sie zu verständen und zu vertheidigen. Er hatte, wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, die Reformation unter seinem Herzen genährt und gepflegt; sie war gewissermaßen sein Kind, nur daß sie nicht seinen Namen trug.

Friedrich der Weise war unvermählt geblieben, der gewöhnlichen Annahme nach aus liebender Rücksicht für seinen Bruder Johann und dessen Nachkommenschaft. Daß von einem so innigen, tief fühlenden Gemüthe, wie das seinige war, die Empfindungen der Liebe nicht ganz ausgeschlossen sein konnten, ist leicht begreiflich. Doch scheint ihn dies Bedürfniß nie zum Aufstande oder zu besondern Protectionen verleitet zu haben. In seinem Testamente vom Jahre 1525 werden zwei natürliche Söhne Friedrich's erwähnt, Friedrich und Borsell. Jedem derselben hatte er ein Jahrgeld von 500 Gulden nebst dem Schlosse Jessen und einigen Gütern bestimmt“). Er soll sie mit einer gewissen Anna Heller von Mölsdorf erzeugt haben“), die auch vielleicht die Mutter des „Kägleleins von 13 Jahren“ ist, das Friedrich, wie er sich in seinem letzten Willen ausdrückt, „gern zu Ehen versehen wollte“). Der Mutter seiner beiden natürlichen Söhne hatte er ein Legat von 200 Gulden ausgesetzt. Unter seiner Dienerschaft, die er, wie Spalatin erzählt, sehr großmüthig in seinem Testamente bedacht, hatte er auch seinen Hofnarren nicht vergessen. „Albrechten, meinen Narren,“ hatte er ausdrücklich verordnet, „soll mein Bruder zu sich nehmen, den bekaltien, und ihm kein Leid thun lassen““). Der gleichen Lustigmacher scheinen bei ihm viel gegolten zu haben wegen der oft beachtenswerthen Lehren, die sie ihm ertheilten. In besonderer Eunst stand bei ihm der bekannte Klaus von Kantsch, gewöhnlich Klaus Karr genannt. Ihn fragte Friedrich, als man ihm einst zu einer Erbtheilung mit seinem Bruder Johann gräßten, um seine Meinung. Ehergend sprach Klaus: „Fris, gib mir deinen besten Staatsrod, und ich will dies sagen.“

29) J. Wölter für literarische Unterhaltung, 1849, Nr. 19. S. 75. 30) J. Friedrich's bespeltet Testament in Schützgen's Nachrich. II, 2d. S. 68 ff. 31) J. Wölter's Schützgen's Nachrich. 2. Abth. S. 75. 32) J. Schützgen a. a. O. S. 68. 33) J. a. a. O. S. 72.

Als ihm das Kleid gebracht wurde, schnitt es Klaus mit einer Schere in zwei Hälften, zog die eine an, und trat vor den Kurfürsten mit den Worten: „Nun, wie gefallt ich dir?“ Friedrich lächelte und wollte den Narren seines Schalkstreichs wegen züchtigen lassen. Klaus aber erwiderte ganz ruhig: „Seht, gnädiger Herr, dieser Rock, da er noch ganz war, kleidete Jeden wohl, der ihn anzog. Jetzt, zerhackt, taugt er für Niemand. Eben darum laßt auch das Land ganz und ungetheilt. Hätt ihr doch sämtlich Raum darin, ihr mögt nun einer oder vier sein.“ Des Hofnarren Lehre erregte das verderbte Kleid. Friedrich's ungetheilte Herrschaft mit seinem Bruder war durch Weider Eintracht fegender für ihre Unterthanen, und besonders rechtfertigten die letzten Regierungsjahre des Kurfürsten das Lob, das ihm einer seiner Zeitgenossen in den Worten spendete: „An Friedrich ist Vieles schön, ein schön gebildeter Körper und ein majestätisches Ansehen, ein ruhiges und gefestigtes Gemüth, ein durchdringender Verstand und ein treues Gedächtniß, ein brennender Eifer für Religion und ein überwiegendes Verlangen nach Frieden und Ruhe. Er ist ein Mann von so herrlichem Charakter, daß er Jedermann liebt, Niemanden haßt, langsam ist zum Zorn, bereit zum Erbarmen, großmüthig und voll Eifer für die Kirche und die Vertheidigung der göttlichen Ehre. Dazu kommt seine Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Sanftmuth, seine Frömmigkeit und Gottesfurcht, und zwar in hohem Grade. Friedrich, das Ebenbild aller Tugenden, begünstigt und erhebt jedes rechtschaffene Herz, und liebt alle guten Köpfe. Jenen gibt er Ehrenstellen, diesen Priester- und Ehrentitelstellen. Die Fremden nimmt er lieblich auf, tödt sie mit Aufmerksamkeits, begegnet ihnen großmüthig, und verläßt Jedermann einen guten und leichten Zutritt. Niemand verläßt ihn, der ihn einmal kennt; nicht des Fürsten Stolz, nur eigene Unwürdigkeit kann ihn von Friedrich entfremden.“

Sein Nachfolger in der Kur und dem Herzogthume Sachsen war sein Bruder Johann der Beständige, der mit ihm bisher in den Ernestinischen Landen gemeinsam regiert hatte. Ein Bildniß Friedrich's des Besessenen befindet sich in H. Meynert's Geschichte des sächsischen Völkers und vor der unten erwähnten Schrift³¹⁾.

(Heinrich Döring.)

FRIEDRICH AUGUST I., Kurfürst von Sachsen, als nachheriger König von Polen August II., jüngerer Bruder des Kurfürsten Johann Georg IV., folgte diesem, der aus einer unglücklichen Ehe mit der verwitweten Markgräfin von Ansbach keine Kinder hinterlassen hatte, 1694 in der Kurwürde. Er war am 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Die Natur schenkte ihm mit allen Vorzügen ausgestattet zu haben, durch die er sich geistig und körperlich geltend machen konnte³²⁾. Von den

Hofleuten ward er in seiner Jugend gewöhnlich das schöne Prinzein genannt. Durch frühzeitige Übungen im Reiten, Fechten, Fahrenschwingen, Ringeltrennen, Tanzen, Ballschlägen u. s. w. ward seine angeborene Körperkraft zu einer wahrhaft heroischen Stärke ausgebildet, die, als er heranwuchs, sich in fast ungläublichen Proben bewährte. Ob dazu der Umstand beigetragen, daß ihm als Säugling die Milch einer trächtigen Köchin theilweise im Gekochten, muß dahin gestellt bleiben³³⁾. Seine Muskelkraft mochte sich wohl hauptsächlich durch die eifrigen Kugeln entwickelt haben, die ihn sein Exercitiennagel erst halten, dann werfen und zuletzt schwingen ließ. Auch die Ausbildung seiner Geisteskräfte war unter der sorgfältigen Erziehung, die er mit seinem Bruder Johann Georg IV. erhielt, nicht zurückgeblieben. Wie, Selbstständigkeit und Kunstsinne waren vornehmlich unter seinen Naturanlagen. Zu einer eigentlichen Reife des Verstandes gelangte er nie. Eitelkeit, Prachtliebe, vor allem aber ein ungezügelter Hang zur Wollust, bei dem ihm die höhere Liebe nur als Maske diente, verwandelten seine innern und äußern Vorzüge nur zu bald in bloße Mittel zur Erreichung seiner unlauteren Zwecke und zur Befriedigung seiner zügellosen Begierden, die er durch Geiz und Prunk fruchtlos zu verdrängen bemüht war.

Nicht zu leugnen ist, daß Friedrich August durch die großen Reisen, die ihn im J. 1687 nach Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn führten, seine Welt- und Menschenkenntniß erweitert und seinen Geschmack ausgebildet hat. Er nahm sich insofern die größte Wichtigkeit des französischen Hofes unter Ludwig XIV. zum Vorbilde, und suchte an Prunklust und Verschwendung mit jenem Monarchen zu wetten. Die spanische Romantik, die er ebenfalls von seinen Reisen zurückbrachte, verlor ihren keuschen Kitz durch seine unüberwindliche Sinnlichkeit zu niedriger Sinnlichkeit. Es war vielleicht mehr Veränderungssucht, als eigentlicher kriegerischer Sinn, was ihn im J. 1689 gegen, seinen Vater in den drei letzten Feldzügen am Rheine zu begleiten. Nach seines Vaters Tode (1693) vermählte er sich mit der Prinzessin Christine Eberhardine von Braunschweig. In dem genannten Jahre reiste er abermals nach Italien. kaum zwei Monate nach seiner Heimkehr erhielt er durch seines Bruders Tod die Regierung. Schon früher hatte er in Wien mit dem Könige von Ungarn und nachherigen Kaiser Joseph I. eine Art von Freundschaftsbündniß angeknüpft. Er erneuerte daher im Mai 1694 den zwischen

ob pluribus causis merito reposita posteritas. Corpora roboret, et animi quondam errorum et artium farnate praevaleat caeteris mortales. ut vires, quae hominum auri, nullis interitibus superare videatur. Neque minor in eo animi illa excellentia ac fortitudo, universo fere orbi declarata. — p. 403. „De ejusdem gigante robore, quo dilectos, patinas, acyphos et argenteo, stanno, cupro aut firmissimo alio metallo altera tantum ausi, ut charitatus aut linter, complicit involvitur.“

32) Über diese Säugungsart, die ihr Gemüth besetzten, soll sich die Kurfürstin, Friedrich August's Mutter, beklagt bei ihrem Vater dem Könige Friedrich III. von Dänemark, bittend dabei: „wie aus ihr theures Kind mit wilder Thiere Milch habe säugen und so durch sich an Geiz und ihrem königlich-kurfürstlichen Stämme verjüngend wollen.“

31) W. W. Aufschmann, Friedrich der Besessene, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. (Grimma 1848.) Vgl. außer dem bereits erwähnten Caslen H. Döring's Adringtons Chronik. S. 324 fg. 330 fg. 335 fg. Mitter für literarische Unterhaltung. 1849. Nr. 19. S. 74 fg.

32) Jo. Petr. de Ludewig, Germania Princeps. Lib. III. Cap. J. §. 27. p. 403; „Hunc principem inter miracula sui aevi

Österreich und seinem Bruder abgeschlossenen Subsidienvertrag, und versprach unter gewissen Bedingungen der sogenannten großen Allianz von 1689 beizutreten. Seine Erbengerechtigkeit gegen das Haus Österreich ging soweit, daß er sich erbot, den Kaiser in dem damaligen Türkenkriege mit 8000 Mann Hilfskruppen zu unterstützen³⁾. Dies Heer wollte er nach Ungarn führen und den Oberbefehl über die dort befindliche kaiserliche Hauptmacht übernehmen. Diesen Oberbefehl that bisher der Kurfürst von Baiern geführt, und nach dessen Beispiele legte Friedrich August bei seiner Ankunft in Wien einen Eid ab, der ihn zur Übernahme des Commando's verpflichtete. Im Lager bei Peterwardein, wo er am 18. Juni 1695 erschien, ermutigte er durch seine Persönlichkeit das kaiserliche Heer in solchem Grade, daß die Türken, mit dem Sultan Mustafa II. an ihrer Spitze, ohne eine Schlacht zu wagen, sich nach Zemeow zurückzogen. Dessenungeachtet begünstigte das Glück im Allgemeinen nicht sonderlich Friedrich August's Kriegsaufbahn. Verleidet ward sie ihm zum Theil schon dadurch, daß er unter seinen Heerführern den ungeschicklichen Caprara tadeln mußte. Den Türken gelang es, Lippa, Titul und Karansebes zu erobern. Als sie im September 1695 über die Donau nach Zemeow vorrückten, ward von ihnen eine teutsche Heeresabtheilung, die der General Veterani befehligte, bei Lugos fast gänzlich ausgerieben. Um diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen, versprach Friedrich August dem Kaiser eine neue Verstärkung von 4000 Mann. Die Beweise, welche der Kurfürst im folgenden Jahre (1696) den Türken abgavann, waren von keiner Bedeutung. Im August des genannten Jahres lagerte sich Friedrich August vor Zemeow. Er zog dem Hauptheere des Sultans entgegen, das zum Entsatze der Stadt herangerückt war. Aber die blutige Schlacht bei Niasch, am 27. Aug. 1696, blieb unentschieden, obgleich Friedrich August sich den Sieg anmaßte. Die Türken hatten an jenem Tage über 8000 Mann verloren⁴⁾; aber der Verlust der Teutschen war ebenfalls so beträchtlich, daß Friedrich August darüber manche Vorwürfe hören mußte. Er fand sich dadurch bewogen, den Oberbefehl niederzulegen, dem seine Erfahrung und Kriegserkenntnis auch wol nicht ganz gemachen sein mochte. Er selbst mag den unglücklichen Erfolg der Eifersucht des Generals Caprara zu, der seine Pläne vereitelt habe. Auch behauptete er, daß die kaiserlichen Truppen wegen des ihnen vorenthaltenen Soldes müßlos geworden. Er scheint nicht sonderlich vermisst worden zu sein, als er nach Sachsen zurückkehrte. Weniger durch sein Feldherrntalent, als durch rohe Muskelkraft soll er sich ausgezeichnet haben⁵⁾. Seine Sachsen hatte er in Ungarn zurückgelassen, wo sie im folgenden Jahre wesentlichen Antheil an dem Siege hatten, den der berühmte Eugen von Savoyen am 11. Sept. 1697 bei Benthia über die Türken ersocht.

Schon während des Feldzugs hatten Pläne ganz anderer Art Friedrich August's Geist beschäftigt. Nur der äußere Glanz konnte ihn locken, unter den Mitbewerbern um die durch Johann Sobiesky's Tod erledigte polnische Krone auszutreten; denn die damit verbundene Macht war durch den mächtigen Einfluß des Adels, der die polnische Nation im Allgemeinen repräsenteirt, sehr beschränkt. Dazu kamen noch mannichfache Verträge, die der gewählte König beschwören mußte. Um die glänzende Phantom zu erschaffen, scheute Friedrich August auf Kosten seiner Erblande kein Opfer. Der von ihm nach Polen gesandte Oberst und nachherige Generalfeldmarschall von Flemming mußte in Friedrich August's Namen die Versprechungen überbieten, die der französische Prinz von Conti, der sich ebenfalls um die polnische Königskrone bewarbt, durch den Abbé Polignac gemacht hatte. Durch Geschenke erkaufte, gewann Friedrich August's Gesandter einen großen Theil des polnischen Adels für sich. Der Kurfürst galt für einen tapfern Mann von seltenen Fähigkeiten. Er war im Besitze reicher Erblande, die ihm wol erlaubten, den mit der polnischen Krone verbundenen Aufwand zu bestreiten. Noch besonders aber wurden seine Pläne durch den kaiserlichen Hof unterstützt, vielleicht mit der geheimen Hoffnung, daß jener Aufwand ihn nöthigen möchte, die Laufstiege wieder an Österreich abzutreten⁶⁾. Was seiner Wahl noch hinderlich sein konnte, war der Umstand, daß man ihn für einen Protestanten hielt. Aber auch diese Bedenlichkeit ward durch den päpstlichen Legaten und den kaiserlichen Gesandten gehoben, welche Beide feierlich erklärten, daß der Kurfürst bereits zu Baden in Österreich zur katholischen Kirche übergetreten sei. Dessenungeachtet war selbst am Wahltag (den 17. Juni 1697) der Ausgang noch zweifelhaft. Der Prinz Conti ward von dem Primas des Reichs, Friedrich August dagegen durch den Bischof von Gajaviem zum Könige von Polen ausgerufen. Aber die sächsische Partei war die stärkere, und der Kurfürst trug über seinen Mitbewerber den Sieg davon. In Friedrich August's Namen unterschriebte der Oberst von Flemming die *pacta conventa*. Die Republik schickte hierauf an den Kurfürsten, der sich mit 8000 Mann bereits zu Tarnowitz an der schlesisch-polnischen Grenze befand, eine feierliche Gesandtschaft. Friedrich August empfing sie mit außerordentlicher Pracht. Sein Anzug allein, mit den Edelsteinen am Hute, Degen u. s. w. soll über eine Million Thaler werth gewesen sein⁷⁾. Am 2. Sept. 1697 hielt Friedrich August, der in der Reihe der polnischen Könige den Namen August II. führt, einen feierlichen Einzug in Krakau, wo drei Tage nachher seine Krönung stattfand, und späterhin, im Januar 1698, zu Warschau.

Um die besorgten Landstände wegen der Vernachlässigung seiner Erbstaaten zu beruhigen, hatte er bereits am 17. Juli 1697 den vom dem kaiserlichen Hofe ihm

3) über den Vertrag, den Friedrich August darüber mit dem Kaiser schloß, vergl. J. B. Meuschen's Leben und Thaten Kaiser Leopold's I. (Leipzig 1707). S. 607 ff. 4) J. Meuschen a. a. D. S. 623.

5) Die Türken sollen ihn, wegen seiner gewaltigen Körperkraft, Demie heisse — die Eisenhand — genannt haben.

6) Vgl. C. F. Wreiss Vitae octo Principum Saxoniae Electorum stirpis Albert. a Frid. Augusto I. retro usque ad Mauritiolum. (Dresdae 1734.) p. 286. 7) J. Müller's Geschichte Annalen. S. 650.

Der Schwedenkönig ging vielmehr soweit, daß er im Mai 1702 an der Spitze eines mächtigen Heeres in Polen einrückte und auf die Abiegung Friedrich August's drang, den er als einen für Schweden gefährlichen Nachbar bezeichnete²⁴⁾. Bei Głyszow erschien er am 20. Juli 1702 einen glänzenden Sieg über die sächsischen Truppen, und eroberte Krakau. Nach der Schlacht bei Pułtusk brachte er das ganze polnische Preußen, bis auf die Stadt Danzig, in seine Gewalt.

Friedrich August's Hoffnungen ruhten, nach so betrübenden Ereignissen, auf einem Reichstage, der zu Lublin gehalten werden sollte, und von welchem er sich um so mehr versprach, da der größte Theil der Polen in Folge einer zu Sendomir errichteten Conföderation sich zur mühtigen Vertheidigung ihres Königs bereit erklärt hatte. Möglic unvorteilhaft wurden jedoch diese Anstalten durch die geheimen Untertriebe des Cardinal-Primas Michael Radziwiłłowski. Dieser französisch gesinnte Geistliche erließ am 20. Jan. 1704 ein Schreiben, durch welches er den polnischen Adel in Warschau versammelte. Unterstützt durch die Intriguen des schwedischen Bevollmächtigten und von persönlichem Haß gegen Friedrich August erfüllt, brachte er es so weit, daß dieser am 14. Febr. 1704 des polnischen Thrones für verlustig erklärt ward²⁵⁾. Friedrich August ließ kein Mittel unversucht, die getrennten Polen zu vereinigen und dadurch seine Entthronung zu hintertreiben. Es glückte ihm, den zu Warschau vorgeschlagenen Kronbewerber, Jacob Sobieski, den ältesten Prinzen des vorigen Königs, nebst seinem Bruder Konstantin aus ihrer Reise von Olaw nach Breslau auszuheben und Beide als Gefangene nach Leipzig auf die Pleißenburg abführen zu lassen²⁶⁾. Alle diese Schritte hatten jedoch keinen sonderlichen Erfolg. Durch Drohungen und Gewalt wußte Karl XII. auf einer neuen Reichsversammlung in Warschau es dahin zu bringen, daß der Boimode von Polen, Stanislaus Leszczyński, am 12. Juli 1704 zum Könige gewählt und als solcher von dem größten Theile der Polen, selbst von den sendomischen Conföderirten, in seiner Würde anerkannt ward. Leszczyński's Krönung fand am 4. Dec. 1705 zu Warschau statt. Mit ihm und seiner Partei schloß Karl XII. einen Friedens- und Allianztractat, nach welchem sie sich gegenseitig verpflichteten, den König und seine Anhänger so lange zu verfolgen, bis sie die Republik gänzlich geräumt haben würden.

Zu Friedrich August's bisherigen Unfällen gefellte sich um diese Zeit noch ein neuer, der die traurigsten Folgen nach sich zog. Ein Heer von 20,000 Mann, das der General von Schulenburg für ihn in Sachsen angeworben, erlitt eine furchtbare Niederlage. Von dem schwedischen Generale Renskiöld wurden die sächsischen Truppen bei Trausnitz an der schlesischen Grenze den 24. Febr.

1706 angegriffen und völlig geschlagen²⁷⁾. Dieser entscheidende Sieg brachte Karl XII. zu dem Entschlusse, sich selbst nach Sachsen zu begeben. Durch seine persönliche Erscheinung sollte Friedrich August genöthigt werden, auf die polnische Krone völlig zu verzichten. Ein Friedensschluß, bei dem der Vortheil auf seiner Seite war, lag ebenfalls in Karl's XII. Plane. Im August 1706 brach er durch Schlesien, ohne erst des Kaisers Erlaubnis abzuwarten, geradezu nach Sachsen auf. Er erschien dort, von Stanislaus Leszczyński begleitet, mit einem Heere von 16,000 Mann. Dem schwedischen General Marsden hatte er zur Beobachtung Friedrich August's mit einer mäßigen Truppenabtheilung in Polen zurückgelassen. Noch vom Wädrigen Kriege der Kiang der Schweden Name furchtbar in dem Munde des sächsischen Landmanns und Bürgers. Fürst und Schweden herrschten überall, als Karl XII. in die Oberlausitz und das Gebiet von Weissen vordrang. Ohne sonderlichen Widerstand zu finden, besetzte er mehre Orte. Zu Alttranstätt, in dessen Nähe Gusslaw Adolt gefallen war, nahm er sein Hauptquartier. Für Friedrich August war der Einfall des Schwedenkönigs in seine Erblande einer der furchtbarsten Schicksalsschläge, die ihn treffen konnten. Fast unter jeder Bedingung hätte er Frieden schließen mögen. Inzwischen durfte er die Unterhandlungen nur heimlich betreiben, weil er von seinem Bundesgenossen, dem Jar, scharf beobachtet ward, und dieser die Sache leicht rückgängig machen konnte. So von zwei Seiten bedroht, sandte Friedrich August den geheimen Rath von Imhof und den geheimen Referendar Pfingsten mit ausgedehnter Vollmacht nach Sachsen. Zu Wilschowsberda trafen sie im September 1706 mit den schwedischen Abgeordneten, dem Grafen Piper und dem Staatssecretair Hermelin zusammen. Dem Vorschlag Friedrich August's, Polen zu theilen, verwarf Karl XII. Die von ihm mit allem Übermuthe des Siegers vorgeschriebenen Bedingungen, unter denen der Friede zu Alttranstätt am 24. Sept. 1706 geschlossen ward, bestanden im Wesentlichen darin, daß Friedrich August für immer auf die polnische Krone verzichten, und nur den Titel und die Würde eines Königs behalten, als rechtmäßigen König von Polen aber den Stanislaus Leszczyński anerkennen sollte. Verlangt ward außerdem die Auflösung des von Friedrich August geschlossenen Bündnisses mit Rußland, die Freilassung aller gefangenen polnischen Prinzen, die Auslieferung aller Flüchtlinge und die Erräumung von Winterquartieren für die Schweden in Sachsen. Auch sollte Friedrich August in den sächsischen Landen und in der Lausitz keine Veränderung in der evangelischen Lehre sich selbst oder Andern erlauben. Ausgesichert ward ihm dagegen der Schutz der Könige von Schweden und von Polen, wenn er wegen des altmährischen Friedens von Rußland angegriffen werden sollte.

Wegen der Ratification dieses Friedens war der sehr berühmte geheime Referendar Pfingsten nach Petritsch gesandt worden, wo sich Friedrich August aufhielt. Die

24) Vgl. das „Schwedische Manifest bei fernerer Einrückung des Krons in das Königreich Polen,“ in den *Livoniae*. Fasc. 10. No. 7, p. 20 seq. *Lamberty* I, c. T. II, p. 168 seq. 25) *Siècles* sur les dernières révolutions etc. p. 52 seq. 26) Sie werden dort verhaftet bis zu dem später zu erwähnenden Frieden von Alttranstätt, der am 24. Sept. 1706 geschlossen ward.

27) *l'Histoire militaire de Charles XII. par Mr. Adelfeld. (Amsterd. 1740.)* T. II, p. 541 seq.

in Pommern eingebrungen war. Mit einem gleich starken Heere war auch der König von Preußen dahin aufgedrungen. Die Belagerung von Stralsund mußte Friedrich August wieder aufgeben. Auch von Bismar hatten die Dänen nach einer vergeblichen Belade abziehen müssen. Lebensfalls hatten wenigstens die verbündeten Heere den schwebischen Truppen, die noch in Pommern standen, den Rückzug nach Polen abgeschnitten und sie auf diese Weise von der Beförderung des Türkenkrieges abgehalten. Die Alliierten sahen sich jedoch genöthigt, Pommern gänzlich zu räumen, als dort im September 1712 der schwedische Feldmarschall Stenbock an der Spitze eines Heeres von 10,000 Mann erschien. Der Krieg zog sich nun ins Mecklenburgische. Die feindlichen Heere standen sich schon nahe gegenüber, als ein 14tägiger Waffenstillstand, durch den sächsischen Generalfeldmarschall von Flemming abgeschlossen, den Ausbruch des Kampfes verhinderte³³⁾. Daß Friedrich August um diesen unerwarteten Schritt gewußt, läßt sich kaum bezweifeln. Jedenfalls war er eine Folge der von dem bethliner Hofe zwischen Sachsen und Schweden angeknüpften Unterhandlungen, nach welchen Stanislaus Leszczyński die polnische Krone an Friedrich August abtreten, die sächsischen und schwedischen Truppen sich aber zur Unterdrückung des Jar vereinigen sollten³⁴⁾. Dazu zeigte sich Niemand bereitwilliger, als Friedrich August, der die wachsende Macht des russischen Monarchen und ihre Erweiterungen in der Nähe von Polen längst mit argwohnlichen Blicken betrachtete. Dieser Plan schritterte jedoch, da Karl XII., seiner ungünstigen Lage ungeachtet, von Bender aus sich entschieden gegen jenen Vertrag erklärte.

Unterdessen hatte der schwedische Feldmarschall Stenbock sich auf die durch den erwähnten Waffenstillstand isolirten Dänen geworfen. Den Sitz, den er über sie bei Gadebusch am 20. Dec. 1712 erlosch³⁵⁾, konnte er nicht weiter verfolgen. Die Überlegenheit der russischen und sächsischen Truppen, vorzüglich aber der Mangel an Proviand, nöthigte ihn, sich ins Holsteinische zurückzuziehen. Von den Verbündeten in die Festung Rönningen eingeschlossen, mußte er, hart bedrängt, am 16. Mai 1713 die odeswörther Capitulation eingeben³⁶⁾ und sich mit seinem ganzen Heere von ungefähr 11,000 Mann ergeben. Dem schwedischen Reiche drohte durch die erwähnte Capitulation der Verlust seiner sämtlichen Provinzen. Um dieser Gefahr vorbeugen, schloß der Administrator von Holstein-Gottorp mit dem schwedischen Generalgouverneur Grafen Belling am 10. Juni 1713, und bald nachher, am 22., auch mit dem Könige von Preußen einen Sequestrationvertrag über die Städte Stettin und Bismar. Die erkrankte Festung traf aber durch die Weigerung ihres Commandanten, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs fremde Truppen unter die Befragung aufzunehmen, das unvermeidliche Schicksal, nach einer hartnäckigen Belage-

rung durch die Russen zur Übergabe gezwungen zu werden. Ehe diese, durch Preußens Vermittelung, Stettin geräumt hatten und holsteinische und preussische Truppen dorthin verlegt worden waren, die jedoch völlig neutral bleiben und sich nur auf die Vertheidigung der Festung beschränken sollten, hatte Preußen am 6. Dec. 1713 zu Schwedt mit den verbündeten Mächten des Nordens einen neuen Sequestrationstractat geschlossen, in der Absicht, dadurch einen allgemeinen Frieden zu erzielen. Die Lage der Dinge nahm jedoch eine ganz andere Wendung, als Karl XII. am 22. Nov. 1714 unvermuthet aus der Türkei nach Stralsund zurückkehrte. Seine diesseitigen Kräfte schienen zu der Vermuthung zu berechtigen, daß er die Restitution des Königs Stanislaus Leszczyński bedachtig. Für diesen hatte sich in Polen eine neue Conspiration gebildet, zu welcher fast die ganze Kronarmee gehörte. Die Feindseligkeiten erneuerten sich, als Preußen, unter dem Vorwande, für seine Forderungen an Schweden von diesem Reiche noch nicht befriedigt worden zu sein, Karl XII. die Zurückgabe der sequestrirten Plätze verweigerte. Unter diesen Umständen schlossen im Februar 1715 die Könige von Polen, Dänemark, Preußen und Kurhannover ein Bündniß gegen Schweden. Sie belagerten Karl XII. im Juli 1715 in Stralsund, bemächtigten sich noch mehr eroberten Plätze der Insel Rügen, und brachten es dahin, daß der schwedische Monarch Stralsund noch vor der Capitulation verlassen und sich nach Schonen flüchten mußte. Seine Macht war aber durch den Verlust von Bismar so völlig gebrochen, daß er von den in Polen entstandenen Unruhen keinen sonderlichen Vortheil ziehen konnte. Desso lebhafter war das Interesse, das Friedrich daran nahm. Für ihn eröffneten sich aber bedeutende Aussichten durch die zweideutigen Bestimmungen des Jars, der durch die insgeheim mit Schweden angeknüpften Friedensunterhandlungen für das Schicksal des schon so hart gedrückten Sachsenlandes neue Forderungen erregte.

Gehoben ward diese Furcht durch die verhängnisvolle Kugel, welche am 11. Dec. 1718 in den Laufgraben von Friedriehsball Karl's XII. unruhvolles Leben gewaltsam endete. Seine Kugel nahm auch aus Friedrich August's Laufbahn das größte Hinderniß hinweg, gegen welches er mit seiner ganzen Kraft bisher gekämpft hatte. Da Karl XII. kinderlos geblieben war, folgte ihm seine Schwester Ulrike Leonore auf dem schwedischen Throne. Sie theilte mit ihres Bruders Schwestern, und schien vielmehr geneigt, durch Separatverträge sich mit den Feinden ihres Reichs zu versöhnen. Auch mit dem polnischen General Pomtowitz, den Friedrich August im December 1718 als seinen Bevollmächtigten nach Stockholm gesandt hatte, schloß die Königin Ulrike Leonore einen geheimen, mit einem Waffenstillstande verbundenen Präliminarvertrag, der einem künftigen Friedensschlusse zur Basis dienen sollte³⁷⁾. Beide, Friedrich August und die Königin, entsagten in jenem Vertrage ihren Ansprüchen. Sie bekräftigten den im J. 1660 in dem Kloster Elina bei Danzig geschlos-

33) f. Norberg's Anmerkungen zu seiner Geschichte Karl's XII. 2. Th. S. 379 fg. 34) f. v. Pölnitz, Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des preussischen Staates. I. Bd. S. 505 fg. 35) f. Mémoires de Lamberty. T. VII. p. 639 seq. 36) f. Lamberty l. c. p. 301 seq.

37) f. Electa juris publici. T. XIX. p. 779 seq. Schmalz Einleitung zur Staatsverfassung. 2. Bd. S. 492.

nen Frieden, mit dem gegenseitigen Versprechen, Polens Freiheit zu sichern und der wachsenden Macht Rußlands, die besonders Friedrich August mit Argwohn betrachtete, kräftig Einhalt zu thun. Ihn erkannte Schweden als rechtmäßigen König von Polen an; doch mußte er an Stanislaus Resignirte, der den Königstitel beibehielt, eine Million Thaler bezahlen. Dieser Vertrag war im Allgemeinen für beide Theile so annehmbar, und sie schienen so wenig geneigt, ihn zu kürzen oder zu überschreiten, daß erst zehn Jahren, am 9. Mai 1729, ein völliger Friedensschluß erfolgte, den die schwedischen und polnischen Reichstände in den Jahren 1731 und 1732 zu Stockholm und Warschau bestätigten³⁹⁾. So endete der langwierige und für Sachsen so verheerliche Krieg, in welchen Friedrich August bloß der polnischen Krone wegen war verwickelt worden. Um seine Partei in Polen zu verstärken, hatte er Alles aufgebracht und sein Mittel unverkürzt gelassen. In dieser Absicht hatte er unter andern den von Stanislaus Lociusen gestifteten polnischen weißen Adlern wieder erneuert.

Als Kurfürst von Sachsen hatte Friedrich August, nach dem Beispiele der Fürsten von Schwarzburg, Dillingen, Schwarzburg u. A., die sich um Sitz und Stimme auf dem Reichstage bewarben, sein Anrecht auf die vier alten Reichsstimmen in Bezug auf Thüringen, die Markgrafschaft und das Burggrafthum Meissen und Magdeburg im J. 1708 geltend gemacht. Diese Bemühungen waren fruchtlos gewesen. Daß er ward ihm im J. 1711 eine andere Auszeichnung. Nach dem am 17. April des genannten Jahres erfolgten Tode Kaiser Joseph's I. erhielt Friedrich August, nebst dem Kurfürsten von der Pfalz, das Reichsdecanat. Mit dieser Würde bekleidet, erneuerte er die Vollmachten der zur Visitation des Reichskammergerichts ernannten kaiserlichen Commissare. Für zweckmäßig hielt er einige damit verbundene Abänderungen. Statt des bisherigen Vicariatshofgerichts errichtete er in Dresden eine Vicariatscommission zur Untersuchung und Entscheidung von sächsischen Rechtsbänden, die bisher der Reichsochsenzucht geschickt hatte. Dem Adel empfahl sich Friedrich August, als er mehrere dazu geborene Familien, die Herren von Koschütz, Hopm, Bismuth, Flemming u. A., in den Grafschaft erbob. Den Juristenfacultäten zu Wittenberg und Leipzig, sowie dem Magistrat der zuletzt genannten Stadt, ertheilte er die Comitate. Bei der Ausübung des sogenannten Rechts der ersten Bitte fand er jedoch manchen Widerspruch. Man versuchte ihm das Vicariatsrecht und einige andere, die ihm nach der goldenen Bulle und den Reichsgesetzen zustanden, streitig zu machen⁴⁰⁾. In andere Misbilligkeiten, die bald wieder beseitigt wurden, ward Friedrich August verwickelt, als er 1719 den Übertritt seines Sohnes und Nachfolgers zur römisch-katholischen Kirche öffentlich bekannt machte.

Vielfache Verdienste um sein Volk und Land erwarb sich Friedrich August durch manche zweckmäßige Einrich-

tungen und Verbesserungen. Dahin gehört eine neue Proceßordnung, deren erster Entwurf vom J. 1687 nach in die Regierungszeit seines Vorgängers, Johann Georg's IV., fällt. Das bisherige Gerichtsverfahren ward dadurch wesentlich verbessert, wenn auch manche Uebelsände nicht ganz gehoben wurden, und der langsame Gang der Proceße im Allgemeinen noch fortauerte. Wichtig war die neue Taxordnung, die auf Friedrich August's Befehl entworfen ward. Er sorgte für eine schärfere Prüfung der Notare und Advocaten, die unter eine genauere Controle gestellt wurden. Geschürfte Mandate erließ er gegen den Zwiespalt. Auch das leichtsinnige Bankrotiren ward strenger als bisher bestraft. Wegen der mannichfachen Schwierigkeiten, die mit einer genaueren Revision der bisherigen Polizeigesetze verbunden waren, blieb eine von den Reichständen beabsichtigte neue Polizeiordnung zwar ein bloßes Project, insofern wurden doch die gegen Raub und Diebstahl gerichteten Strafen geschärft. Eine allgemeine Feuerordnung kam zu Stande. Der Bettel war gesteuert durch eine zweckmäßigere Organisation des Armenwesens. Auf dem Schlosse zu Waldheim ward ein besonderes Zucht- und Armenhaus eingerichtet. Im J. 1724 erschien der bekannte, von Johann Christian König verfaßte, Codex Augusteus, der zwar nur eine Privatsammlung der wichtigsten Landesgesetze war, doch, durch die dazu ernannten Commissionen gewürte, eine Rechtsgültigkeit erhielt. Dem gesunkenen Wohlstande des Landes suchte er auf mehrfache Weise durch Anlegung von Manufacturen und Fabriken aufzuheben, wovon die inländische Industrie besonders und dem Nachtheile gesteuert ward, die unentbehrlichsten Bedürfnisse aus fremden Ländern zu beziehen. In den erfreulichen Erscheinungen in seiner Regierung gehörte die Erfindung des meißnischen Porzellans durch Johann Friedrich Böttger, der später in den Uebelsand erhoben ward, und die nachherige Begründung der berühmten Porzellanfabrik zu Meissen⁴¹⁾. Auch manche zweckmäßige Schritte wurden unter Friedrich August's Regierung zur Beförderung des Handels gethan. Mit dem Könige von Preußen ward 1728 wegen gegenseitiger Handelsfreiheit und Pacification der Aecken ein Vertrag geschlossen, der vielen sächsischen Landesproducten wieder eine freie Bahn eröffnete. Einer von Friedrich August entworfenen Commerziendeputation setzten jedoch die Stände so viele Bedenken entgegen, daß sie erst unter seinem Nachfolger zu Stande kam. Das Münzwesen war eine von Friedrich August's Hauptforßen. Alle einheimischen Münzsorten wurden unter seiner Regierung in richtigerem Schrot und Korn geprägt. Nur die 1702 in Umlauf gesetzten Eecher, vom Volke Eeuzser genannt, sanken, da man schnell ihren innern Werth kennen lernte, auf zwei Pfennige herab, und die Regierung selbst beställigte diese Reduction. Viele Nothdürfte mußte der Graf von Reichsingen hören, daß gegen Friedrich August's Willen diese

39) f. Roussot, Supplém. au corps diplom. T. II, P. II, p. 282. 415. 39) Regal. Strauss's sächsischer Reichsrecht von den Vicarien des heiligen römischen Reichs. (1711. 4.)

40) f. Kugelmann's sächsischer Reichsrecht über die königliche Porzellanmanufactur zu Meissen, und deren Schrot und Korn geprägt. (Meissen 1810.) Kugelmann's Beschreibung des Königreichs Sachsen. S. 29. S. 28. 29. 55.

Münzen so allgemein verbreitet hatte. Auf die Wichtigkeit der übrigen Gepräge hatte diese unbedeutende Ausnahme keinen weitem Einfluß. Große Nachteile entstanden aber durch den Geldhandel der Kaufleute und durch den Unfug der sogenannten Kipper und Wipper, die aus den benachbarten Staaten schlechte und geringhaltige Münzen nach Sachsen brachten und die gute Landesmünze ausführten. Diesem Unfuge konnte das geschärfte Münzmandat, welches Friedrich August noch das Jahr vor seinem Tode, am 9. Juli 1732, erließ, nicht völlig steuern. Die eigentliche Ursache dieses Übels zu ergreifen, war er eifrig bemüht. Er griff unter andern nach dem von seinen Ständen ihm empfohlenen Mittel, die in den Grenzorten circulirenden geringhaltigen Münzen durch den Münzwärden in Leipzig gegen gute eintauschen zu lassen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Bergbau, als einer der hauptsächlichsten Erwerbsquellen Sachsens. Er erließ ein umfassendes Gesetz zur Abstellung mancher Mängel und Mißbräuche, die sich in das Bergwerkswesen eingeschlichen und zu manchen Streitigkeiten Anlaß gegeben hatten. Verdient machte er sich besonders durch die General-Schmelzadministration in Freiberg. Zweckmäßige Verordnungen entwarf er auch, nach vorgängiger Berathung mit seinen Ständen, zur Verbesserung der Baumcultnr, wodurch er dem drohenden Holzmangel in seinen Länden abhalf. Für den allgemeinen Verkehr von Wichtigkeit waren die Veränderungen, welche Friedrich August im Postwesen traf, und die damit verbundene Einrichtung neuer Posten. Durch einen Haupttreff vom 15. Jan. 1703 hatte er die bisherigen Irrungen mit dem Reichspostwesen beseitigt. Es geschah hauptsächlich in Bezug auf dies Institut, als der berühmte Geograph M. Bärner im J. 1721 von Friedrich August mit einer Ausmessung seiner Gesamtlande beauftragt ward, welche die Errichtung von steinernen Meilenstulen an den Landstraßen zur Folge hatte.

Unverkennbar war durch Friedrich August's glanzvolle Regierung der Sinn für Kunst und Geschmack in Sachsen geweckt und genährt worden. Außer mehreren prachtvollen Gebäuden, die er in Dresden ausführen ließ, verankerte ihm auch die hortigen reichen Kunstsammlungen ihren Ursprung, namentlich die Gemäldegalerie, das Antikencabinet und eine kostbare Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen. Es war eine vorzeigliche Eitelkeit, sich selbst und seine persönliche Ercheinung jenen Sammlungen gewissermaßen aufzubringen. Ein Beispiel dieser Art liefert die dreifache Kistkammer, die mit seinen eigenen Armaturen, Festgeräthen, Masken u. dgl. fast überfüllt ist. Friedrich August war großmüthig und freigebig. Jede Engbergigkeit schien ihm fremd. Seinen Hofstaat einem genau berechneten Finanzsysteme zu accomodiren, lag nicht in seinem Charakter. Er wollte ein König sein und den Glanz behaupten, den er von seiner hohen Stellung für unzer trennlich hielt. Daß sein Aufwand mit den productiven Kräften und Erwerbsquellen seines Landes durchaus in keinem Verhältniß stand, machte ihm ebenfö wenig Sorge, als die unvermeidliche Steigerung der Abgaben, die, so drückend sie für sein Volk wa-

ren, dennoch nicht hinreichten, den Staat vor einer schweren Schuldenlast zu bewahren.

Bersührend wirkte auf Friedrich August das Muster Ludwig's XIV. Die Idee, dem französischen Monarchen an Pracht, Galanterie und angeblicher Ritterlichkeit nachzuleben zu wollen, gab seinem Leben schon früh eine verkehrte Richtung. Noch immer schwebte seine äppige Einbildungskraft in den Erinnerungen an den Glanz des französischen Hofes, den er in seiner Jugend besucht hatte. Dennoch war er, was ihm in vielfacher Hinsicht zur Ehre gereicht, nicht der Mann, der mit Ludwig XIV. in die Schranken treten konnte. An Wiß, Feinheit und Könnigkeit des Geistes konnte er sich mit dem französischen Könige allenfalls messen; aber die feine Ironie, die Scherzende undenzaubernde Gewissenlosigkeit, durch welche Ludwig imponirte, stand mit Friedrich August's teuflischer Geradsicht im schärfsten Contraste. Immer beläst er noch zu viel Gemüth, ungeachtet seiner entschiedenen Anlage zur Despotie. Nur auf den äußern Pomp beschränkte sich seine Ähnlichkeit mit Ludwig XIV. Daß es ihm dabei nicht an Geschmack fehlte, bewies die Wahl und Erfindung sinnreicher Feste und Anfsüge, worin es ihm unter den damaligen deutschen Fürsten kaum einer zuwerth. Bei solchen Gelegenheiten zeigte er sich besonders fröhlich gen Künstler, die es verstanden, seine vermehrten plastischen Sinne durch erfinderische Neuheit zu schmeicheln und daneben auch seine Sinnlichkeit durch äppige Darstellungen zu reizen. Weniger that er für die Wissenschaft und Gelerksamkeit, außer wenn beide dazu diemten, seiner Eitelkeit zu fördern, oder ihn unmittelbar zu verherrlichen.

Läßt sich auch Friedrich August's Verschwendung keineswegs rechtfertigen, so drachten doch seine Bauten, seine Feste und Garderoben seinen Unterthanen theils Genuß, theils Verdienst und Lohn. Auch der Umstand ist nicht zu übersehen, daß seine Prachtsiebe viele Fremde ins Land zog, wodurch das Geld in fortwährender Circulation erhalten und einer Stöckung des allgemeinen Verkehrs im Handel und Gewerbe vorgebeugt ward. Ein schwerer Vorwurf dürfte ihn treffen wegen der ungeheuren Summen, die er an seine Walfestren und Favoritinnen und deren Kinder vergeubte. Die bedächtige Gräfin Kessel allein soll ihn 20 Millionen gekostet haben. So ungeheure Summen brachte er seiner Sinnlichkeit zum Opfer, während in vielen Provinzen seines Landes Noth und Elend herrschten, ja eine völlige Hungernoth wüthete. Leicht erklären läßt sich's, wie die fortwährenden Liebes- und Luxusgedanken ihn von ernsteren Gegenständen abziehen mußten. Manche heilsame Pläne und Einrichtungen wurden ihm verleidet durch die politischen Angelegenheiten. Argwöhnisch beobachteten die Polen alle seine Handlungen, und erblickten in jeder einigermassen energischen Aegel eine Beschränkung ihrer Nationalfreiheit, auf die sie eifersüchtig waren, als irgend ein anderes Volk. Zwar hatte er bereits 1716 zu Warschau mit den conföderirten Polen einen beständigen Frieden geschlossen, und sich dadurch, wie er glaubte, auf dem politischen Arzene obü befähigt. Dennoch fehlte es auch späterhin nicht an innern Unruhen und Aufständen, bei denen er nicht gleich

gütig bleiben konnte. Zu beschwerlichen und kostspieligen Reisen nöthigten ihn die Reichsversammlungen, die fast alljährlich bald zu Warschau, bald zu Grodno gehalten wurden, und meistens ohne einen sonderlichen Erfolg sich wieder auflösten.

In den letzten Jahren seines Lebens schloß Friedrich August mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., mit dem er seit 1717 in mehrfache Mißthelligkeiten verwickelt worden war, eine Art von Freundschaftsbund. Noch fester ward dies Verhältnis durch einen Besuch, den beide Fürsten sich gegenseitig in Dresden und Berlin abtatteten. Friedrich's Liebe zur Pracht und zum äußern Glanze zeigte sich in der Art und Weise, wie er seinen hohen Gast 1728 in Dresden bewirthete. Der König von Preußen wohnte auch dem berühmten Lustlager bei, welches Friedrich August im Juni 1730 veranstaltete. Zu dieser Truppenmusterung seiner Heeresmacht, die gegen 30,000 Streiter zählte, und sich bei Jützhayn in der Gegend von Mählgberg versammelte, hatte Friedrich August gegen 50 fürstliche Personen eingeladen. An Pracht und Verschwendung sollen wenige Feste jenes Lustlagers übertroffen haben. Man berechnete die Kosten auf 908,000 Thlr. „). Minder glänzend und kostspielig war eine ähnliche Festlichkeit, zu welcher er im August 1732 die polnischen und sächsischen Truppen bei Warschau zusammenjog. Im October 1732 war er von dort nach Dresden zurückgekehrt, verließ jedoch diese Residenz schon wieder im Januar 1733, und begab sich nach Polen, um den dortigen Reichstag zu eröffnen, der sich nach mehreren fruchtlosen Verhandlungen in den Jahren 1729—1732 immer wieder gescheitert hatte.

Polen, das für Sachsen das Grab so vieler Schätze und Geldsummen geworden war, sollte auch Friedrich August's Grab werden. Ein älterer Schatz am linken Schenkel, der nie ganz hatte heilen wollen, verschlimmerte sich plötzlich. Der hinzutretende Brand machte seinem von Pracht, Genüssen, Stürmen und Abenteuern bunt durchkreuzten Leben ein Ende. Er starb, wenige Tage nach Eröffnung des Reichstages, in Warschau am 1. Febr. 1733 in den Armen seines Günstlings, des nachherigen Ministers und Grafen Heinrich von Brühl. Friedrich August hatte ein Alter von 63 Jahren erreicht. Seine Gemahlin, Christiane Eberhardine, eine Prinzessin von Baiern, war bereits 1727 gestorben. Mit stiller Resignation hatte sie, besonders in spätern Jahren so manche Verhältnisse ertragen, die den Frieden ihrer Ehe trübten. Ihr frommes Gemüth gefiel sich in der Zurückgezogenheit von der Welt. Sie lebte gewöhnlich zu Pirsch, und war nie nach Polen gekommen, weil einige dortige Magazine sie zum Uebersitte zur römisch-katholischen Kirche haben bereiden wollen. Ihrem Gemahl hatte sie einen einzigen Prinzen geboren, der unter dem Namen Friedrich August II. seinem Vater in der Kur Sachsen, und bald darauf auch auf dem polnischen Throne nachfolgte. Un-

ter Friedrich August's natürlichen Söhnen und Töchtern, die er sämmtlich noch bei seinen Lebzeiten reichlich bedacht hatte, zeichnete sich der Graf Moritz von Sachsen vorzüglich aus, der als Feldherr unter dem Könige Ludwig XV. von Frankreich, mit dem Titel eines Herzogs von Kurland und Semgallen, am 30. Nov. 1750 auf seinem Schlosse zu Chamburg starb ⁴²⁾. (Heinrich Döring.)

FRIEDRICH AUGUST II. Kurfürst von Sachsen, unter dem Namen August III. späterhin König von Polen, einziger rechtmäßiger Sohn Friedrich August's I., folgte seinem Vater 1733 in der Kurwürde. Seine Mutter und Großmutter, unter deren Aufsicht er in den ersten Lebensjahren stand, sorgten für seinen Unterricht. Wichtigere Schritte zu seiner Erziehung that das Prinzen Hofmeister, Alexander von Wittig. Im J. 1711 begleitete Friedrich August seinen Vater nach Polen. Auf der Rückreise wohnte er in Frankfurt am Main der Kaiserkrönung bei. Während eines längern Aufenthaltes in Italien trat er, auf Veranlassung und nach dem Beispiele seines Vaters in Bologna am 17. Nov. 1712, zur katholischen Kirche über. Aus unbekannten Ursachen ward dieser Schritt längere Zeit geheim gehalten und erst einige Jahre vor seiner Vermählung (1717) öffentlich bekannt gemacht. In Florenz beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Malerei, für die er sich von frühster Jugend an lebhaft interessirt hatte. Doch nahm er auch Unterricht in der Geschichte und Jurisprudenz. In beiden Fächern erwarb er sich schätzbare Kenntnisse. Seinen Aufenthalt in Italien, wo er meistens in Florenz verweilte, unterbrach zu Ende des Jahres 1713 eine Reise durch einen Theil von Teutschland und Frankreich. Von seinem Vater, in dessen Begleitung er diese Reise unternahm, war ihm die Erzherzogin Maria Josepha, Kaiser Joseph's I. älteste Tochter, zur Gemahlin bestimmt worden. Friedrich August lernte sie während seines Aufenthaltes in Wien im Juli 1717 persönlich kennen. Erst nachdem die Erzherzogin auf die österreichische Erbfolge eidlid verzichtet hatte, fand ihre Vermählung zu Wien am 20. Aug. 1719 statt. Glänzende Feste wurden von den sächsischen Basallen veranstaltet, als er in Begleitung seiner Gemahlin am 2. Sept. 1719 einen prachtvollen Einzug in Dresden hielt. Sein Liebhaberaufenthalt war zu Wermuthsdorf, wo er sich aus Neigung viel mit der Jagd beschäftigte und sich ein prachtvolles Jagdschloß erbauen ließ, dem er den Namen Hubertsburg gab.

Sein Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche, der nicht lange zuvor öffentlich bekannt geworden, hatte wol zur Erneuerung der schon früher durch das Beispiel seines Vaters angeregten Frage Anlaß geben können, ob Kursachsen das evangelische Directorium fortführen dürfe, oder ob dasselbe nicht süßlich einem protestantischen Reichsfürsten übertragen werden müsse. Jene Strungen und Zweifel waren jedoch bereits auf dem Landtage vom 6.

41) Das erwähnte Lager hatte drei Wachen im Umfange, und ward durch ein eigenes Kupferwerk überwacht; s. Weizsäcker's Literatur der sächsischen Geschichte und Staatskunde. 2. Ab. S. 438.

42) Vergl. W. Conradi's Lebens- und Regierungsgeschichte des Kurfürsten Friedrich August I. oder August's II., Königs von Polen. Nach Urtheilen und Mägen. (Leipzig 1797. 4.) Parthena's Geschichte Polens unter August II., aus dem Französischen übersetzt von F. Klotz. (Witten 1771—1773.) 2 Bde.

Mai 1718 durch seines Vaters Erklärung befreit worden, nach welcher die evangelische Lehre in ähnlicher Weise wie bisher in seinen Landen geschützt werden sollte. Friedrich August's Uebertritt zur katholischen Kirche führte daher für ihn nicht nur keine Unannehmlichkeiten herbei, sondern brachte ihm den polnischen Thron noch um einen Schritt näher. In der Aussicht, ihn bald zu bestiegen, ließ er sich nach dem Tode seines Vaters als königlicher Prinz huldigen, worüber er jedoch mit den übrigen Kurfürsten in Streit gerieth, welche vom Kaiser verlangten, ihn zur Ablegung jenes Titels zu zwingen. Ein besonderer Vortheil schien ihm nicht gewonnen, wenn er König von Polen ward. Dennoch strebte er, nicht gewarnt durch seines Vaters Beispiel, nach dem Besitze eines Landes, der so viele und unsäglich Opfer gekostet und so geringe Entschädigung gewährt hatte. Nicht zu großen Hoffnungen berechtigten übrigens die Schritte, welche Friedrich August that, um das verlockende Kleinod der polnischen Krone zu gewinnen. Einen Mitbewerber fand er an dem Schwiegersohne König Ludwig's XV. von Frankreich, Stanislaus Leszczyński. Ihn zu wählen waren jedoch die meisten europäischen Mächte abgeneigt, weil sie von dem Einflusse Frankreichs auf die Angelegenheiten Polens und mittelbar auch Deutschlands wesentlichen Nachtheil fürchteten. Dies zu verhindern, hatten kurz vor August's I. Tode, im Dec. 1732, Oesterreich, Rußland und Preußen den sogenannten Löwenwäldischen Tractat geschlossen¹⁾, und sich darin vereinigt, die polnische Wahl auf den Prinzen Emanuel von Portugal, König Johann's V. Bruder, binzuleiten. Friedrich August's Hoffnungen ruhte dieser Tractat wenigstens größtentheils vereitelt haben, wenn er bei seines Vaters Lebzeiten ratificirt worden wäre. Glücklicherweise war dies indessen noch nicht geschehen, und Friedrich August durfte daher, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, die genannten Mächte um ihre Unterstützung bei seiner Wahl ersuchen. Rußland und Oesterreich, die zunächst nur keinen französischen Prinzen auf dem polnischen Thron wissen wollten, konnte er leicht für sich gewinnen. Unter den Verträgen, die er mit den erwähnten Staaten abschloß, ward der Tractat mit Oesterreich auch auf ein gegenseitiges Schutzbündniß ausgedehnt²⁾. Friedrich August verpflichtete sich darin auch zu der von seinem Vater stets verweigerten Anerkennung der pragmatischen Sanction, welche Kaiser Karl VI. mit großem Eifer betrieb, um dadurch seiner Tochter Maria Theresia und deren Nachkommen die Erbfolge in der gesammten österreichischen Monarchie zu sichern. Seine Gefälligkeit gegen den Kaiser zeigte Friedrich August durch das Versprechen, die pragmatische Sanction selbst in dem Falle, wenn er die polnische Krone nicht erlangen sollte, anzuerkennen. Karl VI. dagegen versprach, ihm dazu beihilflich zu sein, in sofern dies mit der polnischen Wahlfreiheit irgend verträglich wäre. Der Vertrag, den Friedrich

August mit Rußland schloß, hatte keine Schwierigkeiten, da er sich verpflichtete, als König von Polen den russischen Kaisertitel und die Verfassung von Kurland anzuerkennen, besonders aber auch den polnischen Ansprüchen auf die Provinz Litland zu entsagen, die von Schweden auf Rußland abgetreten war. Auf den Beifall des Königs von Preußen, der ihm persönlich abgeneigt war, mußte Friedrich August verzichten und mit der Erklärung des Königs, neutral zu bleiben, sich beruhigen. Durch ihre Abgeordneten in Warschau erklärten Oesterreich und Rußland, daß sie nur Friedrich August als König von Polen anerkennen würden. Noch immer jedoch ward in Polen von der französischen Partei die Wahl Stanislaus Leszczyński's eifrig betrieben, der, als Kaufmann verkleidet, heimlich durch die österreichischen Staaten nach Warschau gekommen war und am 12. Sept. 1733 durch den Primas Potocki feierlich zum Könige ausgerufen ward. Die sächsische Partei, der französischen gegenüber beizutreten die schwächere, ward von dem russischen General Lesko, der mit 20,000 Mann gegen Warschau angetrückt war, so kräftig unterstützt, daß Stanislaus Leszczyński mit seinen Vertheidigern nach Danzig fliehen mußte, worauf Friedrich August auf einem neuen Wahltage, am 3. Oct. 1733, von dem Bischöfe von Krakau unter dem Namen August's III. zum Könige von Polen ernannt ward. Ihn von seiner Wahl zu benachrichtigen, war schwer, da die Gegenpartei alle Pässe aus Polen besetzt hatte. Eine polnische Sandschak, die am 8. Dec. 1733 in Dresden ankam, setzte ihn davon in Kenntniß. Am 17. Jan. 1734 ward er in Krakau nebst seiner Gemahlin feierlich gekrönt. Nach einigen Monaten kehrte er wieder nach Sachsen zurück. Rußland ließ sich die Sache des neuen Polenkönigs um so mehr angelegen sein, da Stanislaus Leszczyński, außer der Unterstützung des französischen Hofes, noch auf einen mächtigen Anhang in Polen rechnen durfte. Um ihn völlig zu vertreiben, erschien der russische General Lesko, der sein Heer mit Hilfe des Feldmarschalls Münnich und mehreren sächsischen Truppenabtheilungen bis auf 50,000 Mann verstärkt hatte, mit einer großen Flotte auf der danziger Riede, und belagerte die Stadt, die dem Stanislaus Leszczyński ein Asyl dargeboten hatte. Danzig mußte sich, nach hartnäckigem Widerstande, ergeben. Von 49 polnischen Magnaten, die sich dort befanden, ward Friedrich August als König anerkannt. Der Primas Potocki, der sich nicht unterwerfen wollte, ward von den Russen als Gefangener nach Thorn abgeführt. Noch ehe Danzig capitulirte, hatte sich Stanislaus Leszczyński nachts in der Kleidung eines Dolmetschers unter vielen Gefahren nach Königberg geflüchtet, wo ihn der König von Preußen schloß. Die Stadt Danzig aber, die seine Flucht befördert hatte, mußte eine Willkür Thaler bezahlen³⁾.

Die unzufriedenen Gemüther schienen noch immer nicht beruhigt. Es brachen einzelne Unruhen aus: Bei-

1) Der Name rührt von dem russischen Oberkammerherrn Grafen von Löwenwäld her, der diesen Tractat zu Berlin mit den österreichischen und preussischen Ministern abgeschlossen hatte. J. F. Henck, *Codex jur. gent. recentior*, (Lipsiae 1781.) Tom. I. p. 700 seq.

2) Vergl. v. Manteuffel's *Historisch-politische und militärische Nachrichten von Rußland vom J. 1732—1744*, S. 93 ff. *Histoire de la dernière guerre et des négociations pour la paix*, par Marmont. T. I. P. II. p. 150 seq.

schonungen gegen den König August aus, die aber keinen wesentlichen Erfolg hatten. Eine neue Conföderation der polnischen Magnaten zu Döbrow im Palatinate Sandomir diente nur dazu, die Anwesenheit der russischen Truppen in Polen zu verlängern. August II. begab sich, nachdem er in Drexden seinen ersten Landtag genügt hatte, nach Polen zurück. Er nahm Warschau in Besitz, und suchte der ihm feindlich gesinnten Partei durch ein Circularschreiben andere Gesinnungen einzuführen⁴⁾. Dies gelang ihm um so mehr, da die mißvergnügten Polen durch eine von russischer Seite öffentlich bekannt gemachte Schrift allmählig zu der Uezeugung gelangten, daß Ludwig XV. die bisherigen Schritte zur Erhebung Stanislaus Leszinsky's auf den polnischen Thron nur zum Vorwande gebraucht habe, unter dem dadurch veranlaßten Wahlmuthen seine geheimen Plane gegen das Haus Habsburg desto sicherer auszuführen⁵⁾. Der größere Theil der polnischen Magnaten unterwarf sich dem Könige August. Völlig beruhigt wurden insofern die unzufriedenen Gemüther erst durch die wiener Friedenspräliminarien, welche der Cardinal Fleury am 3. Oct. 1735 zwischen Oesterreich und Frankreich vermittelte⁶⁾. Nach diesem Vertrage sollte Friedrich August als König von Polen anerkannt, Stanislaus Leszinsky aber, mit Beibehaltung des königlichen Titels, von dem künftigen Schwiegersohne Kaiser Karl's VI. durch das Herzogthum Lothringen entschädigt werden. In Folge dieser Bedingungen verzichtete Stanislaus Leszinsky am 27. Jan. 1736 zu Königsberg freiwillig auf die polnische Krone, die er zwei Mal getragen und zwei Mal verloren hatte⁷⁾. Völlig ausgeglückt wurden die polnischen Angelegenheiten auf einem Reichstage zu Warschau im Juni 1736. Nach den Beschlüssen dieses Reichstages, dem einzigen, der unter Friedrich August's Mitherrger Regierung zu Stande kam, mußten die russischen und sächsischen Truppen, bis auf 2000 Mann Sachsen, welche die Leibwache des Königs bildeten, Polen verlassen. Friedrich August begab sich bald nachher in seine Erbstaaten zurück. Dort stiftete er um diese Zeit, am 7. Oct. 1736, zu Hubertsburg zum Ansehen Kaiser Heinrich's II. den Heinrichsorden, dem er das bezeichnete Motto: pietate et virtute bellica gab⁸⁾. Durch den Tod des letzten Grafen von Hanau, von dessen Erbstaaten ihm die Ämter Landeck und Frauenfeld anheimgefallen waren, fand sich Friedrich August (1736) veranlaßt, seinen übrigen Titeln auch den eines Grafen von Hanau hinzuzufügen⁹⁾. Von größerer Wichtigkeit für ihn war das Erbschehen der säch-

sen-merseburgischen Linie des Albertinischen Hauses. In Folge dieses Ereignisses ward die Niederlausitz, nebst Döbritz, Zitterswalde, Bitterfeld, Zeitz und Jöbzig wieder dem Kurbause Sachsen einverleibt. Auch übernahm Friedrich August seit dieser Zeit die merseburgische Stiftsregierung.

Auf dem polnischen Throne hatte Friedrich August durch den wiener Frieden endlich einen ziemlich festen Sitz erhalten, der ihm jedoch keinen Ersatz bieten konnte für den Mangel an Selbstständigkeit, durch den er in der Hand eigenmüthiger Minister und Räthe zu ihrem willenlosen Werkzeuge ward. Er sah sich dadurch in manche politische Händel verwickelt, die seinem Lande und ihm selbst manchen Nachtheil brachten. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte sein früherer Reisebegleiter und nachtriger Cabinetsminister, der Fürst Sulowsky, einen fast unumschränkten Einfluß auf ihn und die Regierungsgehalte ausgeübt. Durch einen Mann von gleichem Ehrgeiz und noch größerer Schlaueit, den in der Geschichte Sachsen's ziemlich berühmten Grafen Heinrich von Brühl, Anfangs Page am Hofe zu Weissenfels, hieß, nachdem er 1738 den nächsten Zutritt zum Könige erhalten, von einer Ehrenstelle zur andern. Er vereinigte, da er neben neu erlangten Ämtern immer auch noch die alten behielt, endlich alle hohen Staatswürden in seiner Person. Im J. 1746 ward er zum ersten Minister ernannt, und behauptete sich bis zum Tode des Königs (1763), dem er in wenigen Wochen nachfolgte, in seinem fast unumschränkten Einflusse. Ein Jahrgehalt von mindestens 52,000 Thalern, die vielen und ungeheuren Nebenposten nicht gerechnet, die er sich zu verschaffen wußte, erlaubten ihm einen beispiellosen Aufwand, der fast den Glanz des königlichen Hofstaates verdunkelte. Die unmaßigste Verschwendung herrschte an seiner Tafel und seine Bedienung war zahlreicher als die ige eines regierenden Fürsten. Dabei verwendete er ungeheure Summen auf Gärten, Bibliotheken, Kunst, Gemälde, Naturalienfammlungen und Luxusartikel aller Art. Offenbarachtet hinterließ er noch ein Vermögen von mehr als anderthalb Millionen Thaler. Solche Bereicherungen hatten nur durch den Druck des Landes erkauft werden können, und Friedrich August hatte kein Ohr für die Klagen seiner Unterthanen, da er sich immer nur von den Creaturen seines Günstlings umgeben sah, und dieser ihn in einer steten Täuschung über den wahren Stand der Dinge zu erhalten mußte. So schlau und gewandt er aber auch seinem Charakter nach war, schien er doch in einer an politischen Ereignissen reichen Zeit der hohen Stellung, die er einnahm, nicht gewachsen. Was seine Willkür und Dabsucht verschandte, konnte er nicht vergüten durch seine Leitung der Angelegenheiten Sachsen's auswärtigen Staaten gegenüber.

Von keinem Ereignisse ward das Interesse dieses Landes so vielfältig berührt als von dem Tode Kaiser Karl's VI. am 20. Oct. 1740. Vernaehdichtigt von diesem Ereignisse eilte Friedrich August aus Polen nach Sachsen zurück, um das Reichsvikariat zu übernehmen. Er mußte sich aber auch rüsten für den Fall eines Krieges,

4) J. Roussier, Recueil historique d'actes, négociations, mémoires et traités etc. T. XI. p. 59.

5) J. Roussier l. c. p. 165.

6) J. Wenzl, Cod. jur. gentil. T. I. p. 1.

7) J. Wenzl l. c. p. 8.

8) J. Giesey's Ann der Geschichte des Hauses Kurfürsten. S. 448, wo man das Erbschehen abgebildet findet.

9) In dem Motto dieses Ordens, der seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein militärisches war, ward späterhin, im September 1768, unter der Administration des Prinzen Kauer, das Wort pietate weggelassen. Nachdem dieser Orden lange nicht mehr ertheilt worden war, erneuerte ihn der König Friedrich August I. in den 90er Jahren während des französischen Revolutionskrieges.

9) J. Giesey a. a. D. S. 498 ff.

der nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannstammes zu befürchten war. Von den meisten europäischen Mächten war Maria Theresia in Folge der von ihnen garantierten pragmatischen Sanction als Erbin der gesammten österreichischen Lande anerkannt worden. Nur der König Friedrich II., der damals eben den preussischen Thron bestiegen, erhob Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und gab durch seinen Einfall in Böhmen die Veranlassung zu dem österreichischen Erbfolgekriege. Noch größerer Ansprüche machte der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, der das nächste Recht auf die ganze österreichische Erbschaft zu haben glaubte, und nach einem zu Nymphenburg am 18. März 1741 mit Frankreich und Spanien geschlossenen Bündnisse mit 40,000 Franzosen und Baiern den größten Theil von Oberösterreich eroberte. Von Frankreich wiederholt zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert und gelockt durch die Aussicht, zum Besitze von Mähren und Oberschlesien zu gelangen¹⁰⁾, ließ sich Friedrich August bewegen, mit Frankreich, Spanien und Baiern zugleich die Waffen gegen Österreich zu erheben, ungeachtet Maria Theresia Anfangs von ihm als die einzige rechtmäßige Erbin ihrer väterlichen Lande anerkannt worden war. Durch ein vorangeschicktes Manifest suchte er sein Betragen gegen den Wiener Hof zu rechtfertigen, als er ein Heer von 22,000 Sachsen, von dem Grafen Antonovics befehligt, am 28. Oct. 1741 in Böhmen einrückte. Von dem Grafen von Brühl erschien eine ausführliche Erklärung der Gründe, durch welche Friedrich August bestimmt worden, seine Ansprüche auf die österreichische Erbschaft mit den Waffen geltend zu machen. In einer zweiten Schrift ward gezeigt, wie die pragmatische Sanction wegen des Widerspruchs der meisten Mächte und besonders deshalb ungültig sei, weil Maria Theresia durch Annahme eines Mitregenten, ihres Gemahls Franz I., jenes Erbfolgegesetz selbst verlegt habe¹¹⁾.

Das von Friedrich August nach Böhmen gesandte Heer hatte sich dort mit den französischen und bairischen Truppen vereinigt, und ohne sonderlichen Widerstand bis Prag vorzürücken, diese Stadt mit Sturm erobert. Dort ließ sich Friedrich August's Schwager, der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, der bald nachher (am 24. Dec. 1742) in Dresden zum Kaiser gewählt ward, als König von Böhmen krönen. In Verbindung mit den Preussen hatten die sächsischen Truppen ganz Mähren bis auf Brünn besetzt. Einen sonderlichen Vortheil brachte ihnen dieser Feldzug nicht. Bei der strengen Kälte noch dem Mangel an Lebensmitteln preisgegeben, unterlag ein großer Theil des Heeres epidemischen Krankheiten. Der Rest der säch-

sischen Truppen folgte den Preussen nach, die durch das Borücken der Österreichern unter dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Fürsten von Lobkowitz genöthigt worden waren, Mähren wieder zu verlassen. Das von dem ersten genannten Fürsten befehligte Heer schlug zwar Friedrich II. bei Gzaslau am 17. Mai 1742, aber dieser Sieg entschiede nur die Bemühungen des Königs Georg II. von England, einen Frieden zwischen Österreich und Preussen zu vermitteln. Nach dem am 11. Juni 1742 geschlossenen dreifachen Präliminarvertrage erhielt Friedrich II. ganz Niederschlesien und den größten Theil von Oberschlesien, mit völliger Souveränität und Unabhängigkeit von der Krone Böhmens. Sachsen ging dabei gänzlich leer aus. Selbst in dem Frieden, der am 28. Juli 1742 in Berlin zu Stande kam, ward Friedrich August nur unter der Bedingung mit eingeschlossen, daß er seine Truppen binnen sechsen Tagen von der französischen Armee aus den österreichischen Staaten abrufen sollte¹²⁾. Daß ihm so geringer Lohn ward, hatte er freilich zum Theil selbst verschuldet durch seine halben Maßregeln gegen Freund und Feind. Durch allerlei Vorpiegelungen hatte er Friedrich II. das zur Belagerung von Brünn erforderliche Geschütz verweigert. Diese halben Maßregeln waren jedoch nicht von ihm selbst ausgegangen, sondern von seinem Sankelinge, dem Grafen Brühl, von dem er über den wahren Stand der Dinge fortwährend getäuscht worden. Als der König von Preußen von dem bei Gzaslau erfochtenen Siege ihm Nachricht gab, soll Friedrich August den Botschafter gefragt haben, wie sich die Sachsen in jener Schlacht gehalten, wodurch er bewies, daß die Trennung von den Preussen ihm noch gänzlich unbekant war.

Die Besorgniß, bei dem fortwährenden Kriegsglücke, das die österreichischen Waffen nach dem dreien Frieden begünstigte, seine neuen Besitzungen in Schlesien wieder zu verlieren, hatte Friedrich II. bewegen, mit Frankreich in eine geheime Verbindung zu treten, nachdem sich Großbritannien, und bald nachher auch Sardinien zur österreichischen Partei geschlossen hatten. Zu Kaiser Karl's VII. Vortheil, doch auch zu seinem eignen, wollte er Böhmen erobern¹³⁾. Er schloß daher mit Baiern, der Pfalz und Hessen-Cassel am 22. Mai 1744 die sogenannte französisch-bairische Union. Unter nicht unvorteilhaften Bedingungen ward auch Friedrich August von ihm eingeladen, diesem Bündnisse beizutreten. Dieser aber wies die wiederholten Anträge von sich, weil er sich schon seit 1743 zur österreichischen Partei geschlagen¹⁴⁾ und bald nachher auch mit der Königin von Ungarn und Böhmen ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen halte¹⁵⁾. Nach der mit Österreich eingegangenen Verbindung durfte er diesem Staate keine Hülfe nicht vorerthalten, als Friedrich II. durch einen Einfall in Böhmen im Juli 1744 den zweiten schlesischen Krieg eröffnete. Dem Herzoge von Weissenfels vertraute er den Oberbefehl über 22,000 Mann Sachsen, die am

10) f. *Frédéric II. Oeuvres posthumes*, T. I. p. 44 seq. v. *Dienstaedter's Geschichte des Interregnum nach dem Absterben Kaiser Karl's VI.* (Frankfurt 1742) 3. Bd. S. 118 fg. Daß Sachsen auch die Aussicht auf Oberschlesien erhielt und deshalb wegen der Grenzen mit Preußen negotiert wurde, in *Büsching's Magazin*, 10. Bd. S. 478 fg. 11) f. v. *Dienstaedter a. a. O.* 3. Bd. S. 119 fg. 122 fg. 146. *Staatskanzlei*, 81. Bd. S. 291 fg. Sammlung einiger Staatschriften, welche nach dem Absterben Kaiser Karl's VI. zum Vorschein gekommen. 2. Bd. S. 1039 fg. 3. Bd. S. 99 fg.

12) f. den 11. Artikel der dreifachen Präliminarien in *Wessely Cod. jur. gentili*, rec. T. I. p. 738. 13) f. *Staatskanzlei*, 86. Bd. S. 113 fg. *Mably*, Droit public de l'Europe, T. II. p. 42 seq. 14) f. *Wessely* l. c. p. 722 seq. 15) f. *Staatskanzlei*, 88. Bd. S. 296 fg.

5. Oct. 1744 nach Böhmen aufbrachen und sich dort mit den österreichischen Truppen unter Karl von Lothringen vereinigten, wodurch Friedrich II. genöthigt war, bei Kolín über die Elbe zu gehen und sich zuletzt ganz nach Schlesien zurückzuziehen. Zu der Quabrupellianz, welche durch König Georg's II. von England Vermittelung am 8. Jan. 1745 zwischen Großbritannien, Österreich und den Generalstaaten in Warschau errichtet ward, gehörte auch Kurachsen. Zur Vertheidigung des Königreichs Böhmen, mit Ausnahme Schlesiens, sollte Friedrich August 30,000 Mann Hülfsstruppen ins Feld stellen, und dafür von England 100,000, von den Generalstaaten aber 50,000 Pfd. Sterl. jährliche Subsidien erhalten. Durch Kaiser Karl's VII. Tod und die dadurch veränderte Lage der Dinge, namentlich die Auflösung der spanischer Union¹⁶⁾, ward Friedrich August veranlaßt, ungefähr vier Monate nachher in Leipzig am 18. Mai 1745 noch ein geheimes Bündniß mit Österreich abzuschließen¹⁷⁾. Beide Theile verpflichteten sich darin, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Friedrich II. nicht nur ganz Schlesien und Glatz wieder entsezt, sondern ferner furchtbare Raubzue überhaupt in engere Grenzen zurückgebrängt worden wäre. Für Friedrich August war die von österreichischer Seite ihm eröfnete Aussicht, bei einem günstigen Erfolge des Krieges das Herzogthum Magdeburg nebst dem Saalkreise, das Fürstenthum Gießen, nebst dem dazu gehörigen züllichauer Kreise, den schwäbischer Kreis in Schlesien als neue Besitztungen zu erlangen. Durch die erwähnte nähere Verbindung mit Österreich ward Friedrich August genöthigt, einen Vorstoß zurückzuziehen, der ihm nach Kaiser Karl's VII. Tode von dem französischen Hofe gemacht ward. Der Marquis von Baleri suchte ihn zu bescheiden, daß er sich um die deutsche Kaiserkrone bewerbe, welche Frankreichs Eifer sucht dem Gemahl der Maria Theresia nicht gönnen¹⁸⁾. Das zwischen Österreich und Sachsen geschlossene Bündniß war geheim gehalten worden. Aber der darauf gebaute Plan zur Verminderung der preussischen Macht scheiterte durch die Niederlage des österreichisch-sächsischen Heeres in der Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745¹⁹⁾.

Um das Reichsadvocariat zu übernehmen, war Friedrich August im Januar 1745 aus Polen nach Sachsen zurückgekehrt. Auf einem Umwege durch Mähren und Böhmen hatte er in Umlauf eine Zusammenkunft mit dem Großherzog Franz von Toskana, dem er, ungeachtet des brandenburgischen und preussischen Widerstrebens, bei der Kaiserwahl am 13. Sept. 1745 seine Stimme gab, und da:

durch sein Interesse für Österreich aufs Neue bethätigte. Dies Interesse, besonders aber der wenn auch mißlungene Versuch, ihm Schlesien wieder zu entreißen, steigerte Friedrich's II. Entrüstung gegen Sachsen. Nach dem drohenden Manifest, das er bekannt machte, als eine bedeutende preussische Heeresabtheilung unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau sich von Magdeburg in die Gegend von Halle zog, mußte Friedrich August einen Einfall in seine Erblande befürchten. Er sicherte sich durch ein stark beschanztes Lager vor dem halle'schen Thore bei Leipzig. Dorthin zog der größere Theil des sächsischen Heeres, das damals 45,000 Streiter zählte. Den Oberbefehl über diese Truppen hatte der Graf Kutowsky erhalten, der jedoch einen Angriff vergebens erwartete. Zu Ende des Octobers hatte er, wie das preussische Heer, Cantonierungsquartiere bezogen. Der gefährdete Einfall Friedrich's in Sachsen unterblieb, da er zu eben dieser Zeit mit dem Könige Georg II. von England zu Hannover eine Convention abschloß, die einen beschäftigten Frieden mit Österreich zur Basis dienen sollte. Verworfen ward jedoch dies Project sowohl von dem österreichischen, als von dem kurfürstlichen Hofe, obgleich Friedrich II. das österreichische Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen am 30. Sept. 1745 bei Ezer geschlagen hatte.

Der Ausführung eines von Österreich und Sachsen gemeinschaftlich entworfenen Planes, zu Anfange des Winters in die Mark, das Magdeburgische und in Schlesien zugleich einzufallen²⁰⁾, kam Friedrich II. zuvor, als er unvermuthet bei Naumburg über die Düssel ging, vier sächsische Regimenter bei Hemmersdorf zerstreute, und den Prinzen Karl von Lothringen von dem Einfälle in die Mark abhielt, indem er ihn über Bittau nach Böhmen zurücktrieb. Er besetzte die Lausitz und richtete seinen Zug nach Dresden. In seinen Erblanden länger zu verweilen, schien Friedrich August nicht ratsam. Die Regierung legte er in die Hände seiner Konferenzminister, als er, von seiner Familie und dem Grafen Bühl begleitet, sich nach Prag flüchtete. Unterdessen hatte der Fürst Leopold von Anhalt-Deßau, der einen Theil der preussischen Heeresmacht besetzte, das von den sächsischen Truppen verlassene Lager bei Leipzig und diese Stadt selbst besetzt, die er mit zwei Millionen Thalem brandstiftete. Auch der Stadt Meissen hatte sich der Herzog bemächtigt und dadurch mit der Armee des Königs sich in Verbindung gesetzt²¹⁾. Nach Böhmen mußte Friedrich August den Rest seiner Truppen flüchten sehen, die von dem Grafen Kutowsky besetzt, in der für Preußen siegreichen Schlacht bei Kesselsdorf am 15. Dec. 1745 eine furchtbare Niederlage erlitten hatten. In die Stadt Dresden, die ungeachtet der tapfern Vertheidigung ihres Commandanten, des Generals Döse, dem Feinde nicht lange widerstehen konnte, hielt Friedrich II. am 28. Dec. 1745 seinen Einzug²²⁾. Entwaffnet und unter die preussischen Regimen-

16) f. Henck L. c. T. II. p. 171 seq. Neue Sammlung von Staatschriften nach dem Ableben Kaiser Karl's VII. I. Th. S. 47 ff. Mémoires pour servir à l'histoire de l'Europe depuis 1740 jusqu'en 1748. T. II. p. 199 seq. Mémoires de nos jours d'après la mort de l'Empereur Charles VII. (Léop. 1745.) p. 8 seq.

17) f. Hertzberg. Recueil des déclarations etc. T. I. p. 28 seq. Vater's Hamburg bei deutschen Staaten. S. 137. Döse's Staatsarchiv vom Jahr 1745. I. Th. S. 1049 ff.

18) f. Mémoires de nos jours etc. p. 52. Oeuvres posthumes de Frédéric II. T. II. p. 181. 19) f. Neue Sammlung von Staatschriften nach dem Ableben Kaiser Karl's VII. 3. Th. S. 1035 ff.

20) f. Beßkänig's Sammlung von Actis publicis et Staatschriften unter R. Franz. I. Th. S. 620 ff. 696 ff. 21) f. Lenz, Beccaninus enucleatus, suppletus et continuatus. (Röthen 1757.) Cap. 8. p. 483 ff. 22) f. Lenz I. c. p. 485.

ter gestiftet wurden von ihm 6000 Mann Sachsen, die sich nach Dresden geworfen hatten.

Auch nach dem Siege, den er bei Kesselsdorf ersochten, schien der König von Preußen zu Friedensunterhandlungen, welchen die hanoverische Convention zur Basis dienen sollte, nicht abgeneigt. Unverzüglich geht dies aus seinem damaligen Briefwechsel mit Willers, dem englischen Gesandten am dresdener Hofe, hervor²¹⁾. Von sächsischer Seite wurden jene Unterhandlungen beschleunigt durch den harten Druck der preussischen Brandschakungen. Der Friede ward an Einem Tage (den 25. Dec. 1745) zwischen Oesterreich und Preußen und zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossen. Von sächsischer Seite ward er durch den geb. Conferenzminister von Bülow und den Biscanzler Grafen von Stubeberg unterzeichnet. Friedrich August verpflichtete sich, außer den bereits entrichteten Kriegskosten noch eine Million Thaler an Preußen zu bezahlen. Er erklärte seinen Beitritt zur hanoverischen Convention. Zugleich machte er sich verbindlich zur Ausfertigung einer Cessionssacte, nach welcher seine Gemahlin für sich und ihre Erben allen eventuellen Rechten auf die Länder entsagte, die nach den dreisour Friedenspräliminarien an Preußen abgetreten werden waren. Die Stadt Fürstenberg nebst dem Dorfe Schidlo und dem Dersel verlor sich Friedrich August gegen ein Äquivalent an Preußen abzutreten. So gelobte er auch Aufrechterhaltung des protestantischen Glaubensbekenntnisses in Sachsen und Abstellung aller Handelsbeschränkungen gegen Preußen. Geachtet ward ihm für sich und seinen Hof die freie Fahrt zwischen Polen und Sachsen durch Schlesien. Die sächsischen Gefangenen, außer denen, die in preussische Dienste getreten, erhielt er ohne Lösegeld zurück. Durch ein besonderes Gutachten der gesammten Reichslände ward der dresdener Friede sechs Jahre nachher (1751) garantirt.

In Sachsen, wohin Friedrich August im Jan. 1746 zurückgekehrt war, genoß er fast ein Decennium, nach langen Kriegsführungen wieder der innern und äußern Ruhe. Einen Zuwachs ertheilte seine Beschäftigung, als ihm die Länder der Exilantlinie des Hauses Sachsen-Weissenfels zufielen, die mit dem Herzog Johann Adolf im Jahre 1741 verloren war. In eine für sein Haus nicht unwichtige Verbindung mit auswärtigen Mächten trat Friedrich August um diese Zeit durch die Verheirathung seiner Kinder. Seine Tochter Maria Josepha ward 1747 die Gemahlin des Dauphins von Frankreich. Abgeschlossen ward gleichzeitig eine Wechselnath zwischen dem sächsischen Kurfürsten Friedrich Christian und der kurbairischen Prinzessin Maria Antonia, der Tochter Kaiser Karls VII. und Schwester des damaligen Kurfürsten von Baiern, und zwischen dem Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph,

und der sächsischen Prinzessin Maria Anna Sophia. Mit Oesterreich war Friedrich August in den bisherigen freundlichen Verhältnissen geblieben. Dem Dreisourbündnisse jedoch, das am 22. Mai 1746 zwischen Oesterreich und Rußland gegen einen Angriff des Königs von Preußen geschlossen worden, war Friedrich August nicht beigetreten. Mit dem eben genannten Monarchen geriet er wegen des Stapelrechts der Städte Leipzig und Magdeburg in allerlei Forderungen, durch die er sich zu Repressalien dringen sah, namentlich zur Anlegung einer neuen Landstraße, um den Weg durch das brandenburgische Gebiet zu vermeiden. Fruchtlos blieben die Bemühungen einer Commission in Halle, diese Mißverständnisse auszugleichen, die zu dem neuen Ausbruche des siebenjährigen Krieges (1756) wol etwas beigetragen zu haben scheinen.

Die nächste Veranlassung dazu gaben Grenzstreitigkeiten in Nordamerika, welche einen Bruch zwischen England und Frankreich herbeiführten. Die zuletzt genannte Macht fand an Oesterreich einen Bundesgenossen, während Preußen Englands Partei ergriff. Auch Rußland mißte sich in diese Angelegenheiten. Die Kaiserin Elisabeth nut auf Oesterreichs Seite. Durch viele verschiedenen Bündnisse ward der Krieg auf den traulichen Boden verpflanzt. Daß Maria Theresia sowohl, als der russische und sächsische Hof dem Könige von Preußen insgeheim großen, unterlag keinem Zweifel. Ebenso konnte Oesterreich den Verlust Schlesiens noch immer nicht verschmerzen. Dennoch ließ sich aus dem Bündnisse zwischen Oesterreich und Rußland nicht auf einen Offensivkrieg schließen, die sächsische Heeresmacht zählte damals nicht über 17,000 Mann, und es bleibt daher zweifelhaft, ob damals ein Angriff auf Preußen geschehen sein würde. Ein unermessliches Zeugnis spricht vielmehr dafür, daß die Absichten seiner Feinde nur für den Fall berechnet waren, wenn er selbst einen Krieg veranlaßte²²⁾. Auf seine Anfragen über den Grund der Klüffungen, die in Holland und Böhmen mit großem Eifer betrieben wurden, erhielt Friedrich II. unbestimmte und aufwändige Antworten. Bessere Aufklärung verschaffte ihm die Berätherei des sächsischen Kanzlisten Menzel, der seit 1753 dem preussischen Gesandten in Dresden, v. Malaján, fast wöchentlich Abschriften von den zwischen den Cabineten zu Wien, Petersburg und Dresden gepflogenen Unterhandlungen lieferte²³⁾. Gegen die ihm drohenden Gefahren glaubte Friedrich sich eines gewaltsamen Mittels bedienen zu müssen. Er beschloß, den Angriff nicht abzuwarten, sondern seinen Feinden zuvorzukommen. Ohne ein vorange schicktes Manifest drang er am 29. Aug. 1756 mit 60,000

Mémoire contenant un récit militaire et historique de ce qui est arrivé en Saxe vers la fin de l'an 1745. (Cologne 1746, 4.)

23) J. Recueil de quelques lettres et autres pièces intéressantes, pour servir à l'histoire de la paix de Dresde. (Frankf. 1746, 4.) Umgekehrt wird diese Correspondenz durch ein Schreiben des preussischen Staatskanzlers Grafen von Podewils vom 24. Oct. 1745 an den englischen Gesandten von Willers. Der letzte Brief ist von Friedrich II. an Willers am 18. Oct. 1745 geschrieben.

24) J. Hertzberg, Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. (Berlin 1787.) p. 18 seq. 25) Dem zum Aufwande und dadurch geratheten Vermögensverluste sollte dieien Wana zu dem verabschiedeten Zwecke geführt, gegen ihn Wirtstand einen lange fortgesetzten, nicht ohne Klugheit und Vorsicht bewerkstelligten Versuch zu bestehen, der zu dem spanischen Erbfolge des siebenjährigen Krieges wesentlich beitrug. Der sächsische Hof ward durch den unerschütterlichen Ansehen, zu welchem ihm der Tod seines Herrschers verleitete. Der Jahr 1746 im 70. Geburtstag in seine Fests auf der Festung Königstein; J. Hertzberg's Geschichte des sächsischen Volkes. S. 472.

Mann, die er in drei Colonnen vertheilt hatte, in Sachsen ein. Bei Torgau war er über die Elbe gegangen. Er ließ die Stadt besetzen, und errichtete dort ein Kriegs-directorium, an welches die gesammten sächsischen Kammer- und Landeinkünfte eingeliefert werden mußten²⁶⁾. Dessenungeachtet erklärte er gleichzeitig, daß er keine feindlichen Absichten gegen Sachsen habe, sondern dies Land nur zu seiner Sicherheit in Depot nähme. Die von ihm angeknüpften gütlichen Unterhandlungen waren so beschaffen, daß Friedrich August mit Ehren nicht darauf eingehen konnte. Er verwarf vielmehr die wiederholten Anträge des Königs von Preußen, der ihn zu einem Bündnisse gegen Oesterreich zu brechen suchte. Selbst das Versprechen Friedrich's, wenn er neutral bleiben wolle, seine Truppen sofort auseinandergehen zu lassen, schlug er aus. So unerschütterlich die Beharrlichkeit zeigte er zu einer Zeit, wo seine Heeremacht, die bei Pirna sich in einem festen Lager sammelte, nicht stärker war als 17,000 Mann, die ohnedies nur auf kurze Zeit mit Proviant und Munition versehen waren.

Während Friedrich August sich in Pirna befand, ließ entschlossen, mit seinen Truppen sich aufs Auserke zu vertheiligen, ließ der König von Preußen, dem die Stadt Dresden ohne Widerstand die Thore geöffnet hatte, die königlichen Cassen überall in Beschlagnahme nehmen. Die hohen Landeöcollegen wurden außer Thätigkeit gesetzt, und dem Obersecretarium eine preussische Commission beigegeben. Um über das angebliche geheime Verhältniß zwischen dem wienener und dresdener Hofe mehr Aufklärung zu erhalten, trug der König von Preußen sein Bedenken, Friedrich August's geheimes Staatsarchiv eröffnen zu lassen. Seine Gemahlin, die mit dem größten Theile der Familie in Dresden zurückgeblieben war, stellte sich vor die Thüre des Archivs, ohne jedoch verhindern zu können, daß man es mit Gewalt erbrach und sich aller verdächtigen Papiere bemächtigte. Benutzt wurden sie von dem Grafen von Herzberg zu einer diplomatischen Verteidigungsschrift für den König von Preußen, dessen Verfasser jedoch dadurch nicht ganz gerechtfertigt werden konnte²⁷⁾.

Das sächsische Lager bei Pirna, wegen der hohen Berge, von denen es umgeben war und seiner Verschanzungen wegen fast unumwundlich, obenrein durch die Festungen Königsstein und Sonnenstein gedeckt, war von Friedrich II. so eng eingeschlossen worden, daß der sächsische Feldmarschall Graf Antonowitsch durch den zunehmenden Mangel an Proviant sich zum Abschlusse einer Capitulation genöthigt sah. Der König von Preußen diktirte die Bedingungen, welche Friedrich August, der sich auf den Königsstein geflüchtet, nachgedrungen eingehen mußte. Unterzeichnet ward die Capitulation zu Ehrenstein unterm Elften am 15. Oct. 1756. Das auf 14,000 Mann

zusammengeschmolzene Heer mußte sich in preussische Kriegsgefangenschaft begeben. Auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen Preußen zu dienen²⁸⁾, wurden die sächsischen Officiere entlassen, die Gemeinen aber in preussische Uniform gekleidet und genöthigt, Friedrich II. dem Eid der Treue zu schwören, um gegen ihr eigenes Vaterland zu stehen. Nur seine Fahnen, Paulen und Stanbaken erhielt Friedrich August zurück. Die Besatzung des Königssteins durfte er nicht verklären, noch von der genannten Festung aus die Elbschiffahrt Preussens beunruhigen²⁹⁾. Dagegen erhielt er die früher ihm verweigerten Pässe nach Warschau. Die Tapferkeit seiner Krieger, der mutthige Widerstand, den sie lange und standhaft gezeigt, ward selbst von den Preußen allgemein anerkannt, daß noch in höherm Grade als von den Oesterreichern, obgleich letztere sich hätten sagen müssen, daß Sachsen Preissand wesentlich beigetragen, der Kaiserin Maria Theresia ihre teuthen Provinzen zu retten. Friedrich August aber erhielt einen unzweideutigen Beweis von der patriotischen Gesinnung seiner Unterthanen. Ganze Bataillone sächsischer Krieger verließen wieder die preussischen Fohnen, und folgten ihm nach Polen, oder traten zu dem französischen Heere über, als ein eigenes Corps unter dem Oberbefehle des sächsischen Prinzen Kaser. Friedrich August begab sich im Oct. 1756 nach Warschau, nachdem er sich mit dem Könige von Preußen wegen der Sicherheit dieser Reise besonders verglichen hatte³⁰⁾. Ein tief nagender Gram beschleunigte den Tod seiner Gemahlin, die mit dem Kurprinzen und dessen Familie in Dresden zurückgeblieben war.

Friedrich August's unbedientes Mißgeschick hatte unter den auswärtigen Mächten ziemlich allgemeine Theilnahme erregt. Auch Kurlachsen war in den Weisand mit eingeschlossen, zu welchem sich die Höfe zu Versailles und Petersburg für die Kaiserin Maria Theresia bereit erklärten³¹⁾. Ludwig XV. war durch Friedrich August's Tochter, die Dauphine Maria Josepha, zur Rache gegen Preussen entflammt worden, so daß er ein größeres Heer, als er vertragmäßig zu stellen hatte, ins Feld rücken ließ. Zu dieser Bereitwilligkeit trugen auch die Vorstellungen der Madame Pompadour bei, die sich durch ein Hand schreiben der Kaiserin Maria Theresia geschmeichelt fühlte³²⁾. In gleichem Grade hatte Friedrich's II. Wid. sie verletzt. Eine persönliche Erbitterung war auch die Ursache, weshalb die russische Kaiserin Elisabeth sich zu seinen Gegnern gesellte³³⁾. Dem Bunde gegen ihn trat, auf Brandenburg's Jureden, auch Schweden bei³⁴⁾. Auf dem am 17. Jan. 1757 gehaltenen Reichstage bezeichnete man Friedrich's II. Einfall in Sachsen und Böhmen als einen Landfriedensbruch, und beschloß mit Zustimmung der Stände ihn dafür durch einen Reichsexecutionskrieg zu strafen, den ein kaiserliches Decret genehmigte. Im Juli 1757 verlam:

26) f. Königl. Preuss. Feld-Kriegsdirectorii Proclama de dato Torgau den 14. Sept. 1756, in der Sammlung der neuesten Staats-schriften auf das Jahr 1756. (Frankfurt 1757.) S. 65 fg. An der Spitze jenes Kriegsdirectories stand ein Herr von Borsd.
27) f. Sammlung der neuesten Staatschriften auf das Jahr 1756. S. 131. 141. *Histoire de la dernière guerre.* (Berlin 1767.) p. 26.

28) f. *Histoire de la dernière guerre etc.* p. 30 seq. Staatsanhangl. 113. 2b. S. 446 fg. 29) f. Staatsanhangl. a. a. D. 468 fg. 30) f. Sammlung der neuesten Staats-schriften. 1756. S. 226 fg. 31) f. a. a. D. S. 106. 108. 127. 32) f. Kirchenholz, *Geschichte des siebenjährigen Krieges.* I. 2b. S. 45. 33) f. *Oeuvres posthumes de Frédéric II.* p. 48. 34) f. l. c. p. 123.

melte sich das eben nicht sonderlich organisirte Reichsheer in der Gegend von Nürnberg. Die eigentliche Bestimmung dieser Armee, über welche der Prinz Joseph Friedrich von Hildburghausen den Oberbefehl erhielt, ging darauf hinaus, den Kurfürsten Friedrich August wieder in den Besitz der ihm entrißenen Lande zu setzen.

In dem Laufe des Krieges, bei welchem der Sieg meist Friedrich II. begünstigte, war besonders der Winter von 1759—1760 für Sachsen eine Zeit furchtbarer Drangsale. Durch die Cantonirungsquartiere, welche nur unvollkommen gegen die außerordentlich harte Winterkälte schützen konnten, dröhen unter den feindlichen Truppen ansehnliche Krankheiten aus, die einer Menge von Menschen das Leben kosteten. Hart und bis aufs Grausamste wurden Friedrich August's Erblande gedrückt durch ungeheure Contributionen und die übermäßigen Truppenrekrutirungen. Eins der furchtbaren Ereignisse war die Belagerung Dreßdens am 14. Juli 1760. Friedrich II. bot Alles auf, die Stadt zu einer baldigen Übergabe zu zwingen. Tapfer aber vertheidigte sie die ziemlich starke Besatzung unter ihrem Commandanten, dem Generalfeldzeugmeister Grafen Maquire. Die Stadt ward Anfangs mit leichtem, zuletzt mit schwerem Geschütze beschoßen. Viele öffentliche und Privatgebäude wurden eingestürzt. Nur die Festigkeit ihrer Bauart rettete die Frauenkirche vor einem gleichen Schicksal. Die Keller und Gewölbe, worin sich die unglücklichen Bewohner geflüchtet und ihre Habe dort gesichert glaubten, wurden von den Österreichern, ungeachtet sie die Bundesgenossen der Sachsen waren, schonungslos geplündert. Als die Noth aufs Höchste gestiegen war, näherte sich der Feldmarschall Daun zum Entsatz der Stadt, wodurch Friedrich II. sich genöthigt sah, die Belagerung aufzugeben, und sich durch die Oberlausitz nach Schlesien zurückzuziehen. Dreßden hatte in wenig Tagen fünf Kirchen und 416 Häuser und viele seiner Bewohner eingebüßt. Ein ähnliches Schicksal traf Wittenberg, wohin sich der preussische General Hülsen, der, als Friedrich II. Sachsen verließ, dort zurückgeblieben war, mit einer Heeresabtheilung geworfen hatte. Die Stadt ward, ehe sie sich durch Capitulation ergab³⁵⁾, von den Reichstruppen beschoßen. Sieben Straßen und 120 Häuser brannten in der Stadt nieder, über 200 in den Vorstädten. Die Universitätskirche, von welcher die Restauration ausgegangen, das Schloß, das Amtshaus, das Arsenal und viele andere Gebäude wurden ein Raub der Flammen.

Während dieser Vorgänge hatten die kriegsführenden Mächte Friedensunterhandlungen einzuleiten gesucht, und die Stadt Augsburg zu einem Congresse für die Befandten der Höfe von Wien, Berlin und Dreßden bestimmt. Die Eröffnung des Congresses verzögerte sich jedoch durch das sich widersprechende Interesse der beiden wichtigsten kriegsführenden Mächte, Österreich und Preußens. Ganzlich veränderte sich aber die Lage der Dinge durch den

Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland am 5. Jan. 1762. Ihr Nachfolger, Peter III., längst ein Bewunderer Friedrich's II., ergriff lebhaft die Partei des großen Königs, der nun seine ganze Macht ausschließlich gegen Österreich wenden konnte. Er schloß inessen nach einem Siege, den sein Bruder, der Prinz Heinrich, am 29. Dec. 1762 bei Freiberg über die österreichische Armee erfochten, mit ihren Befehlshabern einen Waffenstillstand, worauf die beiderseitigen Heere die Winterquartiere bezogen³⁶⁾. Immer mehr hatten sich unterdessen die Hindernisse entfernt, die den Friedensunterhandlungen bisher entgegenstanden. Die Kaiserin Katharina II. beklagte den zwischen Preußen und Österreich abgeschlossenen Frieden und blieb ihm Fortzage des Krieges zwischen beiden Mächten neutral. Des Krieges längst müde, schenkte der größere Theil der deutschen Reichsfürsten dem preussischen Gesandtschaftsmitglied leicht Gehör, als er ihnen im Dec. 1762 einen Austrittsstatutentwurf anbot³⁷⁾. Durch Englands und Frankreichs Vermittelung kam endlich am 10. Febr. 1763 auf dem sächsischen Jagdschloß Hubertsburg der doppelseitige Friede zwischen Österreich und Preußen und zwischen Preußen und Kursachsen zu Stande³⁸⁾. Zur Basis diente die Friedens der dreizehn vom Jahre 1745. Inzwischen drei Wochen nach der Ratification gelobte der König von Preußen alle Staaten, welche Friedrich August vor dem Kriege befreit, wieder zu räumen. Zugleich versprach er sich zur Zurückgabe der Weigeln ohne Vorbehalt. Die sächsische Artillerie, die sich noch im Lande befand, wollte er zurückerlassen, und die sächsischen Festungen in ihrem gegenwärtigen Zustande lassen. Auch machte er sich anheischig, alle sächsischen Urkunden und Archivrechnungen, deren er sich bemächtigt hatte, wieder auszuliefern, ehe darauf etwas Nachtheiliges gegen Sachsen anzukühnen. Dagegen versprach Friedrich August, hinsichtlich der sächsischen Steuerschulden geeignete Verfügungen zu treffen, nach welchen alle preussischen Unterthanen, die in Sachsen Capitalien stehen hätten, nicht nur die Zinsen davon richtig empfangen, sondern auch die Capitalien ganz ohne allen Abzug, in einem bestimmten Zeitraum, wieder erhalten sollten. Die Stadt Kurfürstberg neckt ihren Verpendenzen dießhalb der Oder, die er nach der Bestimmung des dreizehnjährigen Friedens gegen einige schlesische Districte auszuwechseln sollte, blieb der damit verbundenen Schwierigkeiten wegen, in Friedrich August's Besitze. Dagegen sollte er dem Könige von Preußen nicht nur den fürstbischöflichen Oderzoll und das Dorf Schiele, sondern auch Alles abtreten, was Kursachsen bisher an den beiden Ufern der Oder besaß. Dafür sollte er von Preußen eine angemessene Entschädigung an Land und Leuten erhalten. Duvillgill ward ihm der freie Durchgang durch Schlesien nach Polen und von da nach Sachsen. Hinsichtlich der versprochenen Abigung der sächsischen Steuerschulden erklärte Friedrich August in einem Nebenartikel, daß für die all-

35) J. Georgi's Wittenbergische Klagegeschichte. (Wittenberg 1760.) S. 6 fg. H. P. E. Leopold, Wittenberg und die umliegende Gegend. (Weissen 1802.) S. 69 fg.

36) J. Oeuvres posthumes de Frédéric II. T. IV. p. 315 seq. 37) J. Georgi's Geschichte des seit 1756 in Ansehung und den angrenzenden Ländern geführten Krieges. (Hannover 1758.) S. 2p. 6. Kuhn. S. 371 fg. 38) J. Georgi a. a. O. S. 436 fg. Neu Staatsanfang. 4. Th. S. 417 fg.

mäßige Abtragung der rückständigen Zinsen auf dem nächsten Landtage durch Errichtung eines sichern öffentlichen Fonds gesorgt werden sollte. In einem zweiten Nebenartikel ward bestimmt, daß vom 11. Febr. 1763 an die rückständigen Contributionen und Lieferungen aufhören sollten, mit Ausnahme derjenigen, die auf Wechselbriefe und Verschreibungen zu leisten waren.

Nach Friedrich's II. eigener Angabe betrug die von ihm erzwungenen Contributionen gegen 40 bis 50 Millionen, daher man mit Hinzufügung der Lieferungen wol 70 Millionen annehmen könnte, die Summen ungerechnet, welche Sachsens Bundesgenossen diesem Lande gekostet hatten. Seinen fast gänzlich erschöpften Staaten wieder aufzubauen und die traurigen Folgen des Krieges möglichst zu beseitigen, war Friedrich August's angelegentlichste Sorge, als er, bald nach dem Abschlusse des hubertsburger Friedens, im April 1763 nach Sachsen zurückgekehrt war. Außer dem unheilvollen Einflusse auf die Bevölkerung, die bis auf 900,000 Menschen gesunken war, gehörte auch die durch den Krieg herbeigeführte Mangelverwirrung zu dessen zahlreichen Uebeln. Sogleich nach seinem gewaltsamen Einbruche in Sachsen hatte Friedrich II. nicht nur der gesammelten landesberührenden Einkünfte und Cassen sich verschert, und sie während des ganzen Krieges bezogen, sondern auch nach der Einnahme von Dresden das dortige Münzamt in Beschlag genommen. Durch einen von ihm angestellten Münzmeister ließ er geringhaltige Münzsorten prägen, theils unter königlich polnischem, theils unter preussischem Bildniß und Wappen. Dazu gehörten besonders die sogenannten Zwölfmariengroschen von sehr verschlechtertem Gehalt. Noch schlimmere Wirthschaft trieb man mit der Münzstätte in Leipzig, die sogar an jüdische Entrepreneurs verpachtet worden war. Diese prägten, unter königl. polnischem und kurfürstlichem Bilde und Wappen, eine ungeheure Masse von Achtzschenshüden, welche betrügerischer Weise mit einer früheren Jahreszahl (1753) bezeichnet wurden. Von dem Volke wurden diese Geldstücke nach dem Namen eines jener jüdischen Münzpächter Epraimiten genannt. Diese Industrie verbreitete sich allmählig weiter, und ward in mehreren nördlichen Provinzen Teutschlands zu einem schändlichen Erwerbszweige. Die schlechten Münzen wurden umgeschmolzen, um noch schlechtere daraus zu prägen. Den Geldmangel und sogenannten Kippern und Wippern erwuoh durch diesen heillosen Unfug ein bedeutender Gewinn"), während die Preisse aller Waaren und Lebensbedürfnisse besonders seit dem Jahre 1760 außerordentlich stiegen, daß viele angesehene Familien verarmten und der allgemeine Credit sank. Diefem Unheile zu steuern, war sogleich nach dem Abschlusse des hubertsburger Friedens, noch ehe der Kurfürst nach Sachsen zurückkehrte, dort eine allgemeine Währungsreform erschienen, nach welcher alle geringhaltigen Münzsorten, die während des Krieges in Umlauf gekommen, sofort verrufen wurden, die zu Leipzig geschlagenen Achtzschensstücke bis zum 1. Juli 1763, wo sie in der Münzstätte zu Dresden ausgewechselt werden mußten, den

Werth von drei guten Groschen behalten sollten. Durch die erwähnte Verordnung ward auch in Sachsen, was in andern teutschen Staaten schon früher geschehen war, der Zwanzigsguldenfuß zuerst eingeführt"). Ein ausführliches Münzgebiet bestimmte, nachdem ein Theil des zu Dresden und Leipzig umgeprägten Geldes bereits circulirte, wie es mit der Wiederbezahlung der Schuldverschreibungen gehalten werden sollte, die während der Münzzerstörung in Sachsen ausgestellt worden waren"). Diese Maßregeln, wenn sie auch hier und da das Interesse des Einzelnen betheiligten, hatten für das allgemeine Wohl den Vortheil, daß Sachsen dadurch von den während des Krieges geprägten, meist geringhaltigen Münzsorten, die aus den Händen der Wechsel in den Schmelzöfen wanderten, nach und nach gänzlich gereinigt ward. Diese und andere zweckdienliche Maßregeln, welche die damalige Lage Sachsens dringend erheischte, gingen hauptsächlich von einer sogenannten Restaurationskommission aus, welche sich bald nach dem Abschlusse des hubertsburger Friedens gebildet hatte. Frisch, Gutschmid, Burchard und andere aus die Wohlthat Sachsens vielfach verdiente Staatsmänner nahmen thätigen Antheil an diesem neuen Institute. Die Vorschläge und Entwürfe, die darin zur Sprache kamen, betrafen den Wiederaufbau der Häuser und Plätze und das Emporkommen der Städte durch verminderte Zinsen, Leihanshalten, Wiederherstellung des Steuercredits, Herbeiziehung von Handwerkern und Manufakturisten u. s. w. Am meisten thaten die Städte auf dem im J. 1763 nach Dresden zusammenberufenen Landtage ihr Augenmerk auf die Wiederherstellung des Steuercredits, worüber Friedrich August mit einem Ausschusse der Ritterschaft und den Abgeordneten von 14 Städten sich schon früher beraten hatte. Dieser Gegenstand war von Wichtigkeit, da die Steuerschulden im J. 1763 zu der Summe von fast 30 Millionen Thalern angewachsen waren.

Den Schluß dieses wichtigen Landtages erlebte Friedrich August nicht. Er starb unvermuthet am 5. Oct. 1763 im 67. Lebensjahre. Die katholische Kirche zu Dresden empfing seine irdischen Ueberreste. Kaum vier Wochen später nabte der Tod auch seinem Söhnlinge, dem Grafen Brühl, der durch seine gewissenlose Landesverwaltung und durch die Verödung seiner selbstthätigen Zweige über Sachsen großes Unglück verhängt hatte. Von 15 Kindern, welche Friedrich August mit seiner Gemahlin erzeugt, überlebten ihn fünf Prinzen und fünf Prinzessinnen. Sein ältester Sohn, Friedrich Christian, geb. am 5. September 1722, folgte ihm in der Kurfürst, starb jedoch bereits am 17. December 1763. Xaver August, geb. 1730, Generalleutnant bei den von den Preußen zu der französischen Armee übergebenen sächsischen Truppen, späterhin Administrator in Sachsen, starb 1806. Karl Christian Joseph, geb. 1733, gest. 1796, war Herzog von Kurland. Albrecht Kasimir August, geb. 1738, war Generalfeldmarschall

40) f. Contin. Cod. Aug. 1. Xth. E. 1598 fg. Klotzsch a. a. D. E. 893 fg. 41) f. Contin. Cod. Aug. a. a. D. E. 1006 fg. Klotzsch a. a. D. E. 900 fg.

39) f. Klotzsch, Kurfürstl. Münzgeschicht. 2. Th. S. 843 fg.

und Statthalter von Ungarn, dann Herzog zu Leichen und in den Jahren 1781 — 1793 Statthalter der Niederlande. Der fünfte Prinz endlich, Clemens Benedictus, geb. 1739, war kaiserlicher Generalfeldmarschall-Lieutenant, späterhin Erzherzog und Kurfürst von Triest. Von Friedrich August's Töchtern starb die älteste, Maria Amalia, an den Infanten Karl, König von Neapel und späterhin von Spanien, verheiratet, bereits im J. 1760, Maria Anna deshiess 1797 ihr Leben als Witwe des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern. Maria Josepha, 1747 mit dem Dauphin von Frankreich vermählt, gest. 1767, war die Mutter des unglücklichen Ludwig XVI. Von den drei jüngsten Prinzessinnen starb Maria Christine 1782 als Äbtissin des Stiffts Remiremont in Lothringen. Maria Elisabeth lebte am sächsischen Hofe und Maria Kunigunde bei ihrem Onkel, dem Kurfürsten von Triest⁴²⁾. (Heinrich Döring.)

FRIEDRICH CHRISTIAN, Kurfürst von Sachsen, ältester Sohn Friedrich August's II., war am 5. Sept. 1722 geboren, folgte seinem Vater 1763 in der Kurwürde. Unter einer sorgfältigen Erziehung durch seinen Oberhofmeister, den 1761 verstorbenen Grafen Wackerbarth, der auch sein Begleiter auf einer Reise nach Italien war, hatten sich die Geistesanlagen des Prinzen frühzeitig entwickelt. Er berechnete zu schönen Hoffnungen. Während des siebenjährigen Krieges lebte er abwechselnd in Dresden, Prag und München, raßlos bemüht, die Leiden und Drangsale seines unglücklichen Vaterlandes zu mildern. Er sprach offen und freimüthig zu Gunsten Sachsens, und ließ sich selbst durch die aufweichenden, ja bisweilen spröden Antworten Friedrich's II. nicht schrecken. An dem Abchlusse des hubertsburger Friedens, den er als Bevollmächtigter betrieb, hatte er wesentlichen Antheil. Durch seine Humanität hatte er sich noch vor seinem Regierungsantritte die allgemeine Liebe des Volkes erworben. Er ward dadurch in den zweckmäßigen Maßregeln unterstützt, die er zur Heilung der Kriegswunden traf. Vor Allem beschäftigte ihn die Wiederherstellung des Steuercredits, welche nicht nur im hubertsburger Frieden, sondern auch in einem zu Osnabrück 1765 an das Land erlassenen Avertissement versprochen worden. Ein besonderer Entwurf war, nach vorgängiger Berathung mit den Landständen, von dem Conferensminister v. Kriftsch und dem Obersteuerrdirector Grafen Einsiedel ausgearbeitet worden. Zur Tilgung der Landeshuld von 29,432,328 Thalern und der vom J. 1764 an laufenden Zinsen zu drei Procent wurden jährlich 1,100,000 Thaler bestimmt, die aus den sichersten Landeseinkünften abgezahlt werden sollten. Dieser Fonds sollte von sieben ritterschaftlichen und ebenso viel freisäcularischen Deputirten verwaltet und deßhalb zu Leipzig eine neue Steuercommissie errichtet werden. Friedrich Christian fügte noch die dem Lande besonders vorteilhafte Bestimmung hinzu, daß alle der Kammer zusehenden Steuerseine aus der jährlichen, zur Tilgung der Landeshuld anzuwendenden, Verlosung gänzlich hinwegbleiben sollten, wobei er sich jedoch, wie billig, die An-

erkennung und gerechtfertigte Bezahlung jener Scheine, wie auch ihre Verzinsung mit drei Procent vorbehielt. Besonders Dank verdiente die strenge und gewissenhafte Vertheilung dieser Maßregeln zur Wiederherstellung des Steuercredits. Mehrere fromme Stiftungen, die während des Krieges durch die Zinsentziehung ausgebliebener Capitalien große Einbuße gestitten hatten, erhielten durch ein von Friedrich Christian erlassenes Decret von dem Ueberschuß der Steuereinkünfte jährlich 8000 Thaler, eine Summe, die aus dem folgenden Landtage noch um 5000 Thaler vermehrt ward, zu Gunsten der leipziger und wittenberger Universität, sowie der Landeshochschulen zu Weissen und Grimma. Einen Beweis seines aufopfernden Eudaimon gab Friedrich Christian auf jenem Landtage, indem er die Beiträge zur Witz von den alten Erblanden auf 850,000 Thaler ermäßigte, und sich zugleich erbot, die dadurch mangelnden 250,000 Thaler aus seiner eigenen Schatzkammer zu ersetzen. Seinen geklärten Geschmack und Kunstsinn zeigte Friedrich Christian, als er die von Friedrich August I. im J. 1703 gestiftete Malerschule in Dresden nach einem von dem berühmten Kunstkenner v. Hagedorn entworfenen Plane im J. 1763 zu einer Akademie der sich bildenden und bildenden Künste erweiterte. Die Salutarität dieses neuen Instituts erobte er auf 16,000 Thaler. In Leipzig ward späterhin eine ähnliche Anstalt gegründet, die auf Bildung des Geschmacks, auf Erweckung und Beförderung des plastischen Sinnes, vorzüglich aber auf Verbesserung vaterländischer Fabricate und Erzeugnisse den wohlthätigen Einfluß hatte. Die Früchte jener schönen Stiftungen, an denen sein sanftes Gemüth sich so innig gläubt haben würde, sollte Friedrich Christian nicht sehen. Schon am 17. Dec. 1763 starb er an einem Schlagflusse in Dresden, zu früh für die Hoffnungen seines Landes. Er hatte kaum sein 41. Lebensjahr erreicht. Viele schöne und menschenfreundliche Entwürfe gingen mit ihm zu Grunde. Sein längerer Wirken würde noch manche Wunder geschlossen haben, denn seine Milde und Humanität machten ihn auch dem geringsten seiner Unterthanen zugänglich. Von seiner Gemahlin Marie Antonia, einer Tochter des Kaisers Karl VII., hinterließ er vier Prinzen und zwei Prinzessinnen: Friedrich August, seinen Nachfolger, geb. am 23. Dec. 1750, gest. am 5. Mai 1827; Karl, geb. am 24. Sept. 1752, gest. am 8. Sept. 1781; Anton, geb. am 27. Dec. 1755, gest. am 6. Juni 1836, und Maximilian, geb. am 13. April 1759, gest. am 3. Jan. 1838. Die älteste Prinzessin, Maria Amalia, starb am 1. April 1795 als Gemahlin des Herzogs und Herzogs von Zweibrücken, Karl August Ebnich. Ihre jüngere Schwester, Maria Anna, starb unvermählt zu Dresden am 26. Nov. 1820⁴³⁾. (Heinrich Döring.)

IV. B i d e s e.

1) Kurfürstliche zu Bamberg.

FRIEDRICH I., Graf von Hohenlohe, Kurfürst zu Bamberg, wurde 1398 Domdechant, in welcher

42) Vergl. außer den bereits erwähnten Schriftst. H. Meynert's Geschichte des sächsischen Volkes. S. 301 fg.

43) Vergl. Heinrich's Handbuch der sächsischen Geschichte.

Eigenschaft er 1335 vom päpstlichen Hofe nach Avignon für die Bestätigung des erwählten Bischofs Leopold II. von Gloßflein gesendet worden war. Als Domdechant untersagte und besiegelte er auch noch am 20. Oct. 1343 eine Urkunde K. Ludwig's IV. über Bamberg's Befreiung von auswärtigen Gerichten. Am 27. Juni 1344 wurde er nach Bischof Leopold's II. Tode vom Domcapitel zum Fürstbischöfe erwählt und vom Papste Clemens VI. bestätigt. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung begab er sich nach Baiern in die Abteien Kibach und Mieder-Altach, deren Äbte er nach abgelegtem Eide die Regalien ertheilte, und nach Kärnten auf die bambergischen Besitzungen. Kaum war K. Karl IV. als römischer König von den Reichsfürsten gewählt, so erhielt Bischof Friedrich dessen Verpändungsurkunde über mehr Marktsiedeln und Kammereinkünfte auf die künftige Zahlung von 6000 Mark Silber und 7000 Pfund Heller zum Beweise der Verbindlichkeit. Im nämlichen Jahre erwarb er für sein Bisthum den Anteil des Ritters Konrad von Streiberg an der Burg Greifenstein für 60 Pfund Heller. Am J. 1346 widersprach er dem Befehle des Herzogs Albrecht von Österreich wegen der auf der Lärnener Straße zu errichtenden Zölle. Den zu Bamberg entlassenen Aufrubr der Bürger dämpfte er mehr durch Sanftmuth als durch Strenge. Im Frühjahr 1347 hatte er das Glück, die durch den Tod des letzten Grafen Konrad von Schlüsselberg heimgefallenen vielen Schlösser, Dörfer und Güter zu erwerben, und deren rechtlichen Besitz durch K. Karl IV. schon am 31. Oct. desselben Jahres bestätigt zu erhalten. Im December desselben Jahres erhielt er vom Papste Clemens VI. zu Avignon durch seinen Abgeordneten Marquard von Landeck, Dompropst, die Vollmacht zur Lösprechung vom Kirchenbanne Aller, welche wegen früherer Anhänglichkeit an den bereits gestorbenen Kaiser Ludwig IV. von Baiern noch niedergebragt waren, nachdem er schon am 24. Juli desselben Jahres einen kaiserl. Freiheitsbrief über die Juden seines Kirchen Sprengels wegen des Verdachtes der Brunnenvergiftung bekommen hatte. Bischof Friedrich hatte in diesem Jahre K. Karl IV. nach Basel und Worms begleitet, und an letztem Orte den Gottesdienst wieder hergestellt. Im J. 1348 kaufte er um 14,000 Pfund Heller von der Tochter Reichs, des verstorbenen Konrad von Schlüsselberg, als Gemahlin des Grafen Günther von Schwarzburg, wie von ihrer Schwester Agnes, Witwe des Ritters Heinrich von Plauen, die Burg und Stadt Baisersfeld nebst ihres Vaters Anttheile an mehreren Rittergütern. Am 18. Juli desselben Jahres sprach er Agnes von Hohenlohe-Braunrod, als Witwe Konrad's von Hohenlohe, nebst ihrer Familie von Kirchenstrafen los, welche über ihre Besitzungen verhängt worden waren. Ebenso befreite er die Dominikaner zu Rating von dem ihnen auferlegten Interdicte. Auf die Beschwerde der Äbtissin Elisabeth von St. Theodor zu Bamberg, über Eingriffe in ihre Güter, ließ er ihren Schutzherrn, Grafen Heinrich von Truchsendingen, unter Zuziehung einiger

Adeligen, eine Entscheidung aussprechen. Für das Klarissenkloster zu Hof, welches Heinrich von Weiden gestiftet hatte, ertheilte er am 16. Aug. desselben Jahres seine bischöfliche Bestätigung. Im J. 1349 verglich sich Bischof Friedrich mit den Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg über mehr freie Gegenstände. Ein für die Abtei Langheim vom Papste Clemens VI. erlassenes Schuttbrevi empfiehlt er zur genauellen Beobachtung. Das durch das Aussterben der Familie Adelsdorf erledigte Rittergut verließ er der Familie Wiesenstau. Im J. 1350 versprach er dem Erben Friedrich von Kottenstein für die Wundenburg zu Bamberg, daß er die von ihm errichtete Burg nebst ihren Bewohnern in seinen landesherrlichen Schutz nehmen wolle. Im J. 1351 kaufte er in Kärnten die Burg Plattenstein, welche dem Grafen Hermann von Bichlingen für 4000 Pfund verpändet war, zu den Gütern seines Bisthums zurück. Dem Ritter Konrad Truchseß von Pommersfelden verließ er das heimgefallene Gut Reichmannsdorf. Im 28. Dec. desselben Jahres starb er nach einer kurzen Krankheit und wurde in die Domkirche begraben *).

FRIEDRICH II., Graf von Truchsendingen, Fürstbischöf von Bamberg, Domdechant seit 1359, wurde wegen außerordentlicher Humanität am Ende des Jahres 1363 zum Fürstbischöfe erwählt. Bald nach dem Antritte seiner Regierung bekämpfte er 1364 seinen Bruder, Grafen Heinrich, mit dem heimgefallenen Schlosse Bischofshaus unter dem Vorwande der Vertheibigung des Bisthums gegen Angriffe. Von den Bürgern der Stadt Bamberg erhob er, nebst dem 1360 erneuerten Uelge, noch 4000 Pfund Heller besonders. Im J. 1365 aber verglich er sich mit dem Bürgerathe daseibst auf 1000 fl. als jährliche Steuer der ganzen Stadt. Den höchst willkürlichen Schuttbrief K. Karl's IV. für die Abtei Langheim vom 3. Febr. 1365 gegen die landesherrlichen Rechte ertrug er zwar mit Gleichmuth, aber des Kaffers Erhebung des Erzbiethums Prag, als Metropolitane über die Bisthümer Bamberg, Regensburg und Weifen, widersezte er sich mit seinem beiden Göggen unter höchster Kraftäußerung und dem wirksamsten Erfolge. Dessenungeachtet erhielt er am 24. März 1366 vom Kaiser die Erneuerung seines alten Wänzrechtes. Vom Alter entkräftigt, starb er am 19. Mai desselben Jahres und wurde in die Domkirche begraben †).

FRIEDRICH KARL, Graf von Schönbörn, Buchheim und Wolfsthal, Fürstbischöf von Bamberg und Würzburg, auch Herzog in Franken, geb.

*) Fürtter Dehution von Forster. R. 33. 34. *Polzel*, Historia Caroli IV. T. I. prop. 205. *Naecker*, Generat. p. 45. fol. 254. *Wdell*, Dipl. Bohem. Spr. II. 283. *Gudenus*, Cod. dipl. II. 676. *Essermann*, Episc. Bam. p. 176. *Lodowig*, Script. Bam. p. 100. *Jäd*, Bamberg'sche Jahrbücher von Geschichte. Österreich'sche Nachrichten von dem Geschichte Friedrich's von Kottenstein. (Bamberg 1826.)

†) *Hartzeim*, Concl. Germ. T. IV. p. 341. *Pez*, Thes. anecdot. T. I. p. III. p. 561. *Polzel*, Vita Caroli IV. P. II. No. 281. *Essermann*, Episc. Bam. p. 180. *Lodowig*, Script. Bam. p. 205. *Jäd*'s Bamberg'sche Jahrbücher und Geschichte.

am 3. März 1674 zu Mainz, unterrichtet daselbst, zu Aschaffenburg und im teutschen Collegium zu Rom, bildete sich frühzeitig nach dem Muster seines Vaters, Melchior Friedrich, kaiserlichen und kurmainzischen geheimen Rathes, auch Bevollmächtigten bei dem Friedensschlusse zu Ryswyck, welcher, mit Kräutlein Anna Sophia von Boineburg verheirathet, sieben Söhne und sieben Töchter unter einflussreichen Verhältnissen zeugte und hinterließ. Friedrich Karl erprobte seine jugendliche Anstrengung in einer besondern Gewandtheit, die lateinische, französische, italienische und spanische Sprache mit Menschen aus allen Ständen zu sprechen. Er wurde am 27. Juli 1683 durch Verzicht des Fr. Eckenberts von Dalberg Domicellar, am 10. März 1704 Domcapitular und am 28. Juli 1727 Dompropst zu Würzburg; am 3. Juni 1685 Domicellar, am 2. März 1705 Capitulär und am 13. Dec. 1708 Coadjutor seines Oheims Rother Franz von Schönborn, 1729 Fürstbischof von Bamberg, und als solcher vom Papste Clemens XI. bestätigt. Das Ritterthum von St. Burgard zu Würzburg reichte ihm auch den 21. März 1686 eine Präbende, welche er 1701 wieder niederlegte. Dagegen erhielt er die im J. 1700 empfangene Propstwürde bei dem Stifte Alban zu Mainz. Als Reichsvicekanzler für die Vertretung seines Oheims unter den Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI., von 1703—1734, hielt er sich häufig am kaiserlichen Hofe zu Wien auf. Während dieser Periode besuchte er öfters die Abtei Göttweib in Österreich wegen ihres Abtes Gottfried Bissel aus Buxen in Franken, an dessen Seite er den Beförderer des Chronicon Gotwicense. Franz Joseph Hahn, kennen lernte, welchen er 1727 zu seinem geheimen Secretaire, später zum geheimen Rathe und 1734 zum Weihbischöfe für Bamberg beförderte. Da Friedrich Karl seinen Oheim Rother Franz vorzüglich in bischöflichen Diensten erleben sollte, so wurde er den 20. Juni 1720 zum Weihbischöfe eingesetzt, und zu Rom mit dem Titel eines Bischöfe von Arcadiopol versehen. Nach dem Tode seines Bruders Johann Philipp, Fürstbischof zu Würzburg, vom 18. Aug. 1724, bemühte er sich vergebens, daselbst Regierungsnachfolger zu werden. Erst durch den am 30. Jan. 1729 erfolgten Tod seines Oheims trat er gleich in dessen Würde als Fürstbischof von Bamberg, und nach dem am 21. März desselben Jahres erfolgten Tode des Fürstbischofs Christoph Franz Fr. von Hutten in Stolzenberg zu Würzburg, wurde er auch am 18. Mai desselben Jahres vom Domcapitel daselbst einstimmig zum Nachfolger ernannt. Mit dieser doppelten Würde begabt, reiste er im Juli nach Wien zum Lebensempfangnisse und zur dankbaren Verabschiedung vom kaiserlichen Hofe, welcher ihn aufforderte, auch als doppelter Fürstbischof die Stelle eines Reichsvicekanzlers nach eine Reihe von Jahren zu verwalten. Nach seiner Rückkehr begab er sich mit seinem ganzen Hofstabe in die vorzüglichsten Städte und Fürden seiner beiden Fürstenthümer zur Huldigung. Am 3. Juni 1730 legte er den Grundstein zu dem noch schönen Tempel zu Schönbach, neben welchem er auch gleichzeitig ein Kloster für Capuciner errichten ließ. Durch sein Streben nach Un-

abhängigkeit vom Domcapitel gerieth er in einen Streit über die vollständige Gerichtsbarkeit oder Immunität im Bezirke des Collegiatstiftes Stephan zu Bamberg, welcher durch viele Druckschriften am kaiserlichen Kammergerichte zu Weimar bis nach seinem Tode fortgesetzt wurde. Im J. 1731 schloß er mit den beiden Rittercantonen Bamach und Gebitz über beimgesallene Ritterlehen einen Vergleich. Im J. 1732 bewilligte er die Errichtung eines großen Zucht- und Arbeitshauses zu Bamberg; die Erbauung des noch herrlichen Priesterhauses und des gegenüberstehenden ehemaligen Bürgerhospitals, welche beide letztere Gebäude mit einem Kesselaufwande von mehr als einer Million Gulden in fünf Jahren vollendet wurden, und später den Bau der steinernen Brücke mit drei Bogen unterhalb des Rathhauses. Im J. 1735 fügte er der zu Bamberg 1648 begründeten Universität medicinisch-chirurgische und juristische Facultätsprofessoren durch eine Geldstiftung aus eigenem Vermögen bei, welche nach der Aufhebung der Universität (1804) an die Schönborn'sche Familie zurückgekauft werden mußte. Die zu Würzburg für seine Familie seit 1720 von seinem Bruder erbaute Gruft neben der Domkirche segnete er 1736 persönlich ein. In der Uebersetzung von der Unmittelbarkeit seines Bisthums Bamberg ließ er das Schreiben des päpstlichen Nuntius zu Eöln über eine an ihn gesandte Abkühlung des Papstes Clemens XII., vom Jahre 1736, gar nicht beantworten. Für die allgemeine Benützung der Quellen zu Kissingen und Hofheim ließ er Beschreibungen erscheinen. Zur Beförderung seiner Freude an der Jagd ließ er 1737 zu Bamberg ein großes Jagdhaus bauen. Im J. 1738 kaufte er für die Familie Schönborns des Ritterguts Aisch um 94,000 fl. von der Familie Eichen. Im J. 1739 vereinigte er die beiden bürgerlichen Kathedralen- und Elisabethen-Berufungsschäuler zu Bamberg in eins, welches jetzt gegen 50,000 fl. jährliche Rente hat. Im J. 1740 ließ er zu Bamberg und Würzburg das dritte Jubelfest der Buchdruckerkunst durch alle Facultäten seiner beiden Universitäten feiern. Nachdem der herrliche Residenzbau der Universität zu Würzburg durch seine Anordnungen vollendet war, welche er dessen Hofkirche 1745 persönlich ein, wie er in beiden Spengeln während seiner Regierung mehr als 100 Kirchen und Kapellen theils erbaute, theils einweihete. Seinen Eifer für das Wohl der beiden Fürstenthümer hatte er während seiner 17jährigen Regierung hinlänglich erprobt und seine anderen Verdienste sich zugesogen, als daß er zu stolz und eigenfinnig gewesen ist, als Fürst und Bischof die zu Wien erlernte Pracht eifrig fortsetzte, und das Jagdwesen zum Schaden der Landbauern zu sehr pflegte. Er starb im 73. Lebensjahre am 25. Juli 1746 zu Würzburg, und wurde in die von ihm vollendete Gruft der Familie Schönborn begraben *).

(Jarek)

*) Trauerreden von J. Frey zu Würzburg, G. Kraetz und Baum zu Bamberg und J. H. Schöbhorn zu Frankfurt. 1746—1747. Selver, Proben des deutschen Reichsged. S. 631. 712. 725. Dr. Jäger, Bambergische Kalenderchronik. 1756—1746. Reut Verordnungen und verbesserter Einrichtung der Universität Würzburg. 1743. Musae concordes in electione novi Imperatoris.

2) Bischöfe von Chur.

FRIEDRICH I., Graf von Montfort, Bischof von Chur, war Bruder des Abtes Wilhelm von St. Gallen und des Bischofs Ulrich von Bregenz, und wurde im October 1282 zu dieser Würde gewählt. Schon im zweiten Monate nach seinem Regierungsantritte beschloffen der Propst, Dechant und alle übrigen Domherren einstimmig, das künftige Keimer in ihr Capitel aufgenommen werden sollte, ohne eine Mark Silbers im Gebe oder Geldeswerthe entrichtet zu haben; widrigensfalls sei er von allen öffentlichen Geschäften und Beratungen auszuschließen, und durch Entziehung der Einkünfte, wie durch Kirchenstrafen, zur Zahlung jenes Wertes anzuhalten. Diesen wichtigen Beschluß unterzeichnete und besiegelte Bischof Friedrich I. am 21. Nov. desselben Jahres, um den dringenden Bedürfnissen des Bisthums abzuhelfen. Aus gleichem Grunde mag er dem Agid von Amatia aus dem Vinsgau das Thal und Gut Pustlau als Lehen am 14. Juni 1284 übertragen haben. Im J. 1286 erwarb er die Pfarrei zu Feldbach als Geschenk von dem Ebeln von Wolman und Schellenberg, welche dieselbe vom Grafen Gottfried zu Tübingen und Gehlingen lebensweise erworben hatten. Er führte so kluge Haushaltung, daß er sogar einigen Ecclesiasten im J. 1287 Geld leihen konnte. Im März desselben Jahres reiste er zur Kirchenversammlung der deutschen Nation nach Würzburg, wo in Gegenwart des Kaisers Rudolf I. und des päpstlichen Gefandten 42 Bestimmungen für die Wiederherstellung der Kirchenzucht niedergeschrieben wurden. Zugleich unterzeichnete Bischof Friedrich I. neben anderen Bischöfen daselbst mehrere Absätze für die Woihtäter, welche zur Wiederherstellung der Benedictinerklöster zu Fuld und von St. Stephan zu Würzburg Geldbeiträge machen würden. Seit mehreren Jahren bewiesen sich die Grafen von Montfort abhold gegen den Kaiser Rudolf I., besonders Abt Wilhelm von Montfort zu St. Gallen, welcher deswegen seines Amtes entsetzt wurde. Da Bischof Friedrich I. seine Brüder nicht verlassen wollte, so griff er mit ihnen zu den Waffen, und kämpfte gegen das Ende des Jahres 1288 ober im Anfange des folgenden mit bewaffneter Macht gegen die Grafen von Werdenberg, als Kaiser Rudolf's Anhänger, unter Verderbung der ganzen Gegend. Allein im entscheidenden Treffen bei Baduz wurde er besieg, gefangen und in die nächste Burg abgeführt. Nachdem er länger als ein Jahr im Kerker geschnachtet hatte, ließ er sich an einigen zusammengebundenen Feindlichen aus dem Fenster betab, die-

selben getroffen aber, und er fiel so hart auf den Boden, daß er am 3. Juli 1290 starb*.) (Jaech.)

FRIEDRICH II. von Nenzingen, Fürstbischof von Chur, war Kämmerer des Herzogs Leopold von Österreich, als er im J. 1368 zur höchsten Würde gelangte. Er fand bei seinem Regierungsantritte das Bisthum durch mehre mißliche Ereignisse der Vorseit so erschöpft, daß er sich veranlaßt sah, den K. Karl IV. um Unterstützung zu ersuchen, welcher auch im J. 1370 zu Prag die Begehung der Gefälle der Stadt Lindau an das Bisthum Chur versetzte. Zur Erleichterung der Handelsgeschäfte zwischen den Bürgern von Chur und Feldbach, welche durch wechselseitige Zölle bisher erschwert waren, schloß er am 26. Aug. 1372 mit Rudolf von Montfort, als Inhaber von Feldbach, den Vertrag ab, daß die Bürger beider Städte in Handelsgeschäften, Salz und Wein aufgenommen, von der Zahlung eines Zolles befreit sein sollten. Von dem nämlichen Rudolf, welcher als kinderlos die Propstei von Chur einige Jahre verwaltete, erwirkte er auch eine sehr reichliche Ausstattung derselben. Wegen dieser edeln Denkwürdigkeit ließ auch Bischof Friedrich II. durch ihn die weltlichen Angelegenheiten des Bisthums fast seiner Verwaltung, bis derselbe nach dem Tode seines Vaters und Bruders die Propstei seinem Vetter, Friedrich von Tengen, übergab, und die Verwaltung der Grafschaft Feldbach wieder übernahm, bis er sie an den Herzog Leopold den Frommen von Österreich um 36,000 fl. im J. 1376 verkaufte. Nach dem Beispiele anderer Bischöfe hatte Bischof Friedrich II. mehre Güter des Bisthums durch die Biegrafsen von Malland als seine Nichteome in der Absicht verwalten lassen, um gegen feindliche Angriffe durch sie mehr geschützt zu werden. Allein dieselben benutzten diese Gelegenheit zur Aufsaugung der Bisthumsgüter ebenso, wie die Ebdn von Reichenberg. Diese Mißverhältnisse bewogen endlich den Bischof Friedrich II. im J. 1376, seinem Bisthume zu entsagen und das einträglichere von Brixen zu übernehmen, wo er 1396 gestorben ist†.) (Jaech.)

3) Erzbischöfe von Cöln.

FRIEDRICH I., Erzbischof und Kurfürst von Cöln, geborner Markgraf von Kärnten und Bruder des Bischofs Engelbert von Regensburg, wurde im J. 1069, nachdem die Domstiftskinder über die Wahl sich nicht vereinigen konnten, vom K. Heinrich IV., trotz des Widerspruches der Geistlichkeit, zur höchsten Würde besetzt. Bald nach der Übernahme der Regierung bewies er sich sehr fest in seinen Entschlüssen, daher er sich auch dem Angriffe

apud. Jo. Christoph. Paludino. 1705. Sepulchrum glor. aeterna virtutum memoria adornatum. (Bamberg. 1746.) Mior. musici decantati academice Bamb. 1748. Ord. Rich. Conruct. 1746. Kettler, Geistliche Anekd. bei der Einweihung der Schönbörn'schen Lebküchle zu Würzburg. 1750. Kettler, Anek. bei der Einweihung der neuen Kirche zu Klingen. 1745. Grop. Coll. script. vire. II, 683—718. Anshelm, Hist. brev. dipl. III, 941. Becken's Erzählung, wo für Dünne der Graf Reich Friedrich von Schöndorn und seine sieben Brüder dem todtlichen Vaterlande und dem Kaiser geschenkt haben. (Manuscript der darmstädtischen Bibliothek von 1740.)

*) Guler, Rheet. Alp. p. 142. Truch. Gall. comat. p. 321. Lew. Lex. Helvet. T. V. p. 276. Quadrio, Dissert. V. T. I. p. 356. Pragger, Feldsch. Beschreibung. S. 19. Rathsheim, Cosellia Germaniae T. III. p. 724 et 737. Ludewig, Script. Wirceb. p. 590. Truch. Hist. Helvet. p. 200. Orsinus, Annales Suevic. T. III. P. III. p. 158. Ursinus, P. II. p. 24. Eichhorn, Episc. Curiae. in Rhaetia p. 97—99.

†) Pragger, Feldsch. Beschreibung. S. 25. Guler, Rheet. Alp. p. 151. Quadrio, Dissert. VI. T. I. p. 297. Eichhorn, Episcop. Cur. in Rhaetia p. 114.

des Grafen Friedrich von Westfalen auf den erzbischöflichen Kirchensprengel im J. 1102 kräftig widerlegte und dessen Schloß Arnberg (Arnsberg) mit Sturm einnahm. Der Gegner, auf diese Weise gereizt, richtete ein großes Blutbad und viele Verheerung an, ehe er sich zurückzog. Im J. 1106 trennte sich Erzbischof Friedrich I. auf dem Reichstage zu Mainz von seinem Vöhrner K. Heinrich IV., schloß sich an die Partei des mit dem römischen Stuhle wieder versöhnten Sohnes K. Heinrich's V., übernahm den Auftrag der Reichsstände, in Begleitung des Erzbischofs Willigis von Mainz und des wormaler Bischofs Adalbert, zum kaiserlichen Vater nach Ingelheim zu reisen, die Reichsinsignien von ihm zu erpressen und zum königlichen Sohne nach Mainz zu bringen. Im J. 1107 unterzeichnete er die Bestätigungsurkunde K. Heinrich's V. für die alten Freiheiten des Bisthums Lüttich. Er lieferte gegen die Anhänger des kaiserlichen Vaters mit geringer Macht ein glückliches Treffen bei Andernach, welchen Ort er zum Schutze gegen feindliche Angriffe im J. 1109 mit Mauern, Thürmen und Bollwerken umgab. Er excommunicirte den hartnäckigen Bischof Burchard von Münster, welcher, von K. Heinrich V. gewaltsam eingeseßt, vom päpstlichen Gesandten aber des Amtes entsetzt war. Auf einem Kirchenrathe des nämlichen Jahres schenkte er der Stifftskirche des heiligen Severin das Schwurgericht über drei Dritttheilen. Im J. 1110 segnete er die Gemalin A. Heinrich's V. zur Königin in Mainz ein, und ließ den Leichnam des heiligen Cunibert, Stifters des Klosters Gemblours, erheben. Im nämlichen Jahre reiste er mit dem römischen Könige Heinrich V. nach Italien, und 1111 wohnte er dessen Krönung zum Kaiser in Rom durch Papst Paschal II. bei, wo er auch bei einem Aufsatze der Römer dem Könige wesentliche Dienste geleistet haben soll. Bald nach seiner Rückkehr in das deutsche Reich (1112) unterzeichnete er als Zeuge, nebst den Erzbischöfen von Mainz und Trier, die Stiftung des Benedictinerklosters Lach, auf Antrag des Stifters und Pfalzgrafen Siegfried die Bestätigungsurkunde des K. Heinrich's V. Im nämlichen Jahre weidete er den heiligen Norbert zum Priester, durch dessen Mitwirkung er eine lehrreiche Lehre in seinem und benachbarten Sprengel unterbreitete. Auf dessen Ansuchen genehmigte er auch eine Stiftung seines Ministerials, Heinrich von Alzheim, auf dem Fürstenberge für die Mönche von Siegburg. Im J. 1114 kam er zu Mainz mit K. Heinrich V. bei der Vermählung mit Mathilde, Tochter des Königs Heinrich's I. von England, über die angemaßte Invesitur der Bisthümer in Zwist; weswegen er sich mit einigen Fürsten dies- und jenseit des Rheins gegen den heimlichen Schismatiker verbündete. Der Kaiser, durch diese Dreißigkeit entkräftet, rückte mit einem Truppenkorps gegen Göln, verheerte durch Feuer und Raub den ganzen Sprengel und nahm mehrere Ritter gefangen. Allein der Erzbischof Friedrich und der Graf Friedrich von Westfalen brangen mit jugendlicher Mannhaft so kräftig ein, daß der Kaiser in die Flucht geschlagen wurde. Als der Kaiser im J. 1113 Braunschweig belagerte und Halberstadt verheerte, wurde er von den Sachsen unter Anführung des Erzbischofs

Friedrich's I. und der beiden Grafen von Westfalen durch ein entscheidendes Treffen gänzlich beslegt. Zur Weihnachtszeit 1116 versammelten sich bei ihm in Göln die Erz- und Bischöfe Deutschlands in einem Kirchenrathe, um die vom Cardinale Dietrich überbrachte Excommunicationssbulle Papst Paschal's II. gegen K. Heinrich V. wieder zu verhängen. Im J. 1117 bestätigte er das Nonnenkloster Dornwald im Bergischen nach dem Willen des Grafen Arnold von Berg und schützte es durch Freiheitsbriefe. Im J. 1119 ließ er einen Kirchenrat, in welchem der päpstliche Abgeordnete und Cardinal Cuno die vom Papst Gelasius II. ausgesprochene Excommunication gegen K. Heinrich V. verhängte. Im J. 1120 des nämlichen Jahres veranstaltete Erzbischof Friedrich im Kloster des heiligen Cornelius eine Provinzialsynode, in welcher er den lüttich Erzbischofen Alexander, welcher vom K. Heinrich V. gegen 7000 Pfund Silbers zum Bischofe ernannt war, verwarf, und die Vorsteher der lüttich Geistlichkeit nach Göln zur neuen Wahl eines Bischofs rief, welche auch in der Person des Bischofs Friedrich vollzogen und auf der Synode zu Rheims vom Papste Calixt II. bestätigt wurde. Aus Eifer für den fortwährenden Erzbischofskaufte er vom Grafen Dittmar und von der Witwe des Grafen Erpo, Beatrice, im J. 1120 die Grafschaft Paderg und vereinigte sie mit seinem Sprengel. Im nämlichen Jahre bestätigte er das Benedictinerkloster zu Fleischerp. Auch stiftete er das Nonnenkloster dieses Ordens Nonnenwerth auf der Insel Roland und stiftete es aus. Im J. 1121 ließ er auf dem Berge des heiligen Apollinaris bei Remagen eine Kapelle bauen und übergab sie dem Kloster Siegburg. Im J. 1122 belagerte er mit seiner Truppen das Schloß des Kaisers, Garpene, nahm es ein und zerstörte es. Im nämlichen Jahre stiftete er das Cistercienserkloster Alfsted und bewilligte es mit 13 Mönchen der strengeren Zucht aus Norimund. Er unterzeichnete auch zu Worms nebst anderen Bischöfen die Veröhnungsurkunde zwischen dem Papste und Kaiser und der letzteren Vergleichsleistung auf die bischöfliche Bezeichnung mit Ring und Stab. Im J. 1123 verwarf er noch ein Mal den in das Bisthum Lüttich einbringenden Erzbischofen Alexander, bestätigte den gewählten Bischof Alberto, und segnete ihn ein. Im J. 1124 verließ er dem Collegiatstifte Cunibert mehrere Reuzen. Im August 1125 versammelten sich die Reichsstände zu Mainz und wählten statt des verstorbenen K. Heinrich's V. den sächsischen Herzog Lothar zum römischen Könige. Erzbischof Friedrich I. begleitete ihn und dessen Gemalin Richsa nach Aachen, wo er am 13. Sept. Beide salbte und krönte. Zu Mainz bestätigten er und andere Bischöfe als Zeugen 1126 einen Gütertausch des Klosters Hersfeld. Im J. 1128 verjagte er auf seine Rechte zum Kloster Malmedy und überließ es dem Kloster Stablo durch eine besondere Urkunde. Ubrigens war er ein anhaltender Gegner der Schismatiker und eiferte sehr gegen die kaiserlichen Bezeichnungen durch Ring und Stab. Er starb den 25. Oct. 1131; sein Leichnam wurde im Kloster Siegburg beerdigt*).

*) Würdwein, Subsid. dipl. T. V. p. 258; *opus nova sub-*

FRIEDRICH II., Erzbischof zu Cöln, Sohn des Grafen Adolf II. Du Mont, Propst bei St. Georg, wurde 1156 durch Ränke seiner Verwandten und durch die Gunst des jüngeren Klerus vom Domherrn zur höchsten Würde befördert, während die Äbte der Diocese den Propst Gerhard von Bonn gewählt hatten. Diese Streitige Wahl wurde dem Kaiser Friedrich I. zu Nürnberg vorgetragen, welcher die Entscheidung bis zur Ankunft auf dem Reichstage zu Regensburg verschob. Dasselbst wurde Erzbischof Friedrich II. genehmigt, in Gegenwart des päpstlichen Gesandten befehlt und mit der Erlaubnis begünstigt, nach Rom zu wandern und sich vom Papste selbst einweihen zu lassen. Er versagte sich also nach Italien, ließ sich 1157 vom Papste Adrian IV. bestätigen und einsegnen. Bei seiner Rückkehr mit dem Pallium nach Cöln fand er seinen Kirchengel in großer Gährung, welche er nicht ganz dämpfen konnte. Er reiste am Ende des Jahres 1158 mit K. Friedrich I. nach Italien, wo er zur Beendigung der Streitigkeiten desselben mit Paps Adrian IV. kräftig mitwirkte. Er wurde aber nach einem Sturze vom Pferde zu Papia von einer schweren Krankheit ergriffen, an welcher er den 26. Nov. 1159 verschied. Seine Eingeweide wurden zwar dasebst begraben, sein Leichnam aber in das väterländische Kloster Altenberg, welches sein Rheim, Erzbischof Bruno, gestiftet hatte, geliefert, und an dessen Seite begraben. Während seiner kurzen Regierung unterstützte und bestätigte er die von seinem Vater gegebene Stiftung des Klosters Dünnwald. Ebenso beförderte er und bestätigte die Befestigungen des Prämonstratenserklosters Knechtsteden. Auch benutzte er den vielfachen Rechtsstreit zwischen den Klöstern Pantaleon und Königsdorf*). (Jaeck.)

FRIEDRICH III., Erzbischof und Kurfürst von Cöln, aus dem gräflichen Hause Saar-Werden, wurde als kölnischer Domherr, während er zu Bologna der Rechtswissenschaft sich widmete, nach der Niederlegung der höchsten Würde, durch seinen Rheim, Cuno, 1370 vom Domcapitel einstimmig gewählt. Obgleich K. Karl IV. diese Wahl nicht genehmigen, sondern seinen Neffen, Bischof Johann, Grafen von Luxemburg, zu Straßburg ausdruken wollte, so reiste Erzbischof Friedrich III. doch hoffnungsvoll nach Rom, wurde am 13. Nov. desselben Jahres vom Papste Urban V. bestätigt und eingeweiht. Durch diese Begünstigung ermuntert, ersuchte er zugleich den Papst um Aufhebung des auf der Stadt Cöln ruhenden Interdicts, mit welchem sie wegen der Verdrängung der Geistlichkeit belegt worden war, damit er den Frieden zwischen der Bürgerschaft und Geistlichkeit leichter wiederherstellen könne. Schon um Weihnachten des ersten Regierungsjahres wiederrief er die früher erteilten Inzulasse für die Weichen. Am 30. Sept. 1371 beschränkte er die Erlaubnis, für Kirchen Almosen zu sammeln, auf die

Domkirche zu Cöln. Auch feierte er Tags vor Remigius eine Provinzialsynode, in welcher neben 20 allgemeinen Bestimmungen noch den Seelsorgern der Aufenthalt an ihrem Berufsort geboten und eine neue Synode für das nächste Jahr angekündigt wurde. Am Tage des heiligen Alban (1372) hielt er seinen feierlichen Einzug zu Cöln und ließ sich huldigen, nachdem er im erzbischöflichen Ernate eine feierliche Messe gehalten hatte. In der Synode desselben Jahres machte er elf Bestimmungen für die Freiheiten der Geistlichkeit gegen die Beschlässe des Magistrats und der Bürger. So sehr er sich bemühte, die Eintracht zwischen dem Volke und der Geistlichkeit wiederherzustellen, so wurde sie ihm doch aus Mangel an Nachgiebigkeit beider Theile unmöglich. In der dritten Synode vom 11. März 1375 wiederholte er die Weisung an alle Seelsorger zum persönlichen Aufenthalt an den Pfründenorten. Im J. 1376 wohnte er einer Versammlung der Kurfürsten zu Rense am Rhein bei, begleitete am Pfingsttage den zum teutschen Könige bestimmten Wenzeslaus, Sohn K. Karls IV., nach Frankfurt und verkündigte ihn als erwählten römischen König dasebst. Er reiste dann mit dem neu Erwählten über Bonn nach Aachen, wo er ihn am 6. Juni mit größter Feierlichkeit als König salbte und ihm die königliche Krone aufsetzte. Ebenadesebst verhandelte er Vieles über den für die Kölner zu rettenden Frieden, welcher auch vom trierer Erzbischofe, Cuno, als Schiedsrichter, am 16. März 1377 beschlossen und unterzeichnet, aber bald wieder gescheitert worden war. Am 14. Juni 1378 bestätigte Erzbischof Friedrich III. eine reiche Messstiftung für die Pfarrkirche S. Evert. Als Kaiser Karl IV. gegen das Ende dieses Jahres gestorben, K. Wenzeslaus am 15. Juni 1379 nach Cöln gekommen war und von den Bürgern sich huldigen ließ, lehnte sich Erzbischof Friedrich III. auf, als sei seiner Herrschbarkeit zu nahe getreten worden. Dessewegenacht war er im J. 1380 auf dem Reichstage zu Aachen sehr bereit, dem K. Wenzeslaus dienlich zu sein, und erklärte sich mit Eifer für den Paps Urban VI., nachdem der Nebenpaps, Clemens VII., abgekanzt hatte, obgleich er vorher aus Unbekanntheit mit den Verhältnissen den lütticher Bischof als Anhänger Papses Clemens VII. begünstigt hatte. Deswegen wurde er vom Papste Urban VI. 1385 zum Cardinal erhoben, welche Würde er mit dem Tode ablegte. Im J. 1382 bekämpfte er den feindlichen Überfall des Grafen von Cleve, schloß mit den Einwohnern von Cöln aus Besorgnis, sie möchten sich mit jenem verbinden, Frieden, und befreite noch die Stadt von der Excommunication Paps Urban's VI., in welche sie wegen der Zerstörung des Klosters und der Kirche Deutz gekommen war. Am 9. Oct. 1384 weihte er die Antoniskirche zu Cöln ein und theilte ihr einige Vorzüge der Collegialstiftungskirchen. Am 21. Mai 1388 feierte er zu Gobleng den Tod seines am 21. Juni desselben Jahres gestorbenen Rheims, des trierer Erzbischofs Cuno. In nämlichen Jahre stiftete er die höchst berühmte gemordnete Akademie aller Künste und Wissenschaften zu Cöln mit Einwilligung des Papses Urban's VI. Am 16. Sept. 1390 bestimmte er in der vierten Synode, daß die be-

sid. T. I. p. 136, V. 267. XIII, 16—22. *München*, Conatus chronol. ad catalog. archiepiscop. Coloni. p. 101. *Hartshelm*, Concilia Germ. T. III, p. 253—274. *Oelenius*, De Colonia p. 45.

*) *Wiedewitz*, Nova subsidia dipl. T. XII, p. 327, XIII, 32, 34, 36. *Oelenius*, De Colonia p. 46. *München* p. 111.

yründeten Belästigungen am Ehre und an den Verhältnungen ihrer Stifte Theil nehmen sollten. Das vom Papste Urban VI. erteilte und vom Papste Bonifaz IX. bestätigte Hehl der Maria Heimsuchung verkündigte Erzbischof Friedrich III. 1390 als verbindlich für seinen Sprengel und die ganze Christenheit, und machte deswegen noch im Kloster Weidinghausen bei Arnberg die Errichtung eines ewigen Lichtes vor dem Mariabilde. Im J. 1392 wurde er von großem Kummer ergriffen, daß die Kölner unter sich uneinig wurden, unter großem Tumulte gegen ihn sich aufzuleben, und in den folgenden Jahren aus Stolz auf ihre Freiheit seine Befehle verschmähten, den Oberrichter mit den Schöffen aus der Stadt jagten und eine neue Volksregierung einführten, ohne daß er sie durch Kirchenstrafen oder Waffen unterjochen konnte, weil sie als Verbündete mit den benachbarten Dynastien eine größere Macht ihm entgegenstellten. Er nahm am 19. Nov. 1396 Theil an der Wahl Friedrich's von Keimingen zum mainzer Erzbischofe und bezeugte urkundlich, daß dieser für die Erlangung der Würde weder Geschenke gegeben, noch versprochen habe. Er wohnte im August 1400 zu Rense am Rheine, nach der Aufforderung Papstes Bonifaz IX., der Versammlung der geistlichen Kurfürsten bei, welche den König Wenzeslaus als unwürdig und träge ablehnten und den rheinischen Pfalzgrafen Rupprecht an dessen Stelle wählten. Nachdem er seinen ganzen Kirchensprengel besucht hatte, veranstaltete er am 16. Dec. 1400 die fünfte Synode, in welcher 35 Bestimmungen gefaßt wurden. Am 6. Jan. 1401 schickte er den neuen König Rupprecht nebst seiner Gemahlin, einer Tochter des Burggrafen zu Nürnberg, mit aller Feierlichkeit zu Köln, weil die Stadt Lachen noch dem Könige Wenzeslaus anhing. Im nämlichen Jahre bestätigte er das vom Grafen Adolf gestiftete Konnenlosler Dinstach, und bemühte sich, das zuächst gewordene Enit Rux von regulierten Chorherren durch Geldopfer wieder in Ordnung zu bringen. Im J. 1402 begleitete er den römischen König Rupprecht mit seinem Heere nach Italien, zog sich aber, als dieses in der Umgebung von Brinn sich ausgebreitet hatte, zurück. Er beantragte und bewirkte am 2. Mai 1403 bei dem Könige Rupprecht, daß die Tochter des Markgrafen Bernhard von Baden in dessen Befigungen und Rechte folgen sollte, wenn er bis zu seinem Tode keine anderen Nachkommen erhalten würde. Nach dem Tode König Rupprecht's wählte er und der mainzer Erzbischof nebst den böhmischen und sächsischen Abgeordneten 1410 den Markgrafen Jobst von Mähren, während die übrigen drei Kurfürsten den König Siegmund von Ungarn wählten. Da aber Jobst schon vor der Übernahme der Reichsinsignien aus gestorben, so stimmte Erzbischof Friedrich III. mit den übrigen Kurfürsten am 21. Juli 1411 zu Frankfurt der Wahl Königs Siegmund's bei, und salbte und krönte ihn als König zu Aachen am 8. Nov. desselben Jahres. Er starb am 6. oder 8. April 1414 zu Bonn und wurde zu Köln in die Domkirche neben dem Maria-Altare beigesetzt. Er ist 43 Jahre und fast fünf Monate mit großer Sparsamkeit das Erzbisthum verwaltete, so konnte er noch einen ungeheuren

Schatz durch seine Sparsamkeit erringen, obgleich er die verpfändeten Güter auslöste, das Schloß und die Herrschaft Lünen nebst der Grafschaft Arnberg mit den Stiftsgütern vereinigte. So sehr die kirchliche Ordnung und Zucht durch das bekannte Schemma erschüttert worden war, so gelang ihm doch deren Herstellung durch die jährliche Erinnerung seiner Beischlüsse und Statuten, welche er bei dem Antritte seiner Regierung erlassen hatte. So wohlthätig er gegen alle Mönche von strenger Zucht war, so bewies er sich doch vorzüglich den Katholiken gewogen*.) (Jaech.)

4) Domherr und Propst zu Augsburg, Straßburg und Constanz.

FRIEDRICH I., Graf von Zollern, Domherr und Propst zu Augsburg, Blutsverwandter des 1294 gestorbenen Bischofs Grafen Rudolf von Habsburg zu Constanz, wurde deswegen sogleich zum größten Theile des Domcapitels zum Nachfolger gewählt. Da aber der kleinere Theil den Domherrn Heinrich Edehn von Klingenberg, Doctor der Rechte und berühmten Geschichtsschreiber, aus dem Grunde wählte, weil er Kanale des Königs Rudolf war, durch dessen Gnade dem Bisthume viele Wohlthaten zuzuführen konnten, so entstand eine außerordentliche Spannung zwischen den Gliedern des Domcapitels, welche der längeren Dauer dem Wohle des Bisthums hätte nachtheilig werden können. Deswegen entschloß sich der durch Stimmenmehrheit gewählte Friedrich Graf von Zollern nach seiner gewohnten Sanftmut und Bescheidenheit auf das durch Schulden höchst erschöpfte Bisthum zu verzichten, damit die unter dem Vorgänger herrschenden Unruhen nicht erneuert und vergrößert würden. Er bezieht sich nur eine jährliche Entschädigung vor, blieb Dompropst zu Augsburg, wie die 1296 bis 1298 dafelbst unterzeichneten Urkunden beweisen, und starb den 24. Febr. 1304 +.) (Jaech.)

FRIEDRICH II., Graf von Nellenburg, Domherr zu Straßburg, wurde am Gallustage 1398 durch Postulation des Domcapitels zum Fürstbischöfe von Constanz einstimmig gewählt, und am nämlichen Tage, in Gegenwart seines Vaters Konrad und vieler anderer hohen Personen, zur höchsten Freude aller Anwesenden, mit allgemeiner Feierlichkeit eingesetzt. Nachdem er sich aber von dem außerordentlichen Schuldenslande des Bisthums und von der Unmöglichkeit, sie zu tilgen, überzeugt hatte, erklärte er am zehnten Tage nach der Wahl dem Domcapitel unter den schmeichlichsten Ausdrücken seine Verzichtleistung auf die ihm angebotene Ehre und begnadigte sich Mitglied des Domcapitels zu sein*.) (Jaech.)

*) *Wirdlwein*, Subsidia diplom. T. III, p. 169; *opus subsidia dipl.* T. IV, p. 15, 16, 260. *Gelenius*, De Colonia pag. 50. *Mörcken*, p. 143. *Reichs* S. 40. *Mersinus* p. 130. *Kratopolis* p. 38. *Haritzheim*, Concil. Germ. T. IV, p. 68 — 548.

†) *Manlii Chronicon episcop. Constantiensis c. Asture*. (Frankf. 1654.) p. 674. *Braun*, Geschichte von Augsburg I, 387 fg.

*) *Manlii Chronicon episcop. Constant. p. 692, no 204*

FRIEDRICH III., Graf von Zollern, Domherr zu Strassburg und Constanz, wurde 1433 in früher Jugend zum B. Fürstbischöfe von Constanz gewählt, nachdem seine beiden Vorgänger, Albrecht Blarer und Otto III., Markgraf von Hochberg und Röttel, wegen der Schulden und inneren Unruhen aus das Bisthum Verzicht geleistet hatten. Da die beiden Vorgänger entschädigt werden mußten, so hatte das Bisthum gleichsam drei Bischöfe. Dieser Umstand bewog Friedrich III., durch Sparsamkeit, Gefälligkeit und Zuverlässigkeit alle Discesanen zu gewinnen. Während seiner Regierung gab es 17,000 Priester, 1760 Pfarreien und 350 Klöster in seinem Sprengel. Die außerordentliche Entartung der Geistlichkeit gab ihm Veranlassung zu einer Kirchenversammlung, in welcher er vorzüglich auf die Verbesserung der Sitten und Eifer der Geistlichkeit und des Volkes antrug. Obgleich die anwesenden 26 Äbte, 6 Präpöste, 40 Domherren und 260 Priester nach Kräften mitzuwirken versprachen, so hatte er doch nicht das Glück, den Erfolg wahrzunehmen; denn er starb noch im nämlichen Jahre am 31. Juli 1436 auf dem Schlosse zu Gottlieben, nachdem er gewöhnlich im Stiftehofe neben den Minoretten zu Constanz gewohnt hatte. Sein Leichnam wurde in der Domkirche dahelbst beigesetzt *).

(Jaech.)

5) Abt zu Langheim und Ubrach, Fürstbischöf zu Eichstätt.

FRIEDRICH III., Landgraf von Leuchtenberg, zuerst, 1304 — 1309, Gittercierrfürst zu Waldassen, dann Abt zu Langheim und 1309 — 1327 zu Ubrach, wurde nach dem in Italien erfolgten Tode des Bischofs Gebhard's III. von Eichstätt durch Papst Johann XXII. im Anfange des Jahres 1328 zum Nachfolger zwar ernannt, aber vom Volke und Domcapitel nicht anerkannt. Vielmehr übertrug dieses die Verwaltung des Bisthums dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Domherrn zu Eichstätt und Regensburg, bis zur gesetzlichen Wahl eines andern Fürstbischöfs. Friedrich III. verweilte auf dem benachbarten Schlosse Hohenstein bei Berchingen bis zu seinem am 27. März 1330 erfolgten Tode. Sein Leichnam wurde nach seiner eigenen Verfügung zuerst in die Abteikirche von Ubrach und dann nach Waldassen in die Begräbniskapelle der Landgrafen von Leuchtenberg an die Seite seiner Vorfahren vor dem Hochaltare gebracht †).

(Jaech.)

FRIEDRICH IV., Graf von Ettingen, wurde schon im 23. Lebensjahre zum Fürstbischöfe von Eichstätt der Stammvater seiner Familie sich befindet, nach welchem er vom Herzoge Eberhart in Schwaben als Bischof der Grafschaft Nellenburg und von einer Heilung von Burgund abkam.

*) *Manili Chronicon* episc. Constant. p. 688, wo der Herzoglicher Stammvater sich befindet.

†) *Branner*, Geschichte des Klosters und Stiftes Waldassen von 1837. S. 84, ist ihm irrthümlich erst 1339 sterben. *Jad's* Geschichte der Äbtel Langheim. S. 44. *Guilelm. Sellar*, *Notitia monasterii Kloracensis* p. 95. *Spener*, *Opus heraldicum pars spec.* p. 214. *Greiser*, *Catal. episc. Eystett.* p. 486. *Falkenstein*, *Nordgauische Altcrthümer*. I. Th. S. 182. *Ludewig*, *Geschichtsschreiber von Würzburg*. S. 614.

(1383) erwählt und vom Papste Urban VI. sogleich bestätigt. Er bemühte sich durch besondern Eifer für den Gottesdienst, durch strenge Kirchenzucht und durch genaue Haushaltung sich zu empfehlen. Im J. 1397 kaufte er von Heinrich Schenk von Leutershausen, 1398 von Jacob Truchseß von Wildburgkellen, von Schwaiger von Gundelfingen, von Anna von Wöllmar und Marie von Belben, 1402 von Stephan von Aberg, 1413 von Johann Herrn zu Heideb mehrere Güter, Burgen, Gütern und Zinsen gegen bares Geld. Dessenungeachtet baute er das Schloß Weigenau bei Herrieden aus dem Grunde neu auf; an seiner Residenz auf dem Wildbaldberge ließ er viel verbessern, dem Schlosse Aberg zwei hohe Thürme vorsehen, zu Spall ein Getreidehaus errichten, den Flecken Greiding mit einer Mauer umgeben, viele Schulden seines Bisthums zahlen, und hinterließ doch nach seinem Tode vieles Geld in seinem Schatze. Die Streitigkeiten mit dem Landgrafen zu Hirschberg ließ er durch Schiedsrichter beilegen, und bestätigte die Vereinigung noch durch eine besondere Receßurkunde. Wegen der Strungen in der Kirche hielt er mit Bischof Albert von Bamberg eine Zusammenkunft zu Nürnberg, in welcher sie Papst Gregor XII. aus den gleichzeitigen drei Päpsten als Oberhaupt der Kirche erkannten. Trotz seines ruhigen Charakters gerieth er in große Mißverständnisse mit einigen altadligen fränkischen Familien, von deren Gliedern er 32 zu Herrieden enthaupen ließ. Die Zirkelreder der Waldenser ließ er aus seinem Hochstifte verbannen, oder im Falle des Ergreifens auch verbrennen. Im J. 1401 wohnte er dem Reichstage zu Nürnberg bei. Er starb im 55. Lebensjahre den 19. Sept. 1415; sein Leichnam wurde in den Wildbaldchor zu Eichstätt neben der Sakristeithüre in Gegenwart des Herzogs Heinrich von Landshut beigesetzt *).

(Jaech.)

6) Bischof von Eichstätt.

FRIEDRICH I., aus der adeligen Familie von Hauenstätt, wurde durch einstimmige Wahl des Domcapitels zum Bischofe von Eichstätt gegen das Ende des Jahres 1223 gewählt und starb im J. 1226. Während seiner Regierung behauptete der Ritter Ramung von Schwabach das Patronatrecht auf die Filialkapelle Bachhausen als eine gesonderte Pfarrkirche, obgleich sie nur zur Pfarrkirche Weidenwang gehörte, welche dem Domherrn Konrad von Pfaffenhausen zu Eichstätt verliehen war. Bischof Friedrich I. veranstaltete eine Synode, in welcher nach gehöriger Untersuchung entschieden wurde, daß Bachhausen keine gesonderte Pfarrkirche sei †).

(Jaech.)

FRIEDRICH II., aus der adeligen Familie von Parsberg, Bischof von Eichstätt, wurde gegen das

*) *Greiser*, *Catal. episcop. Eystett.* p. 495. *Joannis Collectio scriptorum Moguntinens.* T. I. p. 117. *Hoffmann*, *Annales Bamberg.* und *Ludewig*, T. I. p. 226. *Falkenstein*, *Nordgauische Altcrthümer*. I. Th. S. 194 — 197.

†) *Bruch*, *Bisthümer Teutschlands*, übersezt von J. Heit. Cod. dipl. No. 33 v. *Falkenstein's* *Nordgauische Altcrthümer*. *Greiser*, *Catal. episc. Eystett.*

Ende Augusts 1237 wegen des Rufes seiner Rechtskenntnisse und Einsichten gewählt. Im J. 1239 wohnte er der Kirchenversammlung zu Mainz unter dem Borske K. Konrad's IV. bei, und übergab eine Beschwerde gegen seine Dienstmannen, Ministeriale und Bürgerschaft, daß diese, obgleich schon ein Jahr excommunicirt, doch ihn mit seiner ganzen Geistlichkeit vertrieben, keinen zum Bischofe, Dompropste und Dombachanten erwählte, die Sacristei der Domkirche erbrochen, und ihre Leiden unter dem Freudenhalte musikalischer Instrumente begraben hätten. Am 15. Nov. desselben Jahres schenkte er der Abtei Kaisersheim den Zehnt zu Egwil, welchen Graf Gebhard von Hirschberg ihm abgetreten hatte. Im J. 1243 erwirkte er auf dem Kirchentrage zu Mainz die Bestätigung des Vorzugs seines Bisthums vor jenen von Hildesheim, Verdun und Worms im erzbischöflichen Sprengel, mit dem Zusatze, daß er in Abwesenheit des Erzbischofs die Diöcesanynoden zu leiten habe. Im nämlichen Jahre verglich er sich mit Bischof Hermann zu Würzburg über die Vermögenstheilungen der Kinder, wenn ein eichsfelder Dienstmann die Tochter eines würzburgischen, oder ein solcher die Tochter jenes heirathen würde. Nach mehrjährigem Streite gegen die Ansprüche des Grafen Gebhard von Hirschberg auf gewisse jährliche Einkünfte, auf Gerichtsbareit und Zölle, verglich er sich am 18. Juli 1245 mit ihm nach dem Ausspruche einiger Schiedsrichter. Am 12. Dec. desselben Jahres verließ er den Propste Hugo des Klosters Rehr einige Besigungen im Dorfe Labet, welche ihm überlassen waren. Er starb den 28. Juni 1246 und wurde in die Domkirche begraben *).

(Jaech.)

7) Bischof von Lüttich.

FRIEDRICH, Bischof von Lüttich, Sohn des Grafen von Namur, war bereits Dompropst, als er 1119 zum Bischofe gewählt wurde. Nach dem Tode seines Vorgängers Erbert hatte der Domherr, Archidiacon und Schatzmeister, Alexander, Sohn des Grafen von Lüttich, welcher Propst der Abteikirche von St. Paul und U. L. Frau zu Huy und im Rufe guter Einsicht war, sich mit dem lothringischen Herzoge Gottfried und einigen Vellanten zum K. Heinrich V. begeben, und nach angeblicher Zahlung von 7000 Mark Silbers das Bisthum unter Verletzung des Stabs und RINGS erhalten. Nach dessen Rückkehr nach Lüttich wurde er zwar von seinen zwei Nebentürken als Bischof aufgenommen, von den übrigen aber abgewiesen. Da K. Heinrich V. dem Papste Gaius II. excommunicirt war, so verbot der Erzbischof Friedrich von Köln, bei welchem die Bischöfe von Sachsen und Westfalen versammelt waren, der lütticher Geistlichkeit dessen Aufnahme und lud Alexander nebst den übrigen Domherren nach Köln zur Verhandlung über die Wahl.

*) *Bruchsch Epitome episcop. Germ. p. 188. Schmid, Diss. de concil. Mogunt. Schmaus, Vindiciae literariae I, 99. Heuser, Templum virt. a. Willibald p. 52. De Lang, Regesta Bavariae. T. II, p. 290 et 364. Gallenkamp, Rethrausische Alterthümer I, 158. et cod. dipl. No. 34. Hartzheim, Concil. Germ. T. III, p. 568. 569.*

Da er aber auf dreimalige Vorladung nicht erschien, so wurde Friedrich zum Bischofe von den übrigen zu Köln versammelten Domherren gewählt. Papst Gaius II. hielt in der nämlichen Zeit zu Rheims eine Kirchenversammlung; daher begab sich Bischof Friedrich dahin, und wurde von ihm selbst eingesegnet. Auf die Nachricht von diesem Vorgange entfland zu Lüttich eine große Unruhe zwischen der Geistlichkeit und dem Volke, zwischen dem Adel und dem Pöbel. Für den Grafen Alexander waren der Herzog Gottfried von Löwen, die Grafen Gilbert und Lambert und andere Ansehnliche; Bischof Friedrich wurde unterstützt durch die Grafen Gottfried von Namur und Ballern von Limburg, durch die Einwohner der ganzen Stadt und durch alle Äbte des Bisthums. Beide Theile zogen nun bewaffnet gegen einander. Alexander hatte zwar die Burg Huy zuerst eingenommen, doch mußte er sie der Gewalt seines Gegners räumen, versprach Besserung und erhielt vom Bischofe Friedrich Vergebung, während seine Verbündeten die Feindseligkeiten noch lange Zeit fortsetzten und das ganze Bisthum durch Schwert und Feuer verheerten, daher Bischof Friedrich erst am 19. Febr. 1120 vom Bisthume Besitz nehmen konnte; allein er starb schon am 27. Mai 1121 an Vergiftung, welche sein Mündel, durch dessen Bestimmung zum lothringischen Herzoge Gottfried dem Mächtigen, ihm zugebracht hatte. Sein Reichthum wurde in die Domkirche des heiligen Lambert gebracht, wo zahlreiche Gläubige später am Begräbnissestlage sich versammelten und den Glauben an geschehene Wunder verbreiteten *).

8) Erzbischof von Mainz.

FRIEDRICH, Herzog von Lothringen, wurde aus einem Benedictiner der Abtei Fuld durch K. Otto I. zum Erzbischofe von Mainz im J. 937 befördert und auch ordiniert. Trotz dem schloß Erzbischof Friedrich sich zur Partei des Königs Ludwig IV. von Frankreich gegen seinen hohen Gönner, welcher die Festung Rhe, in welcher er sich mit den Feinden aufhielt, belagerte. Ob er Flak sich ergab, wollte Friedrich sich flüchten, wurde aber gefangen und in die Abtei Fuld zur Buße unter dem Abte Hademar verwiesen; doch wurde er schon 940 in sein Erzbisthum wieder eingesetzt. Während der Verschönerung des kaiserlichen Bruders Heinrich mit einigen sächsischen Oberhäuptern kam Friedrich in den Verdacht der Theilnahme; allein er reinigte sich von demselben durch öffentliche Verböhrung und Einnahme des Abendmahls vor dem ganzen Volke. Im J. 942 feierte er zu Frankfurt das Geburtsfest des Herrn und erwirkte Vergebung für den Bruder des Kaisers. Im J. 946 wohnte er zu Rheims der Einsetzung des Bischofs Arnold durch den Erzbischof Robert von Trier als päpstlichen Gesandten, 947 den Kirchenversammlungen zu Verban, 948 zu Rouen, und zu Angelnheim unter dem Borske des päpstlichen Gesandten Marian mit andern 33 Bischöfen bei. Um diese Zeit verließ er auch das Collegiatstift zum heiligen Peter außer der Stadt Mainz ein. Als Ludolf, Sohn des K. Otto's I.,

*) *Chapeauvillier, Gesta pontif. Leod. T. II, p. 56—60.*

wider dessen Willen die Witwe Adelheid des italischen Königs geheirathet und unter Begleitung des Erzbischofs Friedrich im J. 952 das Geburtsfest des Herrn zu Saalfeld mit andern Großen des Reichs begangen hatte, kam diese Versammlung in den Verdacht, mehr Böses als Gutes verabredet zu haben. Im nämlichen Jahre verbündete sich Erzbischof Friedrich wieder gegen den K. Otto I. mit dessen Sohne Rudolf und dem Herzoge Konrad. Auch nahm er am 7. Juli desselben Jahres auf der Kirchenversammlung zu Augsburg den Vorstoß. Während K. Otto I. im J. 953 zu Ingelheim und Mainz verweilte, hielt sich Erzbischof Friedrich mit dessen Gegnern, Rudolf und Konrad, zu Weisach auf, dessen Bewohner durch aufrührerische Gesinnungen bedrückt waren. In der nämlichen Zeit suchte er auch den Abt Hademar von Ruit aus Rache wegen seines früheren Aufenthalts dafelbst zu tödten. Auf dem Reichstage zu Gmünd in Regensburg erlangte er jedoch volle Vergebung des K. Otto's I. Er starb am 17. Nov. 954 im Aufse der Religiosität und wurde bei St. Alban zu Mainz begraben *).

(Jaech.)

9) Fürstbischöfe von Regensburg.

FRIEDRICH I., Graf von Zollern, Fürstbischof zu Regensburg, wurde als Domherr gleichzeitig mit zwei andern Domherren, Heinrich von Stein, zugleich Domdechant zu Eichstätt, und Hiltpolt von Hohenberg, vom Domcapitel gewählt, vom Kaiser Ludwig IV. in Baiern den beiden Legaten vorgezogen und 1345 bestätigt. Er ertheilte am 3. März 1347 dem Dietrich von Au eine Besatzungsbefehle über dessen Pflanzamt in zeitlichen Angelegenheiten; in der Besetzung befindet sich das Wappen der Burggrafen von Nürnberg. Im nämlichen Jahre bewilligte er dem Ritter Dietrich von Haspach und dessen Nachkommen, daß in der Pfarrei Haspach das Benedictinerkloster Elisabethszell mit einem Propste unter der Leitung des Abtes von Oberaltaich erbaut werde. Am 9. Oct. 1348 überließ Bischof Friedrich I. die Feste Schauerstein in der Grafschaft Hohenburg am Nordgaue den beiden Domherren Dietrich von Auer und Heinrich von Einzenhofer gegen Wiedererlösung; dagegen bekannte ihm Dietrich von Au verschiedene Schutzposten des Hochstifts, und erhielt das Versprechen einer Entschädigung für seine Verzichtleistung auf die Pflanze des Bisthums. Am 18. April 1350 empfing der Fürstbischof eine Dienstverweisung von Dietrich von Au, und am 24. Febr. 1351 einen Bericht des Ritters Dietrich von der Kürn über alle Ansprüche an die Güter des Bisthums. Am 20. März 1352 empfing er vom alten Sieghart von Glosstheim ein Bekenntnis, daß dessen Sohn den mit ihm eingegangenen Vertrag halten werde. Am 14. Oct. 1353 gab er seine Einwilligung, daß das Domcapitel wegen Schulden auch Güter verkaufen oder versetzen

könne. Am 1. Febr. 1354 bewilligte er dem Kloster Albersbach die Befreiung der Pfarrei Geiersthal mit einem Conventuale gegen Aufrechterhaltung der päpstlichen und bischöflichen Rechte. Am 1. Juli 1354 erwarb er vom K. Karl IV. die Bestätigung aller Privilegien für das Domcapitel, die Collegiatstifte und Klöster seines ganzen Sprengels. Er bewährte stets den übeln Ruf eines leichtsinnigen Haushalters mit den Gütern und Einkünften des Bisthums; deswegen erludte Papst Innocenz VI. am 26. Dec. 1356 den K. Karl IV., er möge das Schloß Thumshaus, welches der pflichtvergessene Bischof Friedrich I. ohne Wissen des römischen Hofes an ihn verkauft habe, dem Bisthume zurückgeben. Am 6. Sept. 1357 bewirkte er die Zurückgabe der verpfändeten Feste Werb durch den christlichen Pfalzgrafen und Bairenherzog Stephan zu Landshut an das Hochstift. Da er jedoch wegen anhaltender schlechter Haushaltung der weltlichen Verwaltung des Bisthums ganz entbunden und dieselbe dem Fürstbischöfe Berthold von Eichstätt übertragen war, so beurkundete Legater in dieser Eigenschaft den 1. Mai 1358 die Befreiung vom Lehenbunde zweier Weinberge zu Pfaffelslein für das Bisthum Regensburg unter Besiegelung des Bischofs Friedrich's I. Am 14. Mai 1358 ließ dieser mit Einwilligung des Domcapitels die Pfarrei Woburg dem Benedictinerkloster Ebernheim zufließen, welches auch am 24. Sept. desselben Jahres einen Revers über die Einverleibung dieser Pfarrei ausstellte. Am 7. und 9. Jan. 1359 ertheilte er dem Bischofe Berthold von Eichstätt zwei Versicherungen über die redliche Güterverwaltung der Bisthumsgüter. Am 12. März 1359 verpfändete und überließ er dem Domcapitel die Feste und Pflanze Werb. Am 8. Febr. 1360 eignete er dem Kloster Emmeram einen Hof in Günding zu. Am 5. Nov. 1361 erhielt er vom K. Karl IV. einen Revers, daß das Hochstift die Burg Thumshaus, obschon sie nach gemachtem Versprechen selbst gegen bares Geld nicht wieder zu verlangen sei, doch wieder kaufen könne. Am 18. Oct. 1363 erhielt er vom bairischen Herzoge Albert eine Bestätigung aller früheren Freiheiten und Rechte für das Hochstift. Am 29. März 1364 bezugte er die gesicherten Rechte der Edeln von Auer am flauer Forste unter Bestimmung des Domcapitels. Am 3. Mai 1364 ertheilte er noch die Erlaubniß zur Vermehrung der Münze nach Belieben, wodurch der Schuldenstand so vermehrt wurde, daß er seines Amtes ganz entsetzt und die Verwaltung des Bisthums wieder dem Fürstbischöfe von Eichstätt übertragen wurde. Wann und wo er starb, ist unbekannt *).

(Jaech.)

FRIEDRICH II., Fürstbischof von Regensburg, aus der edeln Familie von Parsberg, vorher Dompropst, wurde Freitag nach Pfingsten 1437 vom Domcapitel gewählt und am 28. Juni desselben Jahres durch den Erzbischof Johann von Salzburg bestätigt und eingeweiht.

*) *Lerarii Res Moguntinae* cura Joannis I. 427. *Hartzheim*, *Concilia Germ.* T. II. p. 622. *Peritz*, *Monum. Germ.* T. II. p. 239 et 242. *Honheim*, *Prodromus hist. Trevir.* I. 367, 570 et 645.

*) *Ried*, *Codex diplomaticus episcopi Ratisbon.* T. II. p. 860—900. *Monumenta boica*, T. XII. p. 317. T. V. p. 431. T. X. p. 508. *Ludwig*, *Reliquiae manuscriptorum*. T. VI. p. 15. *Falkenstein*, *Cod. dipl. Kaystet.* p. 191.

Am 14. März 1438 verfügte er, daß sein Pfarrer der Stadt Regensburg Pfarrgenossen eines andern Bezirks aufnehmen solle. Am nämlichen Jahre hielt er eine Diöcesanynode, in welcher 36 Bestimmungen gefaßt wurden. Am 27. Febr. 1439 bestätigte er die Abwechselung der täglichen Messe zwischen der Pfarrkirche zu Salach und der Filiale Häderbach. Am 21. März 1440 stellte Friedrich II. über den freieigenen Hof des Domcapitels zu Laverweint einen Revers aus. Am 28. Sept. 1444 erhielt er vom römischen Könige Friedrich III. die Bestätigung der von bairischen Herzogen bewilligten Freiheit, daß der in Österreich auf Gütern des Bisthums Regensburg wachsende Wein frei von Mauth und Zoll auf der Donau durch Baiern heimgeführt werden dürfe. Am 23. Sept. 1445 bestätigte er der Collegiatkirche Johannes zu Regensburg alle früheren Besigungen und Rechte. Am 29. April 1449 verfügte er unter der Strafe der Excommunication, daß alle Früchte und Einkünfte der Pfarrei Kelheim so lange Zeit in Verwahrung genommen werden sollten, bis die an das Kloster Weltenburg schuldigen Abgaben entrichtet sein würden. Er widersetzte sich kräftig jedem Eingriffe in die Rechte seines Bisthums, zog sich aber viele Verdrießlichkeiten durch sein Einschreiten gegen den ruchlosen Lebenswandel der Domherren zu. Er verfiel in eine Krankheit, in welcher er seine Verstandeskräfte verlor. Da er in diesem Zustande mehr Gegenstände des Kirchenschatzes und manche Privilegien des Hochstifts verschenkte, so sahen sich die Domherren genöthigt, der ursprünglichen Babilcapitulation noch mehr Einschränkungen beizufügen. Er starb am 31. März 1450 und wurde in die Domkirche neben der Bildsäule des heiligen Petrus begraben *).

FRIEDRICH III., Freiherr von Blankensfeld, Fürstbischof zu Regensburg, war Doctor der Rechte und Domherr zu Bamberg, Freising und Regensburg, als er daselbst im Frühlinge 1450 zur höchsten Würde gewählt und vom Papste Nicolaus V. bald darnach bestätigt wurde. Am 5. Juli 1551 betraufte er die Stiftung einer Messe der nach Allersberg gehörigen Filialkirche Hohenburg; am 28. Oct. 1455 eine andere zu Eünching, wieder am 24. April 1454 die Priester-Bruderschaftsstifte zu Amberg, am 28. Mai desselben Jahres noch eine in der nämlichen Martinskirche, am 8. Sept. desselben Jahres ebenso zu Niedermünster in Regensburg, und am 23. Oct. desselben Jahres die Frühmesse in der Pfarrkirche zu Wolenzsch. Er erwarb sich die Liebe seiner Untergebenen durch ungewöhnliche Sanftmuth und starb am 24. Mai 1457. Sein Leichnam aber wurde in die Mitte der Domkirche zu Regensburg begraben **).

(Jaech.)

10) Bischof von Speier.

FRIEDRICH, Freiherr von Bolanden, Bischof von Speier, Neffe seines Vorgängers, Bischofs Hein-

rich's II., wurde am 4. März 1273 durch einseitige Stimmen der Domherren zu dieser Würde gewählt, und vom K. Rudolf I. und vom Papste Gregor X. bestätigt. Bald nach dem Antritte seiner Regierung entwickelte er einen besondern Eifer in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Im J. 1276 vermehrte er die verschragene Zahlung einer bestimmten Summe an einen Herrn von Fiedenstein, wiewegen er von diesem gefangen, und erst nach bewaffneter Hilfe durch K. Rudolf's I. Erpressen wieder entlassen wurde. Am Palmabende von J. 1280 wurde er bei der Anwesenheit K. Rudolf's I. zur Begrüßung der Reichsstadt Speier veranlaßt, für sich und seine Nachfolger nach einer Urkunde zu schwören, alle ihre Freiheiten und Gerechtigkeiten, sie seien von Kaisern, Königen oder Päpsten verliehen, zu erhalten und zu verbessern, ehe der Rath und die Bürgerschaft die gewöhnliche Huldigung geleistet hätte. Im J. 1281 hat er verordnet den Stadtrat um Aufhebung der Verordnung, daß keine Frucht aus der Stadt verkauft, bei keinem Geistlichen Wein gebolt oder getrunken, kein gekaufter Wein zu den Geistlichen in die Stadt gebracht, und kein Bürger den kleinen Zehnt an dieselbe entrichten sollte. Er besah daher, daß die ganze Geistlichkeit, bei Verlust ihrer Privilegien und bei Strafe des Kirchenbannes, aus der Stadt ziehen, weder Gesang noch Messe mehr halten, noch die Sacramente reichen, noch Kinder taufen, noch Leide begraben, noch Kranke besuchen solle. Dieser Befehl wurde auch bis auf zwei Geistliche vollzogen, welche, der Bischofs Wahn nicht achtend, jurischieden, und die möglichsten priesterlichen Dienste leisteten, wiewegen der Rath auch für diese Priester einen neuen Altar im Münster bauen ließ. Bischof Friedrich glaubte die Ausübung des Gerichts der Stadt zu verhindern, erließ die den Schultheiß, Voigt und Münzmeister ihrer Pflicht und Dienste, und verbot die Wiederbesetzung des Gerichts; allein diese Beamten erinnerten sich ihres dem Rathe geleisteten Eides zum Gehorsam, und übten ihr Amt ungestört aus. Während der Bischof den Bürgern auf den unliegenden Dörfern und Gütern durch Plündern und Brennen zu schaden suchte, verließ die Bürgerschaft in den Häusern der Geistlichkeit an Früchten, Wein, Hausgeräthen und Geld einen gleichen Nachtheil. Nach dreijähriger Fesselung wurde die Ankunft K. Rudolf's I. zu Worms im J. 1284 von beiden feindlichen Parteien benutzt, durch den Bischof Heinrich von Basel und Bischof Gottfried von Passau als Schiedsrichter mittels eines Vertrags sich zu verständigen. Bald hernach hielt Kaiser Rudolf mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Burgund, zu Speier sein Beilager. Bei ihrer Ankunft hob Bischof Friedrich diese vom Wagen und wurde durch ihre Schönheit verleitet, sie zu küssen, wiewegen sie sich bei K. Rudolf über diese Dreistigkeit beschwerte. Bischof Friedrich erhielt daher durch einen Edelmann die Eröffnung der königlichen Unzufriedenheit, über welche er so erschraf, daß er sogleich sich entfernte und sein Bisthum außer Acht ließ, dessen Verwaltung vom Erzbischofe zu Mainz nach einer der Stadt Speier versprochenen Eidesabiegung bis zur Rückkehr Bischofs Friedrich's im J. 1291 übernommen wurde. Bei dem 1292

*) Ried, Codex dipl. episcop. Ratibon. T. II. p. 1011 — 1023. Monumenta boica. T. XIII. p. 471.

**) Ried, Codex dipl. episcop. Ratibon. T. II. p. 1024 — 1027. Gesele, Script. rerum boicarum T. II. p. 237.

erfolgten Tode K. Rudolfs I. glaubte er neue Anmassungen gegen die Reichsstadt wagen zu können, wollte die weltlichen, wie die geistlichen Rechte bestehen, und die Stadt als sein und des Bisthums Eigentum betrachten. Aus diesem entstand ein neuer Streit, welcher bis zum Allerheiligen-Abend 1294 fortgeführt wurde. Erst an diesem Tage haben sich beide Theile, durch geistliche und weltliche Schiedsrichter wieder mit einander verglichen. Als er im J. 1292 auf Einladung des Erzbischofs Gerhard II. von Mainz zur Kirchenversammlung nach Aachenburg sich begeben hatte, laurte Graf Gerhard von Ragenellbogen mit Reiteren auf ihn, nahm ihn bei Kaiserbach gefangen, und ließ ihn in seiner Fesselung so lange Zeit verwahren, bis er sich durch eine große Geldsumme und durch Entlassung einiger Rechte seines Bisthums losgekauft hatte. Diese verschiedenen Mißthätigkeiten zerrütteten allmählig die feste Gesundheit des Bischofs Friedrich, welcher am 28. Jan. 1302 verschied. Sein Leichnam wurde nach seiner eigenen Verordnung in der Kirche des Bescheidenstiftes Eustachius beerdigt, wo eine marmorne Inschrift sein Andenken der Nachwelt mittheilt *). (Jaech.)

II) Fürstbischöfe von Straßburg.

FRIEDRICH I., Freiherr von Lichtenberg, Fürstbischof zu Straßburg, Dompropst und Bruder seines Vorgängers Konrad, übernahm sehr jungen, den 12. Sept. 1299, die auf ihn gefallene Wahl der Domherren zur höchsten Würde. Denn er sühnte sich nur stark in der Waffenführung, aber sehr schwach in Wissenschaften unterrichtet. Dessenungeachtet ertheilte ihm K. Albert, welcher einen Reichstag zu Straßburg eben gehalten hatte, noch am Wahltag die Bestätigung mit den Regalien, wie der mainzer Erzbischof Gerhard auch nicht zögerte, seine Einwilligung zu geben, und ihn zum Bischofe zu weihen. So großen Mangel er an wissenschaftlicher Bildung litt, so verwaltete er doch sein neues Amt mit vieler Klugheit und Thätigkeit. Eine besondere Strenge übte er durch Verordnungen gegen jene Geistliche, welche mit Bischöflichen Frauen zusammenlebten, durch Entziehung der Pfründeneinkünfte. Dem Edlen Cuno von Bergheim nahm er 1301 das Versprechen ab, keine Befestigung der Burg ohne bischöfliche Einwilligung jemals vorzunehmen. Im J. 1302 gestattete er den Mönchen, welche nach der Regel des heiligen Gualtherus lebten, sich in der Vorstadt Straßburgs auf jenem Grundstücke niederzulassen, welches die Bewohner von Alßheim ihnen für diesen Zweck geschenkt hatten. Er erwarb seinem Bisthume die Rechte auf die Schöffler Gersperg und Haslat, welche unter der Regierung K. Rudolfs I. zerstört waren, und hatte auch die Wiederrichtung der Burg Gersperg bereits begonnen, als er am 20. Dec. 1306 vom Tode überfallen wurde. Sein Leichnam wurde

neben jenem seines Bruders und Vorgängers in der Kapelle Johannes des Täufers beigesetzt *). (Jaech.)

FRIEDRICH II., Freiherr von Blankenheim, Fürstbischof zu Straßburg, war zuerst zur höchsten Unzufriedenheit des Domcapitels durch Papst Gregor XI. als Verweser des Bisthums ernannt, nachdem der vorige Bischof Kampfer von Brunn durch die Gunst des nämlichen Papstes auf das Bisthum Bamberg, 1375, versetzt worden war. Die Domherren schritten deswegen am 15. Febr. dieses Jahres zur Wahl, vertheilten aber ihre Stimmen gleichmäßig auf den Domdechanten Johann von Dahlenstein, und auf den Schöfmeister Georg Freiherrn von Weiden. Ersterer holte eiligst die Bestätigung des mainzer Erzbischofs, Grafen Adolfs von Nassau, erworben, um sein Amt antreten zu können; letzterer wollte auf die ihm gegebenen Wahlstimmen nicht verzichten, und machte einen Rechtsstreit bei der Stadt anhängig. Da dieser nicht schnell zur Entscheidung kam, so ertheilte Papst Gregor XI. aus höchster Nachvollkommenheit das Bisthum dem Freiherrn Friedrich von Blankenheim durch eine offene Bulle, in welcher er Friedrich II. als Bischof bestätigte, und die Domherren zur Anerkennung ihres rechtmäßigen Oben auffoderte. Er hielt am 20. Dec. 1375 seinen Einzug, ließ die päpstliche Einsetzungsbulle öffentlich verlesen, und wurde von den städtischen Behörden, wie von der ganzen Gegend, mit Ausnahme des Domcapitels, unter allen Ehrenbezeugungen als Fürstbischof anerkannt und aufgenommen. Obwohl er das 20. Lebensjahr noch nicht überschritten hatte, so zeichnete er sich doch durch gründliche Kenntnisse in mehreren Zweigen, besonders der Rechtswissenschaft, vortheilhafte aus. Leider vermißte er bald den Glanz mehrerer Vorzüge durch die schändlichste Geldgierde ohne Rücksicht seines hohen Berufes. Von der Geistlichkeit und seinen Unterthanen erpreßte er die Abgaben mit ungemeinlicher Härte. Deswegen nahm der Magistrat von Straßburg aller Klösse sehr ernstlich sich an, welche ihre Beschwerden dem päpstlichen Hofe vorzutragen hatten. Wollten Äbte und Äbtissinnen die auf sie gefallenen Wahlen bestätigt erhalten, so mußten sie außerordentlich große Geldsummen dem Bischofe erlegen. Bei den meisten Lößeläusern Weltlicher und Geistlicher starbte er foglich seine geldgierige Hand nach den Verlassenschaft aus. Kaum war der Graf Johann von Hirschenberg von Schweinern bei Empach ermordet, so besetzte er den Flecken Hesel im sünftigen Thale gegen die rechtmäßigen Ansprüche der Erben. Kaum war der Markgraf Otto von Hochberg auf gleiche Weise umgebracht, so ließ er dessen Wüthen das Dorf Herbolzheim mit Gewalt wegnehmen. Selbst die Güter, deren Verwaltung die Grafen von Dahlenstein bei ihrem kriegerischen Zuge gegen die Schweizer mit der Bile um landesherrlichen Schutze ihm übertragen hatten, wollte er mit den fürstbischöflichen Domainen unter dem Vorwande vereinigen, sie seien als erledigte Lehen dem Bisthume zurückgefallen. Cogar die

*) Lehmann, Episcopale Obsequia. Rhenod. Corpus hist. medii aevi. T. II. p. 2270. Mollat, Kirchengeschichte. 31. Bd. S. 109.

X. Gneissl, d. M. u. R. Seite Cccclxx. XLIX.

*) Wimpeling et Gualtinianus, De episcopis Argentini. p. 318. Wärdtwein, Nova subsid. dipl. VIII, 104 seq.

bei Gengenbach mit vielen Kosten eröffnete Silberbergböhle nahm er mit dem erregenden Metalle gemeinsam weg, und versprach bloß, sich vor dem Gerichtshofe des römischen Kaisers zu verantworten. Er friedlichste Bekannungen er zu beschämen wußte, desto strenger war er gegen jede Verletzung. Vestungsmächter, als A. Wenzeslaus die Stadt Straßburg, wegen der Aufnahme des Ritters Bruno von Rappoltstein gegen des Kaisers Willen, 1391, in die Acht erklärt hatte, schloß Bischof Friedrich II. einen heimlichen Bund mit den umliegenden Fürsten, welche nach dem Befehle des Kaisers die Stadt und umliegenden Dörfer umzingelten, viele bürgerliche Häuser niederbrannten und alle Zufuhr abschnitten. Borsell forderte er nur den Markgrafen Bernhard von Baden, die Grafen Eberhard von Württemberg und Heinrich von Lützelstein und andere Edelleute zum Angriff auf. Bald aber kündigte er selbst durch seine Beamten auf dem Lande der Stadt den Krieg an, suchte durch verschiedene Brennstöße, 1392, die Rheinbrücke zu vernichten, und setzte die Feindseligkeiten mehrere Jahre mit größter Thätigkeit fort. Zwar suchten einige seiner Schutzbefohlenen die verschiedenen Mißgriffe seinen Rathgebern zuzurechnen, um ihn von dem Verdachte der Bosheit zu befreien. Allein nach dem unglücklichen Ausgange dieses Krieges konnte er den versprochenen Sold an seine Kriegsknechte nicht entrichten, welche Plünderungen im Lande vornahmen, und ihn selbst so beunruhigten, daß er von seinem Amte sich ehrend zu entfernen wünschte. Unter großen Geldopfern strebte er vergeblich nach den Bistümern von Mainz, Trier, Metz und Basel, und war endlich froh, durch Begünstigung des Papstes Bonifatius IX. mit dem Bischofe Wilhelm von Utrecht 1393 den längst verabredeten Tausch ihrer Bistümer zu vollenden, wo er bald seinen Tod fand *).

(Jaech.)

13) Bischöfe zu Worms.

FRIEDRICH I., Kaus- und Bisthof von Bayern, 1277 — 83 Bischof zu Worms, war vorher schon Dampfproß, und hatte theils als solcher, theils als Bruder des verstorbenen Bischofs Eberhard I. die nächste Gelegenheit zur höchsten Würde zu gelangen. Doch trat er nicht mit sanftem Ruthe in die eckelvollen Fußstapfen seines Vorgängers. Schon im J. 1278 hielt er für zeitgemäß, sich nachgiebig gegen die Bürgerschaft zu beweisen, und gab die von seinem Bruder angelegte Klage auf die Rückgabe entzogener Rechte freiwillig auf. Die Bürger wurden durch diese Nachgiebigkeit befreit, erhoben neue Urkunden und würden dem Bischofe, wie der ganzen Geistlichkeit, bedeutenden Schaden zugefügt haben, hätte nicht der mächtige Schutz des K. Rudolf I. schleunige Hilfe geleistet. Durch diese Erfahrung befreit, wurde nun Bischof Friedrich I. thätiger für die Erhaltung der Rechte seines Bisthums. Um das sehr verarmte Kloster

Endenbach vom Untergange zu retten, übernahm er selbst dessen weltliche Verwaltung. Das effizientere Nonnenkloster, welches die kinderlosen Edelfrauen Hiltrudis und Agnes zu Hochheim bei Worms stifteten, nahm er in seinen besondern Schutz, und den Stiftsbrüdern von St. Andreas übertrug er die Pfarrei Klein-Löffelheim. Nachdem er seinen ganzen Kirchsprengel bereist hatte, bemühte er sich 1282 nach den Bestimmungen des aschaffenburger Kirchenrathes, die Zucht und Ordnung seiner Geistlichkeit zu verbessern. Seine Häuslichkeit erprobte er durch den Erwerb der Burg Stauff mit allen Zugehörungen vom Grafen Heinrich von Zweibrücken, und vereinte dieselbe mit den Einkünften seines Bisthums. Im J. 1283 wirkte er für bessere Ordnung des Münzwesens auf der Versammlung teutscher Fürsten zu Weilsch. Er starb am 17. Febr. dieses Jahres, und wurde in der Domkirche neben seinem Bruder begraben *).

(Jaech.)

FRIEDRICH II., von Durneck, Fürstbischof zu Worms, 1427 — 1445, wurde als Dombischof nach der Resignation des Bischofs Eberhard III. von Sternberg zum Nachfolger gewählt. Er war im Rufe eines bescheidenen und ruhigen Mannes und suchte beim Antritte seiner Regierung Alles zu beilegen, was die zur Unruhe gereizten Bürger nur im Geringsten irritiren konnte. Schon nach vollendeter Feierlichkeit sprach er volle Amnestie aus. Er ließ sich von den Bürgern huldigen, und wählte aus den vorzüglichsten nach Gewohnheit den Senat. Da das Recht der Solterhebung unter seinen Vorgängern öfters Unruhen veranlaßt hatte, so überließ er diese Verwaltung ohne Nachtheil für seine Nachfolger dem Senate selbst, und behielt sich nur eine jährliche kleine Rente vor. Er wohnte am 12. Nov. 1430 zu Aschaffenburg dem vom mainzer Erzbischof Konrad veranfaßten Kirchenrathe bei und drang vorzüglich in seine Folgen, die wichtigsten Angelegenheiten Teutschlands auf die allgemeine Kirchenversammlung zu Basel zu befördern. Nach seiner Rückkehr suchte er die gesunkene Zucht und Ordnung der Weltgeistlichen sowohl, als der Mönche wieder herzustellen. Die verbündete Bewaffnung seiner Landknechte zum Untergange der Juden zerstreute er durch kräftige Maßregeln mit Unterstützung des mainzer Erzbischofs Konrad und anderer benachbarter Fürsten, wie des baseler Kirchenrathes selbst. Während er beschäftigt war, die Klöster Hochheim, Kirchgarten, Frankenthal und Fischbach zu wahrer Religiosität zu erheben, wurde er eingeladen, zu Trier die lange Zeit streitige Wahl für das Erzbisthum zwischen Aban von Helmslat und Udalrich von Manderscheid zu entscheiden. Nach gewonnener Kenntniß der Verhältnisse beider Candidaten machte er dem Streite durch Verleihung der erzbischoflichen Würde an Aban von Helmslat ein Ende. Ebenso wurde er im J. 1435 zur Entscheidung eines Streites zwischen dem mainzer Erzbischof Theoderich und dem Pfalzgrafen Ludwig veranlaßt; sein weiser Schiedsspruch bewirkte die Versöhnung und Herstellung der frü-

*) Wimpeling et Goltmannus, De episcopo Argentoratensi, p. 402. Schaller ad Koerigshoven p. 764. Würdwein, Nova subsid. dipl. VII, 100.

*) Hertzheim, Concilia Germ. T. III, p. 671. Schmeiss, Hist. episcop. Wormac. p. 382.

bern Freundschaft. Er empfand großes Vergnügen, vom Papste Eugen IV. selbst zu vernehmen, daß die Zwistigkeiten der griechischen Kirche mit der römischen auf dem Kirchentage zu Florenz 1439 gänzlich beigelegt seien. Da dieser Papst den Beschwerden der deutschen Nation nicht abhalf, so wurde zwar der Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix IV. gewählt; allein auf dem Reichstage zu Frankfurt 1441 schloß sich Bischof Friedrich II. an die Freunde Papst Eugen's IV., welche den Gegenpapst verwarfen, und Eugen gegen das Versprechen anerkannten, daß er bald eine allgemeine Kirchensynode zur Beseitigung der deutschen Beschwerden

den veranstalten wolle, welche jedoch nicht stattfand. Während er zu Heidelberg und Ladenburg bequeme und geräumige Residenzen erworben hatte, welche von seinem Nachfolger veräußert werden sollten, lebte er größtentheils in Ruhe durch die Entfernung von den wormser Bürgern. Er starb am 1. Mai 1443, wurde in die Domkirche begraben, und durch ein Denkmal der Nachwelt zur Erinnerung empfohlen*). (Jaech.)

*) Joannis Script. rer. Mogunt. T. I. p. 744—749. Brewer, Annal. Trevir. T. II. p. 376. Schannat, Hist. episcop. Wormat. p. 412.

Ende des neunundvierzigsten Theiles der ersten Section.

SBW 649811



